Ger 6077.2

No 6443

H. Künzel's
Geschichte von Hessen.

Motto.

Die Hessen sind außer den Friesen der einzige deutsche Volksschlag, der mit behauptetem alten Namen bis auf heute unverrückt an derselben Stelle haftet, wo seiner in der Geschichte zuerst erwähnt wird. Dies in seinem Beginne unvordenkliche, mit dem Volksgefühl verwachsene Einhaben angestammter Stätte ist ein Vortheil, aus welchem mehr als eine Tugend fließt. Jakob Grimm.

Georg I. der Fromme,

Landgraf von Hessen-Darmstadt.

Verlag von **Kohler & Comp.** in **München.**

Digitized by Google

Philipp der Grossmüthige,

Landgraf von Hessen.

Verlag von **Kohler & Comp.** in **München.**
Gedruckt von C. H. Schurich.

Geſchichte von Heſſen

insbeſondere

Geſchichte des Großherzogthums Heſſen und bei Rhein

in

Chronik- und Geſchichtsbildern, in einer Liederchronik aus dem Munde der Dichter, in Mundarten, Sagen, Volksliedern, in geographiſchen Bildern und geſchichtlichen Ueberſichten.

Ein hiſtoriſches Leſebuch für Stadt und Land, Schule und Haus in Heſſen,

geſammelt und dargeſtellt

von

Heinrich Künzel.

Mit den Statuen Philipps des Großmüthigen von Heſſen und Georgs I. von Heſſen-Darmſtadt, nach Scholl in Holzſchnitt.

Friedberg.
C. Scriba's Buchhandlung.
1856.

Sec 6977.1

HARVARD COLLEGE LIBRARY
JUL 28 1906
HOHENZOLLERN COLLECTION

Druck von H. Scriba's Buch- und Steindruckerei in Friedberg.

Digitized by Google

Seiner Großherzoglichen Hoheit

dem

Prinzen Karl von Hessen,

dem Kenner und Freunde

der vaterländischen Geschichte

in ehrfurchtsvoller Unterthänigkeit zugeeignet

vom

Verfasser.

Vorwort zur Geſchichte von Heſſen.

„Ohne Vaterlandsgeſchichte keine Vaterlandsliebe" hat vor nicht gar langer Zeit bei einer Feſtfeier ein ächtdeutſcher König geſagt. Sein Ausſpruch enthält eine tiefe Wahrheit, zu deren Lebendigmachung und Lebendigerhaltung im Herzen des Volkes ich durch das vorliegende heſſiſche Geſchichtsbuch nach Kräften das Meinige beizutragen verſuche. Zwar weiß ich recht gut, daß an ein ächtes Volksbuch dieſer Art Anforderungen geſtellt werden, die ſchwer zu erfüllen ſind. Vor allem habe ich, wie ich hoffe, den Kreis des Stoffes, der zur Erkenntniß der allſeitigen hiſtoriſchen Lebensentwickelung eines Volkes dient, namentlich ſeiner Geſinnung und Geſittung, durch eine ſorgfältige Berückſichtigung ſeiner Mundarten, Sagen und Volkslieder, durch die erſte Sammlung einer heſſiſchen Liederchronik, ohne einen früheren Vorgang dieſer Art, reichlich erweitert.

Während die vielen edlen und hochherzigen Fürſten des Heſſenlandes mit ihren Charactereigenthümlichkeiten, mit dem Segen, den ſie im Verlaufe vieler Jahrhunderte auf Land und Leute gebracht, als die Träger ihrer Zeit, die Mittelpunkte des ſtaatlichen Zuſammenhangs, als die Erhalter und Mehrer des Volks- und Landeskörpers, überall ehrfurchtgebietend in den Vordergrund treten; ſind die Eigenthümlichkeiten, die ſelbſtſtändigen Regungen des Volkes nach ihren verſchiedenen inneren Strömungen, vor allem aber die culturhiſtoriſchen Bezüge überall mit gleicher Liebe und Gebühr berückſichtigt worden, und auch aus den Sagen, Liedern und Mundarten tönen uns die

reinen und ungetrübten, wenn auch manchmal etwas derben Stimmen aus dem Volksgemüthe unmittelbar entgegen. Auch war es namentlich darauf abgesehen, überall die ehrenvolle Antheilnahme Hessens an Kunst und Wissenschaft, an Bildung und Gesittung, an den großen Ereignissen des deutschen Gesammtvaterlandes, an den Weltgeschicken hervortreten zu lassen; wie sich Fürsten und Volk in segensreicher Wechselwirkung immer bestrebt haben, mit treuem Anschluß an das Bestehende und Positive nicht die Letzten unter den deutschen Fürsten und Volksstämmen zu sein; wie Hessen, das Herz Deutschlands, die Scheide zwischen Nord und Süd, stets ein lebendiges Glied des großen Ganzen geblieben; wie viel geistige Anregung es im Verlaufe der Jahrhunderte von Außen empfangen, aber auch dafür dem Gesammtvaterlande und der Welt aus seinem Inneren wieder zurückgegeben hat; wie überall Fürsten und Volk Treue gehalten gegen sich selbst, gegen Kaiser und Reich, gegen einmal eingegangene Verpflichtungen und selbst gegen solche, die auferlegt wurden.

Das Buch gehört darum recht eigentlich dem Volke. Es bietet keine Geschichte in kritischer und zusammenhängender Darstellung; aber die „Uebersichten" bieten den rothen Faden, an den sich alle einzelnen Bruchstücke als ausgeführte historische Gemälde mit genauer Angabe ihrer Zugehörigkeit anreihen und so die verbindenden Zwischenglieder der nach dem Plane nothwendig entstandenen Lücken bilden. Das Buch bietet eine auserlesene Sammlung historischer Bilder im größeren Styl, die den Vorzug haben, daß sie die bedeutungsvollsten Ereignisse mit Lebensfrische vorführen, und dadurch eine größere und nachhaltigere Wirkung im Gemüthe hervorrufen. Es fehlte uns bis jetzt ein ächtes hessisches Historienbuch, aus welchem Jung und Alt die Geschichte des Stammes gerne lies't, Nachrichten über Land und Leute, von vordem schöpft, und sich an deren Tucht und Frömmigkeit, an deren Sitten und Gewohnheiten spiegeln, erbauen und aufrichten kann. Für den Einzelnen ist es schwer ein solches Buch abzufassen; trifft er auch den rechten Ton, so wird ihm die Bewältigung des Stoffes große Mühe verursachen. Die große

Zahl der Gebildeten, und ſie machen das Volk im edlen Sinne des Wortes aus, will keine Schattenriſſe, keine bloß farbloſen Ueberſichten und Abriſſe, keine ſtatiſtiſchen Skelete, keine trockenen kritiſchen Zuſammenſtellungen und Erörterungen; es will markige, farbenreiche, lebenswahre, friſche, ausgeführte Gemälde haben. In einer ſolchen Geſchichte braucht nicht jede Thatſache verzeichnet, nicht jedes Jahr vertreten zu ſein; ein einzelnes Bild genügt, um eine ganze Zeit zu characteriſiren. Der hiſtoriſche Sinn des Volkes haftet am Einzelnen, an Orten, Perſonen, Begebenheiten; dieſer Sinn will Fleiſch und Blut, Mark und Bein in der Geſchichte haben. Dieſem in der Gegenwart lebhaft gefühlten Bedürfniſſe der Jugend und des Volkes in den verſchiedenſten Lebenskreiſen entgegen zu kommen und es zu befriedigen, war die Hauptaufgabe, die das Werk zu löſen ſuchte.

Den vielen verehrten Männern, die mich mit Rath und Beiträgen ſo nachhaltig und uneigennützig unterſtützten, meinen Dank, der eben ſo warm, aufrichtig und anerkennend iſt, wenn auch ihre Namen nicht einzeln genannt werden, die ſich dafür unter ihren Beiträgen eingetragen finden. Die Vollendung des Druckes nahm mehr Zeit in Anſpruch, als von Anfang an vorgeſehen war; die Verzögerung that indeſſen der gewiſſenhaften Durchführung des Ganzen keinen Abbruch. Die Druckfehler, die ſich durch die Entfernung vom Druckort eingeſtellt, ſind, ſo weit es noch möglich war, verbeſſert worden. Mit aufrichtigem Dank müſſen wir bekennen, daß das Buch eine freundliche Theilnahme überall gefunden; wir geben dagegen die Verſicherung, daß wir uns bei der zweiten Auflage bemühen werden, ihm eine immer würdigere innere Ausſtattung zu geben, zu verkürzen oder zu entfernen, wo es bereits jetzt ſchon nöthig erſcheint, und dafür Wichtigeres an die Stelle zu ſetzen. Namentlich gilt dies in Bezug auf Rheinheſſen.

Und ſo ſei die heſſiſche Geſchichte in der vorliegenden Geſtalt den Stammgenoſſen in Liebe übergeben, die auch ihren Werth erſehen und das noch in dieſer Ausgabe Mangelhafte entſchuldigen möge. Das Buch möge dazu beitragen, das Verſtändniß der Vergangenheit zum friſchen lebendigen Bewußt-

ſein der Gegenwart zu bringen; die geſchichtliche Erkenntniß und die Entwickelung des hiſtoriſchen Sinnes in der Jugend und dem Volke zu einem immer entſchiedneren Vorzug unſerer Zeit zu machen, der darin beſteht, die Eigenthümlichkeit vergangener Zeiten in ihrem ſcharfen Unterſchied von der Gegenwart anzuſchauen; es möge vor Allem dazu beitragen, daß ſich alle Landesangehörige in dem Beſitze deſſen, was ihnen im Laufe der Zeiten durch die Gnade des lebendigen Gottes zu Theil geworden und in den Zuſtänden, in welche ſie durch geſchichtliche Entwicklung verſetzt worden ſind, glücklich, zufrieden und ſtark fühlen.

Darmſtadt am Vorabende vor Oſtern des Jahres 1856.

Heinrich Künzel.

Ueberſicht des Inhalts.

Erſtes Buch: Geſchichts- und Chronikbilder.

	Seite
Die Chatten. Aus der Germania des Tacitus	3
Die Heſſen. Nach J. Grimm	4
Die Thüringer und die Heſſen. Von E. M. Arndt	10
Die Kurheſſen. Von G. Landau	11
Trachten, Sitten und Glauben in Kurheſſen	13
Oberheſſiſche Trachten im Großherzogthum. Von Duller	17
Die Odenwälder. Nach Jäger	20
Der Rheinheſſe. Nach Heſſe und Andree	21
Von der Mäßigkeit der Heſſen und zuvörderſt von ihres Lebens uffenthalt im eſſen vnd trinken. Aus Dielichs Heſſiſcher Chronik. 1608	23
Character, Sitten und Gebräuche, wie Sprache der Heſſen. Von Walther.	24
Sitten und Gebräuche in der Provinz Starkenburg. Von G. Kauth	40
Alte Sprüchwörter der Heſſen. Von Nebel	49
Hünenringe und Freiſteine in Heſſen. Von G. von Meyer	55
Die Befeſtigungen der Deutſchen und Römer am Rhein und in Heſſen. Von G. von Meyer	63
Das römiſche Mainz. Von C. Dilthey	71
Die Römer im Odenwalde. Von Fr. Knapp	94
Der große Pfahlgraben. Von Ph. Dieffenbach	101
Der uralte heidniſche Glaube in Heſſenland. Von Ch. von Rommel	109
Die alten Gauen in Heſſen. Von Fr. Rehm	113
Bonifacius, der Apoſtel der Deutſchen. Von Neander	116
Das Kloſter zu Fulda und der Abt Sturm. Von Neander	119
Das Kloſter Lorſch. Von A. L. Grimm	121
Hermann I., Landgraf zu Thüringen und Heſſen. Von G. Simon	126
Die heilige Eliſabeth. Von G. Simon	153
Die St. Katharinenkirche zu Oppenheim. Von F. H. Müller	141
Heinrich I., das Kind. Von Ch. von Rommel	146
Das erſte Heſſiſche Wappen. Von Ch. von Rommel	153
Das Heſſiſche Wappen vom 14. bis 18. Jahrhundert. Von Günther	154
Der rheiniſche Städtebund. Von Arnold	154
Die Rittergeſellſchaften in Heſſen. Nach Landau und Rommel	164
Das Turnier zu Darmſtadt. 1403. Von Münſter	172
J. Gutenberg und Peter Schöffer von Gernsheim. Von H. Künzel	173
Die alten Grafen von Katzenellenbogen. Von Ch. von Rommel	177
Polizeiordnung in Heſſen, den Luxus betreffend im Jahre 1500	181
Der Reichstag zu Worms. 1521. Von Th. Schacht	182
Fr. von Sickingen vor Darmſtadt. 1512. Von Ch. von Rommel	188
Die Synode zu Homberg. 1526. Von Ch. von Rommel	192
Philipp des Großmüthigen Tod und Character. Von Ch. von Rommel	197
Herrn Landgraf Philipp's Teſtament	199
Das Franckenſteiner Eſelsleben. Von H. B. Wenk	204
Landgraf Ludwig V. beim Papſt Paul V. Von L. Baur	206
Ein fürſtlicher Mäßigkeits-Verein des 17. Jahrhunderts. Aus Büchners Chronik	209
Geſchichte der Univerſität Gießen. Von Nebel	212
Stiftung des Gymnaſiums zu Darmſtadt Von C. Dilthey	214
Guſtav Adolf am Rhein. Von K. Wagner	218
Die Gräuel des dreißigjährigen Kriegs in Heſſen	220
Anna Sophia von Heſſen, Dichterin geiſtlicher Lieder. Von Ch. W. Stromberger	227
Das Glockenſpiel zu Darmſtadt. Von E. Pasque	229
Das Herenweſen in Heſſen. Von W. G. Soldan	231

	Seite
Der Hexenthurm zu Lindheim. 1650. Von G. W. F. Wagner	233
Die Here Else Schmidt im Buſecker Thal. Von Soldan	236
Die Franzoſen in Worms. 1688. Von G. Lange	238
Die Waldenſer in Heſſen. Von F. Bender	242
Landgraf Ernſt Ludwig und die Alchemie. Von H. Kopp	248
Die Parforce-Jagden unter Ludwig VIII. Von C. F. Günther	255
Aus dem Jagdbuche von Rautenbuſch	257
Schatzgräber am Frankenſtein. 1763. Von H. E. Scriba	258
Ludwig VIII. und die Zigeuner. Von W. O. von Horn	260
Ludwig IX. zu Pirmaſens. Von Ph. Bopp	262
Fr. K. von Moſer, M. Claudius und die Landescommiſſion zu Darmſtadt	277
Die Braunshardt. Von C. Merk	282
Die Heſſen in Nordamerika. Von Fr. Löher	284
Der Bäcker Ch. Ludwig von Gießen in Nordamerika. Von Fr. Löher	286
Ludewig I. und die Ludewigsſäule zu Darmſtadt. Von H. Künzel	287
E. Ch. Fr. A. Schleiermacher. Von K. Wagner	298
Abt Vogler und ſeine Schüler. Von H. Künzel	301
Das Theater zu Darmſtadt. Von Dismas Fuchs	304
Die Koſacken und Franzoſen in Darmſtadt. Von Fr. Ritſert. 1813.	309
Die Feldzüge des Prinzen Emil. Von Haneſſe	313
Rückzug der Heſſen aus Rußland. Von Peppler	317
Das Verfaſſungswerk in Heſſen. Von P. D. Floret	329
J. Liebig und die Gießener Schule der Chemie. Von C. Kopp	334

Zweites Buch: Heſſiſche Liederchronik.

	Seite
Das Lied von den blinden Heſſen. Von Ch. Tenner	343
Druſus Tod. Von C. Simrock	343
Die Donnereiche bei Geismar. Von P. H. Welker	343
Das Mainzer Wappen. Von G. Görres	344
Rheinſage von E Geibel	344
Die wiedergefundene Tochter. Volkslied.	344
Eginhard und Emma. Von Gruppe.	345
Aus dem Nibelungenlied	353
Ludwig des Frommen Tod. Von A. von Stolterfoth	356
Ludwig der Springer. Von B. Lindner	357
Heinrich IV. in Bingen. Von A. von Stolterfoth	358
Ludwig der Eiſerne. Von H. Ch. Pfitz	359
Ludwig des Eiſernen Mauer. Von W. Muller	364
Landgraf Ludwigs Auferſtehung. Von Th. Oelkers	365
Landgraf Ludwig und der Löwe. Von C. Bechſtein	365
Ludwig des Heiligen Abſchied. Von A. Bube	365
Die heilige Eliſabeth. Volkslied.	366
Eliſabeths Roſen. Von L. Bechſtein	366
Der Mantel der heiligen Eliſabeth. Von K. G. May	367
Der heiligen Eliſabeth Handſchuh. Von A. Bube	367
St. Eliſabeth. Von J. N. Vogl	368
Der Mäuſethurm. Von Rollenhagen	369
Der Mäuſethurm. Von A. von Stolterfoth	369
Luginsland. Von H. Künzel	370
Heinrich Frauenlob. Von A. Grün	370
Frauenlob. Von Simrock	371
Otto der Schütz. Von Simrock	371
Otto der Schütz. Von Kinkel	372
Gutenberg. Von W. Zimmermann	374
Das Bild zu Gernsheim. Von W. Treunert	375
Kaiſer Maximilian. Von C. von Rappard	376
Der reichſte Fürſt. Von J. Kerner	377
Der Reichstag zu Worms. Von Fröhlich	377
Die Lutherſulme bei Worms. Von Fr. Otte	379
Lauſen. Von Hauch	379
Ain ſchön news Lied	380
Aus dem Leben Philipps des Großmüthigen. Von H. Künzel	381
Klagelied Philipps. Volkslied	386
Zu Ketten aufhangen. Von A. Kopiſch	386
Aus der heſſiſchen Reimchronik	387
Landgraf Georg I. und der Eichenzweig. Von K. Buchner	391
Das Eichenreis Landgraf Georg I. Von H. Künzel	392
Ludwig V. der Gelehrte. Von E. Pasque	392
Die vierhundert Pforzheimer. Von E. Brauer	396
Landgraf Georg II. und das Gymnaſium zu Darmſtadt. Von K. Buchner	397
Der Sturm auf Alsfeld. Von K. Buchner	397
Prinz Friedrich II. von Heſſen-Homburg bei Fehrbellin. Von Fr. Curtius	399
Ludwig VI. und das Glockenſpiel zu Darmſtadt. Von Ernſt Pasque	400
Ludwig VIII. oder die Begegnung bei Heuſenſtamm. Von K. Buchner	401
Ludwig VIII. Tod Von H. Künzel	403

	Seite
Die Heſſen auf der Breſche von Bajadoz in Spanien. Von G. Maurer.	403
Das Lied vom Prinzen Emil. Von H. Künzel	406
Prince Emilius of Hessen-Darmstadt. Von R. M. Milnes	406
Prinz Emil. Von H. Künzel	407
Romanze vom Prinzen von Homburg. Von M. von Schenkendorf	409
Valet an's liebe Vaterland. Von K. Baur	409
Ludewig I., Großherzog von Heſſen. Von K. Baur	410
Die Ludewigsſäule am 14. Juli 1853. Von H. Künzel	411
Die Ludewigsſäule. Von Drärler-Manfred	411

Drittes Buch : Mundarten.

I. Oberheſſen.

	Seite
Der Vogelsberg	415
Brief eines Vogelsberger Soldaten	416
Volksliedchen	417
Schlafliedchen	417
Der Schlitzer Veteran	417
Der Fleiſchträger Römer	418
Der Dorfnachtwächter	425
D's Läidche von d'r Wearreray	427
D's Ammiche, mei(n) Schätzi	428
Hannes eann Mädleene	429
Owedläidche vom Bräuem führſch Ammiche	430
D's Männche uff'm Aſt	431
Owedläidche von 'm Läibhoawwer	431
Sagen aus der Umgegend von Staden	432
Kinderliedchen und Kinderreime aus der Wetterau	434
Liedchen beim Anblick eines Storchs	434
Liedchen beim Anblick eines Raben	434
Saſt Saft Sinn	435
Droß droß drill	435
Batſche batſche Kichelche	435
Volksliedchen	435
Liedchen beim Loskloppen der Weidenpfeifen	435
Räthſeln	436
Es ſoll ſich hallers Kainer mit der Lieb abgewe	436
Des Kränzi	436
Der Fuchs und der Wolf	438
Proben der Hinterländer Mundart	438

II. Starkenburg.

	Seite
Die weiße Fraa im Schloß zu Dammſtadt	441
Ich wollt' e Bäämje ſtatje	441
Darmſtädter Localpoſſen von E. Streff.	
1) Aus des Burſchen Heimkehr	442
2) Aus dem Datterich	457
Mundart der Bergſtraße.	
Kinderlied	473
Frühlingslied	473
Mundart des Odenwaldes.	
Bemerkungen über Frack, Hut und Kappe	473
Tanzreime aus Lindenfels	474
Reeſe-Rapport vumme Oorewäller Bauer	475
Geſpräch zwiſchen einem Forſtmeiſter und einem Bauer	476
Geſpräch zwiſchen Hans Odel und Hans Jörg	477
Idiotismen und charakteriſtiſche ſprüchwörtliche Redensarten der Provinz Starkenburg	478

III. Rheinheſſen.

	Seite
E Stickelche	480
Der wandernde Zwerg	481
Das Landmädchen in der Stadt	481
Mundarten von Mainz.	
Der Meenzer Mench	482
Gloſſen eines Bauern über Gutenbergs Monument	483
Jergels Geburt	485
Die Standeswahl	486
Der Bauer nach der Kur von Wiesbaden	487
Die Kinderzuchl	489
Der Gang auf den Markt	490
Das Mühlrad	492
Meenzer Localpoſſen. Von C. Weiſer.	
1) Aus Meiſter Oehlgrün und ſeine Familie	493
2) Aus „Heirathsantrag im Wochenblatt“	501
Der Mainzer Lauerkarcher	505
Das Factum	507

Viertes Buch : Heſſiſche Sagen und Volksſchwänke.

Seite
Einleitende Bemerkungen 511

I. Sagen aus Oberheſſen.

Seite
Die Fürſtinnen von Schotten. Von W. von Cleberg 515
Der alte Kaß. Von W. von Cleberg . 517
Oſmunde von Ilbeshauſen. Von W. von Cleberg 520
Die ſteinerne Frau in Herchenhain. Von W. v. Cleberg 521
Ulrich Mull. Von W. von Cleberg . . 522
Der Nießgeiſt von Grünberg 523
Er denkt ſein Theil. Von Wiegand . 524
Die Görgskirche von Elbenhauſen. Von W. von Cleberg 525
Die ſieben Ahorne. Von W. von Cleberg 526
Der wilde Stein bei Altenſchlirf. Von W. von Cleberg 526
Das Mädchen von Schlitz. Von W. von Cleberg 527
Der Riedeſel Name. Von Wolf . . . 527
Die Lahn hat gerufen. Von Wolf . . 528
Die Teufelskanzel in Hangelſtein. Von Wolf 528
Die vermauerte Thüre. Von Wolf . . 528
Die treue Frau von Dalwigk. Von Wolf 528
Der Hausbrg bei Butzbach. Von Wolf 529
Die beiden Schweſtern. Von Wolf . 529

II. Sagen aus Starkenburg.

Seite
Walter von Birbach. Von Simrock . . 531
Der Herrgottsberg bei Darmſtadt. Von Wolff 531
Die Teufelskralle auf dem Herrgottsberg. Von A. Rodnagel 532
Drei Brunnen bei Darmſtadt. Von Wolf 533
Das Gewölbe auf dem heiligen Kreutzberg bei Darmſtadt. Von Wolf. . 533
Der Schatz im Schloß zu Darmſtadt. Von Wolf 533
Der Hort im Fürſtenſchloß. Von C. Merk 534
Das Schloß zu Darmſtadt. Von Wolf 535
Der ungetreue Baumeiſter. Von C. Merk 535
Erſcheinungen im Schloß zu Darmſtadt. Von Wolf 536
Feuerbeſchwören. Von Wolf 536
Das Zauberhorn. Von Wolf. 536
Der Advocat und der Teufel. Von Wolf 537
Wie einmal der Teufel von einem Heſſen geprellt wurde. Von Wolf . . . 538
Der Griesheimer Kukuk. Von Wolf . 538
Das Schatzheben bei Niederbeerbach. Von Wolf 539
Ritter Georg von Franckenſtein. Von H. E. Scriba 540
Georg von Franckenſtein. Von A. L. Grimm 541
Schätze im Auerbacher Schloß. Von Wolf 542
Felſenmeer und Rieſenaltar. Von Wolf 543
Das Ballſpiel auf dem Felſenmeer. Von H. Künzel 543
Die Zauberpfeife bei Lorſch. Von Wolf 543
Die Muttergottes zu Dieburg. Von C. Scriba 545
Die Knodener Kunſt. Von Wolf . . 545
Der Siegfriedsbrunnen bei Graſellenbach. Von Wolf. 546
Der Burggeiſt Rodenſtein. Von A. L. Grimm 546
Deutſchlands Wächter. Von W. Müller 547
Nächtliche Reiter. Von Wolf. . . . 547
Die wilde Jagd auf dem Schnellerts. Von Wolf 548
Der Geiſterwagen. Von Wolf . . . 548
Des Rodenſteinees letzter Auszug. Von Wolf 549
Der Kornweg. Von Wolf. 549
Der Wildeweibchenſtein. Von Wolf . 549
Der Landſchade. Von W. Genth . . 550
Der letzte Hirſchhorn. Von Vogt . . 550
Die drei Schwäne. Von Henſel. . . 551

III. Sagen aus Rheinheſſen.

Seite
Die goldene Luft zu Mainz. Von Fr. Rückert 554
Der arme Spielmann. Von G. Görres 554
Die Zaubergans zu Worms. Von Tendlau 555
Rabbi Juda Chaſid's Mauer zu Worms. Von Tendlau 556
Das Fenſter in Oppenheim. Von Wolf 557
Reiſe nach Venedig. Von Wolf. . . 557
Giſela. Volkslied 558
Die Legende vom heiligen Rupert. Von Louiſe von Plönnies. 559

Fünftes Buch : Heſſiſche Volkslieder.

I. Oberheſſen.

	Seite
Es ſteht ein Wirthshaus an der Lahn	563
Der Ritter und die Königstochter	563
Vom plapperigen Junggeſellen	564
Die drei Weiſen aus Morgenland	564
Vom jüngſten Tage	564
Feinstieb im Grab	565
Der Abſchied	565
Marias Wanderung	565
Falſcher Sinn	566
Liebesſchmerzen	566
Die Müllerin	567
Jungbrunnen	567
Der Kukuk als Liebesbote	568
Das kriegeriſche Mädchen	568
Abſchied	568
Der Schäfer und der Edelmann	569
Drei Röſrlein	569
Was ich möchte	569

II. Odenwald.

	Seite
Der Baum im Odenwald	570
Lenore	570
Sanct Catharina	571
Die Auswanderer	571
Der Tannenbaum	572
Des Müllers Töchterlein	572
Die Mordwirthin	572
Treu und Falſch	573
Die Leineweber	573
Alte Liebe roſtet nicht	574
Kurzer Beſcheid	574
Schäferleben	574
Liebeskummer	575
Mädel ruck, ruck, ruck	575
Bergmannslied	576
Die Graſerin	576
Das Mühlrad	577
Der todtwunde Knabe	577
Liebeskummer	577

III. Rheinheſſen.

	Seite
Die Kindesmörderin	578

IV. Starkenburg.

	Seite
Lied der Heſſen-Darmſtädter als dieſelben 1813 die Franzoſen aus Frankfurt vertrieben	569
Rheinweinlied von Claudius	579
Abſchied	580
St. Hubertus	580
Kloſterleben	581
Waldvöglein	581
Soldatenlied von 1813—1815	581
Der Deſerteur	582
Das goldne Ringlein	582
Der Jäger	583
Die Nonne	583
Die Jüdin	584
Der treue Knabe	584
Straßburg	585
Müllertücke	585
Es wär eine Schande	586
Die junge Schnur und die alte Schwieger	586
Die arme Seele	587
Die ungetreue Braut	587

Sechſtes Buch : Geographiſche Bilder.

	Seite
Flächeninhalt des Großherzogth. Heſſen nach der neueren Kreiseintheilung	592
Uebersicht der Bevölkerung des Großherzogthums Heſſen nach der Zählung im December 1852	592
Allgemeine geognoſtiſche Verhältniſſe des Großherzogthums Heſſen. Gebirge und Gewäſſer. Von Dr. Fr. Volß.	595
Allgemeine geognoſtiſche Verhältniſſe des Großherzogthums. Von Dr. Fr. Volß	603
Das Verbreitungsgebiet des Baſalts in Heſſen. Von Fr. Becker	605
Vegetationsverhältniſſe des Großherzogthums Heſſen. Von G. Schnittſpahn	606
Die Induſtrie des Großherzogth. Heſſen. Nach Denninger	614

	Seite
Die Heſſiſche Induſtrie im Jahre 1854 auf der Induſtrie-Ausſtellung zu München. Von Wieck in Leipzig	617
Skizzen aus dem Hinterland. Von Dr. L. Glaſer	619
Die Burg Friedberg. Von Günther	624
Der Odenwald. Gedicht von K. H. Hofmann	624
Der Odenwald. Gedicht von C. Seriba	624
Auf der Bergſtraße. Von Fr. Kugler	625
Sonntags am Rhein. Von R. Reinick	625
Der Main. Von K. Buchner	626
Heſſens Höh'n	626
Die Lahn. Von A. Henninger	626
Die Weſer. Von Fr. Dingelſtedt	627
Das Flüßchen Darm. Von K. Baur	627

Siebentes Buch: Geſchichte Heſſens in Ueberſichten.

Von H. Künzel.

	Seite
Heſſen unter den Römern	631
Heſſen unter den Franken, unter eignen Grafen und Herren	634
Heſſen unter den Landgrafen von Thüringen	638
Heſſen unter eignen Landgrafen aus brabantiſch-heſſiſchem Geſchlechte	639
Landgraf Philipp der Großmüthige	642
Die Landgrafſchaft Heſſen-Darmſtadt	647
Das Großherzogthum Heſſen unter ſeinen drei erſten Großherzogen	656

Erstes Buch.

Geschichts- und Chronikbilder.

Die Chatten.

Aus der Germania des Tacitus.

(Capitel 30 und 31.)

(30) Weiterhin beginnt vom Hercynischen Walde der Chatten Gebiet, nicht so flach und sumpfig wie die meisten andern im weiten Germanien umher; denn es ziehen sich Hügel hindurch, die sich allmählig verflachen, und der Hercynische Wald begleitet zugleich und verläßt seine Katten. Das Volk hat ausdauernde Leiber, nervigten Gliederbau, trotzige Gesichter und größere Lebhaftigkeit des Geistes; für Germanen viel Verstand und Gewandtheit. Davon zeugt die Erwählung von Befehlshabern, der Gehorsam gegen Obere, die Kenntniß der Schlachtordnung, die Wahrnehmung der Gelegenheiten, der Aufschub des Angriffs, die Anordnung der Tagesgeschäfte, die Verschanzung zur Nachtzeit und der Grundsatz, nicht auf's ungewisse Glück, sondern auf Tapferkeit zu bauen; endlich, was das Seltenste und nur der römischen Kriegszucht eigen ist, das Höherachten des Feldherrn als des Kriegsheeres. Ihre Hauptmacht besteht im Fußvolke, welches sich nebst der Rüstung noch mit Eisengeräth und Mundvorrath belastet. Die übrigen Germanen möchte man sagen, ziehen zum Schlagen, die Chatten zum Kriegführen aus. Selten Streifzüge und zufällige Scharmützel. Wirklich schickt es sich mehr für die Reiterei, schnell den Sieg zu erkämpfen, schnell zu weichen. Hastigkeit nähert sich mehr der Furcht, Bedachtsamkeit dem Muthe.

(31) Eine Sitte, die auch bei andern Völkerschaften Germaniens, doch nur selten, und nur bei einigen Kühnherzigen angetroffen wird, ist bei den Chatten allgemein geworden, daß sie von erster Mannbarkeit an, Bart und Haupthaar wachsen lassen, und erst wenn sie einen Feind erlegt haben, die gelobte, der Tapferkeit geweihte Bekleidung des Antlitzes ablegen. Ueber Feindesblut und Kriegsbeute enthüllen sie das Angesicht, und dann erst glauben sie die Schuld des Daseins abgetragen zu haben, dann erst des Vaterlandes und der Aeltern würdig zu sein. Feigen und Unkriegerischen bleibt die Entstellung. Die Tapfersten tragen überdies einen eisernen Armring, (eine Schmach bei diesem Volke) gleichsam als Fessel, bis sie sich durch Erlegung eines Feindes lösen. Den meisten Chatten behagt diese Tracht: sie ergrauen in diesem Schmucke, der sie von Freund und Feind kenntlich macht. Bei ihnen steht in jeder

---

Cajus Cornelius Tacitus, der römische Geschichtsschreiber, hat uns in seiner Germania oder in der Schrift „de situ et moribus Germaniae" den ältesten geschichtlichen Bericht über das deutsche Volk hinterlassen. Er lebte bis in das Jahr 117 nach Christi Geburt, bis zu Ende der Trajanischen Regierung. Die deutsche Nation darf sich vor andern glücklich schätzen, eine so getreue, anziehende und geistreiche Schilderung ihrer ursprünglichen Sitten und Lebensweise als Ehrendenkmal ihrer Atwordern von einem großen Meister aufgestellt, zu besitzen. Was den größten Geschichtschreiber der Römer bewog, dieses herrliche Werk zu schreiben, war nicht nur die Achtung für ein noch unverdorbenes Volk, in welchem er die erstorbenen Tugenden der Vorfahren seiner eigenen Nation erkannte, sondern er leistete damit auch seinem Vaterlande einen wichtigen Dienst. Seit mehr als zweihundert Jahren war das römische Volk mit den Germanen in Berührung gekommen, theils in feindselige durch schwere Kriege, theis in friedliche durch Handelschaft, und dieses Land war bereits in politischer Rücksicht für die Römer höchst wichtig geworden. Germaniens Lage, Sitten und Völkerschaften zu mißkennen, ihre Tapferkeit gering zu schätzen, und sie als Feinde zu verachten, war staatsgefährlich, und da unter Trajans Regierung Manche einen Krieg gegen die Germanen wünschten und anriethen, so war es Zeit, daß Einer auftrat, der ihnen die Augen öffnete.

Schlacht der Angriff; ſie bilden immer des Vordertreffens gräßlichen Anblick. Denn nicht einmal im Frieden mildert ſich ihr Ausſehen. Keiner hat heut noch Aecker, noch einige Beſchäftigung: wo ſie hinkommen, leben ſie von Andern, Verſchwender fremden Guts, Verächter des Eigenthums, bis endlich kraftloſes Alter ſie der ſo rauhen Tapferkeit unfähig macht.

Die Heſſen.

Nach Jakob Grimm *).

Die Heſſen ſind, außer den Frieſen, der einzige deutſche Volksſchlag, der mit behauptetem altem Namen bis auf heute unverrückt an derſelben Stelle haftet, wo ſeiner in der Geſchichte zuerſt erwähnt wird. Denn wenn ſchon der Sueven Name aus frühſter Zeit fortbeſteht, ſind doch ihre Sitze weiter geſteckt und veränderlicher geweſen. Dies in ſeinem Beginne unvordenkliche, mit dem Volksgefühl verwachſene Einhalten angeſtammter Stätte iſt ein Vortheil, aus welchem mehr als eine Tugend fließt. Auch die Heſſen, gleich den übrigen Deutſchen, müſſen einmal in ihre Landſtriche eingewandert ſein; aber wann, und unter welchen Umſtänden es geſchah, weiß die Geſchichte nicht, nur reicht ihre Ankunft lange hinaus über Cäſars Zeit, der die erſten, von den Chatten ausgewanderten Bataven bereits auf der Inſel des Niederrheins kennt.

Die Chatten ſind ein hochdeutſcher, zu den Sueven noch gehöriger Volksſtamm. Ich will dafür einen Beweis aus unſcheinbarer Volksſage führen, den ich nicht gering ſchätze. Noch heute nennt man in ganz Deutſchland, ohne zu wiſſen warum, beide, die Heſſen und Schwaben „blinde," und wer etwas nicht geſehen hat, das Andern in die Augen fiel, wird auf der Stelle „ein blinder Heſſe" geſcholten. Beſonders iſt dieſe Schelte den ſächſiſchen oder weſtphäliſchen Nachbarn der Heſſen zur Hand; ich finde aber auch, daß die Niederſachſen im 16. Jahrhundert den Heſſen den Beinamen „Hundheſſen" ertheilten, was man auf den hundähnlichen Löwen der heſſiſchen Fahnen bezog. Ein Müller zu Aſſoltern nannte die heſſiſchen Soldaten im Jahr 1622 „blinde Hundeheſſen, Schelme, Diebe und Räuber." Süddeutſchen und Schweizern müſſen die Schwaben herhalten: „blinder Schwab" iſt ſchweizeriſches Sprichwort. „Ei iſt es wahr," heißt es in Neſſlen's Vetter aus Schwaben (S. 166), „daß die Bauern in Schwaben zehn Tage blind bleiben nach der Geburt? Mein Großvater ſagte mir's, er war in Schwaben einmal gar lange in Quartier." Leonhard Thurneiſer, der bekannte Baſeler Arzt, ſchreibt im Jahr 1584: „Schwäbiſche Art; welches Geſchlecht der Menſchen nach der Geburt, wie man vermeint, neun Tage als die Hunde blind liegen ſollen." Was ſo tief in Scherz und Ernſt des Volks wurzelt, kann nicht anders ſein als uralt, und ich zweifle nicht, daß im dreizehnten und neunten Jahrhundert dieſelben Redensarten, vielleicht nur verſchieden gewendet und ausführlicher entwickelt aus dem Munde der Leute gingen.

Wie ſie nun deuten? Schon Möſer läßt die Frage aufwerfen und nicht uneben beantworten **). Es konnte ſelbſt Römern, die den Namen Chatti oder Catti hörten, einfallen ihn mit catus, catulus, catellus und catta zu vergleichen. Ich weiß nicht, wenn zuerſt in unſerm Mittelalter aus Melibocus, bei Ptolemäus *τὸ μελίβοκον ὄρος*

*) „Geſchichte der deutſchen Sprache von Jakob Grimm. Leipzig 1848. Zweiter Band 565."

**) Möſers Werke 5, 26: Ich weiß nicht, wie die Rede eben auf die blinden Heſſen fiel, als Jemand ſagte, wohee es doch in aller Welt kommen möchte, daß man die Heſſen blind nennt, da doch dieſe Nation gewiß eine der ſcharfſichtigſten in Deutſchland ſei? „O, rief der alte Präſident von Z... aus, das will ich Ihnen wohl ſagen: die Heſſen hießen ehemals Katten oder Chazzen, woraus zuletzt Heſſen geworden; und es iſt ſicher eine Anſpielung auf die blinde Geburt der Katzen, daß man die Heſſen mit jenem Sobriket beehrt hat, welches jetzt, da die Heſſen nicht mehr Chazzen heißen, ganz wegfallen ſollte. Wahrſcheinlich haben die Cherokee, die mit den Katten in beſtändigem Kriege lebten, jenes Sobriket zuerſt aufgebracht."

die Vorſtellung Cattimelibocus und der deutſche Name der Grafen von Katzenellenbogen ſich erzeugte, in deren Gebiet ein Malchenberg (mallobergus) dieſe Anwendung erleichterte, in deren Fahnen, wie in alten heſſiſchen, der Löwenhund war*). Dieſer Einklang erklärt aber bloß den heſſiſchen Namen, nicht den ſchwäbiſchen. Es iſt an ſich völlig unwahrſcheinlich, daß aus dem lateiniſchen Witz die deutſche Sage und Schelte, die Schwaben und Heſſen in Gemeinſchaft ſchon auf ſich nehmen dürfen, entſprungen ſei.

Sicherſten Aufſchluß gewährt uns alſo der Mythus von den Welfen, der ſich unter Baiern, Schwaben und Heſſen, wie wir ſehen, wahrſcheinlich auch bei Skiren und Rugiern, in wechſelnder Ueberlieferung ſeit uralter Zeit entfaltet hat. Er ſcheint mir hochdeutſcher Abkunft volles Zeichen. Die an manchen Orten vortauchende Sage meldet von drei, ſieben, zwölf auf einmal gebornen Knäblein, die, weil ſich ihre Mutter fürchtete, oder eine böſe Schwieger es gern tödtete, ausgetragen oder erſäuft werden ſollten, durch Dazwiſchenkunft des Vaters aber, dem man ſie für blinde Welfer angab, zur rechten Stunde gerettet wurden. Hiernach empfangen ſie den Namen Welfe, Hunde oder Eitelwelfe, Eitelhunde und werden Stammherrn berühmter Geſchlechter. Auch die Abweichung kommt vor, daß man die neugebornen Drillinge dem Prieſter ſpöttiſch als Hunde oder Welfer zur Taufe dargetragen habe. Mir ſcheint nun, daß ein ſolcher Mythus ſchon in älteſter Zeit von einem Urahnen der Sueven, Heſſen und Baiern umging, und der ihm angewieſene Name ſich nicht nur in ſeinen Söhnen und Nachkommen, mit ſagenhafter Verſchiedenheit wiederholte, ſondern auch in natürlicher Anwendung auf das geſammte Volk fortübertragen wurde, und bei dem Volke blieb zuletzt der Vorwurf welfiſcher Blindheit hängen. Es mag ſein, daß das Alterthum zugleich von einem wirklich blind gebornen Helden, wie ſonſt von Stummen oder Tauben zu erzählen wußte, dem nachher Augen und Zunge gelöſt wurden, und der dann um ſo gewaltiger erſchien**); ein ſolcher kann davon den Namen Wolf, Welfo, wie der longobardiſche Lamiſſio von der „lama“ (piscinia), in welche er ausgeſetzt war, erhalten haben. Huelf bezeichnet eigentlich catulus, wird aber gleich dieſem auf die blindgebornen Jungen der Löwen, Wölfe und Katzen erſtreckt, und weil durch Abſtumpfung der Form Huelf in Wolf ſcheinbare Aehnlichkeit mit Witz hinzutrat, ſo begreift es ſich, daß in hochdeutſchen Heldenſagen auch der Wolf eine große Rolle ſpielt. In ſolchem Sinne werden alſo die Wolfungen den Welfen identiſch, und Wolfdietrichs Name findet die Nebendeutung, daß er als neugebornes Kind von einem Wolf in den Wald getragen wird. Im Wappen ſchwäbiſcher und heſſiſcher Geſchlechter konnten ſich die Welfer von ſelbſt zu Löwen umgeſtalten, wo nicht Hunde und Wölfe ſchon im Namen blieben, wie bei den heſſiſchen Hunden von Holzhauſen und Wölfen von Gudenberg. Mit dieſer Uebereinkunft heſſiſcher und ſchwäbiſcher Sagen und Namen iſt, wie mich dünkt, jene uralte Gemeinſchaft der Chatten und Sueven nicht wenig beſtärkt worden. Sie rechtfertigt ſich durch die bald freundliche, bald feindliche Berührung, in welche ſchon zu Cäſars Zeit und nachher ſolche ſueviſche Chatten ihre öſtliche Lage mit den niederrheiniſchen Sigambern und den Cheruskern zwiſchen der Weſer und der Elbe brachte. Was den älteren Schriftſtellern hier noch Sueven heißt, geht allmählig in den genaueren Namen der Chatten über. Sueven und Sigambern waren es, die römiſch geſinnten Ubiern feindlich entgegen traten. Als 12 Jahre vor Chriſti Geburt Druſus durch das Land der Sigamber, die damals mit den Chatten überworfen waren (Dio Cass. 54, 23), bis zur Weſer gedrungen war, ſcheint dieſe Gefahr die Deutſchen ſchnell wieder geeint zu haben und bei Arbola ſetzten ſie dem weichenden Feinde ſich zur Wehr. Doch der Sieg blieb den Römern,

*) Oder auch Katze. Heinrich I. erſcheint in der zweiten Hälfte des eilften Jahrhunderts als älteſter Graf von Katzenellenbogen; eines ſeiner Nachfolger gedenkt Walther von der Vogelweide 81, 6. Uebergang aus dem M in N war natürlich und Gebirggeſtalten nach Thieren zu benennen üblich.

**) In der Edda iſt Helblindi eines Wolfs und zugleich Odins Name.

deren Feldherr Feſten anzulegen bedacht war, im Sigambriſchen Lande Aliſo, im Chattiſchen, dicht am Rhein. Einige Jahre ſpäter fiel er nochmals über verbündete Chatten und Sigambern. (Dio Cass. 54, 36.) Ein dritter Feldzug, der im Jahre 9 vor Chriſto mit des Druſus Tod endigte, war noch tiefer in das chattiſche, cheruskiſche und markomanniſche Gebiet vorgerückt.

Im ganzen erſten Jahrhundert fließt die Kunde von den Chatten reicher als in den folgenden, und den Cheruskern zur Seite, treten ſie als eins der bedeutendſten und tapferſten deutſchen Völker auf. Zwar dem Strabo, der uns den chattiſchen Namen neben Civius zuerſt ausſpricht, erſcheinen die Sueven als das größte unter allen vom Rhein bis zur Elbe; ihnen nachſtehend ſind ihm Cherusker, Chatten, Sigambern und Chattuarier. Plinius (4, 28) ordnet dem hermioniſchen Hauptſtamm unter: Sueven, Hermunduren, Chatten und Cherusker, Tacitus aber, nachdem er von den Bataven und Mattiakern, die beide chattiſcher Abkunft ſind, und den undeutſchen Bewohnern des Zehntlandes geredet hat, ergießt ſich (Germania 30 und 31) in das Lob der Chatten *). „Ueber Feindesblut und Kriegsbeute enthüllen ſie das Angeſicht und dann erſt glauben ſie die Schuld des Daſeins abgetragen zu haben, dann erſt des Vaterlandes und der Aeltern würdig zu ſein. Feigen und Unkriegeriſchen bleibt die Entſtellung (nämlich Bart- und Hauptbaar wachſen zu laſſen)." Es iſt, als höre man im Epos erzählen, wie der Held auf dem erlegten Feind ſtehend, ſeines Gelübdes endlich ledig, ſich die langen Haare aus der ſiegesfrohen Stirne ſtreicht; der Zug begegnet öfter in Lied und Sage, daß Einer durch Gelübde verbunden iſt, Haar und Bart wachſen zu laſſen, bis ein Kampf gefochten oder Rache genommen ſei; gleich Feiglingen zeigen ſich die Unerledigten mit zottigen, ungepflegtem Haarwuchs. Erſt der Sieger darf ſeine Stirne aufräumen, und die Locken nach ſueviſcher Weiſe, oben zuſammenſchürzen. Aber noch ein anderes Zeichen wird namhaft gemacht. „Die Tapferſten tragen überdies einen eiſernen Armring (eine Schmach bei dieſem Volke) gleichſam als Feſſel, bis ſie ſich durch Erlegung eines Feindes löſen. Den meiſten Chatten behagt dieſe Tracht; ſie ergrauen in dieſem Schmucke, der ſie vor Freund und Feind kenntlich macht. Bei ihnen ſteht in jeder Schlacht der Angriff; ſie bilden immer des Vordertreffens gräßlichen Anblick. Denn nicht einmal im Frieden mildert ſich ihr Ausſehen. Keiner hat Haus noch Aecker, noch einige Beſchäftigung; wo ſie hin kommen, leben ſie von Anderen, Verſchwender fremden Guts, Verächter des Eigenthums, bis endlich kraftloſes Alter ſie der ſo rauhen Tapferkeit unfähig macht." Dieſe in der Schlacht vorkämpfenden, ohne Haus und Hof lebenden, aber wo ſie hin kommen vom Volk unterhaltenen tapferſten Krieger haben einige Aehnlichkeit mit den nordiſchen Berſerkern, wie mit einzelnen Zügen des Ritterlebens im Mittelalter und der noch ſpäteren Landsknechte. Der ſchimpfliche eiſerne Ring gemahnt merkwürdig an die Pferdehalter, die nach einem alten Geſetz in Macedonien Armgürtel tragen mußten, wer noch keine Feinde erlegt hatte (Ariſtoteles Polit. VII. 2, 6), vielleicht auch an das Satteltragen im Mittelalter und die eiſernen Ringe (circuli ferrei), nur daß dies alles zur Strafe auferlegt, die Feſſel des Eiſenrings freiwillig von den Muthigſten erwählt wurde, um ſich durch den Schein der Schmach zu größeren Thaten anzutreiben. Dieſe Schilderung der Chatten konnte Tacitus, dem ihre Geſchichte faſt bis zum Ausgang des erſten Jahrhunderts vorlag, im Allgemeinen aufſtellen. Seine übrigen Schriften berühren aber hin und wieder im Einzelnen, was bei ihnen vorging.

Des Varus Niederlage im 9. Jahre nach Chriſto trachtete Germanicus ſieben Jahre ſpäter zu rächen; er überfiel mit anſehnlicher Macht unverſehens die Chatten an der Adrana und verbrannte Mattium, ihren Hauptort. Die Cherusker wurden von Caecina abgehalten den Chatten beizuſpringen, (1, 56). Gleich im folgenden 16. Jahre mußte Silius dieſen Einbruch in's chattiſche Gebiet wiederholen, (ann. 2, 7, 25). Das erſtemal trug er nur geringe Beute davon, nahm aber des

*) Vergleiche die vollſtändige Schilderung des Tacitus.

chattiſchen Fürſten Arpus Gemahlin und Tochter gefangen. Die beim zweitenmal entfaltete römiſche Streitkraft von 30,000 Fußgängern und 3000 Reitern geſtattet einen Schluß auf die chattiſche Bevölkerung, gegen welche ein ſo bedeutendes Heer auszuſenden nöthig ſchien. Im Jahr 17 ſah Rom den großen Triumph, durch welchen des Germanicus unvollendete Siege über die Deutſchen gefeiert wurden. Er ſiegte, heißt es bei Tacitus (ann. 2, 43) über die Cherusker, die Chatten und die Angrivarier; die gewonnene Beute, die Gefangenen, die Bilder der Berge, der Flüſſe, der Schlachten; der Krieg wurde, obgleich noch unbeendigt, als abgeſchloſſen angeſehen. In dieſem Schaugepränge, das uns Strabo (pag. 291) unmittelbar aus ſeiner Zeit näher ſchildert, mußten auch die gefangenen deutſchen Fürſten mit ihren Frauen und Kindern einhergehen, darunter Rhamis, die Tochter des chattiſchen Fürſten Ucromiros, dem cheruskiſchen Sohn Segimers Seſithak vermählt, welchen Ucromiros aber Tacitus (ann. 11, 16) Actumerus nennt; wahrſcheinlich auch jene Frau und Tochter des Arpus, endlich Libes, der Prieſter der Chatten, vielleicht der alte hochdeutſche Name Liupo. Dieſer Prieſter mußte unter dem Volk im Anſehen geſtanden haben, weil ihn der römiſche Pomp gleich den fürſtlichen Geſchlechtern hervorhob. Daß die Chatten außer den Prieſtern auch weiſſagende Frauen (alahtrudi) hatten, wie die Brueterer Velleda, lehrt eine „chatta mulier," die Vitellius, als er von Galba nach Deutſchland geſandt worden war (im Jahre 68) ſein Schickſal verkündete (Sueton im Leben Galba's Cap. 7, 14). In's Jahr 58 fällt ein für die Chatten übel ausgeſchlagener Krieg zwiſchen ihnen und den Hermunduren über die Salzquellen (wahrſcheinlich der Werra, wo noch heute Salzungen liegt), wovon Tacitus (13, 57) merkwürdige Nachricht gibt. Bei dem bataviſchen Aufruhr unter Civilis in den Jahren 69 und 70 kann kein germaniſcher Volksſtamm heftiger angeregt worden ſein, als die Chatten, und die Belagerung von Mainz durch Chatten, Uſipier und Mattiaker (hist. 4, 37) hing ohne Zweifel eng damit zuſammen. Im Jahr 88 unter Domitian, der ſelbſt einen Heerzug gegen die Chatten unternommen hatte, brach ein Krieg zwiſchen Chatten und Cheruskern aus, in welchem Letztere völlig unterlagen, ſo daß Chariomer, ihr Fürſt, bei den Römern, aber umſonſt, Hülfe ſuchte.

Nach den bisher gedachten Meldungen erſtreckten ſich die Chatten im Weſten gegen den Rhein und an die Uſipeten, im Norden an Tencterer, Sigambern, es ſcheint auch an eine Ecke der Chauchen, im Oſten an die Weſer und Cherusker, im Süden an Hermunduren, vielleicht noch an andere Sueven und das decumatiſche Land. Des Volkes Kern und Mittelpunkt lag an der Adrana (Eder, Edder), wo ſie ſich in die bei Römern nie genannte Fulda ergießt. Dieſelbe Gegend iſt auch ſpäter und bis auf heute unverändert als eigentlicher Sitz der Heſſen angeſehen worden, welche die Werra von den Thüringern, ein Dorf Wolfsanger an der Fulda unweit Caſſel von den Sachſen ſchied. Ptolemäus aber in der erſten Hälfte des zweiten Jahrhunderts rückt die Chatten oſtwärts vor. Erſt in das heutige Thüringen, zwiſchen Chamaven und Tubanten, welche ganze Stellung, wie die der longobardiſchen Sueven, bei ihm verfehlt oder ganz dunkel ſcheint. Es gebricht uns an genauen Meldungen über die Lage und Geſchichte der Chatten im Laufe des zweiten und dritten Jahrhunderts, als daß eine Berichtigung thunlich wäre. Wenig aber hat es für ſich, daß über die Weſer hinaus im Lande der Cherusker und über die Werra hinaus in dem der Hermunduren die Chatten Fuß gefaßt haben ſollten.

Wie ſeit Cäſars Tagen und vorher ſchon deutſche Heere den Rhein überſchritten und ſich auf der linken Seite des Stromes in Gallien anſiedelten, wie einzelne Haufen von den Römern ſelbſt gewaltſam übergeführt, ihnen befreundet und ſogar im römiſchen Heer verwandt wurden, allmählig dichtere germaniſche Bevölkerung dort erwuchs, unter der im dritten Jahrhundert der fränkiſche Name verlautete, iſt ſchon früher gezeigt worden. Wenn Sigambern und Salier den weſentlichen Beſtand dieſer Franken bildeten, ſo könnte man im Voraus erwarten, daß dem alten Zug nach Weſten folgend, auch Chatten in die fränkiſche Maſſe getreten wären; den Sigambern ſtanden ſie längſt

befreundet und verbündet, und daß die mit den Saliern örtlich sich berührenden Bataven aus der Chatten Schooße hervorgegangen waren, mußte im Andenken des Volks unvergessen sein. Auch wohnen gerade in batavischer Gegend, wie nachher anzugeben ist, die noch ganz chattisch benannten Chattuarii, und Sulp. Alexander bei Gregor von Tours (2, 9) läßt zu Valentinians Zeit den in fränkischer Geschichte neben Sunno anstretenden Marcomir ausdrücklich als gallischen Führer erscheinen. Selbst die bei Ptolemäus neben Danduten und Turonen aufgeführten Marouigoi bieten Vergleich mit den fränkischen Merowingern und bezeugen uralten Zusammenhang zwischen Franken, Chatten und Thüringern, dessen die Geschichte dieser Stämme vielfach eingedenk bleibt. Dennoch scheint das innere chattische Volk aus seinem Stammsitz an der Eder gewichen und weder früher jemals in die Legionen der Römer eingeworben, noch später ein eigentlicher Bestandtheil des fränkischen Siegesheeres. Um so weniger wird sich behaupten lassen, daß der Name der Chatten, wie er zuerst in dem der Sueven begriffen war, zuletzt in dem der Franken aufgehe; zwischen dem mächtig aufblühenden Reich im Westen und dem Thüringischen im Südosten erblich der Chatten Ruhm, nicht ihr Name.

Hier liegt es mir ob, früher angeregten grammatischen Zweifel gegen die Gleichheit des chattischen und hessischen Namens wieder zu tilgen. Die Römer schreiben Chatti (Strabo und Dio Chattoi, Ptolemäus Chattai) ganz nach fränkischer Weise, und wie Chamavi in Hamaland überging, mußte das Ch in Chatti allmählig sich in H. wandeln. Auch erscheint in dem Namen eines von den Chatten entsprossenen Nebenstammes die Form Chattuarii gemildert in Hattuarii und sogar Attuarii, wie wir es in Charibertus Haribertus Aribertus, Chilpericus Hilpericus Ilpericus fanden. Der Anlaut macht also keine Schwierigkeit, und für Chatti würde althochdeutsch Hazzi Hazi ganz in Ordnung sein, denn auch für Hattuarii begegnet althochdeutsch Hazzoarii in den Annalen bei Pertz (1, 7, 343). Warum aber erscheint das seit jener letzten Anführung des Sulpitius Alexander verschollene chattische Volk zuerst wieder bei den fränkischen Annalisten des achten Jahrhunderts durchgängig unter der Benennung Hassii oder Hessü und nicht Hazzi Hezzii? Die Briefe des Bonifacius schreiben „in confinio paganorum Haessonum et Saxonum," die vita Bonifacii Hessi Hessorum, die annales Einhardi (Pertz 1, 153) Hassi, und so finde ich überall auch in dem häufigen aus dem Volksnamen geleitetete Mannsnamen Hassi, Hassio, Hesso nur S S, nicht Z Z geschrieben: „Hessi unus e primoribus Saxonum **)" (Pertz 1, 155 anno 775), „cum Hassione" (Pertz 1, 154). Die heutige Schreibung Hessen ist also schon durch die mittelhochdeutschen (Nibel. 175, 1) und althochdeutschen rechtfertig, und es wäre überflüssig, noch mehr Belege zu häufen. Ein Schwab oder Baier des siebenten Jahrhunderts würde in diesem Volksnamen Z Z, ein Sachse T T ausgesprochen haben. Das im achten Jahrhundert entsalte S S erklärt sich aus beiden und hat andere Analogien. — Kann hiernach die Verschiedenheit der Namen Chattus Chatta (und Chattio, wie Francus Francio) Hazzo Hassio Hesse keinen Anstoß geben, so wird auch über den ursprünglichen Sinn dieses Wortes wenig Zweifel bleiben. Es ist zurückführbar auf eine Eigenthümlichkeit der Tracht, die den ganzen Volksstamm, oder vielleicht den an seine Spitze tretenden Heros und Gott auszeichnete. Tacitus hebt zwar kein solches Kennzeichen der Chatten hervor, es könnte etwas gewesen sein, was allen Deutschen bemerkbar, dem Auge der Römer nicht auffiel. Angelsächsisch heißt hät, englisch hat, altnordisch hattr pileus, pileolus, galerus, etwan eine Hauptbinde und Haube, die sich dem angelsäsischen headela vergleicht. Das angelsächsische häter, mittelhochdeutsch haz, haeze scheint Binde und Gewand in allgemeinem Sinne. Merkwürdig aber führt Odin selbst, dem wir oben als Helblindi begegneten, den Namen Höttr pileatus, wie der Geten und Gothen Priester pileati hießen. Warum sollte nicht den chattischen Libes

*) An der Gaugrenze der Hessen und Sachsen.

**) Ein Hesse aus den Vornehmsten der Sachsen.

solche mitra geschmückt haben? Höttr wäre gothisch Hattus (genit. Hattaus) und hetja heros könnte ihm verwandt, ja unmittelbar ein gothisches hattja = althochdeutsch Hassio Hessio sein, so daß es unnöthig wird für die Helden und Krieger, die im Hintergrund liegende Vorstellung des Hauptschmuckes festzuhalten.

Ich weiß kein anderes deutsches Volk, bei dem sich so viele Erinnerungen an das Heidenthum eng nebeneinander bewahrt hätten wie bei den Hessen, und zwar gerade in dem Landstrich, der auch als Hauptsitz der Chatten angesehen werden muß. Unfern von jener Donnereiche bei Geismar lag zugleich ein Wuotansberg im Edergrund wie im Fuldathal bei Rotenburg ein anderer Wuotansberg und Großvatersberg (Ellerheitenberg), dem als Großvater gedachten Donnergott geweiht. Es scheint, daß man die heiligen Oerter der beiden höchsten Götter gern neben einander hegte, wie auch im Norden ihre Bildsäulen oft zusammenstanden. Fritzlar, zwischen Geismar und Gudensberg, muß, wie der Name anzeigt, eine gefeierte, heilige Stätte gewesen sein. Was Geismar bedeutete entgeht uns; weil aber mehrere Oerter dieses Namens auf hessischem, engrischem und thüringischem Boden vorkommen, (die hessischen in Urkunden des eilften, zwölften Jahrhunderts chesmari, gesmere, geismere, bei Pertz 2, 825 steht gaesmere), darf man einen mythischen und chattischen Bezug kaum bezweifeln: die Wurzel gîsan, geis spirare, bullire, wovon Geist, spiritus, halitus und gothisch gaisjan metu percellere, usgeisnan stupere leitet auf heidnischen Brauch an heiliger Quelle. Bei Geismar liegt ein Sauerbrunnen, bei Hofgeismar ein Gesundbrunnen. Dicht vor Gudensberg liegt ein Dorf Maden (urkundlich Mathana, Madana) und nordwärts am Flüßchen Rhein, das auch den Namen Mazo, Mazof, d. i. Mazzaha empfängt, ein anderes Meze genanntes Dorf. Man hat die Wahl, in welchen von beiden man das alte, von Germanicus verheerte Mattium (nach Tac. ann. 1, 56 ausdrücklich „id genti caput") annehmen will. In die Lautverschiebung, wenn T T lateinisch sein soll, fügt sich Mattium, fränkisch mathana, althochdeutsch Madana. War aber das T T, wie in Chatti fränkisch, so ergäbe sich althochdeutsch Mazzaha. Das alte Volksgericht soll eben zu Maden gesessen haben, nach welchem ganz Niederhessen die Grafschaft Maden hieß. In dieser Gegend, zwischen Eder und Fulda behaupteten sich im eilften und zwölften Jahrhundert hessische Grafengeschlechter von Maden, Gudensberg, und Felsberg, auf welche sich der geschwächte chattische Glanz gleichsam zurückgezogen hatte, um neue Kraft zu sammeln. Noch lange Zeit ging der Spruch:

Dissen Deute Haldorf Ritte Bune Besse,
Das sind der Hessen Dörfer alle sesse,

wie sie bis heute links der Eder zwischen Gudensberg und Cassel fortbestehen. Es wird damit der enge Umfang des zuletzt aufrecht gebliebenen, aber ächten Hessens angezeigt. Dissen und Deute, Bune und Besse alliteriren. Ritte ist Altenritte, Bune Altenbaune; Besse heißt in Urkunden Passaha *). Man könnte wähnen, auch im Namen Cassel liege noch der des Volkes, die älteste Form in einer Urkunde Conrad des Ersten von 913 lautet Chasella; Dietmar schreibt im Jahr 1015 Cassalun (Pertz 5, 840). Doch wüßte ich weder das zutretende L zu verstehen, noch zu erklären, warum sich niemals die Gestalt Hassala Hessala zeige. Anderes Bedenken hat die Ableitung vom lateinischen castellum, dessen T sonst nicht schwindet, und keine Spur ist hier von römischen Bauten, wie etwa bei dem Cassel gegenüber Mainz. Bekanntlich gibt es sonst Oerter dieses Namens, außer dem flandrischen auch ein Cassella am Niederrhein.

*) „In Passahe et Fanahe" (trad. Fuld. edit. Dronke 6, 112); „in villis duabus Ritehessis et Fanahessia" (Ebendaselbst 6, 61) mit merkwürdiger Anfügung des Volksnamens an den Ortsnamen, wie insgemein aus dem dat. pl. der Volksname die örtlichen hervorgegangen sind, und wie „Hessen" eigentlich bedeutet „in Hessia," auch „in Rittehessis, Fanahessis" nichts sagt, als „in dem von Hessen bewohnten Ritte und Fenne." Fenne (auch Amts Gudenberg) ist ausgegangen.

So sehen wir, wie die Chatten von der Werra und Weser, im Gebiet der Fulda, Schwalm, Eder und Lahn bis zum Main und Rhein sich erstreckten, ein ansehnlicher Ableger von ihnen aber auch am Niederrhein, zwischen Friesen und fränkischen Völkern, frühe festen Sitz gewannen.

Die Thüringer und die Hessen.

Von E. M. Arndt *).

Die Menschen um den Thüringer Wald, oder der Thüringer und Ostfranke oder Kleinfranke. Der fröhlichste, lebenslustigste, beweglichste, umsichtigste Deutsche. Dem Böhmerwalde, dem Fichtelgebirge und der Elbe näher mehr mit Slaven vermischt. Es muß in der Grundanlage der Hermunduren so gesteckt haben. Das Land im Ganzen lustiges Hügelland mit einzelnen reichen Flußthälern. Der schöne noch herrlich bewaldete und darum auch ein schönes kräftiges Menschengeschlecht zeugende und nährende Bergkamm nicht zu hoch; höchste Höhe etwa 3500 Schuh. Von diesem herab viele ablaufende Hügel, Flüsse, Bäche gegen Süden und Norden, von welchen die nördlich auslaufenden Höhen sich mit den Bergen des Eichsfeldes und Harzes und ihren Ausläufen begegnen.

Bei diesem Thüringer bedarf es nicht vieler Worte. Seine geistige Lebendigkeit Liebenswürdigkeit und Anstelligkeit, sein reiches mannigfaltiges Talent für alles und der musikalische Resonanzboden seiner Brust sind ja weltbekannt. Wie gesagt hier hat der Wende auf beiden Seiten des Thüringer Waldes auf die Blachfelder Thüringens und Meißens und in die Ostgränzen Frankens sich hineingedrängt. Der Thüringrr hat sich später wieder gegen Osten ausgebreitet und ist mit den Sächsischen und Salischen Kaisern vorgegangen. Lebendigkeit, Beweglichkeit, Art und Sprache sind im Lande Meißen, in den Lausitzen und dem größten Theil Schlesiens die sichern Zeichen, daß die Leute aus Thüringen und Franken dort das Deutsche wieder emporgebracht haben. Es sind dort die wunderbarsten Verschiedenheiten den nördlichen Kolonielanden der Sachsen gegenüber, die kaum irgendwo schneidender und karakteristischer gefunden werden. Der Schlesier mochte nun zu der thüringischen Lebendigkeit und Beweglichkeit noch ein gutes Stück slavischer Leichtigkeit bekommen haben. Er sowohl als der sogenannte Kursachse — denn so muß man seinen zufällig entstandenen Namen im Gegensatz gegen den rechten Sachsen nennen — haben aber eine größere Weichheit und Geschmeidigkeit, die zuweilen fast eine flüssige und schlüpfrige Glätte wird, als der Stammbewohner der Thüringer Berge, welcher bei aller Munterkeit und Freiherzigkeit doch ein Dauerndes Festes hat, welches ihn als einen deutschen Urstamm zeichnet. Man muß zuweilen flaches und albernes Gered hören von Weinländern nnd Bierländern, von Wässerigkeit und Weinigkeit der Herzen, von der Trägheit und Schläfrigkeit, welche das Bier, von der Feurigkeit und Muthigkeit der Volker, welche der Wein hervorbringen soll. Ich aber sage, Wasser, Biee und Wein thut es nicht, es ist ein tieferes Naß, wohinein man hinabsteigen muß, wenn man über Art und Gemüth der Völker aburtheilen will. Der Thüringer und Nordfranke ist ein Biertrinker, und welches mächtige prächtige Feuer in dem Menschen, vielmehr als in einem der weintrinkenden deutschen Stämme! Der Engländer isset Weizenbrod trinkt vortreffliches Naß aus aller Welt, verzehrt täglich seinen Rostbeef; der arme Irländer bei seinen Kartoffeln und seinem Wasserglase ein wie viel lebendigerer, lustigerer, leichterer Mensch als der Engländer! wie wenig von dem Froschblut der Wasseramphibien in ihm! Uebrigens ist der Thüringer und Franke ein schöner Mensch; besonders schöne Gestalten, man möchte sagen reif und fertig gewordene Gestalten trifft

*) Versuch in vergleichender Völkergeschichte von E. M. Arndt. Leipzig. 1844.

man in dem Gebiet der weiland Grafschaft Henneberg und so weiter an der fränkischen Saale und rechts am Obermain bis Schweinfurt, Würzburg und zum Spessart hinunter; was sieht man da für prächtige Bauerngesichter! Der Bauer muß uns aber immer vor allen andern als Grundbild des Stammes gelten.

Einer könnte sagen, diese Schilderung des alten Hermundurен stellte das Bild seines Landes dar, eines anmuthigen hügelichten Landes, wo alle Natur lacht, wo die Ströme, Bäche und Quellen auch im dürrsten Sommer nicht vertrocknen und die Vögelstimmen selbst im Herbst und Winter noch klingen. Da haben Lust, Scherz, und Saitenspiel ihre natürliche Heimath. Etwas ist in diesem Ausspruch, aber es steht neben der äußeren Natur und ihren Bildern immer eine verborgene innere, die wir nicht kennen, jenes verborgene Geheimniß des ursprünglichen der Völker, vor welchem wir so oft als vor einem unauflöslichen Räthsel stehen bleiben müssen.

Der Gegensatz des Thüringers ist sein Nachbar, der Hesse, der Enkel des alten Chatten, welchem das jetzige Niederhessen zwischen dem Taunus und Rhön südlich und östlich und dem Weserbogen, wo die Fulda in jenen Strom fließt, zum Wohnsitz angewiesen ist, indem das Gebiet des Fuldaischen und der größte Theil des Nassauischen, des Waldeckischen und selbst ein Stück des Paderbornischen dazu gerechnet werden muß. Dieses Land des Hessen ist gebirgigt und rauh und nicht so anmuthig und fruchtbar als die Gefilde und Berge des Thüringers; und er selbst macht einen ähnlichen Gegensatz. Es laufen hier dem Menschen nach dem Frühling die Wasser weg, es fliegen dann auch die Vögel weg, wann die Flüsse und Bäche nicht mehr mitklingen und mitsingen, es herrscht eine gewisse Stummheit und Starrheit der Natur, die in Vielem auch wohl auf den Menschen eingewirkt hat. Es soll aber nicht vergessen werden, ich spreche bei meiner Auffassung und Darstellung des Karakteristischen immer von der lieben großen Menge, meine nicht die großen Städte, wo mehr eine allgemeine Bildung, gleichsam eine allgemeine Deutschheit, zusammenfließt. Der jetzige Hesse und der Nassauer und Fuldaer in seiner Sylva Buchonia darf sich wohl mit Recht rühmen, daß er und der Friese der Nordseeküsten und der Sachse Westphalen und der Weser und Leine bis an den westlichen Harz nachweisen kann, daß seit den ersten Zeiten der Römer auf deutschem Boden kein fremdes Blut in seine germanische Reinheit gemischt worden. Auch trägt er das Gepräge seiner ersten Deutschheit in starken kräftigen Zügen und eigenthümlicher Art, die noch an Tacitus Schilderung erinnert. Er heißt der blinde Hesse. Dies Wort blind soll gewiß kein Gebrechen bezeichnen, sondern eine feste derbe unerschütterliche Art, die keinen Wechseln und Veränderungen unterworfen ist; es soll gewiß den stillen festen Muth bezeichnen, mit welchem der Hesse mit offnem Aug wie ein anderer mit geschlossenem der Gefahr und dem Tode entgegen geht. Tacitus weiß schon hohe Dinge von der Tapferkeit und Kriegszucht der Chatten zu rühmen, wodurch sie sich vor allen ihren Landsleuten und Nachbaren auszeichneten; Festigkeit, Tapferkeit, Redlichkeit und Treue das heißt noch jetzt hessisch. Eine ganze eigenthümliche Ernsthaftigkeit und Ruhigkeit der stattlichen Männer. Nirgends in Deutschland sind die Menschen so wenig den Fremden neugierig und gesprächig oder überhaupt nur zugänglich. Darin übertreffen sie, glaub' ich, noch die Friesen.

Die Kurhessen.

Von G. Landau *).

In Kurhessen sehen wir den fränkischen Volksstamm über Oberhessen, den größten Theil von Niederhessen, über Fulda und Hanau verbreitet, den niedersächsischen in den Kreisen Hofgeismar und Schaumburg und im größeren Theil des Kreises

*) „Beschreibung des Kurfürstenthums Hessen. Von G. Landau." Kassel 1842.

Wolfshagen, Thüringen im Werrathal und im Schmalkaldiſchen. Im Allgemeinen treu und bieder, rührig und fleißig, neigt ſich der Niederheſſe, gehoben und gefördert durch zahlreichere Städte, ſowie durch Waſſer und Landſtraßen, einem regen, gewerbthätigen Leben zu. Dagegen iſt der Oberheſſe vorzüglich in den Thälern der Schwalm, der Ohm und der Lahn nur Landwirth. An Biederkeit und Fleiß dem Niederheſſen nicht nachſtehend, an Ausdauer denſelben noch übertreffend, iſt derſelbe noch gerader und derber, zugleich aber auch wohlhabender als dieſer. Ausgezeichnet durch ſeinen kräftigen Körperbau und ſeine einfache Lebensweiſe, hängt er mit Liebe am Hergebrachten und bewahrt darum auch noch eine Volksthümlichkeit, wie ſie nicht häufig ſich wieder findet. Insbeſondere verdient der Schwälmer Erwähnung. Er zeigt uns eine hohe kräftige Geſtalt, ein offenes ſchönes Geſicht und ein meiſt bläuliches Auge. Sein Haar iſt in der Regel blond und fällt in langen Ringeln über den Nacken herab, erſt in neuerer Zeit hat man hin und wieder begonnen, dieſelben zu kürzen. Er iſt grad bis zur Grobheit, aber bieder und brav. Treu und Glauben iſt bei den Schwälmern noch heimiſch; machen ſie ſich ein Dahrlehn, ſo geſchieht dies in der Regel auf das Wort oder einen einfachen Handſchein„ und es iſt ſchon ein Zeichen von Kreditloſigkeit, wenn der Schuldner die Verbriefung gerichtlich machen muß. Der Schwälmer iſt ferner unendlich fleißig und ſparſam; feſt hängt er am Alten. Noch iſt der Kaffee bei ihm nicht heimiſch geworden, und wie der Vater und der Großvater es that, ſo genießt auch der Sohn und der Enkel noch ſeine aus Hafer bereitete Morgenſuppe; noch feiert der Schwälmer ſeine Hochzeit mit allen Förmlichkeiten, und ein ſolches Feſt, an dem oft die ganze Umgegend Theil nimmt, dauert mehrere Tage hindurch; ſeine Kirchweihen ſind noch wahre Volksfeſte und eine Menge von Gebräuchen findet noch ſtatt, die alle den Stempel eines hohen Alterthums tragen. So findet man an der Schwalm den in der Schweiz üblichen Chilgang, hier das „Fenſtern" genannt (wie im öſtreichiſchen Alpenland), die Verlobung geſchieht nicht durch einen Wechſel von Ringen, ſondern der Bräutigam gibt der Braut eine Summe Geldes, mehr oder weniger, je nachdem ſeine Vermögensverhältniſſe ſind, die Braut dem Bräutigam dagegen ein feines Hemd. Noch findet man das „Lehenausrufen." In der Walpurgisnacht nämlich gehen die Burſche, alle mit Peitſchen verſehen, vor das Dorf und einer trennt ſich vom Haufen und ſtellt ſich wo möglich etwas erhöht, entweder auf eine Anhöhe oder einen Baum, und ruft:

„Hier ſteh' ich auf der Höh'n,
Und rufe aus das Leh'n, das Leh'n, das erſte (zweite) Leh'n,
Daß es die Herren recht wohl verſteh'n,
Wem ſoll das ſein?"

Die übrige Verſammlung antwortet dann mit dem Namen eines Burſchen und eines Mädchens, und zwar mit dem Zuſatze: „In dieſem Jahr noch zur Ehe." Bei jedem einzelnen Paare wird mit den Peitſchen geſchnappt und ſo fortgefahren, bis die ganze Reihe der Heirathsfähigen vertheilt worden iſt. So ernſt die Bedeutung dieſes Spieles auch früher geweſen ſein mag, ſo beſchränkt ſich dieſelbe doch nur noch darauf, daß die ſolchergeſtalt Zuſammengegebenen für das ganze nächſte Jahr als Tanzpaar verbunden ſind. Die Schwälmer haben einen eigenen Nationaltanz, der deshalb auch der „Schwälmer" genannt wird, aber jetzt mehr und mehr in Abgang kommt. Die Bauerngüter an der Schwalm ſind alle geſchloſſen, nicht etwa durch Meierſchaft, denn ſie ſind meiſt Allodien, ſondern durch Herkommen. Der älteſte Sohn folgt dem Vater und die nachgeborenen Kinder werden mit einem Geringen abgefunden. Auf dieſem Verhältniſſe beruht dann zum Theil auch der Wohlſtand der Schwälmer. Ein anderes Bild gibt jedoch der Bewohner des nördlichen Oberheſſens (des Kreiſes Frankenberg). Ohne eigenes Volksthum, welches mancherlei Einflüſſe ſchon früh verwiſchten, lebt er auf einem rauhen, undankbaren Boden, zu arm, zugleich aber auch zu wenig thätig, um durch Induſtrie neue Erwerbsquellen begründen zu können. Der

fleißige, aber meist arme hersfeldische Weber bildet das Mittelglied zwischen dem Niederhessen und Fuldaer, den Uebergang von dem einen zum andern. Schon die harte Sprache und die kraftvolle Gestalt des Buchenländers deuten auf seine Sitten hin, die mit der Rauhheit des winterlichen Klimas seiner Berge im Einklang stehen. Voll deutscher Redlichkeit und katholisch, zeichnet er sich vor dem Althessen durch seine größere Streitlust aus. Uebrigens unendlich fleißig, wandert er bis zum Rhein, um als Tagelöhner einige Gulden zu verdienen. Viel Aehnlichkeit mit dem Fuldaer hat auch der Schwarzenfelser, der zum Hanauer führt. Zwar ist Anfangs im Kinzigthal und rechts und links im Gebirge buntes Gemisch, die Folge ehemaliger Vielherrschaft; aber von den Rebengeländern Gelnhausens an wird es leichter und in der Mainebene wird es hell und sonnig. Ist da auch eigenthümliche Kleidung und Lebensweise verschwunden, so ist doch, dem nördlicheren Hessen gegenüber, der Karakter der Bewohner um so schärfer gezeichnet. Was der Süddeutsche gegen den Norddeutschen, das ist der Hanauer gewissermaßen gegen den Althessen. Leicht empfänglich für neue Ideen und aufgeklärt; thätig und gewandt, lebendig und fröhlich; so zeigt sich der Hanauer, in dessen Adern unverkennbar noch das französische und wallonische Blut fortwirkt; er nennt sich auch lieber einen Hanauer, denn einen Hessen. Völlig verschieden von allen diesen Bildern sind die, welche der Schaumburger und der Schmalkalder geben. Der Schaumburger, reich an ächter Volksthümlichkeit, trägt noch den reinen Stempel seiner altsächsischen Abkunft, sowohl in Sprache als in Gestalt und Lebensweise. Er ist schlicht und bieder, aber auch kräftig und roh. Der Schmalkalder dagegen ist ganz Thüringer. Zwischen hohen, kalten Bergen wohnend, ist er beinahe ohne Landwirthschaft und alle seine Kräfte gehören dem Bergbau, der Feuerarbeit und dem Handel, der ihn weithin über die Grenzen des Vaterlandes führt. Das Sprüchwort: „Wo Hessen und Holländer verderben, kann Niemand Nahrung erwerben", deutet auf den Fleiß und die Ausdauer des hessischen Volkes, und wahrlich: im Schweiß seines Angesichtes muß es dem meist dürftigen Boden sein Brod abringen, obgleich schon Tilly den alten Vers: „Im Lande zu Hessen hats große Berge und nichts zu essen, große Krüge und sauren Wein, wer wollte gern im Land zu Hessen sein", nicht bestätigen wollte. Im Allgemeinen hat der Hesse den Ruhm kriegerischer Tapferkeit.

Trachten, Sitten und Glauben in Kurhessen.

Nach Landau und Lengerke von Eduard Duller *).

Es giebt wenige Deutsche, welche in allen ihren Gewohnheiten, namentlich auch in der verständigen Sitte der eigen gemachten Landestracht von Linnen und Beiderwand, so beim Alten geblieben sind, wie die Nachkommen der einfachen Chatten, die Kurhessen. Ueberall haben wir in ihrem Lande die frugalste Lebensweise, und nirgend bei dem Bauersmanne städtischen Kleiderstaat, freilich aber auch sehr wenig von dem, was den Gaumen kitzelt und Aug und Herz erfreut, angetroffen. Eine Nationaltracht haben nur die Oberhessen, die Schwälmer, Fuldaer und die Bauern in einigen Aemtern Niederhessens. Der Oberhesse behielt meistens noch die weißen Kittel, den niedergekrempten Hut, die kurzen Beinkleider bei. Die Kleidung der Frauen ist entweder ganz schwarz aus selbstgefertigtem Beidergewand mit eigenthümlich geformtem, gleichsam zweifachem Häubchen, zwei langen auf den Rücken herabfallenden Zöpfen, einem enganschließenden, in kleinen Falten gelegten Mieder mit kurzen engen Aermeln, über die häufig noch weite Aermel herabfallen, dem aus diesen Aermeln hervortretenden

*) „Deutschland und das deutsche Volk. In Schilderungen von Ed. Duller." Leipz. 1845. 2 Thle.

ſchneeweißen Hemd, dem reich mit Gold und Silber geſtickten Bruſtſtücke, dem hundertfach gefalteten, nur bis über die Kniee herabreichenden Rocke, den mit hohen Abſätzen verſehenen Schuhen, wozu bei feierlichen Gelegenheiten noch ein kleines Mäntelchen kommt, welches über den Kopf gehängt wird und nur bis an die Schultern reicht, — oder bunt. Beim Schwälmer bildet die Kopfbedeckung eine halbkugelförmige roth-, zuweilen auch grünſammetne Mütze, verbrämt mit Pelz und beſetzt mit Goldſchnüren, an deren Stelle im Winter eine cylinderförmige tritt; der verheirathete Mann trägt auch, wenn er über Feld geht, einen dreieckigen Hut. Die Weſte beſteht aus hochrothem Tuch und iſt mit vielen kleinen Metallknöpfen beſetzt, der Rock und die Beinkleider aber aus feinem weißen Linnen. Prächtiger iſt die weibliche Kleidung, ein zierlich und verſchiedenfarbig geſticktes Häubchen mit rother Einfaſſung bedeckt den Kopf, eine Korallenſchnur ſchmückt den Hals. Den Oberleib bekleidet ein Mieder von blauem Battiſt mit kurzen reich mit Spitzen beſetzten Aermeln, welche um den Ellenbogen umgeſchlagen werden. Ueber dieſes wird dann noch eine ſchwarze ſogenannte Schnürbruſt (ohne Aermel) gezogen, auf der Bruſt liegt ein ſchwarzes, mit Gold und Silber, Perlen und Seide geſticktes Bruſtſtück. Von den Hüften fallen 8—10 kurze nur zum Knie reichende Röcke herab, der oberſte Rock beſteht aus ſchwarzem Beidergewand, die andern aber ſind ſämmtlich mit buntem Bande und zwar die einzelnen Röcke verſchiedenartig beſetzt, und ſo eingerichtet, daß ſie von dem äußerſten an immer etwas länger werden. Unter den Röcken blickt auch noch das feine mit einem handbreiten Saum beſetzte Hemd hervor. Endlich folgen leinene mit baumwollenen Zwickeln verzierte Strümpfe und Schuhe mit hohen Abſätzen („Klötzſchuhe)." Um den Hals ſchlagen ſie gewöhnlich auch noch ein kleines Tuch, deſſen Enden zurückgeſchlagen werden, ſo daß die Bänder, welche an den Zipfeln derſelben befeſtigt ſind, mit denen, welche ſich an der Korallenſchnur befinden, zierlich gelegt über den Rücken fallen. Bei außerordentlichen Gelegenheiten tritt an die Stelle des Häubchens ein anderer Kopfputz, welchen ſie „Schappel" nennen, der aus Blumen, Goldflittern u. ſ. w. verfertigt iſt, und diademähnlich auf den Kopf geſetzt wird. Doch hat nur die Jungfrau das Recht, ſich mit bunten Farben zu ſchmücken. Der Fuldaer Bauer trägt grüne oder blaue Röcke von Leinwand und eine Pudelmütze oder einen breitgeränderten Hut; das Maleriſche der weiblichen Tracht wird noch mehr durch die eigne Weiſe des Kopfputzes gehoben, indem das lange Haar um die Scheitel gewunden und mittelſt einer zierlichen hölzernen Nadel befeſtigt wird. Die Bewohner des Landgerichts Caſſel erkennt man an hellblauer Jacke und langer ſchmaler Schürze, die der Aemter Welſungen, Spangenberg, Rotenburg an kurzer Schürze, welche den Körper ringsum von der Mitte bis zu den Knieen umgibt. Was den Aberglauben in Kurheſſen betrifft, ſo beſitzt derſelbe, nach der Verſicherung unſres Gewährsmannes Landau, noch immer, ungeachtet der großen Fortſchritte der Aufklärung beim Landvolk, ſeit einem halben Jahrhundert, (und obwol mit dem alten Volksglauben auch alter Volksbrauch, Volksſage und Volksmährchen immermehr erlöſchen), ein weites Feld. „Noch iſt dem Teufel, dem Repräſentanten des böſen Prinzips, ſein Reich kaum bis zur Hälfte zerſtört; werden auch ſchon lange keine Hexen mehr verbrannt, ſo wird doch noch immer an Hexen und Hexereien geglaubt und alle Uebel, welche Menſchen oder Vieh zuſtoßen, und deren Urſache das blöde Auge nicht ſofort zu erblicken vermag, ſind von „böſen Menſchen angethan" worden. Noch gibt es unheimliche Orte, wo Geſpenſter ihr Weſen treiben. Noch liegen viele Schätze verborgen, aber die böſen Geiſter, welche ſie bewachen, müſſen erſt gebannt werden, was nur zu beſtimmten Zeiten und mittelſt beſtimmter Cermonien geſchehen kann. Noch gibt es gute und böſe Tage, und unter allen iſt der erſte Mai der bedeutendſte. Da ruhen an vielen Orten die ländlichen Geſchäfte, es wird nichts verborgt, es wird das Vieh nicht angeſpannt und auch nicht zur Weide getrieben, und wer an dieſem Tage von ſeinem Nachbar Feuer holt, der macht ſich der Hexerei verdächtig. Am Himmelfahrtstage werden Kräuter geſammelt, weil die an dieſem Tage gepflückten große Heil-

kräfte beſitzen ſollen. Hin und wieder werden noch in der Johannisnacht Nothfeuer auf den Kreuzwegen angezündet und das Vieh durch das Feuer getrieben, um es für ein ganzes Jahr gegen Krankheiten zu ſichern. In der Sylveſternacht gießt das Mädchen Blei, ſtreut Aſche und Salz, um ſeine Zukunft und den dereinſtigen Bräutigam zu erblicken. Noch iſt der Wehrwolf nicht verſchwunden. Erſt durch die Taufe wird das Kind vor dem Verwechſeln durch die Wichtelmännchen geſchützt und um dieſe bis dahin zu verſcheuchen, wird ein brennendes Licht unterhalten. Vielfach ſind auch noch die Gebräuche bei Kindtaufen, Hochzeiten, Todesfällen, Begräbniſſen, Bezug einer neuen Wohnung und noch kaum erſchüttert iſt der Glaube an Sympathie und Ahnungen, und an Vorbedeutungen." Durch ganz Heſſen verbreitet finden ſich, wie Landau an einem andern Orte*) erwähnt, Sagen von den Wichtelmännchen, Spuren von ihren Wohnungen (die Wichtelkammer bei Riechelsdorf, das Wichtelhaus unweit Frankenberg bei Ernſthauſen, das Wichtelloch am Doſenberg bei Attershauſen an der Schwalm, ein anderes in der Nähe von Ziegenhain zwiſchen Obergrenzenbach und Schönborn oberhalb den Ruchmühlen). Um die Geiſter zu vertreiben, ziehen die jungen Burſche im Ziegenhainiſchen in der Nacht vor Walpurgistag vor die Dörfer und knallen mit den Peitſchen die halbe Nacht hindurch. Sehr charakteriſtiſch, an das von Kaulbach bei ſeiner Hunnenſchlacht benutzte Motiv erinnernd, iſt die Sage von der „Todtenhöhe" (einer Hochebene) bei Frankenberg, wo einſt in unvordenklichen Zeiten eine Schlacht ſoll geſchlagen worden ſein, und wenn ſichs jährt, ſtehn jedesmal in der Nacht die Erſchlagenen wieder auf und beginnen den Kampf; neuerdings wollen Holzknechte, die einſt in einer Winternacht über die Höhe gehn wollten, die Geiſterſchlacht geſehen haben, warfen, vor Graus übermannt, die Aexte weg, flogen heim, fanden aber am andern Morgen, da ſie ihre Aexte zu ſuchen wiederkamen, nichts als ihre eignen Fußtritte im Schnee. Eigenthümlich iſt die Art, wie die Bewohner des Schwalmgrundes den Alp erklären. Er iſt ihnen entweder ein böſer Geiſt oder das Liebchen des Geplagten. Um ihn zu fangen, ſoll man ſich nur mit dem Betttuch zudecken, und wenn er kommt, dies über ihn zuſammenſchlagen, feſthalten und in einem Kaſten verſchließen; öffnet man denſelben früher, ehe ein Menſch erſticken kann, ſo fliegt eine weiße Taube davon, wo nicht, ſo ſetzt man ſich der Gefahr aus, wenn es das Liebchen geweſen, dieſes erſtickt zu finden. — Am Meißner in Niederheſſen iſt der uralte Holle-Mythus noch nicht ganz erloſchen; ein kleiner See an der Oſtſeite des Meißners heißt der Frauhollenteich, in der Nähe quillt der Gottesborn; wenn es am Meißner nebelt, hat Frau Holle ihr Feuer im Berge, wenn es am Meißner ſchneit, macht Frau Holle ihr Bett; aus dem Frauhollenteiche, in welchem das Baden Fruchtbarkeit verleiht, werden die kleinen Kinder geholt; Frau Holle beſtraft die unordentlichen und trägen Spinnerinnen und verwirrt ihnen Flachs und Garn; die alten Spinnenlieder, worin der Frau Holle gedacht wird, ſind zwar verklungen, aber noch immer bleiben am Sonnabend die Spinnräder unberührt und von Weihnachten bis Neujahr wird die Spindel nicht gedreht und es darf kein Flachs am Rocken bleiben. Ueberhaupt aber erinnern noch genug Ortsnamen in Kurheſſen an die altdeutſche Götter-, Helden-, Kobold- und Rieſenſage; ſo Gudensberg (früher „wusdenesberc"), Donnerskaute, Donnersgraben, Donnershauch (haut), Ermenswert, Hermenſaſſen (jetzt mißbräuchlich Hartmuthſachſen), Ermetheis, ſchöne Herme, Hermannshain, die Virbitten, (Wieſe bei Betziesdorf), der Olbenberg (an der Weſer oberhalb Beckeshagen) das Männkenloch im Schaumburgiſchen. In Schmalkalden ſind noch folgende Gebräuche landesüblich. (Aus „Schilderung einiger Gebräuche und Sagen in Schmalkalden" von Pf. Hoffmeiſter Zeitſchrift des Vereins für heſſ. Geſchichte und Landeskunde IV. 1 und 2.) Am Neujahrstage nach Beendigung der Morgenkirche verſammelt ſich der

*) In der Zeitſchrift des Vereins für heſſiſche Geſchichte und Landeskunde I. Bd. 3—4. Heft. (Kaſſel 1837.)

Singchor im Schulhanſe, zieht hieranf zuerſt vor die Wohnung des Predigers und trägt hier einige paſſende mehrſtimmige Lieder mit Begleitung von Blasinſtrumenten vor, dann aber geht er von Haus zu Haus, um bei jedem ſoviel Stücke vorzutragen, als Familien in demſelben wohnen, und dafür eine Belohnung je nach dem Willen oder Vermögen derſelben zu empfangen; dies Neujahrſingen dauert an größeren Orten oft acht Tage. Der zweite Januar heißt das „Laufneujahr", weil dann die Kinder in großen Haufen vor die Wohnungen der Wohlhabenden ziehen und ſich kleine Gaben holen, eine Gewohnheit, welche auch an einigen Orten Niederheſſens, in Niederalſungen, nur an andern Tagen ſtattfindet, wo die Kinder auf Faſtnacht umherziehn, jedes mit einem langen ſpitzen Holz verſehen, um daran die empfangenen Geſchenke von Backwerk aufzuſpießen. Nach dem Neujahrsſingen" beginnt in Kleinſchmalkalden die „Heiligenrechnung, d. h. die Zählung der im letzten Quartal des verfloſſenen Jahrs geſammelten Opfer und Berathung über deren Verwendung durch die Kirchenälteſten, die Heiligenmeiſter, den Schullehrer und Kaſtenmeiſter in der Wohnung des Pfarrers, der dafür 2 Tage die Stube heitzen muß nnd das Präſidium bei der Verſammlung führt; die beiden „Heiligenmeiſter" (Klingelmänner, Opfermänner) wählen mit Zuziehung der Kirchenälteſten einen neuen Opfermann, welcher dann Kuchen und Braten zum Beſten geben muß. Bei Hochzeiten ſind ſo viel Rahmkuchen nöthig, daß es einem Haushalt ſchwer fallen mußte, den Rahm dazu zu liefern; daher ſenden alle Verwandte und Bekannte an dem beſtimmten Tage Töpfe voll Rahm und alle Freundinnen der Braut nehmen Theil am Backen der Kuchen; die jungen Burſche und Freunde des Bräutigams finden ſich zwar auch ein, jedoch mehr, um einen Polterabend zu halten, als um zu helfen; haben die Hochzeitsgäſte zu Mittag gegeſſen, ſo ſucht man einem derſelben unvermerkt eine Schüſſel mit Knochen vorzuſetzen und dieſer muß dafür dem Hausgeſinde ein Geſchenk machen. Wer bei luſtigen Gelagen oder auf der Kirmeß zu lange ausbleibt, der wird auf einer Leiter geholt, d. h. einige handfeſte Burſche bringen eine Leiter vor das Haus des Saumſeligen, nöthigen ihn, ſich darauf zu ſetzen, und tragen ihn ſo zur Geſellſchaft; auch bei dieſem Scherz iſt es auf ein kleines Geſchenk abgeſehen. Von altem Volksglauben hat ſich noch unter anderm der erhalten, daß man an vielen Orten das Eſſen einer Hagebutte (oder Hahnäuſe, wie ſie ſagen) in der Neujahrsnacht für ein unfehlbares Mittel gegen Krankheit oder ſonſtige Anfälle hält, zu welchem Ende Viele dieſe Frucht in der Nacht pflücken und ſie Freunden und Bekannten, oder, wem ſie ſonſt wohlwollen, Aeltern, ihren Kindern, ohne ein Wort zu reden, durchs Fenſter reichen, damit ſolche ſie ebenfalls ſtillſchweigend genießen und auf dieſe Art vor jedem Unfall das ganze Jahr hindurch geſichert ſind. Wer das ganze Jahr hindurch Geld haben will, der muß (ſo ſagt man in Schmalkalden) am Neujahrstag Unterkohlrabi zu Mittag eſſen, doch darf von dem Gericht nichts übrig bleiben. So lange ein Kind nicht getauft iſt, darf nicht verliehen werden; die Wöchnerin ſelbſt darf nicht eher unter einer Dachtraufe durchgehn, als bis ſie ſich mit der Hebamme in die Kirche begibt, um durch ein Opfer Gott zu danken; kommt ſie von da wieder zurück, ſo muß ſie dem Kinde dreimal ſtillſchweigend in den Mund hauchen, damit es auch ferner vor Zauberei bewahrt bleibe. Karakteriſtiſch iſt das Volksmärchen vom dummen Teufel, das in Schmalkalden erzählt wird, wie nämlich ein rechtſchaffener armer Mann, der fünf Kinder hatte, einſtmals in der bitterſten Noth zu einem reichen gegangen, der kein gut Gewiſſen hatte und ſich gewaltig vor dem Tod fürchtete, und ihn gebeten ihm 4 Metzen Korn zu leihen, worauf dann der Reiche dem Armen acht Metzen Korn geſchenkt, wofern er drei Nächte an ſeinem Grabe Wache halten würde, was dann der Arme auch gelobet; als nun der Reiche bald darauf geſtorben und begraben worden, hat der Arme die erſte und die zweite Nacht richtig auf dem Grabe gewacht, ohne daß ihm was widerfahren, aber in der dritten Nacht hat ihn auf einmal ein gar gewaltig Bangen überkommen, als er zum Glück an der Kirchhofsmauer einen alten Soldaten gewahr ward, der ſein Abendpfeifchen rauchte und einen

Mantel und weite große Stiefel trug; dem vertraute er an, weßhalb er hier sei, und der Soldat erwiederte ihm, wo es Wacht zu halten gebe, sei er dabei, und wenn etwas zu verdienen oder zu leiden sei, wollten sie Halbpart machen; um Mitternacht aber ist der Teufel mit vielem Getöse gekommen und hat den beiden Wächtern geboten, das Grab zu verlassen weil der, welcher drinnen liege, ihm gehöre. Als nun der arme Mann gerufen: „Alle guten Geister loben Gott den Herrn, hebe dich weg von mir, Satanas!" merkt der Teufel, daß er mit Gewalt die Beiden vom Grabe nicht wegbringen kann, nimmt also zur List seine Zuflucht und verspricht ihnen den großen Stulpstiefel des alten Soldaten voll Gold zu füllen, wenn sie ihm die Seele des Reichen überlassen; während er nun weggeht, um das Geld zu holen, schneidet der Soldat geschwind den Schuh vom ausgezogenen Stiefel rund herum ab, so daß er nur den Stulpen in der Hand hält, und wie nun der Teufel zurückkommt und den Sack voll Geld in den Stiefel schüttet, fallen die Goldstücke unten durch in's hohe Gras; da sagt der Soldat: der Stiefel ist noch nicht voll; muß also der Teufel wieder fort und noch mehr Gold holen, und so auch zum drittenmal. Auch das schickt noch nicht, sagt der Soldat; nun wird aber der Teufel zornig und will ihm den Stiefel aus der Hand reißen, da kräht der Hahn und der Teufel muß auf und davon gehn und hat sich nicht mehr sehen lassen; der Soldat aber hat den armen Mann, mit dem er Halbpart gemacht, seine Halbschied geschenkt und ist zu ihm gezogen, und sie haben alle froh und fröhlich bis an ihren Tod miteinander gelebt. — Bekannt sind auch die Legenden von Winfried-Bonifacius (dessen Standbild jetzt in Fulda ragt) und von der heiligen Elisabeth, (die ihr geweihte Kirche in Marburg ist ein Meisterstück deutscher Baukunst; Landgraf Philipp der Großmüthige machte am Sonntag Exaudi 1539 dem Unfug abergläubiger Wallfahrten zu den Gebeinen seiner „Aeltermutter," der Muhme „Els" ein Ende). Eine liebliche Barbarossasage knüpft sich an die Reste des Hohenstaufenpalastes zu Gelnhausen.

Oberhessische Trachten im Großherzogthum.

Von Eduard Duller*).

Die Provinz Oberhessen umfaßt die freundliche und fruchtbare Wetterau, den Vogelsberg, dessen Höhen ein um so rauheres Klima haben, und das unwirthbare Hinterland. Wie nun in solcher Weise klimatischer Unterschied, so zeigen sich auch volksthümliche in den einzelnen Landschaften Oberhessens, was Mundart, Sitte und Tracht betrifft. Das sogenannte „Hinterland" ist insbesondere die Heimath jener fleißigen Männer und Frauen, der „Hessenländer", welche zumal zur Sommerzeit nach der Wetterau, der Gegend von Frankfurt a. M. und Darmstadt und noch südlicher wandern, um bei den Aerntearbeiten sich im Taglohn etwas zu verdienen, und an denen die weibliche Nationaltracht durch das Spottliedchen bezeichnet wird: „Hessenländer Weibercher, mit den schwarzen Häubercher, mit den kurzen Röckelcher, tanzen wie die Böckelcher." Eine lebendige Ausstellung sämmtlicher Nationaltrachten des Großherzogthums Hessen**), war im Jahre 1844 in den Festtagen des Augusts in Darmstadt zu schauen, als alle Landschaften ihre stattlichsten Vertreter beiderlei Geschlechts zur Enthüllung des Ludwigsmonumentes gesandt hatten, des Denkmals, welches „Ludewig dem Ersten sein dankbares Volk" errichtete. So lautet die Inschrift auf der Vorderseite des Würfels, über welchem die hohe Säule emporsteigt, die das kolossale Erzbild des verewigten Landesvaters trägt, dessen unsterbliche Verdienste um Hebung des Bauernstandes die Worte auf den aufgepflanzten

*) Vergl. „Deutschland und das deutsche Volk."
**) Vergl. Nebel's Bild. (Darmstadt bei Kern.)

Festfahnen deutlich genug bezeichneten: „Vergütung des Wildschadens 1810", „Frohndfreiheit 1811, 1819," „Aufhebung der Leibeigenschaft 1811, 1827", „Gemeinheitstheilungen 1814 — 1827", „Verwandlung des Zehnten 1816, 1824," „Aufhebung des Novalzehnten 1816, 1820, 1821", „Aufhebung des Mühlbannes 1818", „Ablösung der Grundrenten 1831", „freier Absatz der Produkte — Zollverein, 1828", „Beförderung der Wiesencultur 1829." Bei dieser lebendigen Ausstellung der sämmtlichen Nationaltrachten des Großherzogthums Hessen hatte nun gerade die Provinz Oberhessen die reichste Mannigfaltigkeit aufzuweisen; da sah man den Burschen aus Gambach (Kreis Hungen) mit der runden Pelzmütze auf dem Kopf, der hellblauen Weste und dunkelblauen Jacke, beide mit silbernen Knöpfen besetzt, den kurzen gelbledernen Hosen, weißen Strümpfen und Schuhen, und das Mädchen mit der blauen über dem Scheitel kammshoch steigenden, hinten im Nacken mit wallenden weißen und blauen Bändern geschmückten, unterm Kinn gebundenen Haube, deren Rand etwas über dem zurückgestrichenen Stirnhaar auffaß, das Band unter dem Kinn bildete die in ganz Oberhessen übliche schwarze Schleife, hier etwas länger, bis zum Busen herabwallend, ein buntes Tuch um den Hals unter der den Oberleib knapp umschließenden, vorn mit einer Reihe Silberknöpfen geschmückten Mütze, die an der Taille vorn mit einer Schleife geschmückt war, den Rock in zahlreichen Falten bis etwas übers Knie herabreichend, in dunkelblauen Strümpfen und Schuhen. Gar stattlich stand der Bursche aus Rabenau (Kreis Grünberg) da, in kurzkappigem breiträndrigem Hut, schwarzem Halstuch, blauer Weste mit doppelter Reihe von weißen Metallknöpfen, blaßgelbem Kittel, blauen Pantalons und Stiefel, und neben ihm die frische Dirne, das kurze, enge, hellfarbig-umgesäumte Häubchen auf dem Scheitel, das unterm Kinn zusammengebunden war, um den Hals eine Perlenschnur, dann ein buntes Tuch drum geschlagen oder gelegt, im buntberänderten Mieder, welches vorn ein zu beiden Seiten mit weißen Metallknöpfen besetztes breites Brustſtück hatte, während die hellweißen Hemdärmel bis an den Ellenbogen hervorblickten, der hellgrüne, roth oder blau geränderte Rock bis an die Knice reichend, um die Taille ein buntes Band, eine blendend weiße Schürze und desgleichen Strümpfe. Dagegen sah man nun wieder das Mädchen aus Heuchelheim (Kreis Gießen), das eben geschilderte Häubchen weiß mit dunklem Besatz auf dem Kopf, Halstuch, violette Jacke vorn geschlossen und auf der Brust mit grüner Schleife, den grünen Faltenrock etwas länger, und die violette Schürze davor, blaue Strümpfe; und ein anderes Mädchen aus Niederweisel (Kreis Friedberg) das zierliche rothe Hessenhäubchen mit schwarzem Vorband über dem sorgfältig zurückgestrichenen Stirnhaar, die schwarze Kinnschleife länger und das Vorband rundumlaufend, im Nacken lang herabwallend, das Halstuch roth, die enganliegende blaue Aermeljacke mit langer Taille, vorn zierlich mit zwei Reihen weißer Metallknöpfe, der bis über's Knie hinabreichende Rock gleichfarbig und eine vielgefältete violette Schürze darüber, die Strümpfe gleichfarbig mit Jacke und Rock; der Bursch daneben im gewaltigen Dreimaster, den Hemdkragen ein wenig überm schwarzen Halstuch umgeschlagen, eine hellblaue Unterweste, eine dunkle offene Jacke drüber, und über der letztern wieder den ehrenvesten dunkelblauen, kragenlosen, bis zum Knie reichenden Oberrock mit Seitentaschen vorn und einer bis über die Taille herabgehenden Knopfreihe, gelblederne Hose, weiße Strümpfe und Schnallenschuhe. Minder vortheilhaft sah das Mädchen aus Angersbach (L.-Bez. Lauterbach) aus, mit dem weiß und rothgewürfelten auf ziemlicher Kammhöhe über dem Kopf gebundenen Tuch, dessen breite Zipfel sich am Halse bauschten, im violetten Leibchen, über welches ein buntgewirktes Tuch vorn kreuzweis bis zur Taille geschlungen war, die weißen Hemdärmel etwas bis über den Ellenbogen hervorblickend, der bis über's Knie hinabreichende hellbraune Rock mit der rothgebundenen weißen Schürze geschmückt, die Strümpfe blau; das Mädchen aus Pfordt (L.-Bez. Schlitz) trug eine hohe kegelförmige, zu beiden Seiten mit Wulſten ausgeschmückte schwarze Haube mit der obligaten schwarzen Bandschleife unterm Kinn, eine schwarze, weitärmelige Mütze (Jacke),

d'rüber einen umgeſchlagenen geſtickten Kragen, ein über's Kreuz auf der Bruſt geſchlungenes rothes Tuch und eine ſilberne Kette d'rüber, einen für Oberheſſen verhältnißmäßig ſehr langen, faſt bis an die Knöchel reichenden ſchwarzen Faltenrock mit blauer Schürze und weiße Strümpfe; der Schlitzer Burſche eine hohe rauhe Mütze mit zur Seite lang herabwallenden grünen Bändern, ſchwarzes Halstuch, grüne Weſte mit weißmetallenen Knöpfen, langen dunkelblauen Oberrock mit kurzem Stehkragen, einer Knopfreihe und zwei Seitentaſchen vorne, weiße Kniehoſen und weite Querfaltenſtiefel bis dicht an's Knie. Aus dem Bezirk Büdingen kamen die hübſchen Landmädchen mit ihren eigenthümlich geformten weißen geſtreiften Häubchen, die ſich am Hinterhaupt ſenkrecht, vorn etwas nach innen gewölbt über dem plattgeſcheitelten Blondhaar aufthürmen, und mit ſchmalen weißen Bändchen gar nett und reinlich und anſpruchslos unterm Kinn gebunden ſind, in ihren dunklern, (meiſt braunen) weitärmeligen Mützen und langen Röcken, die blaue Schürze vorgebunden, das blaue, rothgeränderte Tuch kreuzweiſe über den Buſen gebunden, die Schuhe hoch. Viel origineller ſahen die aus dem Breidenbacher Grund aus, mit dem mehr im Nacken ſitzenden kurzen, knappen und hinten bandloſen rothen Heſſenhäubchen, das unterm Kinn durchs ſchwarze Band gehalten war, um den Hals ein ſchwarzes Seidentuch geſchlungen, deſſen breite Schleife im Nacken lag, in einer vorn offenen, nur an der Taille tief zuſammengehaltenen weitärmeligen Jacke, ein langes ſehr buntes Bruſtſtück mit Schleifen vorn über dem Hemd, den dunklen Rock in vielen Falten und ſehr kurz, eine vielgefältelte, nur wenig hellere Schürze drüber, gelbe Strümpfe und Strumpfbänder mit grellfarbigen Quaſten und hohe Stöckelſchuhe mit Schnallen. Die Krone von allen aber behielten die hübſchen Dirnen aus dem Kreiſe Biedenkopf (ehemaligen Amt Gladenbach); die ſtachen Allen durch die natürliche, ungeſuchte Eleganz der kleidſamſten Tracht am meiſten in's Auge; da ſah man das Heſſenhäubchen ſo zu ſagen in ſeiner äſthetiſchen Ausbildung, die Farbe ſchwarz, die Form den ganzen Kopf umfaſſend, ſo daß ſie ſich zierlich an die Bildung des Hinterkopfs ſchloß, mit einem verjüngten Vorſprung über die Stirn herabtrat und über dem Scheitel eine artige natürliche Krone bildete, ſtatt der langen Bandſchleifen quollen untee dieſem Häubchen hinten die ſchönen dichten Zöpfe hervor den Nacken hinab, und die langen Bänder vorn wurden nicht knapp unter dem Kinn geknüpft, ſondern entweder freigelaſſen, oder über der Bruſt loſe in einander geſchlungen; ein hellfarbiges Tuch legte ſich in weiten Falten um den von einer Kette umſchloſſenen Hals, ein ſchönegeſchwungenes ärmelloſes, vorne offenes Leibchen um den Vorderleib, da quoll nun zu beiden Seiten der blendend weiße von bunter Saumſpange gefaßte Hemdärmel bis nahe an den halben Unterarm vor, ein buntes, reichgeſchmücktes Bruſtſtück bedeckte den von jenem Leibchen offengelaſſenen Raum, und kreuzweiſe Schnüre umſpannen unter dem Buſen das bezeichnete Bruſtſtück; ein bunter, in ſchöner Wellenlinie um die Hüften gelegter Gürtel ſchlang ſich über den in zahlreiche Falten gelegten wenig bis über die Kniee reichenden und vorn mit einer etwas helleren Schürze verzierten Rock, blendendweiße Strümpfe und zierliche ſchwarze Schuhe mit hohen Abſätzen vollendeten den reizenden Anzug, welcher ebenſoſehr der vollkommenſten Naivetät entſprach, als er in Beziehung auf Anſtand für ein Auge, welches in der Schönheit den Anſtand und im Anſtand die Schönheit nicht vermiſſen will, nichts zu wünſchen übrig ließ. Doch genug dieſes Bildes, das ſich in vielfacher Hinſicht intereſſant, bei dem Volksfeſte im Auguſt des Jahres 1844 in Darmſtadt zeigte, einem Volksfeſte, das in jeder Hinſicht dieſen Namen verdiente, weil es den ſprechendſten Beweis lieferte, erſtens, wie das Volk, treuen Herzens und in ſeiner Treue unverwüſtlichen Gedächtniſſes, die Volksliebe eines edlen Fürſten noch nach vielen Jahren zu ſchätzen weiß und deſſen Andenken zu ehren ſucht, und zweitens, weil das Volk dabei bewieſen hat, daß es, wenn man ſeinen geſunden Ordnungsſinn zu ehren weiß, keiner Polizei bedarf, um bei aller freudigſten Luſt nicht über die Schranken zu ſchlagen, daß ſein eigener richtiger Takt die allerbeſte Polizei iſt.

Die Odenwälder.

Nach Jäger*), August Rodnagel**), F. K. H. Beck***) und Ch. Lautern von Eduard Duller.

Die Odenwälder ſind ein kräftiger Menſchenſchlag mit hohem geradem Gliederbau, doch findet man in armen Orten, wo die Mehrzahl der Bewohner nur ſparſam nährende Koſt bei ſchwerer Arbeit erhält, kleinere Menſchen mit gebeugtem Nacken, eingedrückter Bruſt und ungelenken Gliedermaßen, als Folge der frühen Anſtrengungen. Die frühere Nationaltracht des Odenwälders beſtand bei den Männern in einem großen, um den ganzen Hinterkopf gehenden Kamm, einem aufgeſchlagenen dreieckigen Filzhut, grüner Kutte von Beiderwolle („Bederwull"), hellblauer Tuchweſte, wollenen Strümpfen mit Kniegurten, Schuhen mit großen Schnallen. Die Frauen, welche ihre frühere Tracht ſo ziemlich beibehalten haben, ſind mit dunkelblau-tuchenen Mützen, dergleichen langen Röcken mit vielen Falten und mit Hauben von ſchwarzem Kattun, welche an beiden Seiten und oben mit Perlen geſtickt ſind, bekleidet; die Strümpfe ſind ebenfalls von weißer oder blauer Wolle, die Schuhe haben Bändel. Zu dieſem Anzug gehört ein großer, über zwei Fuß im Durchmeſſer haltender Strohhut mit einer großen ſchwarz- und rothen Kokarde, dieſer ſchwere Hut wird am Arme hängend getragen und mehr gegen den Regen als gegen die Sonne gebraucht. Jetzt ſieht man die grüne Kutte nur noch ſelten und es werden ſtatt derſelben lange Röcke von dunkelblauem Tuch mit einer Reihe Knöpfe ganz ähnlich den alten Hofröcken getragen, überhaupt ſind Männer und Weiber ziemlich modernifirt. Die gewöhnliche Lebensweiſe des Odenwälders und ſeine Nahrungsmittel ſind nach den verſchiedenen Ständen, — Bauern und Taglöhner, ſehr verſchieden. Die Bauern leben gut und genießen nahrhafte Koſt, namentlich viele Mehlſpeiſen, viel geſalzenes und gedörrtes Fleiſch, gutes Brot, die Taglöhner dagegen müſſen ſich meiſtens von Kartoffeln ernähren und vermiſchen dieſe wenigſtens zur Hälfte mit Getreidemehl zu Brot. Friſches Fleiſch kauft der Odenwälder nur bei ganz beſonderen Veranlaſſungen, nämlich bei Hochzeiten, Kindtaufen und Kirchweihen. Bei ſolchen Feſtlichkeiten iſt er ausgelaſſen und ſieht gerne, wenn auch Andere, namentlich die höheren Stände an ſeiner Freude und ſeinen Gelagen Theil nehmen. Er wartet auf mit Reis- oder Gerſtenſuppe, Ochſenfleiſch mit Meerrettig, welcher in großen Schüſſeln aufgetragen wird, Sauerkraut mit Erbſenbrei und Speck, Braten und Salat, ſodann Kuchen in Menge und Kaffee in großen Häfen, welchen beſonders die Weiber lieben und gerne ſehr ſüß trinken. Auch vom ſüßen Wein, ſogenannten Zuckerwein, ſind die Frauen große Liebhaberinnen und trinken ſich nicht ſelten einen Rauſch, in welchem Zuſtande ſie durch ihr fortwährendes gellendes Jauchzen recht unleidlich ſind. Die verheiratheten Männer erfreuen ſich mehr im traulichen Geſpräch mit Eſſen und Trinken, die ledigen Burſche mit Tanz und der Weinflaſche. Eigen iſt es, daß in Geſellſchaften von 5—6 und mehr Perſonen nur ein Glas aufgeſtellt wird, welches die Runde macht und von jedem, welcher getrunken hat, wieder voll gegoſſen wird, ehe es der Nachbar mit den Worten „wohl bekomms" erhält. Dieſer trinkt die Geſundheit ſeines folgenden Nachbars, füllt das Glas und gibt es weiter. Wer neu in die Geſellſchaft kommt, gleichviel, ob dieſes im Wirths- oder Privathauſe iſt, erhält es zugetrunken, und es wird als eine Geringſchätzung angeſehen, wenn man nicht „Beſcheid thut," d. h. trinkt. Bei Tanzgelegenheiten gibt es unter den Burſchen öfters Streit und dann herrſcht leider noch an vielen Orten die ſehr üble Gewohnheit, daß

*) „Die Land- und Forſtwirthſchaft des Odenwaldes. Eine gekrönte Preisſchrift. Von Jäger. Darmſtadt 1843."

**) Rodnagel gab ſchriftliche Mittheilungen.

***) „Das Landrecht der Grafſchaft Erbach und Herrſchaft Breuberg im Odenwalde, von F. K. H. Beck und Ch. Lautern. Darmſtadt 1824."

die Meſſer gezogen und geſtochen wird, wobei es oft tödtliche Wunden ſetzt; durch ſcharfe Unterſuchungen und angemeſſene Beſtrafungen iſt es indeſſen ſchon dahin gekommen, daß die Schlägereien ſeltener, und wenn ſie vorkommen, doch weniger gefährlich werden. Die Kirchſpielsverhältniſſe üben einen eigenen und nicht günſtigen Einfluß auf die Odenwälder aus. Der von der Mutterkirche entfernt wohnende Theil der Bevölkerung findet ſeine oft einzige Unterhaltung in dem ſogenannten Kirchgange; neben der Kirche befindet ſich aber meiſt das Wirthshaus und oft wird in demſelben verdorben, was in jener Gutes bewirkt werden ſollte. Die Wohnungen des Odenwälders ſind niedrig und nicht ſehr hell, die Stuben in der Regel ſchwarz, weil ſtatt Lichtern noch Fackeln, Leuchtſpähne von Buchen-, Birken- oder Kiefernholz gebrannt werden; die Viehſtälle ſind oft in beſſerem Zuſtande als die Wohnungen der Menſchen; Reinlichkeit iſt nicht immer im Hauſe zu finden, die Fenſter werden ſelten geöffnet und im Winter wird ſo ſtark eingeheizt, daß Eintretende vor Hitze umfallen möchten; der nächſte Stuhl am Ofen gehört dem Großvater, der zweite Platz auf der Ofenbank dem Vater.

Der Rheinheſſe.

Nach W. Heſſe*) und Karl Andree**).

Der rheinheſſiſche Landmann iſt von ſtarkem Körperbau, geſchickt und gewandt zu allen Feldarbeiten, welche er mit Fleiß und Luſt betreibt. Von Natur aus mit glücklichen Anlagen und heiterem Sinne begabt, haben die äußeren Verhältniſſe, in welchen der Rheinheſſe ſich bewegt, ſeine Gewandtheit im Leben erhöht. Leider wurde die gründliche Bildung und Entwickelung des Gemüthes und Geiſtes nicht in gleichem Schritt mit jenen äußeren Einwirkungen gefördert. Die Prozeßſucht, oft Unverſöhnlichkeit in den vielfachen Beziehungen des geſelligen Verkehrs, trüben nicht ſelten das ruhige Leben der Familien und ganzer Gemeinden. Die beſtändigen Wechſelungen der politiſchen Verhältniſſe, der Staatseinrichtungen gaben ſeit vierzig und mehr Jahren manchen Anlaß dazu; außerdem thut es die anſehnliche Bevölkerung der Provinz und das nahe Beieinanderleben. Doch findet man viele Familien in Rheinheſſen, in welchen das Band der Einigkeit und des gegenſeitigen Wohlwollens in ihrer Reinheit ungeſchwächt vorhanden ſind. Die Religiöſität iſt in den meiſten Gemeinden Rheinheſſens ein erfreulicher Grundzug im Volkscharakter; doch ohne Kopfhängerei und mit breiter Toleranz.

Im Allgemeinen iſt die Lebensart der Rheinheſſen einfach. Selten finden Tänze in den Dörfern Statt. Das Kirchweihfeſt iſt das Hauptfeſt des Ortes. Es dauert gewöhnlich drei Tage und verurſacht einen viel zu bedeutenden Koſtenaufwand. Die Freunde und Verwandten aus der Nähe und Ferne ſind dann eingeladen und werden mit Freude feſtlich bewirthet. Oft veranlaßt ein ſolches Feſt Streitigkeiten unter den jüngeren Männern, welche in blutiger Weiſe ausgekämpt werden, und in welcher eine Rohheit zum Ausbruche kommt, die einen ſtarken Zug in der Schattenſeite des rheinheſſiſchen Charakters liefert. Die Erholungen des Rheinheſſen ſind außerdem ſeine Fahrten auf die Märkte, um ſeine Erzeugniſſe zu verkaufen. Der Hauptgenuß gewährt dem Rheinheſſen der Wein. In guten Weinjahren verſagt er ſich auch zuweilen das Uebermaß deſſelben nicht. Doch kann man den Hang zur Trunkenheit nicht als einen allgemeinen Fehler im Leben des Rheinheſſen bezeichnen. Die Kleidung des rheinheſſiſchen Landmanns iſt wenig von der der Städter unterſchieden. Im Allgemeinen hat die Reinlichkeit und Mäßigkeit ſeit zwanzig Jahren ſehr zugenommen. Der Geſundheitszuſtand iſt erfreulich.

---

*) „Rheinheſſen in ſeiner Entwickelung von 1798 bis Ende 1834 von W. Heſſe. Mainz 1835."
**) Karl Andree bis 1841 Redakteur der Mainzer Zeitung.

Mainz hat für jeden Fremden, gleichviel ob derselbe kürzere Zeit in der Stadt verweilt oder sich länger dort aufhält, so viel Anziehendes und Fesselndes, wie wenig andere Städte. Vieles trägt dazu bei, daß Jeder sich hier bald heimisch fühlt, die herrliche Lage der Stadt, das rege und bewegte Leben am Rheinhafen, der ununterbrochene Zuzug von Fremden, hauptsächlich aber das heitere, ungezwungene, freie Wesen der Bewohner und das ächt rheinländische Verhalten, welches Derjenige am besten zu begreifen und zu würdigen lernt, der als Fremder dasselbe längere Zeit unbefangen beobachtet. Die Bevölkerung von Mainz besteht aus mannichfachen Elementen; im Laufe der Jahrhunderte hat sich ein Flötz über den andern gelagert, aber die einzelnen Schichten haben sich immer sehr bald zu einem gediegenen Ganzen vereint und wie zu einem Gusse durchdrungen und verbunden. Im Charakter des Mainzers schlägt Offenheit und Lebhaftigkeit vor; es fehlt ihm nicht an Liebe zur Thätigkeit; seine Freimüthigkeit verleugnet sich unter keinen Umständen. Mit dem Worte ist er schnell fertig, und auf Rede weiß er vortrefflich Gegenrede zu geben. Er hat im Allgemeinen einen scharfen Blick und eben so scharfen Witz, der neben seinem zwanglosen Wesen und dem löblichen Sinn für Anstand und Ordnung alle Stände durchdringt. Die ärmeren Klassen, so gründlich derb sie sich auch zu äußern pflegen, sind doch im Grunde harmlos und gutherzig, und ihre handfeste Derbheit ist jedenfalls der Verdumpfung oder abgeriebenen Pfiffigkeit, die man wohl in einzelnen andern Städten findet, bei weitem vorzuziehen. Bei dem Guttenbergfeste haben alle diese vortheilhaften Seiten der gastfreien Mainzer sich im hellsten Glanze gezeigt und ihnen die wohlverdiente Achtung und Sympathie des gesammten deutschen Vaterlandes erworben.

Der Mainzer hält viel auf den Ruhm und die Ehre seiner Vaterstadt, welche Niemand antasten darf, ohne sich empfindlicher Rüge auszusetzen. Wo es sein Mainz gilt, da scheut er nicht leicht ein Opfer, und Alle vertreten mit Nachdruck die Stadt und machen gegen außen Front. Es liegt in ihnen ein städtischer Patriotismus im besten Sinne des Wortes, der weit entfernt ist von der Beschränkheit einer verknöcherten Pfahl- und Spießbürgerlichkeit anderer Ortschaften oder dem leeren Dünkel mancher öden Residenzstädte.

In Bezug auf Volksmenge nimmt Mainz unter den Rheinstädten die vierte Stelle ein; es folgt auf Rotterdam, Köln und Straßburg. Seine bürgerliche Einwohnerschaft beläuft sich auf 33,000 Seelen, wovon etwa 1900 sich zum mosaischen Glauben, 5000 zur evangelischen und die übrigen zur katholischen Kirche bekennen. Der Mainzer hält, wie billig und recht, auf seinen Glauben, und es darf ihn darin Keiner kränken. Eingriffe der Polizei und Staatsgewalt in die Kirche würden ihn mit Entrüstung erfüllen, aber gegen Andersdenkende ist er, als verständig, gebildet und aufgeklärt, entschieden duldsam. Er faßt im Leben nur den Menschen in's Auge, über den Glauben läßt er Gott richten. Daher ist ihm konfessionelle Zwietracht zuwider, und wenn sie sich irgendwo zeigen sollte, so würde sie stets auf sehr kleine Kreise beschränkt bleiben, und die gesellschaftliche Eintracht nie zu trüben vermögen.

Auf's Tiefste ist in Mainz der Sinn für Oeffentlichkeit eingewurzelt, der ganz dem Naturell des Rheinländers entspricht. Dieser erträgt keine Geheimnißkrämerei, und lästige Beamtenbevormundung ist ihm von Grund der Seele verhaßt. Darum hat auch in Mainz ein widerwärtiges Polizeiregiment nie aufzukommen vermocht, und man bewegt sich in dieser Stadt, ungeachtet der Festung, so zwanglos und ungehindert, wie in irgend einer andern Stadt der Welt. Diesem Sinne für Oeffentlichkeit entsprechen manche von den Institutionen, welche die französische Revolution den Rheinlanden brachte, und darum eben fanden sie so willige Aufnahme und gingen so wunderbar schnell in Saft und Blut des Volkes über, daß dasselbe bis auf den heutigen Tag mit Leib und Leben an seinen „rheinischen Einrichtungen" hängt. — —

Die Gewerbsamkeit von Mainz hat besonders in der letzten Zeit einen mächtigen Aufschwung genommen. Der Fleiß und die Intelligenz der Bewohner, die Leich-

tigkeit, alle Arbeitsſtoffe zu beziehen, und die günſtige Lage für den Abſatz haben zuſammengewirkt, um die Induſtrie zu beleben. In mehr als einer wichtigen Angelegenheit iſt von den Mainzern die erſte Anregung ausgegangen; Mainz war die erſte Stadt in Deutſchland, welche eine Induſtriehalle gründete, in welcher jeder Gewerbsmann ſeine geprüften und für tadellos befundenen Arbeiten zu öffentlichem Verkaufe ausſtellt. Dieſer Gewerbsverein war auch der erſte, welcher den ihn ehrenden, wahrhaft volksthümlichen Vorſatz faßte, für den September 1842 die erſte allgemeine deutſche Gewerbsausſtellung zu veranſtalten, und er hat alle Hinderniſſe, welche der Verwirklichung des Planes im Wege ſtanden, durch Beharrlichkeit glücklich aus dem Wege geräumt und ſich allgemeine Anerkennung erworben.

Was den Handel betrifft, ſo verlor zwar im Jahre 1831 die Stadt ihr Stapelrecht, und die Rheinſperre durch die Holländer hat ihr vielen Schaden verurſacht, ungeachtet des Freihafens, aber die Dampfſchifffahrt ſeit 1827 hat Vieles ausgeglichen, und wenn der Kaufmannsſtand dieſelbe Rührigkeit zeigt und ſich zu demſelben Gemeinſinne erhebt, welche der Gewerbſtand bethätigt, ſo iſt kein Zweifel, daß der von der vortrefflichſten Lage begünſtigte Handelsverkehr zu immer höherem Gedeihen gelangt. Auch die Dampfſchifffahrt auf dem Main, und die Ludwigsbahn, die Mainz in directe Verbindung mit Paris gebracht hat, ſind neue Quellen des Reichthums für das alte „goldene Mainz" geworden.

Von der Mäßigkeit der Heſſen, und zuvörderſt von jhres Lebens offenthalt im eſſen vnd trincken.

Aus Dielich's Heſſiſcher Chronik 1608.

Gleich wie nuhn die Heſſen ein ſehr arbeitſamb vnd hart volck, alſo achten ſie ſich ſehr wenig beſonderer leckerbißlein vnd niedlichkeit der Speiſen, ſondern nuhr allein, welche genugſamb iſt zur erhaltung jhrer arbeitſamen Leiber, als friſch vnd geräuchert fleiſch, ſpeck, bratwürſte, milch, käſe, geſaltzene butter, erbſen, rüben, auch eingeſaltzt ſauwer kraut, haffernbrei, bonen vnd andere harte ſpeiſen, wie auch vorweilen die alten Catten gebrauchet haben. Jhr getranck iſt ein gemein dün bier, wiewol nicht ohne, daß ſie auch an etlichen orten, beſonders in Vnterheſſen vnd der Graveſchafft Waldeck auch gute bier brauwen, ſich je bißweilen darin, wie auch in wein, ſo ſie auß Francken, vnd inſonders denen landen am Rhein gelegen, abholen, weitlich, in maſſen es dann leider in Teutſchland ein gemeiner brauch iſt, mit ſauffen begehen. Darumb verwarten ſie mit beſonderm verlangen die Kirchmeſſen vnd jahrmärckte, vnd laſſen es jhnen alsdann an freſſen und ſauffen nicht mangeln. Kompt als dann etwa einer, ſey frembt oder nicht, ſeiner geſchefft halber in das hauß, oder loſament, oder gehet ein bekanter vor demſelbigen ort, in welchem man die zeche helt, vor vber, ruffen ſie jhn an, reichen jm einen trunck, vnd halten denjenigen, ſo jhnen ſolchen abſchlegt, entweder vor einen feind oder aber zum wenigſten vor einen groben ungezogenen geſellen. Vnder dem zechen geben ſie einander die hände, ſo oft einer dem andern zutrincket. Wann ſie anfenglich zuſammen kommen, vnderreden ſie ſich zwar freundlich vnter einander, weret aber nur allein ſo lang, bis jhn das getränck in kopf ſteiget: Als dann ſingen vnd ruffen ſie alſo gröſslich, daß auch einer den andern nicht recht vernehmen kann. Wann ſie nuhn erregter maſſen toben, kommt es leichtlich zum gezenck, vom gezenck zu ſchlägen, ja auch bißweilen gar zum ermorden. Sihe das iſt als dann der Lohn vnd nutzen, wenn man alſo auff den künftigen durſt trincket, vnd ſich darmit in eine ſelbſt ſchuldige vnd erkaufte vnſinnigkeit ſtürzet.

Doch will ich alhier außgedinget haben, daß ich dieſes nicht zur verachtung meines Vatterlandes, ſondern viel mehr denen jenigen, welche an ſolchem weſen noch

ein gefallen tragen, zur abmahnung geſchrieben, auch ihnen hierin gezeiget habe, wie artig ſie, wann alſo der Circebecher vbermäſſig herumb gehe, gleich als Vlyſſis geſellen, in grobe, wil faſt ſagen, natürliche vnwiſſende ſew vnd grimmig wilde Thier verkehret werden.

Die ganze Woche iſt diß volck in fleißiger und embſiger arbeit: Den Sonntag aber braucht es zur erquickung. Dann nach angehörtem wort Gottes und predigt haben die jungen leut ihre Beluſtigung etwa in ſpatzirengehen, in armbruſt- oder büchſenſchieſſen, und ſonſt anderen kriegsübungen: die alten aber verfügen ſich etwa in geſellſchaft zum zechen, die jungen bawren aber halten vnderdeſſen ihre wunderlichen täntze, in denen ſie aus allen ihren krefften zu ſpringen pflegen; beſonders aber treibet man dieſes orts in der Faſtnacht, wann ohne das auch gantz Teutſchland närriſch iſt, viel wunderſpiel in rennen und ſtechen, in Schwert- und Bügeltäntzen, welchen brauch des tantzens der alten Catten und anderer Teutſchen auch Tacitus in ſeinem büchlein von der Teutſchen ſitten nicht vbergangen.

Charakter, Sitten und Gebräuche, wie Sprache der Heſſen *).

Von Ph. A. F. Walther.

Die Grundzüge in dem Charakter der Bewohner des Großherzogthums Heſſen ſind diejenigen, welche dem germaniſchen Volksſtamme überhaupt eigen ſind. An der Spitze der guten ſtehen Fleiß, Ausdauer und Tapferkeit. Heſſiſchen Fleiß und Heſſiſche Ausdauer verherrlicht ſchon das alte Sprüchwort: „Wo Heſſen und Holländer verderben, kann Niemand Nahrung erwerben.“

Von ihnen zeugen die wohlbebauten Fluren in allen Theilen des Landes, die gewerbliche Thätigkeit und die Erzeugniſſe der Literatur und Kunſt, die Heſſen ihre Entſtehung verdanken. Von Heſſiſcher Tapferkeit aber reden alle die Schlachtfelder der älteren und neueren Zeit, welche Heſſiſches Blut getränkt hat.

Beſondere Charaktereigenthümlichkeiten, beſondere Sitten und Gebräuche geſtalten ſich nach beſonderen Verhältniſſen, welche auf die Bewohner eines Landſtrichs ihre Wirkung geäußert haben und äußern. Clima, Beſchäftigungsweiſen, politiſche Schickſale und noch andere Urſachen haben ihren Antheil daran und ſo ähnlich ſich der Bewohner der Rheinebene, der Odenwälder, der Rheinheſſe, der Wetterauer, der Vogelsberger und der Hinterländer in den allgemein deutſchen Charaktereigenthümlichkeiten ſind, ſo verſchieden ſind ſie in den beſonderen, die eben beſonderen Verhältniſſen ihren Urſprung verdanken. Wir müſſen darum die Bewohner unſeres Landes in ſeinen verſchiedenen Haupttheilen einzeln betrachten. Die immer mehr ſteigende Civiliſation hat freilich gar manches Eigenthümliche in Charakter und Sitte bald zum Glücke, bald zum Unglücke des Volks weggenommen und wird in ihrem begonnenen Werke fortfahren. Sie hat dieß nicht allein in den Städten gethan, in denen naturgemäß ihr Einfluß aus den verſchiedenſten Urſachen ſich ſtärker äußern mußte, ſondern auch auf dem Lande, wohin ſie durch Handel und Verkehr mit den Städten, durch Schule und Unterricht mit ihrem guten und böſen Gefolge den Weg gefunden hat. Immerhin aber hat ſie zur Zeit manches noch nicht zu verwiſchen vermocht, theils weil ihr die Anhänglichkeit an das Altherkömmliche Widerſtand leiſtete, theils weil ſie die Urſachen, aus welchen es hervorgeht, nicht wegzuſchaffen vermochte. Und wie es mit Charakter, mit Sitten und Gebräuchen iſt, ſo iſt es auch mit der Sprache. Im Ganzen iſt die Volksſprache der Bewohner des Großherzogthums die mitteldeutſche, welche ihrer Natur nach ſich mehr der oberdeutſchen anſchließt, aber auf niederdeutſche Einflüſſe zeigt.

*) „Das Großherzogthum Heſſen nach Geſchichte, Land, Volk, Staat und Oertlichkeit beſchrieben von Ph. A. F. Walther. Darmſtadt 1854.“

Faſt jeder Ort hat übrigens ſeine Dialecteigenthümlichkeiten, und Flüſſe, Berge, Hügel und Waldungen ſcheiden ab, ſowie frühere Einwanderungen. Die Dialectverſchiedenheiten liegen zu einem großen Theile in der härteren oder weicheren Ausſprache, in dem Dehnen oder Schärfen der Sylben, in dem bald ſingenden bald ſtoßenden Ton. —

Die Bewohner der Rhein- und Mainebene haben nur noch weniges von Eigenthümlichkeiten behalten. Es erklärt ſich dies theils aus der mitunter ſtarken Einwandrung von Fremden unter den eigentlichen Eingeborenen, theils aus dem lebendigen Verkehr mit den ihnen benachbarten größeren Städten: Mainz, Frankfurt und Darmſtadt. Auffallend iſt es, wie ſich namentlich in dieſem Landestheile auch jetzt noch in manchen Oertern der Einfluß ihrer früher verſchiedenen Herrſchaft geltend macht. Die ehemaligen Pfälziſchen Oerter z. B. haben einen ganz anderen Menſchenſchlag, andere Sitten und Anſichten, andere Dialektverſchiedenheiten als die ehemaligen Mainziſchen ꝛc. Den Bewohnern einzelner Oerter wird ſchon ſeit Menſchengedenken immer derſelbe gute oder böſe Charakter zugeſchrieben, ſo daß ſelbſt der Volkswitz ihn in Worten bezeichnet, die er in dem Tonfall der Kirchenglocken erkennen will.

Bei den Bauern des Rieds, die meiſt wohlhabend ſind, iſt das Pferd hoch angeſehen, ſo daß der Bauer, der mit Pferden fährt, auf den Kühbauer vornehm herabſieht.

Der Mittelpunkt aller Volksbeluſtigungen auf dem Lande iſt in der Provinz Starkenburg, wie auch anderwärts die Kirchweihe. Mancher ſpart die Luſtigkeit eines ganzen Jahres auf dieſe Tage auf; ja die Zeitrechnung dreht ſich mehr oder weniger um die Kirchweihe. Am Sonntag vor Kirchweihe verſammeln ſich die jungen Burſchen des Orts im Wirthshauſe und Wer Kirmesburſche ſein will, unterzeichnet dann ſeinen Namen. Nachdem gehörig getrunken iſt, ziehen die Burſche unter Singen im Orte herum. Am Freitag vor Kirchweihe werden die Kränze an den Kirchweihbaum geflochten, der am andern Tag geſteckt werden ſoll. Die Burſche nehmen dazu ihre Kirmesmädchen, d. h. diejenigen, mit welchen ſie vorzugsweiſe tanzen wollen, mit in den Tanzſaal des Wirths, wo die Kränze geflochten werden. Am Sonntag holen die Burſche im Walde den Kirchweihbaum und ſtellen ihn unter Muſik und Jubelgeſchrei auf. Der Wirth, deſſen Haus die Ehre des Kirchweihbaums zu Theil geworden iſt, traktirt dann die ganze Geſellſchaft und Jubel und Tanz, in Ermangelung von Mädchen, von Mann und Mann ausgeführt, beſchließt den Vorabend des Feſtes. Am Sonntag der Kirchweihe wallt erſt die Gemeinde zur Kirche. Kaum iſt aber der Gottesdienſt vorüber, ſo verſammeln ſich die Kirmesburſche im Wirthshauſe. Einer von ihnen wird nun verkleidet, das Kirchweihtuch wird an eine bunte Stange geheftet und der ganze Zug ſetzt ſich in Bewegnng, um im Orte herumzuziehen und die Kirmesmädchen abzuholen. Damit ſich jedoch die erſte, welche ſich dem Zuge anſchließen ſoll, nicht genire, muß die Wirthstochter oder in Ermangelung einer ſolchen die Wirthsmagd, mag ſie ſo alt ſein wie ſie will, den Zug mitmachen. Das Tuch wird vorangeſchwenkt, die Muſik ſpielt und ſo gehts von dem Hauſe eines Mädchens zum andern, bis ein jeder Kirmesburſch ſein Theil an der Seite hat. Vor dem Haus des Pfarrers, Schullehrers und Bürgermeiſters wird Halt gemacht und ein luſtiges Stück geſpielt. Dann geht der Zug ins Wirthshaus und der Tanz beginnt. Beim Tanz ſtehen die Burſche hinter den etwa gekommenen Gäſten zurück; ſie haben dann eine andere Funktion. Sie tragen das Tuch vor jeden hin, trinken ihm zu und laſſen ſich dafür eine Silbermünze in die dargehaltene Büchſe werfen; das heißt dann: auf das Tuch einſetzen. Am Kirchweihmontag halten die Burſche ſchon früh einen Morgenumzug, bei dem ſie wieder vor den Häuſern der Kirmesmädchen halten. Haben am Sonntag die Gäſte getanzt, ſo tanzen am Montag die Ortseinwohner um ſo mehr. Da geht es dann mitunter toll her; die Kirchweihe darf nicht ohne Schläge vorübergehen. Am Kirmesdienſtag wird das Halstuch herausgeſpielt und der Glückliche muß für ſeinen Gewinnſt traktiren. Dann wird die Kirmes begraben. Ein alter Kochtopf wird vorausgetragen, die Muſik ſpielt einen Trauermarſch, ein Loch wird gegraben,

und der Topf hineingesenkt. In einzelnen Orten ist einer oder der andere dieser Kirmesbräuche mehr oder weniger modificirt. So wird das Begräbniß der Kirmes an manchen Orten mit einer Strohpuppe vollzogen u. a. m. Eigenthümliche Gebräuche haben sich auch noch bei besonderen Ereignissen im Leben in einzelnen oder mehreren Orten der Hess. Rheinebene erhalten. Wohl möglich, daß sie auch in anderen Orten außerhalb dieses Landstrichs mit Modificationen sich finden. So namentlich bei Hochzeiten. Mit mehr oder weniger Modificationen sind die Gebräuche meist sich gleich. Es möge das Beispiels eines Orts für andere dienen. Wir wählen Götzenhain im Kreise Offenbach, in dem nach „Kaut's Hess. Sagen und Gebräuchen" das Hochzeitsfest etwa also begangen wird. Nachdem der Bursche eine Zeitlang der Auserwählten auf seine Art den Hof gemacht, besonders durch Aufmerksamkeiten während Kirchweihen, so macht er in Gegenwart der Eltern und nächsten Verwandten, welche sehr oft bei dem Heirathsprojeet ihre Hände im Spiele haben, dem Mädchen den Heirathsantrag. „Hat sie dann das Jawort von sich gegeben" so händigt er der Braut einen Kronthaler ein und damit ist der Verspruch besiegelt. Wenn dann die Zeit der Hochzeit näher rückt und die üblichen Proklamationen in der Kirche erfolgt sind, bei deren ersteren es aber für die zwei Liebesleute nicht schicklich ist in der Kirche zu sein, so wird in die Stadt gefahren, um die Einkäufe zu machen. Am Hochzeitstage selbst gehts dann sehr feierlich und lustig her. Frühe schon sieht man Mädchen, Verwandtinnen und Freundinnen der Braut mit bekränzten Haaren vorübereilen. Um 10 Uhr ertönt das Brautläuten; man geht zum Hochzeitshause, die Brautsuppe, bestehend in warmem Bier, wird verzehrt. Die Braut selbst nimmt eine Weinsuppe zu sich, damit sie rothe Backen bekommt. Braut und Bräutigam erscheinen in vollem Staate. Die Braut trägt ein Kleid von schwarzem Tuch, die Haare sind geflochten und oben mit einem Kränzchen geschmückt; des Bräutigams Kleider sind gewöhnlich aus blauem Tuch, der Oberrock lang, der Hut ist mit Bändern und Sträußen geschmückt. Nach einiger Zeit holt der Bräutigam den Geistlichen ab, der, nachdem er auch einiges genossen hat, ein Sacktuch, eine Citrone und einen Rosmarinzweig erhält; auch die übrigen Anwesenden erhalten einen Rosmarinzweig. Sobald nun die Glocken ertönen, setzt sich die ganze Gesellschaft in Bewegung und zieht in folgender Ordnung zur Kirche: Zuerst kommt der Bräutigam, zwischen dem Pathen und dem Geistlichen gehend, dann folgt die Braut begleitet von jungen Burschen, die Zuchtknechte heißen und die auf ähnliche Art wie der Bräutigam geputzt sind. Diesen reihen sich die Mädchen an und den Schluß bilden die übrigen Hochzeitsgäste. Vor dem Altar verbeugen sich erst die Brautleute vor einander, dann vor dem Geistlichen. Nach Beendigung der Trauungsförmlichkeiten wird der Zug am Ausgange der Kirche von Musikanten, die spielend vorangehen, empfangen. Am Hochzeitshause angekommen, gehen sämmtliche Gäste wieder auseinander, um nach etwa einer halben Stunde umgekleidet wieder zu erscheinen, worauf dann das Hochzeitsmahl beginnt, das je nach den Verhältnissen zugerichtet ist. Während desselben spielt die Musik. Nach Tisch bricht die ganze Gesellschaft auf und zieht jauchzend und lärmend durch das Dorf. Hat man hier seinen Spaß gehabt, so zieht man zum Tanz, bald in's Wirthshaus, bald ins Hochzeitshaus, wo Wohnstube oder Scheuertenne den Tanzsaal bilden. Der Bräutigam eröffnet den Tanz mit der Braut und dann dauert das Tanzvergnügen bis Mitternacht, bis der Hunger und Durst ihr Recht haben wollen. Man trägt bei dem Abendessen Reißbrei, gekochte Zwetschen, Braten und Salat u. a. m. auf. An vielen Orten bleiben nach dem Essen die Ueberreste auf dem Tisch stehen, so lange das junge Volk sich mit Trinken, Spaßmachen und Singen unterhalten will. Soll des Morgens Kaffee getrunken werden, so wird ein Umzug im Orte gehalten, voran die Musik und der Spaßmacher (Schampotasch — Jean Potage). Vor jedem Hause, in dem ein Hochzeitsgast wohnt, wird Halt gemacht. Liegt er noch im Bette, so muß er schleunigst heraus; er wird mit Strohseilen gebunden und auf das Pferd gesetzt. An manchen Orten dauert die Hochzeit 2 Tage. Gegen 5 Uhr

des 2. Tages wird von der Gesellschaft das Gothenkissen geholt. Der Zug erscheint, voran ein Mädchen, das in einem großen Korbe ein mit Bändern besteckes Kissen trägt. Nun ist die Zeit gekommen, da die Gäste für die genossene Ehre etwas schenken müssen. Es wird ein zinnener Teller auf den Tisch gestellt, einer der Pathen tritt auf und ladet zum Schenken ein. Das geschieht denn auch, während die junge Frau dasteht und bittere Thränen weint; das muß sie thun, sonst würden die Leute darüber schwätzen. Zuletzt wird ihr das Brautkränzchen entrissen und an vielen Orten gesungen:

Braut, zieh die Brauthaub' aus!
Sei die Frau in Deinem Haus,
Feigenblatt und grüner Klee,
Heut 'ne Jungfer und nimmer meh'.

In Habitzheim im Kreise Dieburg (so wie auch in manchen Orten Oberhessens, wie z. B. in Großenlinden) besteht der Gebrauch, daß junge Eheleute nach der Hochzeit noch 5—6 Jahre als förmliche Dienstboten gegen gewöhnlichen Knechte- oder Mägdelohn bei den Eltern des einen oder andern Theils verbleiben. Der jährliche Lohn, welchen die jungen Dienstleute erhalten, wird zurückgelegt, ein Stück Landes dafür angekauft und der Ertrag von demselben auf gleiche Weise verwendet.

In Dietzenbach im Kreis Offenbach fanden sich vor noch nicht langer Zeit mancherlei eigenthümliche Gebräuche, von denen Ph. Dieffenbach erzählt: Wer am 1. Pfingsttag mit seinem Weidvieh zuletzt ankam, erhielt den Namen „Pfingstlümmel". — Wenn ein Bursche aus einem andern Dorfe um ein Mädchen in Dietzenbach freite, so wurde ihm von den einheimischen Burschen so lange aufgelauert, bis man ihn an einer schicklichen Stelle erwischte und er „sein Recht" bekam. Dieses Recht bestand darin, daß man ihm ein Seil um den Leib band und ihn dann ins nächste Wasser warf „damit ihm die Hitze verging," nachher aber mit dem Seil wieder herauszog. Reichere Bursche hatten wohl versucht, sich mit einem Fäßchen Wein davon loszukaufen; es wurde ihnen aber nicht gestattet und ihnen bestimmt erklärt, sie müßten erst ihr „Recht hun."

Von besonderen Trachten hat sich in diesem Landstrich nicht viel erhalten. Es beschränkt sich fast auf die kleinen groben Strohhütte, mit welchen die Griesheimer Bäuerinnen auf den Markt kommen, und die sie über einem weißen Kopftuch tragen. Dasselbe weiße Kopftuch ohne Strohhut ist auch bei den Eberstädtern, Seeheimern ꝛc. noch gebräuchlich. Die Bauern des Rieds tragen häufig uniform Beinkleider von einem hellblauen Leinenstoff, sowie auch ihre Pferde solche blaue mit andersfarbigen Streifen eingefaßte Decken tragen.

Der Dialect, welcher hier gesprochen wird, ist der Untermaindialect, der sich jedoch wieder nach einzelnen Gegenden abgrenzt. Eigenthümlicher seinem Wesen nach erscheint er in dem ehemaligen Rodgau, in der Dreieich wird er härter und örtlich in Manchem abweichender bis zum Ausfluß des Mains, weichlicher in Darmstadt und der Umgegend und in der Bergstraße. Zu Offenbach ꝛc. findet sich der Sachsenhäuser Dialect. Die Main- und Rheindialecte scheiden sich nach den Dörfern in verschiedene Nüancen, so daß unter andern am Main in 3 naheliegenden Dörfern die Worte: „Gemeinde, Fleisch, Bein" im ersten „Gemaan, Flaasch, Baan," im zweiten „Gemoin, Floisch, Boin", im dritten „Gemeen, Fleesch, Been" ausgesprochen werden.

Der Odenwälder hat noch vieles von seiner ihm eigenthümlichen Natur und seinem Thun und Treiben erhalten. Im Odenwald lebt ein kräftiger Menschenschlag mit hohem gradem Gliederbau, wenn man auch in armen Orten, wo die Mehrzahl der Bewohner nur sparsam ernährende Kost bei schwerer Arbeit sich verschaffen kann, kleinere Menschen mit gebeugten Nacken, eingedrückter Brust und ungelenken Gliedern, als Folgen früherer Anstrengungen findet. Der Charakter des Odenwälders ist ein seltsames Gemisch aus Treuherzigkeit und Pfiffigkeit, gesunder Natur und Grobheit, ehrlicher Einfalt und zurückhaltendem Wesen; fast in jedem Dorfe herrscht eins oder

das andere dieſer Elemente vor. Der Odenwälder iſt mißtrauiſch gegen einen jeden der ihn aus ſeinem gewohnten Geleiſe bringen will. Dieſes Mißtrauen erſtreckt ſich auch auf die gewöhnlichen Lebensbeziehungen zu fremden Perſonen oder zu Perſonen andern Standes, ſo lange ſich dieſen nicht Gelegenheit geboten hat, Vertrauen zu erwecken. Hat aber der ächte Odenwälder einmal Vertrauen gefaßt, ſo ſind ihm alsdann Offenheit und das Geſuch um Rathsertheilung Bedürfniß geworden. Gaſtfreundſchaft iſt dem Odenwälder ebenſowenig als Gefälligkeit abzuſprechen, und Höflichkeit iſt ihm zwar nicht in hohem Grad eigen, doch kann man ihn auch nicht der Grobheit beſchuldigen. Der Mann arbeitet ſtark und trinkt gern, doch nimmt neuerdings die Luſt zum Branntwein ab und das Bier wird beliebter, wo es zu haben iſt. Der Verkehr zwiſchen den Ledigen beiderlei Geſchlechts iſt frei, Züchtigkeit der Dirnen nicht ſehr häufig und es gibt Dörfer, in denen die meiſten Mädchen ſchon in der Stadt als Amme ſich etwas erſpart haben, womit ſie ihren Hausſtand gründen können. Die Achtung vor fremdem Eigenthum nach gewiſſen Richtungen hin könnte manchmal größer ſein. Holz- Gras- Laub- Obſt-Entwendungen ſind nach den Begriffen des Odenwälders nur einfacher Frevel, welchen zu begehen kein Unrecht iſt. Dieſe verkehrte Anſicht iſt indeſſen ebenſo dem Landmann in andern Gegenden auch eigenthümlich. Die Nationaltracht des Odenwälders beſtand früher bei den Männern in einem großen, um den ganzen Hinterkopf gehenden Kamm, einem aufgeſchlagenen dreieckigen Filzhut, grüner Kutte von Beiderwolle, hellblauer Tuchweſte, wollenen Strümpfen mit Kniegurten, Schuhen mit großen Schnallen. Jetzt ſieht man die grüne Kutte nur noch ſelten und es werden ſtatt derſelben lange Röcke von dunkelblauem Tuch mit einer Reihe von Knöpfen getragen, aber auch dieſe Röcke ſind nicht mehr ſo ganz allgemein, namentlich nicht bei den Burſchen. Die Frauen und Mädchen haben ſo ziemlich ihre ältere Tracht beibehalten, namentlich in dem tieferen Odenwald. Sie tragen dunkelblaue tuchene Mutzen, dergleichen lange Röcke mit vielen Falten, und Hauben von ſchwarzem Kattun, welche an beiden Seiten und oben mit Perlen geſtickt ſind. Die Strümpfe ſind ebenfalls von weißer oder blauer Wolle, die Schuhe haben Bändel. Zu dieſem Anzug, wenn er vollſtändig ſein ſoll, gehört ein großer, über zwei Fuß im Durchmeſſer haltender Strohhut mit einer großen ſchwarz und rothen Kokarde. Dieſer Hut wird am Arm hängend getragen und mehr gegen den Regen als gegen die Sonne gebraucht. — Die Lebensart des Odenwälders und ſeine Nahrungsmittel ſind nach den verſchiedenen Ständen — Bauern und Taglöhnern — und nach den Mitteln verſchieden. Während der wohlhabende Bauer gut lebt und nahrhafte Koſt genießt, namentlich viele Mehlſpeiſen, viel geſalzenes und gedörrtes Fleiſch ꝛc., müſſen ſich die Taglöhner mit Kartoffeln ernähren und Brod, halb von Kartoffeln halb von Getreidemehl eſſen. Nur bei beſonderen Gelegenheiten, bei Hochzeiten, Kindtaufen, Kirchweihen wird Fleiſch, Wurſt, Braten, Schinken, Kuchen gern und viel gegeſſen. Bei Tanzgelegenheiten gibt es unter den Burſchen oft Streit in dem häufig die Meſſer gezogen werden und tödtliche Verwundungen vorkommen. Die Wohnungen des Odenwälders ſind niedrig und nicht ſehr hell, die Stuben in der Regel geſchwärzt, obgleich jetzt wohl nur noch ſelten, auf einſamen Weilern ſtatt der Lichter Fackeln, Leuchtſpäne von Buchen-, Birken-, und Kiefern-Holz, gebrannt werden, die Viehſtälle ſind oft in einem beſſeren Zuſtand als die Wohnungen der Menſchen; Reinlichkeit iſt nicht immer im Hauſe zu finden, die Fenſter werden ſelten geöffnet und im Winter wird ſo ſtark eingeheizt, daß Eintretende vor Hitze umfallen möchten. Der nächſte Stuhl am Ofen gehört dem Großvater, (dem Herchen) der zweite Platz am Ofen dem Vater. — Die Mundart des Heſſiſchen Odenwälders hat viel Treuherziges, Derbes und klingt mitunter an altdeutſchen Formen noch ſtark an. So heißt der Großvater: Hehrche, d. i. Herrchen; die Großmutter: Frache, d. i. alte Frau; die Schwägerſchaft: Geſchwaih. Seine Ehefrau nennt der Odenwälder: Mei', höchſtens im Scherz: mei Olde; die Frau dagegen braucht bei ihren Bekannten und Verwandten den Vornamen ihres Mannes, bei Fremden ſagt ſie: Er, — wenn ſie von ihm als Abweſenden ſpricht. Das Für-

wort man hört man faſt nie, dafür Aaner ſtatt unſer einer. Eigene Vokallaute ſind au ſtatt o, doch nicht ganz das ſchriftdeutſche an. — Von Sitten und Gebräuchen iſt noch folgendes charakteriſtiſch. Wenn Aeltern das Gut an ein Kind abgeben, ſo behalten ſie ſich entweder noch die Mitbenutzung auf eine Reihe von Jahren aus, oder ſie ſetzen ſich „in den Auszug" und laſſen ſich ein jährliches Leibgedinge geben, welches bei wohlhabenderen Bauern etwa in 25—50 fl. an Geld, 10—15 Malter Frucht verſchiedener Gattung, Futter für 2 Kühe ꝛc., bei ärmeren aus Butter, Käſe und Milch beſteht. — Es iſt dieß eine Einrichtung, die oft zu Zwiſtigkeiten zwiſchen Aeltern und Kindern Veranlaſſung gibt, wenn entweder die Aeltern den Kindern mehr zumuthen als Recht iſt, oder wenn die Kinder das Ausbedungene nicht einhalten. — In der Regel wohnt jeder Bauer auf ſeinem Gute und daher kommt die zerſtreute Lage der Wohnungen, die man unter dem Namen der „Vereinödungen" kennt und die oft ſehr bedeutende Länge der Dörfer. In den Städtchen und Flecken ſind die Hubengüter oder geſchloſſenen Güter, wenn nicht ganz verſchwunden, doch auf wenige herabgeſunken und durch Tauſch und Verkauf einzelner Stücke unkenntlich geworden. Dieſe Hubengüter beſtanden oder beſtehen meiſt aus Haus, Hof, Scheuer, Stall, Garten, Aecker, Wieſen, die aneinander liegend, unheilbar waren und für den Hubner (Beſitzer derſelben) gleichſam ein kleines, ſelbſtſtändiges Gebiet ausmachten. Sie zogen gewöhnlich parallel von einer Grenze zur andern. Der älteſte Sohn erbte des Vaters Hube, die jüngeren Brüder wurden von demſelben abgefunden.

Der Rheinheſſe iſt von ganz anderer Natur. Gegen Ende des vorigen Jahrhunderts der Herrſchaft der Kurfürſten von Mainz und von der Pfalz ſowie einer Menge von Grafen, geiſtlichen und weltlichen Herren unterworfen, ſpäter der franzöſiſchen Republik und dem Kaiſerreiche, dann wieder dem Großherzogthum Heſſen angehörend, haben die Bewohner Rheinheſſens zwar ihren deutſchen Charakter beibehalten, es iſt aber im Laufe der Zeit mancherlei Fremdartiges hineingekommen, und ſie haben namentlich auch vieles von franzöſiſcher Sitte und Gewohnheit angenommen. Der Landmann iſt fleißig, von Morgen bis zum Abend bei der Arbeit und ſelbſt im Winter, wenn es nicht zu kalt iſt oder gar gefroren hat, rottet er in den Weinbergen oder ſucht ſich ſonſt zu beſchäftigen. Er geht ſeinen Arbeiten mit Luſt und Liebe nach, tauſcht gerne ſeine Ideen über den Feldbau aus und liebt es hierbei, die Art, wie es ſeine Eltern gemacht, beizubehalten, ohne jedoch Verbeſſerungen von der Hand zu weiſen und für dieſelben unzugänglich zu ſein. Er weiß vielmehr bald in neue Ideen einzugehen und ihren Werth zu beurtheilen, beſitzt überhaupt vielen geſunden Menſchenverſtand, Einſicht und Anſtelligkeit zur Arbeit. Wein, der im ganzen Lande wächſt, wird jedem andern Getränke vorgezogen, doch ſind in neuerer Zeit nicht allein in den Städten, ſondern ſogar auf dem Lande Bierbrauereien entſtanden. Branntwein wird nur wenig genoſſen und der Gewohnheitstrinker iſt verachtet. Bei einem Glaſe Wein werden die Anſichten über dieſes und jenes ausgetauſcht und es iſt nur zu bedauern, daß bei manchen ſolcher Gelegenheiten nicht bloß Zank und Zwiſt, ſondern auch Händel entſtehen, die mit blutigen Köpfen endigen. Zu Proceſſen, die das Glück gar mancher Familie trüben, ſcheint ein beſonderer Hang dem Landmanne inne zu wohnen. Sonſt aber iſt dieſer heiteren, mitunter nur zu leichten Sinnes und gern vergnügt. Doch iſt meiſt nur die Kirchweihe die Zeit, zu welcher in den Ortſchaften Tanzmuſik gehalten wird und hierbei pflegt ſelbſt der Aermere ſeine, wenn auch noch ſo kleine Wohnung herauszuputzen und Freunde und Bekannte mit angeborener Gaſtfreundſchaft aufzunehmen. Frömmigkeit macht einen Grundzug im Charakter des Rheinheſſen, artet aber nie zur Unduldſamkeit gegen Andersgläubige aus. — Die Lebensweiſe des Landmanns iſt einfach und der Art ſeiner Beſchäftigung angemeſſen. Während der Erndte, beim Rotten und überhaupt bei anſtrengender Arbeit bekommen die Taglöhner wohl auch Wein zu trinken. Die Koſt des Taglöhners beſteht meiſt in Kartoffeln und Milch; auf den Tiſch des Bauern kommt mehrmals in der Woche Schweinefleiſch, Sonntags Rindfleiſch, Kornbrod iſt das gewöhnlichſte. — Die Kleidung des rheinheſſiſchen

Landmanns iſt wenig von der des Städters unterſchieden. Die blaue, grüne oder graue Farbe iſt die gewöhnlichſte. Der Ueberrock iſt das Sonntagskleid, die kurze Jacke das Werktagskleid des Landmanns, die Kopfbedeckung am Sonntag ein runder Hut, am Werktag eine Tuchmütze. Im Winter trägt derſelbe gewöhnlich bei Reiſen einen grauen Mantel, im Sommer Jacke und weite Beinkleider von Linnen oder baumwollenem Zeuge. Die Kleidung des weiblichen Geſchlechts, namentlich in den von den Städten entfernten Orten hat manches aus früherer Zeit beibehalten, von etwas Nationellem iſt darin aber keine Spur zu finden. Die Kleidung beſteht im Sommer aus einfachem Baumwollenzeug, im Winter aus wärmerem Stoffe, Bieber u. ſ. w. Sonntags unterlaſſen weder Frauen noch Mädchen, ſich ſo ſchön wie möglich herauszuputzen, auch wohl eine elegante Haube aus der Stadt aufzuſetzen, während ſie in der Woche ihren Kopf mit einem weißen oder farbigen leinenen oder baumwollenen Tuche bedecken. — Die Sprache der Rheinheſſen hat in den einzelnen Dörfern ſehr mannichfache Nüancen. In ehemaligen Pfälziſchen Oertern klingt noch der Pfälzer Dialekt, im Mainziſchen der Mainziſche vor.

Der Wetterauer hat zwar in Kleidung und Mundart Manches von den Nachbarſtädten angenommen, doch unterſcheidet er ſich noch weſentlich von ſeinen Nachbarn, namentlich den nördlich wohnenden Heſſenländern und den nordöſtlichen eigentlichen Vogelsbergern. Die Wetterauer zeigen ſich im Ganzen als ein kräftiger, aber auch derber Menſchenſchlag. Sie ſind zwar nicht ſo heiter, lebens- nnd erwerbluſtig wie die Rheinbewohner, und nicht ſo thätig wie die Starkenburger und Vogelsberger, vielleicht darum nicht, weil ſie die Natur in ihrem Boden gar reich bedacht hat. Sie könnten im Ganzen viel reinlicher und fleißiger ſein. Sie bleiben auch gerne beim liebgewordenen Alten und darum haben die Bemühungen, ſie in manchen Dingen vom guten Alten zum beſſeren Neuen zu bringen, noch nicht die Erfolge gehabt, die ſie hätten haben können. Der Wetterauer iſt im Umgange weder ſo gewandt wie der Rheinheſſe, noch ſo gefällig wie der Odenwälder, aber er meint's in der Regel doch gut und ehrlich, und weiß er es auch nicht ſo recht von ſich zu geben, ſo ſteht er doch keinem anderen an Biederkeit nach. — Von Trachten findet ſich in der Wetterau noch manches Eigenthümliche. Bei dem Feſtzuge bei Gelegenheit der Monumentsenthüllung in Darmſtadt ſah man unter anderen einen Burſchen und ein Mädchen aus Niederweiſel; der Burſche im gewaltigen Dreimaſter, den Hemdkragen ein wenig über dem ſchwarzen Halstuch umgeſchlagen, eine hellblaue Unterweſte, eine dunkle offene Jacke darüber, und über der letzteren den dunkelblauen, kragenloſen, bis zum Knie reichenden Oberrock, mit Seitentaſchen vorn und einer bis über die Taille reichenden Knopfreihe, gelblederne Hoſe, weiße Strümpfe und Schnallenſchuhe; das Mädchen, das zierliche rothe Heſſenhäubchen mit ſchwarzem Vorband über dem ſorgfältig zurückgeſtrichenen Stirnhaare, die ſchwarze Kinnſchleife länger und das Vorband rundumlaufend, im Nacken lang herabwallend, das Halstuch roth, die enganliegende blaue Aermeljacke mit langer Taille, vorn zierlich mit 2 Reihen weißer Metallknöpfe, der bis übers Knie reichende Rock gleichfarbig und eine vielgefältete violette Schürze darüber, die Strümpfe gleichfarbig mit Jacke und Rock. — Man ſah ferner einen Burſchen aus Gambach mit der runden Pelzmütze auf dem Kopf, der hellblauen Weſte und dunkelblauen Jacke, beide mit ſilbernen Knöpfen beſetzt, den kurzen gelbledernen Hoſen, weißen Strümpfen und Schuhen, und ein Mädchen mit der blauen über dem Scheitel kammshoch ſteigenden, hinten im Nacken mit wallenden weißen und blauen Bändern geſchmückten, unterm Kinne gebundenen Haube, deren Rand etwas über dem zurückgeſtrichenen Stirnhaar auffaß, das Band unter dem Kinn bildete die, in ganz Oberheſſen übliche Schleife, hier etwas länger bis zum Buſen herabwallend, ein buntes Tuch um den Hals unter dem, den Oberleib knapp umſchließenden, vorn mit einer Reihe Silberknöpfen geſchmückten Mutzen, der an der Taille vorn mit einer Schleife geziert war, den Rock in zahlreichen Falten bis etwas übers Knie hinabreichend, in dunkelblauen Strümpfen und Schuhen. — Die Wetterauiſche Mundart iſt breit,

aber kräftig tönend. Sie zeichnet ſich vor der Hochdeutſchen u. A. durch ihren Reichthum an Doppellauten aus, deren ſie etwa 10 mehr hat als das Hochdeutſche. Auffallend dehnt die Vilbeler, am Rande der Wetterau gegen Frankfurt hin, den Ton am Ende der Sätze. Oeſtlich von Friedberg und rechts der Nidda wird ſie noch breiter und eigenthümlicher mit einzelnen niederdeutſchen Wörtern und Formen. Von Butzbach an, ſowie auch an und in Gießen ſpielt ſie in die ihr ähnliche weſterwäldiſche über.

Einige beſondere Gebräuche finden in der Wetterau an Pfingſten ſtatt. In der Nähe von einigen Höfen verſammeln ſich junge Burſche mit ihren Pferden auf der Weide und jagen dann nach dem Hofe. Wer zuerſt ankommt, ruft aus vollem Halſe: „Pfingſtrecht heraus!“ Und dann erhält er ſein Trinkgeld, das auch ſchwerlich zu etwas anderem als zum Vertrinken benutzt wird. — An andern Orten müſſen ſich die Burſche und Mädchen des Morgens wohl eilen und ja nicht verſchlafen. Wer am erſten Pfingſttag zuletzt an den Brunnen kommt, der iſt der Pfingſtlümmel, wer zuletzt ſein Vieh zur Heerde treibt, iſt auch der Pfingſtlümmel und wer mit den Pferden zuletzt auf der Weide erſcheint, iſt ebenfalls der Pfingſtlümmel ꝛc. — In alten Zeiten fanden ſich manche ſonderbare Hochzeitsgebräuche, die durch mehrere Verordnungen abgeſchafft werden mußten, ſich aber zum Theil noch, wiewohl unter anderen Formen, erhalten haben. An manchen Orten wird das zu Stande gebrachte Verlöbniß von den Kameraden des Bräutigams durch Raſſeln mit Gießkannen, Knallen mit Peitſchen, Werfen mit Töpfen ꝛc. angekündigt. Auch gibt der Bräutigam ſeiner Braut ein Stück Geld auf die Treue. An manchen Orten wird die Braut ſogar zuweilen noch verkauft, wie z. B. in Rodheim v. d. H., wo ſich die alten Gebräuche wie die alten Mauern am längſten erhalten haben. Dort wird nämlich die Braut auf eine Bank oder einen Tiſch geſetzt und nun von mehreren verheiratheten Perſonen laut gerufen: „es ſei ein gutes Kalb oder eine gute Kuh (je nachdem die Braut ledig oder Wittwe war) zu verkaufen.“ Hierauf findet ſich der Bräutigam, als Metzger gekleidet, ein; es wird lange Zeit gehandelt und die Braut als Kalb oder Kuh dem Bräutigam für einen beſtimmten Preis überlaſſen. Auch werden häufig noch die Brautleute unter Muſik in die Kirche geleitet. Nach dem Verkaufe wird, namentlich in Rodheim, die Braut gerupft, d. h. es wird ihr der ſ. g. chapeau (ein Diadem von Flitter) vom Haupte geriſſen und ihr die Haube gewaltſam aufgeſetzt. — In Oberrosbach wird der Braut bei dem Gange in die Kirche von jeder ihrer Freundinnen ein Band an den Arm geheftet. Ebendaſelbſt bringen, wenn unverheirathete Perſonen, namentlich Kinder beerdigt werden, Bekannte und Verwandte Blumenſträuße von gemachten Blumen und erhalten dagegen einen dreieckigen kleinen Kuchen. —

Der Vogelsberger iſt ein ſtarker Schlag Leute; er beſitzt einen muthigen Sinn, eine große Biederkeit, Ehrlichkeit und Dienſtfertigkeit und weiß noch nicht ſo viel von verdorbenen Sitten und Gewohnheiten; dagegen iſt auch die Geiſteskultur noch nicht ſo groß, wie bei den Bewohnern der niederen Gegenden, der Bergſtraße, der Gegenden der Rheinebene und namentlich in Rheinheſſen. Im Einzelnen zeigen ſich bei den Bewohnern des Vogelsberges in Sitten und Gebräuchen große Verſchiedenheiten. Der Vogelsberg in ſeiner Geſammtheit hat keine allgemeine Nationaltracht, keine allgemeinen Nationalſitten und Gebräuche. Jedes Gebirgsthal, oft wieder nur ein Cyklus näher zuſammenliegender Orte in demſelben, oft ſelbſt einzelne Oerter haben ihre beſonderen Eigenthümlichkeiten. Das Ohmthal, das Schwalmthal, das Niddathal, das Riedeſel'ſche Gebiet, das Thal der Schlitz ꝛc., alle liefern ihre beſonderen Bilder in Bezug auf Sitten und Gebräuche. Für die ſüdweſtliche Abdachung des Vogelsberges zunächſt gilt, aber auch hier nur mit localen Abänderungen und Verſchiedenheiten, das Folgende, wenn ſich auch wohl eins nnd das andere in anderen Theilen finden mag. Der dortige Vogelsberger iſt durch die Natur ſeiner Gegend auf Wieſencultur und Viehzucht hingewieſen. Er iſt von Jugend auf Hirte; die Hut iſt Einzelhut. Im Sommer erblickt man darum auf den Triften und grünen Matten an den Waldränden das Vieh truppweiſe

in einzelnen Gruppen, jede einzelne Gruppe von ihren eigenen Hirten gehütet, meiſt Knaben und Mädchen. Die Einförmigkeit jenes Lebens wird nur durch die Vieh- und Krämermärkte unterbrochen, die dort mit dem großen Markte zu Gevern im Februar beginnen und mit dem ſ. g. kalten Markte in Ortenberg ſchließen. Der Hauptmarkt eines Orts gilt zugleich als Kirchweihe, die als beſonderes Feſt dieſer Theil des Vogelsbergs nicht kennt. Auf dieſem Markte erfreut ſich die Jugend des Tanzvergnügens, das ſie ſonſt nie zu genießen bekommt. Von Schotten abwärts beginnen wieder die Kirchweihen. — Während der Sommer des Vogelsbergers Feld- und Weidleben iſt, iſt der Winter Stuben- und Hausleben. Im Winter beſchäftigt ſich der Vogelsberger, alt und jung, Mann und Frau, Burſchen und Mädchen mit dem Spinnen der ſ. g. Urſchwingen oder Ahuenſchwingen, von denen das Packtuch gemacht wird, oder auch beſonders in der neueren Zeit mit Holzarbeiten der verſchiedenſten Art. Das geſellige Zuſammenſein findet Abends in den Spinnſtuben ſtatt; da wird geſungen, geſcherzt, geplaudert und Mährchen aufgebunden, und der Schalk, dem das letztere recht gelingt, bildet ſich viel auf ſein Talent ein. Das Zuſammengehen in den Häuſern, das Beſuchen wird als „Spielengehen" bezeichnet. Derjenige, welcher Hausbeſuche macht, heißt „Spielengänger", im Volksmund „Spillegänger." — Eine eigenthümliche Beleuchtung in den höheren Orten des Vogelsbergs iſt die Beleuchtung durch den Span. In Herchenhain, Hartmannshain, Volkartshain u. a. a. Orten brennt kein Licht in der Stube, ſondern ein Buchenſpan. Man benutzt dazu glatte aſtfreie Stücke von 6 und 8 ſpaltigen Buchen, welche in Bretter zerſägt, zugehauen und mit dem Spanhobel zu Spänen fertig gemacht werden. In der Stube befindet ſich ein hoher, hölzerner Leuchter mit einer zweiarmigen Gabel. In jedem Arme ſteckt ein Span. Solche Späne brennen ſehr hell und erſetzen für größere Geſellſchaften insbeſondere den Gebrauch mehrerer düſterer Oellampen. Einer aus der Geſellſchaft nimmt am Leuchter Platz und beſorgt das Geſchäft des Spanwartens, d. h. das Geſchäft, die abgebrannten Stücke, welche etwa nicht von ſelbſt abfallen, abzuſchlagen, den Span, wenn er ungleich brennt, auf die andere Seite zu wenden und wenn er völlig abgebrannt iſt, durch einen neuen zu erſetzen. — Die Lebensweiſe iſt ſehr einfach. Selbſt der Wohlhabende genießt in den höheren Orten in der Regel kein Rindfleiſch. Milch und Eier müſſen die Fleiſchnahrung erſetzen. Der wohlhabende Bauer iſt ſehr zufrieden, wenn er am Sonntage zu Sauerkraut und Kartoffelbrei, etwa auch zu Sauerkraut allein, ein Stück Speck oder Dörrfleiſch genießen kann. Geräucherte Wurſt, Dörrfleiſch und der Speck des Schlachtſchweins bilden vorzugsweiſe die Fleiſchnahrung der Wohlhabenden. Butter als Nahrung zu Brod kommt nur in beſonderen Zeiten vor, etwa bei Arbeiten im Walde, in den Holzmachereien, bei anſtrengender Arbeit, wie zur Zeit des Mähens in der Heu- und Grummeterndte. Denn der Ertrag der Butter bildet den Haupterlös, um die kleineren Ausgaben für die Wochenhaushaltungen zu beſtreiten, ſowie die ſogenannten Monatgelder dazu dienen, die Steuern zu entrichten. Die Butterausfuhr iſt ſehr bedeutend. — Bei beſonderen Veranlaſſungen im Leben, namentlich bei Taufen, Hochzeiten und Beerdigungen, hat ſich noch manches Eigenthümliche erhalten, aber es iſt keineswegs in allen Oertern dieſes Theils des Vogelsbergs und noch viel weniger im ganzen Vogelsberg zu Hauſe. Bei der Taufe geht in einzelnen Orten der Zug zur Kirche. Sind Gevatter und Gevatterinnen noch ledig, ſo ſchmücken ſie ſich mit Blumen und Bändern. Der Kopfputz der Gevatterinnen, das grüne Kränzchen mit Blumen und Perlen, die in daſſelbe eingewunden ſind, wird mit dem Namen „Schnalz" bezeichnet. Im ſ. g. Hintergerichte (Grebenhain, Crainfeld und Bermuthshain), vielleicht auch ſonſt noch hier und da nehmen ſich die ledigen Gevatterleute noch einen Begleiter oder eine Begleiterin nach eigener Wahl, die ſich ebenfalls aufputzen. Ein ſolcher Burſche heißt „Zümper," das Mädchen „Zumpe." Sie werden zu dieſer Ehre eingeladen mit den Worten: „Du ſollſt mir zumpen!" Die Wöchnerin erhält von den Gevattern und Gevatterinnen eine Wochengabe, oder „ſie kriegt etwas mit in's Bett," beſtehend in

Geld, Zucker, Kaffee, Butter, Käſe, Branntwein ꝛc., — Beiträge zum Kindtaufſchmaus. Es beſteht der Kindtaufſchmaus in den höheren Orten des Vogelsbergs in Brod, Butter, Käſe, Wurſt und Branntwein, ſelten nebenbei noch Bier, dann in einem guten ſtarken Kaffee mit Wecken. Kuchen kennt der Bewohner des höheren Vogelsbergs nicht. Was für den Bewohner des niederen Theiles und der Ebene in der Wetterau der Kuchen iſt, das iſt ihm „die Butterſchnitte," ein Stück Butterbrod. Die Kuchengegend beginnt erſt von Schotten an abwärts und von hier an wird auch der ganze Schmaus bei der Mittelklaſſe und den Wohlhabenden in Stadt und Land reicher. Der Branntwein nimmt ab und neben ihn tritt hier Wein und Aepfelwein nebſt Braten, in dem Backofen in einer Bratpfanne zubereitet in einer Zwiebelbrühe, namentlich in Orten, die an die Wetterau anzuſtoßen beginnen. In den höheren Orten des Vogelsbergs herrſcht die Sitte bei Taufen, wie bei Hochzeiten, den Branntwein mit Zucker zu verſüßen und mit Wermuth zu verbittern. Die Gläſer werden des Scherzes halber öfters hin und her gewechſelt und namentlich das weibliche Geſchlecht damit geneckt, daß man ihnen ſtatt des Zuckerbranntweins Wermuthsbranntwein in die Hände ſpielt. — Der Bauer von Michelbach hält altherkömmlicherweiſe ſeinen Taufſchmaus in Schotten, wohin das Ort eingepfarrt iſt. Er hält daran ſo zäh und eigenſinnig feſt, daß er die Kinder eine halbe Stunde Weges, ſelbſt im ſtrengſten Winter trotz aller Verbote tragen läßt, um in dem Bäckerhaus, in dem er einzukehren pflegt, mit den Gevattersleuten und der Amme ſein Glas Wein oder Branntwein zu trinken und die Kindtaufsbretzel zu genießen. — Bei den Hochzeiten geht es, was Eſſen und Trinken betrifft, her wie bei den Taufen. Auch hierbei geht ferner der Zug in die Kirche, der Bräutigam mit dem Strauße am Hute und am Rocke, die Braut mit Kopfputz, voraus, wenn ſie ſich nicht vorher vergangen haben. Noch gilt es für hohe Ehre, wenn das Brautpaar auf dieſe Weiſe geſchmückt erſcheinen darf. Eine des Brautkranzes beraubte Braut gilt für beſchimpft. Hinter dem Brautpaar folgen die Zeugen, dann die übrigen Gäſte, zuerſt männliche, dann weibliche, geordnet nach dem Grade der Verwandtſchaft, zuletzt, wenn Kinder mitgehen, die Kinder, Knaben hinter den Männern und Burſchen, Mädchen hinter Frauen und Jungfrauen. Nach der Trauung bewegt ſich der Zug in derſelben Ordnung in's Haus zurück, nachdem er vorher einen Umzug um den Altar gehalten. Von Schotten an gibt es dann, während anderswo das einfache Mahl ohne Unterbrechung nun ſtattfindet, erſt Kaffee und Kuchen, dann bricht der ganze Zug aus dem Hauſe wieder auf, damit die Tiſche für das eigentliche Mahl zugerichtet werden können. Paarweiſe hält derſelbe ſeinen Umzug durch die Stadt. Jeder männliche Hochzeitsgaſt, ſelbſt der Schulknabe, der zur Geſellſchaft gehört, iſt mit einer langen thönernen Pfeife verſehen, welche mit einem blauen oder rothen Bändchen verziert wird. Tabak überhaupt wird allgemein, in Stadt und Land, auf Tellern aufgeſchichtet und den Gäſten hingeſtellt. Obgleich die thönernen Pfeifen ſonſt ganz abgekommen ſind, ſo ſind die Krämer in Schotten ſtets genöthigt, dieſelben zu führen, da ſie bei der Hochzeit nicht fehlen dürfen. Ueber die Straße hin wird übrigens nicht geraucht, ſie iſt nur ein Abzeichen für den männlichen Hochzeitsgaſt, mit welchem ſelbſt der Knabe im Zuge gravitätiſch einherſchreitet. Von Schotten abwärts geht die Braut in einfacherem mehr ſtädtiſchen Kopfputz zur Kirche, die Hochzeitsgäſte mit Rosmarinzweigen, woran rothe Bändchen befeſtigt ſind. — Die gottesdienſtlichen Handlungen bei Beerdigungen baſiren auf den Beſtimmungen der alten Heſſiſchen Agenda, — Geſang vor dem Sterbhauſe, Zug über die Straße unter Geläute der Glocken, am Grabe eine Rede oder Rückzug nach der Kirche und Gottesdienſt nach der Beerdigung. Bei Beerdigungen ſind die übrigen Gebräuche gleichmäßiger als dies bei Taufen und Hochzeiten der Fall iſt. Der Trauerzug ordnet ſich auf folgende Weiſe: Die Verwandten bis zu ziemlich entfernten Graden, ſowie auch die Taufpathen des Verſtorbenen werden eingeladen; die Nachbarn tragen den Sarg. Die nächſten Verwandten, nächſt den Pathen folgen zunächſt dem Sarge und zwar einzeln, hierauf die entfernten Verwandten, und zwar die männlichen voran,

dann die weiblichen. Nach der Beerdigung findet im Leichenhause das Trauermahl statt, „Tröstermahl," „Trösterbier" genannt, auch schlechtweg nur „Mahlzeit." An diesem Trauermahle hängt der ganze Bauernstand mit zäher Festigkeit; weder Ermahnungen noch Vorstellungen, und alte und neue und ganz neue Polizeiverbote helfen etwas dagegen. Den Bürgermeistern ist strenge Anzeige zur Pflicht gemacht; allein keiner dürfte es wagen, wenn er als Anverwandter eingeladen wird, die Einladung nur auszuschlagen, noch viel weniger eine Anzeige zu machen. Die ganze Gemeinde würde sich im Sturme gegen ihn erheben. Der Bauer sieht das Todesmahl als eine dem Verstorbenen erwiesene letzte Ehre an, die er ihm nicht schuldig bleiben darf. Je würdiger ein Verstorbener im Leben war, desto mehr hält man ihn des Trauermahls werth. — In der Gegend von Alsfeld herrscht der Gebrauch, daß der Pathe bei der Confirmation dem Pathen über der Unterthür seines Hauses einen Apfel reicht. Der Confirmand nimmt ihn an, beißt hinein und wirft nun das übrige weg. Dadurch wird er künftig vor Zahnschmerzen bewahrt, wie man annimmt.

Einen und denselben eigenthümlichen Dialekt hat der ganze Vogelsberg nicht; der südliche Theil nähert sich dem Wetterauer, der nördliche und nordöstliche dem Buchonischen, der z. B. das e wie ein breites ä mit weit geöffnetem Munde, das au wie ou ꝛc. ausspricht. Eigentlich oberhessischer Dialect ist der der Gegend über die Ohm hin nach und bei Alsfeld. Jenseits des Vogelsbergs treten die Mundarten in und um Schlitz, in und um Lauterbach eigenthümlich auf, zeigen sich den thüringischen verwandt und sind in den Vokalen mitunter alterthümlich mit altoberdeutschem Gepräge. Aber auch diese unterscheiden sich wieder wesentlich; denn der lauterbachische Dialekt hat überaus gedehnten Ton, der schlitzische ist kürzer und rauher.

An eigenthümlichen Trachten ist der Vogelsberg ebenfalls ziemlich reich. Reicher freilich noch als der eigentliche Vogelsberg sind die an denselben nördlich angrenzenden Gegenden, die nicht mehr eigentlich zum Vogelsberg gerechnet werden können. Bei Gelegenheit der Enthüllung des Ludwigsmonuments in Darmstadt konnte man verschiedene Proben von solchen Trachten sehen. Da sah man z. B. ein Mädchen aus Angersbach bei Lauterbach mit weiß und roth gewürfelten auf ziemlicher Kammhöhe über dem Kopf gebundenen Tuch, dessen breite Zipfel sich am Halse bauschten, in violettem Leibchen, über welches ein buntgewirktes Tuch vorn kreuzweise bis zur Taille geschlungen war, der weiße Hemdärmel etwas bis über den Ellenbogen hervorblickend, der bis übers Knie hinabreichende hellbraune Rock mit der rothgebundenen Schürze geschmückt, die Strümpfe blau. Man sah ferner da ein Mädchen aus Pfordt im Schlitzer Land; es trug eine hohe kegelförmige zu beiden Seiten mit Wulsten ausgeschmückte schwarze Haube mit der oberhessischen schwarzen Bandschleife unterm Kinn, eine schwarze weitärmelige Mutze (Jacke), darüber einen umgeschlagenen gestickten Kragen, ein übers Kreuz auf der Brust geschlungenes rothes Tuch und eine silberne Kette drüber, einen für Oberhessen sehr langen, fast bis an die Knöchel reichenden schwarzen Faltenrock mit blauer Schürze und weißen Strümpfen. Der Bursche aus Schlitz hatte eine hohe rauhe Mütze mit zur Seite lang herabhängenden grünen Bändern, schwarzes Halstuch, grüne Weste mit weiß metallenen Knöpfen, langen dunkelblauen Oberrock mit kurzem Stehkragen, einer Knopfreihe und zwei Seitentaschen vorn, weiße Kniehosen und weite Quersaltenstiefel bis dicht an's Knie.

Auch in den Gegenden südlich vom eigentlichen Vogelsberg, in dem Büdinger Land finden sich noch nationale Trachten. Es kamen daher in genanntem Festzug die Mädchen mit eigenthümlich geformten weißen gesteiften Häubchen, die sich am Hinterkopf senkrecht, vorn etwas nach innen gewölbt über dem plattgescheitelten Haare aufthürmten und mit schmalen weißen Bändchen nett und reinlich unterm Kinn gebunden waren, in dunkleren, (meist braunen) weitärmeligen Mutzen und langen Röcken, die blaue Schürze vorgebunden, das blaue rothgeränderte Tuch kreuzweise über dem Busen gebunden, die Schuhe hoch. —

Aus dem Londorfer Grund waren bei dem Feſtzug erſchienen ein Burſche mit kurzklappigem, breiträndigen Hut, ſchwarzem Halstuch, hellblauer Weſte mit doppelter Reihe von weißen Metallknöpfen, blaßgelbem langem Rocke, blauen Hoſen und in Stiefeln, — neben ihm ein Mädchen, das kurze, enge, hellfarbige umſäumte Häubchen auf dem Scheitel, unter dem Kinn zuſammengebunden, um den Hals eine Perlenſchnur, dann ein buntes Tuch darum geſchlagen, im buntgeränderten Mieder, welches vorn ein zu beiden Seiten mit weißen Metallknöpfen beſetztes breites Bruſtſtück hatte, während die weißen Hemdärmel bis an den Ellenbogen hervorblickten, der hellgrüne, roth oder blau geränderte Rock bis an die Knie reichend, um die Taille ein buntes Band, eine blendend weiße Schürze und eben ſolche Strümpfe.

Ebenſo war auch die Gegend von Gießen durch die nationale Tracht eines Mädchens von Henchelheim vertreten. Es trug ein weißes Häubchen mit dunklem Beſatz, eine violette Jacke vorn geſchloſſen, auf der Bruſt eine grüne Schleife, einen grünen Faltenrock, eine violette Schürze und blaue Strümpfe. —

Noch gar manches Eigenthümliche in Brauch und Sitte findet ſich aber auch im Hinterlande.

Die Hinterländer bilden einen ſehr kräftigen Schlag Menſchen, wenn nicht Armuth ihre nachtheiligen Wirkungen auf das Gedeihen ausübt. Charakteriſtiſch ſind bei ihnen die vorherrſchend helle Hautfarbe und blonde Haare. Das Vaterland der Hinterländer erfreut ſich bei den übrigen Bewohnern des Großherzogthums keiner beſonders günſtigen Meinung, namentlich die Rheinheſſen und Starkenburger denken ſich das „Buchfinkenland," wie ſie es nennen, als eine Art Sibirien. Die nicht zahlreichen Dörfer und Flecken des Hinterlands bieten allerdings keinen ſonderlich freundlichen Anblick dar. Der Boden iſt im Ganzen ſteril und eigentlicher Wohlſtand findet ſich nirgends allgemein. Die Dörfer liegen zerſtreut, ohnehin durch zahlreiche Gebirgskegel ſehr iſolirt. Doch finden ſich auch hier und da ganz reinliche, nette Bauernhäuſer und die ſonſt verwahrloſte Haltung der Wohnhäuſer iſt eher ein Zeichen von Armuth, als Geſchmackloſigkeit; die an die Wände der Bauernhäuſer gemalten Tulpen, Gänſe und Gockel zeugen von einigem, wenn auch noch ſehr unentwickeltem Kunſtſinn. In dem Eſtrich ſind die Häuſer in moſaikähnlicher Manier mit ſteileingefügten Schieferſtücken ausgepflaſtert. Die Möbel und Getäfel der Bauern und Bürger ſind größtentheils maſſiv aus Eichenholz, da die Tanne unter allen Forſtbäumen am wenigſten vorkommt. Das Temperament des Hinterländers iſt im Ganzen mehr gutmüthig und heiter als lärmend und rob. Gröbere Verbrechen gehören bei ihnen zu den Seltenheiten. Achtung vor dem Geſetz und Sinn für Religion ſind bei dem Landvolk herrſchend und an Sonntagen ſieht man die Bewohner von Filialorten, welche ½ ja eine Stunde von dem Pfarrorte entfernt liegen, zur Kirche in größerer Anzahl ziehen. Unter ſeinen guten Eigenſchaften ragen beſonders hervor: 1) ſein Fleiß. Er erſtreckt ſich nicht blos auf ſein Feld. Wegen des unfruchtbaren Bodens müſſen die Hinterländer auf andere Erwerbsquellen denken. Viele arbeiten in den Bergwerken und in den Eiſenhütten bei Biedenkopf, andere und zwar wohl die meiſten beſchäftigen ſich mit Verarbeitung der Wolle. Man ſieht ſehr häufig Weiber und Mädchen, welche immer ihres Weges gehend emſig ſtricken. Um Licht zu erſparen legen ſie ſich des Abends früh zu Bette, und ſtricken ſo lange bis ſie einſchlafen. Namentlich zeichnen ſich die Bewohner des Dorfes Holzhauſen durch raſtloſe Thätigkeit aus. Sobald ſich das Laub der Bäume zu färben beginnt, werden große Quantitäten Strümpfe und ſonſtige wollene Strickwaaren verpackt und in die Städte der Rhein- und Maingegend verſendet und hauſirend abgeſetzt. Wer kennt nicht die Strumpfleute mit ihren kräftigen Geſtalten, blauen Kitteln und gewaltigen Stöcken? Ebenſo reiſen in jedem Jahre, namentlich aus dem Breidenbacher Grunde, viele Weibsperſonen zum Schneiden und Einſcheuern der Erndte in die Wetterau und Mannsperſonen zum Dreſchen der Früchte bis zum Rhein. 2) ſeine Genügſamkeit. Kartoffeln, Speck, Brod und Branntwein ſind die Hauptnahrungsmittel der Hinterländer. Bei Beluſtigungen

dient als Getränk Schnaps und Bier oder auch ein Gemisch desselben „Schnapsbier" genannt. 3) seine Friedfertigkeit. Auf Kirchweihen, Jahrmärkten und in Wirthshäusern hört man nur selten von Streitigkeiten und sehr selten arten sie zu körperlichen Mißhandlungen aus. Auch die Prozeßsucht des Hinterländers soll nicht derjenigen anderer Landestheile gleichen. — Die Bewohner des Lahnthales oder s. g. alten Amts Biedenkopfs sind weniger aufgeweckt und intelligent, wie die des Grundes Breidenbach. Sie hängen sehr am Alten; Verbesserungen in ökonomischen und sonstigen Einrichtungen finden deshalb bei ihnen wenig Anklang, während die intelligenteren Bewohner des Grundes Breidenbach für die angeführten Verbesserungen viel empfänglicher sind. Dem Wanderer zeigt dies schon der Anblick der Wiesenthäler. Während im Grunde Breidenbach gar manche Wiesengründe schön angelegt und bebaut sind, liegen im alten Amt Biedenkopf ganze Strecken an den Ufern der Lahn noch unbebaut.

Von eigenthümlichen Gebräuchen und Sitten finden sich besonders in einzelnen Oertern und Districten noch mancherlei vor. In dem Centralpunkte des Hinterlandes, in Biedenkopf selbst, hat sich noch einiges erhalten. Im Sommer unternehmen da, meist straßenweise, zahlreiche Gesellschaften oft unter festlichen Aufzügen Ausflüge auf die nahen Waldblößen, von denen jede ihren besonderen zum Theil schön klingenden Namen hat, z. B. Schönscheit, Kuhleich, Knochendrisch ꝛc. und kehren mit der Nacht unter Clarinetten- und Paukenschall in die Stadt zurück, wo die freudetrunkene Jugend vor dem Auseinandergehen auf dem Marktplatz erst noch einen lustigen Reigen aufführt. Selbst noch in der neuesten Zeit wurde auch ein s. g. Grenzgang festlich gefeiert. Dabei bringt die gesammte Bürgerschaft nebst den Beamten mehrere Tage damit zu, die Grenzlinie des Weichbilds der Stadt durch Dick und Dünn zu verfolgen und unterwegs an bestimmten Punkten Halt zu machen und neue Grenzsteine einzusetzen oder die alten aufzugraben, dabei aber natürlich den ermüdeten Gliedern ihre entsprechende Genugthuung zu verschaffen. — In manchen Jahren fällt im Hinterland die Buchenekernerndte sehr ergiebig aus. Ganze Karawanen sieht man dann aus den Gemeinden in den Wald ziehen, mit großen Leintüchern und Hämmern versehen, mittelst deren die Bäume geklopft und ihrer Bürde entladen werden. In solchen Tagen haben dann auch die Aermeren gute Tage; mit dem Oel der Bucheln werden dann die verschiedensten Speisen zubereitet. In allen Küchen duften Kropfeln, Eisenkuchen oder Waffeln und Kropfenkuchen, außer Pfannkuchen die drei vorzugsweise vorkommenden Formen von Backwerk, dessen Hauptbestandtheile Kartoffeln und Hafermehl sind. Unter die Hauptbelustigungen des Hinterländers gehört die Kirchweihe, die im Grunde jährlich einen Tag, im alten Amt alle drei Jahre drei Tage lang gefeiert wird. Da wird viel Schnaps getrunken und viel getanzt. Beim Walzen schleifen die Tänzer nicht, sondern treten mit dem platten Fuße auf, so daß dem, der einem solchen Tanze von fern zusieht, immer von der Taktbewegung der Tanzenden ta, ta, ta entgegenschallt. Der ganze Tanz ist ein heftiges Stampfen. Die Tänze werden oft im Freien gehalten; des Abends erleuchtet eine an einem Baum hängende Laterne den Tanzplatz. — Bemerkenswerth ist wie in manchen Orten des Amtes Biedenkopf Ehen geschlossen werden! Wenn ein Bursche ein Mädchen aus einem anderen Orte zu heirathen beabsichtigt und nicht bestimmt weiß, ob er Hoffnung hat erhört zu werden, dann geht er spät Abends, nachdem sich schon die meisten Bewohner zur Ruhe begeben haben mit einigen ganz vertrauten Personen in den Ort seiner Auserwählten, klopft an dem Haus der Aeltern an und bittet um Einlaß. Ist dieser gewährt, dann antworten die Eingetretenen auf die Frage, was sie in so später Zeit noch wünschten: sie beabsichtigten eine Magd zu dingen. Die Aeltern verstehen natürlich den Sinn dieser Frage. Sind sie nun dem Antrag nicht geneigt, so erklären sie: „Wenn ihr eine Magd wollt, so müßt ihr wo anders suchen, wir können unser Mädchen nicht entbehren!" Sind sie aber dem Antrag geneigt, dann werden alle Frauenspersonen im Haus, jeden Alters, vor allen diejenigen, denen die Nachfrage nicht gilt, mit der Frage vorgeführt: ob die vorgeführte passend sei. Da ist denn bei der einen dieser,

bei der andern jener Makel vorhanden, der sie nicht passend erscheinen läßt. Wenn dann endlich die rechte an die Reihe gekommen und sonder Tadel und Fehl befunden worden ist, dann beginnt die Unterhandlung mit ihr. Sie wird gefragt, ob sie geneigt sei, sich dem N. N. zu verdingen, und ist es ihr recht, dann wird der künftige Bräutigam herbei gerufen, daß er die Einwilligung selbst vernehme. Sind dann die weiteren Verhandlungen wegen der Mitgift von den Brautwerbern beendigt, dann werden die Ehepacten aufgenommen und die jungen Leute zu Brautleuten erklärt. Ein Handschlag besiegelt das neue Verhältniß. Bei der Copulation setzt die Braut einen Brautkranz, bestehend aus s. g. gebackenen Rosen ꝛc. auf den sonst nicht bedeckten Kopf. Das Haar wird am Hinterkopf zusammengebunden, hängt aber ohne geflochten zu sein über den Rücken herunter. Der Bräutigam erhält von der Braut zur Copulation einen Strauß, welcher der „Luststiel" heißt. Eine Braut, die schon einmal Mutter war, („eine gepäuschelte") darf den Brautkranz nicht tragen, sondern erscheint in der sonst üblichen Kopfbedeckung. Ein Bräutigam, der schon Vater gewesen ist, darf den „Luststiel" nicht aufrecht auf den Hut stecken, sondern muß ihn mehr legen. Nach der Copulation geht die Braut vor dem Bräutigam ganz langsam erwartungsvoll her bis an das Haus, welches ihre künftige Wohnung werden soll. An der Hausthüre angelangt, tritt sie einen Schritt seitwärts und der Bräutigam tritt vor, geht zuerst in das Haus und zieht seine nunmehrige Frau scheinbar mit Gewalt in das Haus. Zuweilen wird auch an die innere Seite der Hausschwelle eine Art oder ein Besen gelegt, als Schutzmittel gegen Hexereien. — Zuweilen, wenn auch nur noch sehr selten, werden die Hochzeiten mit noch viel mehr Ceremonien vollzogen. Klipstein erzählt von einer solchen, welche er in Hartenrod mitgemacht hat. Wir lassen diesen Gewährsmann selbst erzählen :

„Als wir in das Dorf kamen, hörten wir eine Musik in der Ferne. Die Braut wurde von ihrem Dorfe ganz langsam herbeigefahren. Pferde und Fuhrmann waren mit Bändern geziert. In der Mitte des Wagens stand ein riesenmäßiger Rocken, an welchen 30 — 40 Pfund gehächelten Flachses gebunden waren; kaum etliche Mann konnten ihn umfassen. Außen war er mit Goldpapier umwunden, woran vielfarbige Bänder herabflatterten. Ungefähr 20 hölzerne Spindeln staken in dem Flachs. Unter diesem Gebäude saß die Braut und mußte weinen. Man sah sie kaum. Vor dem Aufsteigen werden ihr, wie man erzählte, die Augen durch die Verfertigerin des Brauthemdes zugebunden; dies Band aber wird sogleich wieder aufgelöst, sobald sie diesen Platz eingenommen hat. Alle ihre Gespielinnen standen aufrecht um sie. Hoboes und Clarinetten begleiteten den Gesang eines wohlgewählten geistlichen Liedes. Hinter diesem Ceremonienwagen folgt der Packwagen mit Hausrath nebst 80 — 100 Pfd. gebrechten und geschwungenen aber ungehächelten Flachses. Um diese Wägen sprengten gegen 10 junge Burschen zu Pferd : die Brautrenner. Sie waren voraus gejagt, und wurden auf der Grenze, wo wir mit unserer Chaise hielten, von ebensoviel Rennern des Bräutigams empfangen; es hatte jeder einen Krug mit Branntwein und zwar ohne Stöpsel bei sich. Diese Flaschen reichten sie einstweilen in Erwartung des Brautwagens einander über die Grenze. Auf einem schwarzen Roß ritt bald darauf der Bräutigam langsam herzu, wie die alten Deutschen ohne Sattel, den Hut hatte er heruntergeschlagen und einen schwarzen Mantel um, begleitet von jungen Burschen zu Pferd auch in Mänteln. Noch vor seiner Ankunft warf die Braut, während ihr Wagen auf der Grenze still hielt, alle Spindeln, eine nach der andern, hinter sich zur Erde. Der Bräutigam hatte einen Hahn in der Hand; denselben übergab er dem Fuhrmann, welcher ihm dagegen ein Stäbchen mit Bändern überreichte; dann umritt er mit all seinen Rennern den Brautwagen. Das drittemal mußte das Pferd der Braut gegenüber Männchen machen. Weil dies Manöver gut von statten ging, so durfte dieselbe freudig unter dem Rocken hervorsehen, im Gegentheil würde sie eine vermeintliche üble Vorbedeutung beweint haben. Nun ging der Zug gemeinschaftlich fort. Noch am Dorf rannten alle Begleiter, der Bräutigam in der Mitte, voraus.

Im Hochzeitshof ſprangen ſie ab, und als der Brautwagen ankam, hob der Bräutigam und jeder Burſch ſein Mädchen herab. An der Hausthür wurde dem Bräutigam ein Krug Bier gereicht. Nachdem er, die Braut, der Brautvater und die nächſten Verwandten getrunken hatten, ſo trank der Bräutigam noch einmal zuletzt und warf den Krug mit dem Bier hinter ſich. Alsdann ging das Paar in das Haus. Thränen marterten die Braut jetzt nicht mehr; ſtatt deſſen klagte ſie über den Druck der engen Schuhe, welche ſie dem Herkommen nach bei dieſer Gelegenheit tragen mußte. Ihr wurde nun die Brautkrone aufgeſetzt und das ſchöne kaſtanienbraune Haar, ſonſt in zwei Zöpfen geflochten, flatterte um ihre Schultern. So begleiteten wir ſie zur Kirche, voraus die Muſik und zum Beſchluß die alten Weiber, welche bitterlich weinten. In der Kirche hörten wir eine merkwürdige Hochzeitspredigt über den Grundſatz „Zwei iſt beſſer als Eins" u. ſ. w. Mit natürlich mannichfachen Modificationen im Einzelnen ſollen auch noch in unſerer Zeit, wenn auch nur ſelten, Hochzeiten in jener Gegend alſo gefeiert werden.

Die Sprache des Hinterländers iſt bemerklich wegen Eigenthümlichkeiten des Dialects, aber auch wegen auffallender grammatikaliſcher Unrichtigkeiten, wovon hier nur der ſtatt des Accuſatives gebrauchte Nominativ und der ſächliche Artikel vor jedem weiblichen Eigennamen erwähnt ſei.

Die Hinterländer zeichnen ſich durch ſehr nationale Trachten aus. Vorzugsweiſe findet ſich dieſe Originalität der Tracht beim weiblichen Geſchlecht. Im Schnitt der Mieder, im Bau der Mützen (Mutſchen) beſonders aber in der Zuſammenſtellung der Farben herrſcht große Verſchiedenheit; jeder Bezirk, oft jedes Dorf hat ſeine eigene Kleidung und Farben. Ein ſehr anmuthiges Gemiſch dieſer mannichfaltigen Erſcheinungen bieten beſonders Jahrmärkte dar, in deren Gewühl jeder Fremde ſogleich die Landsmannſchaften herauszufinden vermag. Eine ziemlich ſchauerliche Sitte iſt, daß ſich die Bauernweiber bei Regenwetter mit groſſen weißen Tüchern umhängen, die einem Leichengewande ſehr gleichen. Beſonders beim Kirchengang tragen die Weiber blendend weiße, die wohlhabenderen zudem mit Franzen und Garnituren beſetzte Umwürfe über dem Kopf. Das männliche Geſchlecht trägt einen einfachen blauen Kittel und runden breitkrämpigen Hut. Dreimaſter ſieht man ſeltener.

Bei dem mehrerwähnten Feſtzug waren aus dem Breidenbacher Grunde Mädchen erſchienen. Sie trugen nahe im Nacken ſitzende kurze, knappe und hinten bandloſe rothe Heſſenhäubchen, unterm Kinn durch das ſchwarze Bindband gehalten, um den Hals ein ſchwarzes ſeidenes Tuch geſchlungen, deſſen breite Schleife im Nacken lag, eine vorn offene nur an der Taille tief zuſammengehaltene weitärmelige Jacke, ein langes ſehr buntes Bruſtſtück mit Schleifen vorn über dem Hemd, einen dunklen Rock in vielen Falten und ſehr kurz, eine vielgefältete nur wenig hellere Schürze darüber, gelbe Strümpfe und Strumpfbänder mit grellfarbigen Quaſten und hohe Abſatzſchuhe mit Schnallen. Die Mädchen aus dem alten Amte Battenberg trugen das Heſſenhäubchen von ſchwarzer Farbe, die Form den ganzen Kopf umfaſſend, ſo daß ſie ſich zierlich an die Bildung des Hinterkopfes ſchloß, mit einem verjüngten Vorſprung, über die Stirne herabtretend und über den Scheitel eine natürliche Krone bildend; ſtatt der langen Bandſchleifen quollen unter dieſen Häubchen hinten die ſchönen dichten Zöpfe hervor den Nacken hinab, und die langen Bänder vorn wurden nicht knapp unter dem Kinn geknüpft, ſondern entweder freigelaſſen oder über der Bruſt loſe in einander geſchlungen; ein hellfarbiges Tuch legte ſich in weiten Falten um den von einer Kette umſchloſſenen Hals, ein ſchöngeſchwungenes ärmelloſes, vorn offenes Leibchen um den Oberleib; die beiden blendend weißen bis nahe an den Unterarm reichenden Hemdärmel waren von bunten Armbändern gefaßt, ein buntes reichgeſchmücktes Bruſtſtück bedeckte den von dem Leibchen offengelaſſenen Raum und kreuzweiſe Schnüre umſpannten das Bruſtſtück; ein bunter um die Hüften gelegter Gürtel ſchlang ſich über den in zahlreiche Falten gelegten wenig bis über die Kniee reichenden und vorn mit einer

etwas helleren Schürze bedeckten Rock; dazu kamen blendendweiße Strümpfe und ſchwarze Schuhe mit hohen Abſätzen.

Die nordöſtliche Abdachung des Vogelsbergs iſt in ihrem oberen Theile rauher, unwirthbarer, nicht ſo üppig wie die ſüdweſtliche und noch mehr Weideland als die letztere. Darum iſt auch hier die Viehzucht maßgebend für die Beſchäftigungen der Menſchen, und es findet ſich ſo ziemlich daſſelbe Sommerleben und Winterleben wie dort. Auch hier finden ſich die Spinnſtuben, auch hier jenes Spanbrennen und zwar in noch größerem Maaße.

Von einzelnen Sitten und Gebräuchen in dieſem Theile des Vogelsbergs möge folgendes Erwähnung finden. In dem ganzen ehem. Riedeſel'ſchen Gebiete werden meiſt die Güter nicht getheilt, ſondern der älteſte Sohn iſt geborner alleiniger Gutsherr und Erbe. Die übrigen Kinder werden mit Geld abgefunden. Für die Mädchen wird von der Geburt an eine der Größe des Gutes entſprechende Fläche mit Flachs bebaut. Der Flachs wird in jedem Jahre bis zum Verſpinnen bearbeitet und aufbewahrt bis zur Verheirathung. Man ſchätzt daher, in Bezug auf den Reichthum, ein Mädchen oft nach der Quantität des für daſſelbe von ſeiner Wiege an angeſammelten Flachſes. Wenn das Mädchen heirathet, ſetzt es ſeinen Stolz in den Brautwagen, der ſeinen Flachs fährt. Hoch oben auf dieſem Flachswagen ragt das ihm zur Brautgabe mitgegebene neue Spinnrad hervor, an deſſen Spitze der Rockenſtock mit einem großen, mit neuem bunten Bande umwundenen Rocken hervorſticht. — In der Pfarrei Niedermoos kommt folgender Gebrauch vor: Bei Taufen erhält die Hebamme wie auch anderwärts von den Pathen ein Geſchenk. Dieſes in einem Geldſtück beſtehende Geſchenk wird hier in den der Amme dargereichten Branntwein geworfen und ſie muß das Glas austrinken, in dem das Geldſtück liegt. — Die Sprache der Bewohner Riedeſel'ſcher Dörfer iſt breiter, die Vocale werden dunkler geſprochen, auch begegnet man eigenthümlichen Wendungen und Ausdrücken und inſofern bildet der Bergrücken zwiſchen Südweſt und Nordoſt eine ſcharf trennende Scheidewand. — Ganz eigenthümlich iſolirt erſcheint das katholiſche, ehedem Fuldiſche, Herbſtein. Auf dem Markte in Lauterbach erſcheinen die Frauen und Mädchen von Herbſtein mit ihren Spitzhauben, welche ein breites ſchwarzes Band verdeckt, ſo daß von der Cattunhaube auf beiden Seiten vom Kopf nur eine ſchmale Fläche, auf der ein buntes Blümchen auf weißem Grunde bemerkt wird, ſichtbar bleibt. Das ſchwarze Band läuft breit über die Wangen und geht vom hinteren Theile der Haube in einen großen Schlupf aus, aus dem viertheilig die Bandenden über den Rücken herabhängen. Das Mieder iſt von dunkler Farbe, ebenſo der Rock, um den an ſeinem Ende eine dunkelblaue breite Schnur läuft. —

Im Schlitziſchen finden ſich ebenfalls die Majorate noch und an dieſe Einrichtung knüpft ſich noch manches Eigenthümliche in Sitten und Brauch. — Auch hier bildet der Flachs, welcher dem Mädchen aufgeſammelt iſt, ſeinen Hauptſtolz. Auch hier muß derſelbe am Hochzeitstage paradiren auf dem 4ſpännigen Wagen, auf den das ganze Geräthe für die neue Haushaltung geladen wird. Wenn ein Burſche ein Mädchen zur Frau begehrt, dann wird erſt auf ſeinem Gute eine Schau gehalten von den ſ. g. Schauleuten. Stall und Fruchtboden, Aecker und Wieſen werden einer Prüfung unterworfen. Hat die Schau ein günſtiges Reſultat gehabt, ſo ſagen die Schaulente beim Weggehen: er ſolle ſich in den erſten Tagen das „Ja" bei der Braut holen. Im andern Falle gehen ſie ſchweigend von dannen, laſſen ihm aber bald durch einen Fremden ſagen, die Heirath könne noch nicht vor ſich gehen. Bei dem der Hochzeit vorhergehenden Weinkauf wird gut geſpeiſt und getrunken und tapfer getanzt. Die Brautleute haben 3 Reigen allein zu tanzen, oft auch von einem Teller zu eſſen. — Ein Kind erhält bald nach der Taufe von dem Pathen ein Mützchen, das ſogenannte Neunnachtskäppchen; ſpäter bis zur Confirmation zu Weihnachten Aepfel, Nüſſe und Gebackenes, und zu Neujahr einen großen, oval geformten Weck, auf deſſen einer Seite allerhand Verzierungen angebracht ſind. Wohlhabende Pathen

geben dem Kinde um das 10. Lebensjahr ein Schaaf, ein Halstuch, eine rothe Schnur und ein Taſchenmeſſer. Letzteres ſoll das nunmehrige „Abgeſchnittenſein" der Pathengeſchenke bedeuten. Das Schaaf wird von Reicheren einige Jahre gefüttert, dann gegen ein jüngeres vertauſcht und dieſes dann dem Kinde bei ſeiner Verheirathung als das ſ. g. Vetter-Brautſchaaf gegeben. — Die Beerdigungen ſind in den meiſten Orten öffentlich. Im Zuge gehen vor dem Sarge die Schüler und Ortsbürger, hinter dem Sarge einzeln die nächſten Verwandten, die Mannsperſonen in langen ſchwarzen Mänteln, den dreieckigen Hut herabgekrempt mit langem Flor, die Frauensperſonen in ſchwarzer Tracht mit langen weißer um den Kopf zuſammengeſteckter, über den Rücken herabhängender Schleppe nach Art der Nonnentracht.

Sitten und Gebräuche in der Provinz Starkenburg *).

Von Georg Kaut.

1.

Hochzeitsgebräuche.

Kaum ſind Knabe und Mädchen der Schule entwachſen, ſo entwerfen die Eltern ſchon Pläne zu einer vortheilhaften Verheirathung ihrer Kinder. Steht der Burſche in einem Alter von etwa 17—18 Jahren, ſo wird demſelben von ſeiner Mutter oder einer deren Stelle vertretenden Baſe ein paſſendes Mädchen für den Tanz vorgeſchlagen. Der Burſche macht dann in der Regel allerlei Einwendungen und will durchaus nichts von Mädchen hören; allein hieran kehrt ſich die Mutter oder Baſe durchaus nicht, ſondern ſagt: „Das will ich Dir ſagen, daß Du mir ja nicht etwa einmal kommſt mit Einer, die nichts hat." Der Burſche muß ſich indeſſen doch die Ermahnungen gemerkt haben; denn wir ſehen ihn bei allen Bohnenſchnitten erſcheinen, welche die von ſeinen Eltern Auserwählte beſucht. Beim Nachhauſegehen drängt er ſich ihr zum Begleiter auf, ſpricht von allerlei intereſſanten Dingen, wie z. B.: „Hat Eure rothe Kuh noch kein Kalb?" oder: „Habt Ihr Eure fette Schweine verkauft?"

Der Winter iſt die Zeit, wo ſich Diejenigen, welche künftig die Reiſe durch's Leben gemeinſchaftlich machen ſollen, feſter aneinander keten. Faſt jeden Abend erſcheint der Burſche in der Behauſung ſeines Mädchens, ſetzt ſich ohne Umſtände hinter den Tiſch, oder legt ſich auf die Ofenbank, das Sopha der Landleute, und ſchläft wohl gar ein.

Acht Tage vor der Kirchweihe erſcheint der Burſche gegen Abend in dem Hauſe ſeiner Geliebten, bewaffnet mit einer Flaſche Wein oder Aepfelwein, ſtellt dirſe auf den Tiſch und ſagt, daß er ſich die Lieſe oder das Gretchen zum Kirchweihmädchen erkoren habe. Wird die Flaſche Wein oder Aepfelwein nicht zurück gewieſen, ſo iſt die Bitte gewährt, im Gegenfalle nicht, was indeſſen ſehr ſelten geſchieht, es müßte denn ſein, daß der Bittſteller einige Morgen Landes weniger hätte, als das Mädchen. Wehe ihm dann! Die Heirath wird nie zu Stande kommen. —

So zieht ſich die Sache ein bis zwei Jahre, auch wohl länger hin, nun aber wird die Heirath ernſtlich beſchloſſen. Die Eltern oder nächſten Anverwandten kommen zuſammen und der förmliche „Verſpruch" findet ſtatt. Das Mädchen wird vom Liebhaber gefragt, ob ſie ihn heirathen wolle, und wenn ſie „das Jawort von ſich gibt", ſo händigt der Burſche ſeiner nunmehrigen Braut einen Kronenthaler ein. Das Verhältniß iſt nun bindend.

Der Bräutigam läßt die Heirathspapiere fertigen, und, nachdem dieß geſchehen iſt, geht er, ſein neues Wams anziehend, zum Herrn Pfarrer, um dieſen zu bitten,

*) Heſſiſche Sagen, Sitten und Gebräuche. Herausgegeben von G. Kaut, Lehrer zu Götzenhain. Offenbach a. Main 1846.

die übliche Proclamation zu vollziehen. Beim Erſtenmale des öffentlichen Aufbietens erſcheint weder Braut noch Bräutigam in der Kirche. Das iſt nicht Sitte. Schön herausgeputzt nehmen jedoch Beide den folgenden Sonntag Antheil an dem Gottesdienſte. Alle Blicke ſind nach der Braut gewendet, und in der Regel finden die weiblichen Läſterzungen, namentlich Diejenigen, an deren Thüre noch kein Freier klopfte, viel zu tadeln.

Um dieſe Zeit machen die beiden Brautleute die enorme Reiſe nach der nahen Stadt, um das Geſangbuch und den Muff oder Stauchen einzukaufen. Schon frühe des Morgens fährt man auf einem mit zwei Pferden beſpannten, großen Leiterwagen ab. Die Braut, vielleicht noch nie nach dieſer Himmelsgegend gekommen, auch die weite Entfernung fürchtend, ſagt: „Ach Gott, wenn uns nur nichts paſſirt!“ Nach beendigten Geſchäften wird an dieſem Tage gut gegeſſen und getrunken. Man nimmt an der Wirthstafel Antheil und trinkt vielen und guten Wein; denn der Bräutigam will es, daß ſeine Braut dieſes Tages lange gedenken ſoll. Acht Tage vor der Kopulation laden die beiderſeitigen Pathen zur Hochzeit, indem ſie ſagen: „Einen ſchönen Gruß von ... und ſeiner Braut ...! Bis Sonntag oder Dienſtag wollen ſie ihren Ehrentag halten. Da ſollt Ihr ihnen die Ehr' und Lieb' anthun dabei mit Groß und Klein zu erſcheinen und verzehren helfen, was Küch' und Keller vermag.“ Iſt dieß geſchehen, ſo wird in jedem Hauſe Wurſt, Butter und Käſe aufgetragen, wobei es an Aepfelwein nicht fehlen darf. Man hat hier Gelegenheit, die deutſche Eß- und Trinkluſt zu bewundern. Ohne einen tüchtigen Rauſch kommt keiner der Eingeladenen nach Hauſe. Einige Tage vor der Kopulation werden ernſtliche Vorbereitungen zum Hochzeitsſchmauſe getroffen.

Der Hochzeitsmorgen erſcheint. Mädchen, Verwandtinnen und Freundinnen der Braut, ſieht man hier und da mit bekränzten Haaren vorübereilen. Auf einmal läutet es zehn. Das iſt das Brautläuten. Bald hierauf gehen alle Geladenen zum Hochzeitshauſe; die Brautſuppe wird verzehrt, beſtehend in warmem Bier. Die Braut ſelbſt nimmt eine Weinſuppe zu ſich, damit ſie rothe Backen bekommt. Braut und Bräutigam präſentiren ſich in vollem Staate. Die Erſtere trägt ein Kleid von ſchwarzem Tuche, die Haare ſind geflochten und oben mit einem Kränzchen verziert; des Letzteren Kleider ſind gewöhnlich aus blauem Tuche gefertigt, der Oberrock ſchleift faſt auf der Erde, der Hut iſt mit Bändern und Sträußen geſchmückt. Der Bräutigam holt nach 10 Uhr Vormittags den Geiſtlichen ab, und, nachdem dieſer ebenfalls etwas genoſſen hat, erhält derſelbe ein Sacktuch, eine Citrone und einen Rosmarinzweig; einen ſolchen erhalten auch alle übrigen Anweſenden. Plötzlich ertönen die Glocken, Alles ſetzt ſich in Bewegung und zieht in folgender Ordnung zur Kirche: Zuerſt kommt der Bräutigam, zwiſchen dem Pathen und dem Geiſtlichen gehend, dann folgt die Braut, begleitet von jungen Burſchen, die man Zuchtknechte nennt und welche auf ähnliche Weiſe wie der Bräutigam herausgeputzt ſind; dieſen reihen ſich die Mädchen an und den Schluß des Zuges formiren die übrigen Hochzeitsgäſte. Vor dem Altare verbeugen ſich erſt die Brautleute vor einander, dann geſchieht dieß auch vor dem Geiſtlichen. Nach Beendigung der Trauungsformalitäten wird der Hochzeitszug am Ausgange der Kirche von Muſikanten, die ſpielend voranziehen, empfangen. Am Hochzeitshauſe angekommen, gehen ſämmtliche Gäſte wieder auseinander, nach etwa einer halben Stunde umgekleidet wieder erſcheinend, worauf das Hochzeitsmahl beginnt, das erſt in Suppe, Gemüße und Fleiſch mit Meerrettig beſteht; hierauf wird Kaffee mit Kuchen umgereicht, und zuletzt kommen Butter und Käſe. Daß Aepfelwein, Branntwein und Bier nicht fehlen, verſteht ſich von ſelbſt. Branntwein genießen nur alte Leute.

Während der ganzen Mahlzeit ſpielt die Muſik muntere Walzer und Gallopaden. Hat der Magen ſeine Rechte erhalten, ſo bricht die ganze Geſellſchaft auf und zieht jauchzend und lärmend durch's Dorf. Sind die Brautleute vermögend und ſind ſie nicht von der Wurzel alles Uebels, dem Geize, beſeſſen, ſo lenkt der Zug nach dem Wirthshauſe, im andern Falle kehrt man in's Hochzeithaus zurück und hält die Tanz

beluſtigung entweder in der Wohnſtube, oder in der Scheuertenne. Der Bräutigam eröffnet mit der Braut den Ball. Das Tanzen währet etwa bis nach Mitternacht, alsdann wird zu Nacht gegeſſen. Man trägt Reißbrei, gekochte Zwetſchen, Braten mit Salat ꝛc. ꝛc. auf. In einigen Orten wird nach beendigter Mahlzeit keine Speiſe weggetragen. Da prangen ſämmtliche Rudera der Mahlzeit auf dem Tiſche. Neben Beühe mit einem Stücke friſchen Schweinefleiſches ſteht eine Schüſſel mit Reisbrei, neben dem Ueberbleibſel gedörrter Zwetſchen ruht friedlich eine ſtark beeinträchtigte Schüſſel mit Salat und dazwiſchen verbreitet Limburger Käſe ſeinen aromatiſchen Duft. Das junge Volk, ſeine Zeit mit Trinken, Spaßmachen, Singen, und derben Witzen ausfüllend, bleibt bis zum Tagesanbruch; die Eltern begeben ſich in der Regel nach Hauſe, um noch ein wenig zu ſchlafen. Soll des Morgens Kaffee getrunken werden, ſo wird zuerſt ein Umzug im Orte gehalten, verſteht ſich mit Muſik; voran geht oder reitet der Spaßmacher (Schampotaſch — Jean Potage). Vor jedem Hauſe, in welchem ſich ein Hochzeitsgaſt befindet, wird eingehalten. Liegt er noch im Bette, ſo holt man ihn ohne Barmherzigkeit heraus; kaum hat er Zeit ſich anzukleiden. Er wird mit Strohſeilen gebunden, oder auf ein Pferd geſetzt, „ſtatt des Zaumes den Schwanz in die Hand.“

In früherer Zeit, etwa noch vor 30 Jahren, daueete ein ſolches Hochzeitsgaſtmahl bis zum Abende des dritten Tages, jetzt begnügt man ſich, was unſtreitig noch zu viel iſt, mit zwei Tagen. Gegen 5 Uhr des zweiten Tages rückt der ganze Hochzeitsſchwarm aus, die Muſikanten an der Spitze, um das Gothenkiſſen zu holen. Nach einiger Zeit kommt der Zug wieder zum Vorſchein, voran ein Mädchen, das in einem großen Korbe ein mit Bändern bis zum Ueberfluſſe beſtecktes Kiſſen trägt. Nun iſt die Zeit zum Schenken gekommen. Alle Gäſte ſind verſammelt. Nachdem zuvor ein zinnener Teller auf den Tiſch geſtellt worden iſt, tritt einer der Pathen auf, die Geſellſchaft etwa mit folgenden Worten anredend: „Die jungen Leute wollen nun ihren eigenen Haushalt anfangen; dazu brauchen ſie Allerlei, Schiff und Geſchirr, Hausrath und vieles Andere. Die nun geladen worden ſind, und dem Brautpaar die Ehee erwieſen haben zu kommen, mögen eine Beiſteuer geben.“ Viele Gäſte ſchenken einen Kronenthaler. andere Hausrath; während dieß vorgeht, ſteht die junge Frau da und weint bittere Thränen; das muß ſie thun, ſonſt würden die Leute darüber ſchwätzen. Ehe ſie ſich indeſſen verſieht fallen die Verheiratheten übee ſie her, ihr das Brautkränzchen vom Kopf zu reißen. Da wird das Bräutchen übel hin und her gezerrt, bis es endlich einer ſchlauen Perſon durch Liſt gelingt, daſſelbe an ſich zu bringen. In mehreren Orten wird dann geſungen:

Braut, zieh die Brauthaub' aus!
Und ſei die Frau in Deinem Haus,
Feigeblatt und grüner Klee,
Heut' eine Jungfer und nimmermeh'.

Die Gäſte verlieren ſich nach und nach.

2.

Spinnſtube und Faſtnacht.

Auf dem Lande iſt es gebräuchlich, daß den Winter über die jungen Leute ſich in den ſogenannten Spinnſtuben verſammeln. Während nun die Mädchen in geſchäftiger Emſigkeit die ſchnurrenden Spinteln drehen, unterhalten ſich Männer und Burſche, ihre Pfeifen rauchend, mit Erzählung erlebter Abenteuer, beigewohnter Balgereien und ähnlichen Dingen. Zuweilen lenkt ſich auch das Geſpräch auf Geſpenſter- und Geiſter-Erſcheinungen, brennendes Geld, und gerade dieſe Punkte ſind es, die nicht ſelten einen heftigen Wortſtreit zwiſchen Alt und Jung herbeiführen; indem die Jungen, welche einen beſſeren Unterricht genoſſen haben, die Exiſtenz von dergleichen Dingen in

Abrede ſtellen. Am Ende müſſen doch die Burſche das Feld räumen. Der Großvater (das Herrchen) oder ein anderer alter Mann gibt den Letzteren, den Pfeifenſtümmel aus dem Munde nehmend, etwa folgende Zurechtweiſung: „Ihr jungen Lappmäuler! Ihr wollt Alles beſſer wiſſen; die Alten ſind auch keine Narren! Ich ſelbſt habe, als ich vor ungefähr 50 Jahren zur Mühle fuhr, einen feurigen Mann geſehen; ich war damals noch ein junger Burſche wie Ihr, aber nicht ſo naſeweiß; was das Aug' ſieht, glaubt das Herz." —

Hierauf folgt gewöhnlich eine gewiſſe Stille, die jedoch bald wieder durch die Mädchen unterbrochen wird, indem eine derſelben plötzlich ein Lied anſtimmt, meiſtens das ſehr beliebte Lied der deutſchen Auswanderer:

Nun iſt die Zeit und Stunde da,
Jetzt zieh'n wir nach Amerika.
Die Wagen ſteh'n ſchon vor der Thür',
Mit Weib und Kindern ziehen wir.

Und Alle, die mit uns verwandt,
Die reichen uns die Freundeshand,
Ihr Lieben weinet nicht ſo ſehr,
Wir ſeh'n uns jetzt und nimmermehr.

Und als ein Schiff am Ufer ſchwimmt,
Da waren wir hinein beſtimmt;
Wir fürchten keinen Waſſerfall,
Und denken: Gott iſt überall!

Jetzt ſind wir bald in Baltimor',
Da ſtrecken wir die Händ' empor;
Wir rufen aus: Victoria!
Jetzt ſind wir in Amerika!

Vor uns liegt die große Stadt,
Nach der das Schiff Beſtimmung hat
Wir ſpringen frohen Muths an's Land —
An unſer neues Vaterland.

Nach Abſingung eines ſolchen Liedes gewinnt die Unterhaltung wieder neuen Zug, und die Mädchen ſchnurren mit friſcher Kraft. Man redet von fremden Ländern, von Krieg und Frieden. Peter erzählt, wie ſein ſel'ger Vater einen Franzoſen, der die Milchſuppe hinter die Thüre geworfen, mit der Art Reſpekt beigebracht habe, dabei macht der Erzählende alle Geſtikulationen eines Mannes, der einem Andern einen Schlag verſetzen will, und ſeine kräftige Geſtalt läßt vermuthen, daß er zur Noth auch mit einem Franzoſen fertig werden könnte, wenn's auf den Fauſtkampf ankäme. — Oefters werden auch Spiele vorgenommen; das angenehmſte iſt, um des Scherzes willen, das Ringelſtechen. Man zeichnet mit Kreide mehrere concentriſche Kreiſe an die Stubenthüre und deutet den Mittelpunkt an. Einer der Burſche erhält einen Stock, mit welchem er, nachdem er ſich mehrmals im Kreiſe herumgedreht hat, den Mittelpunkt ſtoßend treffen ſoll. Was iſt aber die Folge hiervon? Der Mittelpunkt wird nicht allein nicht getroffen, ſondern der Stoßende fällt auch noch unter großem Gepolter hinter die Stubenthüre. Alles lacht und jauchzt, und dem Herrchen fällt vor Lachen der Pfeifenſtümmel aus dem Munde. — Derartige Unterhaltungen werden oft durch Schäkereien mit den Mädchen unterbrochen. Geht nämlich einer der Faden entzwei, ſo kann ſie ſich nicht genug eilen, denſelben wieder anzudrehen, wenn ſie ſich nicht der Gefahr ausſetzen will, daß ihr der Spinnrocken von einem Burſchen genommen wird, der alsdann von Rechtswegen durch einen Kuß eingelöſt werden muß. —

Hat eine ſolche Spinnſtube einige Zeit gedauert, ſo wird Einſtand getrunken. Nachdem Abends zuvor dieß beſtimmt worden iſt, entſteht plötzlich gegen 8 Uhr am folgenden Abend eine außerordentliche Geſchäftigkeit unter den Mädchen. In der Küche wird's lebhaft, Töpfe und Taſſen fangen an zu klirren, und bald erſcheint ein

dampfender Kaffee auf dem Tiſche, über welchen ſich die ganze Geſellſchaft mit großem Eifer hermacht. —

Der Tag der Faſtnacht erſcheint. Schon mehrere Tage zuvor wird der Küchenzettel gemacht; denn da ſoll's hoch hergehen. Bei Tage ſind die Mädchen in dem Spinnhauſe verſammelt; Kuchen werden gebacken und Kaffee wird geröſtet; auch geht man zum Krämer, um thönerne Pfeifen, Bänder und Tabak zu holen; man jubelt und freut ſich, aber geſponnen wird natürlich nicht viel. — Endlich iſt der erſehnte Abend gekommen. Kaum iſt die Verſammlung vollſtändig, ſo fängt der weibliche Theil an, Zubereitungen zu dem Faſtnachtsſchmauſe zu treffen, während die jungen Burſche ſich ein wenig auf die Straße begeben, um Kräpel zu werfen. Die Ruhe manches Hauſes wird dann durch das Geräuſch der gegen die Hausthüre ſchmetternden alten Töpfe geſtört. Nachzuſehen, wer es war, iſt vergeblich; denn werfen und Laufen geſchieht in einem Moment. Zurückgekehrt, erzählen die ſchadenfrohen Geſellen mit Frohlocken ihre Heldenthaten. Zu Scherz und Luſt geſtimmt, ſetzt man ſich nun zu Tiſche, mit beſtem Appetite den Salat mit Wurſt und die gedörrten Zwetſchen verzehrend. Den Beſchluß macht Kaffee mit Kuchen. Nun holen die Mädchen Tabak herbei, und eine jede gibt dem Burſchen, der ſo glücklich war, ihre Gunſt erlangt zu haben, eine irdene Pfeife, verziert mit grünem oder rothem Bande. Mag nun Einer rauchen können oder nicht, ganz einerlei, er muß ſich dazu verſtehen, wenn er nicht bei ſeiner Schönen in Ungnade fallen will. In dieſer fröhlichen Stimmung beginnt auf einmal ein Burſche das Volkslied:

Luſtig, ihr Brüder!
Luſtig, was Darmſtädter*) ſein;
Setzet Euch nieder,
Trinkt ein Glas Wein.

Trinkt zum Gefallen,
Bis daß die Thaler all' ſind;
Wer ſoll denn zahlen,
Recht wohl geſchwind?

Weg, weg mit Sorgen!
Weg, weg mit Widerwärtigkeit!
Spart ſie auf morgen;
Heut' Luſt und Freud'!

Wenn wir marſchiren,
Geht es zum Galgenthor hinaus.
Du ſchwarzbraun Mädel,
Du bleibſt zu Hauſ'!**)

und ſo weiter.

In großen Spinnſtuben wird drei Tage lang Faſtnacht gehalten. Auch Verkleidungen finden Statt, die nicht ſelten auf's Lächerlichſte ausfallen. Da iſt es denn etwas gar nicht Seltenes, daß eine Art Ziegenbock erſcheint, im Zimmer herumſtöbert, Alles über den Haufen wirft, und dann, nachdem er vergebens ſeine Hörner, wie zum Herausfordern, drohend gezeigt, wieder den Rückzug antritt, was er jedoch nicht ungeneckt zu vollbringen vermag.

3.

Die Kirchweihe.

Die Kirchweihe iſt der Mittelpunkt aller Volksbeluſtigungen auf dem Lande. Mancher ſpart die Luſtigkeit eines ganzen Jahres auf dieſe Tage und läßt ihr alsdann

*) Soll heißen Heſſen-Darmſtädter.

**) Der Verfaſſer dieſes Liedes war wahrſcheinlich ein Soldat, der daſſelbe in dem letzten Kriege dichtete; denn ſeitdem iſt es ſchon bekannt.

um ſo mehr freien Lauf. Und wer will es den Landleuten verdenken? Gewiß kein Menſchenfreund! Sie nähren ſich im Schweiße ihres Angeſichtes, tragen des Tages Laſt und Hitze, — dafür wollen ſie auch einmal froh ſein, und daß dieß in derber Weiſe geſchieht, das iſt ganz natürlich; denn wer ſelbſt derb iſt, fördert Derbes zu Tage.

Die Zeitrechnung eines ganzen Dorfes dreht ſich mehr oder weniger um die Kirchweihe. „So und ſo viel Wochen vor oder nach der Kirchweihe will ich Dieß oder Jenes thun, — iſt Dieß oder Jenes geſchehen", heißt es. Jeder Hausvater ſorgt dafür, daß um dieſe Zeit Geld in der Kaſſe iſt. Die Burſche arbeiten fleißiger, um das Kirmesgeld höher zu bringen; wer faul iſt, wird bedroht, daß man ihm bei der Kirchweihe ſeinen Beutel leer laſſen werde. Im Orte wird ſtark davon geſprochen, wer dieſes oder jenes Mädchen zum letzten Tanze führte und nach Hauſe geleitete, und es werden hieraus Schlüſſe für die Kirchweihe gezogen. Ueberhaupt wird mit einer Wichtigkeit von dieſen Dingen geredet, als hinge das Gleichgewicht Europa's davon ab.

Beim Anſpielen der Kirchweihe iſt es Zeit, daß ſich jeder Burſche ſein Kirmes-Mädchen ſichert. Mit der Auserkornen wird ſehr viel getanzt und vor dem Nachhauſegehen der Kaffee getrunken, auch etwaige Differenzen in Ordnung gebracht.

Den jungen Leuten ſcheinen die paar Wochen bis zur Kirchweihe eine Ewigkeit zu ſein. Am Sonntag vor Kirchweihe verſammeln ſich die jungen Burſche im Wirthshauſe. Wer Kirmesburſche werden will, unterzeichnet ſeinen Namen; bald iſt die hinreichend Zahl vorhanden. Nun geht's an's Trinken, das bis an den Abend dauert. Hierauf ziehen die Burſche Volkslieder ſingend im Orte herum, damit Jedermann erfahre, welche Wichtigkeit heute abgethan worden iſt.

Es iſt Freitag vor Kirchweihe. Im Verlaufe des Tages ſieht man hier und da Kinder, welche Blumen tragen, es ſind die Blumen zum Kranze an den Kirchweihbaum, der den andern Tag geſteckt werden ſoll. Bevor jedoch das Flechten des Kranzes beginnt, begeben ſich die Burſche in die Häuſer derjenigen Mädchen, die ſie ſich auserſehen haben, die Eltern um Erlaubniß bittend, das Gretchen oder Lieschen zum Kirchweihreigen mitnehmen zu dürfen. Iſt der Bittſteller vermögend, ſo hat es keine Noth; iſt er indeſſen arm, ſo kann er ſich darauf gefaßt machen, einen Korb zu erhalten. Doch verfehlt ſelten ein Burſche die rechte Wahl.

Kaum iſt am Freitage das Abendeſſen vorüber, ſo erſcheinen im Wirthshauſe rothwangige Mädchen und kräftige Burſche, welche ſich ſcherzend und neckend in des Wirthes Tanzſaal begeben, um ungeſtört Kränze flechten zu können, die zur Verſchönerung des Kirchweihfeſtes nicht wenig beitragen ſollen.

Am Samſtagmorgen herrſcht reges Leben. Gegen Mittag ſieht man ſämmtliche Burſche, mit Aexten verſehen, zum Walde ziehen, um eine geeignete Tanne oder Fichte zu fällen. Viele haben Krüge mit Getränken umgehängt. Gegen drei Uhr des Nachmittags fahren Wagen ohne Leitern haſtig aus dem Orte. Fragt man: „Wohin?" ſo lautet die Antwort: „In den Wald, um die Kirchweihbäume zu holen!"

Welche Thätigkeit herrſcht im Dorfe! Alt und Jung regt ſich. Männer ſieht man eilen, Mädchen und Weiber laufen auf und ab und rufen: „Eben wird der Kirchweihbaum geſteckt!" Schon von Ferne hört man Muſik; muntere Walzer und Galloppaden ertönen und dazwiſchen ruft es: „Auf! auf!" Das Geſchrei verſtummt. „Vivat! die Kirchweihe!" ſchallt es aus vielen Kehlen. Die Krone des Baumes ſchwankt in den Lüften; die Muſik ſpielt friſch auf, und Jubelgeſchrei, vermiſcht mit den gewaltigen Schlägen der Aexte und Schlägel, Keile einrammend, ſchallt weithin.

Auf der Gaſſe wird Alles ruhig. Die ganze Geſellſchaft, welche den Baum ſteckte, wird nun von dem Wirthe, welchem dieſe Ehre widerfahren iſt, mit Wurſt, Salat und Aepfelwein traktirt. Nach vollendeter Mahlzeit gibt es ein munteres Leben. Die Burſche fangen an zu tanzen, weil ſie die ganze Kirchweihe hindurch dieſes Vergnügens wenig theilhaftig werden können. In Ermanglung von Mädchen nimmt der Peter den Hannes und der Philipp den Kaspar und walzt tüchtig d'rauf los. Hannes

oder Kaspar ist aber nicht geschickt dazu, ein Mädchen zu agiren; er stolpert über ein Stuhlbein und die ganze Tanzgesellschaft fällt auf einen Haufen. Hohngelächter und Jubelgeschrei! Der heißersehnte Tag ist da. Die Christengemeinde wallt zur Kirche. Kaum ist aber der Gottesdienst vorüber, so versammeln sich die Kirchweihbursche im Wirthshause. Einer von ihnen läßt sich verkleiden; ein alter Hut mit schlaff herabhängender Krämpe deckt sein Haupt, oder eine Maske sein Gesicht, und die übrigen Kleider entsprechen der Kopfbedeckung, kurz der ganze Kerl wird äußerst entstellt. Das Kirchweihtuch wird nun an eine buntangestrichene Stange geheftet, und der ganze Zug setzt sich in Bewegung, um im Orte herumzuziehen und die Kirchweihmädchen abzuholen. Damit sich jedoch die Erste, welche sich dem Zuge anschließen soll, nicht genire, muß des Wirthes Tochter, oder wenn derselbe keine hat, dessen Magd — sollte sie auch ein halbes Jahrhundert durchlebt haben — den Zug mitmachen. Das Tuch wird vorangeschwenkt, die Musik spielt, und so gehts von dem Hause eines Mädchen zum andern, bis ein jeder Kirchweihbursche sein Theil an der Seite hat. Vor der Wohnung des Pfarrers, Schullehrers und Bürgermeisters wird Halt gemacht und ein lustiges Stück gespielt; denn diese Drei spielen die Hauptrolle im Orte.

Von der löblichen Schuljugend geleitet, langt der Zug wieder im Wirthshause an. Die Musik spielt, und der Kirchweihreigen beginnt. Nach und nach kommen die eigentlichen Gäste, die Bursche treten zurück und überlassen Diesen das Feld; — eine alte, gute Sitte will es so, und es ist lobenswerth. Aber eine andere Thätigkeit fängt für sie an: sie tragen das Kirchweihtuch vor Jeden, der Bajazzo darf dabei nicht fehlen, Wein wird präsentirt, und der also Belästigte ist genöthigt, Bescheid zu thun und eine Silbermünze in die dargehaltene Büchse zu werfen. Das heißt: man setzt auf das Tuch ein.

Die erste Nacht der Kirchweihe ist vorüber. Bleierner Schlaf hält alle Diejenigen befangen, welche während der Nacht das Kirmesvergnügen ausgestanden haben; plötzlich ertönt die Musik, einen sogenannten Morgensegen spielend: rauhe Kehlen jubeln dazwischen. „Was soll diese Störung in so früher Stunde bedeuten?" „Die Bursche halten ihren Morgenumzug." Vor dem Hause eines jeden Kirchweihmädchens wird eingehalten; auch der Herr Pfarrer, der Herr Schullehrer und Herr Bürgermeister wird nicht vergessen.

Der zweite Tag der Kirchweihe ist fast lediglich für die Ortseinwohner bestimmt. Fremde kommen da weniger; aber desto mehr Pelzkappen und lange Wämser schweben im Saale umher, und derbe Scherze und Worte hört man allenthalben.

„Heute sind die Bauern lustig,
Heute sind sie toll und voll!"

rufen stämmige Gesellen, die geleerten Flaschen aufstoßend, daß der Tisch kracht, und beim Tanzen die Mädchen mit kräftigem Arm schwingend, daß diese kaum den Boden berühren; hier und da nehmen sich Handfeste beim Kragen und wollen sich prügeln, die Musikanten hören auf zu spielen, und ein dichter Knäul Kämpfender entwickelt sich im Wirthssaale. Doch nicht lange dauert dieß. Friedfertige springen hinzu, mit gewaltiger Kraft die Streitenden auseinander werfend. Alles wird wieder ruhig.

Endlich heißt es: „Die Männer wollen tanzen!" Ehrerbietig treten die Bursche zurück, und wehe dem, der es nicht thut! Er wird von Männern und Burschen jedenfalls übel traktirt; sein gebläuter Buckel kann den folgenden Tag von manchem Schlage Rechenschaft geben. Das hat indessen nichts zu sagen, eine Kirchweihe ohne Schläge ist ein Ochs ohne Hörner, oder ein Löffel ohne Stiel.

In früherer Zeit wurde drei Tage Musik gehalten, jetzt ist's nicht mehr so, und das ist gut.

Den dritten Tag wird das Halstuch herausgespielt. Ehe dieß geschieht, wissen jedoch die Kirchweihbursche schon, wer es gewinnt. Sie lesen in einer Liste, auf welcher kein Name steht, und nachdem dieß einige Zeit des Scheins wegen geschehen ist, heißt

es: „Gewonnen!“ Und nun geht der Zug nach dem Hauſe des Glücklichen, der jedoch beiläufig geſagt, die ganze Geſchichte auf den Blocksberg wünſcht, weil er genöthigt iſt, nüchternen Sinnes einen tiefen Griff in ſeine Kaſſe zu thun, und dabei noch die ganze, von zweitägigem Trinken ſehr durſtige Geſellſchaft zu erquicken. Es läßt ſich jedoch nicht ändern, er muß zum böſen Spiele gute Miene machen.

Nachdem dieß geſchehen iſt, wird die Kirchweihe begraben; das iſt ein ſehr trauriger Act. Ein alter Kochtopf wird vorangetragen, die Muſik ſpielt einen Trauermarſch, ein Loch wird gegraben und der Topf hineingeſenkt. Die Burſche weinen bittere Thränen, und kehren betrübten Herzens zum Wirthshauſe zurück, in welchem ſie ſich folgenden Sonntag wieder verſammeln, um ihre Zeche zu zahlen. Der Wirth macht ihnen jedoch über Alles, was ſie an dieſem Tage trinken, keine Rechnung. —

4.

Die Kindtaufe.

Iſt ein Kindlein zur Welt geboren, ſo darf vor allen Dingen nichts aus dem Hauſe verliehen werden, wenn nicht eine fremde Perſon Macht über das Kleine bekommen ſoll. Auch der hundertjährige Kalender wird zu Rathe gezogen, um zu erfahren, ob das Kind an einem glücklichen oder unglücklichen Tage auf unſerem Planeten ankam. Einige Tage vor der Taufe wird von Mann und Weib Berathung über den zu wählenden Pathen, oder über die zu wählende Gothe geflogen. Iſt man über dieſen Punkt im Reinen, ſo begibt ſich der Vater des Kindes gegen Abend in das betreffende Haus. Das iſt für ihn ein ſchwerer Gang; denn er iſt genöthigt, die Formel, welche bei einer ſolchen Angelegenheit üblich iſt, auswendig zu lernen.

„Was mein Begehr iſt, will ich euch gleich ſagen,“ beginnt er, nachdem er ſich einige Mal verlegen geräuſpert hat:

„Unſer Herrgott hat die Welt vermehrt
Und hat mir einen Sohn beſcheert,
Den ſollt Ihr aus der Taufe heben
Und ihm Euren Namen geben.“

Hierauf wird in der Regel nichts erwidert. In einigen Minuten aber hört man ſchon die Kaffeemühle knarren, und nicht lange dauert es, ſo ſteht ein dampfender Kaffee auf dem Tiſche. Während des Trinkens wird der Tag der Kindtaufe verabredet, der gewöhnlich auf den Sonntag oder Dienſtag fällt.

Den Tag vor der Taufhandlung ladet die Hebamme befreundete Weiber zum Kindtaufſchmauſe ein. In einem mit Bändern reich beſteckten Kiſſen wird das Kind, im Falle es die Witterung erlaubt, in die Kirche getragen; die eingeladenen Frauen gehen mit. Nach vollzogener Taufhandlung begibt ſich die ganze Geſellſchaft wieder in das Kindtaufhaus zurück. Hier trifft man die Wöchnerin im Bette an, und jede Frau reicht ihr einen Dreibätzner. Nun wird Kaffee und Kuchen ſervirt. Die Weiber fangen an munter zu werden, machen Späſſe und necken gegenſeitig einander. Bald hierauf erſcheint die Hebamme mit einem Strauß künſtlicher Blumen und ſteckt dieſen dem Pathen oder der Gothe an. Zuvor aber wird ſolcher der Geſellſchaft herumgereicht und gefragt, wornach er rieche? Da heißt's denn: „Nach einem guten Trinkgeld und nach ſüßem Weine.“

Letzterer wird aus Aepfelwein und Kochzucker bereitet und aus Taſſen getrunken; er hat nicht ſelten einen ſehr widerlichen Geſchmack, weil es mit dem Aepfelwein nicht ſo genau genommen wird, der daher vor ſeiner Vermiſchung mit Zucker mehr Eſſigſäure hat, als wünſchenswerth iſt. Das hat jedoch nichts zu ſagen; der unverwöhnte Gaumen der Gäſte findet ihn vortrefflich. Sind Weiber unter ihnen, die noch nie

einem Kindtaufſchmauſe beigewohnt haben, ſo bekommen auch dieſe Sträuße angeſteckt und müſſen ihren ſogenannten „Einſtand" in ſüßem Weine geben.

Gegen Abend verlieren ſich die Frauen nach und nach, und der Vater des getauften Kindes zieht ſein neues Wams an und beſtellt ſich für den Abend die Ehemänner der eingeladenen Weiber, welche dann bei Aepfelwein, Butter und Käſe oft bis Mitternacht plaudernd und rauchend zuſammenſitzen.

Alte Sprüchwörter der Heſſen.

Geſchichtlich erläutert von **Ernſt Ludwig Wilhelm Nebel.**

Die alten Deutſchen hatten den Gebrauch, Begebenheiten der Vorzeit und Heldenthaten in Volksliedern für die Nachwelt aufzubewahren. Auch noch in dem mittleren Zeitalter herrſchte dieſe Sitte, von welcher die Limburger Chronik Beiſpiele anführt. Spottlieder gehören in eben dieſe Klaſſe, von welchen wir noch den Reinecke Voß, von Herzog Reinhard oder Reginarius von Lothringen benannt, aus dem Karolingiſchen Zeitalter in veränderter Form übrig haben. Hierher ſind auch ſprüchwörtliche Redensarten oder Idiotismen zu rechnen. Oft liegt denſelben eine geſchichtliche Thatſache von allgemeinem Intereſſe zum Grunde. Leider aber haben ſolche Sprüchwörter eben das Schickſal, welches die Volksgeſänge haben, nämlich bei den nachfolgenden Geſchlechtern und in wenigen Jahrhunderten aus dem Gedächtniß der Menſchen zu verſchwinden, oder andern Platz zu machen. Manche Idiotismen des Alterthums, falls ſie vorkommen, ſind daher unverſtändlich und können nicht mehr geſchichtlich nachgewieſen werden, und wegen ihrer Unverſtändlichkeit verliert ſich ihr Intereſſe und ihr Gebrauch.

Von vorzüglichem Intereſſe ſind die Idiotismen einzelner Länder und Städte. Sie ſtellen uns oft auf eine anſprechende überraſchende Weiſe das Bild früherer Ereigniſſe dar. Als Beiſpiel mag die nachfolgende kleine Sammlung heſſiſcher Sprüchwörter dienen.

1.

Hüte dich vor dem Landgrafen zu Heſſen,
Willſt du nicht werden gefreſſen.

Landgraf Heinrich II., der Enkel Heinrichs des Kindes, welcher von 1328—1376 regierte, führte den Beinamen des Eiſernen. Man leitet dieſe Benennung von der eiſernen Rüſtung oder dem Panzerhemd her, in welchem er ſtets erſchien; andere wollen, daß ſie von ſeiner herkuliſchen Leibesſtärke und davon, daß er ſeine Feinde mit Muth und Kraft niederſchulg, herrühre. Seine Leibesſtärke wird ſo groß geſchildert, daß er mit freier Hand ein Hufeiſen zu zerbrechen vermocht habe, auch eiſerne Wehr und Waffen durchzuhauen im Stande geweſen ſei. Man erzählt auch, daß er einſt am Hofe Eduards III. von England, einen Löwen, welcher aus ſeinem Gewahrſam losgekommen ſei, ergriffen und feſtgehalten habe. In jenen unruhigen fehdereichen Zeiten war häufig der Nachbar gegen den Nachbar, Feinde ſtanden auf und vertrugen ſich, Bündniſſe wurden geſchloſſen und gebrochen um ſich neuen anzuſchließen. Die kleinen Dynaſten ſchloſſen ſich den größeren an, in der Hoffnung, die Beute des Sieges zu theilen. Der furchtbarſte Feind von Heſſen war Mainz, welches den Grundſatz feſthielt, ſich im Herzen von Heſſen eine bleibende Provinz zu gründen; die Grafen von Naſſau-Dillenburg, Ziegenhain, Wittgenſtein und Solms ſtanden auf ſeiner Seite. Außerdem hatte Heinrich während ſeiner Regierung mit Braunſchweig, Paderborn und Münſter Kämpfe zu beſtehen. Er blieb ſtets unbeſiegt, die Mainzer mit ihren Verbündeten wurden in 2 Treffen geſchlagen: ſeine Gegner mußten Länderſtriche und Gerechtſame

aufopfern. Auch als Politiker verdient Heinrich eine ehrenvolle Erwähnung; er verstand die Kunst, wohl zu wirthschaften, den rechten Zeitpunkt zu benutzen und seine Sachen durch Verhandlungen durchzusetzen. Er erwarb Itter, Königsberg, Schmalkalden, Spangenberg, Beilstein; und er würde vielleicht noch Größeres ausgeführt haben, wenn nicht der Zwist mit seinen Brüdern, welchen die zugesagten Jahrgelder nicht ausbezahlt wurden, seine Kräfte gelähmt hätte, oder wenn sein Zeitalter weniger verhängnißvoll gewesen wäre. Hierher ist vorzüglich die furchtbarste allgemeine Pest des Abendlandes, der sogenannte schwarze Tod, welcher 1350—52 den dritten Theil aller lebenden Menschen wegraffte, zu rechnen. Heinrich wurde in seinem Alter gefürchtet, niemand wagte es, sich gegen ihn zu verbünden, und die Chroniken der Vorzeit führen bei seinem Stamm das obige Sprüchlein an.

2.

Den Bakkalaureus reisig machen.

Die Zügel der Regierung, welche Heinrich der Eiserne so kräftig geführt hatte, kamen in eine schwächere Hand. Herrmann der Gelehrte, der Neffe und Nachfolger Heinrichs, war als nachgeborner Prinz zum geistlichen Stande bestimmt. Er hatte zu Paris und Prag studiert; dort war er Bakkalaureus der Theologie geworden, und hier hatte ihn Kaiser Karl IV. selbst, nach vierstündigem ruhmvollen Disputiren aus der Aristotelischen Philosophie, 1366 zum Magister der freien Künste ernannt. Er hatte auch bereits Präbenden auf die Erzstifter Trier und Magdeburg erlangt.

Die Chronik sagt von ihm, „er war tugendsam und fromm, durch seine Einfalt verachtet." Die adeligen Amtleute hatten in den letzten Zeiten seines alternden, durch Familienunglück niedergebeugten Oheims das Volk bedrängt und beraubt, sie selbst waren von Lasten und Schatzungen jeder Art frei. Herrmann hatte beim Antritte seiner Regierung mehrerer dieser untreuen Diener abgesetzt und seine Hofhaltung eingeschränkt. Dieses erregte große Unzufriedenheit; der Adel betrachtete diese Schritte als eine Unterdrückung seiner Vorzüge und Freiheiten. Die Unzufriedenheit wurde genährt durch Herzog Otto von Braunschweig, welcher sich selbst zum Erben von Hessen aufwarf, und Graf Gottfried von Ziegenhain, Mainz und Köln fielen in Hessen ein. Es bildete sich der furchtbare Sternerbund, welchem später ähnliche Verbrüderungen folgten. Der Adel, nur wenige ausgenommen, welche der Strom nicht fortriß, bekannte sich sämmtlich zu diesem Bunde, selbst mehrere unter dem Hofgesinde des Landgrafen gehörten ihm an. Der Adel suchte Unabhängigkeit, Raub und Güter, und wenn die Räuber gleichsam zum Kampfe auffordernd umherzogen, so war ihre Losung :

Auf den blöden Hessen!
Wir wollen den Bakkalaureus reisig machen!

Der Kampf währte viele Jahre, zum Verderben des Landmanns und des Bürgers. Herrmanns Thron stand unerschüttert, und der Fürst, welcher zuvor mild und gütig war, wurde ernst und scharf. Die Erbitterung der Städte, die durch Handel und Gewerbe Reichthümer erworben hatten, gegen den raubsüchtigen Adel wußte er klüglich zu nützen, und hielt am Marktbrunnen zu Marburg, zu Kassel und Frankenberg bewegliche Reden an das Volk. Seinen getreuen Bürgen, sowie den wenigen Treuen unter dem Adel, die er zum Theil durch Lehen und andere Gnadenbezeigungen gewonnen hatte, oder die der Unruhen und Verwüstungen müde waren, verdankte er die Erhaltung des Erbtheils seiner Väter.

3.

Falsch wie Galgenholz.

Landgraf Ludwig I. oder der Friedfertige hatte bei dem Antritt seiner Regierung 1413 mit mehreren auswärtigen Feinden zu kämpfen, unter welche Mainz und der

Graf Johann von Naſſau-Dillenburg gehörten. Dieſer bediente ſich eines gebornen Heſſen, Namens Fritz Galgenholz, als Kundſchafters. Nachdem dieſer die Maske eines treuen Dieners ſeines Fürſten getragen und dadurch manche Anſchläge der Feinde ſeines Vaterlandes befördert hatte, ging er endlich öffentlich zu denſelben über. Er wurde in einem Treffen in der Stippach bei Sinn, unweit Herborn, 1414 gefangen, und ſtarb, begleitet von den allgemeinen Verwünſchungen, den Tod des Verräthers. Die heſſiſche Reimchronik, welche dieſen Vorfall unter dem Jahr 1427 anführt, erzählt ſie mit folgenden Worten:

Den Heſſen auch das bracht ein' Freud,
Daß ſie fingen in ſelbem Streit
Fritz Galgenholz, ein reißig Knecht,
Der ein geborner Heſſe recht
Und des Grafen Kundſchafter war,
Von dem das Land leidt groß Gefahr,
Weil er verſchmitzt und kundig faſt
Und dem Land thät groß Ueberlaſt.

4.

Hundheſſen.

Mit dieſem Schimpfworte pflegte vormals bei nachbarlichen Streitigkeiten an der Gränze zwiſchen dem Braunſchweigiſchen und Heſſiſchen Gebiet der gemeine Mann ſeinen Nachbar zu belegen, und es iſt möglich, daß dieſe Benennung bis auf den heutigen Tag noch nicht ganz vergeſſen iſt. Die Entſtehung erzählt Letzner in der Daſſeliſchen Chronik. Im Jahr 1518, bei einer Fehde zwiſchen Biſchof Johann von Hildesheim und Herzog Erich von Braunſchweig, befanden ſich 1800 Mann heſſiſcher Hülfsvölker, unter dem Hauptmann Hermann von der Malsburg, auf Braunſchweigiſcher Seite. Die Stadt Daſſel wurde erobert, und bei der Einnahme machten die Heſſen viele Beute, und kamen im Plündern den Braunſchweigern zuvor. Dieſes erregte Neid, welcher in öffentlichen Zwieſpalt überging. Die Veranlaſſung dazu gab das heſſiſche Panier, auf welchem der Löwe von einem ungeſchickten Maler verfertigt ſein mochte. Die Braunſchweiger erklärten denſelben für einen Hund, und es entſtand darüber großer Auflauf und Streit, ſo daß es die Anführer für das räthlichſte hielten, die Heſſen nach Hauſe ziehen zu laſſen. Dieſe Verſpottung ihrer Bundesgenoſſen mußten die Braunſchweiger ſchmerzlich empfinden. Denn bald darauf gewann der kriegeriſche Biſchof von Hildesheim ein Treffen auf der Lüneburger Haide, und nahm zwei Braunſchweigiſche Prinzen gefangen.

5.

Moguntia ab antiquo nequam.
Mainz iſt ein Schalk voll alter Liſt.

Im Lateiniſchen hat dieſes Sprüchwort einen Doppelſinn. Es kann nämlich heißen: Mainz von dem alten Nequam gegründet. Unter den Herleitungen von der Entſtehung und der Benennung von Mainz wird auch das Mährchen angeführt, es ſei vor Chriſti Geburt ein Zauberer, Namens Nequam, mit ſeinen Geſellen aus Trier verwieſen worden, welcher ſich hier angebaut habe. In neueren Zeiten ſei ein großer Stein aufgefunden worden, welcher oben die Inſchrift gehabt habe. Verte et invenies. Und als man den Stein vollends ausgegraben habe, habe man unten die Worte gefunden: Moguntia ab antiquo Nequam. Allein Niemand weiß Zeit und Ort dieſer Auffindung anzugeben.

Dieſes Sprüchlein kommt von einem alten Spottliede, welches auf die Ermordung Herzogs Friedrichs von Braunſchweig, die zu Klein-Englis in Niederheſſen geſchah, verfertigt wurde. Man hatte den Kurfürſten Johann von Mainz als Anſtifter dieſer That allgemein in Verdacht, und ob er ſich gleich eidlich reinigte, ſo ſprach ihn doch die Stimme des Volks nicht davon los. Das Spottlied führt Dietrich Engelhauſen in ſeiner Chronik, die 1426 geſchrieben wurde, zuerſt an.

Regula non ficta, nequam Moguntia dicta,
Germine Pilati, nunc denuo vivificati,
Sicut, dum vixit, iterum Christum crucifixit.
Namque ducem stravit Fridericum, qui quassi David,
Brunswick protexit gentemque suam bene rexit etc.

Im Deutſchen ſind dieſe Verſe folgende:

Eine gewiſſe Regul dieſes iſt,
Mainz iſt ein Schalk voll böſer Liſt;
Pilatus Art, die hängt ihr an,
So nichts, denn Chriſtum kreuzigen kann,
Den frommen Herzog Friederich,
Hat Mainz erwürgt unredlich,
Der doch, wie David ſeine Stadt,
Braunſchweig ſo wohl beſitzet hat u. ſ. w.

Der berühmte Rechtslehrer Emanuel Weber zu Gießen führte dieſes Sprüchlein in einer Disputation: Specimen II. paroemiarum historicarum, 1716 an, und erläuterte es durch verſchiedene Ränke der Mainziſchen Erzbiſchöfe der Vorzeit und die Unbilden, welche die heſſiſchen Fürſten und das Volk von ihnen zu erdulden hatten, wobei auch die Fabel von Erzbiſchof Hatto und den Mäuſen nicht vergeſſen wurde. Zum Beſchluß gab er eine Unterſuchung der Legende von der Päpſtin Johanna, unter der Aufſchrift: Hans ohne Bart. Dieſe Schrift erregte das Mißfallen des Mainziſchen Hofes in ſo hohem Grade, daß der Reichsfiscal aufſtand, und es fehlte wenig, daß ſie nicht wäre konfiscirt und öffentlich verbrannt worden. Weber konnte einem Gericht dieſer Art nur durch eine öffentliche Abbitte und Ehrenerklärung entgehen.

Gudemus führt das obige Sprüchwort ebenfalls an, und behauptet, daß es ſich auf die unrubigen meuteriſchen Mainzer Bürger beziehe.

6.

Ein Sprüchwort ward: Biſchof Adolph, der brißet um ſich, wie ein Wolf.

In der Reihe der kriegeriſchen Biſchöfe, welche lieber das Schwert, als den Hirtenſtab führten, nimmt Erzbiſchof Adolph eine vorzügliche Stelle ein. Er wae ein geborner Graf zu Naſſau-Wiesbaden, Urenkel des römiſchen Königs Adolph, wurde Biſchof zu Speyer, und 1473 von dem Domcapitel zu Mainz als Erzbiſchof poſtulirt. Ein Theil der Domherrn wählte, durch Vorſchub Kaiſer Karls IV., Ludwig einen gebornen Markgrafen zu Meißen, zum Erzbiſchof, welchen auch Papſt Gregor XI. beſtätigte. Adolph wagte es, ſich ſeinem Gegner mit gewaffneter Hand zu widerſetzen, ſchlug ihn in einem Treffen bei Erfurt, und trotzte, in Erfurt eingeſchloſſen, ſelbſt dem Heere des Kaiſers.

Landgraf Herrmann zu Heſſen hatte Ludwigs Partie ergriffen. Dieſes war ein hinreichender Beweggrund für Adolph, ihn mit Krieg zu überziehen. Er belegte Heſſen mit Bann und Interdikt, gewann den Landgrafen Balthaſar von Thüringen, den Herzog Otto von Braunſchweig, den Kurfürſten von Köln und den Grafen von

der Mark, zu helfen, und wußte auch mehrere von dem heſſiſchen Adel an ſich zu ziehen. Die Verbündeten nahmen verſchiedene heſſiſche Städte weg, und vereinigten ſich 1385 vor Kaſſel. Sie mußten aber unverrichteter Sache die Belagerung aufgeben, ungeachtet das Heer der Verbündeten allein 2000 Reiter zählte. Es kam eine Sühne zu Stande, in welcher der Landgraf Raub, Brand und Uebelthat verzieh, die Senden und die Rechte der Geiſtlichkeit ungekränkt zu laſſen verſprach, und an Mainz 20,000 Gulden zu zahlen ſich anheiſchig machte, und dafür drei Städte zum Unterpfand gab.

In dieſem Vertrage lag der Grund zu neuem Zwiſt. Die Heere der verbündeten Fürſten von Mainz, Thüringen und Braunſchweig drangen 1387 abermals in Heſſen ein und belagerten Kaſſel. Schon war von Zerſtückelung Heſſens die Rede, als die heldenmüthige Landgräfin Margarethe im feindlichen Lager erſchien und durch ihre flehentliche Bitte den Markgrafen Balthaſar zum Abzug bewog. Die beiden andern ſahen ſich nun genöthigt, die Belagerung aufzuheben, wütheten aber noch einige Zeit feindlich im Lande, bis zur Schließung eines Waffenſtillſtandes.

Die Schließung des Friedens fand bei den erhitzten Gemüthern viele Schwierigkeiten. Mainz und Braunſchweig brachen 1388 zum drittenmal in Heſſen ein, und lagerten ſich vor Kaſſel. Wüthende Ausfälle der Beſatzung und der Bürger trieben ſie zurück. Der Tod befreite Heſſen noch in eben dieſem Jahre von ſeinem unverſöhnlichen Feinde.

7.

Die Pfalz vergiften.

Eine der furchtbarſten und weit ausſehendſten Fehden in Deutſchland war die Bayeriſch-Pfälziſche 1504, welche nach dem Tode Herzogs Georg des Reichen von Bayern-Landshut ausbrach. Die Stammeserben deſſelben waren die Bayeriſchen Herzoge in München. Kurfürſt Philipp von der Pfalz, damals der mächtigſte Fürſt in Deutſchland, machte für ſeinen Pfalzgrafen Ruprecht, als Schwiegerſohn des Erblaſſers, ebenfalls auf die Lande Anſpruch, und ſuchte ſie mit Gewalt der Waffen zu behaupten. Ruprecht fiel darüber in die Reichsacht. Außer den Herzogen von München ergriffen Kaiſer Maximilian ſelbſt, Herzog Ulrich von Würtemberg, die Reichsſtadt Nürnberg, und Landgraf Wilhelm der Mittlere von Heſſen, gegen ihn die Waffen. Selbſt Pfalzgraf Alexander von Zweibrücken ſandte wegen der genauen Freundſchaft, womit er Landgraf Wilhelm zugethan ſei, und wegen vieler Unbilden, die er von Pfälziſchen Beamten hätte erdulden müſſen, ſeinem Vetter einen Fehde- und Abſagebrief.

Landgraf Wilhelm war perſönlich von dem Kurfürſten beleidigt worden. Denn da ihm derſelbe anmuthete, daß er wegen der Grafſchaft Katzenellenbogen die Lehen von ihm nehmen ſollte, ſchlug der Landgraf eine Tagfahrt oder Vergleich zu Würzburg vor. Worauf der Kurfürſt antwortete: ob ſich ein Landgraf zu Heſſen dünken laſſe, daß ein Pfalzgraf mit ihm rechten wollte? Wilhelm ſammelte ein großes Heer und muſterte bei Gießen 2000 Reiter und 20,000 Mann Fußvolks. Es fanden ſich zwei Herzöge von Mecklenburg, die Grafen von Waldeck, Leiningen und Königſtein, nebſt Braunſchweigiſchen Hülfsvölkern, dabei ein. Das Heer wuchs in der Folge noch mehr an: die heſſiſchen Städte mußten, jede 50 auch 100 Mann ſtellen, und manche vom Landvolk fanden ſich, wegen der Ausſicht auf Beute dabei ein. Die meiſten derſelben trugen Kittel, daher nannte man in der Pfalz dieſen Krieg den Kittelheſſenkrieg.

Landgraf Wilhelm gewann Umſtadt, Otzberg, Bickebach, Reinheim und Homburg vor der Höhe, letzteres den Grafen von Hanau als Pfälziſches Lehn gehörig, und er behielt ſie, zufolge der Entſcheidung des Kaiſers. Bensheim, Alzey und Kaup

wurden vergeblich belagert. Die Heſſen wütheten, der Sitte jenes Zeitalters gemäß, mit Mord und Brand. Daher entſtand damals das Sprüchwort :

Der Heſſen Brandſtich,
Klaget das Rheinland billig.

Sie behaupteten, daß ſie alles, was ſie erobert hätten, behalten würden, und zwangen die Landleute durch Schläge, ſich für landgräflich zu bekennen. Sie ſprachen laut von der Vertheilung oder Vergebung der Pfalz und machten dabei eine finſtere drohende Miene. Daher entſtand zu dieſer Zeit in der Bergſtraße und der Pfalz das Sprüchwort, wenn Jemand ein finſteres und nachdenkliches Geſicht machte, er mache ein Geſicht, als ob er die Pfalz vergiften wollte. Es lag darin zugleich auch ein geheimer Vorwurf, daß man zur feindlichen Partei gehören möge.

Daß vergiften und vergeben in der älteren Sprache gleichbedeutend iſt, beweiſen die Ausdrücke : „Mitgift" (Mitgabe), nach Gift (Gebung, Ausſtattung) dieſes Briefes."

8.

Rädelsführer.

In dem Bauernkriege 1525 war Landgraf Philipp der Großmüthige derjenige deutſche Fürſt, welcher zur Dämpfung der furchtbaren Flamme des Aufruhrs am entſchloſſenſten und kräftigſten wirkte. Er ſchickte nicht nur dem Kurfürſten von der Pfalz Hülfsvölker zu, ſondern ſammelte auch ſelbſt ein Heer, womit er ſich die Stadt Hersfeld verſicherte, und Fulda, welches 6000 Bauern beſetzt hatten, einnahm. Den Aufrührern ließ er die Köpfe abſchlagen. Die aus den Gegenden von Fulda und Hersfeld vertriebenen Bauern flüchteten nach Thüringen, wo der Hauptanführer Thomas Münzer mit einem Heere ſtand. Landgraf Philipp zog ebenfalls in jene Gegenden und vereinigte ſich bei Frankenhauſen mit dem ſächſiſchen Heere, bei welchem ſich ſein Schwiegervater, Herzog Georg der Reiche und Kurfürſt Johann der Standhafte befanden. Die Bauern litten hier eine gänzliche Niederlage, der Ueberreſt derſelben verſchwand, und ſie wagten keinen ähnlichen Verſuch wieder. Selbſt Pabſt Clemens VIII. wünſchte unterm 23. Auguſt 1525 dem Landgrafen Glück, daß er die gottloſen garſtigen Lutheraner durch das Schwert überwunden habe, und nannte ihn einen wahrhaft chriſtlichen Fürſten.

Die Anführer der Bauernhaufen führten damals kleine Fahnen, an welchen ein Rad, das Zeichen des Pflugs, herabhing, und von dieſer Zeit an wurde der Anführer irgend einer Rotte ein Rädleinsführer oder Rädelsführer genannt.

9.

Dem Knaben gibt man einen Apfel.

Nicht leicht hatte Heſſen einen Zeitpunkt ſo voller Unruhe und Zwieſpalt, als während der Minderjährigkeit Landgraf Philipp's des Großmüthigen. So gute Anordnungen auch Landgraf Wilhelm in ſeinem Teſtament 1509 gemacht hatte, ſo wenig wurden ſie befolgt. Der Adel ſträubte ſich gegen die Landſäſſigkeit, jeder wollte in ſeinem Bezirke unumſchränkter Herr ſein, ja ſogar an der vormundſchaftlichen Regierung Antheil haben. Täglich hörte man von Gewaltthätigkeiten und Räubereien. Die Ritter Franz von Sickingen und Götz von Berlichingen, die Häupter des unruhigen Adels in den Rheingegenden, wagten es, ſelbſt Fürſten und Städte zu bekriegen. Franz von Sickingen ſchickte 1516 dem Landgrafen einen Abſagebrief, worin er die Konrad von Hattſtein widerfahrnen Unbilden zum Vorwand gebrauchte, und erklärte ſich für einen abgeſagten Feind des Landes, den Adel, unter welchem er viele ſeiner Anhänger wußte, aus-

genommen. Er eroberte hierauf die meiſten Oerter der oberen und niederen Grafſchaft Katzenellenbogen, und belagerte Darmſtadt. Hier wurde der Friede vermittelt, deſſen Bedingungen waren, daß Sickingen 35,000 Gulden erhalten ſollte, und daß mehreren adeligen Bundesverwandten Vortheile zugeſichert wurden. Kaiſer Maximilian hob zwar dieſen Vertrag auf, allein der erſte Punkt wurde erfüllt, indem die Geldſumme in der bedungenen Friſt von 3 Wochen zu Mainz, und zwar in lauter Hellern, 240 für einen Gulden gerechnet, ausbezahlt wurde.

Landgraf Philipp war 1518, in ſeinem vierzehnten Jahre, von dem Kaiſer für volljährig erklärt worden, weil man dadurch allein Heſſen Ruhe verſchaffen zu können glaubte. Sickingen erklärte nach dem Tode des Kaiſers, daß er den Vertrag in allen einzelnen Puncten erfüllt zu ſehen verlange, und ging deßhalb diejenigen, welche ſich in dem Inſtrumente verbürgt hatten, an. Dieſe an ihrem Theile, meiſt Adelige, welche treu auf Seiten ihres Fürſten ſtanden, ließen einige Worte der Warnung fallen, daß der junge Landgraf feurig und unternehmend ſei. Worauf Sickingen in die Worte ausbrach: „dem Knaben gibt man einen Apfel!“

Die Zeit der Wiedervergeltung erſchien bald. Sickingen, welcher unter ſeinem Heer 600 Reiter von Adel zählte, belagerte verſchiedene Trieriſche Städte, und zuletzt Trier ſelbſt 1522. Landgraf Philipp und Kurfürſt Ludwig von der Pfalz verbanden ſich mit dem Kurfürſten von Trier, der Landgraf rüſtete ein Heer von 1000 Reitern und 8000 Fußgängern aus. Daß er damals auf einem Apfelſchimmel ritt, daß derſelbe eine Verzierung, einem goldenen Apfel ähnlich, über dem Schweife trug, nahm der gemeine Mann als eine Anſpielung an, welches aber unerwieſen iſt. Wenigſtens war der Landgraf edelmüthig genug, Sickingen, welcher bald darauf vom Schickſal hart niedergeſchlagen wurde, ſeine Aeußerung nicht entgelten zu laſſen. Bei der Beſchießung ſeiner Feſtung Landſtuhl im Zweibrückiſchen wurde er tödtlich verwundet, nach der Einnahme beſuchten ihn die verbündeten Fürſten, und Landgraf Philipp bezeigte ſich theilnehmend und freundlich gegen ihn.

Die Beute, welche Sickingen vormals aus Heſſen getragen hatte, erlangte man bei Eroberung der Feſte Ebernburg, welche Sickingen bei ſeinem Leben für unüberwindlich erklärt hatte, dreifach wieder.

10.

Der tolle Fritz.

Landgraf Friedrich, der Sohn des Landgrafen Moritz von Heſſen-Kaſſel zweiter Ehe, geboren 1617, erhielt Eſchwege als Apanage, und wohnte daſelbſt. Er trat im dreißigjährigen Krieg in ſchwediſche Dienſte, erlangte die Stelle eines Generalmajors, und fand in dem polniſchen Kriege 1655 ſeinen Tod. In Eſchwege erhielt er wegen ſeiner jugendlichen tollen Streiche den oben angeführten Beinamen. Einſt fand er an der Thüre ſeines Zimmers das alte Sprüchlein angeſchrieben:

Im Land zu Heſſen
Gibts große Schüſſeln und nichts zu freſſen.

Er ſchrieb mit eigner Hand darunter:

Schelm, nenn' dich!

Vielleicht rührte die Schrift von einem ſeiner Diener ſelbſt her. Ungeachtet der größten Aufmerkſamkeit, welche er einigen Vertrauten eingeſchärft hatte, fand man bald darauf von der unbekannten Hand beigefügt:

Ein Narr wär' ich
Fritz ich kenn' dich.

11.

Türingeln.

Dieſer Ausdruck, welcher bedeutet, Jemanden quälen und mißhandeln, rührt aus den Zeiten des dreißigjährigen Krieges her, da die franzöſiſche Armee, unter dem Feldherrn Türenne, welcher ſich in ſpäteren Jahren den Ruhm eines edelmüthigen Kriegers erwarb, die Einwohner im Heſſendarmſtädtiſchen, der Wetterau und den Maingegenden auf das ärgſte mißhandelte. Die Vereinigung der franzöſiſchen Armee unter Türenne, welcher am Main geſtanden hatte, mit dem ſchwediſchen Hauptheer unter Wrangel erfolgte den 10. Auguſt 1646, zwiſchen Wetzlar und Gießen, und nun wetteiferten Franzoſen und Schweden miteinander, wer die Einwohner am beſten quälen könne. Es wurden alle Arten von Pein erſonnen, um die Leute zum Geſtändniß zu bringen, wo Geld verborgen liege.

12.

Revange von Speyerbach.

Die Reichsarmee, beſtehend aus heſſenkaſſeliſchen, heſſendarmſtädtiſchen, pfälziſchen und mainziſchen Truppen, und von dem Erbprinzen Friedrich von Heſſenkaſſel (welcher ſpäter den ſchwediſchen Thron beſtieg) und dem Grafen von Naſſau Weilburg angeführt, wollte Landau, welches der franzöſiſche Marſchall Tallard belagerte, entſetzen. Tallard rückte ihnen entgegen, und es kam den 15. November 1703 am Speyerbach zu einer Schlacht, in welcher die Deutſchen eine blutige Niederlage erlitten. Im folgenden Jahre erfochten Eugen und Marlborough den großen Sieg bei Hochſtädt über die vereinigten Franzoſen und Bayern. Tallard ſelbſt wurde in ſeinem Wagen von dem heſſenkaſſeliſchen Obriſtlieutenant und Generaladjutanten Karl von Boyneburg gefangen genommen und vor den Erbprinzen geführt. Dieſer empfing den Marſchall mit den Worten: ah, Monsieur le Maréchal, vous étes très bien venu! et voilà revange pour Speyerbach!

Hünenringe und Freiſteine in Heſſen.

Nach der Allg. Ztg. v. 30. April, 1. und 2. Mai 1853, bearbeitet von **G. v. Meyer.**

Es kommen in Deutſchland, und beſonders in Heſſen, verſchiedentlich Berge vor, auf deren mehr oder minder geebneten Gipfeln ſich kreisförmige, auch längliche Umwallungen hin ziehen, welche augenſcheinlich nicht das Ergebniß von Naturprozeſſen, ſondern coloſſale Rieſenwerke von Menſchenhand und aus urälteſter Zeit vorhanden ſind, nur durch außerordentlichen Aufwand von Zeit und Kräften zu Stande gebracht und vielleicht in ihren Anfängen von noch roheren Völkern gethürmt oder ſchnell aufgeworfen. Sie haben ſtets eine bedeutende Baſis und Höhe, ſowie einen Umfang von 150 bis 2000 Schritten, auch wohl noch größere Umfaſſung. Sie beſtehen, dem Terrain zu folge, ſelten aus Erde, meiſt aber aus unbehauenen Steinen und Felsſplittern, die ohne ſichtbare Schichtung oder gar Bindung, in ziemlich regelloſen Maſſen gethürmt und gezogen, eine Art rundlicher Mauer oder einen Damm von Steinen mit Erde verbunden bilden, an denen meiſt die innere Wand oder Böſchung ſteiler als die äußere, jedoch keine Art Graben innen ſichtbar iſt. Felſen oder Steinmaſſen der Gipfel oder Umgebung ſind zur Bildung des Walls benutzt, wie dies namentlich das Höhegebirg (Taunus) und das Rheingau (Ringawe) zeigt; anderwärts erſcheint fremdartiges Geſtein, nicht ohne große Anſtrengung hinauf gewälzt und verwandt. Eine, zwei oder mehrere Unterbrechungen der Umwallungen gipfelwärts und meiſt

seitwärts wie bei neuern Festungen, bei inneren Ringen eben so, d. h. daß die Oeffnungen nicht parallel auf einander stoßen, bezeichnen in Form und Wendung des Walls die alten Eingänge; andre sind deutlich neuer eingerissene, nämliche Holzwege und Waldpfade. Keiner der Gipfel aber trägt Spuren von Eingängen nach den vier Weltgegenden, wie der Radlstein in Böhmen (Leutmeritzer Kreis, Fürstl. Lobkowitzische Herrschaft Bilin), das wohl eine besondere Bedeutung hatte. Eine Mannichfaltigkeit von Ringwällen zeigen östliche slavische Gegenden. Diese Berge überragen stets in einem gewissen Umkreis die Höhen umher und sind also auch weithin sichtbar; kleinere erscheinen oft wie Vorwerke, oder isolirte Kegel wie vereinzelte Warten und Wachtstellen. In Ebenen kommen sie bei uns, heute sichtbar wenigstens, nicht vor (anders in Böhmen, im Merseburg'schen ꝛc. ꝛc.). Nachgrabungen längs oder innerhalb dieser Wälle gaben meist ein negatives Resultat (anders in jenen nördlichen und östlichen Gegenden). Das Auffinden von Asche und Kohlen, Knochen und Urnenscherben, Getreide und Handmühlen, Steinwaffen, Lanzen- und Pfeilspitzen, Hausgeräth, Schmuck roher Art ist, vielleicht weil die Plätze bei uns der Cultur schon länger unterworfen sind, viel seltner. Alte Cisternen oder Brunnen, meist zerstört oder verfallen, sind vorhanden auf dem Altkönig und dem Hünenkopf, Hausberg (bei Butzbach), auf der Heidenmauer bei Dürkheim; der Dünsberg bei Gießen, der noch einen kleineren Gipfelwall hat (kl. D.-B.) zeigt einen Laufgraben an der südlichen Seite, zu Quellen hin (Gräber daselbst) einen doppelten Steinwall aber wohl zu demselben Zweck des Altkönigs westliche zugleich flachere Seite. Andre Spuren von römischer Zeit sind noch seltner.

Die meisten westdeutschen Ringwall-Höhen oder Wall-Rücken fanden sich im Nassauischen, am ganzen Rhein hin, in Oberhessen, in Westphalen und Engern, im Lippischen, flacher liegende Ringe und Schanzen im Braunschweigischen, Mecklenburgischen. Höhere größere Gipfel zeigen zwei concentrische Ringe noch heute, wie der Altkönig des Taunus aus Felsgestein gehäuft, der Dünsberg bei Gießen aus Erde ziemlich regelmäßig geformt. Unter beiden sind: ein kahler Kopf oder Kegel, dort „Dingsberg" hier „Weddeberg" genannt, welche ihre Bestimmung als Gerichtssitze noch im Namen tragen.

Von den mit nur einem Wall versehenen Bergen ist obenan der Donnersberg der überrheinischen Pfalz zu nennen, dann die Heidenmauer bei Dürkheim; ein noch größerer Ringwall als letzterer liegt auf einer Höhe bei Oberstein im Birkenfeldischen. Die Heidenmauer des Odilienbergs im Elsaß gehört einem andern System an (den gallischen Befestigungen; oppida?). Der Odenwald und Spessart haben heute nur wenig dergleichen aufzuweisen; der Vogelsberg, die merkwürdige Glauburg, einen isolirten länglichen Berg. Südwestlich von Gießen im Dorlaer Wald bei Kinzenbach (Kunings- oder Königsbach) heißt eine Ringel „der Königsstuhl." Im Fürstenthum Lippe ist der Irminsberg, im Oening bei Pyrmont die s. g. Segestsburg, die Burg im Hünenholz; die bei Detmold sich erhebende Grotenburg, jetzt Teutoburg genannt, ist durch Hermanns Standbild bekannt, das seit 1838 vergebens der Vollendung harrt (in Kupfer getrieben zu Lemgo; der Zeichner und Werkmeister v. Bandel).

Während ältere Quellen der Römer und Deutschen von diesen Ringwällen schweigen, kennt sie das Volk als „Hünenringe," „Alte Höfe," „Alte Burgen" und knüpft wunderbare, geisterhafte und gespenstische Sagen daran, von Kämpfen und Wetten, von versunkenen Schätzen, von Blutthaten. Das Wort „Hüne" oder „Heune" (Hiune, Hune) ist nach J. Grimm (Mythol. 489 ff.) gleichbedeutend mit Riese; doch bezeichnet es bereits in den Nibelungen einen Unterthan Etzels (Attila's) und wird dann auf Panonier, Avaren, Slaven, Ungarn bezogen. Das Volk aber denkt, wie Ph. Dieffenbach richtig andeutet, bei seinen Hünen („Hoinjer", mit unterdrückter) an ein unendlich fern liegendes und darum seiner Ehrfurcht auch riesig vorkommendes Geschlecht, worin allerdings auch Riesengestalten, wie die Alemannenkönige bei Ammian hervortreten können. In Ortsnamen, wie Hünfeld, Hunsrück, in

Eigennamen wie Humbold, Hunfried, Hunolt, Hunrat, Humbert, Hyneck ſcheint daſſelbe Wort verborgen.

Ueber die Beſtimmung dieſer geſchirmten oder gekrönten Höhen ſind die Meinungen verſchieden; in dem zweiten Aufſatz wird die Anſicht von wirklichen Höhenbefeſtigungen vertreten, in Verbindung mit Landes-, Bundes- und Gränz-Heiligthümern. Die heiligen Haine in Verbindung mit Rechtsſtätten vertritt der gegenwärtige Aufſatz, und zwar den Erörterungen von Knapp und Wippermann folgend. Beide glaubten keine in irgend einem ſichtlichen Zuſammenhang ſtehende Kette von Befeſtigungen, keine Deckung von Schluchten und Thälern, keine hinlängliche Größe zur Aufnahme von Kriegsvolk und doch ſo viel Umfang für Burgwälle in ihnen zu finden. Auch die Art der Umwallung ſprach ihnen dagegen, indem ſie allenfalls noch Gräben innen annahmen. Doch mußte zugegeben werden, daß die Römer gelegentlich ſolche Höhen in ihre Gränze als wichtig mit einſchloſſen, und daß die Deutſchen, namentlich die Heſſen, als gute Schanzarbeiter im Krieg bekannt waren. (Tacitus Germania c. 30.)

Knapp hat (Archiv für Heſſ. Geſch. und Alterthums 6., Bd. II. S. 288 ff.) die Meinung aufgeſtellt und Ed. Wippermann (Geſch. der wetterauiſchen Centen und herrſchaftl. Gebiete in und um den Büdinger Wald, S. 8 ff.) näher erörtert, wie innerhalb der fraglichen Ringwälle „jene heiligen Haine zu ſuchen ſind, in denen von den Germanen die Götter verehrt, die Opfer gebracht, die Heereszeichen und Trophäen bewahrt, vor allem aber die Volksverſammlungen, inſonderheit die Gerichtsverſammlungen gehalten wurden."

Daraus erklären ſich zunächſt Namen der Berge. Der Donnersberg war dem erdbefruchtenden Donnergott (nord. Thor) geheiligt. Eben ſo der Königſtuhl im Dorfar, d. i. „Donarwalde." (?) Desgleichen der Altkönig, denn „Donar" oder „Thunar" wurde als „Altvater" oder „Großvater" (Atli) aufgefaßt; daher mehrere Berge von ihm als Altvater, Großvater, Etzel (d. i. Väterchen) bezeichnet werden (ſ. Grimm's Mythol.). Es kommen Donnersberge vor, wo urkundlich ſicher Gericht gehalten wurde, auf ihnen aber keine Ringwälle — mehr: ſo an der Diemel unweit Warburg die nach dem Gericht genannte Grafſchaft zum Donnersberg (comicia ad Thuneresberch), wo noch heute die Bewohner der umliegenden Dörfer alljährlich ſich in feierlichen Zügen zur „heil. Eiche am Donnersberg" begeben.

Iſt der Dinsberg bei Ortenberg in der Wetterau wie der Dingsberg unterm Altkönig als Gerichtsplatz anzuſehen, ſo iſt dies noch deutlicher beim „Weddeberg„ (unweit Gleiberg) bei Gießen, unterm hohen Dünsberg ein kahler Kegel, um deſſen höchſte Spitze ein 300 Schritt großer Ringwall läuft, innerhalb deſſen von altem Gemäuer Spuren ſind. Der Name deutet auf den Berg, wo „dem Richter gewettet" wurde. Wette oder Gewedde war nämlich die Strafe, die wegen des öffentlichen Intereſſes verwirkt war, im Gegenſatz der dem verletzten Kläger zu entrichtenden Buße. Noch heute werden in mehreren Städten die Gerichtszimmer „Wetteſtuben" die Richter „Wetteherren" genannt. Aehnlich hieß der Gießen ebenfalls benachbarte Schiffenberg alt „Schöffenberg" (Urk. d. 12. Jahrhdts.); Schöffen aber waren die das Urtheil weiſenden Geſchwornen des Gerichts. Man will Spuren eines geſchleiften Hünenrings dort bemerkt haben; auch ward an dieſer heil. Stätte von den Grafen von Gleiberg im 12. Jahrhundert ein bedeutendes Kloſter geſtiftet.

Auch dem Gottesdienſt des Allvaters „Wuotan" (Odhin), waren Berge geheiligt, wie namentlich der Godesberg bei Bonn als „Wodenesberg" oder „Gudenesberg" urkundlich vorkommend. Unweit der von Bonifacius gefällten heil. Eiche im Heſſenlande liegt, beim Dorfe Maden (Mattium, bei den Römern der Chatten Hauptort), der Gudensberg, in Urkunden „Wuodenesberg" oder „Udenesberg" geſchrieben.

Auf dem oben berührten Irminsberg, den die Bauern „Harmesburg" nennen, laß nicht, wie man den Namen deutete, Armin oder Hermann, Deutſchlands Befreier; ſondern ein dem göttlichen Helden Irmin (Herkules ähnlich) geweihtes Heiligthum

ſtand dort — vielleicht war es die „das All tragende" Irmenſäule, die Karl der Große nach Einnahme der Eresburg zerſtören ließ. — Letztgenannte Burg bezeichnete den Kriegsgott Er (Ares, Mars), der auch Zis und Ziu genannt war, und dem Zisdig, angelſ. Tuesday, dem Dinſtag den Namen gab.

Auch die Oſtara, Göttin des Frühlings oder nach Grimm des ſtrahlenden Morgens, (Jutribog bei den Slaven) wurde auf Höhen, namentlich in den noch üblichen Oſterfeuern verehrt; dieſe Höhen werden nach dem jüdiſch-chriſtlichen Paſcha von den Franken her mitunter jetzt noch Paſchenburg genannt. So die der kurheſſiſchen Grafſchaft Schauenburg im alten Gau „Oſtaraburg" an der Weſer (bei Itzehoe liegt auch eine Paſchenburg). Die geographiſchen Namen Oſtern, Oſterholz ꝛc. ꝛc. deuten hinlänglich auch im ſüdlicheren Heſſen (Odenwald) auf dieſen Urſprung. Ein „Oſtaraſtein" in der Wetterau, zwiſchen Gambach, Griedel und Rockenberg, liegt unmittelbar neben einem alten Gerichtsberg. Ob die eigentlichen Frühlingsfeiern in ſo umhegten Räumen gehalten wurden, iſt ſchwer auszumitteln (Brocken, Feldberg, mit verwandten Namen und Sagen; der alemanniſche mit einem Denglegeiſt, Saturn?)

Den Römern entgingen dieſe heiligen Berge nicht, obwohl die Deutſchen Sorge getragen haben werden, den Feinden die Kenntniß derſelben möglichſt vorzuenthalten. „Uebrigens," ſagt Tacitus (Germania c. 9) „die Götter in Tempelwände einzuſchließen oder menſchenähnlich zu bilden, das halten die Germanen für unverträglich mit der Erhabenheit der Himmliſchen; Wälder und Haine weihten ſie ihnen, und mit den Namen der Götter bezeichnen ſie jenes verborgne Heiligthum, das ſie nur mit Ehrfuecht ſchauen." — Die ſueviſchen Volksſtämme ſandten, nach demſelben Hiſtoriker (Germania c. 39) zu feſtſtehender (ungebotener) Zeit in einen Wald — geheiligt durch der Väter Augurien und altherkömmliche Scheu — Abgeordnete zu gemeinſamer Berathung und begingen dort die grauenhaften Anfänge einer barbariſchen Feier, wo ſie den Urſprung des Volks und den allwaltenden Gott (Wuotan) annahmen." So erklären ſich gefundne Opferreſte: Getreide und Knochen, denn ſelbſt Menſchen wurden geopfert.

Daß die Hünenringe ſo verſchieden an Umfang ſind, ſoll nach Knapp und Wippermann auf der Bedeutung als politiſche und gerichtliche Oerter, als ſ. g. „Malſtätten" beruhen. Zur Begründung dieſer Anſicht wird ausgeführt:

Nach der älteſten Verfaſſung war das Gebiet jedes deutſchen Stammes bei der Beſitznahme planmäßig in Bezirke (Provinzen) eingetheilt, in deren jedem urſprünglich ſich hundert, oder genauer hundert und zwanzig, vollfreie, unter einander verwandte Familien anſiedelten. Daher eine ſolche politiſche Gemeinde in territorialer wie in perſönlicher Hinſicht den Namen Hundertſchaft (huntari oder huntra, angel-ſächſiſch hundrede, lat. centa oder centena) führte. Die Aeckervertheilung fand ungleich, nach dem Anſehen und Rang (secundum dignationem), den Thaten und der öffentlichen Stellung der Einwandernden ꝛc. ꝛc. ſtatt; auch gab es vollfreie Landesgenoſſen ohne allen Grundbeſitz. Dagegen pflegte in jeder Hundertſchaft ein markirter Diſtrict zu ſein, welcher unvertheilt blieb und den einzelnen Centgenoſſen als Geſammt-Eigenthum, ſowie zur Benutzung für den eignen Bedarf zuſtand: „Land, wohin nicht Pflug, noch Senſe geht," alſo „Wald, Waſſer, Weide und Haide," inſonderheit bildeten den Kern Waldungen mit ihren Triften (sylva communis). Dieſer gemeinſame Grund und Boden heißt bis heute (ſeit d. 12. Jahrhdt.) noch bezeichnend Allmende (Allengemein, communis — itas) auch Waldemene, Meenmark, Holzmark, Mark (eingegränztes Gebiet); Märker (commarchani) nannte man die Centgenoſſen, Ausmärker, Fremde.

Bei den einzelnen deutſchen Volksſtämmen war an der Spitze des öffentlichen Weſens, ohne Mittelglied über den Hundertſchaften, eine Verſammlung, wo jeder Mündige Vollfreie des Landes zur Berathung und Abſtimmung erſchien. Nur in einigen Stämmen wurde ein Häuptling (König) als höchſter Vollziehungs-Beamter aus dem hervorragendſten Geſchlecht gewählt. Als die Franken in Deutſchland herrſchend wurden, ſetzte ihr König Beamte, Grafen, in den Provinzen des Reiche und Hundert-

ſchaften wurden zu königlichen Grafſchaften vereinigt. So bildete das Chattenland die Grafſchaft zu Heſſen (comitatus Hassiae), das Land der Wetterauer (Widrevi) die Grafſchaft zu Wetterau. Bei größeren Stämmen und Völkerſchaften wurde willkürlich eine beſtimmte Anzahl von Hundertſchaften, in Nieder-Sachſen beiläufig je fünf, zu Grafſchaften zuſammen gelegt. Doch zerfielen auch wohl kleinere Lande in mehrere Comitate, ſo z. B. das Land der Lognaer (Lahnumwohner) in zwei Grafſchaften. Das Gebiet der Grafſchaft hieß meiſt Gau, latein. pagus (franz. pays). Allein in Sachſen und Schwaben pflegte pagus, Gau (Gow), nicht mit Land, ſondern mit Cent gleichbedeutend zu ſein.

Von den urſprünglichen Sonder- und Sammt-Beſitzungen abgeſehen wurde aller Grund und Boden mit Zubehörungen des Königs Domanium in der Weiſe, daß Jeder (omnis civis) noch Nutznieß davon hatte, bis Stücke veräußert oder in Benutzung des Königs genommen wurden. So wurden denn Reviere abgeſchloſſen (inforeſtirt), die mit allen oder mehreren Eigenthumsrechten ſchenk-, kauf- oder pfandweiſe an Magnaten oder Stifter übergingen. Frevel dagegen wurden in härtere Strafen genommen, als gegen das Privateigenthum. Der König pflegte ſeinen Bann (Ge- und Verbot) auf ſolchen Erwerb, ſogar auf nie königlich geweſene Beſitzungen auszudehnen.

Der alten Provinzialeintheilung ſchloß ſich die der Fürſtenthümer (Herzogthümer) an; der früher nur für den Krieg erwählte Herzog wurde ſtändiges Mitglied zwiſchen den nun von ihm beliehenen Grafen der Provinz und dem Könige. Dadurch verloren die alten Landesverſammlungen ihre Bedeutung, indem jetzt die Herzoge und Grafen die taſtbar hervortretenden Hoheitsrechte ausübten, und inſonderheit den äußeren Schutz wie den inneren Frieden handhabten. Allein die Centen oder Hundertſchaften blieben im Ganzen unangetaſtet. Zwar waren ihre Vorſteher für Krieg und Frieden, Heer und Rechtspflege früher von der allgemeinen Landesverſammlung gewählt, allein ſie blieben auch jetzt wählbar, ſie wurden von den Centgenoſſen (Märkern) erkieſt, die in allen Rechtsſachen eine den Centenar (Centgraf, Hunne, Dinggraf) umgebende Jury bildeten (den ſ. g. Umſtand). Doch hatte der Richter aus ihrer Mitte und mit ihrem Rath 12 (ſpäter 7) weiſe (rechtsverſtändige) Männer (Schöffen) zu wählen, von denen zunächſt das Urtheil gefunden und dem Umſtand zur Genehmigung vorgelegt (gewieſen) werden mußte. Der Regel nach gelangten alle Rechtsſtreitigkeiten an das Centgericht. Allein gewiſſe bedeutendere Sachen, und einzelne Perſonen hinſichtlich ihrer an Leib und Ehre gehenden Verbrechen, waren ausgenommen und gehörten vor das Gericht des Grafen, welcher in gleicher Weiſe die alte Landesverſammlung der vollfreien Männer und ihre Jury umgab. Die Grafen ſelbſt und die durch königliche Gnade ihrem Bann Entzogenen konnten nur von ebenbürtigen Genoſſen im Hofe des Fürſten (Herzogs) gerichtet werden, gleichwie die Fürſten des Reichs nur vom Könige.

Auf ſeinen Gütern übte der freie Grundbeſitzer innerhalb gewiſſer Schranken eine herrſchaftliche Privat-Gerichtsbarkeit über ſeine leibeignen Leute und hörigen Freien, kraft der ihm zuſtehenden Vogtei, alſo kraft eines Rechtes. Ueberdieß erlangte eine Mehrzahl der geiſtlichen und weltlichen Dynaſten durch königliche Schenkung, Kauf oder Pfand grafſchaftliche oder centgrafſchaftliche Rechte zu Eigen oder Lehn, ſo daß, namentlich im Fall des Erwerbs einer Centgrafſchaft, nunmehr der erwerbende Herr den Centgrafen ſetzte, und ſo die alte Selbſtregierung aufhörte. —

Jede Volks- und Gerichts-Verſammlung des Staats hieß „Ding" oder "Mal" (lat. mallum, oder mallus), was, aus dem altdeutſchen „Mahal" zuſammengezogen, wörtlich „Sprache" bedeutet und wie das Wort „Parlament" von öffentlichen Verſammlungen, aber auch für Klage und Vorladung, für Zeichen (Muttermal z. B.) ꝛc. gebraucht wurde. Die Ladung (Eſchung, Heiſchung) mußte zu dreien Malen geſchehen: einmal, andermal, zum drittenmal („eyne Werf oder Warff, ander W., derde oder

dydde W.;" — wir haben das noch bei Auctionen, auch mit dem Hammer). Dieſe Male, insbeſondere die königlichen Provinzial- od. Landgerichte wurden, wenn irgend möglich, auf Bergen gehalten, die davon den Namen Malberge führten. Es ſind unſre Ringwall-Berge (?). Daraus erklärt ſich, daß die Verſammlung ſelbſt (das mallum): „Ring" oder auch der „Kreis" (circulus) hieß, und man „zu Ring und Ding" ging. In zwiefachem Sinn waren dieſe Dingſtühle befriedete Orte, nicht bloß inſofern ſie umwallt (?) waren, ſondern auch weil in und über ihnen der h. Gottes- und Dingfriede waltete, daher ſie gewiſſermaßen auch Freiſtätten waren, wo ſelbſt die gerechteſte Verfolgung ruhte und keine Vollſtreckung vorgenommen wurde.

Da in einigen Hünenringen Gegenſtände gefunden wurden, die auf Wohnungen oder Zelte deuten, und da die geheiligte Stätte ſtets unter Aufſicht ſein mußte, ſo darf vielleicht vermuthet werden, daß ein Theil der jeweiligen Schöffen hier reſidirte. Dafür ſpricht vielleicht, daß Schöffen unter dem Namen „Bergſchöffen", rachinburgii in mallobergo residentes, (als beſondere der Zahl?), ſowie „drei Sagibarone in einzelnen Malbergen" (tres sagebarones in singulis mallobergis) in Urkunden ausgezeichnet werden. Doch beſtimmten auch ſchon im Jahre 809 dergl. Verordnungen, daß die Malſtätten eine Bedachung haben ſollten, damit ſie Winters wie Sommers zu gebrauchen ſeien.

Die größeren Hünenringe, beſonders mit gedoppeltem Wall, umſchloſſen wahrſcheinlich die Malſtätten der grafſchaftlichen Amtsſprengel oder an Dynaſten gegebener Bruchſtücke derſelben; die kleineren aber die Dingplätze der Centgrafſchaften. Das Landding der alten Grafſchaft zu Heſſen blieb fortdauernd bei dem jetzigen Dorfe Maden (Mattium — caput Chattorum bei Tacitus), daher der Name der Grafſchaft „das Landgericht zu Maden;" ſie wurde 1122 von der heſſiſchen Dynaſtenfamilie v. Gudensberg (dort eine Burg bauend) als Allod erworben, doch durch eine Erbtochter alsbald an's thüringiſch-heſſiſche Haus veräußert und ſpäter dem Erzſtift Mainz zu Lehn aufgetragen. Noch 1654 hielt Landgraf Wilhelm zu Heſſen ein Landding auf der Höhe vor dem „Mader Holz" — wo der „Mader Stein" inmitten der dicht unterm Gudensberg liegenden „Mader Haide" ſich erhebt. Allein daß urſprünglich die heilige Ding- und Opferſtätte der Heſſen auf dieſem Gudensberg und nach Erbauung von Burg und Thal daſelbſt auf dem nördlich benachbarten Odenberg (Odinsberg, gegen Grimm Myth. S. 890) geweſen, darauf deutet gar manche Volksſage, von denen ein Theil mythiſch, ein andrer hiſtoriſch iſt.

Wenn im Odenberg Karl der Große ſpukt, will man ihn auf ſchneeweißem Schimmel vor ſeinem Heer reiten ſehen. Die Krieger ſchmachten vor Durſt; der König läßt ſein Roß mit dem Huf den Boden und einen Stein vom Felſen ſchlagen, und ein Quell entſpringt, ſo mächtig, daß ſein ganzes Heer trinken kann. Glisborn heißt der Quell von der blinkenden Welle und das Landvolk will Wundergaben noch heute an ihm wahrnehmen; der Stein mit des Hufes Eindruck ſitzt in der Gudensberger Kirchhofmauer feſtgekittet.

Kaiſer Karl ſchlug auch eine große Schlacht am Fuß des Berges. Das ſtrömende Blut riß Furchen, die, wie oft auch zugedämmt, vom Regen wieder aufgeſpült werden. Karl ſiegte und ging mit ſeinem Kriegsvolk in den Berg ein, der ſeine Wände hinter ihnen ſchloß. Alle ſieben Jahre, oder alle hundert nach Andern, verhieß er aus ſeinem Schlummer an's Tageslicht zu gehen. Man hört zu Zeiten Waffen raſſeln, Hufſchlag dröhnen und Pferde wiehern; der Zug geht zum Glisborn, der die Tränke iſt und verfolgt dann ſeinen Rundlauf. — Einmal hörte man Trommelſchlag am Odenberg, ohne Truppen zu ſehen. Ein weiſer Mann ließ die Leute „durch den Ring" (des Arms? ſo in nordiſchen Sagen) ſchauen; und alsbald wurden ſie viel Kriegsvolk in Waffen gewahr. Es iſt nicht ſchwer dieſe Sagen auf Wodan zu deuten, der dann dem chriſtlichen Helden der Heſſen- und Sachſenlande weichen mußte.

Eine andre Sage, die man von „Karln Quinte" weiß, mit dem man als Schreckbild ſogar die Kinder zur Ruhe bringt, ſcheint auf Karl V. als Gegner des geliebten

Landgrafen Philipp des Großmüthigen zu gehen, der aber zugleich die peinliche Halsgerichtsordnung gründete, deſſen Blutgericht auf dem Odenberg gehegt ward. An beſtimmten Tagen umreitet ein rother Reiter mit rothem wallenden Federbuſch auf rothem Roß den Waldſaum; das iſt ſein Geiſt. Karls Recht iſt in vielen Gegenden gleichbedeutend mit peinlichem Recht; „Karln Quinte's Fahne" iſt dem Volk die rothe Blutbanns-Fahne, womit die Grafſchaft geliehen wurde; Kaiſer Karls Schwert iſt das mit einem rothſeidenen Tuch bewundene, auf das dem Grafen befohlen ward, „damit zu beſchirmen Wittwen und Waiſen, und mit zu richten über alle Miſſethäter." Nur laufen im Munde des heſſiſchen Volks Karl V. und Karl der Große durcheinander, während die Engern und Weſtphalen den Urſprung ihrer Strafgeſetze ſehr gut auf Karl den Großen und ſein Schwert zurückzuführen wiſſen (Herkommen der Fehmgerichte).

Auch an andern berühmten Stätten, namentlich im Odenwald, laſſen ſich Spuren des Gottes Wodan, bei dem die höchſten und feſteſten Eide geſchworen wurden, und uralter Gerichtsſtätten mit Rächung der Unthat, in Spukgeſchichten ähnlich dieſen, nachweiſen. Die von dem Ritter Rodenſtein gehenden Sagen ſind zum Theil ähnlich, aber verworren; auch die Saat, die wellenförmig ſich bewegend „wolfſtriemig" genannt wird, heißt anderwärts „der Eber, der durchs Korn geht." Der hörnerne Sigfrid, zu dem dieſe Bilder neigen, iſt bekanntlich in ſeiner Urbedeutung Bild der Sonne, gleich Herkules. J. Grimm iſt auch hierin durch Wolfs Beiträge zur deutſchen Mythologie ſchätzbar ergänzt worden.

Die kleineren Hüneuringe könnten Centgerichtsſtätten ſein, wenn nicht Unterſcheidung dabei nöthig wäre (2ter Aufſatz). Die herrſchaftlichen Privatgerichte pflegten im Hofe des Herrn (Fronhof, curia, curtis) gehegt zu werden. So war als Centſtätte der Schiffenberg, der Wieſecker Malberg, der Weddeberg, der Groſdorfer, der Malberg beim wetterauiſchen Oſtaraſtein wahrſcheinlich von der Rockenberger Mark die Gerichtsſtätte. Da die herrſchaftlichen Gerichte nie den Blutbann hatten, ſo ſind für höhere Gerichtsſitze die Galgenberge entſcheidend; ſpäter bekamen auch die Centgerichte meiſt den Blutbann und hießen dann wohl oberſte oder Hoch-Gerichte, die ſonſt auf die ſogenannten „Oberhöfe" gehen, in denen man Erſatz und Schutz ſuchte, wenn eine Grafſchaft geſprengt worden oder erledigt blieb.

Ob der Graf zu Wetterau nicht auf vornehmerem Sitz noch als auf jener Höhe in der Cent zu Aſſenheim, öſtlich von Friedberg, die bis heute die Malſtatt heißt und zu welcher durch die Wetterau die Malſtätter Straße läuft, zu Recht geſeſſen, wie der Verfaſſer will — ob auf dem Malchen oder Malſchenberg der Bergſtraße der ſonſt auch Stickelberg (ſteiler Berg) hieß und latelniſch mons malseus, (wobei man an Malſch oder die Malſer Haide in Tyrol erinnert werden könnte), der Rheingraf ſein Landding hielt — und wie in dieſer Art noch auf andre Berge hingewieſen wird (Altkönig z. B., vergl. 2. Aufſatz): dieſe Annahmen bedürfen wohl noch geographiſcher wie urkundlicher Sichtung und Beſtätigung.

Vornehmlich aber kommen für die Centgerichte, die hier den Schluß machen ſollen, die alten Freiſteine in Betracht. Die Centgrafſchaften, weil ſie nicht einen geſetzten oder gebornen, ſondern einen gekorenen Richter hatten, ſomit eine gewiſſe Selbſtregierung genoſſen, wurden auch freie Landgerichte, Freigrafſchaften oder kurzweg „Freigericht" genannt, und die Gerichtsbarkeit hieß „Freiſtuhl" oder „Freiſtein". Die Orte, wo ſolche ſteinere Stühle ſtanden, kennt in vielen Gegenden das Volk noch ſehr wohl, obgleich die Bedeutung verwiſcht iſt und oft nur geſpenſtiſch nachzuckt in Sagen des Grauens vor ſolchen Blutorten. Indeſſen entdeckt man dadurch wohl auch ohne Spuren eines rieſigen Rings die Malberge der Centen.

Regelmäßig ſpukt, nach Wippermanns Entdeckung, um die Freiſteine herum „die wilde Frau" oder „das Holzwiebel". Am ausgeprägteſten kommt dieſe Sage bei dem in der wetterauiſchen Cent zu Bingenheim liegenden „hohen Berg im Königswalde" vor. Es befindet ſich hier eine jetzt zwei Fuß aus dem Boden ragende Bank von Baſalt, in welcher drei zum Sitzen eingerichtete Vertiefungen angebracht ſind, wie man

ſie auf unzweifelhaften Gerichtsſtühlen findet. In früherer Zeit war dort auch die Gerichtstafel, ein ſteinerner Tiſch von demſelben Baſalt, zu ſehen, wurde aber, bei Verlegung der Markgerichtsſtätte vor das Bingenheimer Rathhaus, vom hohen Berg dorthin unter drei ſich mächtig ausbreitende Linden verſetzt, die jetzt nicht mehr ſtehen. — Die Gerichtsbank iſt im Munde des Volks „der wilden Frau Geſtühl", die hier mit Mann und Kind gehauſt bis dieſe wilden Leute endlich verfolgt und verſcheucht wurden. Der Chroniſt Winkelmann (Beſchr. der Fr. Heſſen und Hersfeld; 1711) verſichert, im Jahre 1653 hätte ihm der Dauernheimer Paſtor angegeben, wie anno 1604 ſich verſchiedne Male am hellen Tage drei Leute in weißer Geſtalt am wilden Geſtühl hätten ſehen laſſen (J. Grimm, Mythol. S. 103).

Die übrigen bemerkenswerthen Puncte im dortigen und nördlichen Heſſen gibt Wippermann in ſeiner Geſch. der Centen an; wir nennen daraus: Südlich von Schotten in der Wetterau in der Nähe von einem „Mal- und Galgenberg" und einer „alten Burg" am „Malbach" eine Kuppe: „der wilden Frau Haus", ſowie „der wilden Frau Born"; nordöſtlich davon im Vogelsgebirg „der wilde Berg". Zwiſchen Büdingen und Gelnhaar liegen im Walde bedeutende Felſen, die unterhalb eine Art Höle bilden: das ſind „der wilden Frau Häuſer." Eine Stelle unmittelbar von Büdingen ſüdlich heißt: „der wilde Stein"; eine Höhe nordöſtlich von Gedern „der wilden Frau Haus"; ein ſteiler Berg mit einer Tafel und Bank zwiſchen Lisberg und Eckhardsborn heißt „Wildfrauenhaus"; eine Höhe nordweſtlich von Freienſeen, ſowie eine andere zwiſchen Bobenhauſen und Wohnfeld „im alten Hain" nennt man „der wilden Frau Berg." Im Landgericht Reichenbach endlich iſt bei Birſtein, nach Satzbach zu, eine Waldecke mit mächtigen Baſaltklippen, „der alte Freiſtein" genannt, ebenfalls Wohnung der wilden Frau, die hier dermalen für eine Zauberin gilt, welcher ehedem, ſo weit ſie ging, alles zehntbar (? eentbar) war. Es liegen dieſe Punkte ſämmtlich in der Wetterau.

Allein auch außerhalb derſelben kommt Aehnliches vor. Der Scharfenſtein neben dem heſſ. Odenberg birgt eine Höle, die man für die Wohnung „der weißen Frau mit langem güldnen Haar" hält. Bei Grünberg (Lahngau) iſt in der Nähe von einem „Höllersborn" ein „Wildfrauenberg" und „die wilde Grube." — Der Königsſtuhl im Dorlar zeigt bis heute die alte „Gerichtsbank". Noch 1783 ſah man auf dem „heil. Landberg" der Cent zu Jugenheim in der Rheingrafſchaft Spuren eines gemauerten Gerichtsſtuhls. — Zu dieſen Angaben des Verfaſſers wären noch einige aus dem Odenwald, beſonders über „Wildweib-Stein", „Wildfrauen-Haus", ebenfalls in der Nähe alter Cent- oder Märker-Gerichte (Rodenſtein) beizufügen. — Er bemerkte noch als Freiſteine im Rieſengebirg einen „Großvaterſtuhl" von verwittertem Granit, durch zwei eingehauene ſitzähnliche Keſſelchen und zwei menſchenlange ſich nach der Mitte hin vertiefende Eingrabungen merkwürdig; den „Predigerſtein" mit drei Vertiefungen wie Näpfe; davor eine Steintafel mit größerer Vertiefung; ferner „Holzweibelſteine", Sitze mit kurzen Lehnen, wo Stellen für Kopf, Rücken und Beine zu ſehen (angeblich der Holzweibel Eindrücke in dem nachher verhärteten Geſtein); bei zwei Vertiefungen heißt es: „Das Weiberl ſaß da mit dem Männerl." Ein „Mannſtein", ein „Mädelſtein", eine „Teufels- und Rübzahlkanzel", ein „Hardberg" (? Herthaberg) hinterm Künaſt und der „Hölle" ꝛc. werden dann noch mit Anderm wegen zu vermuthender Aehnlichkeit angeführt.

Nach dieſen Anführungen ſchließt der Verfaſſer auf der güldnen Waldfrauen oder Holzweibchen muthmaßlichen Zuſammenhang mit den Freiſteinen. Sie ſind ihm eine Art Leichenvögel, den Tod in Folge Gerichtsurtheils anſagende Klagefrauen. Daraus erklärt ſich ihm ihr weißes Gewand; es war das Leichenkleid. Daher ſpinnt man der Waldfrau ein Stück Har (Flachs) am Rocken und wirft es zum Opfer in's Feuer. Daher iſt ihr Erſcheinen nicht beſſer als das Schreien des Käuzchens, und um die Zeit, wenn echt Ding gehalten wird, wagt ſich ſelbſt der bravſte und kühnſte Jäger nicht in die Nähe der Wohnung der wilden Frau. Intereſſant iſt dem Verfaſſer

dabei noch, daß die wilde Frau von dem wüthenden Heer, von Wuotans nächtlicher Jagd verfolgt wird. Der Wuotan iſt da als ernſter Schützer des Reichs und Rächer des Unrechts zu faſſen. Die wilden Frauen ſind ſchwach und zart; nur Zwerge ohne Mark werden von ihnen geboren. Daher ihre Empfindſamkeit und Unzufriedenheit mit der Welt Lauf; daher ihre Widerſtandsloſigkeit Wuotan gegenüber. Sie ſind grau und ältlich, ihr Haar pflegt öfters von Moos zu ſein, daher ſie auch wohl Mooſsweibchen heißen.

Eine andre Deutung gibt von ihnen Profeſſor Müller in Göttingen; die kleinen Holzweiblein, die Wodan jagt, ſind des Herbſtes gelbes wirbelndes Laub; von dem fallenden Blatte wird auch Sigfrid als Jahresgott von Hagen dem Reidhard tödtlich getroffen ꝛc. — Wir möchten auch den Hörſelberg mit Frau Venus-Freya nahe halten; auch die Feen, (deae Mairae oder matres) die auf Felſen als Dreie öfters bezeichnet ſind und von deren galliſch-römiſchem Cult auch das heutige ſüdliche Heſſen Andeutung gibt.

Von den regelmäßig vorkommenden drei Sitzen der Freiſteine gebührte der erſte dem Richter, der andre dem Fronboten (Büttel, bodel, pedellus), eine wichtige Perſon damals. Der dritte Platz wird dem Schreiber gehört haben, oder dem Stellvertreter des Richters, oder er blieb für den höheren Richter oder für den Herrn frei. Sitzend aber wurde das Urtheil gefragt und gefunden; des Richters Aufſtehen hinderte den Fortgang der Verhandlung. — Die Hegung der Gerichtsbarkeit auf den Malbergen blieb bis zu den Zeiten König Heinrichs I. Dieſer wünſchte, daß die Volksverſammlungen in die unter ſeinem Betrieb befeſtigten Orte verlegt würden. Seitdem wählte man des Gottesfriedens wegen die Nähe des geweihten Kirchhofs. Doch blieb man im Freien. Die vorkommenden „Spielhäuſer" waren Schaubuden „Kaufhäuſer" (für Fleiſch und Brod); vor ihnen hielt man Gericht; dann kamen die Rathhäuſer auf, an und unter welchen jene Hallen angebracht wurden. Der rothen Erde entſprach des Gerichtes „rothes Thor" (z. B. alter Markt, am Dom, zu Frankfurt a. M.).

Die Befeſtigungen der Deutſchen und der Römer am Rhein und in Heſſen.

Von G. v. Meyer.

Ueberm Rheingau zieht ſich, auf den näheren Bergen, eine Kette von uralten Ringwällen hin, die dem Hiſtoriker Bodmann die Vermuthung gab, das Land möchte urſprünglich von dieſen Ringen den Namen, nämlich „Ring-gau," erhalten haben. Dahinter zog ſich das Rheingau-Gebück, eine lebendige Landwehr von eingebogenem Stranchwerk mit Gräben und Pforten, erweislich mittelalterlichen aber vielleicht ſchon älteren Urſprungs, denn auch die Alten kannten dieſes feſte lebendige Abzäunen; und Schleswig-Holſtein zeigte es im letzten Krieg noch in ſeinem faſt unneinnehmbaren Terrain der Knick. Jene Ringwälle ſcheinen öſtlich mit dem Köhlerkopf bei Naurod (auf dem Wege nach Eppſtein) zu enden, aber hinter vermuthlich einſt undurchdringlichen Wälderſtrecken, dort erheben ſich die Vormauern des Taunus mit Ein- und Durchläſſen zu anderen noch überraſchenderen Befeſtigungen der Urzeiten, die mit dem Gebirg in der Wetterau enden, wo der mächtige Hausberg den letzten Hünenkopf emporſtreckt. Er correſpondirt mit dem Glauberg, einem länglichen Gipfel des vorderen Vogelsbergs mit der ganzen Wetterau (durch Ph. Dieffenbach unterſucht) und weithin über die Lahn mit dem kühnen Kegel des Dünsbergs bei Gießen. Dieſe letzteren ſchönen Gipfelpunkte tragen zum Theil noch unberührte, noch heute uneinnehmbare Kronen von einfachen oder doppelten Ringwällen; die Rheingauer Reſte ſind meiſt

zerriſſen, abgetragen, faſt unkenntlich, ſo beſonders der Trompeter, auch die große und kleine Rentmauer, der Schäferskopf, Rabenköpfe ꝛc. ꝛc.

Erſt zu Anfang dieſes Jahrhunderts machte ein claſſiſch gebildeter naſſauiſcher Beamter, der ältere Habel zu Schierſtein, auf die germaniſche Natur dieſer zuſammenhängenden Befeſtigungen aufmerkſam, (Gerning iſt nur ſein Abſchreiber oder Folger) nachdem Reg.-Rath Neuhof zu Homburg ſie mit den dortigen Römerwerken verwechſelt und, als die einzige Quelle darüber, die alte ſorgloſe Verwirrung neu beglaubigt hatte. Zu Idſtein und am Niederrhein ſonderten wackre Schulmänner auf Habel's richtige Andeutungen (Allg. Anz. d. Deutſchen) das Römiſche mit gleichem Scharfſinn; aber an Beharrlichkeit übertraf ihn Keiner, denn er bereiſte nun auch die Römer-Niederlaſſungen und die von Ems durch die Ueberhöhe und Wetterau ſich in's Hanauiſche verlierende, im Odenwald bei Miltenberg wieder beginnende, zum Neckar laufende römiſche Reichsgränze (limes transrhenanus). Frühe weihte er ſeinen Sohn in dieſe Entdeckungen ein und ſtiftete, durch viele Gegenſtände es als der erſte vielſeitig ausſtattend, das berühmte Muſeum zu Wiesbaden, das auch der jüngere Habel mit bedeutenden Entdeckungs-Gegenſtänden vermehrte, worunter die Mithras-Reſte an der unteren Nied (Vicus novus oder civitas Taunensis, zwiſchen Praunheim und Heddernheim) bereits einen europäiſchen Ruf gewonnen haben. Im Odenwald unterſuchte, mit bekanntem Scharfſinn, doch mit noch zu wenig Hülfen, der Erbach'ſche Reg.-Rath Knapp die Römerlinie („Römiſche Denkmale des Odenwaldes," jetzt in 2ter Aufl. durch Scriba) und endigte als Präſident des Geſchichts- und Alterthums-Vereins für das Großherzogthum Heſſen würdig das länger mit Erfolg gekrönte Streben.

Der Verfaſſer dieſer Skizze erhielt auf einen Vortrag zu Wiesbaden über die taunenſiſchen Ringwälle von dieſem älteren Forſcher Anfrage und bald auch Einladung zur Mitwirkung in Heſſen. Knapp hatte eben ſeinen intereſſanten Aufſatz in den Heſſ. Annalen über die Ringwälle veröffentlicht, worin die im vorhergehenden Aufſatz feſtgehaltne Anſicht von Heiligthümern mit Volks- und Rechtsſitzen aufgeſtellt iſt. Leider konnte es dem Verfaſſer des gegenwärtigen Aufſatzes nicht mehr gelingen, Knapp von der einſeitigen Richtung, die er verfolgt hatte, durch eigne Anſchauung zu belehren; doch ging der Greis vorläufig willig auf die Darſtellungen, mit Karten und Aufnahmen belegt, ein, und ermunterte freundlichſt zu noch gründlicherer Ausarbeitung des reichen Stoffes. Hierin hat denn der Verfaſſer an ſeinem Freunde v. Zuccalmaglio aus Cöln, unter dem Namen Wilhelm v. Waldbrühl als Poet und Autor bekannt, einen wackern Mitforſcher gewonnen, der zuerſt die Ringwälle im Cölniſchen, welche ebenſo den römiſchen Rhein-Veſten gegenüber liegen wie die des Taunus den Main und Ried-Caſtellen; dann von Genf bis zum Niederrhein, in Verfolg von des Verfaſſers Entdeckungen auf den Gebirgen beſonders längs des Rheins, noch bedeutende Berg-Einfaſſungen unterſuchte, namentlich die Dürkheimer Heidenmauer und den Berg im Birkenfeld'ſchen, zwei der coloſſalſten Rand- und Ringmauern, wohin bei feindlichen Einfällen geflüchtet und Halt gefunden werden konnte.

Die ſchon in größeren Kreiſen bekannt gewordene Karte des Verfaſſers von den Hauptgipfeln des Taunus und ihren Umgebungen, wo die merkwürdigſten uralten und ſpäteren Befeſtigungen in engem Umkreis beiſammen liegen, ja wo ein Syſtem der Befeſtigungskunſt der Naturvölker überraſcht, möge als höchſt belehrend zum Ausgangspunct dienen; zugleich ſind hier der Römer Werke vereint, in ſchon jetzt überraſchender Deutlichkeit des Vorrückens und endlichen Bezwingung, ihres faſt 400jährigen wechſelnden und ſtets gefährdeten Beſitzes, bis Julian der Abtrünnige die letzte Razzia gegen die Allemanen dort unternahm. Dieſes letztere Feld hat Habel d. J. mit ſolchem Erfolg angebaut, daß er der Römer Straßennetze zieht mit ſichern Andeutungen, wo gefunden werden muß, weil bei ihnen Alles geregeltes, auf Zahlen und Zahlverhältniſſe geſetztes Syſtem, während dort geniale Regelloſigkeit herrſcht.

Bevor wir dieſe intereſſanten Deckungen der Ueberhöhe als das Wichtigſte für Heſſen näher in's Auge faſſen, betreten wir den alle dieſe Häupter und Linien beherr-

schenden Altvater Feldberg, der selbst seine Deckung von diesen starken Werken empfing, doch nur eine ganz friedliche Gestalt zeigt. Sein weitgestreckter Gipfel, der ihm den Namen gab, trägt auf der Ostseite, wo er sich schon gegen Homburg hin abdacht, auf hessischem Grunde (die Westseite ist nassauisch) einen Fels, ein kleines Felsenlager, das einen sehr merkwürdigen, allerlei Deutung unterworfenen Namen bekam und ihn durch alle Strömungen der Zeiten bewahrte: Brunhildis-Bett (lectulus Brunehildae). Man dachte zuerst an jene austrasische Königin und auch der Verfasser hat sich eine Ballade über ein letztes verhängnißvolles Rasten dort erlaubt (Lyrische Versuche, Frankfurt a. M. 1835. 8). Aber schwerlich hat sie ihren Namen dem Berg gegeben, vielmehr er seine mythische Bedeutung ihr im Namen gegeben. Unter den Burgundionen war dieser Name ein durch die Sage geweihter; auch das Nibelungen-Lied bewahrt ihn. Seine Entstehung ist, wie des Wortes „Brunst" von brennen, und man will die schlafende Naturgöttin in der Waber- oder Webberlohe des winterlichen Nordlichts um die Gipfel der Höhen, auch zwischen unterweltlichen Feuern eine nordische Proserpina in der Börnhilda erkennen; die nordische Brunhilde verbrannte sich nach Ermordung ihres Gemahls auf festlichem Scheiterhaufen. Unsre Kindermährchen haben diesen Naturgang vom Sprießen und Vergehen noch im Dornröschen (la belle au bois dormant), im Sneewitchen und andern religiösen Naturbildern unsrer Ahnen bewahrt, und so ist es wohl ganz natürlich, da oben das jährliche Fest der erwachenden Natur bei ihnen sein zu lassen; Opfergänge mit Kerzen und Blumen, Wachs und Honig zur „Brunhildis-Quelle", die etwas tiefer, mehr nach Norden, gelegen ist, dann Spiel und Kampf und Tanz, vom ernsten Reigen ab, den die Frauen um den heute noch halb, d. h. zur Hälfte abgeschlagen, vorhandnen Felsnapf von zirkelrundester Abglättung begingen. Ob da der Thau des Himmels oder das reine Naß der Quelle, mit Milch oder Honig, mit Mehl und Kuchen, zur Darbringung kam, oder bei noch wilderen Stämmen grausamere Opfer gebracht wurden; immer ist es merkwürdig, daß der christliche Eifer der Franken nicht jede Spur dieses Naturdienstes verwischen konnte und daß dieser große Rundnapf von Stein heute noch Thau und Regen hält, die der Durstige schlürfen kann. Man hat es versucht, in diesen Felsschiefer von derbem Quarz oder Grauwacken-Stein auf der Seite der Ueberhöhe Schillers unsterbliche Verse einzugraben: „An's Vaterland, an's theure, schließ' dich an." Aber die Meißel brachen, ehe noch ein Buchstabe vollendet werden konnte, und diese große Felsschale (sie ist so weit, daß ein Mann den Unterarm in sie legen kann) war so glatt ausgemeißelt schon in jenen Tagen.

Gegenüber südlich ganz nahe erhebt sich, doch immer ein Weg von zwei Stunden, der von Felsgruben künstlich umpanzerte Altkönig*); er strahlt wie ein alter Kriegs-

*) So sagenreich manche andre Gebirge des Vaterlandes sind, so wenig hat die Cultur und der wechselnde Besitz davon in den Taunusgegenden gelassen. Die Namen „Venusstein," „Teufelsaltar" oder dem Aehnliches beim Gipfel des Feldbergs scheinen fast so unbeglaubigt, wie „Velleda-Berg" oder gar „Valentinian-Berg." Der „Ribhain" nördlich unterm kleinen Feldberg zeigt einen mächtigen Fels, aber keine Sage heftet sich, etwa für einen Rübezahl, vielmehr Ribzahl (Riff-zagel, Berg-Dämon), daran.

Dem Kyffhäuser scheint der Altkönig in den Ueberlieferungen von versunknen Schätzen verwandt. „Vergiß das Beste nicht," rief der Führer da innen einer armen Frau zu, die ihr kleines Kind oben zurückgelassen hatte. Ein Schäfer wurde bei Falkenstein wieder in's Freie gesetzt, wo er, glücklicher als Jene, seine Heerde wieder fand.

Was Aloys Schreiber von der Gnomen Hülfe bei einem Burgweg zu Falkenstein erzählte — eine vielfältig, auch bildlich, seitdem behandelte Wundersage — beruht nur auf einer Benennung Döbels-(Graben-)Weg im benachbarten Schärdtwald. Seine poetische Einbildung verband damit das Folgende:

Es geht die Sage, daß zwei Könige, Vater und Sohn (oder Schwiegersohn) um eine schnelle Fahrt gewettet und der Letztere den Teufel zu Hülfe gerufen, der ihm in einer Nacht die Hochstraße vom Altkönig (nach Heddernheim) gebaut, die aber hinter ihm wieder in Stücke zerfahren und in Staub aufgewirbelt sei." Aloys Henninger hat in seiner Erzählung den Gegenstand mehr local gelassen, aus der fränkischen Zeit, mit Philippseck als Burg.

Dieser poetische Gewährsmann erzählt von dem benachbarten Köbierkopf, daß die

gott herüber zu Freya's oder Brunhildens Altar; er ſcheint dem Sahſenote (Hercules saxanus, der Steinbrüche Beſchützer bei den Römern), dem dritten auch in der fränkiſchen Heidentrias mit Odin und Donar (die vielleicht auf dem odenwäldiſchen Stickel- und dem rheiniſchen Donners-Berg thronen mochten) geweiht geweſen zu ſein, dem kriegeriſchen Ziu, Dis, von dem der Ziſtig des Reſts der Allemannen in Teutſchland, unſer Dienſtag, noch zeugt.

Ein ſteiler Kegel, erhebt ſich dieſer Berg in großartigen doch ſtumpfen Umriſſen unmittelbar überm Mainthal — eine reizende Fernſicht, begränzt vom Odenwald und ſeinen höchſten Puncten, der Neunkircher Höhe, dem Feldberg und dem Vorgebirg Malchen, das maleriſch hingeſtreckt die Bergſtraße hinter ſich im Duft zeigt, bis zum ähnlich geſtalteten Oelberg Schrießheims. Jenſeits des in Silberflächen ſich verrathenden Rheins im Hintergrunde der lange Donnersberg wie ein Schemel Gottes. Die Rückſeite, wo auf dem Feldberg die Gebirge des unteren Rheins und hinten das Siebengebirg in reizender Verkleinerung, gegen Oſten aber der heſſiſche Meißner und der thüringiſche Inſelsberg am Horizont ſich zeigen — iſt durch beide Feldberge verdeckt, der kleinere (alt Lidge-Feldberg und noch Litzel-Feldberg genannt) iſt ebenfalls ohne Umwallung und trägt nur im Verfall eines Jagdhäuschens trocken geiegtes Mauerwerk. —

Der Verfaſſer des erſten Aufſatzes ſagt richtig, und zwar nach Ph. Dieffenbach (den der Verfaſſer dieſes zum Gipfel führte): „Dieſer majeſtätiſche Berg hat das beſondere, daß ihn zwei concentriſche Ringwälle umgürten, welche übrigens nicht ganz“ (eigentlich ſehr wenig) „parallel laufen, vielmehr zwiſchen 60 und 150 Schritt von einander entfernt ſind. Während der äußere Ring etwa 2000 Schritt mißt, zählt der innere 1400, und es ſind von da bis zum höchſten Gipfelpunete beiläufig 150 bis 200 Schritt.“ Die Schrittmeſſung auf dem Felswall war eine nicht ungefährliche, die der Verfaſſer in dicken Jagdſtiefeln vornahm, weil hier überall auf von Lichenen und Moos glatten Steinen Beinbruch zu befürchten iſt. Man irrt auch ſehr, wenn man die längere und flachere Böſchung der Außenſeite dieſer Wälle für leicht zu erſteigen hält. Der Vertheidiger ſprang beim Nahen des Feindes aus einer Art Bruſtwehr der inneren ſteileren Böſchung hinauf und mit dem daliegenden Geſchütz des Felsgeſteins begrüßte er den Stürmenden, wenn dieſer nicht unter einer Schildkröte (testudo) verſteckt arbeiten, d. h. zerreißen konnte. Wenn auch nicht aus den deutſchen Kriegen (deren Bücher, von Plinius d. i. geſchrieben, leider verloren gingen), haben wir doch auch bei dem Hiſtoriker der Deutſchen, Tacitus, aus Britannien Schilderungen von Sturm auf ſo befeſtigte Höhen.

Es könnte gegen die Vertheidigungsklugheit ſprechen, daß dem jedesmaligen Eindränger zugekehrt, nämlich auf der Main- und Riedſeite, die beiden Eingänge ſind, der äußere ſüdlich oder ſüdöſtlich, der innere mehr öſtlich. Hier aber iſt der Berg am ſteilſten, wie die Contour des Bergs von der Homburger Seite zeigt. Dem Triumphator oder in ſonſtigem Feſtzug den Gipfel, zu Pferde oder in Wagen mit ſtolzen

---

Kinder beim Heidelbeeren-Suchen einen Stein nach einem Felſen hätten werfen müſſen, damit ihnen keine feindliche Macht ſchade.

Unter Kronberg das Dorf Schönberg ſoll, auf der vor ihm liegenden Anhöhe, die Veſte eines Raubritters zum Urſprung haben. Der wahrſcheinlich auch verſchönerte Name wird in dieſer Ueberlieferung Schimp-Burg, zum Schimpf gegen Kronberg, genannt. — Auf derſelben Anhöhe ſtand dann ein Frauenkloſter und ein armer Burſche begegnete in den Ruinen einer Schlange, die ſich empor richtete mit einer Schlüſſelblume im Munde. Als er vor Schreck floh, rief's ihm nach: „Morgen um dieſe Zeit.“ Er überwand die Furcht und ſtellte ſich ein. An derſelben Stelle erſchien eine Nonne, die mit einem Schlüſſel ihm zu verborgnen Schätzen winkte; allein ſeine Angſt, ſein lautes Rufen nach unten ſtehenden Gefährten, machte daß ſie verſchwand.

Auch in der Gegend umher (z. B. Klein-Schwalbach) iſt von verborgnen Keſſeln mit Schätzen die Rede; ein ſchwarzer Hund bewacht ſie. Auch von geheimen Gängen in die Berge iſt noch manche Ueberlieferung; Spuren von z. B. noch römiſchen Bergwerken mögen ſie und vielleicht auch Einiges der oben bemerkten Wunderſagen veranlaßt haben. — Den Eingang finden, auf dem Gipfel, könnte auch Ringwälle bedeuten, wo wilde Horden ihren koſtbaren Raub etwa geborgen, wie von den Hunnen bekannt iſt.

Zeltern oder trotzigen Stieren erreichenden König oder Herzog, zu Roß gefolgt von den Edlen, zu Fuß vom Volke, muß dieß bei aufgehender Sonne ein erhebendes Schauspiel geweſen ſein, und wahrſcheinlich vertheilte ſich in den zwei Ringen der Umſtand ebenſo zu Roß und Wagen und der Feldherr oder Richter, oder der Bundes-Hauptmann grüßte mit Schwert, Lanze oder dem Streithammer nach der Sitte das aufgehende Licht, in oder über dieſen Eingängen zu den Thälern gewendet. Die Verehrung der Gottheit auf ſolchen Höhen war den nordiſchen Völkern wie den verwandten Perſern und vielen andern orientaliſchen Nationen gemeinſam; auch die Feriae latinae und ihre Spiele wurden auf dem Albaner Berg, jetzt Monte cavo, mit gottesdienſtlichen Feierlichkeiten gehalten. Solche Eidgenoſſen-Feſte, ſolche Bundesvereinigungen verwandter oder einander fremderer Stämme dürfen hier oben angenommen werden, wenn auch die Felſenbänke und Mooſtühle, die alten Sitze und Altäre, längſt zerſchlagen und verwühlt ſind durch die alten Eiferer und neuen Werkleute, und nur die Ciſterne noch und keſſelförmige trockne Vertiefungen (dry pits im Engliſchen, mardelles im Franzöſiſchen genannt) von Opferungen und vielleicht noch von vorgermaniſchen Sitten und Uebungen die Spuren geben.

Der noch heute ſ. g. Pflaſterweg oder das „Pflaſter" windet ſich von Weſten gegen Oſten empor zuerſt ſüdlich in den erſten „Hof", dann ſüdöſtlich in den inneren. Es iſt kein wirkliches Pflaſter, ſondern eher chauſſirt zu nennen. Der Aufgang von der Weſtſeite, auf welcher auch jene zwei, wie eine Zange unten geſchloſſene Steinwälle hinablaufen (zu Quell und Bach wahrſcheinlich), dieſer ebenfalls gewundne doch nicht ſehr ſteile Aufgang hat den Namen „die Aarms-Bahn". Ein Frevler an der Gottheit will hier in einem „Adam" (contrahirt „Aarm") aus dem Kronbergiſchen bezeichnet werden. Gegen die Zeit der Winter-Sonnenwende (vor Weihnachten), wo der Wald im längſten und tiefſten Schlaf liegt, hatte er Luſt, dieß geheimnißvolle Schweigen zu brechen. Seine Art ſollte da oben den Wald lichten, wo er am dichteſten war. Man warnte ihn: „Der Wald ſchläft!" — Ich will ihn ſchon wecken! ſpottete der Verwegene und zog mit ſeinem Holzſchlitten hinan. Er kam nicht wieder. Als man ſeine Spur erreichte, fand man ihn, gräßlich verſtrickt in den Bäumen, in einem Umſturz über der glatten Winterbahn hängen. Er hatte zur Warnung aller ſolcher Frevler geendet, und der Weg hieß auf immer die „Aarms-" oder „Adams-Bahn". Auch der Name ſcheint bezeichnend zu ſein.

Ein ähnliches „Pflaſter", ſchmal und kunſtlos, führten die Römer, wie noch heute zu ſehen, nach ihren Caſtellen, welche den Einſchluß dieſer alten religiöſen Veſten hüteten, durch Wald und Haide. Es iſt anzunehmen, daß Druſus, deſſen Name auf der Homburger Seite noch in dem oberen Erlenbach-Thale wiederklingt (Druſe-Köppel, Druſemarſch, Druſusſtraße), durch das ſich bis über den Feldberg aufwindende Thal kommend, dieſe Heiligthümer umgangen, und ſo von der minder bewachten oder doch befeſtigten Seite eingenommen habe. Sein Hauptfort und Schlüſſel des Gebirgs wurde dann die heutige „Saalburg", wo jetzt Habel ſeine Entdeckungen macht, indem er das ganze ſtattliche Caſtel bloßlegt und zu Papier bringt. Zwei Stunden öſtlich von der Saalburg, gegen Wehrheim, zeigt der Faden des Limes oder der Pfahlgraben, der zuweilen noch 30 Fuß Böſchung hat, „die Capersburg" als Flankendeckung, und zwei Stunden weſtlich, wo er auf den Bergen hinläuft, das Thal der Weil beherrſchend, das Caſtell die „Heidenkirch" unterm Fuß des kleinen Feldbergs, wo die eine Quelle der Weil entſpringt. Auch dieſes letztere iſt längſt Gegenſtand der Nachforſchung Habels und von ihm gezeichnet, ehe die Verwüſtung vollſtändig wurde.

Viele gräberähnliche Erhöhungen, mit glatten Steinen belegt, ſind beſonders öſtlich und nördlich am Berg und innern Thal des Altkönigs zu bemerken. Kein einziger Durchſtich und keine Aufdeckung lieferte noch ein Reſultat, und es iſt möglich, daß dieſe Aufwürfe andern Zwecken dienten. Uebrigens iſt auch keine Spur von Mahlzeiten, Opfern ꝛc., keine Scherben, keine Gräberreſte ſind zu finden.

Merkwürdiger iſt, wenn des Berges öſtlicher Abhang, der in einen ſteilen Vorſprung endet, bis zur Mitte erreicht wird, eine Art Arſenal oder Vorrathsſtrecke, die

große und die kleine „weiße Mauer" genannt. Hier liegen ziemlich in gleicher Größe zerklüftet, wie auf coloſſalſtem Steinwall dahingeſtreckt, die Felsbrocken des röthlichen oder gelben Grauwackenſteins, oder derben Quarzes, aus dem das Gebirg beſteht und das hie und da noch in ſchrägen Felskämmen emporragt (Weſtſeite des Feldberggipfels; Spitze des Fuchsſteins über Königſtein; ꝛc.). Der Berg wendet ſich unter beiden Mauern in einen Elnbogen, deſſen äußere (hintere) Seite die kleine, deſſen innere Seite die große weiße Mauer bildet, weithin ſichtbar, beſonders wenn im Winter und noch im Frühling Schnee die rauhe Fläche deckt.

Das Merkwürdigſte aber erſcheint dem nicht ohne Beſchwerden zum Vorſprung gelangten Wanderer das Labyrinth „die alten Höfe". Aus noch coloſſaleren Felstrümmern, noch höher und ſteller als der Altkönig ſelbſt, von oben her aufgethürmt, dann hingeſtreckt in Windungen bis zum Abſturz, der von Felſen ſtarrt, beſchreiben ſie, meiſt in Niederwaldung verſteckt, die Figur eines länglichen b von oben nach unten und der breitere Theil des geſchloſſenen Buchſtabens hat einen inneren Hof, den nur ein Stück Wall, wie ein Zwickel, mit dem äußeren in Verbindung zeigt. Unregelmäßig wie das ganze gewundene Werk iſt der innere Ring im äußeren gelegt. Kein Eingang läßt ſich, oder nur ſchwach, eine Einfahrt aber nirgends erkennen; keine keſſelförmige Vertiefung, etwa von Holzthürmen, wie auf dem Altköniggipfel die flachere Seite auf dem inneren Wall drei große Vertiefungen hat. Es war ein ſtarkes Vorwerk, augenſcheinlich zur fortificatoriſchen Deckung, auch eines Bachthals in Verbindung mit einem gegenüberliegenden Berg (Goldgrube), eine reizende Schlucht bildend. Von Beider Werken (denn der Goldgrubenberg hat eine weitläuftige Befeſtigung, wo die Deutſchen von den Römern gelernt zu haben ſcheinen) liefen viele Mauern zu Thal und ſperrten den aus 7—8 Quellen zuſammen rinnenden Urſeler Bach dreimal. Die Tyroler haben noch in den letzten Kriegen ähnliche Thalſperrungen (den Fluß wohl mit einer Art von ſpaniſchen Reitern zugeſetzt) vorgenommen. Hier aber ſind ſolche Alemannen-Werke und der mit Ueberſchwemmungs- und Gräben-Syſtemen gleich vertrauten Chatten treffliche Fortificationsweiſen ziemlich deutlich zu erkennen (Verbindungsgräben unbekannten Urſprungs der Stumpf'ſchen Karte des Amtes Homburg).

Wir haben eine anziehende Beſchreibung bei den Römern, noch bei Ammian Marcellin, einem erfahrnen Kriegsmann der ſpäteren Kaiſerzeit von jener oben angedeuteten Razzia des, noch als Cäſar fungirenden, der chriſtlichen Religion wieder abholden nachherigen Imperators Julian (Julianus apostata). Als er, von ſeinem kaiſerlichen Schwager aus Neid chikanirt und mit Truppen nur nothdürftig verſehen, dennoch den Deutſchen bei Straßburg eine große blutige Schlacht geliefert, erſah er ſich die Alemanen des unteren Main, die von da kräftigen Zuzug geleiſtet und ſich in ihrer Stärke wieder zurückgezogen, zu einer ſignalen Züchtigung. Bei ſchon weit vorgerückter Jahreszeit, wo Regen und Schnee hinderlich wurden, trat er, den Fluß zum Theil in Schiffen hinaufziehend, in ihre Berge und Waldungen, nachdem er die Anſiedelungen unten (more romano, in römiſcher Weiſe gebaut, zu der Römer Ueberraſchung) mit Feuer und Schwert verwüſtet, kam aber, durch düſtre Wälder mühſam vordringend, „In einem Netzwerk von Gräben und Gruben" ſo in's Gedränge, daß er ſich glücklich ſchätzen mußte, auf ein zerſtörtes römiſches Fort, noch als Munimentum Trajani bekannt, ſich zurückzuziehen. Die Localität ſcheint die Nied- und Mainſpitze und jene wilden wirren Strecken die Urſeler Haide, vom Fuß des Altkönigs gegen Homburg, wo noch heute viele Gräben und Hohlwege zu ſehen ſind, womit das Land durchſchnitten iſt und die, ohne Zweifel breit und tief zu jener Zeit, ſogleich durch der Bäche Leitung gefüllt und das Terrain auch ſonſt wieſenartig überſchwemmt wurde. Der verdiente heſſiſche Forſcher Pf. Serda ſucht dieſen Kampfplatz, dem wir mit vielen Gräbern dort auch die Namen „Haidtränks-Bach" (Heiden-Köpf ſind Römermünzen) und „blutige Haid" zugeben, auf der Seite gegen Darmſtadt hin, in dem ſpäteren Reichswald Forehahe. Aber abgeſehen von der Ferne des eigentlichen Gebirgs, möchte auch der Main eher als der Rhein, der Taunus eher als die Bergſtraße, bezeichnet ſein in

jenes Ammian freilich nicht ganz klarem Berichte, und der Verfaſſer, der von ſelbſt auf dieſe Gegend geführt wurde, die ſich ſo merkwürdig ſignaliſirt, fand ſeine Meinung durch die Mainzer Forſcher und Habel d. J. beſtätigt.

Wir haben es nun mit einer Sonderung von Rechts- und Kriegsſtätten zu thun, die im Auszug des erſten Aufſatzes nur berichtigend angedeutet werden konnten; wo beide ſich ſo deutlich zu erkennen geben, darf man an einee Scheidung oder nur gelegentlichen Verbindung nicht mehr zweifeln. Wir erwähnten eines fälſchlich für die Benennung des Gipfels gehaltnen Dingeberg als Vorſprung des Altkönigs; er liegt grade über der Vorfels-Gruppe und Ruine des Falknſtein, bekanntlich ein von Bolanden jnſeits des Rheins übertragner Name (Neu-Falkenſtein). Die urkundliche Benennung „Nuringes" (new-ring) zeigt in dieſem bekannten Sitz der Grafen des unteren Riedgaues, daß es für den alten Ring, wo unter freiem Himmel zu Ding gegangen wurde, als neuer Ring, der Macht und des Gerichtes Sitz, anzuſehen iſt, wo dann im gedeckten Hof oder in der Halle getagt ward, und ganz oben wärr eine Art Bundesheiligthum, vielleicht von noch ältern Völkern her, anzunehmen.

Doch war dieſer abgeriſſene Vorſprung „Nurings" genannt, ſicher auch fort détaché in der Kette mehrerer, die, von der Natur dargeboten, ſich in kleinen Bergrücken oder Köpfen faſt halbmondförmig gegen Süden (*alſo* auch gegen den Feind, der in der Regel durch's Main:hal machte) um den Coloß des Altkönigs legen. Sie ſind: der Kyneckenſtein (ſo hieß Königſteins Veſte), der Nurings, der Kocherfels, Bürgel (Eichkopf fälſchlich genannt), Hünenkopf (Hoinjerköppel — mit Ringwall von Erde und Steinen, unter dem Berg noch ein Graben), daneben öſtlich ein aufrechter Fels, der Hünburgſtein; endlich die Anhöhe der Cüſteneſchanzen und noch eine kleinere mehr gegen den Urſelbach. Ueber ihm dann die merkwürdige Schluchtdeckung, mit den Althöfer-Mauern, und die Goldgrubenberg-Gräben, die ſich nordöſtlich fortſetzen. Hier reihen ſich mehr als Vorwerke der befeſtigten Bergrücken vom Feldberg abwärts zum Artaunon (Saalburg), wo auch eine Stelle noch „das Gebück" heißt, die Gipfel Lindenberg, Bleiweiskopf, Herzberg, mehr nach innen der Kellerberg, mit Mauern, die über den Langenberg zum ſtark befeſtigten Roßkopf und ſeinen germaniſchen Zwerchmauern ziehen. Hier ging der Pfahlgraben der Römer in eine trockne Mauer über, wobei die alten Werke benutzt wurden. Landgraf Ferdinand von Heſſen-Homburg, der letzte Erbe des Landgrafthums, hat dieſe letztgenannten germaniſchen Befeſtigungen von Jugend auf als Waidmann begangen und dem Verfaſſer, mit Aufklärungen darüber erfreut, nachdem ſchon viele Spuren verwiſcht waren.

Schon aus dieſer einen Ausführung mag es deutlich werden, daß von wirklichen Vertheidigungspunkten und Linien in ſolchen Reihen umgürteter Bergſpitzen die Rede war; zwei Höhen dort mit dem Namen Gickelsburg („Guckisberg" der Schweiz, „Lugenbühl", Hutma „Lug in's Land" ꝛc.), die eine öſtlich von der römiſchen Saalburg, mit anderthalb Wallwerk, wie auf ſie hinab drohend, die andre im Ausgang des Thals der Uſe, welche von Uſingen zur Wetterau geht, aber ebenfalls wichtig zur Beobachtung und gleichfalls in der Nähe eines Römerforts, können im weiteren Fortgang der Höhenbefeſtigungen mit dieſen ihren Namen ſogar ihre Natur als Wachthöhen belegen. — Die Wihrsburg oder Wehrsburg unter der großen Rentmauer aufwärts zur Platte bei Wiesbaden, ſcheint ebenfalls im Namen ſchon die Natur der größeren Randbefeſtigungen des Gebirgs zu tragen; denn ſie heißt nur verdreht Wirzburg, es iſt von keinem Würzgarten oder einer Herbi-polis die Sprache. Aus ſolchen kleineren ſchirmenden Ringen entſtanden die engen, doch ſchirmenden Burgen.

Der Otzberg (urſprünglich Ottersberg, ein nordiſcher Eigennamen) am Rande des nördlichen Odenwaldes belegt das in merkwürdiger Weiſe durch den Namen des unter ihm rings gelagerten Städtchens; es heißt „der Hering" (d. i. Höh-Ring, hier der Höhe des Gipfels, unterer Schutzwall). So verſchwanden in ſo manche Burgen und Schlöſſer die alten heiligen Bergringe, und allemal wird auch eine Kapelle mit im Spiel ſein, auf ihm oder in der Nähe (die Heidenmauer Dürkheims

zeigt ſogar noch einen Heidenaltar neben an, den bekannten Teufelsſtein mit Blutrinnen); oft iſt ſie von irgend einem Mirakel begleitet. Die Michaelskapellen deuten auf Lichtdienſt; Peterskirchen auf Donnar, wie Wolf nachweiſt. St. Georg hat oft des Sigfrid Stelle eingenommen. Ueber dieſe uralten Heiligthümer iſt noch Viel zu entwirren.

Die unumgänglich nöthige eigne Anſchauung dieſer Reſte und Spuren von einander folgenden oder den Boden ſtreitig machenden Völkern führt zugleich zu intereſſanten Anſchauungen und gründlichen Belehrungen über die verſchiedne Art oder Uebereinſtimmung ihrer Kriegführung. Naturvölker, wie die albaniſchen, celtiberiſchen, deutſchen und ſlaviſchen Stämme haben, indem ſie die Höhen gleich den Raubvögeln ſuchen, zugleich etwas Heimliches, ſie lieben im Kampf Ueberraſchung, ſchnellen Ueberfall, heranſtürmende Vernichtung. Unglaublich raſch wiſſen ſie, wie noch jüngſt „die Söhne Rebecca's" in Wales, auf ſogenannten Rennpfaden (Rentwegen, Hünenſtraßen) die Nachricht von dem vordringenden Feind bis in die fernſten Thäler zu verbreiten und auf ſolchen Höhenwegen (ridge-ways im Engliſchen genannt) Hülfe herbeizuziehen. Dabei verrammeln ſie die unteren Fahrwege und Pfade, und ſetzen die Gegend unter Waſſer, wo dem kriegsgeübten Gegner öde Flächen geboten ſind, legen ſich auch in verdeckten Schluchten, in unterirdiſchen Wohnungen des Winters, und in Gruben, die ſie mit Geſträuch und Erde bedecken, um das größere Wild zu fangen, in den Hinterhalt. Ihre Straßen laufen meiſt ſo verdeckt, daß ſie zu Pferde und zu Wagen ſelbſt, von weitem in der Fläche unbeobachtet bleiben, wenn ſie von einer Veſte zur andern ziehen, von den Vorwerken zum Haupt-Feſtungswerk oder umgekehrt gelangen; und allmählich enger belagert, ziehen ſie ſich von den äußeren Forts in die inneren Vorwerke und in den Ringen ſelbſt, zuletzt in die Hauptburg, mit Thürmen und Schirmen aller Art bewehrt zurück. Es muß hier zu denkbaren Ergänzungen der Fortificationen um ſo mehr Spielraum bleiben, weil Vieles bei ihnen von Holzwerk und geflochtnen Hürden war, wovon die Zeit längſt alle Spuren verwiſchte. Nur das längere Gebück, die Einfaſſungen der Knicke und was dem ähnlich iſt (Bückeburgen, Gebücke in Art des rheingauiſchen, und Gränzhecken mit heute noch omineuſen Benennungen, wie Streit- oder Gerheck, Düwelsheck oder Wewwerheck) ſind zum Theil noch in Spuren, mindeſtens im Namen vorhanden, gleichwie der Pfahlgraben der Römer als Wall mit Graben.

Die Römer liebten dagegen offne Strecken und glatte Flächen zur Entwicklung ihrer geordneten Streitkräfte, rückten auch hier vorſichtig und in der Regel langſam vor und wählten, nachdem ſie oft auf weniger günſtigem Terrain ſich in die Runde verſchanzten, in den Bergen zu ihren großen und kleinen Lagern (castra, catella) außer breiten Sätteln des Gebirgs, deren Mitte ſie hielten, ſtets geneigte Flächen, an eine quellreiche Anhöhe gelehnt, und ihren Gränzwall mit dem Feind unter ihrer Veſte, die entweder quadratiſch oder als Oblong geſtaltet war, die kürzere Seite dann gegen den Feind gerichtet. Ihre Straßen gehen meiſt im Thal, in der Fläche, frei und offen, erhöht, (daher als „Hochſtraße" „Hochgeſträß" noch heute bezeichnet), laufen auch über die Berge möglichſt in geraden Linien, und in beſtimmten Entfernungen ſind Wachtpoſten, Stationen, Standquartiere zu finden. Das Netzwerk, das ſie auf ſolche Weiſe mit weiten Längen- und Quer-Viſiren ziehen, geht, dem Gewebe der Spinne vergleichbar, von Mittelpuncten, größeren Standlagern und Magazinplätzen, in die Radien aus. Ein ſolcher Punct iſt z. B. civitas Taunensis zwiſchen Heddernheim und Praunheim. Die größeren Municipalſtädte in den größeren Entfernungen ſtehen unter ſich und mit den Nachbar-Provinzen in dem unmittelbarſten raſcheſten Verkehr, durch die in Linien gegebenen Signale, Tags mit geflaggten Stangen oder weißen Balken, Nachts durch Feuer gleich den verſtreuten Bergveſten ihrer Gegner.

Noch im Mittelalter ſind zwei verſchiedne Arten der Wegführung von Burg zu Burg zu erkennen, die eine durch Hohlwege und in Wald verborgen auf Schlangen- und Schneckenlinien, die andre, um von weitem ſchon die Kommenden ſignaliſiren zu können, ſo gezogen, daß die Burg möglichſt im Geſicht bleibt, wenn auch die Straße gelegentlich hinter Vorſprüngen oder durch Hohlwege und Wald zieht. Die geradeſten

Linien aber nahm die heutige Cultur, an den Niederlaſſungen zum Theil vorüber, und dieß jetzt ſogar in den alten Feldwegen, den neuen Vicinalſtraßen, welche leider auch viele Ringwälle und Schanzen von Stein ſo geplündert haben, daß deren urſprüngliche Geſtalt, welche die Forſtkultur und das Wild noch geſchont hatten, verwiſcht und allmählich ſpurlos zerſchlagen wurde. Nur die ſteilſten Höhen und Gipfel wie der Dünsberg und Altkönig, die Heidenmauer und ähnliche hohe Umfaſſungen, blieben bis heute noch ziemlich erhalten.

Wenden wir uns nun zu dem höchſt merkwürdigen großen Limes oder der Reichsgränze, welche die Römer vom unteren Rhein in gewundenen Linien bis zur unteren Donau über ganz Mittel- und Süddeutſchland hin zogen, wo dann die beiden Ströme ſelbſt faſt bis zum Meere, mit Feſtungen und Thürmen am Rande hin, die Gränze wurden. Die Verſuche, ſie immer nördlicher auszudehnen, reichen nur bis zur Lahn. Schon der heſſiſche Hiſtoriker Wenk gibt von ihr einen ziemlich richtigen Ueberblick, und gegenwärtig iſt eine Commiſſion, aus der Geſammt-Vereinigung deutſcher Landes- und Städtevereine für Geſchichte und Alterthum, die ſchon dreimal tagte (Dresden, Mainz, Nürnberg; — dieſes Jahr Münſter) zu Mainz conſtituirt worden, um, mit genauer Erforſchung des Römiſchen und des Fremdartigen, die Linie dieſer Reichsgränze zu ziehen und auch noch über Deutſchland hinaus zu verfolgen: — eine Rieſenarbeit, die aber der vereinten patriotiſchen Thätigkeit noch gelingen muß. Das Präſidium dieſer Commiſſion hat der ausgezeichnete und vielſeitig gebildete Kenner, der ehemalig naſſauiſche Archivar Habel d. J. zu Schierſtein, der ſich ſchon als Erhalter und Beſitzer großartiger Burgen des Mittelalters (Eppſtein, Gudenfels, Reichenberg, Deuernburg) einen Namen gemacht, angenommen, und ſeinem Eifer iſt neben ſeiner thätigen Leitung des zu gleicher Zeit geſtifteten Alterthums-Muſeums zu Mainz, welches die römiſch-germaniſche Vorzeit umfaßt, der beſte Erfolg zu trauen. Dieſes Muſeum wird dann hoffentlich auch bald Abformungen von Bergen mit Ringwällen, zunächſt den über Alles wichtigen Taunus, zur Belehrung der Alterthumsfreunde liefern, um Jedermann im Modell möglichſten Aufſchluß über jede Einzelheit zu geben.

Wir ſchauen alſo auf dieſe Burgen, Volks- und Königſitze der grauеſten Vorzeit, wo Gott und Welt noch ungetrennt waren, und jede edle auch nach geiſtiger Entwicklung ringende Nation noch in ihrer Unbändigkeit ein Volk in Gottes Hand war, auf dieſe hochgethürmten ſtark bewehrten Dome, dieſe hohen National- und Gerichtsſtätten, Eidgenoſſen und Bundesheiligthümer, wie auch Gränzörter zu Vergleich- und Friedensſtiftung, als auf mehr und mehr durch gründlichen deutſchen Forſchergeiſt gelichtete Denkmäler mit Befriedigung hin. Möchten dieſe Hochwarten der Geſchichte den Deutſchen auch Brüderlichkeit und Einheit lehren, die in Arioviſts und Armins Tagen feſter gehalten wurden von umherſchweifenden Stämmen, als ſie den heutigen feſtgegründeten Staaten einzuprägen ſind.

Das römiſche Mainz.

Von C. Dilthey.

Römer und Franzoſen ſtehen in Deutſchlands politiſcher Geſchichte nicht zum beſten angeſchrieben. Unterdrückung und Verknechtung einer großen und edlen Nation, welche die unſere iſt, verknüpfen ſich mit ihrem Andenken und machen es dem patriotiſchen Gefühl nur dadurch erträglich, daß dieſes durch den Hinblick auf den Teutoburger Wald und die Gefilde von Leipzig ſtolze Genugthuung erhält. Fern ſei es von uns, an dem Edelſinn dieſes nationalen Bewußtſeins zu mäkeln, deſſen Kräftigung dem Deutſchen ſo dringend noth thut, und von dem ſich noch Niemand losgeſagt hat, ohne von Untreue und Verrath umſtrickt zu werden. Aber wir brauchen um deswillen nicht jenem einſeitigen Patriotismus zu huldigen, der bald als furor teutonicus aufbrauſt,

bald die eigne Schlafmütze für die schönste haltend, in gutmüthiger Beschränktheit des Verstandes vegetirt. Darum darf über der patriotischen Apotheose des schwertschwingenden Arminiusbildes auch die Kehrseite der Münze nicht übersehen werden, welche das germanische Barbarenthum der römischen Cultur gegenüber in derselben Unbehülflichkeit zeigt, in welcher noch jetzt zuweilen der deutsche Bauer und Handarbeiter neben dem gewandten Amerikaner oder dem industriellen Engländer erscheint.

Was römische Cultur überhaupt zu leisten vermochte, das macht uns das Beispiel des benachbarten Galliens anschaulich. Gallien, als es von Cäsar erobert wurde, befand sich im Zustande der Barbarei; 500 Jahre später, als die Germanen es unterjochten, bot es den völlig verschiedenen Anblick, welchen eine reiche und vielseitige Cultur gewährt. Zahlreiche Städte prangten mit Palästen, Tempeln, Amphitheatern und Basiliken, die mit Italiens Prachtbauten wetteifern konnten. Römische Sprache und Sitte, bis auf Nahrung und Kleidung herab, römische Wissenschaften und Schulen waren dermaßen eingebürgert, daß die alten Gallier von den eindringenden Franken gradezu Römer genannt wurden, und dieser nationalen Umgestaltung entsprach die Metamorphose des Grund und Bodens durch den sorgfältigsten Anbau selbst der Kirschen und des Weines, den die Rheinländer dem Kaiser Probus verdanken, und durch großartige, das Land in allen Richtungen durchziehende Heerstraßen. Eine solche Wandlung der Dinge hatte patriotische Martern und Thränen gekostet. Aber es ist auch Gallien dadurch aus schwächlicher Zerrissenheit und dumpfer Lethargie gezogen worden, ähnlich der, aus welcher Napoleon Deutschland aufgerüttelt hat; es sind auch viele rein menschliche Interessen dadurch gefördert, manche Mittel und Wege zu socialer Entwickelung beschafft worden, in der Frankreich seitdem fast immer Deutschland vorangeeilt ist; so mächtig hat der von den Römern gegebene Impuls durch Jahrhunderte fortgewirkt. Die Gallier sind nicht Gallier geblieben, aber indem sie ein Hauptstück ihres Volksthums einbüßten, fügten sie sich zu einer politischen Eintracht und Einheit, ohne die eine großartige Nationalentwickelung unmöglich ist, die aber gleichwohl Deutschland selten erreicht hat, und wenn die Gallier das Joch von Gesetzen auf sich nahmen, die sie nicht selbst gemacht hatten, so sind sie doch auch dadurch eingeführt worden in ein System civilisirter Völker, in dem sie als Franzosen durch ihr Genie eine glänzende Stelle erlangt haben. Selbst ihre Sprache bildet als lateinische Tochtersprache mit latinisirten Elementen des alten Celtenthums eine compacte und geschlossene Einheit, während die deutsche Sprache in eine Menge disparater Bestandtheile zerfällt, deren angestrebte Läuterung und Sichtung den modernen Purismus eben so verdienstlich als lächerlich gemacht hat, wenn er aus lauter Verdeutschungen eine Sprache zu bilden sich bemühte, in der man sich nicht morgenländern, oder, wie man in reinem Deutsch sagt, sich nicht orientiren konnte.

Alle diese Vorzüge, die Gallien den Römern verdankt, sind den Deutschen theils gar nicht, theils nur in geringem Maße zu Theil geworden; das deutsche Volk, mit den herrlichsten Talenten ausgestattet, ist in der Erziehung verwahrlos't und verspätet worden, und wie dieser Contrast weltgeschichtlich durch anderthalb Jahrtausende fortgewirkt hat, das kann uns ein Blick auf das linke und rechte Rheinufer lehren. Wem anders, als den Römern, verdankt das linke Rheinufer den wesentlichen Vorzug, daß alle alte, große und feste Rheinstädte dort gelegen sind, wogegen das rechte Rheinufer fast verödet erscheint, wenigstens sind hier meist erst in neueren Zeiten und in größerer Entfernung vom Ufer einige Städte als Residenzen emporgekommen, wie Karlsruhe, Bruchsal, Heidelberg, Mannheim, Darmstadt, Wiesbaden, Neuwied und Düsseldorf. Alle den Fluß begleitende Land- und Heerstraßen zogen bis vor wenigen Decennien auf dem linken Rheinufer, und wenn neuerdings das rechte Ufer durch unsere Eisenbahn einen Vorsprung erlangt hat, so ist doch der für dieselbe mögliche Gewinn zum Theil dadurch gefährdet worden, daß das linke Ufer des Oberrheins eine solche Anlage zuerst vollendete, während man auf dem rechten noch die Hand an den Puls der Zeiten zu legen sich begnügte. So ist es denn in der That nichts anders, als die Nachwirkung

römiſcher Verdienſte und Wohlthaten, was einſtmals den Vorſchlag hervorgerufen hat, daß, wenn den Franzoſen das Rheinufer durchaus nicht vorenthalten werden könne, man doch lieber das rechte ihnen abtreten und das linke behalten möchte.

Leider iſt es überall eine die Kräfte des ſchwachen Menſchenverſtandes überſteigende Aufgabe, zu beſtimmen, was da geworden ſein würde, wenn dies oder jenes anders geſchehen wäre. Dennoch laſſen ſich wenigſtens allgemeine Gegenſätze aufſtellen. Was wäre aus Deutſchland geworden, wenn Cäſar ſeinen Rieſenplan ausgeführt hätte, die Parther zu bekriegen und nach deren Bewältigung als ein zweiter Alexander ſeinen Siegeszug von Oſten nach Weſten zu richten, den Kaukaſus zu überſteigen, Scythien im Norden des ſchwarzen Meeres zu gewinnen und die Reihe ſeiner Eroberungen mit Germanien zu beſchließen? Anfangs vielleicht unter dem Drucke von Blutſaugern wie Verres und Varus ſeufzend, aber allmählich in bürgerlicher Ordnung auf dem Boden des Rechts ſich entfaltend, wäre Deutſchland gleich Gallien eine blühende und reiche römiſche Provinz geworden, während es nun 800 Jahre ſpäter ein heiliges römiſches Reich deutſcher Nation geworden iſt, das, wie Herder ſagt, ſchon in ſeinem Titel ſo viel Lügen als Worte enthielt. Deutſchland iſt römiſch geworden, aber um 1000 Jahre zu ſpät, es hat von Rom Wiſſenſchaft und Kunſt, Recht und Glauben, bürgerliche und kirchliche Satzung, aber von dem alten Rom doch nur den letzten Abfall und Ausſchuß erhalten. Welche Geſtaltung der Weltverhältniſſe, wenn die von Tacitus ſo hoch gerühmte Sittlichkeit des germaniſchen Lebens im Bunde mit römiſcher Cultur und Kunſt den Verkündern des Chriſtenthums ein Aſyl gewährt hätte?

Das römiſche Reich, auf den ſchöneren Höhepunkten des Kaiſerthums, war eine auf Humanität abzielende Verbrüderung der Nationen, die unter Roms Namen von der Themſe und dem Rhein bis zum Jordan und Euphrat in politiſcher Sympathie und ſocialer Verbindung ſtanden, während in der modernen Welt weder die Idee der europäiſch-chriſtlichen Civiliſation im Stande geweſen iſt, die Antipathien des Religions- und Seelenhaſſes und die Schwierigkeiten der ſprachlichen Verſtändigung zu beſeitigen, noch die neuen Communicationsmittel eines erleichterten Weltverkehrs vermocht haben, die zahlreichen Schlagbäume von Gränzſperren, Mauthlinien und paßpolizeilichen Hemmniſſen hinwegzuſchaffen, welche, ſoweit man nach menſchlicher Anſicht darüber urtheilen kann, ſelbſt dem bibliſchen Worte: „gehet hin in alle Welt und lehret alle Völker," unüberſteigliche Hinderniſſe in den Weg gelegt haben würden. Mit Unrecht verkennen wir oft dieſe ſchöne Beſtimmung des römiſchen Reiches, einen Weltverkehr der Nationen, Individuen und Ideen zu begründen, deſſen unbeſchränkte und unbeſteuerte Freiheit auf den ſchönſten Heerſtraßen Gleichmäßigkeit der ſocialen Ideen und Fortſchritte hervorrief, ohne den anmuthigen Wechſel der nationellen und localen Verſchiedenheiten zu vertilgen, oder die Mannichfaltigkeit der Localbedürfniſſe zu beeinträchtigen, welche die Erinnerungen der Vergangenheit ſowohl, wie Ackerbau, Weinbau, Viehzucht, induſtrielle Kunſt und Handelsverkehr erzeugten. Wer ſollte nicht überzeugt ſein, ſagt Plinius der Aeltere, daß die durch die Majeſtät des römiſchen Reiches vermittelte Gemeinſchaft des Erdkreiſes das Leben gefördert hat durch realen Verkehr und geſelligen Genuß eines feſtlichen Friedens, und daß dadurch Alles, auch was zuvor verborgen lag, für Jedermann brauchlich und nutzbar geworden iſt? Regel und Richtſchnur dafür aber gewahrte das römiſche Recht, das mit ſeltenem Scharfſinn theoretiſch und praktiſch ausgebildet, die Engherzigkeit eines privilegirten Quiritenrechtes und den Druck des ariſtokratiſchen Uebermuths abgelegt und ſich zu einem für alle Provinzen gültigen allgemeinen Natur-, Völker- und Gemeinderechte umgeſtaltet hatte. Freiheit und Heilſamkeit der provinziellen Entwickelung, durch kein Centraliſationsſyſtem der Verwaltung behindert, beruhte alſo nicht auf zufälliger Sitte und Gewohnheit, ſondern auf dem Bewußtſein eines Rechtes, das alle provinzielle Gewohnheiten in höherer Einheit auszugleichen vermochte. Man hat in neueren Zeiten oft als ein Nationalunglück beklagt, daß die Entwickelung des deutſchen Rechtes durch das römiſche verhindert und verdrängt worden ſei. Wer jedoch die ſaliſchen Geſetze kennt und ihre Nachbildungen, die Geeeſtz

der Ripuarier, Alemannen und anderer deutſchen Nationen, die noch dazu nur in dem Gewande eines barbariſchen Lateins hervorzutreten vermochten, wer da weiß, daß ihre höchſte Weisheit darin beſteht, für alle Vergehen, ſelbſt Mord und Todtſchlag, eine Taxe feſtzuſetzen, nach der ſie mit Geld abgekauft werden, daß z. B. ein getödteter Leibeigner 35, aber ein aus dem Verſchluß geſtohlener Habicht 45 Schillinge koſtet, eine abgehauene Hand 100, wenn ſie hängen bleibt 62, ein Daumen 45, ein Zeigefinger 35, ein Mittelfinger 16, eine Naſe 45, ein geſchimpfter Betrüger 15, ein Hundsfott 15, ein Haſe 6, ein Fuchs 3 Schillinge, der wird bei unparteiiſcher und von mittelalterlicher Romantik nicht geblendeter Würdigung an den ehrwürdigen Manen von Bodogaſt, Salogaſt und Windogaſt ſich nicht zu verſündigen wähnen, wenn er in Wiſſenſchaft, Vernunft und Gerechtigkeit ſie um einige Stufen tiefer ſetzt, als Papinianus, Ulpianus, Paulus und Modeſtinus. Wenn die Majeſtät der römiſchen Geſetze als eine hochheilige erſchien, wenn ſie lange nach dem Untergang des römiſchen Reiches einigermaßen noch jetzt beſteht, ſo liegt der Grund darin, daß tiefe Einſicht in alle Beziehungen des menſchlichen Lebens darin vorherrſcht, und nirgends ſonſt eine gleich gelungene Anwendung der Grundſätze natürlicher Billigkeit wahrgenommen wird, ſo daß auch die deutſchen Local- und Provinzialrechte nur dadurch zu allgemeinerer Geltung ſich fortbilden können, daß ſie in ihrer Entwickelung und Ausgleichung dem römiſchen immer wieder näher treten.

Der Vorwurf, daß man das römiſche Recht in ſeiner dem Volke fremdartigen Form und unverſtändlichen Sprache fortbeſtehen ließ, iſt gerecht, aber er trifft nicht das Alterthum, das noch keine zu wiſſenſchaftlicher Darſtellung fähige deutſche Sprache hatte, ſondern die Neuzeit, die das Bedürfniß einer nationalen und für ganz Deutſchland gültigen Umarbeitung des römiſchen Rechts unbefriedigt gelaſſen hat, und nur inſofern kann man dem König Friedrich Wilhelm I. beiſtimmen, der es in ſeinem Tabakecollegium für eine Abſurdität erklärte, wenn ein Bauer in Pommern einen Streit über einen Kartoffelacker habe, erſt nachzuforſchen, was Papinian und Ulpian über dieſen Fall verordnet hätten. Aber die Anklage, daß das römiſche Recht die altgermaniſche Freiheit vernichtet, den dritten Stand in Sclaverei verſetzt, die Juſtiz zur Dienerin des Despotismus durch den Inquiſitionsprozeß entwürdigt habe, wird ſchon durch drn Umſtand widerlegt, daß daſſelbe erſt gegen Ende des Mittelalters in Deutſchland vorherrſchend geworden iſt. Vielmehr haben nur langſam und kümmerlich im Mittelalter die Städte des inneren Deutſchlands zum Theil wieder erlangt, was die alten Römerſtädte am Rhein längſt gehabt hatten, Gemeindeordnung und bürgerliche Freiheit, wie ſie in den civitates Moguntiacensium, Vangionum, Mattiacorum, Taunensium einſt gehandhabt wurde von den Decurionen, Duumvirn, Curatoren und andern Beamten, und wie in Mainz bis auf die mit dem officiellen Stempel des Stadtpräfecten beprägten Marmorgewichte herab Ordnung und Recht ſich erſtreckten nach römiſchem Municipalmaß. Wollen wir ohne nationale Engherzigkeit urtheilen, ſo werden wir wenig gegen die Behauptung einzuwenden haben, daß eine beſſere Gemeindeordnung, als die römiſche, anderthalb Jahrtauſende hindurch hier zu Lande nicht beſtanden habe.

Hand in Hand mit der bürgerlichen Freiheit geht die religiöſe Duldung des alten Roms, welche tauſend Religionsformen friedlich neben einander beſtehen läßt und ſo eine religiöſe Eintracht begründet, in welcher die Völker mit Ehrerbietung für ihre gegenſeitigen Traditionen und heiligen Gebräuche erfüllt ſind. Nie hat das alte Rom den Verſuch gemacht, ſeinen von den Vätern ererbten und treu bewahrten Glauben zur Weltreligion zu erheben, nie hat ein Prieſter des Capitoliniſchen Jupiter einen Apollopriester wegen ſeines abweichenden Cultus verdammt, nie haben die Römer ſich zum Geſchäft gemacht, bezwungene Völker durch Dragonaden zu bekehren. Daher die ſeltſame Erſcheinung, daß auf unſerm Gebiete orientaliſche, griechiſche, römiſche, celtiſche und germaniſche Götterverehrungen nicht nur neben einander ſtehen, ſondern ſelbſt zur Bildung neuer Combinationen ſich wechſelſeitig durchdringen. So wird Jupiter ein Dolichenus oder ſyriſcher Baal zu Heidelberg und Aſchaffenburg, ein ſyriſcher Caſius

zu Ridda und Hedderuheim mit den von Knapp aufgefundenen Dii Casses zu Niederklingen, ein puniſcher Saranicus zu Mombach und Bingen, ein ägyptiſcher Serapis zu Aſchaffenburg. Apollo wird ein Toutiorix in Wiesbaden, ein Grannus Mogounus in Beziehung auf den Main; Mercurius nicht bloß ein Domeſticus zu Caſſel und Rundinator zu Handſchuchsheim, ſondern auch ein Cambus, ein antiker Rothſchild unter den Olympiern, zu Hechtsheim. Faſt das ganze Götterſyſtem der Römer iſt in das neue Beſitzthum mit übergegangen, jeder Ort, jede Straße, ſelbſt ein abgelegener Winkel auf dem Käſteich zu Mainz erhält ſeinen Genius loci, plateae, devii, und die häufigen Altäre der Fortuna Redux, von welcher Rückkehr aus Feindes Land ersehnt wird, machen den rheiniſchen Wohnſitz bereits zum Gegenſtand jenes antiken Heimwehs, in deſſen Gefühl Odyſſeus nichts ſehnlicher wünſcht, als den Rauch aus ſeinem heimiſchen Felſenneſte aufſteigen zu ſehen. Bellona in Caſſel, Diana in Wimpfen, Aſchaffenburg, Seligenſtadt, Bonus Eventus in Mainz, Minerva in Mainz und Alzey, die Nymphen in Alzey, Mombach, Caſſel, Amorbach, Victoria in Bingen, Waldüren und Straßheim verrathen mehr oder weniger bedeutſame Localbeziehungen. Neben ihnen thront zu Neuenheim, Ladenburg, Lengfeld und Heddernheim der perſiſche Mithras, in Friedberg Cautopates genannt, als Sonnengott der erſte Vezier des Ormuzd mit 1000 Ohren und 10,000 Augen, der blendende und mächtig laufende Held, der Befruchter der Wüſten, der Schlafloſe, der Beſchützer des Landes, deſſen Feſt als Sol invictus mundi am 25. December gefeiert wurde, wo die Sonne aus dem niedrigſten Standpunkt wie neugeboren zuerſt wieder ſich erhebt, welchen Tag man im 4ten Jahrhundert zum Geburtstage Chriſti als der geiſtigen Sonne der Welt gemacht und als Chriſtfeſt mit den Weihen der Mithrasmyſterien und den Freuden und Geſchenken der römiſchen Saturnalien ausgeſtattet hat. Auch Aegypten hat Iſis und Serapis geſendet. Daneben ſtehen celtiſche Göttergeſtalten, die Deae Mairae in Mimling-Crumbach von Knapp gefunden, Sirona die Nymphe des Bades zu Nierſtein, Taranuenus der Donnergott in Heilbronn, Viſucius an der Weſchnitz. Und um das Pantheon zu vollenden, kommen auch noch die germaniſch-ſcandinaviſchen Götter hinzu, wenn auch als Oſſianiſche Nebelgeſtalten verſchwimmend, Odin im Odenwald und Otzberg, der das All durchdringende Weltgeiſt, Thor im Donnersberge und der Donnereiche, deſſen Wetter in dem Fluche unſerer Vorfahren den chriſtlichen Prieſtern ſo gräßlich lautete, daß ſie durch ein vorgeſetztes heilig oder Kreuz das Donnerwetter zu mildern ſtrebten, Oſtra in Ober- und Nieder-Oſtern, die Frühlingsgöttin, die als ein Stück Heidenthum ſelbſt in dem Namen der chriſtlichen Oſtern ſitzen geblieben iſt u. ſ. w.

Bis auf wenige Trümmer zerfallen ſind die Bauwerke, welche die Römer einſt in den Rheinlanden aufgeführt haben, aber tief und unauslöſchlich ſind die Spuren geblieben, welche ihre Anweſenheit in unſerer Sprache zurückgelaſſen hat, der älteſten aller unſrer nationalgeſchichtlichen Urkunden, deren Ausbeutung für geſchichtliche Zwecke neuerdings nach Gebühr gewürdigt, oft planmäßig und mit glücklichem Erfolge durchgeführt wird. Es gibt nur wenige Wörter der deutſchen Sprache, von denen ſich nicht eine Verwandtſchaft mit lateiniſchen nachweiſen ließe. Scheiden wir davon Alles aus, was auf indogermaniſcher Urverwandtſchaft, auf ſpäterer Entlehnung aus dem Italieniſchen und Franzöſiſchen und auf dem modernen Gebrauch einer latiniſirenden Kunſtſprache beruht, ſo behalten wir denjenigen Sprachſtoff übrig, den die Römer für uns in Deutſchland zurückgelaſſen haben, und deſſen wir uns noch jetzt als unſeres rechtmäßigen Eigenthums bedienen, ohne viel des fremden Urſprungs zu gedenken, meiſt ſelbſt ohne einen ſolchen zu ahnen. Aber ſo groß iſt die Maſſe deſſelben, daß in ihr das geſammte Verhältniß der römiſchen und der deutſchen Bildung ſich ausprägt, und aus ihr eine Menge geſchichtlicher Thatſachen ſich entwickeln läßt, wenn wir ſie zu dieſem Endzweck unter dem ſprach- und geſchichtsforſchenden Mikroſkope betrachten. Den Beweis dafür muß ich hier freilich ſchuldig bleiben. Vielleicht aber wird man die Verſicherung hinnehmen, daß nicht bloß hohe und erhabene Dinge, wie Religion und Chriſtenthum, Biſchof und Papſt, Staat und Kirche, Dom und Palaſt, Thron

und Altar, Krone und Scepter, Ideen und Begriffe sind, die wir den Römern verdanken, nicht blos Gegenstände des Luxus und der Eleganz, wie der Putz (von putus) der Damen (von domina) nach der Mode (modus), Marmor und Alabaster, Spiegel und Canapee, Feigen und Mandeln, Hyacinthen und Narcissen, Balsam und Kapern, sondern selbst unzählige der alltäglichsten Erscheinungen des Lebens und der gewöhnlichsten Gegenstände des häuslichen Bedarfs, wie Maurer und Schreiner, Kamin und Fenster, Kisten und Kassen, Tisch und Tafel, Papier und Tinte, Küche, Keller und Speicher mit einem großen Theil ihrer Vorräthe, Kohl und Rüben, Kirschen, Kastanien, Mandeln, Reis, Zucker, Zimmt, Pfeffer, Senf, Zwiebeln, Kerbel, Lattich, Petersilie, Bretzeln, Semmeln u. s. w. Und wie sollte nicht insbesondere Darmstadt sich zu dankender Anerkennung verpflichtet achten, wenn es erwägt, daß es zwei seiner eigenthümlichsten, durch den Kunstfleiß zarter Hände so sehr veredelten Produkte, wie Anis und Spargel, den Römern verdankt? Fast könnte patriotische Wehmuth uns ergreifen, wenn alle diese Dinge nicht mehr deutsch sein, wenn der Stolz auf eine ureigne, nur sich selbst gleiche und gehörige Sprache wie ein Nebel zerrinnen soll, dennoch müssen wir es eingestehen, selbst Hans und Töffel, die in Auerbach's Dorfgeschichten so gemüthliche Rollen spielen, sind römisch, die Grete, die der Hans bekommt, ist die lateinische Perle seines Hexenschreines und ihre Launen sind die wechselnden Phasen der Luna.

Auch das Gebiet des Großherzogthums Hessen war zum größten Theile einst ein Bestandtheil des römischen Reiches, und wir haben alle Ursache, hierin ein wichtiges Moment früherer Bildung und geschichtlicher Entwickelung zu erkennen. Treffliche Forscher sind den Fußstapfen der Römer gefolgt und haben nachgewiesen, wie rings um sie her Cultur und Gesittung sprossen, Lehne in Rheinhessen, Knapp im Odenwalde, Serica hat die Römer bis nach Roßdorf, Jugenheim und Pfungstadt geführt, und nur in dem Sandfelde von Darmstadt scheinen ihre Spuren vom Winde der Zeiten ganz verweht zu sein, Steiner begleitet die Römer den Main hinauf bis in die Schluchten des Spessart, Dieffenbach huldigt ihnen als Herren von Friedberg und der Wetterau, hilft ihnen, ihre befestigte Nordgrenze von Homburg über Kapersburg, Ziegenberg, Faueebach, Hochweisel, Pohlgöns, Kirchgöns, Langgöns, Grüningen und Arnsburg ziehen, und räumt ihnen alles Gebiet ein, so weit die Cultur der Weinrebe gedeiht. Bacchus hat also die germanische Nordmark begränzt, wie der indische Dionysos den Zug des Alexander am Hyphasis, ihm zu Ehren haben die Römer ihre äußersten Geenzposten in Lich, Hungen, Utphe, Nidda, Ortenberg, Büdingen, Gelnhausen und Wächtersbach ereichtet. Ich selbst glaube aus den literärischen Entdeckungen, die Angelo Majo in Rom in alten vergilbten und verkratzten Pergamentscheiften gemacht hat, in Verbindung mit den noch vorhandenen Spuren des alten Neckarbettes, beweisen zu können, daß die Volkssage von Teibur's alter Größe und Herrlichkeit geschichtlichen Geund hat, daß Tibur, vielleicht als Colonie von Trier, eine befestigte Burg des Kaisers Valentinian mit vergoldeter Kuppel und trophäengeschmücktem Dache besaß, daß vielleicht die Riesensäule dazu bestimmt war, hier als Denkmal der römischen Macht eerichtet zu werden und die Dreieinigkeit der Flußgötter von Rhein, Neckar und Main an ihrer Basis dem römischen Adler zu Füßen zu legen. Doch beschränken wir uns für jetzt, nur einen Blick auf die Metropolis von Obeegermanien, auf das römische Mainz zu werfen.

Wie der einzelne Mensch es liebt, sich in die Träume seiner Kindheit zu versenken, so sind auch die Völker von stiller Sehnsucht erfüllt, das Leben und Treiben ihrer ersten Jugend zu erspähen, sich durch die Erinnerung dessen zu erfrischen, was die ersten Regungen des Bewußtseins und der Thatkraft in ihnen erweckte. Die Orte, welche die Geschichte gezeichnet hat, sind beliebte Wallfahrtsziele bald der liebenden Empfindung bald der strengen Forschung; beide fühlen sich heimisch, wo ein großer Name anzieht, oder wo das Wort des Dichters gilt: Nullum sine nomine saxum! Möge darum der geneigte Leser einen geschichtlichen Spaziergang sich gefallen lassen, welcher an dem vaterländischen Rhein aus dem hessischen Mainz durch alle Phasen seiner Entwickelung

zurückſchreiten ſoll weit über Kaiſer und Kurfürſt, über Gutenberg und Bonifacius hinaus bis zur Wiege des römiſchen, des celtiſchen Mainz.

Freilich erregt es unſer Lächeln, wenn die alte vergoldete Inſchrift in dem Rathhauſe zu Trier: Ante Romam Treveris stetit annis mille trecentis, beweiſen ſoll, daß Trebeta, ein Sohn der Semiramis, direct von Babylon gekommen ſei, um 1300 Jahre vor der Gründung Rom's Trier zu erbauen, wenn dann hinzugefügt wird, daß Andernach die andere Stadt danach in den Rheinlanden geworden ſei, oder wenn die fränkiſche Volksſage einen Enkel des Priamus, König Frank von dem trojaniſchen Xanthos kommen läßt, um Xanten zu erbauen. Dennoch aber ſind wir alles Ernſtes entſchloſſen und achten uns berechtigt, einem einheimiſchen Mogus Sitz und Stimme in dem uralten celtiſchen Götterrathe zu ertheilen und den Namen ſeiner Stiftung Moguntia*) ſchon aus den Zeiten des Nebukadnezar und der ſieben Weiſen Griechenlandes zu uns herübertönen zu laſſen. Wir wagen es, eben dieſen Mogus, der wie die Namen der größeren Flüſſe und Berge überhaupt zu den älteſten Denkmälern der Geſchichte gehört, zu einer Urkunde der geſchichtlichen Forſchung zu machen, denn hier muß zur Wahrheit werden, was Jakob Grimm in der Vorrede zu ſeinem deutſchen Wörterbuche ſagt: „das ſprachliche Studium wird ſolche Stärke erlangen, daß es oft

*) Moguntia, Moguntia, Magontia, Magnntia, Moguntiacum und ähnliche Formen, ital. Magonza, franz. Mayence, engl. Mentz, im Munde des Volks Mänz, in der erſten Sylbe am richtigſten mit o, wie alle Steinſchriften haben ſollen, und die meiſten und beſten Handſchriften haben, wodurch ſogleich die Ableitung von celt. magus und die Erklärung durch mag an Ti als Feld am Zey beſeitigt wird, einem Bächlein, an das man neben Rhein und Main niemals hätte denken ſollen, zumal der Name alsdann umgekehrt Tlomagus lauten müßte. Auch Magog, die Magier und Hercules Magusanus, welche Serarius und Müller heraufbeſchwören, ſind damit abgefahren. In der zweiten Sylbe ſind zwar o und u wechſelnd, aber als bloße orthographiſche Varietäten ohne Einfluß auf das Weſen des Wortes, welches eben ſo wenig durch die ſpäter üblich gewordene abgekürzte Form Mogontia für Moguntiacum alterirt wird. Daß der Name von dem hier mündenden Fluſſe Main entlehnt ſei, iſt ſchon in alten Zeiten anerkannt worden, wie die mittelalterlichen Verſe beſagen: Mogin, ex quo, ut fama sonat, Mogoncia dicta est, und Nomen ab infuso recipit Moguntia Mogo. Auch läßt ſich dies nur verkennen, wenn man darauf ausgeht, Curioſitäten an die Stelle der handgreiflichen Wahrheit zu ſetzen. Wir müſſen alſo weiter fragen, woher der Main ſeinen Namen führe, welcher, von Pomponius Mela zuerſt genannt, bei den Alten Moenus, Maenus, Moenis, Mogunus, im Mittelalter auch Mogus, althochdeutſch mogin und moin lautet? Darauf läßt ſich nur ſo viel antworten, daß das Wort nicht deutſch iſt und eben deshalb nicht aus althochdeutſch maginaha magnus fluvius erklärt werden kann, ſondern daß von dem Wortkern mog (ob zu mögen, alſo der Mächtige?) mittelſt der Formen Mogons (Dativ Mogonti kommt vor) Mogounus (galliſche Schreibart für Mogunus), Mogonnus, Mogonns, Mogus, Mounus ein celtiſcher Gott benannt wird, der inſchriftlich auch in Britannien vorkömmt (Deo Mogonti Cad. et numini Domini nostri Augusti zu Riſingham in England, Deo Mouno ebendaſelbſt), gewöhnlich aber dem Apollo Grannus als Beiname dient und in dieſem Falle in Beziehung auf benachbarte Heilquellen zu ſtehen ſcheint (Apollini Granno Mogouno aram Q. Licinius Trio zu Herburg im Elſaß). Mone ſagt: „den Deus Mogons Cad. oder Mounus Cad. überſetzt Davies wohl am richtigſten mit dem wäliſchen Moyn Cad., was ſo viel als tarw cad Stier der Schlacht bedeutet, indem in den Bardenliedern ſtatt tarw manchmal mohyn oder moyn vorkommt," wonach er dieſen Stier der Schlacht für ein Attribut des mächtigen Kriegsgottes Hu und für das Bild dieſes Gottes ſelbſt erklärt, wodurch der Main gleich dem Acheloos zum Stierfluß werden würde. Nach andern Spuren ſoll moin altnorddeutſch Schlange bezeichnen, was die Mäandriſchen Krümmungen des Main gut verſinnlichen würde. Indem wir dies auf ſich beruhen laſſen und nur den Grundbegriff des mächtigen Gottes feſthalten, könnten wir noch vergleichen den bei Livius vorkommenden galliſchen Königsnamen Moenicaptus, den an die mittelalterliche Alemona ſich anſchließenden Städtenamen Alcimoënnis und den campus Mogotensis, Feld von Meugon zwiſchen Poitiers und Vivonne. Ein noch nicht genügend erklärtes Räthſel bietet die Inſchrift Cajus Sertorius, Lucti filius, Oufentina, Tertullianus, veteranus legionis XVI, curator civium Romanorum Moguntiaci, welche von einem ſtädtiſchen Verwalter in Mainz redet, aber zu Monza gefunden worden iſt. Der Ort Mainzlar dagegen, wenn die Form mancillère geſichert iſt, wird mit Mainz nichts gemein haben, ſondern Manzo's Wohnung ſein, der mit dem Deminutiv Menzel eine Abkürzung von Manfred iſt. Ein Dorf Mainzhauſen ſoll in alten Zeiten bei Gladenbach geſtanden haben. Sollten vielleicht die Namen der beiden Flüſſe Mogounus und Logana, althochdeutſch Moyn und Loyn, wie die von Herodot erwähnten ägyptiſchen Berge Krophi und Mophi, in einem durch den Gleichklang der Endung angedeuteten mythiſchen Wechſelverhältniß zu einander ſtehen?

den Abgang und Verluſt geſchichtlicher Denkmale mit dem Reichthum und der Schärfe ſeiner Combination zu erſetzen vermag." Zunächſt nämlich zeigt ſich als eine auffallende Erſcheinung, daß die Namen Rhein und Main, Mainz und Worms in Oberitalien wiederkehren, und zwar in dem Flüßchen Reno bei Bologna, in dem Teſſiner Main, ital. Maggio, der ſich in den lago Maggiore ergießt, in Monza, welches in dem Mittelalter Modicia und Moguntia genannt wird, und in Bormio am Wormſer Joch im Veltlin. Einen zufälligen Gleichklang wird hierin Niemand finden wollen, der das Verhältniß erwägt von Arar zu Aar, von Cambray zu Chambery, von Genabum und Genf zu Genua, von Cleve zu Chiavenna, von Bergen zu Bergamo, von Milans zu Mailand, von Boulogne zu Bologna, von Sens zu Siena und Sinigaglia, von Brixen zu Breſcia, von den Bojern zu Baiern und Böhmen, von der Iſère zur Iſar, von Lyon und Leyden zu Liegnitz, von Maſſilia zu Maſſel, von Chartres zu Kärnthen und Krain, von Vienne zu Wien, von den Galliern zu Konſtantinopels Vorſtadt Galata, vielleicht ſelbſt von den Nemeten und Dreieichenhain zu Drynemetum in Galatien, wo noch der heilige Hieronymus die Volksſprache wieder fand, die er früher in der Gegend von Trier vernommen hatte. Man wird, möglichen Irrthum im Einzelnen zugegeben, im Ganzen doch die vollbeglaubigte Wahrheit erblicken, daß in ſolcher Uebereinſtimmung der Namen die Spuren jener großen celtiſchen Völkerwanderung zu Tage liegen, welche ſchon um das Jahr 590 vor Chriſto unter Belloves und Sigoves beginnend, alsbald die Alpen überſchreitend und Oberitalien in ein cisalpiniſches Gallien umwandelnd im Laufe der Jahrhunderte (um 250) bis nach Phrygien ſich erſtreckt hat. Namen, die alſo ſchon vor jener Wanderung vorhanden ſein mußten, ſind dadurch verpflanzt worden, wie heut zu Tage die Namen der alten Welt nach Nordamerika. Was ſollte uns demnach hindern, das Daſein von Mainz um ein halbes Jahrtauſend früher anzunehmen, als ſeine erſte in die Geſchichten des Jahres 69 nach Chriſtus fallende ausdrückliche Erwähnung? Sind doch meiſt unſere Ortſchaften viel älter, als man weiß und glaubt; wie ſollte es nicht der Ort ſein, den die Natur ſelbſt durch ſeine Lage in der Mitte zwiſchen Süden und Norden des Rheines an der Mündung ſeines größten Zufluſſes von Oſten ausgezeichnet hat? Er kann darauf Anſpruch machen, unter allen ſeines gleichen *) vom älteſten Adel zu ſein.

Freilich der Adelsbrief fehlt. Wer nur Schwarz auf Weiß in archivaliſcher Beglaubigung gelten läßt, für den exiſtirt Mainz erſt, ſeitdem es von Tacitus (Hist. 4, 18 und dann öfter) mit Namen genannt wird. Uns ſoll dies nicht hindern, die Geſchichte der nicht genannten Stadt zu ſchreiben, und zwar auf den Grund beglaubigter Nachrichten über mancherlei beſonders die römiſchen Legionen betreffende Thatſachen, auf den Grund der in Stein gefügten und noch vor Augen ſtehenden Denkmäler mit ihren Bildern und Inſchriften. Doch wird es der Zweck dieſer Zeilen rechtfertigen, wenn wir den gelehrten Apparat unſerer Forſchungen hier möglichſt zur Seite laſſen und auf die wichtigſten Reſultate uns beſchränken.

Nichts mag den europäiſchen Norden ſtärker erſchüttert haben, als jenes finſtere Unwetter, welches, von den Cimbern und Teutonen erregt, Rom ſelbſt zu vernichten drohte. Daß auch die Gegend von Mainz davon betroffen wurde, wird durch manche Indicien bezeugt. Die celtiſchen Helvetier, welche urſprünglich das Land zwiſchen Rhein, Donau und Main bewohnten, haben daſſelbe, von der Völkerfluth mit fortgeriſſen, geräumt und ſich auf das linke Rheinufer in ihr nachmaliges Vaterland zurückgezogen. Ihnen nach drangen germaniſche Völker. Die Bataver, ein Zweig der Chatten aus der Gegend von Battenberg (mons priscus Batavorum wenigſtens im Mittelalter genannt und inſofern gewiſſermaßen die Mutterſtadt von Batavia), beſetzten die große Rheininſel. Eine Anzahl kleiner germaniſcher Völker-

*) Celtiſche Namen der Umgegend ſind z. B. Alteja, Belgae, Bingium, Boconica, Borbetomagus, Cambus, Gaviodurum, Helvetii, Lupodunum, Mairae, Melonii, Moenus oder Mogus, Nava, Nicer, Nida, Rhenus, Sirona, Taranuenus, Taunus, Toutiorix, Treveri, Turones, Visucius ꝛc.

ſchaften, Cacresi, Condrusi, Paemani, Segni, ſpäter unter dem gemeinſchaftlichen Namen Tungri begriffen, dringt in das Gebiet der Trevirer und wird hier zuerſt mit dem Namen Germani bezeichnet, deren Nationalität nun ſelbſt die Römer von der der Galli unterſcheiden lernen. Aber am mächtigſten wirkt die Völkerwanderung unter Arioviſt, die wahrſcheinlich im Jahre 72 den Oberrhein überſchreitet und den ſueviſchen Tribokken, Nemeten und Vangionen den dauernden Beſitz des linken Ufers daſelbſt verſchafft. Jetzt erheben ſich auch die Sueven am Niederrhein (Chatten), vertreiben die Uſipeter und Tencterer aus ihren Wohnſitzen im Rheingau und lagern im Jahre 58 aus hundert Gauen am Rhein, mit Uebergang drohend, unter Anführung von Raſua (ob darin Naſſau?) und Cimberius, ziehen ſich aber nach Arioviſt's Niederlage zurück und werden auf dem Rückzuge von den Ubiern verfolgt. Daß ſie Mainz gegenüber ſtanden, iſt nicht zu verkennen. Cäſar ſelbſt hat zwar Mainz nicht betreten, da der Kampf gegen Belgier und Gallier ihn in andere Gegenden abrief; doch leidet es keinen Zweifel, daß mit dem Jahre 57 die römiſche Herrſchaft in Mainz beginnt. Auch begleiteten Cäſar nach ſeinem Abzuge in den Bürgerkrieg im Jahre 49 eine Heerſchaar benachbarter Vangionen, die, wie der Dichter Lucanus ſagt, „in pumphoſiger Tracht ſarmatiſcher Brächſen einherziehn."

Daß nach Cäſar die Kämpfe am Mittelrhein fortdauerten, wiſſen wir aus beſtimmten Thatſachen, namentlich dem Uebergang des Agrippa über den Rhein im Jahre 38, womit die Ueberſiedelung der Ubier und wahrſcheinlich auch die Gründung von Cöln verbunden war. Dies mochte dem Auguſtus Veranlaſſung geben, im Jahre 27 ſelbſt nach Gallien zu gehen, um die Provinzialverwaltung neu zu ordnen. Man darf annehmen, wenn es ſich auch nicht ſtreng erweiſen läßt, daß damals in der neuen Provinzialeintheilung auch die officielle Benennung des linken Rheinufers mit dem Namen Germania eingeführt, und dieſe in zwei Provinzen Germania prima oder superior und Germania secunda oder inferior getheilt wurde, deren Gränzſcheide wahrſcheinlich die Nahe bei Bingen geweſen iſt. Aber zur Hauptſtadt von Obergermanien ſcheint Anfangs Worms beſtimmt geweſen zu ſein, wenigſtens berechtigt der Name Augusta Vangionum, unter dem ſie nachmals erſcheint, zu der Annahme, daß ſie eben ſo wie Saragoſſa (Caesaraugusta), Autun (Augustodunum), Augſt (Augusta Rauracorum), Speyer (Augusta Nemetum), Trier (Augusta Treverorum), Augsburg (Augusta Vindelicorum), Turin (Augusta Taurinorum), Aoſta (Augusta Praetoria) u. ſ. w. dem Auguſt ihre Erhebung verdanke. Auch Tiberius, der von Auguſtus neunmal nach Germanien entſendet wurde, mag öfter in Mainz verweilt haben, wo neuerdings das ſo berühmt gewordene Prachtſchwert des Tiberius gefunden wurde, nach der Annahme von Becker und Klein in ihren gründlichen Erläuterungsſchriften wahrſcheinlich im Jahre 15 nach Beſiegung der Rhätier und Vindelicier gefertigt und nunmehr in dem Muſeum zu Wiesbaden befindlich. Aber erſt Druſus hat die Wichtigkeit des Ortes erkannt, wo in der Mitte der Rheinlande das linke Ufer von Berghöhen ſich herabſenkend vom Rhein in ſeiner bogenförmigen Umwendung nach Weſten umſchloſſen wird, in der Nähe des von der andern Seite einmündenden Mainſtroms, der das nördliche und ſüdliche Deutſchland ſcheidet, und hier war es, wo ſein Scharfſinn die Stelle erkannte, welche von der Natur ſelbſt beſtimmt zu ſein ſchien, das wichtigſte Bollwerk der römiſchen Weltherrſchaft in dem europäiſchen Norden zu tragen. Unter den 50 Caſtellen, die Druſus am linken Rheinufer in den Jahren 12 bis 9 gründete, befand ſich auf der Höhe des Berges, wo der Name des Käſtrich noch jetzt das Andenken daran bewahrt, das römiſche Caſtrum oder das ſtehende Feldlager und die Militärſtadt von Mainz in der bei den Römern üblichen viereckigen Form mit parallel neben einander laufenden Doppelmauern, deren Zwiſchenraum 5′ breit mit Erde ausgefüllt war, ſo daß die innere Mauer feſt ſtand, wenn etwa die äußere von einem feindlichen Mauerbrecher durchbohrt wurde, das Ganze in einem Umfange von 16,470′. Wie es die römiſche Bauart erforderte, waren die vier Seiten des Caſtrums in der Mitte von eben ſo vielen ſich gegenüber ſtehenden Thoren durch-

brochen, das Hauptthor, die porta praetoria gegen Nordoſten dem Rhein zugekehrt, führte in die alteeltiſche bürgerliche Stadt hinab und zwar zunächſt auf deren Marktplatz, forum gentile noch im Mittelalter genannt, weil die Bewohner der Umgegend hierher ihre Producte zum Verkauf brachten, ſo daß er einen großen Verſammlungs- und Verkehrsort für Römer und Deutſche bildete, unmittelbar unter den Mauern des Caſtrum gelegen. Der Name iſt wohl durch Dietmarkt (auch Markt iſt das von den Römern entlehnte Wort mercatus) überſetzt und dann zu dem jetzigen Thiermarkt verderbt worden. Hier mochte der Centralpunkt ſein, von welchem die Straßen nach dem Rhein hinabliefen, wie dies noch jetzt der Fall iſt, nur mit dem Unterſchiede, daß die große mit dem Rhein parallel laufende Straße (Schuſtergaſſe) erſt ſeit dem 6ten Jahrhundert hinzugefügt worden iſt, folglich die alte Stadt in größerer Entfernung von dem Rheine gelegen war. Dem prätoriſchen Thore gegenüber auf der Südweſtſeite lag die porta decumana, welche vor dem heutigen Gauthore in das ſogenannte Gau von Rheinheſſen nach Alzei hinausführte, Südöſtlich war die porta principalis dextra an der heutigen Albansſchanze, durch welche die römiſche Landſtraße nach Laubenheim, Nackenheim und Oppenheim hinauszog; ihr gegenüber nordweſtlich war die porta principalis sinistra an der Alexanderſchanze, durch welche die Landſtraße nach Gonſenheim, Heidenheim und Bingen hinausführte. Die ſonſt noch erwähnten oder vermutheten Localitäten, welche auf Druſus Beziehung haben, laſſen ſich nicht ſicher beſtimmen.

Nun aber galt es, friſches Waſſer herbeizuſchaffen, und die dazu geeigneten Quellen fanden ſich in der Nähe an dem Berge zwiſchen Heidenheim und Finthen, welcher letztere Ort, ſonſt Fontheim genannt, ohne Zweifel ſeinen Namen von fons trägt. Bekanntlich haben die Römer, um friſches und klares Quellwaſſer in gemauerten Canälen, wie in bleiernen oder thönernen Röhren nach der Stadt zu leiten, bald Berge durchbrochen, bald Thäler überbaut. Das letztere geſchah, indem auf einen maſſiven Unterbau Pfeiler mit Bogen geſetzt wurden, auf deren Platte oben der Waſſercanal in horizontaler Richtung lag. Dieſe Bogen haben nicht ſelten mit den Pfeilern eine Höhe von 70′ bis 80′, ja zuweilen ragen mehrere Reihen von Bogenpfeilern über einander empor, ſo daß immer zwiſchen zweien der unteren Reihe einer der oberen in der Mitte ſteht. Die Welt hat nie wieder ähnliche Bauwerke geſehen, nur in der Gegenwart laſſen ſich einzelne Eiſenbahnviaducte damit vergleichen, jedoch mit dem Unterſchiede, daß ſie der von Pfeilern und Bogen umſchloſſenen Durchbrechungen entbehren, durch welche die römiſchen Werke ein ſo kühnes, freies und leichtes Anſehen erhielten. Mit Verwunderung hat man öfters die Frage aufgeworfen, ob den Römern das Geſetz des hydroſtatiſchen Druckes nicht bekannt geweſen ſei, der das Waſſer in communicirenden Röhren eben ſo hoch ſteigen macht, als es an der Quelle geſtanden hat, und der uns geſtattet, mit weit geringeren Koſten unſere Waſſerleitungen unter der Erde zu führen? Längſt hatte Archimedes die Geſetze des Waſſerdruckes wiſſenſchaftlich feſtgeſtellt, deren Kenntniß übrigens ſelbſt minder cultivirte Völker nicht bedurft haben, um unterirdiſche Waſſerleitungen und Springbrunnen anzulegen. Offenbar hat der architektoniſche Sinn der Römer abſichtlich eine ſolche Reihe mächtiger Arcaden gewählt, um in impoſanter Weiſe die Nähe einer großen Stadt anzukündigen, nach der ſie in ſchnurgrader Richtung hinlaufen. Aber auch eine Huldigung des Elementes liegt darin ausgeſprochen, das Homer im Oceanus zum Urquell aller Erzeugung (ὠκεανὸς πάντων γένεσις), Thales zum Urweſen aller Dinge gemacht, das Pindar im Anfang ſeiner Siegeshymnen als das Fürnehmſte geprieſen (ἄριστον μὲν ὕδωρ), das endlich gerade damals Antonius Muſa, der Prießnitz ſeiner Zeit, als das allkräftigſte Heilmittel bezeichnet und durch die Cur einer lebensgefährlichen Krankheit an der Perſon des Auguſtus glänzend bewährt hatte (im Jahre 23). Auch das iſt bedeutſam, daß unmittelbar, nachdem Rom durch Agrippa († 12) ſeine herrliche Waſſerleitungen erhalten hatte, Mainz eine der erſten Provinzialſtädte des römiſchen Reiches war, die dieſem Beiſpiel folgte und dadurch einen Vorzug gewann, deſſen ſelbſt das in allen

Künſten der Ueppigkeit ſchwelgende Paris noch bis auf den heutigen Tag entbehrt, wo das mit Kohlenpulver gereinigte Waſſer der Seine denen, die es bezahlen können, zum Verkauf geboten und obendrein von den Genießenden für eine abſonderliche Delicateſſe gehalten wird. Und welche Befriedigung würden damals die Apoſtel unſerer Mäßigkeitsvereine gefunden haben, wo die römiſchen Legionen ſolche Rieſenwerke bauten, ohne Schnaps dabei zu trinken!

Die Mainzer Waſſerleitung, von der legio XIV. gemina Martia erbaut, leitete das Waſſer von der Quelle, die noch jetzt ihr Waſſer an Gonſenheim vorbei am Ende der Allee dem Rhein zuſendet, an dem nachmaligen Kloſter Dalheim bei Zahlbach vorbei auf die Höhe des Berges an der porta decumana in einer Länge von 28,655′ auf Pfeilern, von denen die höchſten eine Höhe von 128′ hatten. Noch ſind 56 dieſer Pfeiler in Trümmern vorhanden, höchſtens noch 30′ hoch, 12½ bis 24′ dick, die Zwiſchenräume meiſt 15′. Zwiſchen dem 53 und 54ſten Pfeiler zog eine Landſtraße hindurch, die ſeitwärts von einer andern durchkreuzt ein lararium der Lares compitales ſchmückte. An der porta decumana war das castellum aquarum, das Hauptreſervoir der Waſſerleitung, früher Druſenloch (Drusi lacus), jetzt Entenpfuhl genannt. In der Nähe befindet ſich das Attacher Feld, deſſen Name, im Mittelalter Ageduch lautend, von aquaeductus kommt.

Ob Druſus auch eine Rheinbrücke gebaut habe? Die Antwort bildet ein bis auf Karl den Großen herab ſchwebendes Myſterium. Die Worte des Geſchichtſchreiber Florus, welcher (4, 12) von Druſus ſagt: Bonnam et Gesoniam cum pontibus junxit classibusque firmavit, müſſen erſt corrigirt werden in Bonnam et Moguntiacum pontibus junxit, um für Mainz eine Rheinbrücke zu gewinnen. Wie willkürlich aber dieſes Verfahren ſei, darauf deutet ſchon der ganz entgegengeſetzte Verſuch des Herrn Profeſſors Oſann zu Gießen, durch die Correctur Bonnam et Gesoriacum den ganzen Brückenbau nach Boulogne zu verlegen. Andere Beweiſe der Autoren ſind nicht vorhanden; im Gegentheil, ſo oft auch die Römer bei Mainz über den Rhein gehen, niemals wird einer ſtehenden Brücke gedacht, vielmehr bei Maximin, Julian und Valentinian ausdrücklich die Schlagung einer Schiffbrücke erwähnt. Dagegen aber ſind wirklich noch auf dem Boden des Rheinbettes 18 Brückenpfeiler vorhanden, im Munde des Volkes Arken genannt (ob von arcus?), und zwar von ſo hochragender Mächtigkeit, daß das Waſſer, zwiſchen ihnen hindurchgepreßt, eine ſchnellere Strömung erhält, weshalb gerade hier die Rheinmühlen in einer Reihe quer über den Fluß etwas unterhalb der jetzigen Schiffbrücke ihre Stellung erhalten haben. Ja es iſt ſelbſt von einem dieſer Brückenpfeiler an der Caſſeler Seite ein Legionsſtein der 22ſten Legion im Jahr 1819 abgewälzt worden, deren Anweſenheit am Rhein jedoch vor Hadrian nicht erwieſen iſt. Wie ſind dieſe Widerſprüche zu löſen? Das Wahrſcheinlichſte bleibt immer, daß dirſe Brücke wirklich von Druſus angefangen, vielleicht von Trajan fortgebaut, aber von den Römern eben ſo wenig, wie Conſtantin's Rheinbrücke bei Köln vollendet worden ſei, und daß dann erſt Karl der Große auf ſteinerner Grundlage eine hölzerne Ueberbrückung zu Stande gebracht habe*). Jedenfalls würden die

*) Einhard freilich c. 17 und c. 32 ſpricht bloß von einer Holzbrücke: „Zu den vorzüglichſten Werken Karls gehört die 500 Schritt lange Rheinbrücke zu Mainz, denn das iſt dort die Breite des Fluſſes. Ein Jahr jedoch vor Karls Ableben brannte die Brücke ab und konnte wegen dieſes ſchnellen Todesfalles nicht wieder hergeſtellt werden, wiewohl es in ſeinem Plane lag, ſtatt einer hölzernen eine ſteinerne aufzuführen. — Die Rheinbrücke bei Mainz, ein herrliches Werk, das er in einem Zeitraume von zehn Jahren mit unendlicher Mühe ſo feſt aus Holz gebaut hatte, daß man glaubte, ſie müßte für die Ewigkeit ſtehen, wurde durch eine zufällig entſtandene Feuersbrunſt in drei Stunden ſo vollſtändig verzehrt, daß außer dem, was vom Waſſer bedeckt war, kein Splitter übrig blieb. — Der Mönch von St. Gallen cap. 30 ſagt: Den wichtigeren Arbeiten, beſonders wo etwas neu zu bauen war, durfte ſich kein Herzog oder Graf, kein Biſchof noch Abt auf irgend eine Weiſe entziehen. Davon geben noch die Ruinen der Mainzer Brücke Zeugniß, welche ganz Europa in gemeinſamer, aber wohlvertheilter Arbeit vollendet hat, die aber die Hinterliſt einiger Böswilligen, welche von dem Fährgeld ſich unbilligen Sold erwerben wollten, vernichtet hat."

vorhandenen Pfeiler ſich noch benutzen laſſen, wenn der von Napoleon entworfene und neuerdings wieder angeregte Plan eines neuen Brückenbau's zur Ausführung kommen ſollte, wozu vor der Hand nur die Summe von fünf Millionen Gulden fehlt.

Daß Druſus wirklich den Mainzer Brückenbau begonnen habe, gewinnt eine erhöhte Wahrſcheinlichkeit, wenn wir damit in Verbindung ſetzen, was Dio Caſſius (54, 33) ſagt, daß er im Jahr 11 ein Caſtell dicht am Rhein erbaut und einem Theil der Chatten (hier zuerſt mit Namen genannt) Wohnſitze daſelbſt angewieſen habe. Es iſt nicht zu verkennen, daß dieſer Theil der Chatten die Mattiaker ſind, welche von Mattium (Maden an der Eder bei Gudensberg) hierher verpflanzt wurden, und daß das in ihrem hieſigen Gebiete erbaute Caſtell, zum Brückenkopfe beſtimmt, ſeitdem unter dem Namen Castellum Mattiacorum bekannt, die Grundlage des heutigen Caſſel gebildet hat. Vielleicht war auch das Neroſchloß auf dem Neroberge bei Wiesbaden ein Werk des Druſus. In weiterer Entfernung hat er dann das Vorwerk (praesidium Tac. Ann. 1, 56) auf dem Taunus angelegt, welches wir in dem Artaunum (Arx Tauni) des Ptolemäus und der heutigen Saalburg (an der Stelle, wo die Landſtraße von Homburg nach Uſingen den Pfahlgraben durchſchneidet) wiederfinden. Hiermit waren bereits von Druſus die Anfänge jener großen Feſtungslinie gegründet, die ſpäter zu dem Rieſenwerk des limes transrhenanus erwachſen das decumatiſche Gebiet des ſüdweſtlichen Germaniens als einen sinus imperii ſchützend umgränzen ſollte.

So war Alles zu einem Hauptſchlage vorbereitet, der in dem vierten Feldzuge des Druſus im Jahre 9 geführt werden ſollte. Wirklich drang er von Mainz aus vor bis an die Elbe. Dort aber trat ihm ein Weib entgegen von rieſenhafter Größe und rief ihm in lateiniſcher Sprache zu: „Wohin rennſt du, unerſättlicher Druſus? es iſt dir nicht beſtimmt, dies Alles zu ſchauen; hinweg alſo, ſchon biſt du am Ziele deiner Thaten und Tage.“ Dieſe Götterſtimme war wohl nur die Stimme der eignen Erwägung, welcher die Mißlichkeit der Stellung inmitten eines unwirthbaren Landes ohne Städte und Heerſtraßen in ſpäter Herbſtzeit nicht entgehen konnte. Die furchtbewegte Einbildungskraft ließ die Rückkehrenden manche Schauerzeichen erblicken, und die Sterne am Himmel ſchienen ihnen durcheinander zu laufen. Und wirklich hat Druſus den Rhein nicht wieder geſehen. Zwiſchen der Saale und dem Rhein ſtürzte er mit dem Pferde, brach ein Bein und ſtarb 30 Tage nachher, erſt 30 Jahre alt, in dem Sommerlager, welches davon das Schelmenlager (castra scelerata) genannt wurde. Auf die Nachricht von ſeiner Krankheit war ſein Bruder Tiberius herbeigeeilt und hatte den Bruder dem Tode nahe, aber das Heer in Sicherheit gefunden. Er geleitete die Leiche in feierlichem Zuge nach Italien, wo Auguſtus in Ticinum ihrer harrte und in Rom die Leichenrede hielt. Außer dem vom Senat ertheilten Ehrentitel Germanicus und einem an der Appiſchen Landſtraße errichteten Triumphbogen wurde eine noch vorhandene Trauerelegie gedichtet, die oft irrthümlich dem Pedo Albinovanus zugeſchrieben worden iſt. Da ſie gleichſam das Echo deſſen enthält, was von Mainz nach Rom hinübertönte, in deutſcher Sprache aber meines Wiſſens noch niemals bearbeitet worden iſt, ſo möge es vergönnt ſein, hier folgende Stellen aus derſelben einzuſchalten:

Du (Tiberius) haſt doch in dem letzten Moment noch den ſterbenden Bruder
Angeſchauet, und er ſchaute dein thränendes Aug',
Fühlte im Tode die Bruſt noch gedrückt von des liebenden Bruders
Bruſt, und der brechende Blick ruhte auf deinem Geſicht;
Und als umnachtendes Graun ihm die Augenlieder umfangen,
War es des Bruders Hand, die ſie für immer ihm ſchloß.
Aber die jammernde Mutter, ſie konnt' ihn nicht küſſen zum Abſchied,
Nicht um das kalte Gebein ſchlingen den wärmenden Arm,
Nicht den entfliehenden Hauch in geöffnetem Munde empfangen,
Nicht das zerraufete Haar ſchleifen am ſtarrenden Leib.
Fern in der Fremde entrafft, wo in Kriegesgetümmel er weilte,
Sank als Opfer er hin, Heil zu erſchaffen für uns. —

Rings von dem feurigen Glanz der ſiegenden Wappen umſtrahlet,
Wollt' ihn beſtatten das Heer, wo er dem Tode erlag.
Doch von den Trauernden nahm die entſeelete Hülle der Bruder,
Daß ſie im heimiſchen Grab fände die ewige Ruh'.
Leichengefolge durchſcheilt nun mit Druſus die römiſchen Gauen,
Die er als ſiegender Held ſchon zu durchziehen gehofft,
Von wo früher er kam im Triumph nach Vertilgung der Rhätier.
Wehe, des grauſen Contraſt's gegen den früheren Zug! —
Ach, ein Muſter der Sittlichkeit ſchwand in dem herrlichen Jüngling.
Groß in den Waffen war er, groß in der Toga war er.
Kaum erſt hatt' er entriſſen die ſchluchtigen Alpen den Feinden,
Kaum erſt gewonnen des Kriegs Ruhm mit dem Bruder zugleich,
Er hat den ſueviſchen Grimm und die nimmer bezähmten Sigambern
Niedergedämpft und zur Flucht Barbarenrücken gewandt,
Hat unbekannten Triumph für dich, o Römer, verdienet,
Zur Rom's herrſchende Macht neue Gebiete erlangt. —
Ewig bleibt, was er that, in der rühmlichen Werke Vollendung.
Ewig bleibt's und beſteht ſicher vor flammender Gluth,
Weltgeſchichtlicher Stoff für ewige Zeiten zu leſen,
Stoff für das Werk des Genie's, wie für des Lied's Melodie.
Stehen wird Druſus Bild in lilienbereicherter Schönheit,
Und uns nennt man die Urheber des Todesgeſchicks.
Aber die, Germania, wird nun nimmer Verzeihung,
Unſere Loſung iſt: „Tod den Barbaren dafür!"
Schon erblick' ich der Könige Hals blutrünſtig von Ketten,
Und an der knuſſigen Hand eiſernes Feſſeln Geſchling,
Endlich die Miene der Furcht, und wie auf die Wange der Wilden
Unwillkürlich herab muckiſch die Thräne ſich ſchleicht.
Jenes gebieteriſche Trotz, der ob Druſus Tod ſich geſpreizet,
Unter dem Henkerbeil ſink' er im Kerker dahin!
Ja dort ſteh' ich und ſchau' mit Behaglichkeit hin auf die Straßen
Nackende Leiber geſtreckt, Greuel dem Auge zur Luſt.
Bring, Aurora, den Tag, der ſolche Spektakel uns zeiget,
Bald mit dem Safrangeſpann morgenbethauet herbei!

Suetonius (Claud. 1) berichtet, das Heer habe dem Druſus einen Ehrenhügel (honorarium tumulum) errichtet, um den regelmäßig an einem beſtimmten Tage alljährlich militäriſche Umzüge gehalten, und von Galliens Städten öffentliche Supplicationen gehalten wurden. Nach Dio Caſſius (55, 2) erhielt er ein Kenotaphion am Rhein, nach Eutrop (7, 8) ein Monument bei Mainz, welches nach Rennius (der um 858 aus älteren Berichten geſchöpft hat) hier im Lande der Longobarden zu ſehen war, und deſſen auch Otto von Freiſingen gedenkt mit der Bemerkung, daß es in Form eines Scheiterhaufens (per modum pyrae) errichtet ſei. Die Zuſammenſtellung dieſer Zeugniſſe, verbunden mit dem Anblick des ſogenannten Eichelſteins, der ſich ſogleich als römiſches Werk kund gibt und bei genauerer Erforſchung gleiche Stein- und Bauart mit den Mauern des Caſtrum und der Waſſerleitung zeigt, läßt kaum einen Zweifel daran aufkommen, daß jenes von den Alten erwähnte Druſusmonument als Ruine noch in dieſem Eichelſteine vorhanden ſei, wiewohl es nicht an jenem Scharfſinn der Kritik gefehlt hat, welcher wie die ägyptiſchen Pyramiden für Kryſtalliſationen der afrikaniſchen Sonnenhitze, ſo den Eichelſtein für eine viva rupes, a natura e duri semine lapidis in eam, qua visitur, altitudinem excreta erklärt hat. Sofern aus der vorhandenen Ruine mit einiger Wahrſcheinlichkeit erſchloſſen werden kann, hat auf einer viereckigen Baſis von 132′ Länge und Breite das eigentliche Monument in der Form eines ſäulenartigen Thurmes, mit dem unteren Durchmeſſer von 38′, geſtanden; das Ganze ohne Zweifel mit angemeſſenem Kunſtſchmuck äußerlich verziert. Viele Jahrhunderte hindurch iſt daſſelbe abſichtlicher Zerſtörung ausgeſetzt geweſen, indem die Steine abgebrochen und zum Häuſerbau benutzt wurden. Bei der Belagerung von 1528 hatte es unzählige Bomben- und Kanonenkugeln auszuhalten, 1698 wurde es im Innern durchbrochen, und eine Wendeltreppe hinaufgeführt. Längſt der äußeren Form und Umkleidung beraubt imponirt es noch immer als ein koloſſales Trümmerſtück eines altrömiſchen, in eine felſenharte

laſſe verkitteten, aller Zerſtörung Trotz bietenden Mauerwerkes, welches jetzt von den eſtungswerken mit umſchloſſen wird und darum nur nach erlangter Erlaubniß beſucht erden kann. Woher aber die ſonderbare Benennung Eichelſtein? Man hat nur Vermuthungen darüber, deren Zahl wir hier durch eine neue vermehren, indem wir annehmen, daß man im Mittelalter, wo das Andenken an das römiſche Alterthum völlig verdunkelt war, und wo dergleichen alte Römerwerke ſonſt den Heiden, Hunnen, oder dem Teufel zugeſchrieben wurden, den in der Dichterſage des 12. Jahrhunderts vorkommenden mythiſchen König Eigil (Agilo) von Trier für den Erbauer gehalten habe, wie ſich einigermaßen daraus ſchließen läßt, daß ein Hof zum Eigeln in Mainz 1332 (nach Scriba's Regeſten) vorkommt, daß auch in Köln ein römiſcher Eichelſtein vorhanden iſt, und das Dorf bei Trier, welches noch einen 70′ hohen römiſchen Obelisken aufzuweiſen hat, Igel (Egelia) genannt wird *). Es iſt jener Eigil der Vater des Trieriſchen Helden Orendel, der von Trier nach Jeruſalem wallfahrend in dem Bauche eines Wallfiſches den heiligen Rock findet, mit welchem er umkleidet dann Wunder der Tapferkeit gegen die Heiden verrichtet:

Der graue Rock, der Weigand,
Der Heiden Haupt herunter ſchwang,
Mit ſeinem Schwert, das wacker ſchnitt,
Der graue Rock dann fürder ſtritt. —
Da mußten all die Heiden
Fürwahr die Taufe leiden,
War es Zwang, war es freie Wahl,
Sie wurden Chriſten allzumal.

und wie das Weitere in Simrocks Bearbeitung dieſes Gedichts zu leſen iſt. So mögen ſchon die noch vorhandenen Ueberreſte dreier großen Bauwerke, der Waſſerleitung von Zahlbach, des Eichelſteins und des durch eine angefangene Brücke mit Mainz verbundenen Caſtells der Mattiaker beweiſen, in welchem Maße Mainz durch Druſus eine großſtädtiſche Geſtaltung erhalten habe, in welchem Grade es der Haupthaltpunkt der rheiniſchen Herrſchaft geworden ſei.

Daß ſeit den Zeiten des Druſus Mainz unter den Römerſtädten am Rhein lange Zeit hindurch die erſte Rolle geſpielt hat, dies läßt ſich aus der Geſchichte der folgenden Jahrhunderte leicht nachweiſen; allein die Erzählung der betreffenden Ereigniſſe würde nicht bloß einen Umfang der Darſtellung erfordern, der ihr hier nicht eingeräumt werden kann, ſondern auch in eine Sammlung bloßer Notizen ausarten, denen die organiſche Einheit eines Gemäldes um ſo mehr fehlt, da bei den oft dürftigen Nachrichten der folgenden Geſchichte die Betheiligung von Mainz zumeiſt nur aus Combinationen äußerer Umſtände erſchloſſen werden kann. Selbſt bei dem großen Heereszuge, den Germanicus im Jahr 15 von hier aus über den Taunus gegen die Chatten bis über die Eder und wahrſcheinlich bis zur Eresburg unternahm, wird Mainz von Tacitus noch nicht ausdrücklich genannt. Als Hauptſtadt von Obergermanien war es der Sitz eines römiſchen Statthalters, der meiſtens die Titel Praeses und Legatus führend die Leitung der Civil- und Militärangelegenheiten mit dem Commando über vier Legionen hatte. Biographiſche Darſtellungen ſämmtlicher römiſchen Legaten von Mainz würden nicht bloß für die locale, ſondern auch für die allgemeine Geſchichte von Wichtigkeit ſein, zumal ſich unter ihnen bedeutende Perſönlichkeiten finden, manche von Mainz aus ſelbſt den römiſchen Kaiſerthron beſtiegen haben. Doch läßt ſich ihre vollſtändige Reihenfolge nicht mehr ermitteln; nur folgende vermochte der Verfaſſer dieſer Zeilen ausfindig zu machen: C. Silius, Präſes 17—24. — Cn. Cornelius Lentulus Gaetulicus, Conſul 26, Präſes 29—39, auch als lateiniſcher und griechiſcher Dichter bekannt und wegen ſeiner Popularität auf Befehl des Caligula 39 getödtet.

*) Auch die Dörfer Egelsbach, Eichelsdorf, Eichelſachſen und Igelhauſen ſind von Eigil benannt.

Unter ihm war Abudius Ruso Führer einer Legion, welcher der in Mainz begrabene Adbogius, Coinagi filius, nattone Petrocorius, eques ala cRusonis angehört. — Serv. Sulpicius Galba, Präſes ſeit 39, nachmals Kaiſer 68, † 69. — Curtius Rufus, der 47 ein Silberbergwerk im Lande der Mattiaken eröffnet. — C. Pomponius, der im Jahre 50 die von einem Streifzuge heimkehrenden Chatten am Taunus ſchlägt und einige Gefangene der Varianiſchen Niederlage in Oberheſſen befreit. — C. Antistius Vetus, der um 55 den großartigen Plan entwirft, Saone und Moſel und ſomit auch Rhone und Rhein, das mittelländiſche Meer mit der Nordſee durch einen Canal zu verbinden, an deſſen Ausführung er jedoch durch die Rivalität ſeines Collegen, des Legaten von Belgien, verhindert wird. — Curtilius Mancia, der 58 mit ſeinen Truppen am rechten Rheinufer die unter Bojocal kämpfenden Anſibarier ſchreckt. — Scribonius Proculus und Rufus, als Präſides beider Germanien 67 von Nero abgerufen. — Virginius Rufus, Präſes 67 und 68, † 97, von Tacitus und Plinius gerühmt, hat ſich ſelbſt die Grabſchrift geſetzt:

Hier liegt Rufus im Grab, der einſt nach Bezwingung des Vinder
Selber die Herrſchaft verſchmäht, die er dem Vaterland gab.

Hordeonius Flaccus, Präſes 68, aber ſchon 69 in meuteriſcher Empörung der Legionen zu Neuß ermordet, während Mainz, durch eine ala Picentina behauptet, der einzige Haltpunkt der Römer am Mittelrhein während des Kampfes gegen die Bataver bleibt und, von Chatten, Uſipiern und Mattiaken umlagert, durch Dillius Vocula entſetzt wird. — Antonius Saturninus, deſſen Empörung 88 durch den Eisgang des Rhein's mißlingt. — Trajanus, Gründer des monumentum Trajani in hieſiger Gegend während der Jahre 93—99, und am Rhein durch Nerva's Tod 98 zum Kaiſer erhoben, † 117. — Aufidius Victorinus, 162, † 186. — Claudius Albinus 183, nachmals Kaiſer. — Aelius Claudius Pollio um 220. — Aurelianus vor 256, Kaiſer 270, † 275.

Wie unter der Verwaltung dieſer Männer Mainz mehr und mehr an Umfang gewonnen und in Ausbildung des ſtädtiſchen Weſens fortgeſchritten iſt, darüber finden wir manche Andeutung in ſeinen Inſchriften und Denkmälern. So wurden wahrſcheinlich unter Hadrian, der im Jahr 120 auf ſeiner Weltmuſterung an die Rheinufer gelangte, zu weiterer Ausdehnung der Feſtung ein oberes und unteres Caſtell gegründet, von denen jenes dem Orte Weißenau ſeine Entſtehung gegeben hat, dieſes noch Spuren auf dem ſogenannten Hauptſtein zeigt. Daß von Mainz aus hauptſächlich die römiſchen Anlagen auf dem Decumaliſchen Gebiete des rechten Rheinufers geleitet wurden, dies beweiſt unter Anderm auch das noch jetzt Hadrians Namen (wie Hadrianopel im Munde des Volkes noch Edrene) tragende Hedernheim bei Frankfurt, einſt der Hauptſitz des Mithrascultus, jetzt das Pompeji des römiſchen Nordens, das beweiſen nicht minder die unter Hadrian von der 22ſten Legion im Odenwalde vollendeten Arbeiten des vallum Romanum. Aber auch nach der andern Seite entfaltet ſich ein lebhafter Verkehr auf den trefflichen Heerſtraßen Galliens, und daß namentlich die von Mainz nach Trier führende Kunſtſtraße ſchon damals vollendet war, läßt ſich aus dem im Jahre 139 errichteten Meilenſteine ſchließen, der die Entfernung beider Orte ganz richtig zu 88 römiſchen Meilen angibt. Auch die Rheinſchifffahrt, durch römiſche Flotten ſchon unter Druſus belebt, bleibt nicht hinter dem Landverkehr zurück, Mainz hat bereits einen Hafen mit Schiffswerften, und zweimal im Jahr 185 und 198 finden wir den Adlerträger der 22ſten Legion zugleich als Haſeninſpector (optio navalium) angeſtellt. Im Innern aber erhebt ſich ein römiſches Regierungsgebäude (basilica), was wohl auch die Stelle der Börſe vertrat, und als deſſen Aufſeher (custos) zufällig ein Soldat derſelben Legion 196 ſich verewigt hat. Allmählich wird auch eine deutſche Bevölkerung bemerkbar, wie die Namen Deckmann (vielleicht jedoch ein Name Decimanus) zu Finthen und Boberg zu Mainz beweiſen. Aber je verwickelter die Lebensverhältniſſe ſich geſtalten unter einer durch Nationalität, Religion, Berufsthätigkeit ſo mannichfaltigen Bevölkerung, um ſo dringender wird auch das Bedürfniß

einer ſtädtiſchen Ordnung und Satzung empfunden, welche das gebührende Maß der Rechte und Pflichten für jeden feſtſetzt. In dieſer Hinſicht konnte nichts durchgreifender wirken, als die unter dem Einfluſſe der claſſiſchen Juriſten Papinian, Ulpian u. ſ. w. im Jahre 212 erſchienene constitutio Antoniniana, welche alle bisher ſtattgefundenen nach Land und Volk, nach Rang und Stand bemeſſenen Unterſchiede des Rechtes aufhebt und allen freigebornen Unterthanen des römiſchen Reiches den unſchätzbaren Vorzug abſoluter Gleichheit vor dem Geſetz gewährt. Erſt jetzt ſind die Mainzer römiſche Vollbürger, und als ihre rechtsbefugte Geſammtheit ſehen wir eine eigentliche civitas Moguntiacensium zum Vorſchein kommen, von einer civitas Vangionum, Mattiacorum, Taunensium umgeben. Nun entſteht im Jahr 217 ein neues auf Säulen ruhendes Archiv- und Regiſtraturgebäude (tabularia pensilis), nun iſt die Stadt in Quartiere getheilt, und das freie Aſſociationsrecht ruft einen Verein der jüngeren Bürger in dem Apollinenſiſchen Quartier (Collegium juventutis vici Apollinensis) im Jahre 220 ins Leben, der ſeinen eignen Schutzgeiſt verehrt.

Aber dem ferneren Fortſchritt treten die ſchweren Geſchicke entgegen, welche von jetzt an mit zunehmender Gewalt über den Gränzmarken des römiſchen Reiches ſich entladen. Der treffliche Alexander Severus, unter dem auf der einen Seite zuerſt die Stadt Alzei (Divis Nymphis vicani Altiajenses aram posuerunt im Jahre 223), auf der andern das römiſche Caſtell auf dem Breuberg hervortritt, und welchem wahrſcheinlich die unter dem Namen der Peutingerſchen Tafel in Wien vorhandene große Poſt- und Reiſekarte des römiſchen Reiches ihren Urſprung verdankt, wird 235 zu Sicila (wahrſcheinlich Bretzenheim) bei Mainz, das Opfer eines meuteriſchen Ueberfalles. Sein Nachfolger Maximins zieht bei Mainz über eine Schiffbrücke, und noch bezeugt der bei Kleeſtadt im Jahr 235 errichtete Meilenzeiger den Weg, den er von Mainz über Dieburg nach Obernburg zurücklegte, ein thraciſcher Viehhirt von unermeßlicher Brutalität, der von der Welt durch die Titel Cyklops, Buſiris, Phalaris ausgezeichnet, ihr beweiſen ſollte, wohin es führet, wenn ohne ſichere Succeſſionsordnung jeder Bauer und Barbar zum Beſitz des Thrones gelangen kann. Ein tüchtiger Kriegsmann, der nachmalige Kaiſer Aurelian, ſchützte ſofort die Ufer des Rheins und ſchlug die in Gallien plündernden Horden der Germanen, die hier zum erſtenmal mit dem Namen Franken bezeichnet werden, in einer Schlacht bei Mainz, alſo daß der Soldatenwitz ihm den Beinamen gab Handamſchwert (manu ad ferrum) und ihm zu Ehren den Singſang ertönen ließ:

Mille Francos, mille Sarmatas semel et semel occidimus,
Mille, mille, mille, mille, mille Persas quaerimus.

Abgerufen vom Rhein im Jahr 256 erhielt er den Poſtumus zum Nachfolger mit dem Titel eines Galliae Praeses et Dux transrhenani limitis, aber dieſer Poſtumus nahm 258 ſelbſt den Kaiſertitel an und wurde nach Ueberwältigung eines in Mainz erhobenen Gegenkaiſers Aelianus 267 von ſeinen eignen Truppen erſchlagen, weil er Mainz nicht ihrer Plünderung überlaſſen wollte. Nachdem noch zwei andere Uſurpatoren des Kaiſertitels Victorius und der Schwertfeger Marius ſchnell hinter einander 267 geſtürzt waren, blieb eine Frau übrig auf dem galloromaniſchen Kaiſerthron, deren Bild wir noch auf ihren in Trier und Mainz geſchlagenen Münzen bewundern, eine prachtvoll ſtattliche Figur mit der Umſchrift Victorina Augusta, Imperator (nicht Imperatrix), mater castrorum, die Zenobia des Occidents. Aber ſeitdem mehr und mehr die Umwallung des decumatiſchen Gebietes auf dem rechten Rheinufer von den ſiegenden Alemannen durchbrochen wurde, welche wahrſcheinlich damals auch das bei den Römern lange beliebt geweſene Sinonabad zu Nierſtein vernichteten, iſt Mainz im Sinken begriffen und findet keinen Erſatz darin, daß Probus 281 die erſten Reben am Rhein pflanzt. Vergebens bittet die civitas Moguntiacensium auf einem 292 errichteten Votivaltar Jupiter und Juno, Minerva und alle Gottheiten des Reiches um Segen für Diocletianus und ſeine Mitregenten; gerade das ſeitdem befolgte

System der Theilung der obersten Gewalt gibt Veranlassung dazu, daß Trier nunmehr zur Hauptstadt des römischen Occidents sich erhebt. Nur beiläufig wird seitdem Mainz noch als der Punkt erwähnt, wo Julian 357 auf einer Schiffbrücke über den Rhein geht, um die Alemannen zu bekämpfen. Dasselbe kann man auch annehmen bei dem ersten Feldzuge des Valentinian im Jahre 368, obwohl der Uebergangspunkt hier nicht genau bezeichnet ist. Der Alemannenherzog Rando (der Name noch in dem Dorfe Rendel vorhanden, welches vormals Randvilre, Rando's Weiler hieß) hatte Mainz überfallen und geplündert. Um diese That zu rächen, eilt der Kaiser von Trier herbei, erläßt am 31. Julius d. J. noch ein Reskript aus Worms an den Vicar Marzuphilus von Afrika, überschreitet den Rhein, schlägt die Alemannen bei Solicinium und wirft sie über Lupodunum und die Donauquellen zurück. Er scheint den Rhein bei Mainz überschritten zu haben, wie denn auch der ihn begleitende Dichter Ausonius mit der schönen Schwäbin Vissula als Siegesbeute aus diesem Feldzuge wieder über Bingen nach Trier zurückkehrte. Jedenfalls müssen wir auf diesen Uebergang die Schilderung beziehen, welche Symmachus in seiner zweiten, in dem folgenden Jahre 369 an Valentinian gehaltenen Rede entwirft: „Eins von Vielen will ich mit schlichten Worten berühren, daß der Rhein, der nie zuvor mit Leichtigkeit beschifft wurde, auf schäumenden Wogen sichere Pfade getragen hat. So kunstmäßig gefügte Schiffe mit aufgelegtem Bretterdeck waren in die Ränder der Ufer eingehakt. Eines einzigen Tages Arbeit war hinreichend, um des schwebenden Kunstwerks lange Reihe zu befestigen. Unter Spiel und Scherz ward gewetteifert, von welcher Seite am schnellsten in die Mitte des Flusses die Construction der Brücke gelangen möchte." *) Aehnliche Uebergänge bei Mainz mögen damals öfter stattgefunden haben, namentlich im Jahr 371 **), wo es durch einen plötzlichen Ueberfall dem Valentinian beinahe gelungen wäre, den in Wiesbaden verweilenden Alemannenkönig Macrian gefangen zu nehmen, mit dem jedoch später 374 in persönlicher Zusammenkunft der beiden Fürsten auf dem rechten Rheinufer ein Friedensvertrag abgeschlossen wurde.

Daß auch die Umgegend von Mainz schon damals trefflich angebaut war, dies beweist Ammianus Marcellinus, welcher in der Geschichte von dem erwähnten Feldzuge des Julianus im Jahr 357 bemerkt, daß bis auf 10 römische Meilen (4 Stunden) aufwärts am Main vieh- und fruchtreiche Dörfer vorgefunden wurden und Wohnungen insgesammt mit Sorgfalt nach römischer Art gebaut. Selbst angenehme Landsitze für römische Große waren vorhanden, wie wir aus dem Berichte desselben Autors über Remigius ersehen, der aus den höchsten Hof- und Staatsämtern in die Ruhe des Privatlebens zurücktretend sich den Geschäften der Landwirthschaft widmete in seinem Geburtsorte in der Nähe von Mainz. Aber gerade diese wehrlose Ruhe erweckte ihm einen mächtigen Feind, der ihn zu verderben strebte. Remigius, als er in seiner Abgeschiedenheit dies erfuhr, entweder von bösem Gewissen bedrängt, oder weil Furcht vor Cabalen ihm die Besinnung raubte, fand den Tod in den Schlingen eines die Kehle umschnürenden Strickes († 373).

---

*) Eine stehende Schiffbrücke hat Mainz erst 1659 erhalten. Niemand sollte nach der Kurfürstlichen Verordnung von Erlegung des Brückengeldes befreit sein, „Wir selbsten und unsere successores, Räthe, Kammer- und Hofbedienten so wenig als unser clerus primarius und secundarius, außer was Bettelordens, so kein Geld bei sich tragen." Der Urheber dieses Werkes, Kurfürst Johann von Schönborn, der Gönner von Leibnitz, war der erste, der in feierlichem Aufzuge seinen Kreuzer Brückengeld erlegte.

**) Die kaiserlichen Reskripte und Verordnungen des Jahres 371 sind sämmtlich aus Trier und dem benachbarten Conz (Contionatum) erlassen, nur eins aus Mainz, die Anfrage betreffend, filiae scenicorum quaenam ad scenam revocari possint, vel non. An Proconsul Julianus in Afrika gerichtet lautet es charakteristisch für die römische Würdigung des Theaters also: „die Töchter der Schauspieler, wenn sie sich so aufführen, daß sie für unbescholten gehalten werden, wird Ew. Sincerität gegen Beeinträchtigung durch Betrug und Beraubung in Sicherheit stellen, und nur diejenigen Schauspielertöchter dürfen der Bühne gewidmet werden, die notorisch einen schlechten Lebenswandel in sociater und sittlicher Beziehung führen und geführt haben. Gegeben zu Mainz am 6. September (371).

Nachdem früher ſo viele römiſche Denkmäler nach Mannheim und in andere Muſeen entführt worden ſind, beſitzt Mainz noch immer, hauptſächlich durch Lehne's Bemühungen, die zahlreichſte Sammlung römiſcher Denkmäler dieſſeit der Alpen, dermalen der Sache würdig in dem reſtaurirten kurfürſtlichen Schloſſe aufgeſtellt. Durchwandern wir dieſen römiſchen Kirchhof mit prüfenden Blicken, ſo dämmert uns eine Ahnung des Lebens und Treibens, das einſt ſich hier regte. Wie großartig auch der heutige durch den Dampf bewegte Fremdenverkehr ſein möge, wie umfaſſend die Miſchung der Bevölkerung, die durch Oeſterreicher und Preußen bewirkt wird, dennoch überwiegt die Mannichfaltigkeit des im Alterthum hier ſich durchkreuzenden Völkerlebens. Wir reden nicht von Mediomatrikern, Vangionen, Mattiaken, Chatten, Alemannen, Burgundern, Alanen, Vandalen, Sueven, Hunnen und Franken, die hier gehauſt haben. Wie nach der Darſtellung des Herrn Hauptmanns Becker das Großherzogthum Heſſen eine wahre Muſterkarte von allen geognoſtiſchen Formationen darbietet, ſo auch von geſchichtlichem Völkerdrang, wie wir ſelbſt Longobarden in Lampertheim, Sachſen in Sachſenhauſen, Bataver in Battenberg, Britten in Bretzenheim, Schottländer in Schotten anfzuweiſen haben, der Juden nicht zu gedenken, die ihrer Sage zufolge vor dem Wüthrich Nebukadnezar ſich nach Worms geflüchtet haben und im Mittelalter ihre dortigen Privilegien durch die Angabe zu ſchützen ſuchten, daß ſie unter dem Kaiſer Tiberius ein abmahnendes Schreiben an ihre Glaubensgenoſſen in Paläſtina wegen der Gefangennehmung Chriſti erlaſſen hätten. Wir reden hier nur von den Römern in Mainz, deren Krieger, Beamten und Coloniſten aus allen Theilen der Welt von Luſitanien bis an den Tigris hier wohnend im Leben mit einander verkehrten und im Tode neben einander ruhen. Nicht weniger als 16 römiſche Legionen haben in Mainz Spuren ihres Daſeins hinterlaſſen, darunter beſonders die 22ſte, deren Tribunus militum, curator armorum und signiferi ausdrücklich genannt werden, deren Vorpoſten über den ganzen Odenwald und bis zur Kapersburg bei Friedberg ſich verbreiten, daneben eine Menge geſonderter Corps zu Pferde und zu Fuß, die alae Hispanorum, ala Indiana, ala Picentina, ala Rusonis, die Cohorten der Rhätier und Vindelicier, der Dalmatier, der Thracier, der Ituräer vom Libanon, der Catharenſer vom Tigris, prätoriſche Cohorten u. ſ. w. Mit Erſtaunen leſen wir in Mainzer Inſchriften altbibliſche Namen, wie Jerubbaal (aus dem Griechiſchen latiniſirt Hierombalus), Ehrentitel, den einſt Gideon, der Richter in Iſrael, führte, als ihm der Ruf ertönte: hie Gideon und Schwert des Herrn! Alſo von Gideon's Zeiten her hat ſich anderthalbtauſend Jahre hindurch derſelbe Namen erhalten, den hier der Vater eines römiſchen Soldaten führt, welcher in der aus judaiſirten Arabern beſtehenden Cohorte der Ituräer dienend in Mainz geſtorben und begraben iſt. Rührend ſpricht noch nach anderthalbtauſend Jahren zu uns der Schmerz der Ueberlebenden von dem Tode ihrer Lieben, die dahin geſchieden ſind, und von denen auffallender Weiſe nur wenige ein höheres Lebensalter erreicht haben. Hier ruht der Adlerträger der 14. Legion, erſt 32 Jahre alt, und ſein Bild in vollem militäriſchen Ornate prangt auf dem von dem Bruder geſetzten Grabſtein, dort ein Eiſenhändler aus Bithynien, dort Speratus Desideratus, ein junger hoffnungsvoller Arzt, consummatae peritiae medicus et mirae pietatis juvenis, dort ein adolescens spei et pietatis incomparabilis, betrauert von den gegen die Ordnung der Natur überlebenden Eltern (patres male judicantibus fatis superstites), dort die dulcissima Sentilla Neja, eine infans innocentissima von 12 Jahren u. ſ. w. Römer und Deutſche erſcheinen vom Kranze der Freundſchaft umſchlungen, wie Attilius und Volkmar, und die Kunſtgeſchichte wird ſelbſt durch eine Anzahl römiſch-deutſcher Töpferwaaren, oft mit den Namen ihrer Urheber bezeichnet, vertreten. Sogar Humor und Ironie haben ſich in dieſen Grabkammern angeſiedelt, wie in den chriſtlichen Domkirchen die arbeitenden Steinmetzen und Glasmaler oft ſpottende Carricaturen unter den Ornamenten angebracht haben. So lieſ't man auf der Außenſeite eines Steinſargs die nach einer bekannten Erzählung des Herodot gefertigte Inſchrift:

Digitized by Google

Allhier ruh' ich im Tode, Semiramis; Köcher und Pfeile
Und unermeßliches Gold sind mir zur Seite gelegt.
Wer von den Königen einst das Gold braucht, öffne das Grabmal,
Doch nicht mehr, als er braucht, nehm' er vom Schatze hinweg.

An der inneren Seite aber steht :

Wenn du ein Schurke nicht wärst und von unersättlichem Golddurst,
Hätt'st du die Ruhe des Grabs nimmer zu stören gewagt.

Wäre uns Zeit vergönnt, wir würden auch die Umgegend von Mainz durchwandelnd vieles Denkwürdige aus der Römerzeit betrachten können. In Weißenau ruht neben der Nervierin Julia Cirata der erst kürzlich durch Herrn Klein literarisch auferweckte 75 Jahre alte Schiffer Biussus, Atasiri filius; in Laubenheim ruht neben einem Silberschmied aus Pannonien Lychnis, die treue Magd des Quintus Epidius, die das seltne Alter von 150 Jahren und 4 Monaten erreicht hat; in Hechtsheim sehen wir einen Tempel des Mercurius Cambus, von Titus Induttus errichtet; in Niederolm liegt der Rechnungsführer des Arsenals der 14. Legion begraben; in Marienborn hat Curtelia Prepusa dem Mars Leucetius eine Votivtafel errichtet. Zahlbach bildet nebst dem ehemaligen Kloster Dalheim einen Theil des römischen Mainz und hat überaus zahlreiche Denkmäler aufzuweisen, von der legio IV. Macedonica allein 22 Grabsteine gemeiner Soldaten aus den Jahren 43—70, mit dem Grab eines dieser Legion angehörigen Weinhändlers aus Cordova, andere von der ala Hispanorum, cohors Asturum et Gallaecorum, cohors Lucensium, cohors Raetorum et Vindelicorum, ala Norica u. s. w. In Zahlbach liegt auch begraben C. Gavius Celee, Caji libertus, mit der Inschrift :

Treu, mein Gavius, hast du gelebt, unbescholtenen Wandels,
Drum dem Verdienste zum Lohn sei nun die Erde dir leicht!

Ferner der Freigelassene C. Seccius Lesbius mit dem poetischen Nachruf :

Zwar hat des Schicksals Hand mir Blüthen der Jugend beschneeret,
Aber dem Armen doch nicht Jugendgenüsse gewährt.
Zwanzig Jahr' erst hatt' ich gelebt, als der Tod mich entraffte,
Und mein Seccius*) seufzt über den herben Verlust.
Mög' er besserer Güter sich freu'n für unseren Hintritt.
Wenn er der Seinen noch viel glücklich am Leben behält.
Er hat Grab und Inschrift mir zu Ehren gesetzet,
Sein ist der Name, der hier Thränen gewidmet erscheint.

Bretzenheim, von den hier stationirten Britannen benannt, hat zwar kein Denkmal des wahrscheinlich hier ermordeten Alexander Severus aufzuweisen, wohl aber viele andere, so das des C. Julius Niger aus Carcassonne, Soldaten der zweiten Legion, mit einer poetischen Grabschrift, welche nach den von Lersch verbesserten Lesarten etwa so lautet :

Freund, komm her und lies, was die wenigen Zeilen besagen :
Für die ewige Zeit ist hier mein heimisches Haus.
Julius ruht allhier, von des Grabmals Hügel umschlossen,
Asche und Moder ist sein lebenbeseeleter Leib.
Wohl durchlebte ich einst glückselige Zeiten der Jugend,
Doch bald setzte der Tod flüchtigen Tagen ihr Ziel.
Fünf und vierzig der Jahre genau vollbracht ich hinieden,
Und der Tag der Geburt brachte mir Armen den Tod.
Jenseits der stygischen Fluth durchwandl' ich nun ferne Gefilde,
Wo in dem ewigen Wohnsitz mich die Parze bewahrt.

*) Seccius, der freilassende Herr, dessen Namen der freigelassene Diener trägt. Aus Secciani murus ist Seckmauern im Odenwalde geworden.

Finthen liefert die Quellen zu der römiſchen Waſſerleitung in der Nähe eines Merrurtempels; Gonſenheim zeigt die Ueberreſte einer römiſchen Villa; in Mombach thront Jupiter Saranicus Conservator; in Heidesheim auf einem gemeinſamen Altare Juno, Minerva, Merrur und Hercules. Ingelheim's römiſche Alterthümer laſſen vermuthen, daß dieſer Ort ſchon in den Zeiten der Römer als ſtädtiſche Anlage und Station zwiſchen Mainz und Bingen vorhanden war, und daß er gerade als ein alter Römerplatz von Karl dem Großen zur Gründung ſeines prachtvollen Palatiums gewählt worden iſt.

Sollte uns bei dieſer Umſchau die Luſt anwandeln, eine Weltreiſe durch das römiſche Reich zu unternehmen, ſo bietet auch dazu Mainz einen paſſenden Ausgangspunkt, und wir haben uns nur zu verſehen mit den neueſten Ausgaben der beſten römiſchen Poſt- und Reiſekarten, die auf Agrippa's Vermeſſung des römiſchen Reiches begründet ſind, namentlich dem Itinerarium Antonini, der Peutinger'ſchen Tafel und ähnlichen Werken, die als getreue Wegweiſer alle Poſtſtationen auf den großen Heerſtraßen mit Angabe der Entfernungen uns vorzeichnen. Zieht es uns nach Süden, ſo geht der Weg von Mainz über Oppenheim, Worms, Speyer, Zabern, Selz, Brumat, Straßburg, Breiſach, Augſt. Entſchließen wir uns in dieſer Kaiſerſtadt (Augusta Rauracorum), die Reiſe nach Italien fortzuſetzen, ſo führt uns die Heerſtraße über Solothurn, Avenches, Moudon, Vevay, St. Moriz, Martinach, über den großen Bernhard, durch Aoſta, Ivrea, Vercelli, Novara nach Mailand. Entſcheiden wir uns dagegen in Augſt für eine Tour in öſtlicher Richtung, ſo geht es über Windiſch, Winterthur, Arbon, Bregenz, Kempten, Augsburg, Innſpruck, Salzburg, Lorch, Wien und weiter nach Semlin, Konſtantinopel, Jeruſalem u. ſ. w. Wollen wir dagegen von Mainz eine nordiſche Rheinreiſe unternehmen, ſo iſt jedenfalls unſere nächſte Station Bingen, wo wir die Wahl haben, entweder am Rhein über Oberweſel und Boppard die Reiſe nach Coblenz fortzuſetzen, oder den beliebten Abſtecher über Dumnissus, Belginum, Noviomagus nach Trier zu machen und von hier der Moſel entlang nach Coblenz zu gehen, von wo aus die Heerſtraße weiter nördlich über Andernach, Remagen, Bonn, Cöln, Neuß, Xanten, Kellen, Utrecht nach Leyden führen wird.

Keine dieſer Straßen führt uns hinüber auf das rechte Rheinufer, nicht als ob es hier auf römiſchem Gebiete an guten Landſtraßen fehlte, aber ſie ſind noch im Werden begriffen, können unter dem gefahrvollen Andringen muthiger Feinde nicht vollendet werden und ſtehen darum in dieſem abgelegenen sinus imperii ſo ſehr außerhalb des großen Weltverkehrs, daß die Landkartenzeichner und Reiſebeſchreiber noch gar keine Notiz von ihnen genommen haben. Wir begnügen uns, die ſchon erwähnte Gründung des Druſus, das Castellum Mattiacorum zu beſuchen, was zwar von keinem der alten Autoren genannt wird, aber durch viele Alterthümer mit einigen und dreißig Inſchriften beweiſt, daß es als Mittelpunkt der civitas Mattiacorum ſchon ein bedeutender Ort geworden iſt, deſſen hastiferi im Jahr 236 einen vor Alter verfallenen Vatiraniſchen Berg mit einem Tempel der Bellona wieder hergeſtellt haben. An das römiſche Caſtell iſt ſchon im Jahr 170 ein vicus novus Melonlorum angebaut. Eine doppelte Landſtraße führt von hier aus links nach den ſchon von den Römern hochgeſchätzten Aquis oder Fontibus Mattiacis, rechts an einer langen Reihe von Gräbern nach Hochheim, wo ſie ſich abermals theilt und links über Heddernheim, Bonames (bona mansio), Saalburg nach Friedberg *), rechts nach Höchſt an der Mündung der Nidda (das hier liegende Dorf Nidda als Nida ſchon inſchriftlich genannt) und Frankfurt führt, deſſen römiſcher Urſprung keinem Zweifel unterliegt, wenn auch der jetzige Name erſt nach Chlodwigs Zeit aufgekommen iſt und erſt unter Karl dem Großen ausdrücklich genannt wird. Von dem bei Caſtel belegenen Koſtheim (Kuffinſtein 795 genannt wie das

*) Friedberg enthält noch in ſeinem Namen die Erinnerung daran, daß es in römiſcher Zeit ein umfriedeter, d. h. mit Feſtungswerken geſchützter und Schutz gewährender Berg, der äußerſte Vorpoſten des römiſchen Reiches war. Daſſelbe Wort umgekehrt, Bergfriede, franz. beffroi, iſt die bekannte Benennung eines auf der Höhe gelegenen Feſtungsthurmes.

tyroliſche Kuffſtein, nur daß Kopf hier die Landſpitze bezeichnet) zeigt ſich zwar noch keine Spur, aber ſelbſt auf der gegenüber liegenden Mainſpitze, wo der Schwedenkönig die nunmehr wieder verſchwundene Guſtavsburg erbaute, finden wir eine römiſche Anſiedelung, welche nicht blos einen dem Jupiter und der Juno i. J. 217 errichteten Altar, ſondern auch zwei Gräber aufzuweiſen hat; in dem einen ruht T. Javennius Proculus aus Faenza, Centurio der 22ſten Legion, in dem andern der Reitersmann Togitius, Solimari filius, in welchem letzteren man den zu Julians Zeit hier herrſchenden Alemannen-König Suomar zu erkennen glaubt. Wäre die von Prof. Klein in Mainz längſt vorbereitete Sammlung und Erklärung ſämmtlicher Mainzer Inſchriften ſchon erſchienen, ſo würden wir im Stande geweſen ſein, noch manches Denkwürdige aus der Geſchichte von Mainz und ſeinen Umgebungen in neuem Lichte hervortreten zu laſſen.

Während aber die Herrlichkeit des römiſchen Mainz unter dem Annahen der Völkerwanderung mehr und mehr ihrem Verfall entgegengeht, und hundert Jahre hindurch ſelbſt der Name Mainz nur noch ſelten genannt wird, iſt in der Stille eine große Umwandlung eingetreten, aus dem heidniſchen iſt ein chriſtliches Mainz geworden. Auch hier ſucht das chriſtliche Gemüth mit ſehnſuchtsvollem Eifer zu ergründen, wer die Lehre des Heils gebracht habe, und in den unſcheinbarſten Spuren möchte es noch die Fußtapfen ſeiner Schritte gewahren. Aber die Frage nach Urheber und Zeit der Stiftung kann, wie meiſtens, nur aus der Legende beantwortet werden, die zuweilen mit poetiſchem Sinne durchgeführt, doch nur ſelten ein Körnchen hiſtoriſcher Wahrheit enthält. So hat ſie denn auch ſchon unter der Regierung des menſchenfreundlichen Titus den heiligen Creſcens aus Rom beſchieden, um ihn im Jahr 80 als erſten Biſchof von Mainz zu inthroniſiren. Aber Alles, was von ſeiner Ankunft mit der 22ſten Legion aus Jeruſalem, von ſeinen Wundern und ſeinem Märtyrertode unter Verweiſung auf Dalheim als primi episcopii locus mit einer tumba Crescentii erzählt wird, hat weiter keine Beglaubigung, außer daß der Apoſtel Paulus im Jahr 61 von Rom aus ſchreibt (2. Timoth. 4, 10), Creſcens ſei nach Galatien gegangen. Auch bedarf es heut zu Tag nicht mehr des Beweiſes, daß das von Meginfried in Fulda aufgenommene Verzeichniß der Mainzer Biſchöfe bis auf Bonifacius herab nur wenige geſchichtlich beglaubigte Namen enthält.

Die eigentliche Quelle des rheiniſchen Chriſtenthums ſcheint Lyon geweſen zu ſein. Schon ſeit der Gründung von Marſeille im Jahr 600 hatte ein uralte Verbindung zwiſchen Kleinaſien und Gallien beſtanden, die durch die Wanderungen der Gallier gefördert auch in chriſtlicher Zeit fortdauerte. Von Marſeille aus war ein großer Theil des ſüdlichen Galliens halb und halb ein helleniſches Land geworden, überall griechiſche Niederlaſſungen, die Druiden ſchrieben mit griechiſcher Schrift, und der griechiſche Delphin, der muſikliebende, den Menſchen befreundete Liebling des delphiſchen Gottes war das Stadtwappen von Vienne geworden (daher Dauphin und Dauphinée), welche Stadt ſelbſt einen griechiſchen Namen trägt (nach *Bienna* auf Kreta). In Lyon, was, bevor Paris durch Julian und die fränkiſchen Könige emporkam, den Rang einer Hauptſtadt Galliens einzunehmen ſchien, hatte die erſte chriſtliche Gemeine aus Griechen ſich gebildet, die, um einen Biſchof zu erhalten, ſich in ihrem Vaterlande an den Biſchof Polykarpos von Smyrna wandten, einen ehrwürdigen Greis, der in früher Jugend die Lehre des Heils noch aus dem Munde des milden und poetiſch feurigen Evangeliſten Johannes empfangen hatte. Er ſandte einen würdigen Mann von höherem Alter, Namens Pothinos, welcher 160 der erſte Biſchof von Lyon wurde, und einen jüngeren Begleiter in der Perſon des Irenäos, welcher deſſen Nachfolger auf dem biſchöflichen Stuhle von Lyon 170—202 geworden iſt. Den Bemühungen dieſer Männer verdankt man zumeiſt die erſte Ausbreitung des Chriſtenthums in Gallien, und in den Schriften des Irenäos werden bereits ausdrücklich chriſtliche Kirchen in Germaniis, das heißt in den beiden cisrhenaniſchen Provinzen erwähnt.

Für die Verbreitung des Christenthums war es ein besonders günstiger Umstand, daß die gebildeten Völker der Erde nicht neben einander in eine Menge von Staaten mit verschiedenen Sprachen und Gesetzen zerstückelt bestanden, sondern im römischen Reiche zu einer großen Einheit von Staat und Gesetz vereinigt waren. Die Muttersprache des Christenthums, die griechische, war die Sprache der ganzen cultivirten Welt, und die mit ihr eng verbundene lateinische die Regierungs- und Geschäftssprache des römischen Reiches. Im Besitz dieser beiden Sprachen war den christlichen Missionspredigern der Weg gebahnt von Damaskos bis nach Spanien und Britannien, und in der Regel hat ihnen die heidnische Staatsgewalt kein Hinderniß in den Weg gelegt. Im Allgemeinen ist die religiöse Duldung der Römer auch dem Christenthum nicht versagt worden, und wenn gleichwohl auch harte Verfolgungen stattgefunden haben, welche die christliche Kirchengeschichte nach Ausdeutung einer apokalyptischen Vision unter jene zehn römische Kaiser vertheilt hat, die für die größten Feinde der neuen Lehre gehalten wurden, so waren dies doch nur vorübergehende Ausnahmszustände, nicht sowohl durch den Haß gegen das Christenthum an sich, als vielmehr durch die mit dem neuen Glaubenskampfe verbundenen politischen und socialen Zerrüttungen erregt, und durch die mannichfaltigsten weltlichen Einwirkungen gesteigert, ganz abgesehen davon, daß authentische Berichte darüber nur in den seltensten Fällen vorhanden sind, während umgekehrt die Hinneigung mancher Kaiser zum Christenthum, wie bei Alexander Severus 222—35 und Philippus 244—49 ausdrücklich hervorgehoben wird. Nichts aber beweist die dem Christenthum zugewendete Gunst der Verhältnisse in höherem Grade, als der Umstand, daß es zwar schnell bis an die äußersten Gränzen des römischen Reiches sich verbreitet, aber, wenn man etwa Mesopotamien ausnimmt, wo der König Abgar von Osroene in Edessa mit Christus selbst in brieflichem Verkehr gestanden haben soll, bis auf die Zeiten Constantins herab, nirgends jene Gränzen überschritten hat.

Das damalige Christenthum war dem Kriegsdienst unter heidnischen Fürsten nicht günstig, und schon im Jahr 235 war bei Mainz im Heere des Maximinus der Fall vorgekommen, daß ein christlicher Soldat, der den Lorbeerschmuck als heidnisch ablehnte und, darüber zur Rede gesetzt, auch Kriegsrock, Feldstiefeln und Schwert von sich that, der Todesstrafe verfiel. Die Kirche hat sein Schicksal nicht weiter beachtet, weil er ein Montanistischer Ketzer war. Aber ein ähnlicher Vorfall wiederholte sich noch unter Julian in der Nähe von Worms. Es trat ein Soldat aus den Reihen des Heeres hervor, erklärte, daß er ein Soldat Christi sei und als solcher nicht an weltlichem Kriegsdienst ferner Theil nehmen, nicht zweien Herren dienen könne, und verlangte seinen Abschied. Er wurde sogleich in Gewahrsam gebracht, doch besann sich Julian anders und ließ ihn ziehen. Dieser Mann war der heilige Martinus aus Pannonien, nachmals als Bischof von Tours 371—97 hoch berühmt geworden, der Begründer des Mönchthums in Gallien und deshalb auch zum Schutzpatron von Mainz erhoben, wo die Martinskirche und die Martinsburg seinen Namen verewigt haben, der noch jetzt in den zahlreichen Martinspfründen wiederkehrt, und dem selbst Luther, am Tage dieses Heiligen, am 10. November geboren, seinen Vornamen verdankt.

Gerade zur Zeit dieses Heiligen erscheint Mainz zum erstenmal als christliche Stadt, und der unzweifelhafte Beweis dafür liegt in folgendem Berichte des Ammianus Marcellinus über den schon erwähnten Feldzug von 368. „Ein alemannischer Häuptling Rando brachte einen längst gehegten Plan zur Ausführung, in Mainz, das keine Besatzung hatte (!), mit einer plündernden Rotte sich einzuschleichen. Und weil zufällig eben ein christliches Fest (wahrscheinlich das Osterfest) gefeiert wurde, so gelang es ihm, unbehindert ganze Schaaren von Männern und Weibern jedes Standes mit nicht geringem Hausrath ohne Widerstand zu entführen.“ Die Erzählung ist von der Art, daß das Christenthum in Mainz nicht als neu begründet, sondern nur als längst bestehend und durch den Cultus die gesammte Einwohnerschaft in Anspruch nehmend gedacht werden kann. Dies wird nun aber um so merkwürdiger erscheinen, wenn

wir erwägen, daß ſelbſt Rom damals noch nach ſeinem vorherrſchenden Charakter für heidniſch galt und von chriſtlichen Fanatikern als ein heidniſches Babel verflucht und dem bevorſtehenden Untergang geweiht wurde, wie denn nur zu dieſer Zeit die chriſtliche Sibylle das prophetiſche Wort ſprechen konnte :

Rom iſt nicht mehr auf Erden zu ſehn, iſt nicht mehr zu hören.

Erſt im Jahr 382 erfolgte jene berühmte Senatsſitzung, in welcher über die von dem Kaiſer Gratian vorgelegte Frage, ob in Zukunft hier Jupiter oder Chriſtus verehrt werden ſollte, förmlich discutirt, und nach Mehrheit der Stimmen Jupiter abgeſetzt, und aller Bemühung des Symmachus unerachtet das Bild der Victoria aus dem Sitzungsſaale entfernt wurde. Erſt mit dieſem Momente iſt Rom's Heidenthum vernichtet, und beginnt die Herrlichkeit des chriſtlichen Rom.

Was wir von dem chriſtlichen Mainz weiter erfahren, beſteht in dürftigen und abgeriſſenen Notizen. Zu einer Zwiſchenſtation zwiſchen Mailand und Trier herabgeſunken wurde es auf dieſer Reiſe 383 auch von dem heiligen Ambroſius berührt, der eben die Verhandlungen zwiſchen Theodoſius und Maximus führte und bei Mainz von dem ihm entgegengeſendeten Grafen Victor in Empfang genommen wurde.

Nach der Notitia dignitatum war Mainz zu Anfang des fünften Jahrhunderts noch der Sitz eines Dux Moguntiacensis, unter dem die römiſchen Militärpräfecten von Selz, Zabern, Germersheim, Speier, Altrip, Worms, Mainz, Bingen, Boppard, Coblenz und Andernach ſtanden. Aber die wiederholte Entblößung des Rheins von Truppen, die Stilicho zur Vertheidigung Italiens verwenden mußte, ſtürzten Mainz mit ganz Gallien ins Verderben. Im Jahre 406 oder 407 wurde es von den einbrechenden Alanen, Vandalen und Sueven erobert und zerſtört, und in der Kirche viele tauſend Menſchen erſchlagen, wie der heilige Hieronymus berichtet. Doch iſt nicht an völlige Zerſtörung zu denken, da ſchon 412 in Mainz *) Jovinus mit Hülfe der Alanen und Burgunder zum römiſchen Kaiſer ſich aufwirft. Aber nach Attila's Zuge, bei welchem Mainz nicht zur Erwähnung kommt, wird das obere Germanien von den Franken unter dem König Meroveus 454 völlig überwältigt. Dies iſt das Ende des römiſchen Mainz, das nunmehr zur fränkiſchen Stadt geworden iſt, während Worms den Alemannen verblieb. Die Gränze zwiſchen Franken und Alemannen wurde durch große Steine bezeichnet, die von Nierſtein aus quer durch das heutige Rheinheſſen hindurch bis in die Gegend von Saarbrück zogen, und von denen einige, unter den Namen von Spindel- oder Teufelſteinen bekannt, noch jetzt vorhanden ſind. Die römiſche Herrſchaft in Mainz hatte 510 Jahre gedauert, iſt jedoch nochmals von Aegidius auf 7 Jahre erneuert worden, während welcher Zeit, 457 bis 464, der von den Franken vertriebene König Childerich in Thüringen verweilte.

Es läßt ſich vermuthen, daß auch das Chriſtenthum in Mainz während der Unruhen des fünften Jahrhunderts faſt vernichtet und erſt nach Chlodwigs Bekehrung 486 wieder erneuert worden iſt. Zwei von Mainz gefeierte Namen treten in der chriſtlichen Geſchichte dieſes Jahrhunderts als Märtyrer hervor, der heilige Albanus und der Biſchof Aureus; doch möchte es unmöglich ſein, aus dem Chaos von Widerſprüchen, in welche ihre Legenden verfallen, irgend ein poſitives Reſultat für die Geſchichte zu erzielen. Als weltgeſchichtlich bedeutſam aber müſſen wir hervorheben, daß das Chriſtenthum am Rhein, wohin es ſo ſchnell ſich verbreitet hatte, am längſten Halt gemacht hat. Faſt ein halbes Jahrtauſend hindurch wagte es nicht, dieſen Gränzfluß des römiſchen Reiches zu überſchreiten und ein Barbarenland zu betreten, das der römiſchen Herrſchaft und der lateiniſchen Sprache fremd geblieben war. So iſt denn allerdings noch eine ſpäte Folge der Teutoburger Schlacht, daß Germanien im Chriſtenthum ſo lange hinter Gallien zurückgeblieben iſt, daß es die Predigt deſſelben

*) Unſer Gewährsmann Olympiodoros nennt freilich Mundiacum, kann aber nur Moguntiacum damit gemeint haben. Der Mann war ein Aegypter und mit der rheiniſchen Geographie wohl nicht ſehr vertraut.

erſt aus dem fernen Britannien und Irland erhalten konnte, und daß es auch dann noch einen Jahrhunderte fortdauernden Kampf auf Leben und Tod gekoſtet hat, um ihm die Alleinherrſchaft des Glaubens zu erringen.

Man hat die Vermuthung geäußert, daß das Rad des Mainzer Wappens nicht von dem Wagnersſohn Erzbiſchof Willegis, ſondern von einem öfter vorkommenden römiſchen Symbol des Sternes mit 6 Strahlen herrühren, und daß der Anblick der zahlloſen römiſchen Stempel und Siglen in Mainz Gutenberg zur Erfindung der Buchdruckerkunſt hingeleitet habe. Wie dem auch ſei, immer kann man mit Wahrheit behaupten, daß das römiſche Mainz den Grund gelegt habe zu allem Schönen und Herrlichen, was das goldne Mainz des Mittelalters, das deutſche Mainz der Gegenwart auszeichnet, und ſomit wird auch das römiſche Mainz, das heidniſche ſowohl wie das chriſtliche, ein denkwürdiges Moment des weltgeſchichtlichen Fortſchrittes bleiben, den eine höhere Hand einem uns unbekannten Ziele entgegenführt.

Die Römer im Odenwalde.

Von Friedrich Knapp *).

Die römiſchen Alterthümer in der Grafſchaft Erbach und Herrſchaft Breuberg ſind keine Produkte der Kunſt; wer hier eine Beſchreibung von marmornen Statuen und Büſten, von Prachtgebäuden, Gemmen, künſtlich gearbeiteten Geräthſchaften, koſtbaren Gefäßen erwartet, wird ſich getäuſcht finden. Auf den rauhen Gebirgen des Odenwaldes mochte kein römiſcher Wollüſtling in üppigen Palläſten ſchwelgen. Hier iſt kein Herculanum, kein Pompeji mit ſeinen Reichthümern verſchüttet worden. Alles, was dieſe Gegenden dem Alterthumsforſcher darbieten, trägt, im Vergleiche mit dem, was Italien und andere, lange mit dem römiſchen Staate vereinigten, Provinzen liefern, den Stempel der Rohheit. Lediglich zu militäriſchen Zwecken, nicht von Künſtlern, ſondern von Soldaten erbaut und verfertiget, fehlt dieſen Gegenſtänden überall der Character der Kunſt, der jenen Zeiten eigen war, in welchen ſie ihr Daſein erhielten. Wollte man ſie als Kunſtproducte betrachten, ſo würde man ſie weit früheren Jahrhunderten zuſchreiben müſſen. Allein weit entfernt von Rom, kämpfend mit den Beſchwerlichkeiten, welche eine gebirgigte, damals wahrſcheinlich gar nicht cultivirte Waldgegend in Menge darbot; ſtets den Anfällen eines kriegeriſchen, unermüdeten Volkes ausgeſetzt, mußte der römiſche Soldat ſein ganzes Beſtreben nur darauf richten, ſich die nothwendigſten Lebensbedürfniſſe, Sicherheit vor dem Feinde, und Schutz gegen die widrige Einwirkung eines rauhen, ungewohnten Klima's zu verſchaffen. Faſt alles, was er haben wollte, mußte er ſich ſelbſt bereiten; aus den Materialien, wie ſie die Gegend lieferte, mußte er die Gebäude aufführen, die Bildniſſe ſeiner Götter verfertigen. Arbeiten, welche er nie erlernt hatte, lehrte ihn die Noth verrichten, und dieſe Lehrmeiſterin hat zu keiner Zeit an Schönheit und Pracht gedacht.

1.

Römiſche Kaſtelle im Odenwald. Das Kaſtell bei Eulbach, Vielbrunn und Ohrenbach.

Das Kaſtell von Eulbach liegt dicht an dem dortigen Jagdhauſe, war ganz mit Dammerde bedeckt, und wurde eben deshalb ſpäter als die übrigen aufgefunden. Nur eine kleine Erhöhung, welche der Wall noch bildet, und die Schicklichkeit des Platzes,

*) „Römiſche Denkmale des Odenwaldes, insbeſondere der Grafſchaft Erbach und Herrſchaft Breuberg u. ſ. w. von Dr. Juris J. F. Knapp, mit einer Karte und 59 Abbildungen. Zweite Auflage von Dr. H. E. Scriba. Darmſtadt 1854."

verbunden mit der Nothwendigkeit der Existenz eines befestigten Postens in dieser Gegend, wenn nicht die ganze Linie eine Lücke haben sollte, verriethen es. Es beobachtet, wie jenes bei Würzberg, einen zweiten Ausgang des Watterbacher Thales, und hat eine ziemlich breite Fläche vor sich.

Als die Dammerde abgeräumt war, fand man von den Fundamentsteinen der Wallmauer, an der dem Feinde entgegenstehenden Ostseite, noch zwei Reihen, an den übrigen aber nur eine Lage unverrückt. Die Ecken waren abgerundet; die Länge des ganzen Kastells betrug 156 und die Breite 140 Fuß.

In der Hauptsache war es gerade wie die schon beschriebenen gebaut, jedoch fanden sich einige Abweichungen.

Es hatte nur ein Hauptthor, und zwar mitten in der dem Feinde zugekehrten Seite; einige Unterbrechungen der Fundamentsteine an der südlichen Seite machen es möglich, daß auch hier ein Ausgang war, aber mit Gewißheit ließe sich dieses nicht mehr entscheiden; an den übrigen Seiten dagegen war zuverlässig kein Thor angebracht.

An dem 9 Schuh weiten Hauptthore fand man die beiden untersten Reihen der Steine, welche die rechte Thorwand bildeten, beinahe noch alle ganz unverrückt und von jenen der linken Thorwand zwar wenigere, aber doch einige. Es wurde sogleich ein genauer Grundriß aufgenommen; das Thor alsdann in dem Eulbacher Garten mit größter Sorgfalt aufgestellt, die rechte Thorwand und der daran stoßende Theil der Wallmauer, so wie sie wahrscheinlich im unverletzten Zustande beschaffen waren, aufgebaut, und dadurch diese Entdeckung dem gänzlichen Untergang entrissen.

Es ist merklich von jenen an dem Würzberger Kastelle gefundenen Thoren verschieden, welche eigentlich nur Einschnitte des Walles sind; dieses aber ist, wie die Zeichnungen ausweisen, weit sorgfältiger bearbeitet. Nur Einiges blieb hinsichtlich der Structur desselben ungewiß. Die Angelsteine waren nämlich zerbrochen, und lagen mitten im Thor, auch konnte man nicht genau sehen, wie weit die Anlaufsteine sich in das Innere des Thores zogen, weil gerade da einige Steine fehlten. Es ist daher mögtich, daß die Angelsteine um 2 Schuh weiter nach Innen angebracht waren, als man sie nun gelegt hat, und daß auch ein Anlaufstein mehr sich an die anderen anschloß.

Uebrigens war an diesem Kastelle die östliche, dem Feinde zugekehrte Seite, ebenfalls mit mehr Sorgfatt gebaut, als die andern. Zu beiden Seiten des Hauptthors waren 15 Schuh lange Anlaufsteine angebracht, welche da, wo sie sich endigten, mit den anstoßenden, senkrecht stehenden, Steinen eine kleine Verkröpfung bildeten. So weit diese Anlaufsteine reichten, war das Kastell mit dreigliedrigen, übrigens aber nur mit zweigliedrigen Gesimssteinen an der Ostseite geziert; ob die anderen Seiten ebenfalls Gesimse hatten, ist noch unentschieden, weil der ganz eingeebnete Graben vor der Wallmauer nicht überall untersucht werden konnte. Deckelsteine von Zinnen, eine Lanze und eine wohl erhaltene Silber-Münze von Domitian, nebst vielen Stücken großer und kleiner irdener Gefäße, worunter mehrere schön gearbeitete von feiner terra sigillata sind, fanden sich in dem Graben an der Ostseite.

Zwischen dem Kastell bei Eulbach und dem zunächst folgenden, dem sogenannten Hainhaus bei Bielbrunn, trifft man, östlich von der dahin führenden Straße, abermals drei kleine Vertheidigungswerke an, deren Ursprung und Zweck nicht leicht auszumitteln ist. Sie erhalten hier nur der Vollständigkeit wegen, und um nähere Untersuchungen derselben zu veranlassen, eine Stelle. Es sind folgende:

Auf dem Wege von Eulbach nach dem Sansenhofe findet man, sobald man von dem Feld in den Wald tritt, etwas rechts von dem jetzigen Wege ab, einen 100 Schritte langen, vor dem Ende einer Thalbucht liegenden Wall. Er ist noch 3—5 Schuh hoch, und seine Grundfläche hat 6—7 Schuh Breite. An verschiedenen Stellen desselben sind Gräben, welche aber erst in neuerer Zeit durch das Wasser gerissen worden zu sein scheinen; für das hohe Alter des Walles selbst bürgen übrigens die darauf stehenden alten Bäume. Ob er indessen von den Römern aufgeworfen war, um dem Andringen der Deutschen aus dem Thale herauf ein Hinderniß in den Weg zu legen,

oder ob er aus den Zeiten des 30jährigen Krieges, oder von andern Ereigniſſen herrühre, iſt bei dem Abgange beſtimmter Merkmale ſchwer zu entſcheiden, jedoch ſcheint mir die zuerſt angegebene Beſtimmung, die meiſte Wahrſcheinlichkeit für ſich zu haben.

Die beiden andern eben berührten Vertheidigungs-Werke, liegen an der Straße, welche von Eulbach nach Amorbach führt.

Das erſte beſteht aus einer von großen, rauh bearbeiteten Steinen, 4 bis 4½ Schuh hoch aufgeführten, einen Halbzirkel (deſſen Mittelpunkt gegen Amorbach hin fällt) bildenden Mauer, durch deren Mitte die Straße geht.

An dem Durchgange ſelbſt liegt noch ein Thor-Angelſtein, welcher auf die Exiſtenz eines Thores deutet, und an der inneren Seite der Mauer ein Aufwurf von Erde. An den beiden Enden dieſer 25 Schritte langen Mauer fangen Gräben an, welche auf der Seite gegen Amorbach zu ausgemauert ſind. Der nördliche Graben iſt 47, der ſüdliche 136 Schritte lang.

Der Zweck dieſer Verſchanzung konnte nur der ſein, den von Eulbach kommenden Truppen den Weg nach Amorbach zu verſperren; wie läßt ſich aber dieſes mit der Hauptpoſition der Römer vereinigen? Ich vermag hierüber, außer Vermuthungen über allenfallſige momentane Stellungen, nichts anzugeben, und zweifle daher ſehr an dem römiſchen Urſprunge dieſer Verſchanzung. Eben ſo wenig Aufklärung gibt die zweite an dieſem Wege, kaum 500 Schritte von der erſten, liegende Verſchanzung. Sie beſteht aus kleinen, zu beiden Seiten der Straße angebrachten Mauern, in deren Nähe man abermals ſehr alte verkrüppelte Bäume bemerkt. Man kann aus ihrem Baue nicht einmal mit Sicherheit ſchließen, von welcher Seite der Feind erwartet wurde, den ſie abhalten ſollten.

Irgend ein Vorfall im 30jährigen Krieg mag die Entſtehung dieſer beiden Vertheidigungswerke veranlaßt haben.

Wir kommen nun im Verfolge der römiſchen Hauptlinie zu dem, eine kleine Stunde Wegs von Eulbach entfernten römiſchen Kaſtelle, das unter dem Namen des Hainhauſes bei Vielbrunn ſchon lange bekannt iſt *). Es iſt das erſte in der Herrſchaft Breuberg, welche die römiſche Linie nun betritt. In ſeinem Umfange ſteht ein Jagdhaus des Fürſten von Löwenſtein, nebſt mehreren Oekonomie-Gebäuden, durch deren Errichtung die Ueberreſte des römiſchen Feſtungswerkes ausnehmend gelitten haben.

Die gepflaſterte Heerſtraße, welche wahrſcheinlich alle Kaſtelle verband, iſt zwiſchen hier und Eulbach an mehreren Orten, namentlich aber an dem Eingange zu dem Hainhaus ſehr ſichtbar, und es ſtehen dort uralte Eichen darauf.

Wall und Graben des Kaſtells ſind zwar an vielen Stellen noch bemerkbar, jedoch ſo verbaut und mit neuem Schutt überfüllt, daß eine Unterſuchung daſelbſt eben ſo zwecklos als unmöglich ſein würde.

Es war ungefähr 258 Schuh lang und breit, und im Ganzen nicht abweichend von den übrigen Kaſtellen gebauet. Vor einiger Zeit wurde der Deckelſtein einer Zinne daſelbſt gefunden, welcher, wie jene an der Zwing, ein der Länge nach geſpaltener Cylinder war.

Zufällig entdeckte man an der öſtlichen Seite deſſelben, in einer mäßigen Entfernung von dem Walle, eine außerordentliche Menge größerer und kleinerer, zum Theil ganz, zum Theil halb abgerundeter Steine, ſo daß man mehrere Wagen davon wegführte.

Es ſind einige gezeichnet; ich halte ſie für Schleuderſteine **), und dieſe Entdeckung iſt für die Erklärung der in dem Bade bei dieſem Kaſtelle gefundenen Inſchrift nicht ohne Wichtigkeit.

---

*) Schneider l. c. pag. 259.

**) Daß die Schleuderſteine rund waren, erhellt aus folgender Stelle:

Saepe enim adversum bellatores cassidibus catafractis, loricisque munitos, teretes lapides de funda vel fustibalo destinati, sagittis sunt omnibus graviores, cum membris integris letale tamen vulnus importent, et sine invidia sanguinis hostis lapidis ictu intereat. Vegetius de re milit. L. 1. c. 16. Vergleiche Livius L. 38. c. 21.

Auch eine ziemlich gut erhaltene Silbermünze von Septimius Severus, auf der Kehrseite mit der Umschrift : Pontifex Maximus, Tribunitia Potestate XVII. Cons. III. Pater Patriae wurde hier gefunden.

Das Kastell bei Vielbrunn liegt eine bedeutende Strecke von dem Abhange des Bergrückens gegen den Main hin entfernt, und dieser Umstand veranlaßte wahrscheinlich die Römer, dem Hainhaus gegenüber, mithin vor der Fronte der Hauptlinie, noch ein Kastell anzulegen, das zum Aufenthalte der Vorposten dienen, und einen unvermutheten Ueberfall der Hauptlinie verhüten konnte. Es liegt*) gerade oberhalb Ohrenbach, wo sich der vom Bastelshofe herlaufende Bergrücken sehr jäh in das Ohrenbacher Thal senkt. Man nennt die Gegend an der alten Schanze, und nicht weit davon ist der sogenannte lange Stein, welcher die Herrschaft Breuberg und das Fürstenthum Leiningen scheidet. Die äußere Figur dieses Kastelles ist die der übrigen, nämlich ein Oblongum mit abgerundeten Ecken; der Durchmesser von Osten nach Westen beträgt 90, und der von Süden nach Norden 80 Schritte. In der Mitte befindet sich ein verschütteter Ziehbrunnen. Der äußere Graben ist jetzt noch 6 bis 8 Fuß tief, oben gegen 20 Schuh weit und hatte, wie man an einzelnen Stellen deutlich sieht, nach außen hin einen starken Aufwurf. Der eigentliche Wall trägt keine Spur von Mauer an sich, er besteht lediglich aus Erde, ist oben 5 bis 6, und auf der Grundfläche 10 bis 20 Schuh breit. Von innen beträgt seine Höhe zwischen 10 bis 14, und von außen 10 bis 20 Fuß. Nur an einer Seite ist ein 12 Schuh breites Thor. Der äußere Graben ist hier unterbrochen, um eine Brücke zu ersparen, und der Wall zieht sich zu beiden Seiten in das Kastell herein, damit der Eingang besser vertheidiget werden konnte. Besonders auffallend ist ein Graben im Innern der Befestigung, welcher 29 Schritte von dem Eingang entfernt, in einer parallelen Richtung mit dem Walle, den inneren Raum von Süden nach Norden durchschneidet, sich an der südlichen und nördlichen Seite ganz an den Wall anschließt, und dann auf beiden Seiten endiget, sobald er die dem Thore gegenüberstehende Flanke berührt. Seine Tiefe beträgt 5 bis 6, und die Breite 13 Fuß. Die Brücke, welche über ihn führte, war vermuthlich von Holz, weil man keine Spur mehr von ihr findet. Erstürmte also der Feind die dem Eingange gegenüber liegende Flanke des Walles, so konnte sich die Besatzung hinter diesem Graben noch einmal zur Wehre setzen, ehe sie das Kastell verließ. Zur leichteren Uebersicht dieser Beschreibung wird der Grundriß des Kastells dienen, und ich kann mich, so oft ich es betrachte, nie des Gedankens an ein Kastellum tumultuarium enthalten.

2.

Grundsätze der Römer bei Anlegung der Lager und Kastelle.

Der 22ten Legion war die Besatzung des Odenwaldes und seiner nächsten Angrenzungen vorzüglich zu Theil geworden. Von ihr rühren die Vertheidigungswerke in der Hauptlinie her, und dieser Umstand giebt über die Gleichförmigkeit in der Bauart, die sich bis auf die keilförmige Abrichtung der Maurrsteine erstreckt, Aufschluß. Wäre Bullau auch von dieser, und nicht von der 8ten Legion besetzt gewesen, die bei Anlegung ihrer Verschanzungen weniger auf sorgfältige Zurichtung der Steine, Dauer und Zierlichkeit gesehen zu haben scheint; so würden wir gewiß auch da Ueberreste eines Kastelles gefunden haben.

Die hier beschriebenen Kastelle kommen in der Hauptsache mit anderen in der Nachbarschaft, nämlich im Hohenlohischen gefundenen überein**); sie waren auch überhaupt bei den Römern sehr üblich. Schon im punischen Kriege wurden Kastelle bei Capua

*) Dieses Kastell ist wohl die alte Schanze bei Ohrenbach, wovon Hanselmann in dem Beweis, wie weit der Römer Macht ꝛc. S. 220 eine unrichtige Nachricht gibt; es schließt sich kein fortlaufendes Vallum an diese Verschanzung an, wie dort gesagt wird.

**) Hanselmann, Beweis wie weit der Römer Macht ꝛc. pag. 46.

erbaut. Bei der Belagerung von Alesia legte Cäsar 23, und Drusus deren mehr als 50 am Rhein an. Sie waren im Grunde nichts anderes, als kleine Lager*), bei deren Anlage man dieselben Grundsätze beobachtete, welche bei großen Lagern einmal angenommen waren, und immer beibehalten wurden. Es wird daher nicht uninteressant sein, wenn ich die vorzüglichsten Grundsätze, die man bei Absteckung und Befestigung großer Lager befolgte, so wie sie uns Polybius, Hygynus und Vegetius aufbehalten haben, hier kürzlich berühre, und zugleich den Leser bitte, damit hauptsächlich die obige Beschreibung des Kastells bei Würzberg zu vergleichen.

Vor allen Dingen sahen nämlich die römischen Heerführer bei Auswahl der Lagerplätze darauf, daß solche von keiner nahegelegenen Höhe beherrscht wurden **), und diesen Grundsatz befolgten sie bei der Anlage ihrer Castelle im Odenwalde genau, da sie sich hierzu einer der höchsten Höhen aussuchten. Dem Lager gab man allezeit die Gestalt eines Viereckes ***), die Winkel desselben aber wurden abgerundet †). Die Sommer- und Winterlager, worin man eine Zeitlang bleiben wollte (castra stativa, mansiones), wurden mit besonderem Fleiße befestiget. Die Soldaten zogen einen Graben, der 9, 11, 13 oder auch 17 Schuh breit wurde, je nachdem der Feind mehr oder weniger stark war; sodann umgaben sie den Graben mit einem Flechtwerk, oder mit abgehauenen Bäumen, denen man die Aeste ließ, damit die Erde nicht weichen konnte, und warfen so einen Wall auf, der alsdann, gleich einer Mauer, mit Brustwehren und Zinnen versehen wurde ††). Das Lager hatte vier Thore, sie hießen: porta praetoria, decumana, principalis, dextra und sinistra †††). Das prätorische Thor war jederzeit gegen Osten, oder dem Feinde zugerichtet [1]); das decumanische Thor lag dem ersteru gegenüber, und wurde gewöhnlich an dem höchsten Orte angebracht, um dadurch eine freie Aussicht vom Lager in die umliegende Gegend zu gewinnen [2]). Alle diese Erforderniſſe treffen bei dem Würzberger Kastelle auf das Genaueste ein, und wenn einige andere oben beschriebene hiervon abweichend gebaut gewesen zu sein scheinen, so darf man nie vergessen, daß sie ausnehmend destruirt sind, und nicht vollständig untersucht werden konnten.

Ueber die Zahl der Soldaten, welche in einem solchen Kastelle gestanden haben mögen, hat Rast l. c. pag. 295 eine Berechnung versucht. Er nimmt die Fronte einer Kohorte auf 47 Mann oder 272 Schuh, und die Tiefe zweier auf den Flanken stehenden Kohorten zu 120 Schuh an, jede Seite eines Kastells, welches vier Kohorten enthalten soll, bestimmt er daher auf 402 Schuh. Ist diese Berechnung richtig, so hätten zu Humetrodt vier, und in jedem der anderen Kastelle zwei Kohorten gestanden, woran ich aber sehr zweifle. Die Rastische Berechnung scheint nur auf die Schlachtordnung, und nicht auf den Lagerplatz zu zielen. Vielleicht lag in einem solchen Kastelle, wie wir sie im Odenwalde finden, nur eine Kohorte, welches dadurch wahrscheinlich wird, daß man noch nie in einem Kastelle Inschriften von zwei verschiedenen Kohorten, aber auch noch nie in zwei Kastellen Inschriften von einer und derselben Kohorte fand. Da die Römer überdieß nicht eine kurze Zeit in diesen Kastellen standen, sondern sie durch einen Zeitraum von dritthalb hundert Jahren meistens besetzt hielten, so ist es leicht einzusehen, daß sie sich auf der unwirthbaren Höhe weder unter freiem Himmel, noch unter Zelten aufhalten konnten. Sie mußten vielmehr Gebäude zu ihren Wohnungen haben. Sobald aber dieses richtig ist, so ergibt sich

*) Vegetius de re militari Lib. III. cap. 8. Quodsi non reperitur antiqua munitio, opportunis locis circumdata majoribus fossis tumultuaria castella firmantur. Nam a castris diminuto vocabulo sunt nuncupata castella.

**) Rast röm. Kriegsalterthümer. S. 294.

***) Rast l. c. pag. 180.

†) Rast l. c. pag. 288.

††) Rast l. c. pag. 337.

†††) Rast l. c. pag. 187.

[1]) Vegetius l. c. Lib. I. c. 23.

[2]) Rast l. c. pag. 293.

auch ferner, daß in dem Umfange eines ſolchen Kaſtells kaum für Wohnungen einer Kohorte Raum geweſen ſein konnte.

Daß alle Kaſtelle, welche hier nach einander beſchrieben wurden, nach einem Plane, zu einem Zwecke und gleichzeitig angelegt worden ſind, wird wohl niemand bezweifeln, der ſie einmal ſelbſt geſehen hat, oder die Gegend kennt. Von Schloſſau bis Obernburg ziehen ſie eine faſt gerade Linie, ſind durch eine hier und da noch deutlich bemerkbare Heerſtraße unter ſich verbunden geweſen, und liegen in ſo gleichen Zwiſchenräumen, daß man nicht glauben kann, ſie ſeien nur bei momentanen Poſitionen der Armee entſtanden. Sie ſind vielmehr integrirende Theile des großen limes transdanubianus, der von Pförring an der Donau, durch das Eichſtädtiſche, den Nordgau und das Hohenlohiſche läuft, und ſich über Hauſen und Mudau oder Oberſcheidenthal in den Odenwald erſtreckt, wo er die hier beſchriebene Linie unmittelbar berührt, welche alsdann die Verbindung zwiſchen ihm und dem vom Rhein her, über Wiesbaden und Aſchaffenburg, nach Obernburg ziehenden Vallum herſtellt.

Dödelein und Hanſelmann haben dieſes ungeheure Werk, das unter dem Namen der Teufelsmauer und der Pfahlhecke bekannt iſt, im Nordgau und Hohenlohiſchen genau unterſucht. Im Nordgau verbindet die große fortlaufende Mauer die die Kaſtelle, und bildet auf dieſe Art eine befeſtigte Linie, im Odenwalde aber findet man hiervon keine Spur. Der Limes ſcheint hier vielmehr gerade ſo beſchaffen geweſen zu ſein, wie ihn Aelius Spartianus *) beſchreibt. Da nämlich, wo kein Fluß die römiſche Grenze deckte, ſuchte man ſie durch große, tief in den Boden geſchlagene und unter ſich verbundene Pfähle, wie durch eine Mauer, zu ſichern. Ich war lange der Meinung, daß die fortlaufenden, bald einfachen bald doppelten Gräben mit Aufwürfen, welche man hier und da noch bemerkt, ehedem ganz zuſammenhängend, und der eigentliche Pfahlrain geweſen, aber durch den Ackerbau und andere Umſtände ſo unterbrochen worden ſeien, wie man ſie jezo findet. Als ich hingegen bei genauer Unterſuchung bemerkte, daß alle dieſe Gräben am Ende immer einen Winkel bilden, und ſich nicht allmälig verlieren, ſondern ſchnell aufhören; ſo habe ich dieſe Muthmaßung als irrig aufgegeben.

Bei dem großen Vortheil, welchen den Römern das Terrain gewährte, hatten ſie auch in der That keine ſolche Mauer, wie im Nordgau, oder einen ununterbrochenen Graben mit einem förmlichen Vallum nöthig. Die eigentliche Pfahlhecke, die ſich in den zuſammenhängenden, damals gewiß furchtbaren und zum Theil an ſich ſchon undurchdringlichen Wäldern unſerer Gegend ſo leicht und feſt anlegen ließ, gewährte Sicherheit genug. War dennoch hier und da eine ſchwache Stelle, ſo wurden Verhaue, oder die eben erwähnten Gräben mit Aufwürfen angebracht, welche alsdann die Linie, ſo viel es nöthig war, verſtärkten, auch an einigen Stellen, z. B. bei Eulbach, vielleicht eine zweite bildeten **). Mit der Zeit verfaulte das Holz an der Pfahlhecke, und für uns konnte nichts von der eigentlichen Linie übrig bleiben, als die an verſchiedenen Orten angebrachten und in Gräben beſtehenden Verſtärkungen derſelben ***) Man erſtaunt, wenn man dieſe befeſtigte Linie vom Rhein bis zur fernen Donau verfolgt, über den beharrlichen Fleiß der Römer, welcher im Angeſichte eines ſtets unruhigen Feindes, und ohngeachtet der vielen Hinderniſſe, durch Klima und Beſchaffenheit des Bodens verurſacht, ein ſolches Werk auszuführen im Stande war; allein wahre Bewunderung zollt man dem Volke, das Muth und Freiheitsliebe genug beſaß, der geübteſten, hinter dieſem coloſſalen Vertheidigungswerke poſtirten Armee nur ſeine tapfere

*) Per ea tempora et alias frequenter in plurimis locis, in quibus Barbari non fluminibus sed limitibus dividuntur, stipitibus magnis in modum muralis saepis funditus jactis atque connexis, Barbaros separavit. Hadrian c. 12.

**) Wenn man allenfalls glaubt, eine ſolche, blos aus eingeſchlagenen Pfählen beſtehende Linie wäre ſchwach geweſen, ſo leſe man bei Naſt l. c. S. 203 und in deſſelben griechiſchen Alterthümern S. 212 die Beſchreibung davon nach, und man wird ſich eines andern überzeugen.

***) Schöpflin Alsatia illust. pag. 242. §. 212 et seq.

Bruſt entgegen zu ſetzen, und das aus einem Kampfe von dritthalbhundert Jahren, worin es nie der gänzlich überwundene Theil war, endlich als Sieger hervorging.

3.

Rieſenſäule, Rieſenaltar und Hainſäulen bei Main-Bullan.

Wir haben noch von dem ſchönſten und merkwürdigſten Denkmale des Alterthums zu reden, in deſſen Beſitz ſich die Grafſchaft Erbach befindet. Es iſt die ſogenannte Rieſenſäule; lange ſchon ein Gegenſtand der allgemeinen Bewunderung und gelehrter Unterſuchungen *). Sie liegt auf dem Felsberge, ohnweit Reichenbach, in einer Vertiefung des Berges. Sie iſt von ſchönem grauen, mit weißen und grünen Körnern vermiſchten Granit, hat nach genauer Meſſung 31 Schuh 8 Zoll Länge, unten 4 Schuh 6 Zoll, und oben 3 Schuh 10 Zoll im Durchmeſſer **). An dem oberen Ende iſt, in Geſtalt eines Halbzirkels, deſſen Radius 1 Schuh 8 Zoll mißt, eine $5\frac{1}{2}$ Zoll betragende Vertiefung eingehauen; vielleicht in der Abſicht, bei dem Wenden und Transport der Säule, Maſchinen daran befeſtigen zu können. Zwei Sägenſchnitte von weniger Bedeutung an dem unteren Theile der Säule rühren wohl nicht von den Verfertigern derſelben her; ſondern ſehen ſpäteren mißlungenen Verſuchen, dieſen ſchönen Stein zu zerſtücken, ähnlich ***).

Der Ort, wo ſie ſich dermalen befindet, iſt unſtreitig derſelbe, wo ſie gebauen wurde; alle Felſen um ſie her ſind von derſelben Steinart. Ein nahe dabei liegendes, 40 und etliche Fuß langes, bereits losgeſprengtes, aber noch nicht weiter bearbeitetes Felsſtück, und der ſogenannte Rieſenaltar, ein Granitblock von 40 Fuß im Umfange, welcher, wie man vermuthet, das Fußgeſtell werden ſollte; beweiſen, daß die Säule ſelbſt hier gebrochen worden iſt †).

In Deutſchland findet man wohl keine höhere Granit-Säule, als dieſe, und ſchon darum gehört ſie zu den größten Seltenheiten in ihrer Art. Was ſie aber noch merkwürdiger macht, iſt die Steinart, aus der ſie beſteht. Es iſt derſelbe Granit, aus welchem die ungeheueren Obelisken in Egypten und in Rom gehauen ſind, und den man ſonſt nicht in Deutſchland, ſondern nur in Afrika und Aſien einheimiſch glaubte. Er nimmt die ſchönſte Politur an (eine kleine Stelle an dem Rieſenaltar iſt wirklich polirt) und iſt von faſt unzerſtörbarer Härte. Wie würde man dieſe Säule anſtaunen, wäre ſie, völlig bearbeitet, an einem ſchicklicheren Orte aufgerichtet! Welche Zierde wäre ſie für eine Stadt! — Allein die Scheue vor den ungeheueren Ausgaben, welche mit ihrem Transport und ihrer Aufrichtung verbunden ſind ††), werden ſie noch lange auf dem Felsberge feſthalten, wo ſie ſeit ſo vielen Jahrhunderten ihrer Erlöſung entgegen ſieht.

Wer hat aber dieſe merkwürdige Säule verfertigt? und wozu war ſie beſtimmt? Dieſe Fragen drängen ſich jedem von ſelbſt auf, allein ihre Beantwortung iſt ſchwer. Der Volksglaube ſchreibt ſie, wie alles Große, den Rieſen zu, daher ihr Name. Wenk hält ſie für ein deutſches Werk des Mittelalters †††), Abbé Häſelin aber, ſchreibt ſie den Römern zu [1]). Der Grund, der ihn dazu beſtimmt, iſt ein zu Mainz gefundenes Fußgeſtell mit einer römiſchen Inſchrift, von demſelben Granit, wie man ihn auf dem

*) Abbé Häſelin hat eine eigene Abhandlung über dieſe Säule geſchrieben, (Act. Acad. Theod. Palat T. IV. pag. 87 seq.) Auch verdient nachgeleſen zu werden: Wenk, Heſſiſche Landesgeſchichte Thl. 1. S. 8 und 9.

**) Der Volksſage nach war ſie noch um 11 Schuh länger, und das abgeſprengte Stück ſoll daſſelbe ſein, welches ſich noch in dem Dorfe Bedenkirchen, am Fuße des Felsberges, befindet.

***) Der Sage nach wollte ſie ein Pfalzgraf erſt ganz, und dann in Stücken transportiren laſſen, allein beide Verſuche mißlangen.

†) Winkelmann, in der Beſchreibung von Heſſen, S. 32 hält dafür, dieſe Säule möchte gegoſſen ſein; ein ſonderbarer Gedanke!

††) Herr Baudirector Wahl zu Michelſtadt berechnet ihr Gewicht auf 61,440 Pf.

†††) Heſſiſche Landesgeſchichte, Theil 1. S. 9.

[1]) Acta Acad. Theod. Palat. T. IV. p. 81. seq.

Felsberg findet*). Er ſchließt daraus, daß die Römer unter Commodus Regierung, weil ſein Name auf jener Inſchrift ſteht, mit den Granitbrüchen des Felsberges bekannt geweſen ſein müßten; indem man doch nicht annehmen könne, daß ſie jenes Fußgeſtell von Granit aus Egypten oder Italien beigeführt hätten, und ſonſt wäre dieſe Steinart nirgends als im Odenwalde zu finden. Er hält es daher für wahrſcheinlich, daß auch die Rieſenſäule von ihnen unter Commodus Regierung gemacht worden ſei. Ich trete dieſer Meinung bei, und glaube ſelbſt, noch einige Gründe hinzufügen zu können.

Die Römer kannten nämlich den Granit ſchon, als ſie in den Odenwald einrückten, und wußten ſeine Seltenheit zu ſchätzen. Als ſie die befeſtigte Linie in dieſer Gegend errichtet hatten, und während ihres langen Aufenthaltes daſelbſt, unterſuchten ſie gewiß das Odenwäldiſche Gebirge, ſo weit es ihnen im Rücken lag, genau und vorzüglich die Päſſe, welche aus demſelben an die Bergſtraße führen, worunter das Thal bei Reichenbach gehört. In dem gar nicht weit vom Felsberge entlegenen Schönberg waren ſie unſtreitig, wie die dort gefundenen Urnen beweiſen. Warum ſollten ſie nun nicht auch den, durch ſeine Felſenmaſſen ſo ausgezeichneten und imponirenden Felsbeeg erſtiegen, die dortige Steinart erkannt, und Gebrauch davon gemacht haben? Sie thaten es gewiß; und vielleicht gerade wegen des fürchterlichen Haſſes, welchen die römiſche Nation nach Commodus Tode gegen dieſen Tyrannen überall blicken ließ, indem ſein Name auf allen öffentlichen Denkmalen ausgelöſcht wurde, blieb die auf ſeinen Befehl ſo weit bearbeitete Rieſenſäule unvollendet liegen. Zudem würde Karl der Große gewiß keine Granitſäulen von Ravenna haben kommen laſſen, um ſeinen Pallaſt zu Nieder-Ingelheim damit zu ſchmücken, wären ihm die Granitbrüche des ſo nahe dabei gelegenen Felsberges bekannt geweſen. Und rührte unſere Säule aus ſpäteren Zeiten her, ſo hätte ſich über ihre Entſtehung, wenigſtens in der Volksſage, einige Nachricht erhalten.

Schließlich muß ich noch ähnlicher, in dem Odenwalde, nicht weit von dem Dorfe Mainbullau, am Abhange des Gebirges in das Mainthal liegender Säulen gedenken, die unter dem Namen Hainſäulen bekannt ſind. Sie ſind von Sandſteinen des Berges, wo ſie liegen, ausgehauen. Man zählt ihrer vierzehen; ſie haben gleiche Durchmeſſer von 4 Schuh, ihre Länge aber iſt verſchieden; ſie ſteigt von 13 bis 27½ Fuß. An einigen bemerkt man viereckige, nicht ganz einen Schuh lange, aus der Rundung hervorſtehende Zapfen, woran man vermuthlich Maſchinen zum Wenden der Säulen befeſtigen wollte. Einige halten ſie für römiſchen Urſprungs. Schneider**) meint, Karl der Große habe vielleicht damit eine Brücke über den Main bauen wollen; ein Architect aber wird dieſe Beſtimmung wohl nicht glaublich finden. Eine Brücke auf Säulen ruhend, möchte der Gewalt des Stroms bei Eisgängen nicht lange Widerſtand leiſten. Sie können ebenſowohl ein Werk der Deutſchen, als der Römer ſein; jedoch deutet der Name Hainſäulen, welcher wohl von Heidenſäulen herkömmt, wie bei den Kaſtellen auf römiſchen Urſprung.

Der große Pfahlgraben, eine römiſche Gränzbefeſtigung in der Wetterau.

Von Philipp Dieffenbach***).

Der große Pfahlgraben, welcher das Herzogthum Naſſau faſt quer durchſchneidet, berührt den nördlichen Abhang des großen Feldbergs und bildet von da an, faſt immer eine nordöſtliche Richtung nehmend, eine geraume Strecke hindurch die Gränze

*) Eine beſondere Abhandlung über dieſen merkwürdigen Stein ſiehe in Act. Acad. Theod. Palat. T. II. pag. 115. seq.

**) Erbachiſche Geſchichte. Urk. Nr. 36 zum 3ten Satz.

***) „Zur Urgeſchichte der Wetterau, zugleich als Beitrag zur Alterthumskunde. Von Dr. Philipp Dieffenbach, Profeſſor in Friedberg. Aus dem Archiv für Heſſiſche Geſchichte beſonders abgedruckt. Mit 6 Tafel-Abbildungen. Darmſtadt 1843." S. 137 ff.

zwiſchen Naſſau und den beiden Heſſen. Da, wo die neue Straße von Homburg über Uſingen nach Weilburg denſelben durchſchneidet, liegt, ihr auf 50 Schritte weſtlich und etwa 250 Schritte vom Pfahlgraben entfernt, die ſ. g. Saalburg im Gebiete der Landgrafſchaft Heſſen. Von hier zieht der Pfahlgraben über den nördlichen Abhang des Lindenkopfs nach dem Thale, in welchem, unweit dem ehemaligen Kloſter Thron, die Lochmühle liegt. Das Thal zieht öſtlich nach Köppern, durchſchneidet, wie früher erwähnt, das Gebirge und wird von dem Erlenbache durchſchlängelt. An der Lochmühle wird es von einem ſtarken Damme quer getheilt. Wir wollen nicht entſcheiden, ob derſelbe der Reſt einer alten Befeſtigung iſt, oder ob er die Beſtimmung hatte, das Waſſer zu einem Teiche zu ſammeln.

Von der Lochmühle zieht der Pfahlgraben wieder bergan und bildet noch etwa 400 heſſ. Klafter lang die Gränze zwiſchen Heſſen-Homburg und Naſſau. Sobald er aber die Gränze zwiſchen letzterem und dem Großherzogthum Heſſen zu machen beginnt, zeigen ſich, etwa 200 Schritte von dem Dreiherrenſtein (Dreimärker) und wenige Schritte öſtlich von dem Pfahlgraben, die Spuren eines alten Gebäudes in einem Haufen von Steinen. Da die Römer bei dergleichen Gränzbefeſtigungen alle 500 bis 1000 Schritte, je nachdem es Lage und Bedürfniß erforderte, Wacht- oder Wartthürme anzulegen pflegten, ſo iſt wohl anzunehmen, daß ein ſolcher hier ſtand, und daß die Steintrümmer von ihm herrühren. — Von dieſer Stelle bis zur Capersburg mögen es etwa 1700 heſſ. Klafter ſein. Auf dieſer Strecke, wobei der Pfahlgraben einigemal bergauf und bergab geht und ſeine Richtung zwar etwas ändert, im Ganzen aber doch eine nordöſtliche beibehält, kommen noch an 5 verſchiedenen Orten dergleichen Reſte von Wachtthürmen vor. Alle zeigen ſich als Steinhügel; alle liegen höchſtens 40 Schritte vom Graben entfernt und zwar an der Seite, wo ſich der Wall befindet, alſo auf Römergebiete. Unter ſich ſelbſt ſind ſie aber nicht in gleicher Entfernung; der erſte dieſer 5 befindet ſich von dem früher genannten nur etwa 500 Schritte. Der letzte, welcher der Capersburg am nächſten iſt, führt, wenn wir nicht irren, den Namen Rittergrab, und hat in ſeiner Nähe nach dem öſtlichen Hochwalde zu noch eine andere Erhöhung. Dem Forſcher wird nicht leicht Einer entgehen; er darf ſich bei ſeinen Wanderungen nur immer auf der Seite, wo der Wall iſt, und da beſonders nach einem Steinhügel umſehen, wo der Pfahlgraben entweder ſeine Richtung ändert, oder wo die Gegend eine weitere Ausſicht gewährt. Hier und da befinden ſich auch Stellen, wo andere alte Graben den Pfahlgraben durchſchneiden.

In der Nähe der Capersburg iſt der Pfahlgraben ſehr verflacht und einigemal nur in der Richtung, die ein niedriger Erdaufwurf nimmt, zu erkennen. Er tritt ſofort wieder, jedoch nur auf kurze Strecke in das herzogl. naſſauiſche Gebiet des Ortes Pfaffen-Wiesbach. Auffallend iſt es, daß auf demſelben, und zwar kaum 100 Schritte nördlich von der Capersburg und einige Schritte mehr von dem Pfahlgraben ſich abermals die Spuren eines Thurmes oder ſonſt eines alten Gebäudes in einem Steinhügel zeigen.

Von der Capersburg bis zur Straße, welche von Friedberg, an dem Wintersteiner Forſthauſe vorbei, über Pfaffen-Wiesbach nach Uſingen führt, mögen es etwa 1200 heſſ. Klafter ſein. Der Pfahlgraben nimmt auf dieſer Strecke, wie auch bis zur Gegend von Langenhain hin, eine mehr nördliche Richtung. Wegen der Schwierigkeit, welche das Terrain darbietet (es iſt oft kaum möglich, ſich durch das Waldgeſträuch durchzudrängen), habe ich hier nur an 2 Orten die Spuren eines Wachtthurmes auffinden können. Auf einem dieſer Hügel fand ich im Jahre 1829 den Reſt eines römiſchen Gefäßes von lemniſcher Erde (terra sigillata); eine andere, etwas weiter nördlich liegende Erhöhung war ſichtbar ehemals mit einem Graben umgeben geweſen. Außerdem wird der Pfahlgraben auch hier wieder von andern ſtarken Graben durchkreuzt, welche, wenn man nicht ſehr aufmerkſam iſt, beim Unterſuchen leicht auf eine fremde Richtung führen.

Sobald der Pfahlgraben die oben erwähnte Straße durchschneidet, zeigt sich in seiner Nähe, unweit der Straße, eine Erhöhung, welche, wenn wir nicht irren, Gaulskopf genannt wird. Sie bildet einen trigonometrischen Punkt bei der Landesvermessung; zugleich befinden sich hier wieder starke Spuren eines ehemaligen Thurmes in Steintrümmern. Man erwartet aber auch um so eher hier einen solchen, als die Stelle eine weite Aussicht nach Nord-Osten, Norden und Westen gewährt.

Von hier ist der Pfahlgraben zwar sehr deutlich zu erkennen; er zieht sich aber so steil abwärts nach dem nördlichen Thale, welches in das Usathal einmündet, und ist dabei an verschiedenen Stellen mit so dichtem Gesträuche bewachsen, daß es mir bei meinen zweimaligen Wanderungen (1829 und 1841) unmöglich wurde, mich so durchzuwinden, um ihn bis in's Thal herab zu verfolgen. Erst weiter unten fand ich ihn wieder, und zwar da, wo er über das Thal nach dem s. g. Eichkopfe, einem südlich von Langenhain liegenden Berge, sich wendet. Da dieser Berg die Gegend beherrscht, so läßt sich's wohl voraussetzen, daß er benutzt worden sein müsse. Ich fand auch wirklich an einer Stelle auf seinem Gipfel, welche man die Schanze nennt, die Spuren eines bedeutenden Grabens mit einem Auswurfe. Sie zeigten sich etwa 100 Schritte lang, bildeten aber einen Halbkreis.

Zum erstenmale verläßt der Pfahlgraben, seit wir ihn bisher verfolgten, in dem Usathale bei Langenhain die Waldgegenden. Diesem Umstande mag er wohl seine bisherige Dauer verdanken. Denn, sobald er den Wald verläßt, verschwinden auch seine Spuren. Indessen wird es nicht schwer fallen, seinen ungefähren Lauf wenigstens anfänglich noch zu bestimmen; denn es zeigen sich nicht nur gerade gegenüber auf der nächsten nördlichen Anhöhe zwei Stellen nebeneinander, die, wie wir später darthun werden, ohne Zweifel ihren Namen von 2 mit dem Pfahlgraben in Verbindung stehenden Befestigungswerken ableiten (die westliche heißt Gickelsburg und die östliche „Burg"), sondern man findet auch unmittelbar an der östlichen Seite des Dorfes Langenhain in den Hausgärten die Spuren des Pfahlgrabens wieder deutlich. Der Ort selbst leitet ohne Zweifel seinen Namen von demselben her. Außerdem möchten die in den Flurbüchern vorkommenden Namen, wie Oberhain, Unterhain, Pfahlwiese, Heidenbrunnen ꝛc. sowohl das frühere Dasein des Pfahlgrabens, als auch seine Richtung genugsam darthun. Ich selbst konnte mir bis jetzt keine Einsicht in die Flurbücher verschaffen, und darum ward ich genöthigt, die Spuren des alten Laufes wo möglich an Ort und Stelle aufzusuchen. Allein es ist Dies bis zu dem nördlich von Hochweisel liegenden Walde, in einer Länge von nahe an 2000 Klaftern äußerst schwierig. Eine nordöstlich von Langenhain liegende Anhöhe führt den bedeutsamen Namen Wart-Weingärten. Allerdings beherrscht diese Stelle ziemlich weit die Gegend; es finden sich aber, wie man wohl erwarten möchte, dort keineswegs Spuren eines alten Wartthurmes. Eben so wenig scheinen mir die etwas weiter nördlich liegenden Steinlachs-Graben Reste des Pfahlgrabens zu sein. Dagegen führt ein fast gerader Weg von Langenhain nach Fauerbach l., vertieft sich gegen die Nähe des letzteren Ortes und trägt dort den Namen Wulsgraben. Sollte dieser vielleicht der Rest des Pfahlgrabens sein?

Das ist Alles, was ich hierüber bis jetzt habe auffinden können. Sowie man dagegen jenseits Hochweisel auf der nach Hausen führenden Straße, an dem östlichen Fuße des kleinen Hausberges, den Wald betritt, erscheint auch sogleich der Pfahlgraben wieder unversehrt. Nach 300 Schritten findet man neben demselben, und zwar auf seiner östlichen Seite, eine kleine viereckige Stelle von etwa 20 Schritten im Durchmesser, welche die Spuren einer Umwallung trägt. Sie führt den bedeutsamen Namen Hunenkirchhof und war wohl einst ein römischer Wachtposten. Besonders auffallend ist, daß, wenn man von dieser Stelle nach der oben erwähnten visirt, welche wir mit „Wart-Weingärten" bezeichneten, die gerade Linie durch den Thurm von Hochweisel geht. Nun ist dieser Kirchthurm seltsamer Weise rund und nur nach der Seite offen, welche an die Kirche stößt, und zwar zur Benutzung als

Chor. Dadurch erhielt der Chor zwar eine runde Form; allein dies ist nicht dieselbe wie bei andern alten Kirchen, deren Chor einen Halbkreis bildet, sondern der ehemalige Chor der Kirche zu Hochweisel bildet beinahe 2 Drittheile eines Kreises. Durch dies Alles wird man versucht, anzunehmen, der Thurm habe entweder früher eine ganz andere Bestimmung gehabt, sei vielleicht ein römischer Wachtthurm gewesen und später zum Kirchthurme benutzt, oder auf den Substructionen eines solchen Wachtthurmes sei später der Kirchthurm errichtet worden.

Der Lauf des Pfahlgrabens nimmt nach dem Dörfchen Hausen zu auf kurze Zeit eine mehr nordwestliche Richtung, und wird dann nur etliche hundert Schritt durch das schmale Feld von Hausen unterbrochen, so jedoch, daß man theilweise seinen ehemaligen Lauf noch an der Gewann erkennt. Eine schmale Wiese trennt hierauf Feld und Wald, und nun erscheint mit dem Anfange des Waldes der Pfahlgraben wieder und zieht in nordöstlicher Richtung anfangs einer ziemlich steilen Höhe aufwärts. Auf dieser Höhe, welche die Gegend beherrscht, scheint wieder ein Wachtthurm gestanden zu haben. Wenigstens zeigte sich in dichtem Gebüsche ein freilich unbedeutender Steinhaufen.

In gerader Linie zieht hierauf der Pfahlgraben bis an den von Butzbach und Niederweisel nach dem s. g. alten Exercierplatze führenden Weg, und dann nimmt er seine Richtung nach dem s. g. Schränzer, eine Richtung, welche mit der nachherigen mehrstündigen nach Grüningen hin eine gerade Linie bildet. Gleich an dem Belustigungsplatze der Butzbacher bei dem Schränzer, wo der Pfahlgraben etwas nordwestlich außerhalb des Waldes fortzieht, nimmt er einen andern Graben in sich auf, welcher vom Heidelbeerberg kommt, eine Strecke lang doppelt ist und wieder andere Graben in sich aufnimmt. (Man muß sich hüten, ihn mit solchen zu verwechseln, welche in dortiger Gegend vom Wasser gerissen sind.) Einige tausend Schritte weiter stößt der Pfahlgraben, in der Ecke des Feldes, fast im rechten Winkel abermals auf einen andern Graben, der von Süewesten und zwar wieder von dem Heidelbeerberg kommt, eine Strecke lang doppelt ist und nach Nordosten zieht. Dadurch erhält jener plötzlich eine andere Richtung, oder vielmehr: jener hört auf und dieser zieht als Gränze zwischen Butzbacher und Pohlgönser Gebiet weiter, verläßt den Saum des Waldes, tritt dann in das Feld, wo er ziemlich sich verflacht, einige Winkel bildet, etliche hundert Gänge südlich von dem „Windhofe" auf dem Sch lberg die nach Pohlgöns führende Chaussee durchschneidet und nun am „stumpfen Thurme" wieder den Saum eines Waldes erreicht.

Bevor wir ihn von hier aus weiter begleiten, müssen wir bemerken, daß die Gegend, welche wir so eben von Hochweisel aus angedeutet haben, sehr reich an solchen Graben ist. Der beiden vom Heidelbeerberge kommenden haben wir bereits erwähnt. Außer ihnen zeigen sich aber noch andere. So sieht man in der Nähe des alten Exerzierplatzes an der Straße, welche von Butzbach nach Espa führt, einen starken Graben, der Margrethes-Graben im Munde des Volkes genannt. Er zieht nach Hausen zu. Später soll ein anderer von ihm bergauf nach Westen abgehen. Auch im Distrikt Jungwald, am Ende des Butzbacher Waldes, rechts der von Butzbach nach Espa führenden Straße, soll ein sehr tiefer Graben sein. Besonders finden sich aber solche auf dem Hausberge. Etwa 200 Schritte abwärts von dem Ringwalle, dessen wir oben gedachten, zeigt sich nach der Nordseite, wo der Berggipfel am Zugänglichsten ist, ein Wall mit Graben, und wieder etliche hundert Schritte weiter unten zieht eine zweite ähnliche Befestigung. Wir erklären uns diese verschiedenen Werke auf folgende Weise.

Die auf dem Hausberge befindlichen sind wohl vor dem großen Pfahlgraben zum Schutze eines Wachtpostens errichtet worden, welcher diesen bedeutenden Punkt, der die nordwestliche Ecke des eroberten Landes schirmt, zu bewachen hatte. Die andern Graben dagegen, welche vom Heidelbeerberge kommen, und in fast rechtem Winkel auf den Pfahlgraben stoßen, mögen neuer als letzterer und zur Verbesserung

einer erſten etwas verfehlten Anlage ſein. In der That iſt der Pfahlgraben von Hochweiſel an bis nach dem Schränzer eine auch für den Laien bemerkbare verfehlte Anlage, die auf unbegreifliche Weiſe alle Höhen, beſonders den Hausberg auf feindlicher oder der Außenſeite läßt. Das mag man ſpäter wohl gemerkt und Anſtalten getroffen haben, die bedeutendſten in das Befeſtigungsſyſtem hineinzuziehen. Daß man aber wirklich an den erſten Anlagen ſpäter Verbeſſerungen vornahm, ſieht man in eben dieſer Gegend ſehr deutlich. Nicht nur läuft über den Schränzer, wohl 100 Schritte vor dem Butzbacher Walde zwiſchen dem Rinderſtall-Acker und dem Tannenwäldchen ein Stück bemerkbaren Grabens, ſondern man ſieht auch etwas weiter bei den „zwei Linden" und über das Degerfeld hin an der Scheidung der Gewanne deutlich die Spuren einer urſprünglich geraden (nordöſtlichen) Richtung des Pfahlgrabens nach dem „ſtumpfen Thurme" hin, die aber ſpäter wohl ſchon darum verlaſſen werden mußte, weil auf dem Degerfelde ſelbſt Anlagen gemacht wurden. Dort wurden nämlich im Jahr 1840 eine Menge Steine ausgebrochen, die offenbar da nicht brechen, ſondern zu Mauerſteinen gedient hatten; denn es waren behauene Tauchſteine (poröſer Baſalt) aus der Nähe der Stadt Butzbach. Ich ſelbſt fand dort ſogar Scherben von Gefäßen aus lemniſchem Thone; Beweiſes genug, daß daſelbſt römiſche Wohnungen ſich befanden, um derentwillen die Befeſtigungen weiter verlegt wurden. Die Sache verdient auf jeden Fall einer Beachtung und noch gründlicheren Unterſuchung, als mir bis jetzt vorzunehmen möglich war.

Der ſ. g. „ſtumpfe Thurm", deſſen ſchon Winkelmann als eines Wartthurmes gedenkt, der aber von Wenck als einer demolirten Warte erwähnt, auch in der Karte angegeben iſt, welche ſich bei Koch befindet, wurde im Jahr 1834 mit dem Fundamente ſo vertilgt, daß man gegenwärtig auch keine Spur mehr von ihm findet. Da ich ihn aber in ſeinen Trümmern noch öfter geſehen, auch zu der Zeit, da die Fundamente ausgebrochen wurden, die Stelle wieder beſucht habe, ſo iſt mir ſeine Lage, unmittelbar am Pfahlgraben und an der Ecke des Waldes ſehr wohl bekannt, und ich bin überzeugt, daß er entweder der Reſt eines römiſchen Wachtthurmes war, oder daß im Mittelalter auf ſeinen Subſtructionen ein Wartthurm errichtet wurde.

Von ihm an bildet der Pfahlgraben über 4000 Klafter weit bis jenſeits des Wartberges bei Grüningen Eine gerade Linie, welche ſich auf der Höhe bald etwas ſich ſenkend, bald ſteigend am Saume des Waldes hält, und führt beim Volke den Namen Heeggraben. Das Gebiet, welches er hier einnimmt, bildet auch eine Heeg, d. i. ein von dem übrigen Wald und Felde durch Markſteine abgeſondertes, mit Hecken oder Schlagwald bewachſenes Gebiet, und iſt, ſo viel mir bekannt, Eigenthum Sr. D. des Fürſten von Solms-Braunfels. Eben darum mag auch, obgleich an einigen Stellen die Landleute ihn auf Einer Seite nach und nach etwas flachten, ſeine Exiſtenz im Ganzen noch auf Jahrhunderte geſichert, wenigſtens ſeine Richtung bemerkbar bleiben. Links demſelben iſt anfänglich Pohlgönſer, ſpäter Kirchgönſer und nachher Langgönſer Gebiet, rechts (ſüdlich) zuerſt Griedeler und dann Gambacher Wald. Während hier und da nur noch Wall übrig iſt, erſcheint er an andern Stellen, wie z. B. gleich anfangs am ſtumpfen Thurme, noch ſehr wohl erhalten. Zuweilen, wie an dem von Gambach nach Kirchgöns führenden Wege, iſt er doppelt. Ja auf der zweiten Höhe, an den „Langgönſer Tannen" iſt er gar dreifach. Bis zum Fußpfade von Gambach nach Langgöns habe ich noch an 2 Orten Spuren alter Wachtthürme gefunden, welche etwa 700 Schritt von einander entfernt ſind. Ungefähr 100 Schritt von dem weſtlichen ſieht man in dem Gambacher Walde einen Hügel, welcher ein altes Hünengrab zu ſein ſcheint. Noch weiter nordöſtlich erſcheinen die Reſte eines dritten Wachtthurmes, und ungefähr 200 Schritt von der Straße, welche von Holzheim nach Langgöns und Leihgeſtern führt und den Pfahlgraben durchſchneidet, fand ich im Hochwalde die Spuren eines ähnlichen Poſtens, wie der Hunenkirchhof bei Hochweiſel iſt, auch ungefähr von derſelben Größe. Es iſt wohl auch der Reſt eines mit einem Graben umgeben

gewesenen Gebäudes. Das Ganze bildet ein Quadrat von ungefähr 20 Schritt im Durchmesser.

Weiter nordöstlich durchschneidet am Saume des Waldes der Weg von Grüningen nach Langgöns den Pfahlgraben, und nun zieht letzterer in das Feld nach der Anhöhe, welche rechts der Wartbeeg, links aber der Obersteinberg (Obersteinmerk) heißt. Hier wird der Pfahlgraben abermals eine Strecke lang dreifach. Die erstgenannte Höhe trug gewiß ehemals einen Wartthurm, wie schon ihr Name andeutet. Ich habe indessen nirgends die Spuren eines solchen gefunden und muß vermuthen, daß man wohl die Steine desselben zum Baue einer Windmühle benutzte, welche (wie die Aufschrift über der Thüre lautet) im Jahr 1713 Graf Wilhelm Moritz von Solms-Braunfels einige 100 Schritte südlich vom Pfahlgraben an einer Stelle errichten ließ, wo man einer weiten Aussicht nach allen Seiten hin genießt. Von dieser Windmühle stehen noch die Mauern.

Etwas weiter zieht sich der Pfahlgraben wieder über eine Höhe, auf welcher man abermals ganz in der Nähe in einem Haufen Steine den Rest eines alten Wachtthurmes erkennt. Hierauf zieht er ziemlich steil abwärts und bildet zum erstenmal wieder nach langer Strecke einen stumpfen Winkel. Bald nachdem er von der Straße, welche von Grüningen nach Watzenborn und Gießen führt, durchschnitten wurde, macht er einen zweiten Winkel, und nun wird seine Richtung zuerst Süd-Südost nach der Gegend des Colhäuser Hofes. An diesem zweiten Winkel hatte er seinen nördlichsten Punkt erreicht. Von jetzt an geht er wieder eine gute Strecke schnurgerade. Am s. g. Ziegenberg tritt er abermals in einen Wald. An den Garbenteicher Wiesen, da, wo die Straße nach Hofgill ihn durchschneidet, hört er endlich auf, eine Heeg zu sein, indem sich diese von ihm trennt. Er aber nimmt eine südöstliche Richtung durch den Solms-Braunfelser Klosterwald, geht von diesem in den Solms-Lichischen, unweit der Peter-Seewiese, einem ehemaligen Teiche, vorbei, wird dann von der neuen, nach Lich führenden Chaussee durchschnitten und zieht sich nun nach dem engen romantischen Thale, in welchem er zwischen Arnsburg und dem Colhäuser Hofe, oberhalb der Wehr, über die Wetter geht. Hierauf streicht er wieder aufwärts über den Hardberg durch den Arnsburgee Wald und endigt mit demselben an dem Hardfelde, nach Birklar zu, etwa 100 Schritte von der Mauer, welche das Arnsburger Kloster einschließt.

Die Umgebungen dieses Klosters sind für den Freund der Geschichte und Alterthumskunde von hoher Bedeutung. Auffallend ist auch hier wieder, wie in der Gegend von Butzbach, die Menge alter Befestigungen außer dem Pfahlgraben. Freilich werden sie sich dem Auge des Lesers ohne eine Spezialkarte nicht so klar darstellen, wie dem Beschauer an Ort und Stelle; indessen glaubt' ich doch die wichtigsten hier angeben zu müssen, um einem späteren Forscher wenigstens in Etwas den Weg zu bahnen.

Da, wo an den Garbenteicher Wiesen, wie vorhin gesagt, die Heeg sich von dem Pfahlgraben trennt, zieht erstere südlich in der Richtung von Münzenberg weiter, und zwar eine Zeit lang neben der oben erwähnten Straße am Saume des Waldes hin, und dort ist es, wo wieder 2 starke Graben in derselben erscheinen, die sich an der Südseite der erwähnten Peter-Seewiese hinziehen und an der neuen Chaussee endigen. Die Heeg dagegen, dort Landwehr genannt, soll nach der Versicherung des Herrn Rentamtmann Fabricius um die Gemarkung von Dorfgill ziehen und gegen die Eberstädter Gränze hin endigen.

Auf der linken Seite der Wetter zieht, gerade dem Colhäuser Hofe gegenüber in der Licher Hard durch den Wald nach Lich zu, also von Südwest nach Nordost, etwa 400 Schritte lang ein Wall mit Graben, und eben so ziehen auf derselben linken Wetterseite zwischen Colhausen und Arnsburg drei zum Theil parallele Graben um den Hardberg. — Daß man aber weiter südwestlich, in der Arnsburger Hard auf halber Höhe, fast parallel mit dem Thale am steilen Abhange einen Wall bemerkt, ist schon früher erwähnt. Da, wo der Berg weniger

ſteil iſt, erſcheint neben dem Walle ein Graben. Auf dem Plateau des Berges, ungefähr 400 Schritte von dem Pfahlgraben, iſt eine ſteinige Erhöhung. Hier ließ Herr Fabricius im Jahr 1839 beim Aufgraben eines Dachsbaues weitere Unterſuchungen anſtellen und fand nicht nur die Fundamente von alten Mauern, ſondern auch Scherben von alten Gefäßen, Thierknochen und eine römiſche Münze. Es iſt daraus wohl mit Sicherheit zu ſchließen, daß hier einſt ein römiſches Wachthaus geſtanden haben müſſe. Auch dem Kloſter Arnsburg gegenüber, am ſ. g. Affenſtein ſtand ehemals ein alter Thurm, der Affenthurm genannt, von welchem ſich die Trümmer noch vorfinden. Nicht minder iſt weiter nach Birklar und Muſchenheim zu, etwa 300 Schritte vom Ende des Pfahlgrabens, auf einer Anhöhe ein Steinhaufen, welcher, wie jener, der Reſt eines Wachtthurmes zu ſein ſcheint. Dieſem füge ich hier noch bei, daß zufolge der Mittheilung eines glaubhaften Mannes und guten Beobachters ſich auch in der Gegend von Birklar nach Muſchenheim eine Zunge mit einem Aufwurfe und dem Reſte einer alten Mauer vorfindet.

Alle dieſe Befeſtigungen und Wachtthürme, verbunden mit dem früher Erwähnten, ſetzen einen langen Aufenthalt der Römer in hieſiger Gegend voraus, und daß, wie ſie nordweſtlich von Butzbach die Eine Ecke ihrer Beſitzungen in der Wetterau, ſo auch hier die andere nordöſtliche gegen die Angriffe allenfallſiger Feinde wohl zu wahren verſtanden.

Ueberſchauen wir nun die ganze Strecke des Pfahlgrabens, welche wir hier beſchrieben, ſo finden wir, daß derſelbe eine Art Buſen (sinus) bildet und den fruchtbarſten und angebauteſten Theil gegen einen nach Weſten, Norden und Nordoſten wohnenden Feind zu decken beſtimmt war.

Von Straßen, welche ſich anderwärts in der Nähe ſolcher Gränzwehren ihnen entlang vorfinden, habe ich (außer dem ſ. g. Hühnerpfade, der eine bedeutende Strecke den Pfahlgraben begleitet und im Langenhainer Gemeindswalde ſogar einem Diſtrikt den Namen gibt) bis jetzt nichts wahrgenommen; doch läßt ſich annehmen, daß die einzelnen Stationen durch Wege wohl verbunden geweſen ſein mögen.

Der Beobachter wird auch bald zur Ueberzeugung gelangen, daß der Pfahlgraben gewöhnlich eine gerade Richtung nimmt und ſich nur beugt, wenn das Terrain es erfordert. Vom Schränzer oder vielmehr von der Ecke des Feldes, wo er in einen andern Graben ſich einmündet, bis zum ſtumpfen Thurme, beſonders in der Nähe der Chauſſee, bildet er ausnahmsweiſe mehrere Zickzack, deren Urſache ich aus Mangel an hinlänglicher taktiſcher Kenntniß nicht anzugeben vermag. — Ferner iſt derſelbe faſt überall ſo angelegt, daß er die außerhalb liegende Gegend beherrſcht. Doch finden ſich auch hiervon hier und da Ausnahmen, z. B. wie ſchon früher bemerkt, zwiſchen Hochweiſel und Hauſen, wo er gerade vor ſich die ihn beherrſchende Höhe des kleinen Hausberges hat. Derſelbe Fall findet am Schränzer bei Butzbach und am Oberſteinberg ſtatt.

Nach dieſen Vorbemerkungen ſei es mir erlaubt, meine Anſichten über die Befeſtigungsweiſe der nordöſtlichen Wetterau von Seiten der Römer den Leſern mitzutheilen.

Als die äußerſten zuverläſſigen Punkte römiſcher Anſiedelung konnten und können in dieſer Gegend die Altenburg bei Arnsburg und die bei Rückingen angenommen werden. Es iſt wohl auch keinem Zweifel unterworfen, daß die ganze dazwiſchenliegende Gegend durch die Römer, und zwar von Mainz aus, wo möglich den Flüſſen aufwärts erobert wurde, ferner daß ſie nach der Eroberung derſelben die nöthigen Maßregeln zu ihrem Schutze nicht verſäumten. Nun aber bietet hier die Lokalität beſondere Schwierigkeiten zu einer Befeſtigungslinie, wie auf der andern Seite, dar. Es erſcheint nämlich von der nordöſtlichen Seite her eine ganze Anzahl kleiner Flüſſe, die Wetter, Horloff, Nidda, Nidder, Seemen und wenn wir Rückingen hier mit in den Rayon ziehen wollen, die Kinzig. Alle kommen von den Gebirgen, welche, die kurzen Feldzüge des Druſus und Germanicus nach dem inneren Deutſchland etwa ausgenommen, in der Gewalt der den Römern feindlichen germa-

niſchen Stämme blieben. Von dem Hauptgebirge herab ſtreichen mehr oder minder bedeutende Aeſte bis nach der Wetterau hin, alſo bis in die von den Römern beſetzte Gegend. Zwiſchen dieſen Gebirgsäſten ziehen ſich mit dem Laufe der Flüſſe auch die Thäler in die Wetterau, welche bald enger, bald weiter ſind, bald mehr, bald minder ſchroffe Seitenwände darbieten. — Hätte man hier eine befeſtigte Reichsgrenze (limes) mit Wall, Graben und Pfahlwerk anlegen wollen, ſo würde dieſelbe beſtändig bergauf und bergab gezogen ſein, und man würde nicht nur unendliche Schwierigkeiten dabei zu überwinden gehabt, ſondern auch an manchen Stellen ganz vergebliche Arbeit unternommen und doch bei allem Dieſen, den Feinden, welche Herren des Hauptgebirges waren, nicht ganz die Wege haben verſperren können, den Gebirgsäſten entlang oder durch Eins der Thäler nach der von den Römern beſetzten Wetterau vorzudringen. Man mußte ſich alſo von Seiten der Römer vor der Hand mit den gewöhnlichſten Mitteln, den Feinden zu imponiren und dieſelben im Schach zu halten, behelfen. Waren aber die erobeenden Römer in das Land hauptſächlich den Flüſſen aufwärts eingedrungen, ſo mußten, wie ſie ſich an den ſchicklichſten Plätzen Schutzwehren gebildet, ſie ſich nun auch dergleichen bleibende anlegen. Nun finden wir außerhalb der vorhin angegebenen Linie von Arnsburg bis Rückingen faſt in gerader Linie und zwar in jedem der genannten Flußthäler und an den allergeeignetſten Stellen kleine Städte, welche ihrer Anlage und Befeſtigungsweiſe nach die Spuren eines ſehr hohen Alters an ſich tragen, nämlich jenſeits Arnsburg an der Wetter zuerſt Lich mit ſtarken Wällen und zur Hälfte vom Fluſſe geſchützt, 2) in dem Horloffthale Hungen mit Wällen, auf welchen man vielhundertjährige Eichen erblickt, ſowie auf der Seite mit jener großen Befeſtigung, deren wir oben gedachten und die wir ſpäter noch näher beſchreiben werden, 3) an der Nidda und von dieſer zugleich gedeckt das alte Städtchen Nidda, 4) in dem Nidderthale, und zwar auf einer Anhöhe, welche das ganze Thal beherrſcht, das uralte Ortenberg, 5) am Seemenbache, und auch hier wieder vom Fluſſe theilweis geſchützt, das Städtchen Büdingen, deſſen Schloß auf uralten Subſtruktionen ſteht, und 6) wenn wir wiederum das Kinzigthal mitberückſichtigen, mitten auf einer von der Kinzig geſchützten Inſel die Trümmer des ehrwürdigen Palaſtes Friedrichs Barbaroſſa bei Gelnhauſen. Auffallend iſt außerdem der Umſtand, daß, während anderwärts die Stammburgen und Stammhäuſer der bedeutendſten Familien meiſt auf Höhen zu ſuchen ſind, wie ſie der ritterliche Geiſt des Mittelalters liebte, gerade dieſe Orte, faſt ſämmtlich die Stammhäuſer edler Geſchlechter, in Niederungen liegen. Sollen wir aus Dieſem nicht anzunehmen berechtigt ſein, daß die Gründer dieſer Burgen und Städte die alten Anlagen römiſcher Caſtelle wählten und für ihren Zweck benutzten, nachdem ſie vielleicht urſprünglich zum Theil vom Kaiſer als Miniſterialen zum Schutze dahin geſetzt worden waren?

Wenn das bisher Geſagte es wenigſtens wahrſcheinlich macht, daß die jetzigen Städte Lich, Hungen, Nidda, Ortenberg, Büdingen und die Burg von Gelnhauſen auf römiſchen Urſprung Anſpruch machen, daß da, wo ſie jetzt ſtehen, einſt römiſche Caſtelle ſich befanden, daß dieſe Caſtelle die nördliche und öſtliche Befeſtigungslinie zur Vertheidigung des von den Römern eroberten, von ihnen cultivirten Landes wenigſtens einſtweilen und ſo lange dienten, bis entweder eine eigentliche Grenzbefeſtigung ſpäter errichtet, oder, da die Oertlichkeit dafür zu viele Schwierigkeiten in den Weg legte, das jenſeitige Gebiet ſo weit erobert war, bis allenfalls auf der Gebirgsſcheide eine für eine Reichsbefeſtigung geeignete Linie ſich darbot, ſo laſſen ſich auch Belege dafür liefern, daß die Spuren eines längeren Aufenthalts der Römer faſt jedesmal nur bis in die Gegend reichen, wo Eins dieſer Städtchen ſteht, jenſeits derſelben ſich nicht leicht etwas vorfindet, was an die Römer erinnern könnte. Dazu kommen noch einige andere höchſt auffallende Erſcheinungen: Wenn, was den Ackerbau betrifft, den Römern bedeutender Einfluß auf denſelben wohl mit Recht zugeſchrieben werden darf, ſo zeigt ſich — etwas weiter gegriffen — zwiſchen

den diesseits und jenseits dieser Städtchen liegenden Gegenden ein großer Unterschied, der nicht blos in der größeren oder geringeren Güte des Bodens zu suchen ist. Daß namentlich fast nur bis zu ihnen sich die Spuren eines früheren allgemeinen Weinbaues erstreckten, ist gewiß nicht allein dem Umstande zuzuschreiben, daß jene Gegenden kälter und rauher sind, sondern besonders auch, daß hier lange Zeit hindurch Römer sich aufhielten, von welchen wir wissen, daß sie den ersten Anbau der Reben an die Ufer des Rheins brachten. — Ferner beginnt bald jenseits dieser Orte eine von der in der Wetterau weit verschiedene Mundart, die wir ebenfalls theilweise dem Umstand zuzuschreiben geneigt sind, daß hier lange Zeit ein fremdes Volk das herrschende war. Und wenn endlich bei den Grenzbefestigungen der Römer die gewöhnliche Entfernung eines Castells von dem andern etwa 2 bis 3 Stunden beträgt, so trifft auch dieses mit der Entfernung der erwähnten Städte, soweit es die Oertlichkeit zuläßt, ziemlich genau zusammen.

Aus Allem geht hervor, daß auf dieser ganzen Richtung nicht nur nirgends sich die Spuren eines dem westlichen und nördlichen Pfahlgraben ähnlichen Werkes finden, sondern sich auch nicht wohl finden können, daß dagegen die Römer höchst wahrscheinlich auf eine Weise sich diesen Theil der Reichsgrenze einstweilen sicherten, wie sie der früheren Zeit, der Lokalität und den Umständen am Angemessensten war, nämlich durch bloße Castelle. — Wohl mögen sie das Unbequeme und Ungenügende derselben erkannt und eine Erweiterung der Grenzen, sowie eine Sicherung derselben durch ein zusammenhängendes Bollwerk im Auge gehabt haben; die Zeiten zur Errichtung neuer Bollwerke zum Schutze der Grenzen, sowie zur Erweiterung derselben waren indeß vorüber. Denn bald nachher schlug die Stunde, wo die Welteroberer dem Weltgerichte anheim fielen, und unsere Gegenden wurden wohl am Ersten von ihnen befreit.

Der uralte heidnische Glaube im Hessenland.

Von Christoph v. Rommel *).

Chlodwig und seine ersten kräftigen Nachfolger führten an der Spitze der Franken alle benachbarten deutsche Völkerstämme in den Kreis der Entwickelung, der mit den Wanderungen und Eroberungen begonnen hatte; sie vereinten sie zu größerer politischer Einheit; sie verbanden die alte germanische Welt mit der Grundlage eines neuen Lebens, dem Christenthum; die hocherhobene Geistlichkeit **) schloß sich ihnen an und befestigte ihre Herrschaft, welche nach dem Tode des großen Ostgothenkönigs und der Vernichtung des thüringischen Reiches schon so stark war, daß Theodobert I. dem oströmischen Kaiser drohen konnte. Der Charakter des Christenthums wurde allen staatlichen Verhältnissen des Merowingischen Reiches aufgedrückt. Aber während in Westfrankreich die faulgewordene römische Welt den eingezogenen Germanen ihre verweichlichten Sitten mittheilte, und die gallisch-fränkischen Bischöfe mit der Bekämpfung der Arianer und den weltlichen Interessen ihrer orthodoxen Kirche beschäftigt waren, verblieb die ganze östliche Hälfte des Reichs, die deutsche Bevölkerung diesseits des Rheins, in dem noch ungeschwächten Glauben an ihre heimische Götterwelt. Vergebens befahlen die austrasischen Könige Zerstörung der Götzenbilder und Einführung der christlichen Taufe; die rheinischen Bischofssitze, welche schon unter den römischen Kaisern bestanden, Worms, Speier und Mainz wurden wiederhergestellt, neue Kirchen zu Köln, Trier und Metz erbaut; Dagobert I. schenkte im Jahre 628 dem Bisthum Worms die Stadt Laden-

*) Geschichte von Hessen seit dem Westphälischen Frieden bis jetzt. Durch Christoph v. Rommel. Cassel, 1853.

**) In ihrem Kirchsprengel schlichteten die Bischöfe schon bürgerliche Händel, und ihr Wehrgeld wurde dem eines Herzogs gleichgeschätzt.

burg und den zum Lobdengau gehörigen Theil des Odenwalds, des großen ehemals unter dem hereynischen Wald begriffenen Reichsforstes*). Es ist derselbe Merowinger, welcher erzogen von Arnulph von Metz und Pipin von Landen, den weisesten Männern jener Zeit, auch dem Hessenlande seine Aufmerksamkeit widmete, und hier alten einheimischen Sagen zufolge eine Kirche und eine Kapelle stiftete**). Auch Arnulph versuchte in Thüringen den Glauben an Christum durch wundervolle Heilungen zu erwecken. Als aber 50 Jahre nachher St. Kilian (Kyllene) der Nachfolger der im alemannischen Helvetien predigenden irischen Mönche St. Kolumban und St. Gall, zum Herzog Gotzbert von Thüringen und Frankonien kam, und ihn zur Trennung von der Ehe mit seines Bruders Wittwe Gailana ermahnte, ließ ihn diese ermorden.

Bis auf die Zeiten des heiligen Winfried und Pipins erscheint in dem unterjochten Lande zwischen Rhein, Main und Neckar kein namhaftes Kloster. Das ganze Volk der Dorf- und Hüttenbewohner und der Hofstätten***) lebte hier noch, wie unter der Herrschaft der Alemannen, in dem alten Cultus der Wälder, Haine, Flüsse und jener verborgenen vom Tag noch nicht beschienenen Höhlenquellen, aus welchen schon die Kelten unter dem Einfluß ihrer Feen (Faien), Mairen und Schicksalsgöttinnen, Heilung, Weisheit und die Gabe der Weissagung schöpften.

Aus dieser Zeit muß man die ehemals so wunderthätigen, jetzt längst verschollenen Quellen im Odenwald, bei Beerfelden an der St. Leonhardskapelle, in und vor den Kirchen zu Schöllenbach und Hesselbach, zu Neunkirchen in der St. Ottilienskapelle und in der dem St. Amor gewidmeten Kapelle bei Amorbach ableiten†). Denn wie schon der Papst Gregor der Große seinen nach England gesendeten Heidenbekehrern empfahl, dem Volke die alten von ihm verehrten Orte und Tempel nicht zu zerstören, sondern sie nur mit Weihwasser zu besprengen, Altäre daselbst zu errichten und mit den Reliquien christlicher Heiligen zu versehen, so trugen auch die andern Missionäre des römischen Stuhls und der rheinischen Bischöfe alles Wunderbare, was das Heidenthum seinen Göttern, Halbgöttern und Helden zuschrieb, auf Gott und seine Engel, Heilige und Märtyrer über. Daher findet man besonders in Hessen, wo der Quellen- und Brunnenkultus am weitesten verbreitet war und am längsten haftete, so viele in den Dörfernamen erhaltene gute, Gottes-, Heiligen-, Engel-, Christ-, St. Marien-, St. Ottilien- und Bonifacius-Brunnen††), man besuchte sie an den alten heidnischen in christliche Feste umgewandelten Feiertagen, zu Ostern, bei der Erscheinung der Frühlings-Göttin, zu Pfingsten, und am Tage Johannes des Täufers. Noch in unsrer Zeit war eine tiefverborgene Felsenquelle des Hohlsteins am Fuße des Weißners unweit Hilgershausen berühmt. Hier erschienen allmählich am zweiten Ostertag die

*) Wenn gleich die Schenkungsurkunde, die älteste des jetzigen Großherzogthums Hessen (s. Scriba's Regesten) der Form und Zeit nach für unächt gehalten wird, so zeigen doch die nachfolgenden Bestätigungen einer solchen alten Schenkung von Seiten Pipins und Karls des Gr., daß die Merowinger bereits versucht hatten, ihre kirchlichen Einrichtungen nach dem Rhein, Main und Neckar hin zu erstrecken.

**) Vergl. m. hessisch. Gesch. I., 52 über die beiden Dörfer Dagobertshausen — in der Volkssprache Dabbelshausen — in Hessen. Wie sehr übrigens der treffliche Dagobert, seit er seine Residenz von Metz nach Paris verlegte, durch Schmeichler verdorben wurde, erzählen die alten Biographen desselben, sowie die Siegberts und Pipins selbst.

***) Pagani, Landbewohner wurden die Heiden genannt, weil das Christenthum zumeist nur in den königlichen und bischöflichen Hauptstädten gelehrt wurde.

†) Vergl. Hess. Darmst. Archiv VII. 1, 183, wo auch bemerkt wird, daß das kirine Dorf Etzean bei Beerfelden früher urkundlich Etzelshain hieß, welches nach dem Beinamen des nordischen Thors, oder altdeutschen Donars Etzel (Grimm Mythologie S. 153) auf einen dem Donnergott geweihten Hain hinweiset.

††) Vergl. unsre Dörfernamen mit der Endsilbe Born. Besonders scheint die St. Ottilia Tochter des Alemannen-Herzogs Ethico, zur Schutzgöttin der alten heidnischen Brunnen erlesen zu sein; denn, außer dem St. Ottiliendorf im Kaufunger Wald, findet sich noch bei Döllbach im Fuldischen neben der ihr gewidmeten Kapelle eine solche für Augenkranke heilsame Quelle. An der Milseburg dagegen ist eine den Frauen Fruchtbarkeit bringende Quelle dem St. Gangolph gewidmet. Bei dem Kloster Schlüchtern war ein St. Mathias (Matzes-) Brunnen. —

Burſche und Mädchen des Dorfes mit Blumen, um von dem klaren, heilbringenden Waſſer zu trinken, ihre Krüge zu füllen und das mitgebrachte Frühlingsopfer zurückzulaſſen*). Auf dem Meißner ſelbſt, dem Vater der niederheſſiſchen Berge, dem Sitz der alten Mythe von der Frau Holle, der Hertha und Freya der Kelten und Germanen, wohnt die freundliche, Früchte, Blumen, Kuchen und ſchöne Kinder ſpendende, fleißigen Spinnerinen gnädige Göttin in der Nähe einer Runenwieſe und eines Gottesborns. Der unergründliche Frau-Hollenteich, der noch immer nach dem Aberglauben des Volks, gleich dem von den ſpinnenden Schickſals-Göttinen von Schwänen und Störchen bewohnten Urda's-Brunnen, den Segen der Ehe bringend**) erinnert an das nirgends ſo ſtark als in Heſſen eingewurzelte Ammenmährchen von dem Kinderbrunnen, welches im innigen Zuſammenhang mit dem alten nordiſchen Mythus von der Entſtehung des Menſchengeſchlechts ſtand. Die Verwandlung der milden Göttin aber in ein böſes, tückiſches Geſpenſt und in des Teufels Großmutter iſt den erſten chriſtlichen Prieſtern zuzuſchreiben, welche Teufel, Hexen und Teufelsbrunnen (Diebelsbrunnen) an die Stelle der heidniſchen Götter ihres Gefolges, und der alten heiligen Brunnen ſetzten***).

Auch die den Kelten und unſern nordiſchen Vorfahren heilige Dreizahl der Mairen (Meribha) und Nornen, welche den Schickſalsgöttinnen der alten Pelasger (Klotho, Lacheſis und Atropos) entſprachen, ſcheint ſich ſelbſt über die Zeit hinaus, wo der heil. Winfried die Donnereiche unweit Wuodenesberg (Gudensberg) fällte, im nördlichen Heſſen erhalten zu haben. Die heſſiſche Volksſage bezeichnet drei ſchweſterliche Rieſenjungfrauen, Saba, Trenta und Theſa als Begründerinnen der Sababurg, Trendelburg und des Deſenbergs; noch jetzt zeigt man auf dem Jagdſchloß der Sababurg (deren urkundlicher Name Zapfenburg nichts mit der Mythe gemein hat) eine große, wohl ehedem für Jagdgeſellen beſtimmte Bettſtelle als Maas ihrer Rieſenlänge; und wie die Nornen der nordiſchen Götterlehre die gewaltigen in das Schickſal der Erdenbewohner eingreifenden Naturkräfte darſtellen, ſo ſind hier wohl nach dem Untergang der germaniſchen Urbewohner die Hünenjungfrauen als Nachkommen derſelben von der umbildenden Sage aufgefaßt worden†).

In undurchdringliches Dunkel iſt die Heidenbekehrung derjenigen Gegenden gehüllt, bei denen kein chriſtlicher Apoſtel, wie Bonifacius, erſchien, und deren alter Cultus durch mannigfache Vermiſchung mit andern Völkern ſein urſprüngliches Gepräge verloren hatte. So in dem Lande zwiſchen Rhein, Main und Neckar, wo die Trias der Kelten, Teutates, Taran und Hesus, längſt in Wuotan, Thunar oder Thor und Tiu, und bei den römiſchen Koloniſten in Merkur, Herkules und Mars übergegangen war††), denen noch am Taunus der perſiſche Mithrasdienſt beigefügt wurde. Von untergeordneten mütterlichen Gottheiten, der Jahreszeiten, der Erdbefruchtung und des Feldbaus haben ſich Spuren in benachbarten römiſchen Denkmälern gefunden†††); bei

*) Heſſen-Caſſel'ſche Vereins-Zeitſchrift I., 355.

**) Vgl. daſ. IV. 103. In neueſter Zeit ſind hier 2 römiſche Goldmünzen des Kaiſers Domitian aufgefunden worden, ein in dieſem Lande ſo ſeltener Fund, daß man verſucht wird, an eine römiſche Oblation aus dem 2. Jahrhundert nach Chr. Geb. zu denken. Denn die Frau Holle iſt auch der Venus, der Diana Lucina und der Artemis mit der goldenen Spindel zu vergleichen.

***) Auch in der Nähe des Frau-Hollenteiches und des Gottesborns bezeichnet man noch jetzt die Wüſte von zertrümmerten Baſalten, wo das Quellenwaſſer wieder hervorbricht, mit dem Namen Teufelslöcher.

†) Heſſ. Caſſel'ſche Vereins-Zeitſchrift V., 4, pag. 369. Mit Recht wird hier auch als ein Zeugniß des hohen, vorchriſtlichen Alterthums dieſer Sage bemerkt, daß der ſonſtigen Gewohnheit der Heidenbekehrer zuwider dieſe drei Bergköhen ohne kirchliche Weihung oder Umwandlung geblieben ſind. Wenn aber die Behauptung Winkelmanns, daß Trendelburg vor Zeiten Dreyderberg oder Dreydenberg hieß, ſich beſtätigt, ſo ſcheint dieſer Name wie der von Tribur, Trebur (von drui, Eichbaum, griech. δρῦς) auf ein keltiſches Alterthum hinzuweiſen.

††) Wuotan oder Odin hat ſich im dies Mercurii, im Mittwoch (Wednesday und Odentag), Thunar im dies Jovis Donnerſtag, Tiu im dies Martis, Dinſtag (Dinstag), wie Freia im Freitag (dies Veneris) erhalten.

†††) Vergl. Schmidt I., 396.

der Einführung des Christenthums wuede ihre wohlthätige Zaubermacht der Maeia und andern weiblichen Heiligen zugeschrieben. Mannichfach ist die Umwandlung des Wuotan oder Odin, der nicht nur von den Chatten auf dem Wuodenesberg (Gudensberg), sondern auch bei andern Geemanen am Rhein und im Odenwalde verehrt wuede. Als germanischer Merkur, der die Seelen der Helden in den Himmel führte und beschützte, wurde er von den christlichen Priestern durch den Erzengel Michael, den Schirmer des Paradieses, den Bekämpfer des Teufels ersetzt*); so auf dem Godesberg bei Bonn und auf dem Heiligenberg zu Jugenheim, am Fuße des Odenwaldes, wo der heil. Michael in alten kirchlichen Bildwerken mit dem Schwert, einem Drachen und dee sinnvollen die Sünden der Abgestorbenen wägenden Wage dargestellt wird**). Als Kriegsgott, mit welchem das wüthende Heer aus dem ihm geweihten Berge zieht, scheint er sich in dem Burggeist des finstern Odenwaldes erhalten zu haben, wo der schuldbelastete Ritter von Rodenstein bei dem Anbeginn eines jeden Krieges mit einem gespensterhaften wilden Heer aus dem hohen verödeten Schnellert (Schnellhart) hervorbeicht, um auf seinem benachbaeten Burgsitz seine Schätze zu bergen und des Friedens zu harren. Und wie Wuotans Heldensohn Balder nach der nordischen Sage den durstenden Kriegern eine Heilquelle durch den Hufschlag seines Pferdes eröffnet, so auch der mythische Karl dee Geoße an dem Fuße desselben Odenbergs, wo noch jetzt sein Frankenheer eingebannt ist.

Schon lange vor der christlichen Abschwörungsformel dee Heiden, welche allen eusischen Werken und Worten, dem Thunae, dem Wuotan, und dem Tiu (Sarnot) und allen ihren unholden Genossen entsagen mußten, hatten die christlichen Priester den verzweifelten Kampf mit dem Fürsten dee Finsterniß, dem Satan der Juden begonnen, und ihm und seinen Geistern die ganze Schaar der christlichen Schutzengel und Heiligen entgegengesetzt; eine eigene Klasse von Geistlichen, die Exorcisten, waeen damit beschäftigt, den Teufel und seine Dämonen durch Gebet, durch das Zeichen des Kreuzes und und andere Beschwöeungsformel auszutreiben. Aber die Lehre der Manichäer von zweien verschiedenen Schöpfern des Lichts und der Finsterniß, der sichtbaren und unsichtbaren Welt, befestigte die Macht des Teufels (des Aeihman der Perser). Mit der überschwenglichen Ausbildung der Heiligen- und Reliquienverehrung, mit den unsinnigen Hirngespinsten phantastischer Mönche und den einfältigen Legenden wunderthätiger Märtyrer und Heidenbekehrer steigerte sich der Wahnglaube an magische Künste; selbst die frommsten Einsiedler des sechsten und siebenten Jahrhunderts, wie St. Goar mußten ihre Mission durch augenfällige Zaubereien beweisen. Als St. Goar in seinem rheinischen Felsenthal von dem Trierschen Bischof Rusticus aufgefordert wurde, seine Wunderkraft in öffentlicher Versammlung zu bethätigen, beschwichtigte er zuerst dessen Abgesandte durch ein Abbild der Dreieinigkeit, die Erscheinung dreier säugenden Hirschkühe, die sich seinen durstenden Begleitern zum Melken darstellten; bei dem Eintritt in die Versammlung hing er seine Kappe an einem Sonnenstrahl auf, der aus der Ecke des Zimmers durch das Fenster brach (wie auch späterhin St. Elisabeth ihre Wäsche auf den Sonnenstrahlen trocknete); noch zauderte der Bischof, bis endlich auf Verlangen deeselben St. Goar einem dreitägigen Findlinge den Mund öffnete, und der Säugling mit vernehmlicher Stimme den Bischof selbst als seinen Vater begrüßte. (Vergl. d. v. Wenk I. 104 u. 105 angeführeten Legenden des St. Goar.)

Allmählich erzeugte sich auch der Wahnglaube, daß der Teufel seine Anhänger mit der Gabe der Zauberei und allen Schätzen der Welt belohne; statt der weisen Frauen des germanischen Alterthums und dem ganzen Gefolge dee heidnischen Göttinnen durchflogen zauberische, Thiere und Früchte behexende Weiber die Welt, und feier-

*) Grimms Mythologie 796, 819, 830.

**) Hess. Darmst. Archiv VI., I., 136. Das zu Jugenheim vor Zeiten bestandene der heil Felicitas gewidmete Kloster erscheint erst in einer Urkunde vom Jahr 1264, worin ein Herr von Bickenbach und seine Gattin Guda diesem Kloster die Hälfte ihres Hofes zu Hartenau schenken.

ten auf den alten heidnischen Opfer- und Wallfahrtsstätten mit dem Teufel buhlend einen mystischen Gottesdienst: bis endlich, bei der fanatischen Reaction gegen die Verkünder einer reineren Gotteslehre, das Dasein eines Bundes mit dem Erzfeind des Christenthums förmlich anerkannt, Zauberei und Ketzerei als gleich todeswürdige Verbrechen vermischt, und jene grauenhaften Inquisitionen und Hexenprocesse eröffnet wurden, aus deren Verhandlungen man noch jetzt die ganze Stufenleiter des Kampfes des Christenthums mit dem Heidenthum, die Verblendung der geistlichen Richter und die Unausrottbarkeit des Volksaberglaubens erkennt.

Noch im Jahre 1627 wurde zu Dieburg, 3 Stunden von Darmstadt auf Verlangen der Gemeinschaft und des fanatischen Pöbels das Trauerspiel eines Hexenprocesses aufgeführt, in welchem die vermeintlichen Zauberinnen unter Bezeichnung eines nahe gelegenen uralten Eichwasens, wo in der Walpurgisnacht mehr als tausend verlarvte prächtig gekleidete Personen aus der Umgegend von Darmstadt, Umstadt und Aschaffenburg erschienen seien, noch in dem ganzen Wahnglauben eines magischen Teufelsdienstes erscheinen *).

Die alten Gauen in Hessen.

Von Friedrich Rehm **)

Die nachherigen Hessischen Lande bildeten theils eigene Gaue und Centen, theils gehörten sie benachbarten Fränkischen, Thüringischen und Sächsischen an. In der Regel stimmte die kirchliche Eintheilung in Archidiakonate und Archipresbyteriate (Decanate, Landcapitel, sedes) mit der bürgerlichen überein, und daraus, so wie aus den in Urkunden, namentlich den Fuldaischen, Corveyischen und Mainzischen, (die Hersfeldischen betreffen meist Thüringische Schenkungen) lassen sich die oberen und unteren Gerichtssprengel mit befriedigender Bestimmtheit ermitteln. Die Altgermanische Sitte der Einzeln-Ansiedelung hatte die Entstehung einer Menge Ortschaften veranlaßt, welche bei eintretendem größerem Zusammenleben, sich in Dörfer vereinigten und deren Benennungen sich theilweise in denen von Flurmarken und Holzschlägen, oder sogenannten Wüstungen, erhalten haben, während viele andere ganz untergegangen sind.

Den größeren Theil des nachherigen Niederhessens umfaßte der Hessen-Frankengau (Francorum pagus Hessi, Hassorum pagus etc.), einem Archidiakonatsregister aus dem sechszehnten Jahrhundert (1504) zufolge, getheilt in neun unter dem Mainzischen Archidiakonate zu Fritzlar stehende und wahrscheinlich eben so viele Centen bildende Decanate: Fritzlar, Bergheim, Dittmol, Schutzberg, (von welchem Orte jetzt nur noch die zu Wolfhagen gehörende Schützeberger Mahl- und Papiermühle vorhanden ist, und von welchem Decanate die meisten Kirchdörfer in den heutigen Aemtern Zierenberg und Wolfhagen, wenigstens bis zum Anfange des zwölften Jahrhunderts, nicht zu dem Hessisch-Fränkischen, sondern zum Sächsischen Gaue gehörten, Gensungen, Mardorf (im Amte Homberg), Braach, Urff und Ottrau. Der Gau berührte in der Gegend von Cassel an der Ahne den Sächsischen und an der Werra den Leingau, gränzte gegen Südwesten an den Oberlahngau, von welchem ihn die Waldeckischen und Hainaischen Berge, der Kellerwald, die Wasserscheide zwischen Lahn und Schwalm und die Bäche Berff und Jossa schieden, und reichte auf dem rechten Ufer der ihn von dem Einfluß der Jossa an bis

*) S. Steiners Gesch. der Stadt Dieburg. 68. 100. Der späterhin ausgerodete Eichwasen bei Dieburg wird die alte heidnische Gerichts- oder Opferstätte gewesen sein; auch die letzte Verbrennung zweier Hexen in Hessen-Kassel, gleich nach dem dreißigjährigen Krieg, geschah auf dem Odenberg, an dessen Fuße (wo der mythische Karl den Glisborn aufschlug) Besse, der Geburtsort jener Hexen lag.

**) Handbuch der Geschichte beider Hessen. Von Dr. Friedrich Rehm. Marburg. 1842.

unter Hersfeld von dem westlichen Grabfeld trennenden Fulda bis zum Meißner und dessen Nebenbergen in den Aemtern Spangenberg, Lichtenau und Großalmerode. Wurde auch späterhin Gudensberg Hauptort, so blieb doch das Gaugericht zu Maden. — Der Hessen-Sachsengau (P. Hessi-Saxonicus) erstreckte sich von der Ahne, dem linken Ufer der untern Fulda und oberen Weser bis zur Wasserscheide der Diemel und Eder und in das nachherige Waldeckische und Paderbornische hinein, bis in die Gegend von Wormeln, Warburg und Stadtberg, und gehörte theils zu der Diöces von Paderborn, theils zu der Mainzischen Propstei Hofgeismar. — Der südwestlich an ihn grenzende Ittergau (Itterga, Nitherga) berührte an der Orke den Oberlahngau und gehörte zu dem Paderbornischen Archidiakonat Horhusen (bei Stadtberg). — Der Leingau (Logne, Logi, Lochni, Loinge, Lainegeha) umfaßte das heutige Göttingische, oder das Land zwischen der Werra, Weser, Leine und Ruhme. Das Gaugericht war am Leinberge bei Göttingen. — Die zu Thüringen gerechnete, sich nach dem Obereichsfelde hin erstreckende Germaramark begriff den zwischen der Werra und dem Meißner gelegenen Theil Hessens, namentlich die Hunethermark (so genannt nach den Dörfern Ober- und Niederhohne Hunede), umfassend die Aemter Sontra und Bischhausen und das ehemalige Gericht Bilstein mit dem Klostergericht Germerode, oder das heutige Amt Abterode), den Netergau (das Amt Netra) und die sogenannte Grafschaft an der Werra, mit der Stadt Eschwege und dem Reichsschloß Bomeneburg (Boyneburg) in sich, und stand wahrscheinlich unter dem Eichsfeldischen Archidiakonat von Heiligenstadt. — Die Gegenden höher an der Werra hinauf bildeten den unter dem Würzburgischen Decanat Geissa stehenden Untergau Tullifeld, welcher, so wie das dem Decanat zu Mellrichstadt untergeordnete Schmalkalden mit der ganzen Grafschaft Henneberg, zu dem östlichen oder Fränkischen Grabfelde gehörte. — Das Land zwischen dem Vogelsberge und den Rhönbergen, d. i. das Fuldaische, bildete das westliche Grabfeld oder Buchonien im engeren Sinne. — Die obere Grafschaft Hanau war ein Theil des Sinngau, und alles Land von diesem und dem Fränkischen Saalgau bis zum Nidgau (mit Frankfurt und dem Taunus) und von Buchonien und den beiden Lahngauen bis zum Maingau, dessen Nordgränze das Kinzigthal bildete, gehörte zu der Wetterau (Wetaraiba, Wedrevi etc.), welche unter dem Archidiakonat unserer lieben Frauen zu Greden in Mainz stand. — Vom Einfluß der Kinzig an folgte auf dem linken Mainufer der sich bis in die Neckargegenden erstreckende und mithin das ganze Fürstenthum Starkenburg umfassende obere Rheingau (Reniegowe, Rhingow etc.). — Die Lahn gab zweien Gauen den Namen. Der Oberlahngau (Loganacgowe, Logenahe etc. superior) wurde durch den Vogelsberg von dem Grabfeld und der Wetterau durch die Gebirge an den Quellen der Eder und Lahn von Westphalen und dem den nordöstlichen Theil des heutigen Nassau umfassenden Heigerahe geschieden, und stieß im Südwesten in derselben Gegend, wo jetzt die beiden Hessen und der Kreis Wetzlar einander berühren, an den Unterlahngau, welcher sich an der Lahn hinab erstreckte, bis zu den an deren Einfluß in den Rhein liegenden Gauen Preugersgau (am rechten Ufer) und Einrich (am linken Ufer, die untere Grafschaft Katzenellenbogen), und im Süden bis an den Unterrheingau, den Gau Kunigesundra (worin Wiesbaden lag) den Nidgau und die Wetterau reichte. Die Gränzen gegen den Hessen-Frankengau und den Ittergau sind bereits oben angegeben worden. Als Untergauen werden erwähnt, im oberen Theile: Lare (von dem Dorfe Lohra, im Amte Fronhausen), Pernaffe (von dem Bache Perf, im Grunde Breidenbach) und Arahafeld (das heutige Wittgensteinische, wovon noch ein Theil das Arfelder Viertel heißt); im unteren: Erdehe (wahrscheinlich von dem Solmsischen Dorfe Erda). In kirchlicher Hinsicht gehörte der untere Gau zu dem Erzstift zu Trier, der obere zu den beiden mit den Propsteien zu St. Stephan und St. Johann in Mainz vereinigten Archidiakonaten. Als zu St. Stephan gehörende Decanate gibt ein Synodalregister aus dem

fünfzehnten Jahrhundert*) an: Amöneburg, Neuſtadt, Treyſa bei Ziegenhain, (welcher Decanat jedoch früher zu dem Heſſen-Frankengau gehört zu haben ſcheint), Heidelbach, Alsfeld, Kirdorf, Ufleiden, Amena (Ober- und Nieder-Ohm?), Londorf, Windenrade (bei Grünberg), Buſecken, Treis (an der Lumbde), Kirchberg und Weſſemar, Ebsdorf, Gladenbach, Lohra, Weimar (wozu bis 16. April 1227 die St. Kilianscapelle zu Marburg gehörte), Michelbach, Dautphe, Breidenbach, Laasphe, Arfelden, Schönſtadt, Wetter, Bentreff (eine Wüſtung bei Roſenthal), Keſterburg (Chriſtenberg), Battenfeld, Röddenau, Geismar, Frankenau, Vöhl, Frommelskirchen (Bromskirchen), Gemünden, Grüſen, Rumlangen (das Wittgenſteinſche Dorf Rumland), Fodungen, Siegen und Netphe. Ueber das Archidiakonat von St. Johann beſitzen wir kein Regiſter. Es umfaßte daſſelbe den nach der Wetterau hin liegenden Theil des Gaues. Der Oberlahngau hatte zwei Hauptgerichtsorte, den einen zu Wetter, auch Stift genannt, den andern zu Rucheslo (Reuſchel? zwiſchen Marburg und Gießen im Largau, oder Rachelshauſen im Kirchſpiel Gladenbach?). Zu dem erſteren gehörten als (20. Jul. 1238) der Johannitter Werner zu Wieſenfeld, vormals Graf, und der Graf Siegfried von Wittgenſtein die Hälfte von Battenberg, Kellerberg und Grafſchaft Stift für 600 Mark Silber an Mainz verkauften, zehn Centen: Hartenfeld (Arfelden), Rudena (Röddenau), Lixfeld (im Grunde Breidenbach), Duduspbe (Dautphe), Laasphe, Geismar, Fromskirchen, Bentreff, Wetter und Treyſa (bei Ziegenhain?) **). Als die Brüder Konrad und Wittekind von Meerenberg (15. December 1237) an denſelben Erzbiſchof Siegfried III. von Mainz (1225 bis 1249) die ihnen gehörende Grafſchaft Rucheslo für 800 Mark und ein Burglehn zu Amöneburg verkauften, oder vielmehr dieſelbe dem Erzſtift lehnbar machten, behielten ſie ſich die Gerichtsbarkeit in Gladenbach, Lohre, Roidesberg, (das ehemalige Gericht Reitzberg bei Marburg), Kirchberg, Treis (an der Lumbde) und Londorf vor***) woraus hervorgeht, daß dieſe Grafſchaft den ſüdweſtlichen Theil des Gaues umfaßte. Centgerichte gab es wahrſcheinlich, ſo wie in den ausdrücklich als ſolche bezeichneten, in allen anderen Decanats-Sitzen. Die Mainziſchen Gerichte zu Bulenſtrud bei Roſenthal (13. April 1329 und 18. Mai 1362 urkundlich erwähnt †) und vor dem Bylſteyne under Ameneburg (18. Mai 1365 ††)) waren gleichfalls nur Centgerichte.

Unter den allgemeinen Veränderungen, welche die deutſche Gauverfaſſung vom 10ten bis zum 12ten Jahrhundert durch die Vereinigung der Grafſchaft mit Allodien und allodificirten Lehen, Vererbung auf weibliche Abkömmlinge, Theilungen, Entſtehung größerer herzoglicher, markgräflicher und gräflicher Familien und neue Zerſplitterung der Beſitzthümer derſelben, ſo wie durch Exemtionen der geiſtlichen Territorien und der mit Weichbildrecht begabten Städte, erlitt, ging auch die heſſiſche Gaueintheilung zu Grunde, um ſo mehr da das Fränkiſche Nationalherzogthum am früheſten (ſeit Konrads des Jüngeren Abſetzung 1027 und Tod 30. Auguſt 1039) unbeſetzt blieb und gerade hier die Kirche ſo reich begütert war. Durch die Sitte, das Grafenamt den reichſten Gutsbeſitzern des Gaus zu übertragen, denen, wofern ſie nicht in die Reichsacht fielen, daſſelbe zu entziehen den Königen bedenklich ſcheinen mußte, befeſtigten ſich ſolche Familien in dem der Sache nach erblichen Beſitz der gräflichen Gerichtsbarkeit, deren eigentlicher Amtsbegriff ſich immer mehr verlor, betrachteten dieſelbe als an dem Gute, oder Schloſſe, nach welchem ſie ſich zu benennen begannen, hängend, vermiſchten die freien Gaugenoſſen mit den Dienſtleuten und Hinterſaſſen und

*) Würdtwein l. l. T. III. p. 250 sqq.
**) Gudeni codex diplomaticus T. I. p. 547.
***) Ibid. p. 544.
†) Wenck Bd. II. p. 313 u. 412.
††) Wenck Bd. II. p. 422.

hoben faſt allen Unterſchied von Allode und Reichslehn auf. Die Güter wurden getheilt und durch Erbtöchter an andere Familien gebracht, Nebenzweige, welche, wo nicht den gräflichen Titel, doch die Würde von Dynaſten behaupteten und ſich gleichfalls nach ihren Burgen benannten, gingen aus den alten Familien hervor, und Geſchlechter aus dem niederen Adel ſtiegen durch Heirath, oder Erwerbung von Kloſtervogteien zu dem höheren empor. Eine und dieſelbe Familie erwarb durch Belehnung, Erbſchaft, Heirath, Vermächtniß, Kauf und Tauſch Güter in ſehr verſchiedenen Gegenden, andere Beſitzungen blieben gemeinſchaftliches Eigenthum (Ganerbſchaften), und beträchtliche Stücke vormaliger Grafſchaften kamen an die Kirche, welche davon wieder zu Lehn ausgab und die Entſtehung neuer Adelsfamilien veranlaßte. Das bunteſte Gemiſch der Gränzen entſtand dadurch. Centgerichte wurden mit Gaugerichten, gräfliche Beſitzungen (comitatus) mit Gauen (pagi) verwechſelt, neue Gerichtsſtätten angelegt und alte in Burgen und Klöſter verlegt. In dem Beſitz der alten Mallſtätte bleibende Grafen nannten ſich Landgrafen (comites patriae s. provinciales), ohne darum immer die Gerichtsbarkeit über den ganzen Gau auszuüben, eben ſo wenig als derjenige, in deſſen Grafſchaft gewiſſe Güter gelegen angegeben werden, nothwendig gräfliche Gewalt über deren Umgebungen beſaß. Darf man auch im Allgemeinen annehmen, daß häufiger wiederkehrende Perſonennamen auf Abſtammung aus derſelben Familie hindeuten, und daß, wo eine andere Familie in dem Allein- oder Mitbeſitz deſſelben Gutes erſcheint, eine Verwandtſchaft durch Erbtöchter ſtattfinde; ſo iſt die Genealogie der alten Grafen- und Dynaſtengeſchlechter doch ſehr dunkel und durch Hypotheſen neuerer Geſchichtſchreiber oft noch verwickelter geworden.

Bonifacius, der Apoſtel der Deutſchen und die Einführung des Chriſtenthums in Heſſen.

Von Auguſt Neander*).

Bonifacius oder Winfried, wie ſein angelſächſiſcher Name lautet, geboren zu Kirton in Devonſhire im Jahre 680, verdient als der Vater der deutſchen Kirche geehrt zu werden, wenngleich er keineswegs der Erſte war, der den Samen des Evangeliums nach Deutſchland brachte. Schon Manche hatten ihm vorgearbeitet; aber das Zerſtreute und Einzelne, das hin und wieder gewirkt worden, reichte nicht hin, um die Fortpflanzung des Chriſtenthums unter ſo vielen zerſtörenden Umſtänden zu ſichern. Es mußte dieſelbe an feſte kirchliche Stiftungen geknüpft werden — und dies geſchah erſt durch den Bonifacius, von deſſen Wirkſamkeit das Heil ſo Vieler bis auf dieſen Augenblick ausgegangen iſt.

Für die erſte Bildungsgeſchichte des Bonifacius iſt zu bemerken, daß frühzeitig der Same der Religion in ſeinem Gemüthe ſich entwickelte. Da es in England gewöhnlich war, daß Geiſtliche die Häuſer der Laien beſuchten und vor der Familie Vorträge über religiöſe Gegenſtände hielten; ſo hörte ihnen der Knabe in ſolchen Fällen aufmerkſam zu, und ſie unterredeten ſich gern mit ihm über Gegenſtände der Religion. Sein Vater ſuchte ſeine Neigung zu einem geiſtlichen Leben in ihm zu unterdrücken, denn er hatte ihn für einen anſehnlichen Platz in der Welt beſtimmt. Aber wie es auch ſonſt in der Welt zu geſchehen pflegt, es erhielt die Gemüthsrichtung, die man zu unterdrücken ſuchte, nur deſto größere Macht, und der Vater wurde endlich durch den Eindruck, den eine ſchwere Krankheit auf ihn machte, bewogen, jener Gemüthsrichtung nachzugeben. Bonifacius bildete ſich in mehreren berühmten engliſchen Klöſtern, wo er beſonders mit der heiligen Schrift bekannt wurde, die ihm einſt als Leuchte auf

*) „Geſchichte der chriſtlichen Kirche."

ſeinen Wegen unter den wilden Völkern dienen ſollte. Freilich wurde hier ſein Geiſt durch manche Vorurtheile beengt, die ihn an der reinen Erkenntniß der Schriftlehre hinderten, und die ihm nachher bei ſeiner Miſſionswirkſamkeit nothwendig im Wege ſtehen mußten; denn je reiner und freier, je weniger getrübt durch Menſchenwerk das Chriſtenthum erſcheint, deſto leichter kann es in die Herzen der Menſchen eindringen, deſto leichter kann ſeine göttliche Kraft in der menſchlichen Natur in allen Lagen derſelben ſich bewähren.

Als Bonifacius ſein fünfunddreißigſtes Jahr zurückgelegt hatte, fühlte er ſich durch das Beiſpiel der früheren Miſſionäre unter ſeinen Landsleuten angeregt, die Botſchaft des Heils unter die Heiden zu bringen. Was wäre aus unſerem Vaterlande geworden, hätte nicht Gott damals jenen Miſſionseifer durch ſeinen Geiſt beſonders in England und Irland erweckt! Vielleicht werden einſt die aus den Heiden geſammelten Gemeinden in Südindien, Aſien und Afrika, wenn ſie in einem durch das Chriſtenthum wie unſer Vaterland der Barbarei entriſſenen Lande himmliſche Güter genießen werden, daſſelbe von dem beginnenden Miſſionseifer dieſer unſerer Tage ſagen!

Verſuchen wir es nun, uns von der Geſinnung und Stimmung des Bonifacius bei ſeinem Leben und Wirken unter den wilden Heiden aus ſeinen eignen Aeußerungen ein Bild zu machen. Was ihm die heilige Schrift war, zeigen dieſe Worte an einen Jüngling in ſeinem Vaterlande, den er zum eifrigen Studium der Bibel ermahnte: „Wirf Alles, was dich hindert, fortan hinweg, und richte dein ganzes Studium auf die heilige Schrift, welche unſere Seele ohne die Gefahr des Schiffbruchs im Sturm zu dem Ufer des Paradieſes, zu den ewigen himmliſchen Freuden der Engel geleitet.“ Einer Aebtiſſin, welche ihm Bibeln geſchickt, ſchrieb er zum Dank: „Du haſt den nach Deutſchland Verbannten mit geiſtlichem Lichte getröſtet; denn wer die finſtern Winkel der deutſchen Völker beſuchen muß, fällt in die Schlinge des Todes, wenn er nicht das Wort des Herrn zur Leuchte für ſeine Füße und zum Licht auf ſeinen Wegen hat.“ Seinen alten Freund, den Biſchof Daniel von Wincheſter, bat er, ihm eine von ſeinem verſtorbenen Abt und Lehrer Wimbert hinterlaſſene Handſchrift der Propheten zu ſchicken, welche mit deutlichen und gut abgetheilten Buchſtaben geſchrieben war: „Wenn Gott dies eurem Herzen eingibt,“ — ſchrieb er ihm — „ſo könnt ihr meinem Alter keinen größern Lebenstroſt verleihen; denn eine ſolche Handſchrift der Propheten, wie ich ſie wünſche, kann ich hier zu Lande nicht bekommen, und mit meinen ſchon ſchwach werdenden Augen kann ich die kleinen und zuſammenfließenden Buchſtaben nicht erkennen.“

Was der Grund ſeines Vertrauens bei ſeinem Wirken und Kämpfen war, zeigt ſich in jenen Worten ſeines Briefes an eine engliſche Aebtiſſin: „Bete für mich, daß der ſich ſo hoch geſetzet hat und auf das Niedrige ſieht, mir meine Sünden vergebe, daß mir gegeben werde das Wort mit freudigem Aufthun meines Mundes, daß das Evangelium der Herrlichkeit Chriſti unter den Heidenvölkern laufe und verherrlicht werde.“

Wie Bonifacius durch äußerliche Eindrücke auf die rohen Menſchen wirken konnte, zeigt ein beſonderer Vorfall. Als er in Heſſen das Evangelium verkündigte, ſtand eine uralte, dem Donnergott (Thor) geweihte Eiche von ungeheuerer Größe, deren Anblick das Volk mit großer Ehrfurcht erfüllte, dem Eindrucke ſeiner Predigten beſonders entgegen. Das Volk konnte ſich von dem Glauben an die göttliche Kraft dieſer Eiche nicht losmachen, und es konnte daher immer leicht wieder, wenn auch die Predigten des Bonifacius eine augenblickliche Wirkung hervorgebracht hatten, in's Heidenthum zurückfallen. Da ging Bonifacius nach dem Rathe derjenigen heſſiſchen Chriſten, welche der Anſteckung des Heidenthums widerſtanden hatten, mit wenigen Gefährten nach der Eiche hin. Er ſelbſt hieb mit der Axt die Eiche um, während die Schaar der Heiden ihn wüthend umringte. Da ſie aber die Eiche in vier Stücke auseinander fallen ſahen, ohne daß ihr Gott an dem Bonifacius Rache nehmen konnte, ſo war mit einem Male ihr Wahn zerſtört; und um den Eindruck jener Begebenheit fernerhin fortzupflanzen, ließ Bonifacius aus dem Holze des Baumes ſogleich eine Kapelle bauen.

Die Hauptsache war dem Bonifacius immer, von Innen und durch Religionsunterricht und Mittheilung christlicher Bildung auf die Jugend zu wirken. Seine eifrige Sorge für die Bildungsanstalten in den Klöstern widerlegt, wie vieles Andere, den Vorwurf, als ob er durch die weltliche Gewalt, deren Mitwirkung er zu den bemerkten Zwecken gebrauchte, die äußerliche Bekehrung des Volkes erzwungen hätte.

Seine väterliche Fürsorge für den Unterricht und die Bildung der neuen Christen drückt sich sehr schön in jenem Briefe aus, in welchem er's dem fränkischen Hofcapellan Fulrad an's Herz legte, dahin zu wirken, daß nach seinem Tode ein eifriger und kräftiger Mann wieder an die Spitze des ganzen Werkes gestellt werde, da er selbst nach zwanzigjähriger Wirksamkeit diese Welt zu verlassen im Begriff war. „Ich bitte unseres Königs Majestät (Pipin)" — schreibt er — „im Namen Christi, des Sohnes Gottes, daß er jetzt bei meinem Leben mir noch anzeigen möge, welchen Lohn er meinen Schülern nachher ertheilen will. Denn es sind fast lauter Fremde, einige Priester, an vielen Orten zum Dienste der Kirche angestellt; einige Mönche, die in unsern Zellen angestellt worden, um die Kinder lesen zu lehren; einige Greise, welche lange Zeit bei mir lebend gearbeitet und mich unterstützt haben. Wegen aller dieser bin ich bekümmert, daß sie nach meinem Tode nicht zerstreut werden, wie Schafe ohne Hirten, und daß nicht die Völker an der Grenze der Heiden das Christenthum verlieren. Meine Pfarrer an der Grenze der Heiden haben ein armseliges Leben. Brot zu essen, können sie erlangen; aber Kleider können sie dort nicht erhalten, wenn sie nicht anderswo Rath und Hülfe empfangen, wie ich sie unterstützt habe, damit sie an jenen Orten zum Dienste des Volkes aushalten können."

Häufig bat er seine Freunde in England, ihm Erklärungsschriften über verschiedene Theile der Bibel zu senden, die er für seine Predigten gebrauchen wollte. Um den sinnlichen Menschen die Ehrfurcht vor der heiligen Schrift recht einzuprägen, ließ er sich in England eine Abschrift eines Theiles der heiligen Schrift, die er bei seinen Predigten gebrauchen wollte, mit vergoldeten Buchstaben machen. Seine Fürsorge für die Verbreitung der Religionserkenntniß unter dem Volke geht auch hervor aus den wiederholten Gesetzen darüber, daß jeder Laie das Glaubensbekenntniß, das Vaterunser, und die Entsagungsformel bei der Taufe in deutscher Sprache kennen solle.

So sehr Bonifacius den Päpsten ergeben war, so scheute er sich doch keineswegs, auch dem Papste freimüthig die Wahrheit zu sagen, wo es das Gedeihen der neuen Kirche erforderte. Ueberbleibsel der alten heidnischen abergläubischen Gebräuche und Ausschweifungen am Neujahrstage hatten sich in Rom noch erhalten. Amulette wurden dort von Weibern getragen und feil geboten. Da nun häufig Leute aus den neuen Kirchen nach Rom reiseten, glaubten diese nachher solche Mißbräuche, die unter des Papstes Augen vorfielen, dadurch gutgeheißen und murrten über den Bonifacius, der so eifrig die Unterdrückung alles heidnischen Aberglaubens und aller heidnischen Mißbräuche durchzusetzen suchte. Bonifacius machte dem Papste Zacharias deshalb ernste Vorstellungen. „Die sinnlichen Menschen," — schrieb er ihm — „die unwissenden Deutschen, Baiern, Franken meinen, wenn sie etwas von dem Schlechten, das wir verbieten, in Rom geschehen sehen, daß dies von den Priestern erlaubt sei; sie machen uns dann Vorwürfe und nehmen für sich selbst ein Aergerniß, und unsere Predigt, unser Unterricht wird dadurch gehindert."

Auch die letzten Tage seines hohen siebzigjährigen Alters wollte Bonifacius nicht in gemächlicher Ruhe zubringen. Der Drang der Liebe trieb ihn, da er die Fortführung des Werkes in Deutschland nun seinem Lullus getrost überlassen konnte, dahin zu gehen, wo es an Arbeitern fehlte, wo noch große Kämpfe für das Evangelium zu bestehen waren. Der Gedanke, für die Bekehrung der Friesen zu wirken, für die seit der fünfzigjährigen Wirksamkeit des eifrigen Willibrod nichts geschehen war, und von denen noch ein großer Theil Heiden waren, dieser Gedanke hatte ihn nie verlassen und ergriff jetzt, da in Deutschland für ihn nichts mehr zu thun war, mit neuer Macht seine Seele.

Er nahm Abſchied von ſeinem Nachfolger Lullus, indem er zu ihm ſprach: „Ich kann nicht anders, ich muß reiſen, wie mich der Drang meines Herzens dazu treibt, denn ſchon naht die Zeit meiner Auflöſung. Bald werde ich, von dieſem Leibe befreit, zum Kranze der ewigen Herrlichkeit mich erheben. Aber du, mein theuerſter Sohn, führe den von mir angefangenen Bau der Gemeinden in Thüringen zur Vollendung, rufe das Volk von Irrlehren nachdrücklich zurück, vollende den angefangenen Bau der Kirche, und dort ſei die Ruheſtätte meines von der Laſt der Jahre gebeugten Leibes.“ Er trug dem Lullus auf, alles für ſeine Reiſe Nothwendige anzuſchaffen, insbeſondere in ſeinen Bücherkaſten (geiſtliche Bücher, aus denen es unterwegs immer las oder ſang, führte er ſtets bei ſich) ein Tuch zu legen, in welches ſein nach Fulda zu bringender Leichnam eingewickelt werden ſollte.

Er raffte die letzten Kräfte ſeines Alters, welche durch die Begeiſterung des Glaubens geſteigert wurden, zuſammen und durchwanderte Friesland im ſiebzigjährigen Alter mit jugendlicher Kraft; er predigte, bekehrte und taufte Tauſende, zerſtörte heidniſche Götzentempel und gründete Kirchen. Die Getauften hatten ſich zerſtreut, und ſie ſollten an einem beſtimmten Tage ſich alle wieder bei ihm verſammeln, um die Firmelung zu empfangen. Bonifacius und ſeine Gefährten hatten unterdeſſen an dem Fluſſe Burde, unweit der Stadt Dockingen, damals Grenze zwiſchen Oſt- und Weſtfriesland ihre Zelte aufgeſchlagen. Als der Morgen des beſtimmten Tages anbrach, ſah Bonifacius ſehnſuchtsvoll der Ankunft ſeiner neuen Chriſten entgegen. Er hörte das Geräuſch einer kommenden Menge; aber es war eine große Schaar bewaffneter, wüthender Heiden, welche ſich verſchworen hatten, an dieſem Tage den Feind ihrer Götter zu ermorden. Die chriſtlichen Jünglinge in dem Gefolge des Bonifacius wollten ihn vertheidigen, und es ſollte ein Kampf beginnen; aber ſobald Bonifacius das Geräuſch hörte, trat er, begleitet von ſeinen Geiſtlichen mit den Reliquien, die ſie bei ſich hatten, hervor und ſprach zu den Jünglingen: „Hört auf zu kämpfen, denn die heilige Schrift lehrt uns ſicher, Böſes nicht mit Böſem, ſondern mit Gutem zu vergelten. Schon lange habe ich mich nach dieſem Tage geſehnt, und von ſelbſt ſteht die Zeit meiner Auflöſung bevor. Seid ſtark im Herrn und tragt mit dankbarer Ergebung, was ſeine Gnade ſchickt. Hofft auf ihn und er wird eure Seele retten.“ Und zu den Geiſtlichen ſprach er: „Meine Brüder, ſeid ſtarken Muthes, und laßt euch nicht ſchrecken von denen, welche wohl den Körper, aber nicht die für ein ewiges Leben beſtimmte Seele tödten können! Freuet euch im Herrn und werfet den Anker eurer Hoffnung auf ihn, der euch ſogleich den Lohn der ewigen Seligkeit verleihen wird. Standhaft ertragt den kurzen Augenblick des Todes, um mit Chriſtus ewig zu regieren!“

So ſtarb er den Märtyrertod am 5. Juni 755.

Das Kloſter zu Fulda und der Abt Sturm.

Von Auguſt Neander *).

Zu den thätigſten Schülern des Bonifacius gehört neben dem Abt Gregor der aus einer angeſehenen baieriſchen Familie ſtammende Sturm, der dem Genannten frühzeitig von ſeinen Eltern zur Erziehung übergeben wurde. Nachdem er den Lehrer drei Jahre im Predigtamte unterſtützt hatte, ergriff ihn der Gedanke, in einer der ungeheuern Wildniſſe, die damals Deutſchland bedeckten, und die erſt der bildenden Kraft des Chriſtenthums weichen mußten, ein Kloſter zu gründen. Bonifacius, der die Klöſter als ein beſonderes Bildungsmittel für Volk und Land betrachtete, war daher ſehr zufrieden mit dieſem Vorhaben. Er gab ihm noch zwei Andere zu Gefährten, und nachdem er für ſie gebetet und ihnen ſeinen Segen ertheilt, ſprach er: „Geht in

*) „Geſchichte der chriſtlichen Kirche.“

jenen Buchenwald (Buchonia, der Wald, der damals Hessen bedeckte)! Gott vermag seinen Dienern eine Stätte in der Wildniß zu bereiten." Zwei Tage wanderten sie durch die Wildniß, und sie sahen nichts als Himmel und Erde und ungeheure Bäume. Am dritten Tage kamen sie endlich nach einem Platze, der ihnen zum Anbau geeignet schien. Nachdem sie Christum angerufen, seinen Segen dazu zu geben, daß ihnen dieser Ort zum Wohnsitz werde, erbaueten sie sich hier kleine mit Baumrinde bedeckte Wohnungen, und blieben hier eine Zeit lang. Sodann begab sich Sturm wieder zu dem geliebten Meister, und er mußte diesem, der Alles vorsichtig überlegte und nicht Alles blos für den Augenblick berechnete, von der Lage des Ortes, der Beschaffenheit des Erdbodens, der Quellen einen genauen Bericht abstatten. Bonifacius sagte ihm nicht gleich seine Meinung, sondern ließ ihn erst in seiner Nähe ausruhen und erquickte ihn durch geistliche Unterredungen. Dann sagte er ihm offen, daß der von ihnen gewählte Platz zu sehr den feindlichen Streifereien der wilden Sachsen ausgesetzt sei; sie müßten einen tiefer im Walde liegenden Platz sich suchen. Lange suchten sie und konnten keinen Platz nach dem Wunsche ihres Bischofs finden. Endlich machte sich Sturm ganz allein auf den Weg. Auf einem Esel ritt er allein durch die wildesten Gegenden, indem er Psalmen sang und, das Herz zum Himmel hebend, mit Seufzer zu Gott betete. Er ruhete nur da aus, wo ihn die Nacht überfiel. Die Erde war sein Nachtlager. Mit einem Schwerte, das er bei sich führte, hieb er viel Holz von den Bäumen ab und verschanzte damit rings herum seinen Esel zum Schutz gegen wilde Thiere, deren eine große Menge in diesem Walde war. Er selbst aber legte sich, nachdem er den Herrn angerufen und — zu bezeugen, daß er sich ganz ihm hingebe — seine Stirn mit dem Zeichen des Kreuzes geweiht, getrost nieder. Einst begegnete ihm eine Schaar der wilden Slaven, die sich in der Fulda badeten, nackt, wie sie waren, einen schrecklichen Anblick gewährten und mit verhöhnendem Geschrei ihn empfingen. Ihr Dolmetscher fragte ihn, wohin er gehe; er antwortete ruhig: „Tiefer in die Wildniß hinein!" und die Hand Gottes wachte über ihn; die Slaven ließen ihn ruhig ziehen. Er erreichte endlich den Zweck der mühseligen und gefahrvollen Wanderschaft; er fand einen Platz, mit welchem Bonifacius ganz zufrieden war. Hier wurde im Jahre 744 der Grund des Klosters Fulda gelegt, von dem der Anbau dieser Wildniß ausging, und in welchem die ausgezeichnetsten Lehrer der deutschen Kirche in den folgenden Zeiten gebildet wurden.

Karl der Große gebrauchte den frommen Mann besonders zur Verkündigung des Evangeliums unter den wilden Sachsen, die, oft besiegt, immer von Neuem wieder gegen die fränkische Herrschaft und die ihnen aufgedrungene und dadurch verhaßt gewordene christliche Kirche sich auflehnten. Aber Verkünder des Evangeliums im Gefolge von Heereszügen konnten freilich schwer zu den Herzen der Menschen den rechten Zugang finden. Sturm erregte die Wuth der Heiden gegen sich, und das Kloster Fulda war oft das Ziel ihrer verwüstenden Angriffe.

Am Tage vor seinem Tode ließ Sturm alle die Seinigen zusammenkommen, und sprach zu ihnen: „Ihr kennt mein Streben, wie ich für euren Nutzen und Frieden bis heute gearbeitet habe, daß dies Kloster nach meinem Tode dem Willen Christi treu bleiben möge, und daß ihr hier aufrichtig in Liebe dem Herrn dienen könnet. Nun bleibt alle Tage eures Lebens bei dem angefangenen Wandel. Betet für mich zum Höchsten und verzeiht mir, wenn ich etwas Schlechtes bei euch gethan oder Jemand mit Unrecht beleidigt habe. Ich verzeihe Allen von ganzem Herzen alle Schmähungen gegen mich, auch dem Lullus (der Erzbischof von Mainz war und in manche heftige Streitigkeiten mit dem Abt Sturm verwickelt gewesen), der mir immer entgegen war."

Als am andern Tage die Zeichen der Todesnähe sich bei ihm zeigten, baten ihn die Mönche, bei dem Herrn, zu dem er kommen werde, ihr Fürsprecher zu sein. Er antwortete: „Zeigt euch würdig und seid so in euren Sitten, daß ich mit Recht für euch bitten könne; dann werde ich thun, was ihr verlangt."

Das Kloſter Lorſch.

Von A. L. Grimm *).

Höchſt wahrſcheinlich wurde das Kloſter Lorſch und die Kirche, wie an vielen andern Orten in den erſten Jahrhunderten Chriſtlicher Zeitrechnung, auf derſelben Stelle erbaut, wo einſt ein heidniſcher, namentlich römiſcher Tempel ſtand. Es leitet zwar keine Nachricht darauf, daß hier einſt eine römiſche Niederlaſſung geweſen, doch läßt ſich dies aus den wenigen vorhandenen Reſten römiſcher Alterthümer ſchließen, die ſich in dem ehmaligen Kloſterbezirk fanden, und noch da zu ſehen ſind. So ſind die Säulenkapitäle an dem noch von dem Jahre 774 ſtehenden Kloſtereingange, wie auch Moller zugibt, ſicher römiſchen Urſprungs. Ein Marmorblock, der deutliche Spuren trägt, daß er als gemeiner Mauerſtein benutzt worden, enthält noch das Fragment einer römiſchen Inſchrift, die wir jedoch, da Anfang und Ende fehlt, nicht zu deuten vermochten. Die obere Zeile enthält die Worte : ET. TRIB. QVA. CAS. die untere in zum Theil abgebrochenen Schriftzeichen : PRO. SAL. D. DNN.

Dieſe und noch mehrere ältere Steine finden ſich in einer Ecke des von Dörnbergſchen Gartens, der in der Nähe des alten Kloſterportals auf einer Anhöhe liegt, und noch mit den alten Kloſtermauern umfangen iſt, ſoweit ſie nicht bei dem neuen Straßenbau an dieſer Seite niedergeriſſen werden mußten.

Der Boden des Gartens beſteht aus lauter klein zerbröckeltem Mauerſchutte, und bei genauer Unterſuchung laſſen ſich oft noch die Spuren ſchöner Marmorarten darunter entdecken. Man erkennt daraus, in welcher Ausdehnung und mit welcher Pracht die Kirche erbaut geweſen.

Die Stiftung des Kloſters Lorſch fällt in die Regierungszeit Pipins des Kurzen. Cancor, einer der Grafen des Oberrheingaues, und ſeine Mutter Willisminde ſtifteten es, und wahrſcheinlich ſchon vor dem Jahre 764, welches gewöhnlich als das Stiftungsjahr genannt wird. Es ſtand im Anfange nicht an dieſer Stelle, ſondern auf einer Inſel der Weſchnitz, und die Kirche wurde ſpäter „Aldenmünſter, Altenmünſter" (monasterium vetus) genannt, wahrſcheinlich zum Unterſchiede von der ſpäter erbauten Kirche. Die Stelle, wo dieſes Altenmünſter ehedem geſtanden, iſt mit Gewißheit nicht ausgemittelt, doch ſchließt man aus dem Umſtande, daß im Jahre 1752 ein kleines Löffelchen, wahrſcheinlich ein Kelchlöffelchen, etwas dickes Fenſterblei, ein Meßkännchen, ein ſteinerner Sarg mit den zuſammengefallenen Gerippen zweier Leichname, und überdieß noch mehrere ausgemauerte Gräber bei dem Pferdehirtenhäuschen gefunden worden, mit einiger Wahrſcheinlichkeit darauf, daß dort das Altenmünſter mit ſeinem Begräbnißplatze geſtanden.

Chrodegang oder Rutgang, der Biſchof von Metz, war ein Schweſterſohn Pipins und zugleich ein Anverwandter des Grafen Cancor. Daher war es natürlich, daß die Stifter ihm die innere Einrichtung des Kloſters übertrugen. Dieſer berief 16 Mönche aus dem drei Stunden von Metz gelegenen Kloſter zu Gorze, und ordnete mit ihnen ein Kloſter nach den Regeln des heiligen Benedictus, in dem er ſelbſt anfänglich die Stelle des Abtes begleitete. Die Kirche weihete er dem heiligen Petrus und ſchenkte ihr zum Schutzheiligen den Leichnam des heiligen Nazarius, der in Mailand den Märtyrertod erlitten, und den er ſelbſt von dem Papſte Paulus zum Geſchenke erhalten hatte.

Als dieſe Reliquie gebracht wurde, zog ihr die ganze Einwohnerſchaft, Alte und Junge, Männer und Frauen, Jünglinge und Jungfrauen bis an die Vogeſen ſchaarenweiſe entgegen, und die Grafen Cancor und Warinus nebſt andern Vornehmen der Umgegend, trugen ſie ſelbſt auf ihren Schultern unter den Hymnen und frommen

*) Die maleriſchen und romantiſchen Stellen der Bergſtraße in ihrer Vorzeit und Gegenwart geſchildert von A. L. Grimm. Darmſtadt.

Gefängen der Menge nach Lorsch, wo sie in der Kirche aufbewahrt wurde. Bald war der Zudrang zu diesem Heiligthume so stark, daß die Insel, worauf das Kloster stand, häufig zu klein war, um die zusammenströmende Volksmenge zu fassen. Deshalb beschloß man schon im Jahre 765, die Gebäude auf eine freiere und höher gelegene Stelle zu versetzen.

Chrodegang war aber durch seinen bischöflichen Beruf genöthigt, bald wieder nach Metz zurück zu kehren, ernannte seinen Bruder Gundeland zum Abte, und hinterließ ihm die Ausführung des neuen Kloster- und Kirchenbaues. Dieser sollte viel großartiger werden, als der erste, darum konnte er auch erst im Jahre 774 vollendet werden. Von ihm ist noch das Hauptportal übrig, das jetzt zuweilen als eine eigene kleine Kapelle zum Gottesdienste der wenigen Protestanten dient.

Der Ruf von den Wundern, die sich an Kranken und Bedrängten aller Art durch Verehrung des Schutzheiligen Nazarius bewiesen, vermehrte von Tag zu Tag seine allgemeine Verehrung und das Zuströmen des Volkes. Wenige kamen auch mit leerer Hand, und so stieg auch immer mehr der Reichthum und das Ansehen des Klosters. Nicht allein Güter und Gefälle wurden ihm geschenkt, auch Gold und Silber und Kleinodien aller Art brachte die reine Frömmigkeit jener Zeit als Opfer der Dankbarkeit, als Sühne für geschehene Fehltritte, oder zum Loskaufe von den künftigen Qualen des Frgfeuers dar.

Inzwischen war Cancor und seine Mutter Williswinda gestorben. Da gelüstete den Grafen Heinrich, Canrors Sohn, sich den Besitz des reich gewordenen Klosters als seines väterlichen Erbes wieder zuzueignen. Der Abt beschwerte sich deshalb bei dem königl. Gerichte, auch der Beklagte wurde gehört, und nun wurde nach den fränkischen Gesetzen entschieden, daß die Schenkung Caneors und seiner Mutter Williswinda ganz in der Ordnung sei, und Graf Heinrich unter keinem Titel zurückfordern könne, was sein Vater und seine Großmutter dem Kloster zum Eigenthum übergeben hätten. Heinrichs Ansprüche waren um so auffallender, da er selbst die älteste Schenkungsurkunde über die „Villa Hagenheim im Wormsgau" mit seinem eigenen Siegel versehen hatte. Er entsagte indessen nach dieser königlichen Entscheidung feierlich seinem Erbrechte auf das Kloster Lorsch, und Karl ließ dem Abte Gundeland eine förmliche Urkunde zur Sicherung seines Besitzes ausfertigen.

Zu größerer Sicherheit übergab Gundeland das Kloster und sein Zugehör in den Schutz und in die Hände des Königs Karl, der ihm dagegen ein Privilegium über das Kloster und seine Besitzungen, die freie Wahl der Aebte, und die Immunität von allem fremdem Gerichtszwange ertheilte.

Als endlich das Kloster und die Kirche fertig war, und die Einweihung vollzogen werden sollte, erfuhr der Abt, daß Karl der Große auf der Rückreise aus Italien in Speyer angekommen sei. Er ging ihm deshalb dorthin entgegen, und lud ihn zu dieser Feierlichkeit auf den 2. September 774 (nach Andern 777) ein. Gern sagte ihm der fromme Held zu, und erschien mit der Königin Hildegard und seinen Söhnen Karl und Pipin und mehreren Reichsfürsten in seinem Gefolge.

Die Einweihung geschah mit angemessener Pracht und nicht geringer Andacht. Der Erzbischof Lullus von Mainz vollzog sie, unterstützt von vier Bischöfen. Der Leichnam des heiligen Martyrs Nazarius ward dabei in feierlicher Prozession und mit großer Verehrung aus der früheren Kirche Altenmünster in die neue versetzt, und natürlich fielen bei dieser Gelegenheit von den Anwesenden reiche Geschenke. Karl der Große ging dabei voraus, indem er dem Abte eine zwei Tage vorher zu Worms ausgefertigte Schenkungsurkunde über die „Villa Obbenheim" einhändigte.

Der auf Gundeland folgende Abt Helmerich that viel zur Verzierung der älteren, wie neuen Kirche. Letztere soll überhaupt wegen des mit Verschwendung allenthalben in ihrem Innern angebrachten Silbers und Goldes und der darin herrschenden Pracht weit und breit berühmt gewesen sein. Selbst den Boden des ganzen Chors deckte ein purpurrother reich mit Gold gestickter Teppich.

Es würde unſere Leſer ermüden, wenn wir der Zunahme dieſer reichen und fürſtlichen Abtei von Stufe zu Stufe folgen wollten. Unter vielen trefflichen und frommen Männern, die ihr als Aebte vorſtanden, nahm ſie immer mehr an Reichthum und Anſehen zu. Allein es kamen auch Unwürdige, und manche auf unerlaubten Wegen, zu dieſer Würde; und ſolche verſchleuderten den Kirchenſchatz, verſchwendeten ihn zu weltlichem Gebrauche, durch Luxus und Ausſchweifung, und erkauften ſich mit den Gütern des Kloſters die Gunſt benachbarter Fürſten und Herren.

Der fromme und kluge Abt Anſelm bemühte ſich zwar nicht ohne Erfolg, den von ſeinen Vorfahren verſchleuderten Kirchenſchatz größtentheils wieder zurück zu bringen, und ſelbſt die zu Lehen abgegebenen Kloſtergüter wieder zu unmittelbarem Eigenthum zurück zu erhalten. Doch ereignete ſich unter ſeiner Regierung ein großes Unglück. Am 21. März 1090 wurde die prächtige Kloſterkirche mit ihren Koſtbarkeiten und der größte Theil des Kloſters ein Raub der Flammen. Die Veranlaſſung dazu war folgende. Der Namenstag des Ordensſtifter Benedictus wurde gefeiert, und am Abende wurden die Diener und das Volk im Kloſterhofe geſpeiſt und getränkt. Sie fingen hier auch an, allerlei Spiel und Kurzweil zu treiben, und kamen ſo auch auf das in jener Zeit beliebte Spiel, das hier und da noch im Breisgau unter dem Namen „Scheibenſchlagen" üblich iſt. Es werden dabei hölzerne Scheiben, die in der Mitte ein Loch haben, am Rande angezündet, bis ſie ſich verkohlen. Dann ſteckt man einen etwas ſchwanken Stock in das Loch der Scheibe und ſchleudert ſie mit aller Kraft in die Höhe. Im Herunterfallen dreht ſich dann die Scheibe, und beſchreibt dabei durch den glühenden Rand ſchöne Feuerkreiſe, die ſich beſonders im Dunkel der Nacht gut ausnehmen. So wetteiferte dort auch Einer mit dem Andern, ſeine Scheibe höher hinauf zu ſchleudern, und Spieler und Zuſchauer ergötzten ſich an dem Schauſpiele, das in jener Zeit vor der Erfindung des Schießpulvers wohl die Stelle eines Feuerwerkes vertreten mochte.

Da flog aber eine der glühenden Scheiben, ohne daß man es bemerkte, auf das Dach der Kirche, und blieb in den vom Morgenwinde getrockneten Schindeln hängen. Der wehende Wind fachte die Gluth zur Flamme, und ehe man ſich's verſah, griff das Feuer um ſich. Gleich anfangs brannten auch die Glockenſeile ab, und man konnte nicht einmal Sturm läuten. Auch aus der Kirche wurde nur weniges gerettet, weil das geſchmolzene Blei glühend von dem Dache herabträufte, ſo daß man nicht einmal zu nahen wagen durfte.

Dieſer Verluſt war unbeſchreiblich, gleich groß die Beſtürzung des Abtes und der Brüder. Denn noch ein größerer Verluſt drohete aus dem erſten. Das Volk fing an zu zweifeln. „Wären des heiligen Nazarius Gebeine wirklich in der Kirche befindlich geweſen, ſo hätte er ſicher ſolch ein Unglück abgewendet." Dieſe und ähnliche Reden hörte man hin und wieder. Auch dem frommen Anſelm kamen ſie bis zu Ohren und drangen ihm ſchmerzlicher durch die Seele, als ihn das Unglück des Brandes ſchon niedergebeugt hatte. Andere fürchteten, daß der Leichnam des Heiligen mit verbrannt ſein möchte.

Rührend iſt in der Chronik die Beſchreibung zu leſen, mit welch frommer Sorge die Nachſuchung nach der Reliquie nun betrieben wurde, mit welch großer Freude ſich aller Herzen aber erfüllten, als man endlich den Leichnam fand, auf ſeiner Bruſt ein Bleitäfelchen mit der Inſchrift: „Sanctus Nazarius Mediolani passus (der heilige Nazarius, der zu Mailand den Martyrtod erlitt)."

Kaum erſcholl die Freudenpoſt von dieſem Funde, ſo ſtrömte auch das Volk von allen Orten herbei, um die geheiligte Reliquie zu verehren, und ihr reiche Opfer darzubringen. An einem glühendheißen Sommertage drängte ſich das Volk an der Brandſtätte zuſammen, um das Haupt des Heiligen zu ſehen. Es erlag beinahe der drückenden Sonnenhitze. Als aber nun der ehrwürdige Biſchof Ebbo von Worms den Schädel des Martyrs erhob, und die Zuſchauer zur Verehrung dieſes Heiligen ermahnte, da geſchah es, daß plötzlich auf die Schwüle ein erquickendes Lüftchen über

die Menge hinſäuſelte. „Das verdanken wir der Nähe des heiligen Nazarius!“ riefen ſie. „Wir ſind mit dem wahren Himmelsthau erquickt.“ Ein Jubel- und Freudengeſchrei erfüllte die Luft; bald aber ſammelte ſich die Freude zu herzlichen lauten Dankgebeten. Und nun wetteiferten alle mit einander, man drängte ſich herzu, die reichſten Gaben darzubringen. Frauen warfen ſelbſt ihren Schmuck, Ohrgehänge, Armſpangen, Halsketten, Ringe, Edelſteine, was jede zufällig an Koſtbarkeiten bei ſich hatte, als ein Opfer auf die Reliquie. Nicht allein die Reichen, ſelbſt der Mittelſtand brachte dar, was er hatte.

Bald kamen aber auch aus der Ferne von allen Seiten reichliche Spenden, ſo daß das Kloſter und die Kirche in kurzer Zeit wieder aufgebaut werden konnte, obgleich nicht in derſelben Pracht, wie die von den Flammen verzehrte.

Unter mehreren der folgenden Aebte kam die Kloſterzucht in Verfall. Die Aebte führten eine ſchlechte Haushaltung und gaben die eigenen Güter des Kloſters zu Lehen weg, die Mönche verwilderten und lehnten ſich gegen ihre Vorgeſetzte auf. Abt Benno, gegen den ſich die Mönche verſchworen, wurde durch die Hilfe des Vogtes Berthold des jüngern ſogar verjagt, und flüchtete zu dem Kaiſer Heinrich nach Italien. Durch das Fürwort des Pfalzgrafen Godfried, der bei dem Hofe ſehr angeſehen war, gelang es ihm zwar, wieder in ſeine Würde eingeſetzt zu werden. Er hatte aber dem Pfalzgrafen in ſeiner Noth verſprochen, ihm alle während ſeines Lebens heimfallende Lehen zu übertragen, und da bald darauf ſieben der bedeutendſten Lehengüter, welche die angeſehenſten Vaſallen Lorſchs beſaſſen, durch den Tod derſelben erledigt wurden, mußte er ſie dem Pfalzgrafen überlaſſen. Dieſe Lehen ſind in der Geſchichte als die Voll- oder Fahnlehn bekannt, und gaben in der Folge häufige Veranlaſſung zu Zwiſtigkeiten zwiſchen Kurpfalz und Kurmainz.

Am ſchlimmſten ſtand es mit der Ordnung im Kloſter zu Anfange des dreizehnten Jahrhunderts. Konrad, der wegen ſeiner edeln Abkunft, ſeiner Tugenden und ſeltenen Geiſtesgaben zum Abte gewählt worden war, ergab ſich bald der Wolluſt, der Verſchwendung und dem Uebermuthe, verſchleuderte und verkaufte nicht allein die Güter und Gefälle, ſondern auch die Kirchenornate und Kloſtermöbeln; ſein Beiſpiel verleitete auch die Mönche zu manchen Unordnungen, und als dieſe ihn endlich bei dem Papſte verklagten, wurde ein Commiſſarius geſchickt. Da dieſer die Klagen gegen den Abt gegründet fand, wurde endlich im Jahre 1232 die fürſtliche Abtei Lorſch dem Erzbiſchofe Siffried III. von Mainz durch eine kaiſerliche Schenkung übergeben. Auf ſein Anſuchen erlaubte ihm auch der Papſt Gregor IX. die Benedictiner aus dem Kloſter zu entfernen, und es mit Ciſtereienſern zu beſetzen. In den nächſtfolgenden Jahren gab es nun mancherlei Kämpfen dieſer beiden Orden um den Beſitz des Kloſters, und da endlich die Ciſtereienſer ſich wegen der Angriffe der Benedictiner nicht mehr zurück zu kehren getrauten, ſo beſetzte es der Erzbiſchof mit Prämonſtratenſer Chorherren aus dem Kloſter Allerheiligen, von welchen er ſich jedoch eine förmliche Verzichtsurkunde auf das Fürſtenthum Lorſch, ſeine Güter, Gefälle, Würden und Rechte ausſtellen ließ.

Da Pfalzgraf Otto nun aber unter dem Titel der Erb-, Schutz- und Kaſtenvogtei über das Kloſter eine Theilung ſeiner Beſitzungen von Mainz verlangte, kam es endlich ſogar zum Kriege, in welchem Otto die Stadt Mainz belagerte, der jedoch 1239 durch einen Vergleich beigelegt wurde, wodurch der Pfalzgraf die Obervogtei über das Kloſter, der Erzbiſchof von Mainz aber ſeine Güter erhielt. Allein die Streitigkeiten waren durch denſelben nicht beendigt, ſondern dauerten vielmehr abwechſelnd verborgen und offen fort, und das Kloſter erhielt ſich nur unter vielerlei Drangſalen. In der baieriſchen Fehde wurde es von dem Landgrafen Wilhelm von Heſſen im Jahre 1504 geplündert und vielfach beſchädigt. Pfalzgraf Friedrich II., der ſich zum Proteſtantismus hinneigte, verjagte im Jahre 1505 die Prämonſtratenſer aus dem Kloſter, und nahm Beſitz von Allem, was dazu gehörte. Seitdem ſtand Kirche und Kloſter leer und profanirt. Dieſer Fürſt hob überhaupt mit Bewilligung des Papſtes

zwölf Klöster auf, und verwendete ihre Einkünfte für kirchliche und wissenschaftliche Zwecke. Unter seinem Nachfolger Otto Heinrich stand Carpentarius, wahrscheinlich ein lutherischer Prediger aus Worms, dem Kloster als Probst vor. Friedrich III. führte die reformirte Lehre ein, und im Jahre 1566 war ein reformirter Pfarrer in Lorsch. Der Titel eines Probstes verschwindet von da an, bis 1580 ist zwar noch von einer Probstei, später aber nur von „der Kurpfalz-Verwaltung" oder „der Schaffnerei Lorsch" die Rede.

Bei Don Cordubas Zuge durch die Pfalz wurde das Kloster Lorsch im Jahre 1621 in Brand gesteckt und ging in Flammen auf. Seitdem ist es bis auf das oben erwähnte Portal und eines der drei Kirchenschiffe, das zum Kornspeicher umgewandelt ist, verschwunden. Mainz nahm wieder Besitz davon und nach dem Frieden wurden endlich die Zwistigkeiten zwischen der Pfalz und Mainz durch den bekannten Bergsträßer Vergleich völlig ausgeglichen. Nach dem französischen Revolutionskriege kam es durch den Friedensschluß im Jahre 1803 mit den übrigen kurmainzischen Besitzungen an der Bergstraße an Hessen-Darmstadt.

Karl der Große, der auf dieses Kloster ein besonderes Augenmerk gerichtet zu haben scheint, hatte angeordnet, daß in jedem Kloster eine Bibliothek angelegt werden sollte. Es ist daher wahrscheinlich, daß die hiesige nachher so berühmte große Büchersammlung schon in den ersten Zeiten der Gründung des Klosters ihren Anfang genommen, und mit dem Aufblühen desselben auch verhältnißmäßig angewachsen ist. Quad von Kinkelbach thut derselben mit folgenden Worten Erwähnung: „Dies Kloster hat eine gar alte Liberey gehabt, deegleichen man in ganzem Deutschland nicht gefunden hat; aber die alten Bücher sind meistentheils daraus verzuckt worden, es sind noch inwendig hundert Jahren Bücher darin gewesen, die Virgilius mit eigener Hand geschrieben haben."

Es ist Jammerschade, daß diese Bibliothek nicht ganz beisammen geblieben. Wie manche Aebte mit den Gütern des Klosters hauseten, so thaten sie auch mit den Büchern. So verpfändete der unkluge Abt Diemo, der im Jahre 1139 starb, in den letzten Jahren seines Lebens drei überaus prächtige, mit Gold und Silber beschlagene und mit Edelsteinen verzierte Bücher, die nie wieder eingelöst wurden. Der oben erwähnte eigenhändige Codex des Virgilius soll sich dermalen in der Wiener Bibliothek befinden. Der größte Theil der Lorscher Bibliothek kam indessen durch den pfälzischen Kanzler und Bischof von Worms, Johann von Dalberg, schon im fünfzehnten Jahrhunderte nach Ladenburg, und wurde später der berühmten Heidelbergee Bibliothek einverleibt.

Aus den Zeiten des Klosters findet man noch in seinem ehemaligen Bezirke mehrere Reste von steinernen Särgen. Einer derselben ist noch ganz wohl erhalten und dient als Brunnentrog. Der frühere Bewohner und Besitzer dieses Gutes, ein Herr von Hausen, soll ihn bei seinen Nachgrabungen nach den Kirchen- und Klosterschätzen aufgefunden haben. Man erzählt, daß sich in dem Sarge ein Schieferstein mit einer Inschrift in seemder Sprache und unter dem Schädel viele Pergamente befanden, die Arbeiter hätten aber Alles zerstört. Es war ja kein Gold, keine der Silberplatten, womit einst der Altar des heiligen Nazarius umfaßt war.

Im Jahre 1802 drohete auch dem alten Portale der Untergang. Die Gemeinde Kleinhausen beabsichtigte den Bau einer Kirche und hatte von der kurmainzischen Hofkammer dieses „alte unbenutzte Gemäuer" erkauft, um die Steine davon zu benutzen. Der Großherzog von Hessen erfuhr indessen bei der Besitznahme von dieser Gegend nicht sobald, was diesem Denkmal der ehemaligen Herrlichkeit der fürstlichen Abtei drohete, als er auch sogleich nicht nur den Abbruch untersagte, sondern auch für die Unterhaltung desselben sorgen ließ.

Hermann I., Landgraf zu Thüringen und Heſſen, Pfalzgraf zu Sachſen 1195—1218.

Von Guſtav Simon*).

Das erſte Drittheil des 13. Jahrhunderts, in welches das Leben des edeln Fürſtenpaars fällt, deſſen Darſtellung der Gegenſtand dieſer Blätter iſt, war eine große Zeit für unſere Nation. Von manchen unſerer Zeitgenoſſen, ſei es aus Unwiſſenheit oder aus Vorurtheil vorzugsweiſe als „die finſtere Zeit des Mittelalters" bezeichnet, erſcheint uns vielmehr das Zeitalter der Hohenſtaufen, in welches unſere Geſchichte fällt, als eine Zeit der höchſten Kraftentwickelung und Blüthe unſers Volkes.

Nach außen war der Name des heilgen römiſchen Reiches deutſcher Nation noch kein Gegenſtand der Schmach und des Spottes, die Kaiſerwürde noch kein leerer Schall, die Kaiſerkrone noch nicht das Symbol der Ohnmacht und Schwäche. Zwar auch damals gab es Fürſten in Deutſchland, die an Macht und Anſehen mit dem Kaiſer wetteifern konnten, ja zum Theil ſeine Hausmacht weit übertrafen; aber ſie ſahen in ihm damals noch den oberſten Repräſentanten ihrer fürſtlichen Würde, den Mittelpunkt des Reiches, den Führer der Chriſtenheit, deſſen Ehre ihre Ehre war, deſſen Macht und Herrlichkeit auch ihrer Würde Glanz und Anſehen verlieh. Wenn der Kaiſer rief, ſo waren noch ſeine Fürſten da, ihrem Oberlehnsherrn in Krieg und Sieg zu folgen, die Ungehorſamen und Widerſpenſtigen zu züchtigen und allerwegen die Würde des Reiches zu behaupten.

Bei dem Allem war es ein unruhvolles Zeitalter und es fehlte nicht an den vielfältigſten innern Kämpfen und Fehden. Aber das vorhandene Maß von Kraft war ſo gewaltig, daß dies Alles eine gedeihliche innere Entwickelung nicht zu ſtören vermochte.

Unter Kaiſer Friedrich II., deſſen Regierung den größern Theil der erſten Hälfte des 13. Jahrhunderts ausfüllt, ſehen wir den Grund gelegt zu der nachmaligen großen Blüthe der deutſchen Städte. Auch ſonſt bemerkt man eine Zunahme der Bevölkerung und des Wohlſtandes.

Als Frucht davon haben wir anzuſehen die Entwickelung und Ausbildung der Wiſſenſchaften und Künſte, vor Allem der chriſtlich-germaniſchen Baukunſt. Die Dome zu Straßburg, Ulm, Freiburg, Köln, Marburg und an unzähligen andern Orten verdanken jener Zeit ihre Entſtehung. — Die altdeutſche Dichtkunſt, der deutſche Minneſang feierte damals ſeine Siege. Man vergleiche nur einmal ein Lied Walthers von der Vogelweide mit den Reimchroniken von dem Leben der heil. Eliſabeth und man wird ſehr leicht finden, wo Wahrheit der Gedanken, Tiefe der Empfindung und Schönheit der Form, und von dem Allem das Gegentheil: trockene Reimerei und unbeholfene Redeweiſe, zu finden iſt.

Hand in Hand damit ging die Stiftung von chriſtlichen Anſtalten. Man ſieht allerwärts alle mögliche Anſtalten zur Bildung der Jugend und vor Allem zur Linderung der Armuth, zur Pflege der Kranken erſtehen, die ihre Segnungen durch die Jahrhunderte hin verbreitet haben und zum Theil noch jetzt im Segen beſtehen.

„Zu keiner Zeit," ſagt ein genauer Kenner jener Zeit **), „iſt die Sorgfalt und Mildthätigkeit für Arme, Kranke, Wittwen, kurz Hülfsbedürftige aller Art wohl ſo groß geweſen, als in jenen Jahrhunderten. — — — Klöſter, Stifter, Prälaten, Päpſte, Fürſten, Könige, Städte, Alle wetteiferten und überboten ſich in Austheilung

*) Ludwig der Heilige, Landgraf von Thüringen und Heſſen und ſeine Gemahlin die heilige Eliſabeth von Ungarn. Ein geſchichtliches Lebensbild aus dem Zeitalter Kaiſer Friedrichs II. Von G. Simon, evangel.-luth. Oberpfarrer zu Michelſtadt. Frankfurt a. M. 1854.

**) Raumer, die Hohenſtaufen. VI., 494.

von Speisen und Kleidern, in Anlegung von Armenhäusern, Krankenhäusern und milden Stiftungen aller Art. Die Zahl der letztern wurde mit so großer Freigebigkeit vermehrt und man sorgte so verständig für ihre innere Einrichtung, daß es in der That Erstaunen und Bewunderung erregt."

Könnte man auch Manches gegen diese Anstalten erinnern, etwa daß sie Müßiggang und Arbeitsscheu vermehrt hätten, so hatten alle diese Anstalten doch den gar nicht hoch genug anzuschlagenden Vorzug vor dem, was, der Regel nach, heutzutage geschieht, daß die Kosten dafür nicht von Staats- oder Gemeindewegen und durch erzwungene Umlagen herbeigebracht wurden, sondern daß die christliche Liebe sie freiwillig darreichte; ferner, daß sich selbst Fürsten und Fürstinnen nicht scheuten, ihre Almosen mit eigenen Händen zu reichen und selbst Hand zu legen an die Wartung und Pflege der Kranken und Elenden. Es hatte das den unberechenbaren Vortheil, daß die Armen alle die Gaben und Wohlthaten, die ihnen zu Theil wurden, nicht als ein Recht beanspruchen konnten, was der unvermeidliche Krebsschaden aller Staats- und Gemeindeanstalten ist, die für solche Zwecke wirksam sind. Die Ueberzeugung, daß die freiwillige helfende Liebe es war, die sich ihrer annahm, konnte zwar nicht jeden Mißbrauch verhindern, — und welche Anstalt wäre dies auch im Stande? aber sie mußte das Gefühl der Dankbarkeit erwecken und von selbst auf die moralische Besserung der Unterstützten einwirken. Wir werden uns überdieß auch im Verlaufe unserer Geschichte davon überzeugen, daß es auch damals nicht an Beispielen fehlt, wie die christliche Liebe mit dem Almosengeben zugleich auch recht ernstliche Aufmunterungen zur Arbeitsamkeit und Thätigkeit zu verbinden wußte.

Kurz, es war ein Zeitalter großer Thaten nach außen und nach innen. Die altgermanische Kraft, die einst das römische Reich zerbrochen und das Abendland umgestaltet hatte, war noch ungeschwächt vorhanden. Aber sie hatte ein neues Lebenselement in sich aufgenommen, das die deutschen Stämme durchdrang, veredelte und die schönsten Blüthen und Früchte hervorbrachte. Das Evangelium ist noch von keinem Volksstamme mit solcher Innigkeit aufgenommen worden, als von dem germanischen. Der christliche Geist war damals nicht bloß im deutschen Volke vorhanden, er beherrschte und durchdrang es und brachte Thaten und Werke hervor, die seine in jeder Beziehung schwächeren Nachkommen wohl anstaunen und bewundern, aber nicht mehr nachahmen können.

Allerdings finden wir daneben noch gar vielfach die ungebändigste Leidenschaftlichkeit, einen mit unglaublicher Schnelligkeit und Heftigkeit auflodernden Zorn, der sich leicht zu blutigen Thaten hinreißen ließ, — die Ermordung König Philipps und des Erzbischof's Engelbert von Köln sind unter Andern Beispiele dafür, — eine unbegrenzte Unduldsamkeit gegen Andersgläubige, Ketzer und Juden, und Unterdrückung der niedern Klassen, namentlich des Bauernstandes. Indessen haben wir uns doch zu hüten, daß wir die deutschen Zustände in den nächst folgenden Jahrhunderten nicht mit jenen verwechseln, die noch in der Zeit vorhanden waren, von welcher wir reden. Namentlich sehen wir, wie damals sich Deutschland von manchen Gräueln im Ganzen rein erhalten hatte, womit andere Völker ihre Geschichte befleckt haben. Die Kriege und Fehden werden zwar auch hier mit unnöthiger Grausamkeit geführt: selbst fromme Fürsten finden Nichts dabei, wenn ihre Schaaren plündernd und sengend in das Gebiet des Feindes einfallen, Dörfer und Städte niederbrennen, um dem Feinde Schaden zu thun. Allein Nichts erinnert doch an das Gräuel der Kriege zwischen den Ghibellinen und Guelfen in Italien, oder an die Grausamkeit der Vertilgungskriege gegen die Albigenser und Waldenser im südlichen Frankreich. Wir erinnern in ersterer Beziehung an die Thaten eines Ezzelin von Romano und in letzterer an die des Grafen Simon von Monfort. — Auch der Bauernstand lebte damals noch in einem ungleich glücklichern Zustande, als in den folgenden Jahrhunderten. Noch war die Zeit nicht gekommen, wo, so zu sagen, bei jedem Dorfe ein Raubritter hauste, ein Schrecken für Einheimische wie für Fremde und Reisende. Als Landgraf Ludwig

der Heilige seinen Kreuzzug antrat, nimmt er zu Creutzburg nicht blos von seinen Vasallen Abschied, er redet auch seine getreuen „Bauern" an und sagt ihnen Lebewohl. Ja dem Bürgerstande in den damals aufblühenden Städten widmeten weise Fürsten eine ganz besondere Sorgfalt. Landgraf Ludwig unternimmt wegen einiger geplünderten Kaufleute aus Thüringen und Meißen einen sehr ernstlichen Feldzug gegen einen Herzog von Polen, fällt wegen eines, einem armen Mann geraubten Esels in das Hochstift Würzburg ein und zeigt sich bei jeder Gelegenheit als einen kräftigen Beschützer auch des Geringsten seiner Unterthanen. Konrad's von Marburg Ketzerverfolgungen, die im Verhältniß zu dem, was anderwärts geschah, unbedeutend sind, reichten hin, die Inquisition von Deutschland fern zu halten.

Trotzdem standen sich die Gegensätze, innerhalb welcher sich dies Leben auf Erden bewegt, hier wie überall in keiner Periode der Weltgeschichte so feindselig und schroff einander gegenüber. Kirche und Welt, Papst und Kaiser, Ritter und Mönch bilden dieselben Gegensätze, wie das Leben an den prächtigen Höfen der Fürsten, wir nennen unter Andern namentlich die Hohenstaufen, und das ärmliche Leben in manchen Mönchsorden mit ihren Selbstpeinigungen; wie die damaligen Kriege und Fehden und die Kreuzpredigten eines Franziscus von Assisi, sie sichtbar und gleichsam handgreiflich darbieten. — So streng und schroff nun diese Gegensätze auch von einander geschieden waren, so fehlte es doch nicht an häufigen Berührungspunkten zwischen beiden und an unglaublich schnellen Uebergängen von dem einen zu dem andern. Der stolze Ritter mit seiner ungebändigten Streit- und Siegeslust wird vielleicht in der kürzesten Zeit zum demüthigen, sich selbst kasteienden, die niedrigsten Dienste verrichtenden Klosterbruder; das üppige Hoffräulein eben so schnell zur demüthigsten Büßerin, die nun ihr früheres Leben beweint. Dies war in Deutschland nicht minder, als in den südlichen Staaten Europa's. Auch unsere Geschichte liefert uns Belege dazu.

Es war eben eine Zeit, worin die Gegensätze dieses Lebens in der allerschroffsten Weise zur Erscheinung kamen. Ueberall aber, im Guten wie im Schlimmen, finden wir entschiedene Charaktere voll Muth und Thatkraft.

Zu Ende des 12. und zu Anfang des 13. Jahrhunderts herrschte über Thüringen und Hessen Landgraf Hermann I. als einer der reichsten und mächtigsten Fürsten im Reiche. Er war der Sohn Landgraf Ludwig's II. des Eisernen und seiner Gemahlin Jutha von Schwaben, einer Schwester Kaiser Friedrichs I. Barbarossa. Nachdem sein älterer Bruder Ludwig III., der Milde oder der Fromme auf einem Zuge in's heilige Land 1190 auf der Insel Cypern ohne männliche Erben gestorben war, trat Hermann I. die Regierung seines Landes an.

Auf dem nordwestlichen Gipfel des, an Naturschönheiten so reichen Thüringer Waldes erhebt sich auf steiler, waldiger Anhöhe über dem freundlichen Städtchen Eisenach, die alte Feste Wartburg. Diese Feste hatte der zweite Graf von Thüringen, Ludwig, der Salier, weil er aus Salischem Geschlechte stammt, oder der Springer genannt, angeblich weil er sich einst durch einen mächtigen Sprung aus dem Schlosse Giebichenstein bei Halle in die vorbeifließende Saale, aus der Gefangenschaft befreit haben soll, erbaut. Aus den Fenstern dieses, an großen Erinnerungen aus alter Zeit so reichen Bergschlosses schweift das Auge des Beschauers weit hin gegen Norden und Osten über die gesegneten Gauen von Thüringen; gegen Westen blickt es über eine bewaldete Berglandschaft nach dem Hessenlande und nur gegen Süden und Südosten ist die Aussicht durch noch höhere Berge des Thüringerwaldes und des Rhöngebirges begrenzt.

Hier auf der Wartburg wohnte zur Zeit, da unsere Geschichte beginnt, Landgraf Hermann I. zu Thüringen und Hessen, Pfalzgraf zu Sachsen, ein Urenkel Ludwig des Saliers, des Erbauers der Wartburg, der Neuenburg über Freiburg an der Unstrut und des Klosters Reinhardsbrunn, und wie schon erwähnt, ein Sohn Landgraf Ludwigs (II.) des Eisernen.

Er hatte nebst seinem älteren Bruder, Ludwig, dem 3. Landgrafen von Thüringen, eine für jene Zeiten sorgfältige Erziehung genossen. Sein Vater sandte ihn, ein damals seltener Fall, mit seinem Bruder an jenen „Quell der Erkenntniß und Brunnen der Gottesgelehrtheit," nach der Universität Paris, um dort in den Wissenschaften unterrichtet zu werden. Von seiner Mutter Jutha, welche die schwäbische Dichtkunst nach Thüringen verpflanzte, hatte er die Liebe zur Dichtkunst, zum Minnesang geerbt. Sein Name ist dadurch unsterblich geworden. Außerdem war er ein großer Freund der heiligen Schriften. Niemals pflegte er sich zu Bette zu legen, ohne sich vorher einen biblischen Abschnitt vorlesen zu lassen. Eifrig sammelte er die Thaten der Vorfahren, die er von den Dichtern in Verse bringen ließ. Die sechs berühmten Wartburgsänger, von denen bald weiter die Rede sein wird, nahm er in seinen Dienst. Er war einer der ausgezeichnetesten Fürsten, welche die deutsche Geschichte kennt. Denn neben seiner Liebe zu Künsten und Wissenschaften war er muthig und tapfer wie Wenige. In seiner Stellung zu den beiden, damals sich einander bekämpfenden Parteien der Hohenstaufen und Welfen benahm er sich jedoch mehr staatsklug, als treu. Mehr denn einmal wechselte er seine Farbe und ging von der einen Partei zur andern über. Dafür hatte er aber auch den Haß beider zu erfahren und wurde mehrmals auf's Härteste gezüchtigt.

Landgraf Hermann war zweimal verheirathet. Mit seiner ersten Gemahlin Sophia, einer gebornen Herzogin von Oesterreich und Schwester des Herzogs Leopold VII., des Ruhmwürdigen oder Ehrenreichen von Oesterreich hatte er zwei Töchter, Jutha und Hedwig, von denen uns hier nur die erste interessirt.

Graf Dietrich von Weißenfels, aus dem Hause Wettin, suchte Hülfe bei Landgraf Hermann gegen die Bedrückungen seines Bruders, des Markgrafen Albert von Meißen. Hermann gab ihm zur Antwort, es fehlte ihm an einer Veranlassung zum Kriege, wolle er aber sein Schwiegersohn werden, so werde er ihn auf alle Weise unterstützen. Obgleich Jutha, die indessen damals noch in der Wiege lag, dem Grafen wegen ihrer Häßlichkeit mißfiel, so blieb ihm doch keine andere Wahl. Er entschloß sich zu der vorgeschlagenen Heirath und kam mit der Hülfe des Landgrafen in den Besitz von Meißen. Während nun Dietrich auf dem Kreuzzuge unter Friedrich I. war, starb sein Bruder Albert und Dietrich wurde so rechtmäßiger Besitzer der Markgrafschaft Meißen. Allein der habgierige deutsche König Heinrich VI. nahm das Land für sich in Besitz und Markgraf Dietrich konnte nur mit Mühe seinen Nachstellungen auf seiner Rückreise aus dem heiligen Lande, in Italien entgehen. Nach dem Tode Heinrichs VI. kam er jedoch in sein gebührendes Erbe.

Die zweite Gemalin Landgraf Hermanns hieß ebenfalls Sophie und war eine Tochter des bekannten Herzoge Otto von Baiern. Mit ihr erzeugte er vier Söhne, Ludwig, den nachmaligen Gemal der heiligen Elisabeth, Hermann, Heinrich Raspe und Konrad, und zwei Töchter, Agnes und Irmengard.

Hermann, der zweite Sohn starb frühe, im Jahre 1216, noch vor seines Vaters Tode. Die beiden Brüder Heinrich Raspe und Konrad werden uns noch mehrfach im Verlaufe dieser Geschichte begegnen. Irmengard ward mit einem Grafen von Anhalt vermählt und werden wir hier Nichts mehr von ihr vernehmen. Agnes dagegen, die mit der heiligen Elisabeth auf der Wartburg erzogen wurde, war berühmt wegen ihrer Schönheit, und wurde später, wie wir sehen werden, mit dem Herzoge Heinrich von Oestreich verheirathet.

Landgraf Hermann dachte, nach der Sitte seiner Zeit, frühzeitig an eine vortheilhafte Heirath für seinen ältesten Sohn Ludwig, den Erben seines Landes. Die Gelegenheit dazu bot sich ihm auf eine eigenthümliche Weise dar.

Wir haben bereits der sechs Minnesänger gedacht, die in seinen Diensten standen und ihn auf der Wartburg, wo er seinen Hof hielt, mit ihren Gesängen erfreuten und sein Lob der Mit- und Nachwelt verkündigten. Ihre Namen sind Heinrich von Veldeck, der Schreiber genannt, weil er zugleich das Amt eines

Kanzlers bei dem Landgrafen verwaltete, Wolfram von Eſchenbach, Walther von der Vogelweide, Reinhard von Zwetzen. Dieſe vier waren „rittermäßige und geſtrenge weppener", Männer von gutem Adel. Ferner Johann Bitterolf und Heinrich von Afterdingen oder Ofterdingen, der erſte einer von des Landgrafen Hofgeſinde, der andere ein Bürger von Eiſenach „von einem frommen Geſchlechte."

Der anfänglich friedliche Wettſtreit dieſer Sänger artete bald aus in bittern Haß. Um Heinrich von Ofterdingen los zu werden, der ſie alle übertraf, machten die andern ein Complott gegen ihn. Sie kamen mit ihm überein, daß deſſen Leben verwirkt ſein ſollte, welcher in dem nochmals anzuſtellenden Wettgeſange überwunden werde. Da nun hier keiner dem andern weichen wollte, ſo ſollte der Streit endlich durch Würfelſpiel entſchieden werden. Heinrich von Ofterdingen verlor, weil ſeine Gegner ſich falſcher Würfel bedient hatten. Schon war der Nachrichter da, mit dem Strange, um das Urtheil an ihm zu vollziehen. Da floh der erſchrockene Sänger in das Zimmer der Landgräfin und verſteckte ſich unter ihren Mantel. Da die Sache eine ſo ernſte Wendung genommen hatte, ſo trat endlich der Landgraf für den geängſtigten Dichter in's Mittel und that den Ausſpruch, daß ihm ein Jahr Friſt gegeben werden ſollte, binnen welcher Zeit er den Dichter und Sänger, Meiſter Klingsoe aus dem fernen Siebenbürgen zur Entſcheidung des Streites und zur Beſtimmung herbeibolen ſollte. Meiſter Nicolaus Klingsor, ein Siebenbürger, hatte zu Krakau, Paris und Rom ſtudirt, nach Arabien und Babylon Reiſen gemacht und ſich den Ruf eines Aſtrologen und Schwarzkünſtlers erworben. Er ſtand damals bei König Andreas II. von Ungarn in Dienſten, der ihm wegen ſeiner Kenntniſſe im Bergbau einen Jahrgehalt von 3000 Mark Silbers gab, und hielt, wie ein Chroniſt ſich ausdrückt, einen Hof „wie ein großer Biſchof." Zu dem kam nun Heinrich von Ofterdingen nach Siebenbürgen. Allein unterwegs hatte er ſich allzulange bei Herzog Leopold VII. dem Ruhmwürdigen von Oeſtreich, der eben der Gegenſtand ſeiner Heldengedichte war, aufgehalten. Als er mit Empfehlungsbriefen von dieſem verſehen, bei Klingsor ankam, war ſeine Jahresfriſt bis auf wenige Tage verlaufen. Dieß ſetzte indeſſen den Schwarzkünſtler nicht in Verlegenheit. Er ließ ſich von dem Dichter den Hergang der Dinge auf's Genaueſte erzählen und entſchloß ſich wirklich, mit ihm auf die Wartburg zu gehen. Ruhig hieß er dann den fremden Sänger mit ſeinen zwei Knechten ſich zum Schlafe niederlegen und ſiehe da, im Schlafe führte ſie Klingsor in einer Nacht mit Hülfe ſeiner ſchwarzen Kunſt nach Eiſenach hin. Als Heinrich von Ofterdingen erwachte, hörte er von der Kirche zu St. Georg das Glöcklein zur Frühmeß läuten. Der Klang kam ihm bekannt vor und er ſprach zu Meiſter Klingsor:

„Habe ich ye mee dy glockin gehort
So dünket mich ich ſy czu yſenache dort."

Er richtet ſich auf und ſchaut zum Fenſter hinaus und als er die bekannten Häuſer und Gaſſen ſieht, ſagt er verwundert:

„Ich ſehe by ſende iorgin thor,
vnde das dy lute ſtehin do vor,
dy obie felt wollin gehin.
Goth ſy gelobit das wie hy ſtehin.
Dyt iſt czwar hellegreffin hus,
da wir ſyn gegangen uß."

Und weiter ſetzt er hinzu:

„Czu den ſobin borgen wie ſlaffe gingin
Vnde warn zcu mettenzcyt allhy,
Wy das qwam das erfur ich ny."

So erzählt die Gothaer Reimchronik, die das Leben der heiligen Elisabeth zum Gegenstand hat, wahrscheinlich nach Berthold dem Kapellan. Einfacher und weniger wunderbar, aber im Grunde nicht wahrscheinlicher lautet die Begebenheit beim Dietrich von Thüringen, der etwas später, im Jahr 1289, geschrieben hat. Derselbe sagt, Meister Klingsor sei von deutschen Fürsten nach Deutschland entboten worden, um den Streit zwischen den damaligen Gegenkönigen Philipp und Otto schlichten zu helfen. Bei dieser Gelegenheit habe er, bevor er zu Landgraf Hermann gegangen, in der Stadt Eisenach die Herberge genommen und dann die Geburt der heiligen Elisabeth und deren zukünftige Verheirathung mit dem Sohne des Landgrafen in den Sternen gelesen. Dieser Chronikschreiber weiß also Nichts von dem Wartburgsstreite und von der, in einer Nacht vollendeten Reise von Siebenbürgen nach Eisenach.

Dagegen stimmen alle Nachrichten über die bereits erwähnte Weissagung Klingsors überein. Rothe erzählt die Sache, im Ganzen übereinstimmend mit Berthold, aber ausführlicher so: Als Meister Klingsor mit seinen Begleitern in Heinrich Hellgraf's Herberge angekommen, sei ein großer Zusammenlauf des Volkes auf der Straße gewesen, um die fremden Gäste zu besehen. Auch der Landgraf sei mit seinem Gefolge von der Wartburg herabgekommen, um sie zu begrüßen. Eines Abends nun in dem Garten seines Wirths, als viele Leute vom Hofe und ehrbare Bürger der Stadt Eisenach beim Abendtrunke gesessen, hätten diese den Meister Klingsor, der ihnen oft von seinen Schicksalen und von seinen Reisen erzählt habe, gebeten, ihnen wieder etwas Neues zu sagen. Da habe Klingsor lange und mit Aufmerksamkeit die Gestirne am Abendhimmel betrachtet und endlich gesprochen: „Ich will euch eine neue fröhliche Mähre verkünden: heute in dieser Nacht wird meinem Herrn, dem Könige von Ungarn, eine Tochter geboren, die wird heilig sein und soll dem Sohne dieses Fürsten zur Ehe gegeben werden. Von ihrer Heiligkeit wird einst die ganze Christenheit erfreut und getröstet werden." Dieselbe Nachricht habe er dann am folgenden Tage dem Landgrafen Hermann und seiner Gemalin verkündigt, die sie mit größter Freude aufgenommen hätten.

Wenn man erwägt, wie der Glaube an die Astrologie nicht nur das ganze Mittelalter hindurch, sondern selbst bis in das 17. und 18. Jahrhundert hinein ein herrschender war, so darf man sich nicht wundern, wenn alle älteren Nachrichten diese Weissagung als eine durchaus verbürgte Thatsache geben.

Jedenfalls weist die Uebereinstimmung aller Berichte auf einen Zusammenhang zwischen der, nicht in Zweifel zu ziehenden Anwesenheit Meister Klingsor's auf der Wartburg und der nachmaligen Heirath des Sohnes des Landgrafen Hermann und der Tochter des Königs Andreas hin. Auch Ungarische Geschichtschreiber sagen, daß Klingsor aus Veranlassung dieser Heirath nach Deutschland gekommen sei.

Kurz, im Jahre 1211 schickte Landgraf Hermann eine große und glänzende Gesandtschaft nach Preßburg, wo damals König Andreas II. seinen Hof hielt, um die Hand der damals vierjährigen Prinzessin Elisabeth für seinen ältesten, damals elfjährigen Sohn Ludwig zu werben. Diese Gesandtschaft bestand aus dem Grafen Meinhard oder Reinhard von Mühlberg, dem Herrn Walther von Vargila, einem trefflichen Manne, der das Erbschenkenamt am thüringischen Hofe begleitete und der Frau Bertha, der Wittwe des weiland Ritters Eginhald von Bendeleben. In ihrem Gefolge waren noch zwei alte Ritter und drei Jungfrauen. So zogen sie dahin mit zwei Wagen und dreißig Männern zu Roß, das Geschäft auszurichten, das Meister Klingsor dem Landgrafen gerathen hatte.

Bereits auf der Reise wurden sie allerwegen von Fürsten, Bischöfen und Prälaten, zu denen sie ihr Weg führte, mit den größten Ehren empfangen, wie es den Gesandten des berühmten und mächtigen Landgrafen von Thüringen und Hessen gebührte. In Preßburg selbst aber, dem königlichen festen Schlosse, wurden sie von dem Könige und seinen Großen mit der größten Ehre und Freude aufgenommen.

Sie säumten nicht, den Auftrag ihres Herrn auszurichten und ihre Werbung anzubringen. Der König und seine Gemalin gaben ihre Einwilligung, besonders, wie die Reimchronik sagt, auf Zureden Meister Klingsor's, der sich gleichfalls bei Hofe eingefunden hatte, um seine Weissagung in Erfüllung geben zu sehen, sowie das Seinige weiter dazu beizutragen, daß sie nicht unerfüllt bleibe. Das gereimte Lob des Thüringer Landes lautet folgendermaßen:

„Vnde auch meister Clingeshor
der sprach: ich habes gesagt vor,
das der lantgraffe von dörungin,
wole tuge zeu allin dingin.
Vehil guter manschaft her hat zwar,
aber sin lant ist eleyne vnde fruchtbar,
beide wriße*) vnde win,
des mag gnug darinne syn.
Weyt stal salez vnde ysin.
dasselbe lant gar sere prißin.
Kuppfer harrz vnde lasur.
Dicke bir drinckin dy gebur.
Fische wilperetes ist es ouch riche.
Es hat großin wall yme sich vnde tiche.
Gute dorff vnde wenick stete,
weißin brot zeu eßin ir sete.
Czwelf gravrschaft sind darinne,
vnde ouch alßo vehil nach myme synne,
Sint do der freyen herrin,
dy sich alle an den lantgraffen kerin.
An andere rittere vnde knechte,
dy haben darinne groß geslechte.
Das lant ist mittene sere ebin,
mit berg in vnde mit weldin dingebin.
Vrhil vester burge vnde wol gebuwet.
Ich rate das yr sy yme vortruwet.
der furste ist menlich schone vnde wiße,
synen son in allen stucken ich priße."

König Andreas, mag man im Uebrigen über ihn urtheilen, wie man will, war indessen jedenfalls ein Mann, dem die Eigenschaften der Herzensgüte und Freigebigkeit nicht abzusprechen sind. Mit den Schätzen seines Landes pflegte er nicht zu geizen. Als er seinen fremden Gästen, die gekommen waren, um die Hand seiner jungen Tochter zu werben, das Jawort gegeben hatte, veranstaltete er ihnen und seinen Großen, zu Ehren der Verlobung „seiner liebsten Tochter", prächtige Feste. Drei Tage lang wechselten Tänze, Gesänge und Saitenspiel mit einander ab. Dann entließ er seine Gäste. Die Gesandtschaft aus Thüringen aber ward auf's reichste beschenkt mit Gold, Silber und Kleinodien Der größte Schatz aber, den sie mitnahmen, war die heilige Elisabeth. Das vierjährige Kind, in ein seidnes Gewand gehüllt und in eine silberne Wiege gelegt, ward ihnen übergeben. „Saget", so sprach die Königin Gertrud zu den scheidenden Boten, „sagt eurem Herrn, daß er einstweilen sich mit diesen Gaben begnügen möge. Gönnet uns Gott das Leben, so werden wir sie mit größerer Mitgift dereinst bei ihrer Hochzeit begaben". Und so gab sie ihnen denn einstweilen reiche Geschenke mit an Kleinodien und Gefäßen von edelm Metalle, goldenen Schmuck, mit Edelsteinen besetzte goldne Kronen, Spangen, Ringe, goldne Gürtel, kostbare seidene, mit Gold und Purpur durchwirkte Gewänder und Bettwerk und, außer der silbernen Wiege, eine silberne Badewanne, Kostbarkeiten, wie man sie in Thüringen vorher nie gesehen hatte. Dazu 1000 Mark Silber an baarem Gelde.

*) waizen.

„Mit zewen wagin sy enfuren yn,
mit dren cruß das mußte syn."
„Es stehit nicht allis uß zeu sagin,
was cleinotes truge derselbe wagin,"

sagt die Gothaer Reimchronik.

So brachten sie die Braut ihres künftigen Herrn nebst ihren Ammen und Wärterinnen nach der Wartburg.

Spät des Abends kam der Zug in der Stadt Eisenach an. Ermüdet von der weiten Reise, blieb die Gesandschaft mit ihrem Gefolge in Heinrich Hellgrafs Herberge über Nacht. Das Kindlein gab man seiner Amme.

Landgraf Hermann aber und Frau Sophie kamen noch des Abends von der Wartburg herab und empfingen ihre künftige Schwiegertochter mit großer Freude und mit innigem Danke gegen Gott. Die Landgräfin vermochte sich nicht mehr von dem Kinde zu trennen und blieb gleichfalls in Eisenach über Nacht. Des andern Morgens ging der Zug mit Wagen und Roß fröhlich zur Wartburg hinauf, wohin Landgraf Hermann die angesehensten Einwohner von Eisenach, Männer und Frauen, geladen hatte, ihnen sein neu gewonnenes Töchterlein zu zeigen, und sie mit einem Gastmale, mit Spiel und Tanz zu erfreuen. Das Kind ward dabei ihrem jungen Bräutigam in den Arm gelegt, zum Zeichen ihrer künftigen Vermählung.

Die heilige Elisabeth in Marburg 1229—1231.

Von Gustav Simon.

Nach all den harten Schicksalsschlägen, die sie erlitten, nach all den bittern Erfahrungen die sie während ihres kurzen Lebens zu machen gehabt hatte, mußte eine Seele, wie die ihrige war, nothwendig nach jener Ruhe und Stille die stärkste Sehnsucht empfinden, die unter solchen Umständen, religiösen Gemüthern so wohlthuend ist. Am Thüringischen Hofe hatte man sie ohnedies nie verstanden, ihrer Liebe begegnete, nach dem Tode ihres Gemals, hier überall nur Haß und Verachtung. Darum entschloß sie sich nach ihrem Wittwensitze Marburg überzusiedeln und dort, nach ihren Neigungen, dem Umgange mit Gott und der Barmherzigkeit gegen die Armen und Nothleidenden zu leben.

Dort, wo jetzt die Stadt Marburg von drei Seiten von der Lahn umflossen, sich an einen Hügel anlehnt, der von dem, in spätern Zeiten von den Landgrafen von Hessen an der Stelle der ganz alten Burg, wo einst Ludwig der Heilige oftmals getagt hatte, erbauten gothischen Schlosse gekrönt ist, in einer der reizendsten Gegenden, die es gibt, lag damals noch ein unscheinbares, ärmliches Dorf, das nicht einmal eine eigne Kirche hatte, sondern in das unweit davon gelegene Kirchdorf Oberweimar gepfarrt war.

Hierher zog sich die Landgräfin Elisabeth im Spätsommer oder Herbste des Jahres 1229 zurück. Ihre treuen Freundinnen Jutha und Eisentrud, die später gleich ihrer Herrin, als Schwestern des dritten Grades (Tertianerinnen) in den Orden des heiligen Franziskus traten und das Gewand der grauen Schwestern anlegten, begleiteten sie

Vorher hatte sie bereits am Charfreitage desselben Jahres in der Minoritenkirche zu Eisenach öffentlich und feierlich vor dem entblößten Altare ihrem eignen Willen, ihren Eltern, ihren Kindern und Freunden, aller Ehre und Pracht dieser Welt entsagt. Ihre Idee war damals gewesen, entweder in ein Kloster zu gehen, oder ihr Leben als Klausnerin mit Almosen zu fristen. Nur die bestimmte Weigerung ihres Beichtvaters konnte sie davon abhalten, der sie mit Strenge darauf hinwies, daß sich ein

Digitized by Google

ſolches Leben für ihren Stand und ihr Geſchlecht nicht zieme und daß ſie ihres Witthums bedürfe, um ihr Leben zu friſten und die Schulden ihres Mannes zu bezahlen.

Nun erſt entſchloß ſie ſich, ihren Aufenthalt in Marburg zu nehmen, obgleich Meiſter Konrad ihr auch dies widerrieth, weil ſie dort an den äußerſten Grenzen des Landes der Landgrafen von Thüringen des genügenden Schutzes entbehre.

Aber auch bis hierher folgte ihr der Haß ihrer Verfolger. Sie konnte in Marburg keine paſſende Wohnung für ſich und ihre Begleiterinnen finden und ging deshalb in das benachbarte Dorf Wehrda.

Hier bezog ſie ein altes zerfallenes Bauernhaus, in welchem ſie weder Schutz vor der Sonne, noch vor Regen und Wind fand. In dieſer elenden Herberge machte ſie ſich unter der Treppe eine Art von Dach oder Hütte von belaubten Zweigen, worin ſie ihre ärmlichen Speiſen für ſich und ihre kleine Familie bereitete, alſo eine Art von Küche, nicht zur Wohnung, wie Andere meinen. In dieſer ärmlichen Behauſung war ſie den Strahlen der Sonne, wie der ſcharfen Zugluft ausgeſetzt. Beſonders aber hatten ihre Augen von dem immerwährenden Rauche zu leiden. Deshalb ließ ſie ſich in Marburg von Holz und Lehm ein Häuschen bauen, in welches ſie überzog, ſobald man es vollendet hatte.

Hier legte ſie denn ihre weltlichen Kleider ab und kleidete ſich nebſt ihren Freundinnen Jutha und Eiſentrud in das graue Gewand der Schweſtern des heiligen Franziskus und begann nun ihre Wirkſamkeit für die Armen und Unglücklichen. Vor allen Dingen fing ſie an, ein Hospital für Arme und Kranke bauen zu laſſen aus den Mitteln, die ihr von ihrem Heirathsgute übrig geblieben waren. Alle Koſtbarkeiten, die ſie noch aus früheren Zeiten beſaß, goldnes und ſilbernes Geſchirr, ſeidne, golddurchwirkte Gewänder, alle Arten von goldnem Schmucke, mit koſtbaren Edelſteinen beſetzt, kurz Alles, was ſie hatte, verwendete ſie zu dieſem Zwecke. Das Hospital weihte ſie ihrem Vorbilde, dem heiligen Franziskus von Aſſiſi, und übergab es ſpäter, um ſeinen Beſtand für die Zukunft zu ſichern, dem deutſchen Orden.

Ihre Zeit brachte ſie nun hauptſächlich damit zu, die Kranken im Hospitale zu beſuchen, ſie mit allem Nöthigen zu verſehen, ſie zu ſpeiſen, ihre Wunden zu verbinden und ſie in jeglicher Weiſe zu verpflegen, was ſie Alles mit ſolchem Geſchicke that, daß man ſich allgemein darüber verwundern mußte, indem man nicht begreifen konnte, woher ſie es gelernt habe. Doch begnügte ſie ſich nicht damit, Kranke in das Hospital aufzunehmen und dort für ſie zu ſorgen. Sie nahm auch noch welche in ihre eigne enge Wohnung auf, legte ſie häufig in ihr Bette und zwar gerade ſolche am liebſten, die mit den ekelhafteſten Krankheiten behaftet waren, wie ſie denn von jeher gerade dieſen ihre beſondere Aufmerkſamkeit zugewendet hatte. Sie verrichtete bei denſelben die niedrigſten, den Sinnen am meiſten widerſtehenden Dienſte.

So nahm ſie einen lahmen, vater- und mutterloſen Knaben, der an einem beſtändigen Blutfluſſe litt, in ihr Zimmer auf. Sie legte ihn in ihr eigenes Bett, wachte bei ihm und mußte ihn in mancher Nacht ſechs- und mehremale mit eigenen Händen aufheben, um ihn ſeine natürlichen Bedürfniſſe befriedigen zu laſſen. Ihre beſchmutzten Betttücher wuſch ſie dann mit ihren eigenen Händen. Nach dem Tode deſſelben nahm ſie ein ausſätziges Mädchen, ohne Vorwiſſen ihres Beichtvaters, zu ſich, reichte ihm Speiſe und Trank, wuſch und kleidete es an und aus. Da Meiſter Konrad dieſe Unglückliche aus Furcht vor Anſteckung von ihr entfernt hatte, nahm ſie einen lahmen Knaben, der ſo furchtbar mit einer bösartigen Krätze behaftet war, bei ſich auf, daß er kaum ein einziges Haar auf ſeinem Kopfe hatte und leiſtete nun dieſem dieſelben Dienſte. Dieſer Knabe war noch bei ihr, als ſie ſtarb.

Die Zeit, die ſie von dieſen Werken der Liebe erübrigen konnte, brachte ſie gewöhnlich mit Spinnen zu, wie ſie es einſt ſchon nach ihrer Vertreibung von der Wartburg gethan hatte. Sie ſpann Wolle für die Nonnen zu Altenberg bei Wetzlar, denn das Spinnen von Hanf und Flachs verſtand ſie nicht. Dabei war ſie ſo gewiſſenhaft,

daß ſie einſt dem Kloſter einen Pfennig zurückſchickte, weil ſie für dieſen Betrag ohngefähr weniger geſponnen hatte, indem ſie unerwartet mit Meiſter Konrad nach Eiſenach zu reiſen, von dieſem den Befehl empfangen hatte.

Ihre Nahrung war dabei ſo ärmlich und einfach, als möglich, Kohl und ganz gewöhnliches Gemüſe, in bloßem Waſſer abgekocht, ungeſchmälzt und ungeſalzen. Gewöhnlich bereitete ſie dieſe Mahlzeit ſelbſt, wobei ſie meiſtentheils am ſchlechteſten ausfiel, theils, weil ſie die Kochkunſt nicht gelernt hatte, theils, weil ſie Nichts hatte, womit ſie die Speiſen etwas ſchmackhafter hätte machen können. Wenn es ihr denn öfters geſchah, daß ſie die Speiſen anbrennen ließ, ſo ließ ſie ſich von ihrer Dienerſchaft ganz ruhig und freundlich auszanken. War ihre ärmliche Mahlzeit vollendet, ſo pflegte ſie auch noch das Geſchirr zu waſchen, und zwar oft heimlich, damit nur die Dienerinnen es nicht thun durften.

Aehnlich verhielt es ſich mit ihrer Kleidung. Ihr graues Gewand war ihr zu kurz, deshalb verlängerte ſie daſſelbe mit einem Stücke Zeug von anderer Farbe. Mit der Zeit fing es an zu zerreißen, oft brannten auch beim Kochen Löcher hinein, ohne daß ſie es bemerkte. Deshalb flickte ſie es mit Lappen, gleichfalls von anderer Farbe, und zwar war die Arbeit ſo ſchlecht und unſcheinbar, als möglich. Eliſabeth hatte auch die Kunſt, die Nadel zu führen, nicht gelernt. War es im Winter kalt, ſo deckte ſie ſich mit zwei Kiſſen zu, weil ihre Kleider ſie nicht genügend ſchützten.

Man ſieht, daß wenn es wahr wäre, wie man behauptet, daß ihr der heilige Franziskus ſeinen zerlumpten Mantel geſchickt, dies nicht nothwendig geweſen wäre: ihr eigenes Kleid war nicht beſſer.

Auf dieſe Weiſe, wo ſie für ſich ſelbſt und ihre Haushaltung ſo zu ſagen gar Nichts brauchte, iſt es denn auch erklärlich, daß ſie, die faſt ihren ganzen Brautſchatz, 2000 Mark Silbers mit nach Marburg brachte und in dem Beſitze der Einkünfte dieſer Gegend war, in der kurzen Zeit ihres dortigen Aufenthaltes bis zu ihrem Tode, etwa zwei Jahre, ſo Außerordentliches für milde und chriſtliche Zwecke zu leiſten vermochte.

Der Bau ihres Hospitals ſoll 5000 Mark gekoſtet haben, und mit ebenſoviel ſtattete ſie es aus. Außerdem vergab und verſchenkte ſie ungemein Viel an die, von weit und breit bei ihr zuſammenſtrömenden Armen. An einem einzigen Tage vertheilte ſie die, für jene Zeit ſehr bedeutende Summe von 500 Mark, nachdem ſie dieſe ihre Abſicht in der Umgegend hatte bekannt machen laſſen.

An 12,000 Menſchen waren deshalb zuſammen gekommen. Damit nun Alles ordentlich zugehe, ſo hieß Eliſabeth die Volksmenge, wie es einſt der Herr in der Wüſte gemacht hatte, ſich lagern, und gebot ſtrenge, daß Niemand ſich von ſeinem Platze bewegen dürfe, damit nicht Manche zu viel, Andere zu wenig oder Nichts empfingen. Einigen, die gegen ihr Gebot gehandelt hatten, ſchnitt ſie zur Strafe die Haare ab. So vertheilte ſie denn, gegürtet und geſchürzt, mit eigenen Händen ihre Gaben.

Bei dieſer Gelegenheit geſchah es denn auch, daß ein junges Mädchen, Namens Hildegundis, mit einem ausgezeichnet ſchönen Haarwuchſe, welches nicht des Almoſens wegen, ſondern um eine kranke Schweſter zu beſuchen, gekommen war, durch die Reihen lief, als eine Uebertreterin ihres Gebotes angeſehen, ergriffen und auf Befehl der Eliſabeth ihrer ſchönen Haare beraubt wurde, ſo daß das Mädchen anfing, bitterlich zu weinen.

Als Eliſabeth ihren Irrthum gewahr wurde, ſagte ſie: „Nun wird ſie wenigſtens mit ihren verſchnittenen Haaren die Tanzböden nicht beſuchen.“ Sie rief ſie zu ſich und fragte ſie, ob ſie denn noch niemals den Vorſatz gehabt habe, ein frömmeres Leben anzufangen? Als ſie darauf die Antwort erhielt, ja ſie würde ſich ſchon längſt des geiſtlichen Kleides bedient haben, wenn nicht die Schönheit ihrer Haare ſie daran verhindert hätte, da ſagte Eliſabeth: „Es iſt mir lieber, daß du deine Haare verloren haſt, als wenn mein Sohn Kaiſer geworden wäre.“ Das Mädchen wurde von den

Worten und Geberden der heiligen Frau so ergriffen, daß sie alsbald in das Hospital eintrat und als graue Schwester ihre Tage im Dienste Gottes und der leidenden Menschheit beschloß.

An diesem Tage, an welchem Elisabeth diese reichen Almosen spendete, war noch eine Anzahl von Armen, die zu alt oder zu schwach waren um nach Hause zu gehen, in Marburg zurückgeblieben und hatte sich des Abends bei hellem Mondschein im Hofe des Hospitals gelagert. Alsbald ließ Elisabeth jedem derselben, selbst den Kindern noch sechs Kölnische Denare reichen und überdies noch Brod unter sie vertheilen. Um aber die Freude derselben noch vollkommen zu machen, befahl sie noch, in dem Hofe ein großes Feuer anzuzünden und ließ ihnen die Füße waschen und salben. Da wurde es den Armen so wohl und fröhlich um's Herz, daß sie anfingen zu singen. „Seht," sagte Elisabeth voller Freuden zu ihren Freundinnen, „wie wir die Menschen fröhlich machen müssen."

Da Elisabeth auf diese Weise durch ihre große Freigebigkeit sich selbst der nöthigsten Mittel zu ihrer Existenz beraubte, so sah sich ihr Beichtvater am Ende genöthigt, ihr zu verbieten, daß sie dem einzelnen Armen mehr gebe, als *einen* Denar. Sie befolgte sein Gebot, wußte es aber doch wieder auf diese Weise zu umgehen, daß sie nun ihr Geld in einzelnen Denaren vertheilte, so daß sie doch Nichts übrig behielt. Als Meister Konrad sah, daß sein Verbot auf diese Weise Nichts half, so durfte sie nun gar kein Geld mehr verschenken, sondern nur Brode. Nun aber verschenkte sie so viele Brode, daß auch dies Verbot ein illusorisches wurde und ihr der Beichtvater jetzt nur noch einzelne Stücke Brods zu verschenken erlaubte.

Bei einer solchen Freigebigkeit ist es nicht zu verwundern, wenn Elisabeth öfters auch mißbraucht wurde. Das geschah ihr unter andern einmal, als sie noch im Dorfe *Wehrda* wohnte. Hier nahm sie eine arme Frau, die ihrer Entbindung nahe war, in die Scheune ihres Wohnhauses auf, ließ ihr dort einen Herd zurichten, ein Feuer anmachen und versah sie mit einem guten Bette und allem Nöthigen. Als die Frau einen Knaben geboren hatte, ließ Elisabeth das Kind taufen, vertrat selbst Pathenstelle bei demselben und sorgte auf's Beste etwa vier Wochen lang für Beide, indem sie sie täglich besuchte. Zuletzt gab ihr Elisabeth noch ihren eigenen Mantel und ihre eigenen Schuhe von ihren Füßen, auch Kleider, um das Kind darein zu hüllen und zuletzt noch zwölf Denare. Das undankbare Geschöpf, das zuletzt mit ihrem Kinde in dem Hospitale wohnte, empfing noch zum Abschiede Lebensmittel, Speck und Mehl; anstatt aber sich mit ihrem Kinde zu entfernen, entwich sie heimlich in der Nacht mit ihrem Manne aus dem Spital und ließ ihr Kind böswillig zurück.

An demselben Morgen früh vor Sonnenaufgang erinnerte sich die gute Elisabeth ihrer Pflegebefohlenen, rief ihrer Dienerin und sagte zu ihr: „Ich habe noch einige Stücklein Geld in meinem Geldsäckchen zu Hause, welche der armen Frau und ihrem Kleinen zu gute kommen sollen. Gehe hin und bringe sie ihr." Die Dienerin gehorchte, fand aber nur noch das Kind im Hospitale, das Weib aber war entflohen. Entrüstet über die Flucht des Weibes erzählte die Dienerin ihrer Herrin, daß sie das Kind allein gefunden habe. „Eile," sagte Elisabeth „und bringe mir das Kleine, damit es nicht vernachlässigt werde." Elisabeth übergab nun das Kind der Frau eines Soldaten im Dorfe in Pflege, ließ aber unverzüglich die Entflohenen durch den Vorstand des Dorfes in der Umgegend suchen. Da alle Nachforschungen Anfangs umsonst waren, so bat die Dienerin die heilige Elisabeth, sie möge Gott bitten, daß er ihr anzeige, wo die Mutter des Kindes sei. Elisabeth aber gab darauf die schöne Antwort: „*Ich weiß nichts Anderes von Gott zu erbitten, als daß sein Wille geschehe!*" Und siehe da, eine Stunde etwa nachher kam der Mann des entflohenen Weibes, warf sich vor Elisabeth nieder und bekannte, daß er mit seinem Weibe nicht mehr weiter habe gehen können und darum habe umkehren müssen. Durch ihn kam man denn auch auf die Spur der Frau und fand sie bald. Da nun die Anwesenden zu Elisabeth sagten, sie möge der Undankbaren Mantel und Schuhe wieder

abnehmen laſſen und ſie andern würdigern Armen geben, ſo antwortete ſie: „Thut, was euch recht erſcheint!“ Sie ſchenkte darauf den Mantel einer frommen Jungfrau im Dorfe, welche dadurch ſo ergriffen ward, daß ſie von Stunde an ſich Gott weihte und in einen religiöſen Orden trat. Die Schuhe gab ſie einer armen Wittwe. Darnach aber gewann bei Eliſabeth doch wieder das Mitleid die Oberhand, ſie ſchenkte ihr andere Kleider und Schuhe und ließ ſie mit ihrem Knaben gehen.

Uebrigens begnügte ſich Eliſabeth nicht damit, den Armen und Unglücklichen, deren ſie ſich annahm, äußerliche Wohlthaten zu erweiſen, ſie ſprach ihnen auch allezeit liebreich zu, tröſtete ſie, und ermahnte ſie zur Frömmigkeit und Gottesfurcht, ihre Kinder taufen zu laſſen, zur Beichte zu gehen u. ſ. w. Auch ſtrengere Mittel verſchmähte ſie zuweilen nicht, wenn ihre Pfleglinge auf ſanfte Worte nicht hören wollten. So ermahnte ſie einſt ein altes Bettelweib, zu beichten, da dieſe aber ſchläfrig und faul auf ihre Worte nicht achtete, ſo gab ſie ihr einige ſo derbe Ruthenſtreiche, daß ſie ſich ſchleunigſt zur Beichte entſchloß. Dieſe Züchtigung war jedenfalls beſſer an ihrem Orte, als die Streiche, welche die arme Eliſabeth ſelbſt ſo oft von ihrem geſtrengen Gewiſſensrathe empfing und die ſie mit einer Geduld und Gelaſſenheit von ihm hinnahm, als ob ſie ſelbige von Rechtswegen verdient hätte. So gut es Meiſter Konrad auch mit ſeinem Beichtkinde meinte, ſo ſetzte er in der Ueberzeugung, daß dies zu ihrer immer größeren Vollkommenheit diene, ſein Syſtem der Mißhandlung der armen Frau, das er bereits auf der Wartburg angefangen hatte, in Marburg mit verſtärktem Eifer fort.

Es iſt jedenfalls ein Beweis von Wohlwollen von Seiten Magiſter Koyrads gegen die heilige Eliſabeth, daß er nicht zugab daß ſie ſich, wie ſie es ernſtlich vorhatte, von all ihrem Beſitzthume losſage; daß er ihr verbot, mit allzufreigebiger Hand ihre Almoſen zu vertheilen, ſo daß ſie zuletzt ſelbſt im buchſtäblichen Sinne darben mußte; daß er es nicht litt, daß ſie in allzunahe Berührung mit ſolchen Kranken komme, bei denen Anſteckung zu befürchten ſtand. Bereits ihr verſtorbener Gemal hatte ſie früher darum bitten müſſen, daß ſie durch die häufigen Unterbrechungen ihres Schlafes, ihre Kaſteiungen und Geißelungen ſich nicht ſelbſt ſchade. In Marburg waren ſolche Abmahnungen um ſo mehr an ihrem Platze, da aus den Ausſagen ihrer Dienerinnen zur Genüge hervorgeht, daß ihre Geſundheit durch ihre ganze Lebensweiſe erſchüttert war. Allein offenbar ging Magiſter Konrad über das Maß des Wohlwollens weit hinaus, das er dieſer treuen Dienerin Gottes zollte, wenn er ſie bei jeder Gelegenheit in's Angeſicht ſchlug und mit den derbſten Geißelbieben züchtigte. Es geht dies weit hinaus über das Maß der Gewalt, die ſelbſt die damalige Zeit einem Beichtvater einräumte, ſowie über das Maß derjenigen Selbſtpeinigungen, welche man ſogar damals für löblich und Gott wohlgefällig hielt. Offenbar miſchte ſich in die geiſtliche Liebe zur Pflegbefohlenen auch ein ziemlich ſtarkes Maß von geiſtlichem Hochmuthe und beleidigtem Pfaffenſtolze, er alsbald auf die roheſte und gewaltthätigſte Weiſe zum Ausbruche kam, wenn derſelbe durch wirklichen oder ſcheinbaren Ungehorſam gereizt wurde.

Statt mehreren nur ein Beiſpiel: Einſt hatte Konrad der Landgräfin und der ihr, in der letzten Zeit von ihm beigegebenen Irmengard, geboten, mit ihm in das mehrfach erwähnte Kloſter Altenberg zu gehen. Dort baten die Kloſterfrauen den Magiſter, er möge doch den beiden Damen erlauben, in das Innere des Kloſters einzutreten, das ſie ihnen zeigen wollten. Es war dies allerdings für Perſonen beiderlei Geſchlechtes bei Strafe des Bannes verboten. Konrad nun, der ihren Gehorſam auf die Probe ſtellen wollte, ſagte in Gegenwart der Eliſabeth zu den Frauen: „Sie mag eintreten, wenn Sie will.“ Eliſabeth nun, die dies für die gegebene Erlaubniß hielt, trat nun ein, Irmengard aber, die nur die Pforte geöffnet hatte, ſtand noch draußen. Darüber erboſte ſich nun der Magiſter dermaßen, daß er alsbald Beiden befahl, ſich auf die Erde zu legen und ſie nun durch den Bruder Gerhard mit einem langen Stocke dergeſtalt ſchlagen ließ, daß Irmengard, wie ſie

ſelbſt verſichert, noch drei Wochen lang die Spuren der empfangenen Schläge auf dem Leibe trug, Eliſabeth aber ſie noch länger an ſich getragen haben muß, weil ſie härter geſchlagen worden war. Während dieſer erbaulichen Prügelſcene ſang Meiſter Konrad gemüthlich das Miſerere!

Eliſabeth aber ertrug dies Alles mit einer wahrhaft himmliſchen Geduld. „Man muß dies Alles gerne tragen," ſagte ſie damals zur Irmengard, „denn wir ſind wie Schilfrohr, das im Waſſer wächſt. Wenn das Waſſer darüber ſtreicht, ſo neigt ſich das Rohr und wird niedergedrückt, aber nicht verletzt. Iſt das Waſſer wieder weg, ſo richtet ſich das Schilf wieder auf und wächſt nur um ſo gedeihlicher und fröhlicher. So müſſen auch wir uns beugen und demüthigen, um dann fröhlich wieder aufgerichtet zu werden." Ein andermal ſagte ſie eben in Beziehung auf ihren Beichtvater und ſeine ſtrenge Zucht: „Wenn ich einen ſterblichen Menſchen alſo fürchte, wie viel mehr müſſen wir den allmächtigen Gott fürchten, der da iſt ein Herr und Richter über Alle!"

Weniger hoch dürfen wir es Meiſter Konrad anrechnen, wenn er zuletzt auch die treuen Freundinnen Jutha und Eiſentrud von der heil. Eliſabeth entfernte. Sie ſelbſt wollte eben in jeder Beziehung in der Abtödtung ihres Fleiſches zur Vollkommenheit gelangen. Als ein letztes Hinderniß dieſes Strebens mußte ihm die Gegenwart derjenigen Perſonen erſcheinen, die ſich noch an ihre frühere irdiſche Herrlichkeit erinnern konnten. Desbalb mußten von ihr ſcheiden Jutha, die geliebte Gefährtin ihrer kindlichen Freuden auf der Wartburg, und Eiſentrud, die Vertraute ihres Herzens, vor der ſie niemals einen Gedanken ihrer Seele verborgen gehalten hatte! Beide waren einſt Zeugen ihres Glückes geweſen, als Landgraf Ludwig der Heilige noch lebte, ſie waren ihr gefolgt nach Eiſenach in's Elend, als ſie die Wartburg, den Schauplatz ihrer Liebe und ihrer Schmerzen, als Vertriebene und Verbannte hatte verlaſſen müſſen; — ſie waren ihr gefolgt nach Bamberg und Botenſtein in die Fremde; ſie waren ihr zur Seite, als ſie die Gebeine ihres Gemals zu Bamberg ſah, als man ſie in Reinhardsbrunn einſenkte in die ſtille Gruft. Auch da hatten ſie die Gebieterin nicht verlaſſen, als ſie, der Welt abzuſterben, nach dem ſtillen Marburg zog; ſie hatten mit ihr das Gelübde der Keuſchheit abgelegt und mit ihr das Gewand der grauen Schweſtern angelegt. Und nun — mußten ſie fort! An ihre Stelle ſetzte der Gewiſſensrath als Dienerin eine Religiöſe, mit Namen Eliſabeth, häßlich, roh und ungebildet, damit die Landgräfin von ihr noch Demuth lerne und als Geſellſchafterin dieſe Irmengard, eine ältliche, taube, und unverträgliche Wittwe, damit ſie ſich in der Geduld übe! Es war ohnſtreitig das Schwerſte, was Eliſabeth, ſeitdem ſie Wittwe geworden, zu tragen gehabt. Indeſſen, wie geſagt, wir dürfen dies Meiſter Konrad nicht anrechnen. Es kommt dieſe Handlungsweiſe nicht aus ſeinem Charakter, es war hier keine perſönliche Gereiztheit im Spiele. Er that nur, was ſein Syſtem verlangte. Er tödtete, nach ſeiner Ueberzeugung, ihr Fleiſch ab, um ihren Geiſt immer vollkommner zu machen, er demüthigte ſie ſo tief, damit ſie um ſo höher erhoben werde. Es war die ſchwerſte Bußübung, und darum das verdienſtlichſte Werk, das ſie hier im Leben vollbringen konnte. Deshalb durfte er es ihr nicht erlaſſen.

Und ſie vollbrachte es! Mit ſchwerem Herzen und unter heißen Thränen ließ ſie ihre treuen Freundinnen von ſich und nahm ihre neuen Hausbewohnerinnen bei ſich auf. Die Behandlungsweiſe, welche Eliſabeth von dieſen beiden Frauen zu erdulden hatte, war eine durchaus rückſichtsloſe und rauhe. Nicht allein, daß ſie ſelbſt ſie roh behandelten, ſo verriethen ſie es immer ihrem ſtrengen Beichtvater, wenn ſie einmal gegen ſeinen Befehl, einem Armen Etwas gegeben, oder eines Kranken ſich angenommen hatte, und ſo hatte ſie denn hinwiederum von dieſem hierauf die härteſten Mißhandlungen zu erdulden. Sie wurde überhaupt vom Magiſter von jetzt an immer ſtrenger gehalten. Ohne ſeine ausdrückliche Erlaubniß durfte ſie ihren alten Freundinnen, die

öfter ſie zu beſuchen kamen, Nichts zu eſſen vorſetzen, ja nicht einmal mit ihnen reden! Sie aber ertrug dies Alles mit ihrer gewöhnlichen Sanftmuth und Geduld. Auch ihre neuen Geſellſchafterinnen behandelte ſie mit der größten Freundlichkeit und verlangte ſelbſt von ihnen, daß ſie ſie mit : Du! anredeten. Ebenſo verlangte ſie, daß ſie mit ihr aus derſelben Schüſſel eſſen ſollten. Als ſich Irmengard deſſen weigerte, und ſagte, daß es ſich für ſie nicht zieme, an Eliſabethens Seite zu ſitzen, ſo ſagte ſie ihr, daß ſie ſelbſt auf ihrem Schooße ſitzen müſſe und nahm ſie nun auch wirklich auf ihren Schooß.

Während des erſten Jahres ihres Aufenthalts in Marburg kam einſt, in Auftrag ihres Vaters, des Königs Andreas, ein ungariſcher Graf Panias zu ihr nach Marburg. Ihr Vater hatte in Ungarn davon gehört, daß ſie in der größten Armuth und im Elende lebe und ſandte deshalb den genannten Grafen zu ihr, um ſie einzuladen, an ihres Vaters Hofe zurückzukehren. Der Graf trat mit großem Gefolge bei ihr ein, als ſie eben am Rocken ſaß und Wolle ſpann. Von Staunen und Bewunderung ergriffen blieb er ſtehen, bekreuzte ſich und ſprach : „Nie hat man ſo jemals eine Königstochter ſpinnen ſehen!“ Sie aber ließ ſich auf keine Weiſe überreden, ihre Armuth zu verlaſſen und nach Ungarn zu gehen. Ihr Elend war ihr lieb geworden, ſie konnte ſich nicht entſchließen, es aufzugeben.

Noch immer war ſie indeſſen der Gegenſtand des Hohnes und Spottes für viele Menſchen, denen ihre Art der Frömmigkeit widerſtand. Es wird ſogar erzählt, daß man ſich erdreiſtete, ihr einen ſündlichen Umgang mit ihrem Beichtvater Konrad anzudichten. Das Gerede hierüber kam auch dem treuen Schenken Rudolf von Vargila in Thüringen zu Ohren, der ſich ſo darüber grämte, daß er endlich beſchloß, ſie ſelbſt deshalb aufzuſuchen und zu befragen. Sie aber ſoll dieſem bei dieſer Gelegenheit ihren von Ruthenſtreichen mit blutigen Striemen bedeckten Rücken gezeigt und geſagt haben : „Seh: da die Liebe, die der heilige Mann Gottes zu mir trägt, und wie er mich dadurch zu Gott hinziehen will!“

Bei dieſer Verachtung und Verläumdung der Welt fehlte es ihr indeſſen doch auch nicht an äußerem Troſte. Gregor IX., der längſt auf ihre Frömmigkeit und ihren Gott geweihten Wandel aufmerkſam geworden war, ſandte ihr oftmals theilnehmende, tröſtliche Briefe, worin er ſie aufmunterte, auf dem betretenen Wege der Selbſtverleugnung fortzufahren, Alles hinzugeben, um Chriſtum zu gewinnen. Auch ward ſie zuletzt mehr und mehr der Gegenſtand der Bewunderung und Ehrfurcht für alle fromme Seelen. Sie ward nun nicht mehr bloß von ſolchen aufgeſucht, die Almoſen haben wollten : auch viele andere Menſchen kamen zu ihr, welche frommen Rath, Troſt und geiſtliche Stärkung ſuchten. Sie aber benutzte alle dieſe Gelegenheiten, um dem Himmel Seelen zu gewinnen.

So kam einſt eine adelige Dame mit Namen Gertrud von Lerabach oder von Leynbach zu ihr, in deren Gefolge ſie einen hoffärtigen, eitel aufgeputzten Jüngling bemerkte. Eliſabeth rief ihn zu ſich und ſagte ihm : „Man ſieht dir an, daß du dich der Luſt dieſer Welt ergeben haſt, warum dienſt du nicht deinem Schöpfer?“ „O meine Frau,“ antwortete der Jüngling, betreten durch die Anrede der heiligen Frau, „bittet Gott für mich, daß er mir ſeine Gnade gebe, ihm zu dienen.“ Eliſabeth verſprach es unter der Bedingung, daß er mit ihr beten wolle. Alsbald fiel ſie nieder auf ihre Kniee, der Jüngling neben ihr, und fing an innig und ernſtlich für ſeine Seele zu beten. Er ward aber von ihrem Gebete ſolchermaßen ergriffen, daß er endlich mit lauter Stimme rief : „O liebe Frau höret auf, mit eurem Gebete, ich werde von einer unausſprechlichen Hitze verzehrt!“ Und alsbald rann ihm der Angſtſchweiß von ſeinem ganzen Körper, er ſenkte Haupt und Arme und war einer Ohnmacht nahe. Endlich rief er : „Um Gottes willen, höret auf, ich werde vom innern Feuer verzehrt!“ Ihre Begleiterinnen mußten ihn halten und fanden ihn ganz und gar vom Schweiße durchnäßt. Erſt als Eliſabeth endlich von ihrem Gebete aufſtand, da ward es ihm beſſer. Dieſer Auftritt machte aber einen ſolchen Eindruck

auf ſeine Seele, daß er in den Franziskanerorden trat. Aehnliches ſoll, nach der Ausſage ihrer Dienerin Eliſabeth, ſich auch mit Andern wiederholt haben.

Sie ſelbſt fühlte ſich in all ihrem freiwilligen Elende glücklich und froh. Alle irdiſche Liebe war ihr jetzt in die Liebe zum himmliſchen Bräutigam aufgegangen. Sie dankte Gott, daß er ihr Gebet erhört und ſie nun allen irdiſchen Beſitz, den ſie einſt geliebt habe, für Nichts achte. Selbſt ihre Kinder, an denen ſie einſt mit ſo großer Innigkeit gehängt hatte, liebte ſie nun nicht mehr, als andere Menſchen. Ihr Sohn Hermann, und wahrſcheinlich auch ihre ältere Tochter Sophie wurden auf dem Schloſſe zu Creuzburg erzogen, und ihr jüngſtes Kind, Gertrud, übergab ſie von Marburg aus den Nonnen zu Altenberg. „Ich habe ſie Gott übergeben," ſo ſagte ſie, „er thue mit ihnen, wie es ihm wohlgefällt." Sie fand ihr Glück und ihre Beſtimmung in der ſelbſtgewählten Schmach und Verachtung. „Ich liebe Nichts mehr, außer Gott," das war der leitende Gedanke ihres jetzigen Lebens. Sie war in dieſer Liebe zum Herrn ſo ſtark geworden, daß ſie ſelbſt manche Vorurtheile ihrer Kirche nicht theilte. So beſuchte ſie einſt ein von Bettelmönchen bewohntes Kloſter und als ihr hier die Mönche, 24 an der Zahl, ihre Kirche zeigten und ſie hier auf ihre ſchönen, mit Gold ausgeſchmückten Bilder aufmerkſam machten, ſagte ſie zu ihnen: „Ihr hättet doch eigentlich beſſer gethan, dieſe Ausgabe für eure Nahrung und Kleidung, als auf dieſe Wände zu verwenden; den Gegenſtand dieſer Bilder müßt ihr im Herzen tragen." Ein andermal erzählte ihr Jemand von einem ſchönen (natürlich Kirchen-) Gemälde und munterte ſie auf, es doch auch zu ſehen. Sie aber erwiederte: „Ich bedarf eines ſolchen Bildes nicht, weil ich es in meinem Herzen trage." Ueberhaupt finden wir ſie von Marburg nun öfter auch auf kleinern Reiſen, die ſie machte, nach Eiſenach, nach Altenberg bei Wetzlar, nach Wetter zu der Aebtiſſin des dortigen Kloſters, die ihre beſondere Freundin war, und in andere Gotteshäuſer in größerer oder weiterer Ferne.

Auch fing jetzt bereits gegen das Ende ihres Lebens, der Haß und die Verachtung der Welt, die ſie bisher ſo oft und ſo vielfach hatte zu tragen gehabt, immer mehr einer tiefen Bewunderung und Ehrfurcht Platz zu machen an. Wir ſehen, wie noch bei ihren Lebzeiten ſie nicht bloß von Armen und Kranken beſucht ward, die bei ihr Troſt und Linderung ſuchten, ſondern wie auch edle und vornehme Frauen und Männer ſie in Marburg aufſuchten, um die Frau zu ſehen und zu ſprechen, die ſo Vieles, die Alles geopfert hatte und freiwillig die tiefſte Schmach und Erniedrigung wählte, um ihrem Herrn und Heilande nachzufolgen, ohne Zweifel auch, um geiſtlichen Rath und Troſt von ihr zu erbitten.

Man ſieht eben daraus, wie eine ernſte und aufrichtige Frömmigkeit, wenn auch Anfangs verachtet, geſchmäht und verfolgt, zuletzt doch immer von der Welt anerkannt und geachtet wird. Sie müßte es in der Abtödtung ihres Fleiſches zum Stumpfſinne gebracht haben, wenn ſolche Zeichen der Theilnahme und Anerkennung ihr keinen Troſt gebracht haben ſollten.

Daß ſie übrigens in ihrem Elende und in ihrem Leben mit und für die Elenden unter den Menſchen eine gewiſſe Selbſtbefriedigung, eine Art von Wonne empfand, iſt mehrfach aus der Erzählung ihrer letzten Lebensjahre zu erkennen. „Unſer Leben," ſo ſagte ſie einſt, „iſt das allerverachtetſte, aber wenn ich noch ein verachteteres wüßte, ich würde es wählen." Ein andermal, als ſie einige Kranke gebadet und angekleidet hatte, ſagte ſie zu ihrer Dienerin: „O wie wohl iſt uns, wenn wir ſo den Herrn ſelbſt baden und ſeine Blöße decken können." Dieſe aber, die noch nicht ſo ſtark war, als ihre Herrin, erwiederte ihr: „Euch iſt es wohl dabei, ob aber auch den Andern, das weiß ich nicht." Ja, ſie wurde krank, wenn ſie durch den Befehl ihres Beichtvaters verhindert wurde, Almoſen zu geben oder Kranke zu pflegen. Nahten ſich ihr dann ganz beſonders Unglückliche, namentlich ſolche, die von dem Ausſatze oder mit andern, Abſcheu erregenden Krank-

heiten behaftet waren, so übertrat sie nicht selten das Gebot des strengen Magisters und setzte sich lieber den härtesten Züchtigungen desselben aus, als daß sie das unterlassen hätte, wozu sie ihre einzige Leidenschaft trieb. Das menschliche Elend hatte zuletzt einen so unwiderstehlichen Reiz für sie gewonnen, daß sie in ihrem eigenen Schmerze und in der Linderung fremder Schmerzen, namentlich da, wo dies den Abscheu des natürlichen Menschen erregen mußte, ihre höchste Wonne fand. Könnte man ihr irgend einen gegründeten Vorwurf machen, so wäre es eben diese Lust „an schmerzlicher Wonne und an wonniglichem Schmerze," worin sie eine gewisse Selbstbefriedigung fand, die immerhin eine Art von, wenn auch noch so feiner und verborgener Selbstsucht bleibt.

Die große Bedeutung der heiligen Elisabeth für die Geschichte der Menschheit und des Reiches Gottes besteht nun darin, daß die eine große Idee der Liebe zum Herrn ihr ganzes Leben, von ihrer Kindheit an bis an ihren Tod, ganz vollständig und ohne irgend eine menschliche Rücksicht beherrschte. Sie gab, rückhaltlos und im buchstäblichen Sinne, Alles hin, um Eins, um Christum zu gewinnen. Dies wird sie für alle Zeiten, so lange es einen christlichen Glauben gibt, zu einem Gegenstande der Ehrfurcht und Bewunderung machen.

Wo sie geirrt hat, da gehört der Irrthum nicht ihr, sondern ihrem Zeitalter und ihrer — Kirche an.

Die St. Katharinenkirche zu Oppenheim, ein Denkmal aus der blühendsten Zeit des deutschen Kirchenbaustyls im Mittelalter.

Von Franz Hubert Müller *).

1.

Ueber den deutschen Kirchenbaustyl im Mittelalter.

Der erhabene, sinnvolle Character des deutschen Baustyles, jener Zeugen einer großen Vergangenheit, worin sich die Kraft und Herrlichkeit unserer würdigen Vorfahren, vereint mit einer zarten Gemüthlichkeit offenbart, fängt allmählig wieder an, auch unsere Zeitgenossen durch den Geist der Wahrheit anzusprechen, welche, durch eine unbegreifliche Verirrung des Geschmacks unter dem Einflusse fremder Nationen, Jahrhunderte lang verkannt, nun wieder aus den sie verhüllenden Wolken hervortritt. Ein hohes, unseren Geist mächtig ergreifendes Gefühl belebt uns bei dem Gedanken, daß wir uns in dieser Hinsicht kühn mit anderen Völkern vergleichen dürfen, denn, wie die Hindus, die Egyptier und die Griechen ihren Göttern Tempel erbauten, so errichteten auch unsere Vorfahren dem Einzigen, Allerhöchsten, Dome, die von einem freien, tiefempfindenden Genius geschaffen, den spätesten Jahrhunderten den Triumph des Christenthumes verkünden werden.

Die christliche Kirche wird in Werken dieser Art gewissermaßen symbolisch dargestellt. Alles ist daran in geistiger Beziehung sinnvoll zu einem einzigen großen Zwecke miteinander verbunden, der Würde des Gegenstandes vollkommen angemessen, das Gmüth zum Himmel erhebend. Alles ist daran mit der strengsten Consequenz auf eine sichere Construction gegründet. Der reichste Schmuck theils aus geometrischen Linien entwickelt, theils aber auch in Laubwerk und Blumen der Natur geschmackvoll nachgebildet, ist immer an der passenden Stelle angebracht und wechselt nach Erforder-

*) Die St. Katharinenkirche zu Oppenheim. Ein Denkmal deutscher Kirchenbaukunst aus dem 13. Jahrhundert. Geometrisch und perspectivisch dargestellt und mit einem erläuternden Texte versehen von Dr. Franz Hubert Müller. Darmstadt 1836.

niß leicht ab. Aber auch ohne denſelben haben die Maſſen ein ſchlankes, nach oben ſtrebendes Anſehen, wobei jedoch Leichtigkeit und Feſtigkeit zugleich berückſichtigt iſt. Ja, wir können die Denkmale dieſer Art als das Reſultat eines Strebens betrachten, welches von den erſten chriſtlichen Jahrhunderten an, vorzügliche Männer beſeelte, denn im deutſchen Bauſtyle erreichte die chriſtliche Kirchenbaukunſt den höchſten Punkt ihrer Ausbildung.

In dieſer Hinſicht muß es allerdings dem Geſchichtsforſcher und dem Künſtler gleich wichtig ſein, eine richtige Anſchauung von dem Geiſte des deutſchen Bauſtyls zu erlangen. Wenigen iſt es indeß, bei ſo mannichfaltigen Lebensverhältniſſen und in zu großer Entfernung von vorzüglichen Bauwerken, möglich, ſich davon, durch genaue Nachmeſſungen und bis in die kleinſten Theile zergliederte Aufnahmen, die gehörige Kenntniß zu verſchaffen. Ein Werk deutſcher Art und Kunſt aber darf, in Erwägung ſeines urſprünglichen Zweckes und ſeiner ſymboliſchen Bedeutung, durchaus nicht oberflächlich betrachtet werden; denn nicht ohne vorhergegangenes, aufmerkſames Studium ergründet man eine ſolche Schöpfung. Daher denn auch ſo manche ungründliche, mißverſtandene Urtheile darüber entſtanden ſind.

Der Bau dieſer Kirche wurde im Jahre 1262, in der unruhigen Zeit angefangen, als die geiſtlichen Churfürſten den engliſchen Grafen Richard von Cornwallis zum Könige der Deutſchen erwählt hatten, der auch, wie ich weiter unten in der Geſchichte der auf dieſe Kirche Bezug habenden Zeitereignisse näher erwähnen werde, vermuthlich thätigen Antheil an der Beförderung dieſes einem geheiligten Zwecke geweihten, Baues nahm. Der Kölner Dom-Bau hatte indeß bereits im Jahr 1248, alſo um 14 Jahre früher begonnen und beide Werke ſind in der Grundidee ſowohl, als in der Ausführung bis in die kleinſten Theile einander ſo verwandt, daß nichts der Vermuthung entgegenſteht: ſie ſeien, obſchon ſehr ungleich in ihrer Dimenſion, dennoch von demſelben ſchöpferiſchen Geiſte entworfen. Eine aufmerkſam wiederholte Vergleichung beider Gebäude an Ort und Stelle hat endlich dieſe Meinung bei mir zur völligen Ueberzeugung befeſtigt. Durch die Herausgabe des großen Werkes über den Kölner Dom von Sulpiz Boiſſerée, wird die Vergleichung beider Denkmale auch den entfernten Künſtlern und Kennern der Baukunſt möglich werden. Schon hat die Ankündigung dieſes Werkes die Verehrer der deutſchen Kunſt mit der lebhafteſten Freude erfüllt und ſie erwarten mit Ungeduld das baldige Erſcheinen der Lieferungen, die den Rieſenbau in ſeiner Vollendung darſtellen werden. Dieſes Unternehmen iſt in jedem Betrachte mit ſolcher Umſicht, Kenntniß und Liebe begonnen, daß es der großen Idee angemeſſen ſein wird, aus welcher die größte und kühnſte Schöpfung der deutſchen Kirchenbaukunſt hervorging. Schon der Name des, mit ſeinem Bruder um die deutſche Kunſt ſo hochverdienten, Herrn Verfaſſers bürgt für eine, dieſen Gegenſtand völlig erſchöpfende Darſtellung; ſowie die Ankündigung dieſes Werkes auch in literariſcher Hinſicht uns ebenſo wichtige als belehrende Aufſchlüſſe über die alte Kirchenbaukunſt erwarten läßt. Wenn ich es demnach wage, gerade zur Zeit der Erſcheinung eines ſo vollkommenen Werkes mit der Darſtellung einer Kirche aufzutreten, welche aus denſelben Grundſätzen fortgeleitet, nur in einer kleineren Dimenſion, vereinfachter ausgeführt worden iſt, ſo geſchieht dieſes allerdings mit beſcheidener Anerkennung der Vorzüglichkeit des Boiſſeréeſchen Werkes; jedoch auch mit einer, auf dem Wege des ernſten Studiums erlangten Ueberzeugung: daß zur Seite jenes ungeheueren Domes auch unſere Kirche nicht ohne Intereſſe für Kunſt und Geſchichte ſei und, in Hinſicht auf Conſtruction nicht minder belehrend, dazu beitragen könne, die hohe Kunſt unſerer Vorfahren zu einer allgemeinen Anerkennung zu bringen. Auch das getreue Fac simile eines alten Bauriſſes von einem der Thürme des Kölner Domes, wie ſie hätten werden ſollen, veranſtaltet und mit ſehr zu berückſichtigenden Bemerkungen begleitet, von dem durch ſeine deutſchen Denkmäler um die Geſchichte des Mittelalters hochverdienten Herrn Oberfinanzrath Moller, wird dem Kenner die Richtigkeit meiner Vergleichungen erweiſen. Der auf Pergament gezeichnete Originalriß wurde durch einen höchſt glück-

lichen Zufall in einem Gasthause zu Darmstadt *) aufgefunden und vom Verderben gerettet, späterhin aber von dem Herrn Oberfinanzrath Moller Sr. Majestät dem Könige von Preußen übersendet, wodurch dann dieses so wichtige Document bis auf die spätesten Zeiten erhalten werden wird. War aber bei dem Dome zu Köln die Idee des Baumeisters auf das Hohe, Erhabene gerichtet, schuf sein kühner Geist ein Werk, zu groß für die Ausführung durch menschliche Kräfte, ein Werk, welches uns jetzt durch seine unvollendeten Zinnen mit einer dunkeln Ahnung der irdischen Vergänglichkeit und eines höheren geistigen Lebens erfüllt, so steht dagegen die St. Katharinenkirche zu Oppenheim in erfreulicher Vollendung da. Jedoch haben verheerende Kriege, woron ich später genauere Meldung thun werde, der Streit der Meinungen und die alles zerstörende Zeit auch dieses Denkmal nicht verschont. Nach einer sehr sorgfältigen Aufnahme ist es mir indeß gelungen, das Fehlende aus dem noch Vorhandenen wieder glücklich zu ergänzen, so daß meine Darstellung den Genuß gewährt: Das Ganze in ungestörter Uebereinstimmung vor Augen zu haben, sowie es einst in seiner Blüthenzeit den Beschauer entzückte. Mit Liebe scheint der Meister, indem er den Plan dazu entwarf, bei diesem kleineren Werke verweilt zu haben, woran sich seine Phantasie in leichtem Spiele ergötzte, indem er von der größeren Arbeit ausruhte, und wenn die unvollendete Masse jenes Wunderbaues zu Köln Ehrfurcht und Erstaunen erregend, uns zugleich an der Ausführung so kühner Plane verzweifeln läßt, so scheint dagegen der, in den Grenzen möglicher Ausführung entworfene Plan dieser Kirche darauf hinzudeuten, wie unrecht es sei, die durch ein rastloses Streben unserer Vorfahren errungenen Erfahrungen mehrerer Jahrhunderte nutzlos untergehen zu lassen, und dem eigenthümlichen Geiste, womit sie ihre Schöpfungen auf Klima, Sitten und Gebräuche, Zweck und Bedürfniß weise zu berechnen wußten, den aus ganz anderen Motiven entsprungenen Baustyl fremder Nationen vorzuziehen, welcher eben daher mit allen angeführten Rücksichten im offenbaren Widerspruche steht. Hierbei bin ich weit entfernt, die Kunst der alten Völker, namentlich der Griechen zu verkennen! zu hoch stehen die auf uns gekommenen Werke der Bildhauerei und der Baukunst, zu groß ist der Einfluß derselben auf die Bildung des Geschmacks im ganzen cultivirten Europa, als daß ich nicht von Achtung und Bewunderung durchdrungen, ihre Verdienste dankbar anerkennen sollte. In dieser gerechten Anerkennung liegt aber keineswegs ein Grund zur Nichtachtung der Verdienste unserer eigenen Vorfahren in diesen Kunstzweigen. Männer von vielseitigen Kenntnissen und gründlicher Einsicht haben auch bereits gegen das Ende des vergangenen Jahrhunderts angefangen, der vaterländischen Kunst des Mittelalters eine allgemeinere Würdigung zu verschaffen. Talentvolle Künstler, deren Verdienste zu bekannt sind, als daß ich sie hier namentlich anzuführen für nöthig hielte, haben sich durch die Aufnahme und Bekanntmachung vorzüglicher deutscher Baudenkmale gerechte Ansprüche auf die Dankbarkeit der Zeitgenossen und der Nachkommen erworben. Auch die Engländer, der deutschen Nation durch ihren gemeinschaftlichen Ursprung aus einem germanischen Stamme so nahe verwandt, haben nicht allein durch Prachtwerke ihre Baudenkmale im deutschen Style bekannt gemacht, sie haben auch (wenn schon nicht immer mit der gehörigen Wahl und Ausführung, doch gewiß aus reiner Ueberzeugung) diesen Baustyl wieder in's Leben treten zu lassen. Denn so lange der Baukünstler sich zur Erreichung seines Zweckes nicht neu erfundener

*) Georg Moller theilt über den glücklichen Fund des Original-Risses des Kölner Domes in seinen „Bemerkungen über die gefundene Original-Zeichnung des Domes zu Koln, Darmstadt 1818" folgendes mit: „Im September des Jahres 1814 brachte mir der Maler Herr Seekatz von hier (Darmstadt), da meine Liebe für alte Baukunst bekannt ist, eine alte Pergamentzeichnung. Er hatte dieselbe bei Gelegenheit eines zu malenden Transparentes auf dem Dachboden des Gasthauses zur Traube dahier zerrissen und beschmutzt unter altem Geräth gefunden, und da der Besitzer des Hauses sie nicht in Anspruch nahm, sich zugeeignet. Vorstehendes ist Thatsache. Erklären läßt sich dieselbe, wenn man weiß, daß die Theilung der Kölnischen Archive nach dem Lüneviller Frieden in dem Gasthofe zur Traube in Darmstadt stattfand, wo dieser Riß von dem französischen Commissär unbeachtet und zurückgelassen worden sein mag."

Formen bedient, sondern mit Modificationen solche anwendet, die bei den alten Völkern durch die Erfahrungen mehrerer Generationen zur Vollkommenheit gebracht, ihren eigenthümlichen Zwecken und Bedürfnissen entsprachen; so kann den deutschen Baukünstler ohnmöglich Tadel treffen, wenn er sich der Formen des deutschen Baustyles auf eben die Weise bedient, wie jener irgend einer andern Nation, sobald er sie seinen Zwecken angemessen findet. Auch wird leicht die Einwendung: daß der deutsche Baustyl durch den zu großen Reichthum seiner Verzierungen in unseren Zeiten nicht ausführbar sei, entkräftet werden, da seine Formen ja auch ganz ohne alle Verzierung mit Geschmack anwendbar sind. Demnach darf auch ich es wohl wagen, meine Ansichten gerade über den Punkt freimüthig auszusprechen: wie die Kunst unserer Vorfahren bei uns angewendet werden könnte, ohne zu einer ängstlichen Nachahmung zu führen, die ein denkender, selbstschaffender Künstler jederzeit verabscheuen wird; sollten auch diese Ansichten nur als Hindeutungen auf die Wahrheit angesehen werden können, woraus ohnfehlbar jedes ächte Kunstwerk entspringen muß. Sicher hat sich indeß dasjenige, was sich mir bei der Bearbeitung des Oppenheimer Werkes als Wahrheit zeigte, schon manchem denkenden Künstler früher offenbart, weswegen ich auch meine Meinung nicht als eine ganz unbekannte, neue aufstellte, sondern vielmehr als eine Veranlassung zu künftigen, mannichfaltigen, scharf durchdachten Urtheilen hingebe, wodurch die Kunst im Allgemeinen nur gewinnen kann.

Außerdem schien mir die Oppenheimer Kirche durch ihre mäßige Größe zu bildlicher Darstellung und Bekanntmachung ganz vorzüglich geeignet, indem dieselbe eine gründliche Bearbeitung der vielen Einzelnheiten in einem hinlänglich großen Maßstabe zuläßt. Dieses und der jetzige, äußerst verwahrloste, traurige Zustand dieses ehrwürdigen Denkmals, dessen gänzliche Zerstörung man mit der Zeit als gewiß befürchten muß, war es vorzüglich, was mich zu einer so großen Arbeit bewog. Das Gemüth wird bei dem Gedanken an den unvermeidlichen Untergang eines so vollendeten Werkes schmerzlich bewegt und mit Trauer erfüllt. Auch ich wurde oft bei der Aufnahme dieser Kirche von solchen Gefühlen ergriffen, und sowie man scheidenden geliebten Personen eine ganz besondere Aufmerksamkeit bezeigt, so wurde ich dabei zu ähnlichem Bestreben beseelt. Möge es mir gelungen sein, gleiche Theilnahme bei den Freunden und Kennern der deutschen Kunst zu erwecken.

2.

Das Fenster: Die Rose.

Das oberste Fenster in der rechten Abseite ist eine sogenannte Rose. Seine Construction geht nämlich aus einem Mittelpunkte aus und wird von einem Kreise eingeschlossen. Durch den auf diesen Kreis gestellten Spitzbogen aber und die unten rechts und links angefügten Ecken wird die äußere Form dieses Fensters mit den übrigen der Abseiten übereinstimmend. Die Construction der Rosen zeigt sich an den Kirchen des deutschen Baustyles zum öfteren und in den mannichfaltigsten Formen; besonders aber sind sie als eine Zierde an den Giebelfeldern angewendet. So sieht man eine der vorzüglichsten am Münster zu Straßburg.

Aber auch die erwähnte Rose an der Kirche zu Oppenheim gehört zu den schönsten in ihrer Art; ihre Construction ist mit den zartesten Gliedern auf eine sehr sinnige Weise durchgeführt und bei dem äußeren Scheine von Leichtigkeit sind dennoch diese Glieder zu starken Massen verbunden und haben sich nun schon über 500 Jahre lang erhalten. Aus einem Zirkelrund von 1′ 9″ im Durchmesser, welche eine aus dem Fünfeck entstehende Bogenverzierung enthält, entspringen 20 Stadien, die sich in Spitzbogen, aus dem Dreieck gezogen und mit kleineren Bogen verziert, vereinigen. Vier dieser Abtheilungen werden ferner wieder von einem Halbzirkel aufgenommen, deren fünf ebenfalls in dem Pentagon ihren Mittelpunkt finden und die Verbindung der

inneren Construction mit dem äußeren Kreiſe bewerkſtelligen. Kleinere Conſtructionen aus dem Viereck und kleine Zirkel füllen den noch übrigen Raum zwiſchen den fünf Halbzirkeln aus.

Was die Erfindung dieſer Roſe betrifft, ſo glaube ich, daß dabei der Meiſter vorzüglich die Aufgabe zu löſen hatte, eine Zuſammenſtellung von Wappen anzubringen, deren Eigenthümer zu einem ausgezeichneten Vereine gehörten und an dieſem Orte eine vorzügliche Berückſichtigung in Anſpruch zu nehmen hatten. Wir ſehen daher als Mittelpunkt das Wappen der freien Reichsſtadt Oppenheim, den kaiſerlichen Reichsadler im goldenen Felde, umgeben von der Heil verkündenden Conſtruction aus dem Fünfecke. Zwanzig Wappen, jedes in einem weißen Zirkelrund, bilden darum, gegen den Schluß der Radien, einen glänzenden Kreis; und ſind wieder von Halbkreiſen nach dem erwähnten Pentagon umfaßt. Doppeltes Heil umgibt alſo durch den Verein dieſer Wappen, jenes der Stadt. Eingeſchloſſen ſind darin noch fünf andere Wappen, die durch ihre Conſtruction aus dem Viereck, indem ſie jedesmal zu einer Abtheilung von vier der Wappen des Kreiſes gehören, als die der Vorgeſetzten derſelben betrachtet werden könnten. Auch die Abtheilungen außer dem Kreiſe enthalten noch Wappen, deren Inhaber demnach nicht zu dem engeren Vereine gehört zu haben ſcheinen.

Es würde ohne Zweifel die nähere Bedeutung dieſer Wappenvereinigung ſehr in's Licht geſtellt haben, wenn es möglich geweſen wäre, die Familien ausfindig zu zu machen, denen ſie angehörten. Indeſſen waren meine Bemühungen für dieſen Zweck bisher immer noch vergeblich. Eben ſo wenig Erfolg hatten die freundſchaftlichen Bemühungen eines im Fache der Diplomatik bewanderten Mannes. Vermuthlich ſind die meiſten dieſer Familien längſt ausgeſtorben; nur einige wenige, die ich noch zu entdecken ſo glücklich war, führe ich hier an. Im inneren Kreiſe iſt das Wappen mit einer rothen Streitart im goldenen Felde der Familie von Franckenſtein angehörig, deren Burg gleiches Namens ſich eine Stunde oberhalb Darmſtadt an der Bergſtraße noch in maleriſchen Trümmern erhebt. Sodann erkennt man mit Gewißheit noch das Wappen derer von Nackenheim; eine der Länge nach in zwei Theile geſchiedenes Feld, links grün und rechts weiß, mit einem gelben Haupte. Ferner ſcheinen die drei Wappen, beſtehend aus einem weißen Felde mit grünem Querbalken der Familie von Rieberg anzugehören; ſowie man wohl die Gans im blauen Felde den Ganſen von Otzberg zuſchreiben kann. Das obere, in der Conſtruction des Vierecks befindliche, Wappen zur Rechten aber, iſt das der Herren von Dienheim, welche ihren Sitz, in dem gleichbenannten Dorfe, eine Viertelſtunde von Oppenheim, nach Worms zu, hatten. Es iſt ein weißer gekrönter Löwe im rothen Felde, worüber ein weißes Haupt befindlich iſt. Außer dieſen läßt ſich noch rechts, in der äußeren Abtheilung des Spitzbogens, das von Wonnebergiſche Wappen unterſcheiden, welches aus einem rothen Felde mit vier weißen Querbalken beſteht, in deren Mitte eine goldene Roſe befindlich iſt.

Bei der Ungewißheit über die Namen der meiſten hier dargeſtellten Wappen war es mir indeſſen lieb, den Zweck ihrer Vereinigung noch in einem anderen Umſtande ahnen zu können, in der größeren Conſtruction nach dem Vierecke nämlich, unmittelbar unter Schluſſe des Spitzbogens hat ſich die Darſtellung von dem Märtyrertode des heiligen Johannes des Täufers noch ganz kenntlich erhalten. Der Heilige kniet mit gefalteten Händen, das Haupt mit einer grünen Glorie umgeben und zum Empfange des tödtlichen Streiches vorwärts gebeugt, den er von dem in der Hand des Scharfrichters gezuckten Schwerte erwartet. Von der Figur des Letzteren fehlen außer der Hand am Schwerte mit einem gelben Aermel und dem rechten Beine alle übrigen Theile. Das blaue Gewand des Heiligen iſt mit kleinen geſchlängelten Linien ſchattirt, welche vermuthlich ſein kameelharenes Gewand bezeichnen ſollen. Ein Zettel entfaltet ſich am untern Theile der Figur, worauf vielleicht die bekannten Worte: ecce agnus dei, geſtanden haben; es iſt aber jetzt alle Schrift, bis auf einige unleſerlichen Spuren daran verſchwunden. Da nun der heilige Johannes der Täufer als der Ver-

kündiger des Erlösers und als Märtyrer seines Glaubens, ja als ein Opfer seiner standhaften Wahrheitsliebe, zum höchsten Vorbilde der Priesterschaft aufgestellt werden kann, so glaube ich, daß die hier unter der Darstellung seines Triumphes im Glauben vereinigten Wappen den ersten Mitgliedern des Collegiatstiftes der heiligen Katharina angehört haben mögen, welches schon früher fundirt war, jedoch erst im Jahr 1315, durch Ordination des Erzbischoffs von Mainz völlig zu Stande kam; in diesem Falle können die fünf, als die der Vorgesetzten erwähnten Wappen dem Propste, Dechanten, Custos, Scholaster und Cantor angehört haben; um so mehr, da geschichtlich bekannt ist, daß alle diese Würden anfangs besetzt waren.

Schließlich hier noch Einiges über die Glasmalerei dieses Fensters. Die Farben scheinen daran absichtlich sehr dunkel gewählt, um den Kreis der Wappen hervorzuheben, welche deßwegen auch auf einem weißen, in verschiedenartiger Zeichnung damascirten Zirkelrund liegen, wodurch zugleich eine Uebereinstimmung der verschiedenen Farben und Formen derselben bewirkt wird. Auch hatte wohl bei der Wahl dieser dunklen Farben die Berücksichtigung Einfluß, daß dieses Fenster gegen Süden liegt, und den größten Theil des Tages über von der Sonne erhellt wird. Sinnig ist der Raum zwischen den Radien durch eine teppichartige Zusammensetzung von fünfblätterigen blauen Blumen mit gelben Staubfäden verziert, deren Zwischenräumen wieder mit vierblätterigen rothen Blumen ausgefüllt sind. Zwar erkennt man in diesen Blumen gerade nicht die Nachbildung der Natur, denn sie sind ohne alle Umgebung von Blatt und Stengel dicht aneinandergeschoben, aber es spricht sich darin doch immer ein zarter, mit den Grundformen vertrauter Sinn aus. Dies ist auch der Fall bei den gelben Laubwerken auf violettem Grunde, womit die, die Radien vereinigenden Spitzbogen und größeren Zwischenräumen verziert sind und wodurch eine schöne Abwechselung mit teppichartigen Flächen entsteht, wovon noch eine andere Zusammensetzung, von von violetten und grünen Rautrn in den äußeren Räumen angebracht ist. In den fünf, Wappen enthaltenden Constructionen aus dem Vierecke aber und als Hintergrund zu der Vorstellung von dem Martyrium des heiligen Johannes, sind die Räume mit ganz einfachem rothem Glase ausgefüllt, welches von einem weißen Streifen eingefaßt wird; vermuthlich um das Auge so eher auf die darin angebrachten Vorstellungen zu leiten.

So ist also auch bei dieser Zusammenstellung das Bedeutsame mit einer schönen Form und einer, das Auge ergötzenden Farbenharmonie verbunden, und man ahnt es noch, welchen Genuß die Anschauung dieses Kunstwerkes ehemals gewährt haben mag, als die Farben des Glases in ihrer ersten Reinheit im Sonnenlichte strahlten.

Heinrich I., das Kind, Enkel der heiligen Elisabeth, Stammvater des hessischen Fürstenhauses und die Trennung Thüringens und Hessens.

Von Christoph von Rommel *).

Das öffentliche Recht der Deutschen, deren Staaten durch Fürsten und ihr Geleite begründet wurden, konnte weder, wie bei den Freistaaten des Alterthums, durch Uebereinkunft gleich bevorrechteter Bürger, noch überhaupt nach allgemeinen Begriffen sich entwickeln. Das Privat-Recht war bei uns allenthalben früher, als das Staats-Recht; die Interessen der Länder wurden nach den Interessen der herrschenden Geschlechter bestimmt; und selbst in dem Lehnswesen, der kriegerischen Urverfassung Deutschlands, hatte sich früh eine der Trägheit des menschlichen Geistes

*) Geschichte von Hessen durch Chr. von Rommel. Kassel 1820. Zweiter Theil. S. 9 ff.

ſchmeichelnde Erblichkeit eingeſchlichen. Nur über die Nachfolge in ſolchen Reichslehen, deren Handhabung einen männlichen Arm erforderte, gab es ein beſtimmtes zum Wohle des Ganzen entſcheidendes Herkommen, von dem die Kaiſer als Oberlehnsherrn erſt dann abgingen, als ſie die Gunſt mächtiger Geſchlechter des Reichs ſuchen mußten, und als die allmählige Vermiſchung der Stammgüter mit den Lehngütern und Grundſtücken der Reichswürden eine beſondere Nachſicht erforderte. Man ſah es wenigſtens bald als einen Eingriff kaiſerlicher Macht an, wenn zu Gunſten des Reiches oder entfernterer Stammes-Verwandten beim Abgange einer Linie ſolche mit Stammgütern vermiſchte Reichslehen in Anſpruch genommen wurden, und die deutſche Geſchichte bietet faſt in allen ihren hohen Häuſern Beiſpiele dar, mit welcher Hartnäckigkeit man ſelbſt ein weibliches Erbrecht in verwickelten Erbfolgen, auch gegen den Kaiſer, zu behaupten wußte.

Hundert und ſiebenzehn Jahre waren die ſchönſten Güter Heſſens mit ſeinem Landgericht bei Maden und der Schirmvoigtei des Stifts Hersfeld ein Erbtheil des thüringiſchen Hauſes geweſen, als der Tod Heinrichs Raspe, des letzten kinderloſen Landgrafen von Thüringen, Pfalzgrafen von Sachſen und Herren von Heſſen, eines jüngeren Sohnes weiland Hermanns I., eine große Veränderung ankündigte. Vier Abkömmlinge Hermanns I. ſchienen beſonders geeignet, ſich die thüringiſche Erbſchaft ſtreitig zu machen. Sophia, die Gemalin Herzogs Heinrichs des Großmüthigen von Brabant, als Erbin Ludwigs des Heiligen, des älteren Bruders Heinrichs Raspe, auf deſſen Linie nach ſeines Vaters Hermans I. Ableben Thüringen und Heſſen rechtmäßig gefallen und nach deſſen Tode zuerſt ſein Sohn Hermann II., hierauf erſt ſein jüngerer Bruder Heinrich Raspe in der Regierung gefolgt war; Heinrich der Erlauchte, Markraf von Meißen, ein nicht vollbürtiger Schweſterſohn Ludwigs des Heiligen und Heinrichs Raspe, deſſen Mutter Jutha, eine Tochter Hermanns I. erſter Ehe, nach dem Tode ihres erſten Gemals, des Markrafen Dietrich von Meißen, noch einen neuen Stamm mit dem Grafen Poppo von Henneberg gegründet hatte; Hermann Graf von Henneberg, der Sprößling dieſer Ehe; und endlich Graf Siegfried von Anhalt, ein vollbürtiger Schweſterſohn Ludwigs des Heiligen und Heinrichs Raspe, welcher ſich vorzugsweiſe vor ſeinem Bruder Heinrich von Anhalt einen Erben von Thüringen nannte. Unter dieſen vier Anverwandten hatte, hinſichtlich aller Stammgüter des thüringiſchen Hauſes, Sophia, die Tochter der heiligen Eliſabeth und die Mutter Heinrichs, des ſogenannten Kindes von Heſſen, alle Rechte der geraden Erbfolge, und falls man etwa Heinrich Raspe, letzten Landgrafen von Thüringen, als Erblaſſer der geſammten thüringiſchen Stamm- und Lehngüter anſehen wollte, die Regel des Lehnrechts für ſich, vermöge der Bruderskinder Schweſterkindern, die vom Hauptſtamme ſich abſonderten, vorgezogen wurden.

Gleich nach dem Tode Heinrichs Raspe, ſo erzählt Johannes Riedeſel, der älteſte heſſiſche Chroniſt, vereinten ſich die getreuen Ritter und Städte in Heſſen, und erklärten ſich für Heinrich, den damals dreijährigen Sohn Herzogs Heinrich des Großmüthigen von Brabant und Sophien's, gebornen Landgräfin von Thüringen, Herrin von Heſſen, den Enkel jener heiligen Eliſabeth, deren Andenken in Heſſen theuer, in der ganzen Chriſtenheit heilig war; ſie ſandten deshalb eine Botſchaft nach Brabant. Damals feierte der älteſte Sohn des Herzogs von Brabant, Heinrich der Sanftmüthige, ſeine Verlobung mit Adelheid von Burgund. Aber der alte Herzog, ein weiſer und angeſehener Fürſt, verſäumte keinen Augenblick, um für die Gerechtſame ſeiner Gemalin und vermuthlich auch ſeiner Tochter Beatrix, der Wittwe Heinrichs Raspe, aufzutreten. Er ließ ſich den Titel eines Landgrafen von Thüringen ertheilen und erſchien kaum einen Monat nach dem Tode Heinrichs Raspe zuerſt in Heſſen. Man weiß nicht, ob er die Abſicht hatte, in Thüringen einzufallen. Aber nachdem er Marburg und Frankenberg, die damaligen Hauptſtädte Heſſens, beſucht, und letztere Stadt mit dem Wappen eines gekrönten Löwen beſchenkt hatte, begab er ſich nach Hersfeld. Von hier aus verſprach er den Freiheitsbrief zu halten, welchen wei-

land Landgraf Hermann der Zweite, der Bruder Sophiens, seinen treuen und geliebten Bürgern der Stadt Kassel ertheilt hatte, und gab ihnen die damals gewöhnliche landesväterliche Versicherung. Um dieselbe Zeit mochte den Herzog die Nachricht treffen, daß Papst Innozentius IV., welcher die ganze Christenheit fast unumschränkt regierte, ihn zum römischen Könige ersehen, und deshalb einen Legaten nach Brabant gesandt habe. Denn nachdem er noch von Marburg aus das Patronat der Kirche von Felsberg den deutschen Ordensherren zu Marburg verliehen, reisete er mit solcher Eilfertigkeit aus Hessen, daß zwei von ihm ausgestellte Urkunden (die Stiftung eines Altars der St. Elisabethen-Kirche zu Marburg und die Begründung des von Bozebach an der Edder nach St. Georgenberg bei Frankenberg zu verlegenden Cistertienser-Nonnenklosters betreffend) nicht vollzogen werden konnten. Bald darauf, als dieser großmüthige Fürst, der in seinem letzten Willen zum Besten der Leibeigenen und der Armen ein herrliches Denkmal früher Aufklärung und der reinsten Menschenliebe hinterließ, in dem neun und fünfzigsten Jahre seines ruhmvollen Lebens in seiner Hauptstadt Loewen gestorben und begraben war, folgte ihm sein ältester Sohn erster Ehe, Heinrich der Sanftmüthige, der Gemal der ehrgeizigen Gräfin von Burgund. Des Herzogs Wittwe, Sophia, nachdem sie noch zu Loewen ein Spital für Arme und Gebrechliche gestiftet, bereitete sich mit ihrem vierjährigen Knaben, welcher den Titel eines Infanten oder Kindes von Hessen führte, Brabant zu verlassen.

Sophia hatte mit der Frömmigkeit ihrer Mutter, die sie in ihrem siebenten Lebensjahre verloren, den Heldensinn ihres Vaters geerbt. Abgetrennt von Brabant, wo sie nur noch ihr Witthum und vermuthlich auch ihre einzige Tochter Elisabeth hinterließ, fand sie sich plötzlich in einer Lage, welche bei der größten Umsicht einen selbstständigen entschlossenen Willen erforderte. In Brabant herrschte mehr ihre Stieftochter als deren sanftmüthiger Gemal. Im Reiche hatte der neue König Wilhelm, der Neffe ihres verstorbenen Gemals, noch so wenig Ansehen, daß er sich glücklich hielt, Tochtermann Herzogs Otto, des Kindes von Braunschweig und Lüneburg, eines Enkels Heinrichs des Löwen, zu werden. Hessen und das Stammland in Thüringen war von dreien bei verschiedenen Ansprüchen gleich mächtigen und gleich unternehmenden Fürsten umgeben. Herzog Otto, der die Trümmer welfischer und nordheimischer Erbgüter mit dem neuerrichteten Herzogthum Braunschweig und Lüneburg zu vereinen suchte, hatte sich der allgemeinen Reichs-Verwirrung zu seinem Vortheil bedient, und noch vor dem Tode Heinrichs Raspe in den Besitz von Münden an der Weser, einer Grenzstadt des fränkischen Hessengau's, und eines Stammguts der letzten Landgrafen von Thüringen und Grafen von Niederhessen, man weiß nicht durch welche Uebereinkunft, gesetzt. Nachdem er auch das von den letzten Landgrafen von Thüringen behauptete Landgericht an der Leine ohnweit Göttingen an sich gezogen, und von dem Stift Quedlinburg die durch den Tod Heinrichs Raspe erledigten Lehen der Mark Tuderstadt erworben, war er eben im Begriff, die Landschaft an der Werra zu überfallen; Eschwege ward von ihm erstürmt. Gleichgesinnt war Erzbischof Siegfried der Dritte von Mainz. Unter ihm ward die Festung Elnbog (nachher Melnau) erbaut, welche zugleich das Stift Wetter schützen und vereint mit der Besatzung von Amoeneburg die Stadt Marburg befehden konnte. Siegfried, nachdem er die von dem Landgrafen von Thüringen in Thüringen und Hessen besessenen Lehen, als dem Erzstift erledigt, vergebens zurückgefodert, verkündete auch den Kirchenbann gegen Sophia von Brabant, und gegen Heinrich von Meißen. Dieser war der dritte Fürst, welcher Sophien gefährlich werden konnte. Ausgezeichnet durch Reichthümer, welche aus den Erzgebirgen ihm zuströmten, anerkannt von den thüringischen Großen, und Here der meisten thüringischen Schlösser, konnte er, begünstigt durch die Unsicherheit und Verwirrung sich durchkreuzender Rechte, Sophiens Erbe unvermerkt schmälern, oder in offner Fehde gewinnen.

Unter solchen Umständen erschien Sophia mit ihrem Erben in Hessen, einem Lande, das seit dem Untergange des Herzogthums Franken und der alten Gaue

weder einen Herrn noch eine Verfaſſung gehabt hatte, und das jetzt allenthalben auf den waldigen Grenzen ſeiner mannigfachen geiſtlichen und weltlichen Herrſchaften mit neuen Raubſchlöſſern beſetzt wurde. Sophia begab ſich zuerſt nach Marburg; dieſe Stadt hatte Eliſabeth, ihre Mutter, zugleich mit ihren Wohlthaten und mit ihren Wundern erfüllt. Hier zeigte Sophia den verſammleten Bürgern ihren hoffnungsvollen Sohn, und empfing die erſte Huldigung biederer Heſſen. Man erzählt, daß Sophia, auf einem Wagen ihren Erben vor ſich haltend, von vielen Gewappneten umgeben, allenthalben die getreuen Städte ihres väterlichen Erbgutes beſucht habe, und von den getreuen Bürgern mit Kerzen und Fahnen freudig empfangen worden. Zu ihr begaben ſich gleich Anfangs Graf Berthold I. von Ziegenhayn, Schirmvoigt von Fulda, gewonnen durch etliche Lehngüter von Treiſſa und Wohra, Graf Siegfried II. von Witgenſtein, deſſen Bruder Wittekind auf Battenberg und Kellerberg abhängig vom Erzſtift Mainz war; und unter den Scheuken von Schweinsberg und andern vornehmen Rittern die Herren von Rodheim und Rodenſtein, welche zuerſt das heſſiſche Marſchall-Amt erwarben, und denen bald nachher Sophia das ihnen von habſüchtigen Nachbarn oder Stammes-Verwandten entriſſene Schloß Blankenſtein (ohnweit Gladenbach) wieder eroberte. Sophia zerſtörte auch den Weißenſtein, eine räuberiſche Burg dicht über Marburg, mit Hülfe der Bauern eines benachbarten Dorfes, und das alte Giſoniſche Schloß Hohenlinden (Hollende), deſſen Ruinen noch ſichtbar ſind an einem Waldrücken zwiſchen Biedenkopf und Wetter. Hierauf mußten ſich ihr die unruhigen Ganerben von Hohenfels, ohnweit Buchenau im Amt Biedenkopf, mit ihrem Schloſſe unterwerfen, und bei einer Strafe von fünfhundert Mark Silbers Ruhe und Frieden verſprechen. Sophia beſetzte auch das alte Schloß Reichenbach ohnweit Lichtenau, welches von den Grafen von Ziegenhayn an die Landgrafen von Thüringen und hierauf in unbekannte Hände gerathen war, und errichtete auf einem erhabenen Kegel des Lahnbergs ohnweit Marburg, der mainziſchen Stadt Amoeneburg und dem Schloß Stauffenberg den Grafen von Ziegenhayn zum Trotze, ihren oberheſſiſchen Beſitzungen zum Schutze, die erhabene nun in Trümmern liegende Feauenburg. Die Herzogin verband ſich auch den geiſtlichen Stand. Die Brüder des Ordens des heiligen Antonius zu Grünberg, das Ciſtertienſer Nonnenkloſter Kaldern, ohnweit Marburg, welches damals auf Betrieb der Herzogin vollendet wurde, und die deutſchen Ordensritter zu Marburg rühmten ſich ihrer beſonderen Gunſt.

Hierauf zog Sophia nach Thüringen, wo ſich ihr die Stadt Eiſenach mit der Wartburg öffnete; der Markgraf von Meißen, der damals anerkannt von den thüringiſchen Standesherren ein Landgericht zu Mittelhauſen hielt, begab ſich zu ihr nach Eiſenach. Hier gewann er ihr Zutrauen. Nachdem beide mehrere Tagesſatzungen über ihre ſtrittige Angelegenheiten gehalten, übertrug Sophia dem Markgrafen die Vormundſchaft über ihr Land, ſie übergab ihm das Schloß Wartburg und ganz Heſſen zu getreuer Hand, überzeugt, daß auf dieſe Art allein die Ruhe bis zu einem Ausſpruch des Kaiſers und der Fürſten erhalten, und jede verderbliche Einmiſchung feindſeliger Nachbarn verhütet werden könnte. Sophiens Vater, Ludwig der Fromme, hatte weiland mit großmüthiger Uneigennützigkeit eine gleiche Vormundſchaft über den jungen Markgrafen geführt. Dies Vorrecht der Agnaten wurde in einem zwar leidenſchaftlichen aber an großartiger frommer Redlichkeit nicht armen Zeitalter ſelten mißbraucht. Markgraf Heinrich der Erlauchte, nachdem er die Vormundſchaft über Heſſen übernommen, ernannte den Probſt von Fritzlar und einige heſſiſche Landrichter zu General-Kommiſſarien von Heſſen; ſein enges Bündniß mit Sophia, ſo lange es nicht durch Einflüſterungen habſüchtiger oder gewiſſenloſer Vaſallen getrübt wurde, war auch anfangs ſo erſprießlich für Thüringen und Heſſen, daß weder Kirchenbann noch Interdict des Erzbiſchofs Gerhards von Mainz irgend einigen Eindruck auf dieſe Länder und ihre Fürſten machte. Man glaubt, daß Sophia, welche um dieſelbe Zeit noch in Eiſenach verweilte, ſich hierauf nach Brabant begeben; das Unterpfand unſeres Vaterlandes, ihr damals achtjähriger Erbe, Heinrich das Kind von Heſſen,

welchen Sophia keineswegs dem Markgrafen von Meißen überließ, ward einer alten in der Gegend von Haſungen erhaltenen Sage nach den getreuen Mönchen dieſes landgräflichen Kloſters anvertraut, welches auch nachher mit der benachbarten Stadt Zierenberg ein Haupt-Gegenſtand ſeiner Sorgfalt blieb.

Gerhard I., Erzbiſchof von Mainz, ein geborner Wildgraf, hatte unterdeſſen, um ſeinem Banne Nachdruck zu geben, gegen den Markgrafen Heinrich und gegen die Herzogin Sophia den zweideutigen Grafen Berthold von Ziegenhayn in Sold genommen. Hierauf, in dem letzten Jahre der päpſtlichen Regierung Innozentius IV., fiel der Erzbiſchof durch denſelben Legaten, der ſeinen Vorgänger Chriſtian abgeſetzt und ihn erhoben hatte, wegen Erpreſſung neuer Zölle in die Acht der allgemeinen Kirche. Markgraf Heinrich benutzte dieſe Umſtände. Entledigt ſeines Bannes zugleich mit dem Erzbiſchof, verſöhnte er ſich auch mit demſelben, nahm von demſelben alle Lehen der Landgrafſchaft Thüringen, und bedung für Heſſen nichts als einen Aufſchub bis zu der zwei Jahre nachher erfolgenden Vollbürtigkeit Heinrichs des Kindes, und einen Landfrieden, deſſen Handhaber Friedrich von Treffurt ſein ſollte. Jetzt erkannte Sophia die Gefahren ihrer Lage; ſie kam zurück aus Brabant und hob die von dem Markgrafen über Heſſen angeordnete Statthalterſchaft auf. Aber der Markgraf, der entweder die Vormundſchaft bis zu dem verabredeten Zeitpunkte mit Gewalt behaupten, oder die thüringiſchen Stammlande als ein Zubehör der Landgrafſchaft einziehen wollte, behielt die Wartburg und in Heſſen ſelbſt Gudensberg zurück. Man erzählt, daß Sophia um dieſe Zeit, als ihr auch die Stadt Eiſenach den Einzug verweigern wollte, mit einer Axt in der Hand an das St. Georgen-Thor geſchlagen, und die Oeffnung der Stadt mit unwiderſtehlichem Muthe erzwungen habe. Noch vor Ausbruch des Krieges verſuchte ſie auch den Markgrafen durch ein Gottes-Urtheil zu beſiegen. Sie begab ſich mit ihm in die St. Katharien-Kirche, die Ruheſtätte Heinrichs Raſpe, in Eiſenach. Hier ſollte der Markgraf mit zwanzig Rittern als Eideshelfern auf heiligen Reliquien ſein Recht beſchwören. Die fromme Sophia hatte die Ueberreſte ihrer heiligen Mutter auf den Altar gelegt. Aber der Markgraf hierum unbekümmert und laut ſpottend, ſchwur mit allen ſeinen Rittern. Da dies Sophia ſah, gerieth ſie in einen ſchwärmeriſchen Eifer und zerriß ihre Handſchuhe.

Damals ſtand Albrecht, genannt der Große, der Nachfolger Otto's des Kindes von Braunſchweig und Lüneburg, in dem Rufe großer Tapferkeit. Sophia, ohne Ausſicht einer rechtlichen kaiſerlichen Entſcheidung, entſchloſſen die Waffen zu ergreifen, auch wohl geſchwächt durch eine Hülfe, die ſie dem Könige Wilhelm, ihrem Neffen, gegen Weſtfrankreich ſenden mußte, beſchloß ſich mit Albrecht auf's engſte zu verbinden; ſie gab ihm ihre einzige Tochter Eliſabeth mit viertauſend Mark Silbers Ausſteuer; Albrecht behielt auch die von ſeinem Vater ſchon überzogene Landſchaft an der Werra; und um die Bande der Verwandtſchaft noch enger zu ziehen, ward Heinrich, der Erbe von Heſſen, damals 10 Jahre alt, mit Adelheid, der Schweſter Albrechts, verlobt. Noch verfloſſen zwei Jahre bis zum Ausbruch des Krieges, während welcher Zeit Markgraf Heinrich Gudensberg zurückgab, und ſich auf Thüringen beſchränkte. Herzog Albrecht war mit einer anderen Fehde beſchäftigt. Die Herren von Aſſeburg, vom Stamme der alten Herren von Wolfenbüttel, mochten nach einer Unabhängigkeit ſtreben, ſie führten ein dem Herzoge ſchimpfliches Wappen. Auf ihrer Seite war Graf Dietrich von Eberſtein, und hierauf deſſen Verwandter, der Erzbiſchof Gerhard von Mainz, der ohnehin den Herzog als den Bundesgenoſſen Sophiens für ſeinen Feind halten mußte. Nachdem der Erzbiſchof mit ſeinen Freunden, unter denen auch ein Graf von Beichlingen war, in das Gebiet von Göttingen eingefallen war und ſich ſorglos ohnweit Weende zerſtreute, ward er plötzlich ſammt dem Grafen von Eberſtein von dem Ammanne des Herzogs, Wilcke von Bodenhauſen, überfallen und gefangen. Der Graf, den der Herzog für einen Vaſallen ausgab, ward vor der Aſſeburg an den Beinen aufgehangen, der Erzbiſchof nach Braunſchweig geführt, wo

er ſo lange ſaß, bis ihn in folgendem Jahre, nach dem Tode Königs Wilhelm, Richard von Kornwallis, der damals die Stimmen der deutſchen Kurfürſten erkaufte, mit baarem Gelde erlöſete. Der Erzbiſchof trat auch dem Herzoge von Braunſchweig Giſelwerder an der Weſer ab.

Hierauf zog Albrecht der Große mit heſſiſchen Truppen gegen Albrecht den Entarteten, den Sohn des Markgrafen Heinrich des Erlauchten, welchen dieſer neben Hermann, Grafen von Henneberg, zum Statthalter von Thüringen ernannt hatte. Der Mittelpunkt des erſten Kampfes war die Wartburg mit den übrigen feſten Punkten des Thüringer Waldes, welche ſich die beiden feindlichen Heere mit verſchiedenem Glücke ſtreitig machten. Die Wartburg, die alte Reſidenz der thüringiſchen Landgrafen, war in meißniſchen Händen; ſo auch der vom Schenken von Vargila ohnweit Eiſenach erbaute Rudolphſtein, der Kalenberg hinter Fiſchbach, ein Schloß der Herren von Wangenheim, und Kreutzburg an der Werra. Auf heſſiſche Seite trat Eiſenach, der Schauplatz der Tugenden Ludwigs des Frommen und der heiligen Eliſabeth, der feſte Metelſtein bei Eiſenach, und die Malittenburg über Fiſchbach. Sophia beſetzte auch auf den beiden der Wartburg ſüdlich gegenüber liegenden Bergen die Iſenachs- und die Frauenburg. Herzog Albrecht der Große überfiel zuerſt Kreutzburg, nachdem er dieſe Stadt erobert und verbrannt hatte (die Burg blieb in Feindes Händen), rückte er weiter und beſetzte mit heſſiſchen Waffenträgern und Voigten das von ihm eingenommene Land. Hierauf ſtarb Eliſabeth, die Gemalin des Herzogs, und der Herzog folgte einem dringenden Rufe der Königin Margaretha von Dänemark und Holſtein, welche mit ihrem unmündigen Sohne Erich von widerſpenſtigen Vaſallen bekriegt wurde. Faſt zur ſelbigen Zeit, wo Sophia ihre Tochter verlor, und ihres Tochtermanns als Bundesgenoſſen entbehrte, traf eine Feuersbrunſt die Stadt Marburg, ſchleuderte der neue Erzbiſchof Werner, vom Hauſe Eppenſtein, den geiſtlichen Bannſtrahl gegen ſie, gegen ihren Erben Heinrich von Heſſen, (der ſich damals Landgraf von Thüringen nannte) und gegen ihre Helfer, und ſtellte alle ihre Lande und Gerichte unter das geiſtliche Interdict. Dieſen Augenblick benutzte Markgraf Heinrich, um mit einem neugeworbenen Heere Sophien die errungenen Vortheile zu entreißen. Er zerſtörte die Iſenachs-, die Frauen- und die Malittenburg. In einer ſtürmiſchen Winternacht griff er, einverſtanden mit einigen über des Kriegs Ungemach ungeduldigen Bürgern, die Stadt Eiſenach bei dem Thurme hinter dem Glockenhauſe an, und nahm ſie unter dem ſchreckhaften Laut der Sturmglocken und dem Geſchrei der Kämpfenden in demſelben Augenblick ein, wo ſeine Burgmannen von der Wartburg den nahen durch zwei hervorragende Felſenſtücke gedeckten Metelſtein angriffen. Die überraſchte und betäubte Beſatzung wurde gefangen, die Burg in Brand geſteckt und hierauf zerſtört. Der Markgraf ſchonte die Stadt Eiſenach, aber unter den Bürgern derſelben erfuhr beſonders Heinrich von Velspach, ein unerſchrockener Anhänger Sophiens und ihres Sohnes, des Siegers zu eifrige Rache. Zweimal warf ihn eine Blide oder Wurfmaſchine von der Wartburg hinab ohne ſeine Stimme zu erſticken, bis er endlich bei einem dritten Wurfe ſeinen heldenmüthigen Geiſt aufgab.

Unterdeſſen verband ſich der damals achtzehnjährige Erbe Sophiens, Landgraf Heinrich, mit dem Grafen Gottfried IV. von Ziegenhain, dem Nachfolger Bertholds I., um ſich dem Erzbiſchof Werner von Mainz und ſeinen Bundesgenoſſen, den Grafen von Battenberg und Waldeck, mit gewaffneter Hand zu widerſetzen. Graf Gottfried ſollte nöthigenfalls die heſſiſchen Truppen in Ziegenhain und Nidda (welche Städte er gemeiſchaftlich mit ſeinem Vetter Ludwig, dem Sohne Gottfrieds III., beſaß) aufnehmen, und dem Landgrafen, der ihm einen Sold auf Grünberg, Alsfeld und Marburg anwieß, alle ſeine Schlöſſer öffnen. Hierauf bezog Heinrich mit ſeiner heldenmüthigen Mutter ein Lager bei Langsdorf (ohnweit Lich), und bewog den Erzbiſchof Werner zu einem Vergleich, der ihm freie Hand eröffnete, zugleich mit dem aus Dänemark zurückkehrenden Herzoge Albrecht von Braunſchweig gegen

seinen Hauptfeind in Meißen zu ziehen. Der Erzbischof ertheilte zuerst Sophien, Tochter der heiligen Elisabeth, weiland Herzogin von Brabant, Landgräfin von Thüringen, Fürstin (domina) von Hessen, und ihrem Sohne Heinrich, Landgrafen von Thüringen und Fürsten (dominus) von Hessen, die bisher verweigerten Mainzischen Lehen, die Grafschaft oder das Landgericht von Hessen, mit allen Zehnden derselben, die Voigteien zu Hasungen und Breitenau, die Patronat-Rechte der Kirchen von Wildungen, von Reichenhagen (bei Wildungen), von Felsberg, Wenigen Zennern (ohnweit Wabern, jetzt eine Wüstung), die Städte und Schlösser von Grünberg und Frankenberg, mit allem Zubehör, Melsungen, wenn es anders kein Stammgut sei, und endlich in Thüringen die Gerichte von Berge, Aepe (Aspenfeld bei Gotha) und vom Schloß und der Stadt Tungesbrücke (Thomasbrück). Die übrigen zweifelhaften Lehen versprachen Sophia und Heinrich mit zwanzig getreuen Rittern binnen Jahresfrist zu erkunden. Hierauf stellten auch Sophia und Heinrich dem Erzbischof, nachdem er versprochen, das Schloß Wildungen ganz oder zertrümmert ihnen wieder zu verschaffen, eine Versicherung über zweitausend Mark Silbers und als Bürgen dreißig vornehme und ehrbare Grafen und Ritter. Endlich übertrugen sie dem Erzbischof die Städte, Schlösser und Gebiete von Grünberg und Frankenberg gänzlich und eigenthümlich, um sie wieder als Lehen zu empfangen, dergestalt, daß wenn Heinrich und seine junge Gemalin Adelheid von Braunschweig ohne Kinder stürben, diese Güter unwiderruflich an das Erzstift Mainz fallen sollten. Von nun an ruhte Erzbischof Werner bis zur Zeit der Erhebung seines Gönners Rudolph von Habsburg.

Während dieser Zeit war der Herzog Albrecht von Braunschweig, verstärkt durch die Grafen von Schwerin, Eberstein und Anhalt, welche er auf einem Turnier zu Lüneburg gewonnen hatte, wieder in Thüringen eingedrungen. Nie schienen Sophia und Heinrich der Erreichung ihrer Wünsche näher zu sein. Albrecht zog siegreich und verheerend bis in die Thäler von Merseburg und Naumburg, während der Markgraf von Meißen neue Hülfstruppen in Böhmen suchte, und seine Söhne Albrecht der Entartete und Dietrich ruhig in Leipzig saßen. Da erhob sich der Schenk Rudolph von Vargila, gereizt durch des Herzogs von Braunschweig sorglosen Uebermuth, sammelte einen Haufen erbitterter Thüringer, und, nachdem er sich zu Leipzig mit den jungen Landgrafen vereinigt, zog er aus, um den Herzog zu überfallen. Er traf ihn am rechten Ufer der Saale ohnweit Wettin. Der Ueberfall geschah vor Anbruch des andern Tages, die Schlacht endete gegen 9 Uhr. Vergebens wehrte sich der überraschte Herzog von Braunschweig mit gewohnter Tapferkeit. Nachdem ihn seine Wunden genöthigt, sich zu ergeben, wurden auch die Grafen Heinrich von Schwerin, Johann von Eberstein und Heinrich von Anhalt gefangen genommen; ihnen folgten neun Burgbesitzer, zwölf andere Freiherren, fünfhundert fünfzig Ritter und Knechte, tausend Pferde; die übrigen fielen durchs Schwerdt oder retteten sich durch die Flucht. Diese Schlacht endigte den thüringischen Krieg, dessen Drangsale nur durch eine außerordentliche Wohlfeilheit der Lebensmittel gemildert wurden.

Nachdem der Herzog von Braunschweig ein Jahr in der Gefangenschaft gesessen, entschloß er sich zu einem Lösegelde, welches zugleich zur Ausgleichung zwischen Hessen und Meißen diente. Er zahlte achttausend Mark Silber für sich und seine Mitgefangenen, und trat die bisher von ihm besetzt gehaltene Landschaft an der Werra ab, nämlich Witzenhausen, Allendorf, Eschwege, Wanfried, Sontra, nebst einigen an der Werra gelegenen Schlössern. Diese Städte und Schlösser wurden Sophien und ihrem Sohne (deren Vorfahren sie schon besessen) gegen die Abtretung ihrer wichtigen Ansprüche auf die Stammgüter und Lehen von Thüringen, eingeräumt; ein Friedensschluß, von welchem keine Urkunde vorhanden ist, und der anfangs noch mit solchem Mißtrauen verknüpft war, daß Albrecht, der Entartete, der sich nun Landgraf von Thüringen und Pfalzgraf von Sachsen nannte, noch immer befürchtete, vom Landgrafen Heinrich von Hessen und von dem Herzog Albrecht von Braun-

ſchweig angegriffen zu werden, und deßwegen den zweideutigen Grafen Gottfried IV. von Ziegenhayn an ſich zog. Hierauf legte Heinrich von Heſſen den Titel eines thüringiſchen Landgrafen ab, und die beiden Fürſten von Thüringen und Braunſchweig zogen, ausgeſöhnt, und vereint mit Anhalt-Brandenburg, gegen die heidniſchen Preußen.

Die Geſchichte faſt aller Staaten beginnt mit Regenten, deren Charakter ſich unter großen Anſtrengungen entwickelte, und welche in den erſten Einrichtungen ihres Landes eine unverſiegbare Quelle lebensvoller Thätigkeit fanden. Kein Zeitgenoſſe hat das Leben Heinrichs I. beſchrieben, unter welchem das plötzlich ſich ſelbſt überlaſſene Heſſen zuerſt anfing, ſeine öffentlichen Urkunden zu ſammlen. Aber nach einer faſt ſechs und vierzigjährigen Regierung hinterließ er eine zahlreiche für uns und für viele benachbarte Häuſer folgenreiche Nachkommenſchaft, eine neubegründete reichsfürſtliche Würde, und ein im Innern vorerſt beruhigtes und gegen geiſtliche Anmaßungen geſichertes, an den Grenzen erweitertes Land. Man weiß nicht, wie vielen Antheil an dieſer Regierung man der heldenmüthigen und weiſen Sophia zuſchreiben ſoll, welche erſt achtzehn unruhvolle Jahre hindurch faſt ganz allein das von Brabant und Thüringen geſchiedene heſſiſche Erbland verwaltete, und zu allen Zeiten bis zum letzten Augenblicke ihres Lebens mit ihrem im zwölften Lebensjahre mündigen, im achtzehnten ſelbſtſtändigen Sohne, in einer ſeltenen Einigkeit lebte.

Heinrich, das Kind von Heſſen, nach Geburtsrecht Herzog von Brabant, nach Erbrecht Landgraf von Thüringen, nannte ſich, abgeſchieden von Brabant und Thüringen, überhaupt Landgraf, und Fürſt von Heſſen, zuweilen auch Landgraf von Heſſen, einem gemeinen ſchon zur Zeit der Landgrafen von Thüringen eingeführtem Sprachgebrauch, ſeinen noch nicht ganz erloſchenen erblichen Anſprüchen auf Thüringen, und einer höheren auf Niederheſſen haftenden gaugräflichen Würde gemäß. Dieſen Titel gaben ihm auch Kaiſer und Reichsfürſten, noch ehe er ein Lehnmann des Reiches wurde. Aber die ehrenvolle Bezeichnung einer auf uralten freien Stammgütern ſich gründenden Herrſchaft von Heſſen wurde ſo lange beibehalten, als bis ganz Heſſen unter dem Enkel Heinrichs des Kindes ein großes Reichslehn, und alle ſeine Einwohner dem mittelbaren Schutze des Reiches unterworfen waren. Hierzu legte Heinrich I. den erſten Grund, als er nach Beendigung heftiger Streitigkeiten mit dem erſten Kurfürſten des Reiches, das bisherige Reichsſchloß Boyneburg, ohnweit Eſchwege, vom Kaiſer Adolf mit Genehmigung der Kurfürſten als Reichslehen erhielt, und zugleich die im thüringiſchen Frieden erworbene Stadt Eſchwege dem Reiche auftrug. Die Landgrafſchaft Heſſen, nicht entſtanden wie die von Thüringen durch förmliche Einſetzung einer vom Reiche abhängigen, mit großen Lehen verſehenen, Würde, bildete ſich nach und nach, auf der Grundlage alter Vorrechte des Landes zu Heſſen und ſeines Gerichtes, unter dem Schutze eines landgräflichen, von alten fränkiſchen Herzogen abſtammenden Geſchlechtes, bis ſie endlich bei der Erbverbrüderung oder Wiedervereinigung Heſſens mit Thüringen öffentlich anerkannt und als ein Reichslehn ihrer älteren Schweſter gleichgeſetzt wurde.

In dem Jahre der Ermordung Kaiſers Albrecht des Habsburgers, welchem Heinrich von Luxemburg folgte, ſtarb Landgraf Heinrich I., Fürſt des Heſſenlandes und Enkel der heiligen Eliſabeth, nach einer faſt vier und vierzigjährigen Regierung.

Das erſte heſſiſche Wappen und Siegel unter Heinrich dem Kinde ſeit 1265.

Von Chriſtoph von Rommel.

Das große Ritterſiegel, deutend auf eine freie kriegeriſche Stammes-Herrſchaft, ſtellte den Markgrafen zu Pferd mit Schild und Helm und mit einem Schwerdt in der Rechten dar. Die Fahnen, die Zeichen der Reichslehen, kamen erſt ſpäter hinzu.

Auch die ersten Landgräfinnen erschienen reitend auf ihrem Siegel, einen Falken in der Hand.

Auf den kleineren Siegeln stellte sich der hessische Löwe dar, aufrecht stehend, rechts gekehrt, gestreift, und mit einer Krone auf dem Haupte; wodurch Landgraf Heinrich sowohl auf seine brabantische als thüringische Abkunft und auf die Abstammung von einer königlichen Prinzessin deutete. Abkömmlinge der heiligen Elisabeth nannten sich die ersten Landgrafen von Hessen in allen öffentlichen Urkunden; bei ihr pflegten sie ihr fürstliches Wort zu bekräftigen; von ihr leitet man eine in älteren Zeiten erwähnte Landeskrone; und nachdem die Landgrafen und ihre freieren Städte und Stifte lange Zeit geringere Münzen mit dem Zeichen des Löwen oder anderen Symbolen geschlagen hatten, ward die erste hessische Goldmünze mit dem Bilde dieser Heiligen, gleich einer Schutzgöttin des Landes geziert.

Das hessische Wappen vom XIV. bis XVIII. Jahrhundert.

Von Günther *).

Der hessische Löwe ist weiß (silbern) und roth abwechselnd, zuweilen acht, zuweilen zehnfach gestreift. In neuerer Zeit erscheint der Löwe mit fünf weißen und fünf rothen Querstreifen, also zehnfach getheilt. Er ist das eigentliche Wappenzeichen des Fürstenthums Hessen, dessen ganzes Wappen sich gewöhnlich auf folgende Weise im XIV. bis XVIII. Jahrhundert darstellte, in einem deutschen Schilde im blauen Felde ein zum Grimme geschickter **), rechtsgewendeter, goldgekrönter, weiß- und rothgestreifter Löwe mit doppeltknötigem ***) Schwanze, die Endbüschel aufwärts gebogen. Auf dem Schilde befindet sich ein goldner Helm, geschmückt mit zwei silbernen Büffelshörnern, deren jede Seite mit fünf (auch vier, und auch sechs) dreiblätterigen, grünen Stängeln besetzt ist und aus deren jeder Mundesöffnung ein solcher dreiblätteriger grüner Stengel hervorragt, Helm und Schild haben Lazinien (Laubwerk) von der Farbe des Wappens. Diese Büffelshörner sind jetzt nicht mehr gebräuchlich; man hat vielmehr den Schild, welcher den seit 1806 mit einem bloßen Schwerte †) in der rechten Pranke versehenen rothen Löwen enthält, mit einer goldenen Krone geschmückt, der hessische Löwe, das eigentliche Wappen des Fürstenthums Hessen, ist nunmehr das allgemeine Landeswappen des Großherzogthums Hessen.

Der rheinische Städtebund (1254 — 1257).

Von Wilhelm Arnold ††).

Gerade in dem Augenblicke, in welchem Deutschland völlig herrnlos wurde, in welchem den Fürsten nichts mehr im Wege stand, ihre Rechte maßlos zu erweitern, und die Städte scheinbar am tiefsten darnieder lagen, gerade in diesem Augenblicke

*) Archiv für hessische Geschichte und Alterthumskunde. 3. Band. 2. Heft. 1842.

**) Unter dem Ausdruck „ein zum Grimme geschickter Löwe" versteht man in der Wappenkunde einen aufrecht stehenden Löwen, mit vor sich geworfenen Pranken oder Krallen, aufgesperrtem Rachen, ausgestreckter Zunge und hoch aufgerichtetem Schwanze, weil er so in natürlicher Stellung erscheint, wenn er einen starken Feind angreift. Denn es gilt in der Wappenkunde als Regel, daß alle Thiere in der natürlichsten Stellung abgebildet werden.

***) In der Wappenkunde wird der Schwanz des Löwen doppelknötig genannt, wenn er unten oder in der Mitte mit Büscheln oder Haaren verziert oder besetzt ist. Aus solchen Verzierungen ist endlich die Gestalt eines Doppelschwanzes gemacht worden.

†) Das Schwert bedeutet die Souveränität.

††) Verfassungsgeschichte der deutschen Freistädte im Anschluß an die Verfassungsgeschichte der Stadt Worms von Dr. Wilhelm Arnold, Privatdocenten der Rechtswissenschaft zu Marburg. Gotha 1854. Zweiter Band. S. 66 — 86.

erwachten die Städte zu neuem Leben, schlossen einen Bund miteinander, schafften Ruhe und Ordnung und nöthigten die Fürsten ihrem Bunde beizutreten. Natürlich: der Kaiser, von dem sie Schutz hätten erwarten sollen, war stets von den Fürsten genöthigt worden, sie zu unterdrücken; im Augenblicke aber fehlte die Reichsgewalt und sie traten selbst auf eine Zeit an deren Stelle. Sie wollten weiter nichts, als die Autorität des Reichs und Rechts aufrecht erhalten, und eine solche legitime Tendenz mußte auch bei ihren Feinden Anklang finden und sie zum Anschluß an den Bund bewegen. Dennoch war das Bewußtsein zu lebendig, daß über den Fürsten, die statt den Kaiser zu unterstützen, seine Hülfsbedürftigkeit zu ihrem Vortheile benutzt hatten, eine gemeinsame Obrigkeit stehen und die Nation zusammen halten müsse. Freilich konnte der Anschluß der Fürsten an die Städte kein aufrichtiger sein, und bald fielen die unversöhnlichen Elemente wieder auseinander. Allein so vorübergehend auch die Wirkung des Städtebundes war, so ist doch zweierlei durch ihn erreicht worden, welches von nachhaltigem Einfluß auf die Gestaltung der Reichsverfassung blieb. Einmal brachte er als Mittel, die Reichseinheit zu erhalten, zuerst die Idee einer Konföderation auf, indem er zeigte, daß durch eine Bundesgenossenschaft Recht und Friede energischer gehandhabt werden könne, als es seither die Kaiser und Könige vermocht hatten. In der That hat das föderative Element, welches durch den rheinischen Städtebund in die Verfassung eingeführt wurde, nach dem Zerfall des Reichs in eine Menge selbstständiger Territorien und Corporationen alle Glieder desselben doch noch drei Jahrhunderte lang zu einem Ganzen verbunden. Aber auch für die Städte selbst brachte der Bund einen dauerhaften Gewinn, indem er ihnen zuerst neben den Fürsten auf dem Reichstag Stimme verlieh und dadurch den Grund zu ihrer nachmaligen Reichsstandschaft legte. Von einem Reichstag kann eigentlich erst nach dem Hinzutritt der Städte gesprochen werden.

Vorher gab es nur Hoftage oder Reichsversammlungen, zu denen nach alter Sitte nur Fürsten und Herrn berufen wurden; diese bildeten mehr einen Rath des Königs, als daß sie ihm gegenüber das Reich vertreten hätten: es hing von den Umständen ab wie viele der König berief, und wie viele wirklich erschienen. Seitdem aber die Städte an den Versammlungen Theil nahmen, gliederte sich der Reichstag nach Ständen und erhielt eine festere Organisation. Er stand als „Reich" neben dem Kaiser und wurde allmählig je mehr die kaiserliche Gewalt sich verflüchtigte, zum Schwerpunkt der Verfassung. Eidgenossenschaften waren unter den rheinischen Städten seit dem Anfang des zwölften Jahrhunderts mehrfach vorgekommen. Schon aus der Zeit Heinrichs IV. und V. sind uns zwei Fälle derart bekannt: der eine aus dem Jahr 1205, als die Städte zu Gunsten des Kaisers gegen seinen abtrünnigen Sohn sich erhoben; der andere aus dem Jahr 1116, als sie für den abwesenden Heinrich V. gegen Lothar von Sachsen die Waffen ergriffen. In der folgenden Zeit machten die drei ersten thatkräftigen Herrscher aus dem hohenstaufischen Haus ein selbstständiges Handeln der Städte überflüssig. Dann hatte sich der Kampf zwischen Otto IV. und Philipp von Schwaben in zwei feindliche Parteien getheilt: Straßburg und Cöln standen auf Seiten ihrer Bischöfe gegen König Philipp, während die mittelrheinischen gegen König Otto kämpften. Mit diesen müssen sich die wetterauischen Städte enger vereinigt haben, denn als die Stadtfreiheit bald darauf unter Heinrich VII. von den Bischöfen bedroht wurde, schlossen Speier, Worms, Mainz, Bingen, Frankfurt, Gelnhausen und Friedberg einen Bund zu gegenseitiger Hülfeleistung. Wir wissen, daß er im Jahre 1226 durch Heinrich VII. unterdrückt, und zugleich ähnliche Eidgenossenschaften für alle Zukunft verboten wurden. Allein dreißig Jahre später war kein König da, den die Fürsten von Neuem zur Unterdrückung eines Bundes benutzen konnten.

Die Städte aber bedurften mehr wie je eines Schutzes, besonders die kleinen, die nicht im Stande waren, sich selber zu helfen, ja ohne fremde Hülfe nirgends Recht fanden. Für sie war es jetzt nicht mehr gefährlich, sich den größeren anzu-

ſchließen, da der Verſuch derſelben, ihre Herrſchaft über die Ringmauern hinaus zu erſtrecken, an der Oppoſition der Fürſten geſcheitert war. Wäre in Deutſchland hundert Jahre früher, etwa zu der Zeit, als der große lombardiſche Städtebund ins Leben trat, eine Konföderation der Städte möglich geweſen, ſo würden wohl auch bei uns wie in Italien die kleinen unter die Botmäßigkeit der größeren gekommen ſein. Im Augenblick waren dieſe nur auf die eigene Vertheidigung bedacht; ſie wollten nicht ihre Macht vergrößern, ſondern das Unrecht abwehren, und hatten dazu oft eben ſo fremde Hülfe nöthig als die kleineren. Wie es in Deutſchland ausſah, braucht nicht geſchildert zu werden; die Worte des Chroniſten entwerfen uns in markigen Zügen das beſte Bild. „Damals ſtund's in Deutſchland und fürnehmlich am Rhein alſo, daß wer der Stärkſte war, der ſchob den Andern in den Sack, wie er konnt und möchte: die Reuter und Edelleuten nährten ſich aus dem Stegreif, mordeten, wen ſie konnten, verlegten und verſperrten die Päß und Straßen und ſtellten denen, ſo ihres Gewerbes halber über Land ziehn mußten wunderbarlich nach; daneben hatten etliche Herrſchaften neue Zöll am Rhein aufgerichtet; auch war das arme Volk mit übermäßigen, unbilligen Schatzungen hoch beladen und beſchwert.*)" Eine neue Eidgenoſſenſchaft unter den Städten mußte auf das Freudigſte begrüßt werden, und wir können uns daher erklären, wie der Bund in unglaublicher Schnelligkeit in Zeit von zwei Jahren halb Deutſchland ergriff.

Er entſtand aus kleinen und unſcheinbaren Anfängen. Die Städte Worms und Mainz, welche zehn Jahre lang in Fehde und Feindſchaft gelebt hatten, weil jene auf Seiten Konrad's, dieſe auf Seite der Kirche ſtand, ſöhnten ſich zu Ende des Jahres auf 1253 aus und ſchloſſen im Februar 1254 ein Bündniß miteinander.

Eingedenk ihrer alten wechſelſeitigen Treue und Liebe ſchworen ſie einander Beiſtand gegen Jedermann, der ſie verletze oder wider Recht beſchwere. Auch gelobten ſie je den Bürgern der Stadt völlige Rechtsgleichheit mit ihren eigenen, ſo daß die Bürger der einen zugleich Bürger der andern Stadt ſein ſollten. Und zur Entſcheidung etwaiger Streitigkeiten ſetzten ſie ein Schiedsgericht von vier Wormſer und vier Mainzer Bürgern nieder, deſſen Mitglieder ihr Amt lebenslänglich verwalten und durch den Rath der betreffenden Stadt ergänzt werden ſollten. Im April trat Oppenheim bei, nach dem der Erzbiſchof Gerhard von Mainz zuvor der Stadt die Divina, deren ſie wegen der Partheinahme für König Konrad beraubt worden war, Freitag vor Palmarum (3. April) wieder zugeſtellt hatte. Es ſcheint alſo, daß der Erzbiſchof ſchon für den Bund gewonnen war. Der Inhalt des Vertrags ſtimmt im Weſentlichen mit dem vorigen überein, doch geht er nicht mehr blos auf gegenſeitigen Beiſtand, ſondern auch auf möglichſte Erhaltung von Recht und Frieden überhaupt. Insbeſondere verſprachen die Städte, daß der gemeinſchaftlichen Schutz den Geringen und Kleinen ebenſo wie den Mächtigen und Großen zu Gut kommen ſollte, ſeien es Geiſtliche oder Weltliche, Chriſten oder Juden. Zu dem Schiedsgericht wurden vier Oppenheimer Bürger hinzugewählt: aus jeder Stadt hatte man zwei ritterliche und zwei patrieiſche Rathsherrn genommen. Von Seiten der Stadt Mainz waren Arnold von Thurm, Ingebrand, Arnold Walpod und Ulrich von Roſenbaum, von Seiten der Stadt Worms Jakob von Stein, Wolfram von Pfeddersheim, Heinrich Richer und Eberhard in der Wollgaſſe Mitglieder des Gerichts. Einige Wochen ſpäter (29. Mai) wurde Bingen von der Stadt Mainz in den Bund gezogen, noch im Vorſommer traten die meiſten rheiniſchen Städte von Cöln bis Baſel demſelben bei.

Beſonders eifrig für ſeine Erweiterung wirkte der Mainzer Patricier Arnold Walpod, der aus einem alten und reichen Geſchlechte entſproſſen das größte Anſehen bei den Städtern hatte.

Von ſeinem Reichthum zeugt, daß er im Jahre 1251 den Dominikanern zu Mainz auf ſeine Koſten Kloſter und Kirchen hatte erbauen laſſen. Er konnte daher für die

*) Horn, Wormſer Chronik S. 197.

Zwecke der Städte bedeutende Mittel aufwenden. Allein unrichtig ist es, in ihm geradezu den Stifter des Bundes zu erblicken, da dieser erst in Folge des tief und allgemein empfundenen Bedürfnisses so rasch anwachsen konnte. Als die Städte Worms und Mainz sich gegenseitig Beistand gelobten, wußten sie nicht, ob andere Städte sich an sie anschließen würden: die Stadt Oppenheim wurde erst auf ihr ausdrückliches Begehren in den Vertrag aufgenommen. Vielleicht liegt eine Eitelkeit des Menschen zu Grunde, den Anfang großer Dinge gern mit einer bestimmten Persönlichkeit zu verbinden, damit das Werk als Zeugniß menschlicher Kraft und Stärke gelten kann. Die Geschichte aber hat davon nur seltene Beispiele, daß wichtige Ereignisse die selbstbewußte That Einzelner sind. Als die Schweizer — ohne Tell — ihre Eidgenossenschaft auf dem Rütli stifteten, dachten sie auch nicht daran, einen freien und unabhängigen Bundesstaat zu gründen. In den Urkunden der Städte erscheint Walpod erst im Jahre 1256 als besonders ausgezeichnete Person; sie zeigten allerdings, daß er damals als Haupt des Bundes galt, obgleich er bei demselben kein anderes Amt als das eines Schiedsrichters begleitete. So lautet der Eingang der Aufnahmsurkunde für Regensburg (1. Oktober 1256) ganz ungewöhnlich „Arnoldus camerarius Friedericus, Arnoldus Walpodo, judices, concilium et universi cives Maguntini." Und in ähnlicher Weise erklären Würzburg und Nürnberg, daß die Städteboten von Regensburg den Landfrieden von Mainz „coram Walpodo ne et aliis civitatibus," „domino Walpodone camerario et consulibus ejusdem loci praesentibus" beschworen haben. Die Erzählung des Albert von Stade ist daher zu berichtigen. In den ersten Tagen des Juli 1254 fand zu Mainz eine Zusammenkunft von Abgeordneten der dem Bunde bereits beigetretenen Städte, Fürsten und Herrn statt. Es wurde ein allgemeiner Landfrieden (pax generalis) beschlossen, der vom nächsten Margarethentag (13. Juli) an auf zehn Jahre gelten sollte.

Fürsten und Städte versprachen, beiderseits ihre unrechtmäßigen Zölle abzuschaffen und mit vereinten Kräften alle Friedbrecher zur Buße anzuhalten. Jeder Herr und jede Stadt soll vier Abgeordnete in das gemeinschaftliche Schiedsgericht stellen, welches über die Handhabung des Friedes zu wachen und alle Streitigkeiten beizulegen hat. Der Landfrieden wurde von den Mitgliedern des Bundes theils sogleich, zum Theil bald nachher beschworen. Von den Fürsten beschworen ihn namentlich die Erzbischöfe von Mainz, Cöln und Trier, die Bischöfe von Worms, Straßburg, Metz und Basel, sowie viele Grafen und Herrn.

Noch in demselben Jahre kamen die Städte in die Lage, den Landfrieden auch mit Gewalt vertheidigen zu müssen. Herr Werner von Bolanden hatte den Beitritt verweigert und ließ von seinem Schloß zu Ingelheim die Reisenden nach wie vor berauben und plündern. Darauf zogen die Bürger von Mainz mit den nächsten Bundesgenossen vor das Schloß und rissen es nieder (13. September). Die Freunde Werners, die Raugrafen, die Grafen von Leiningen und Eberstein und viele andere Herrn, kamen nun mit ihrer Mannschaft bei Odernheim zusammen und schickten sich zu einer Fehde gegen die Städte an. Diese rüsteten sogleich um ihnen entgegenzuziehen. Allein der Erzbischof von Mainz und der Wildgraf schlugen sich ins Mittel. Durch ihre Bitten wurden die Städte bewogen, den Feinden bis Michaelis einen Waffenstillstand zu bewilligen; doch mußten die Herrn von Eberstein, Bolanden, Hohenfels, Eppstein, Falkenstein und alle übrigen ihre Zölle und Auflagen zu Wasser und zu Land abstellen. In demselben Monate zogen die Bürger von Worms mit ihren Freunden und Helfern den Bürgern von Mainz und Oppenheim gegen den Herrn von Strahlenberg, der sie aus seiner Burg fortwährend schädigte. Sie verbrannten sein Dorf Schriesheim und zerstörten die Weinberge. In der Folge wurde die Fehde durch Konrad von Erbach, Philipp von Hohenfels, Hermann von Rietberg und Andere vertragen. Natürlich fügten sich die Herrn den Bemühungen der Städte immer nur mit Widerstreben: es war für sie gar zu lockend, sich an den Städten zu erholen und mit ihnen den Handelsgewinn zu theilen. Diese wußten

wohl, was ſie von den Herrn zu erwarten hatten, und daß ſie nichts ausrichten könnten, wenn ſie nicht im Stande wären, ihren Anordnungen ſogleich mit den Waffen in der Hand Nachdruck zu geben. Darum ſcheuten ſie keine Koſten, um den Bund zu einer ſchlagfertigen Macht zu organiſiren. Die Stadt Worms allein wendete im erſten Jahre über tauſend Mark auf Beſtellung von Reitern und Söldnern; die Juden ſteuerten zweihundert Pfund Heller bei.

Ein allgemeiner Städtetag, der im Oktober des Jahres 1254 zu Worms gehalten wurde, ſetzte eine Reihe von Artikeln zur Ausführung des Landfriedens feſt und gab dem Bund eine beſtimmtere Verfaſſung. Die hauptſächlichſten Beſchlüſſe des Städteabſchieds waren folgende:

1) Kriegszüge ſollen zuerſt immer dahin, wo es nach Rath der verbündeten Städten am nöthigſten ſcheint, unternommen, und etwaige Verluſte hiebei gleichmäßig getragen werden.

2) Keinem, der dem Landfrieden ſich widerſetzt, wollen die Städte Waffen, Lebensmittel, Darlehen oder irgend eine andere Unterſtützung zukommen laſſen. Auch ſoll kein Bürger mit einem ſolchen irgend eine Gemeinſchaft unterhalten.

3) Selbſtſtändige Feindſeligkeiten von Burgmannen oder Vaſallen eines Herrn, mit welchem die Städte in einer Fehde begriffen ſind, ſollen nicht geduldet werden.

4) Die Städte wollen der Bauern Vormünder ſein und ſie ſchützen und ſchirmen, wenn ſie mit ihnen den Landfrieden halten; wo nicht, ſo werden ſie an ihnen ſchuldige Rache nehmen und dieſelben, wenn ſie in den Städten ergriffen werden, wie ihre eigene Miſſethäter beſtrafen.

5) Die Städte ſollen an allen Ueberfahrtsſtellen des Rheins die Schiffe an ſich ziehn und nur in ihrer Nähe eine Ueberfahrt zulaſſen, damit den Feinden des Friedens kein Uebergang über den Fluß möglich iſt.

6) Sie verſprechen mit allen Mitteln dahin zu wirken, daß die benachbarten Landesherrn mit ihnen den Frieden halten, damit Herrn und Städte ungekränkt bei ihrem Recht bleiben.

7) Für den Niederrhein wird Mainz, für den Oberrhein Worms zur ausſchreibenden Stadt ernannt: Beide ſollen je für ihren Bezirk die Verbindung unter den Städten erhalten, Beſchwerden und Klagen in Sachen des Bundes annehmen und die Friedbrecher zunächſt zur Genugthuung auffordern.

8) So oft ein Städtetag gehalten wird, ſollen Herrn und Städten ihre vier Bevollmächtigten ſchicken. Dieſe ſowie ihre Gefolge und Alle, welche ſich unter ihren Schutz ſtellen, dürfen während deſſen vor kein Gericht geladen werden.

9) Die Städte verſprechen keine Pfalbürger zu Bürgern aufzunehmen.

10) Sie verſprechen weiter, gegen friedbrüchige Eidgenoſſen ſchneller einzuſchreiten als gegen Fremde und ſie alsbald zu vollſtändiger Genugthuung zu nöthigen.

11) Von allem was ſie über ihre Feinde und Widerſacher vornehmen, wollen ſie den mitverbündeten Herrn und Städte Anzeige machen, damit ſie zeitig dagegen ihre Maßregeln ergreifen können.

12) Niemand ſoll in die Häuſer und Höfe der Welt- und Ordensgeiſtlichen eindringen, noch daſelbſt Herberge, Unterhalt, Dienſte oder ſonſt was fordern. Wer ſich hiergegen vergeht, ſoll wie ein Friedbrecher beſtraft werden.

13) Jede Stadt ſoll ihre Nachbarn und Umwohner, welche den Frieden noch nicht beſchworen haben, auffordern dies zu thun. Die, welche es verweigern, ſollen als friedlos gelten, ſo daß Niemand, der ſich an Leib oder Gut derſelben vergreift, darum den Frieden bricht.

14) Alle Eidgenoſſen, Fürſten wie Städte, ſollen jederzeit gerüſtet ſein, um wenn es Noth thut, augenblicklich ausrücken zu können.

15) Die Städte von der Moſel an rheinaufwärts bis Baſel, ſollen hundert, die unteren Städte fünfzig mit Schützen bemannte Kriegsſchiffe in Bereitſchaft haben, auch jede Stadt nach Kräften wohlgerüſtete Reiter und Fußtruppen halten.

Die meiſten Artikeln beziehn ſich, wie wir ſehn, auf die Handhabung des Friedens: enges Zuſammenhalten der Städte untereinander und eine ſtehende Kriegsmacht ſollen die Ausführung der Bundeszwecke möglich machen. Andere Artikel ſind als Conceſſionen an die mitverbündeten Fürſten anzuſehen, wie die von freien Stücken gelobte Abſchaffung der Pfalbürger. Der Städteabſchied zeigt, daß es den Städten ein heiliger Ernſt um das Recht war; die Beſchlüſſe ſind „zu Ehren Gottes, der Kirche und des Reichs und zu allgemeiner Wohlfahrt für die Armen wie für die Reichen" erlaſſen. Den Welt- und Ordensgeiſtlichen verſprachen die Städte Schutz gegen alle zudringlichen Forderungen; friedbrüchige Städte wollten ſie ſchneller ſtrafen als fremde. Fürſten und Herrn wollten ſie ungekränkt bei ihrem Recht laſſen; aber auch für das arme Landvolk wollten ſie Recht ſchaffen. Der Bund war nicht mehr ein bloßes Schutz und Trutzbündniß, er war ein Bund geworden zur Gründung und Erhaltung eines vollkommenen Rechtszuſtandes. Sehr energiſch verſuchen die Städte, die zerrüttete Ordnung des Reichs wieder herzuſtellen. Welche Wohlthat wäre es geweſen, wenn der Landfrieden für immer hätte erhalten werden können!

Ein günſtiges Ereigniß war es, daß die Städte nach dem Tode König Konrads (20. Mai 1254) ſämmtlich Wilhelm von Holland anerkennen und ihn für die Zwecke des Bundes gewinnen konnten. Auf die Nachricht von dem Tode Konrad's hatten zuerſt die wetterauiſchen Städte, Frankfurt an der Spitze, Boten nach Holland abgeſandt, ihre Unterwerfung angezeigt und um die Beſtätigung ihrer Privilegien bitten laſſen: ſchon am 9. Auguſt verſprach König Wilhelm den Bürgern von Frankfurt, ſie bei allen Freiheiten und Rechten zu erhalten, die ihnen von ſeinen Vorfahren im Reich verliehen wären. Da beſchloß auch Worms ihn anzuerkennen. Sie ſchickte die beiden Rathsherrn Wolfram von Pfeddersheim und Konrad Dirolf an ihn ab, welche zugleich um die Beſtätigung des Landfriedens nachſuchen ſollten. Wilhelm beſtätigte hierauf am 13. Oktober 1254 der Stadt ihre Privilegien, und zwar wie die Urkunde ergibt, beſonders auf Anhalten Biſchof Richard's, der dieſerhalb ebenfalls an das königliche Hoflager gekommen war. Der Biſchof hatte alſo die Unterwerfung der Stadt vermittelt. Gleichzeitig mit Worms erhielt Oppenheim die Beſtätigung der Privilegien, ſowie das Verſprechen, daß die Stadt nie vom Reich veräußert werden ſolle. Dieſe Verſprechen wurden damals zuerſt üblich, ſeitdem Kaiſer Friedrich II. mit der Verpfändung und Veräußerung königlicher Städte begonnen und Wilhelm von Holland dieſelbe im ausgedehnteren Maße fortgeſetzt hatte. Später haben ſie freilich oft genug den Städten doch nichts geholfen. Die Wormſer ließen es bei der einmaligen trockenen Beſtätigung ihrer Privilegien, welche noch dazu Biſchof Richard ausgewirkt hatte, nicht bewenden, ſondern ſuchten beſorgt, daß ihre treue Hingabe für König Konrad ihnen zum Nachtheil gereichen könne eine vollſtändige Ausſöhnung mit Wilhelm zu erlangen. So verſicherte denn der König am 10. Januar 1255 die Bürger, daß er alle ihre Freiheiten und Rechte nicht mindern, ſondern mehren und ihnen alſo gnädig ſein wolle, „daß ſie fühlen würden, wie es nichts Süßeres und Lieblicheres gäbe als ſeine Herrſchaft" und am 31. Januar, als Wilhelm rheinaufwärts ziehend in Mainz vermuthlich von Wormſer Rathsherrn begrüßt worden war, verſprach er der Stadt bereits „wegen ihrer ergebenen Dienſte," alle Feindſeligkeiten, welche ſie während des Streites zwiſchen dem päpſtlichen Stuhl und deſſen Feinde gegen ihn begangen habe, verzeihen und die Bürger ſammt und ſonders als liebe Getreue in ſeinen Schutz nehmen zu wollen. Zugleich beſtätigte er ihnen noch einmal alle Freiheiten, Privilegien, Rechte und gute Gewohnheiten. Dem Beiſpiele Worms, waren auch Speier, Hagenau und Kolmar gefolgt, ſo daß nunmehr alle zum Landfrieden verbündeten Städte den König anerkannt hatten.

In den erſten Tagen des Februars kam er nach Worms und hielt dort eine Reichsverſammlung, auf welcher der Landfrieden von vielen Fürſten, Grafen und Herrn und von den Bevollmächtigten aller verbündeten Städte wiederholt beſchworen wurde. Vier Wochen ſpäter (10. März 1255) folgte die feierliche Beſtätigung des

Landfriedens. So ſchwach und ohnmächtig der König auch ſein mochte, ſo war es doch nicht ohne Bedeutung für die Städte, daß er ihren Bund beſtätigte. Denn der Bund erſchien ſeitdem im Gewand königlicher Autorität, und die Städte traten als erklärte Bevollmächtigte des Königs auf. Die Kraft den Landfrieden auszuführen, die ihnen der König nicht geben konnte, hatten die Städte ſelbſt ſo lange ſie einig blieben. Wie König Wilhelm begünſtigte in gleicher Weiſe die Kirche, das Streben der Städte. Der Kardinallegat Peter von St. Georg befreite am 11. März 1255 die Städte Worms und Speier in Anbetracht ihrer Bemühungen um den Landfrieden von auswärtiger geiſtlicher Gerichtsbarkeit.

Der Bund ſtand im Jahre 1255 in vollſter Blüthe. Außer dem eben erwähnten Reichs- und Städtetag zu Worms fanden im Lauf des Jahres noch vier weitere Städtetage Statt. Der erſte ward im Juni in Gegenwart des königlichen Hofrichters Graf Adolph's von Waldeck, zu Mainz gehalten. Hier beſchloſſen die Städte, daß kein Jude höhere Zinſen nehmen dürfe, als wöchentlich zwei Pfennige, oder jährlich vier Unzen vom Pfund. Das Verbot gegen die Aufnahme von Pfahlbürgern wurde erneuert und näher ausgeführt. Alle, welche von den Städten zu Bürgern aufgenommen werden, ſollen mit ihren Angehörigen das ganze Jahr ununterbrochen in der Stadt wohnen. Nur zur Zeit der Ernte dürfen ſie von Margarethenabend bis auf Laurentiustag (12. Juli bis 10. Auguſt), und zur Zeit der Weinleſe von Mauritiustag (22. September) drei Wochen lang auf dem Land ſich aufhalten; jedoch muß während deſſen ein Theil ihrer Angehörigen in der Stadt zurückbleiben, ſo daß die Häuſer nicht ohne Feuer und Rauch ſind und in der gewöhnlichen Weiſe offen ſtehen.

Sodann wurde ein Schreiben an König Wilhelm erlaſſen (30. Juli 1255), worin die Städte um Beſtätigung ihrer Beſchlüſſe baten und die gewaltige Sehnſucht ausſprachen, mit der ſie des Königs heilſame Ankunft bei ihnen erwarteten. (quod vestrae serenitatis adventum proficuum ad partes nostras cum ingenti desiderio praestolamur). Wilhelm war nämlich ſchon im März nach Holland zurückgekehrt.

Der zweite Städtetag wurde im Auguſt zu Worms gehalten. Es wurde die Erhebung einer Bundesſteuer beſchloſſen, um davon ein Landfriedenshaus zu bauen (domus pacis). In allen verbündeten Städten ſoll Jeder, der fünf Pfund oder darüber im Vermögen hat, jährlich einen Pfennig geben; ein Ausſchuß von vier geſchwornen Männern ſoll in jeder Stadt die Beiträge einſammeln.

Ein dritter Städtetag war auf Michaelis nach Straßburg anberaumt. Die Mainzer Städteboten Arnold vom Thurm und Friedrich von Waltersheim hatten gemeinſchaftlich mit den Boten von Worms, Wolfram von Pfeddersheim und Heinrich Richer, ihre Reiſe angetreten. Sie wurden aber ſämmtlich zu Haardt vom Grafen Emich von Leiningen überfallen und gefangen auf das Schloß Landeck geführt. Der Städtetag wurde deßhalb nach Worms verlegt und hier vierzehn Tage ſpäter gehalten. Noch vor ſeiner Eröffnung fand es indeſſen Graf Emich für gerathen, die Städteboten wieder frei zu geben; wegen der Verletzung des Landfriedens mußte er dann weiter ſich mit den Städten vertragen. Auf dem Tage zu Worms wurde der Beſchluß gefaßt, alle Jahr regelmäßig vier Städtetage (colloquia generalia) zu halten: Den erſten auf Dreikönigstag zu Cöln; den zweiten acht Tage nach Oſtern zu Mainz; den dritten auf Peter und Paul zu Worms; und den vierten auf Maria Geburt zu Straßburg. Von dieſem Städtetag iſt auch ein Verzeichniß der Eidgenoſſen auf uns gekommen. Die mitverbündeten Fürſten, Grafen und Herrn waren folgende: Erzbiſchof Gerhard von Mainz, Erzbiſchof Conrad von Cöln, Erzbiſchof Arnold von Trier, Biſchof Richard von Worms, Biſchof Heinrich von Straßburg, Biſchof Berthold von Baſel, Biſchof Jacob von Metz, der Abt von Fulda, Pfalzgraf Ludwig bei Rhein, Wildgraf Konrad, Graf Diether von Katzenelnbogen, Graf Friedrich von Leiningen, Graf Berthold von Ziegenhayn, Wildgraf Emiche, deſſen Bruder Gottfried, Graf Poppo von Walldürn, Graf Ullrich von Pfirt, der Graf von Virneburg,

die Landgräfin Sophie von Thüringen, die Gräfin Adelhild von Leiningen; die Herren von Trimberg, von Minzenberg, von Limburg, von Hohenfels, von Falkenstein, von Strahlenberg, Schenk von Erbach, Truchseß von Alzei, von Laubach, von Steinau und von Hornberg.

Die Bundesstädte waren: Mainz, Cöln, Worms, Speier, Straßburg, Basel, Zürich, Freiburg, Breisach, Kolmar, Schlettstadt, Hagenau, Weißenburg, Neustadt, Wimpfen, Heidelberg, Lauterburg, Oppenheim, Frankfurt, Friedberg, Wetzlar, Gelnhausen, Marburg, Alsfeld, Grünberg, Hersfeld, Fulda, Mühlhausen, Aschaffenburg, Seligenstadt, Bingen, Diebach, Bacherach, Wesel, Boppard, Andernach, Bonn, Neuß, Aachen, Münster und Bremen mit sechzig andern Städten.

Der vierte und letzte Städtetag dieses Jahres wurde in Gegenwart König Wilhelms im November zu Oppenheim gehalten. Auf Veranlassung des jüngst erfolgten Angriffs auf die Städteboten wurde beschlossen, daß der, welcher Städteboten gefangen nimmt, beraubt, verwundet oder irgendwie beschädigt und beschwert, sofort mit Bundesrecht überzogen und dermaßen bestraft werden solle, daß Anderen in Zukunft solches vergehe. Die Anordnung der vier Städtetage wurde vom König bestätigt. Er bestätigte ferner von Neuem den beschworenen Landfrieden und suchte eine dauernde Einigung zwischen den Fürsten und Städten zu stiften, indem er die hergebrachten Rechte beider anerkannte und zu deren Erhaltung verschiedene Vorschriften erließ (10. November 1255). Im Eingang der Urkunde dankt er Gott, daß dieser die Klagen der Armen, die in den verflossenen Kriegen und Fehden auf das Schmählichste unterdrückt worden seien, barmherzig und väterlich erhört und durch das Werk der Geringen auf wunderbar kräftige Weise der ganzen Welt Ruhe und Frieden wiedergeschenkt habe. Um nun hinfort allen Streitigkeiten zwischen Herrn und Städten, durch welche das heilige Friedenswerk gestört werden könnte, vorzubeugen, trifft der König mit Einwilligung der Herren und Städte folgende Beschlüsse.

1) Fürsten, Grafen und Herren (nobiles et domini terrae) sollen im Besitz aller Rechte und Gerichte bleiben, die ihnen zukommen, jedoch von ihren Unterthanen nur solche Dienste und Pflichten verlangen, die sie oder ihre Vorfahren seit dreißig, vierzig oder fünfzig Jahren hergebracht haben.

2) Ebenso sollen die Kirchen, Städte und Märkte alle Freiheiten, Ehren und Rechte, welche sie von Alters hergebracht haben, in Ruhe und Frieden genießen.

3) Die Landesherrn sollen gegen die Städte sich nicht dadurch Recht verschaffen, daß sie die Bürger fangen, auspfänden und auf eigene Hand an ihnen Rache nehmen, sondern vor dem König oder seinem Hofrichter, dem Grafen von Waldeck, oder den Schultheißen der königlichen Städte Boppard, Frankfurt, Oppenheim, Hagenau oder Kolmar Recht suchen.

In gleicher Weise sollen auch die Städte ihre Rechte vor dem König oder den Gerichten suchen. Und zwar sollen Herren und Städte zuerst allemal den nächsten der genannten Richter ansprechen.

5) Wenn sie aber wegen Säumigkeit des Richters kein Recht erlangen können, mögen die Bundesgenossen feindlich gegen die Unruhstifter verschreiten, ohne daß sie darum den Frieden gebrochen haben sollen.

6) Wer von den Herren oder Städten den Frieden bricht, gegen den sollen alle Bundesgenossen einschreiten, damit der Friede wieder hergestellt und erhalten werde.

Hätte nun König Wilhelm die Macht gehabt, seine schönen Anordnungen durchzuführen und alle Widerspenstigen mit Gewalt unter das Recht zu zwingen! Aber wie tief sein Ansehen stand, und wie schwer die Herren und Ritter trotz der eifrigsten Bemühungen der Städte zur Beobachtung des Friedens gebracht werden konnten, das trat unmittelbar nach Erlaß der Beschlüsse fast wie zum Hohn derselben recht klar zu Tage. Während Wilhelm nach dem Schluß des Städtetages in die Niederlande zurückkehrte, begab sich seine Gemalin (eine Tochter Herzog Otto's von Braunschweig) mit dem Grafen Adolph von Waldeck nach dem Schlosse Trifels. Unterwegs wurde

ſie von dem Ritter Hermann von Rietberg bei Edesheim überfallen, ihrer Koſtbarkeiten beraubt und mit ſammt dem Hofrichter gefangen auf die Burg Rietberg (bei Landau) geführt. Die Stadt Worms rief ſogleich die benachbarten Eidgenoſſen zum Zug gegen Rietberg auf und entſandte ſelber einen Theil der Bürgerſchaft dahin. Bei Mutterſtadt ſtießen die Raugrafen, Pfalzgraf Ludwig, Graf Friedrich von Leiningen, die Herren von Hohenfels, Bolanden und Falkenſtein, ſowie die Bürger von Mainz, Oppenheim und andern Städten mit den Wormſer zuſammen. Als Ritter Hermann die Verbündeten kommen ſah, gab er ſeine Burg preis. Sie wurde zerſtört und er ſelbſt gefangen nach Worms geführt, wo er bis zum völligen Abtrag ſeines Frevels feſtgehalten wurde.

Nach der zu Worms getroffenen Uebereinkunft wurde der erſte Städtetag des Jahres 1256 auf Dreikönigstag zu Cöln gehalten. Man beſchloß, daß jede Stadt, welche verletzt werde, zunächſt ſelbſt verſuchen ſolle, ſich Recht zu verſchaffen; ſei ſie dazu nicht ſtark genug, ſo ſolle ſie ihre Nachbarſtädte zur Hülfe auffordern; wurde auch dann nichts ausgerichtet, ſo wolle der geſammte Bund einſchreiten. Zugleich beſchloß man für den 8. Mai einen allgemeinen Zug gegen alle Störer des Landfriedens. Gerade als der Bund im Begriff war, ſeine vollſte Wirkſamkeit zu entfalten, wurde König Wilhelm von den Frieſen erſchlagen, (28. Januar 1256) und das Reich dem ungewiſſen Schickſal einer neuen Königswahl überlaſſen. Der Tod Wilhelm's drohte den Städten die größte Gefahr. Denn noch war ihr Bund nicht bis zum Grade erſtarkt, um den Stürmen einer zwieſpaltigen Königswahl und einem allgemeinen Zerwürfniß des Reichs trotzen zu können. Die Städte, welche die Bedeutung des unglücklichen Ereigniſſes wohl zu ermeſſen wußten, beriefen daher auf den 12. März einen außerordentlichen Städtetag nach Mainz, um durch angemeſſene Maßregeln dem Zerwürfniſſe vorzubeugen. „Zum Lob und zum Ruhm Chriſti, der da iſt die Quelle alles Friedens und Menſchenheils, zu Ehren der heiligen römiſchen Kirche, welche Gerechtigkeit und Frieden handhabt, aus Ehrerbietung gegen das Reich, deſſen Gericht die Unverbeſſerlichen auf den Weg des Rechts zurückführt, und zum Wohl der Armen und der ganzen Chriſtenheit, die nach der Ruhe des Friedens dürſten," geloben die Städte den beſchworenen Frieden unverbrüchlich zu halten und treffen in herzlicher Uebereinſtimmung mit den anweſenden Herren folgende Beſchlüſſe.

1) Weil das Reich erledigt und herrenlos iſt, wollen ſie während der Vakanz alle Reichsgüter mit ganzer Kraft wie ihre eigenen ſchützen und vertheidigen.

2) Damit das Werk des heiligen Friedens nicht durch eine zwieſpaltige Königswahl zerſtört werde, haben ſie ihre Boten zu den Fürſten des Reichs geſchickt, denen die Wahl zuſteht, dieſelben inſtändig zu bitten, daß ſie zum Heil des Vaterlands ſich über einen Einzeln vereinbaren (misimus etiam sollemnes nuntios nostros ad principes, ad quos spectat regis electio, nogantes eos sollicite, ut pro salute totius patriae in unam diguentur concordare personam.)

3) Werden dennoch mehrere gewählt, ſo wollen ſie Keinem ihre Thore öffnen, Keinem huldigen und Keinem Lebensmitteln, oder Darlehen oder irgend eine andere Unterſtützung zukommen laſſen.

4) Welche Stadt hiergegen ſich vergeht, die ſoll als meineidig, ehelos und friedbrüchig gelten, und gegen ſie, gleich als habe ſie den Frieden gebrochen, mit allen Kräften eingeſchritten werden. Dies Verfahren wollen die Städte ſo lange fortſetzen, bis ein rechtmäßig gewählter König das Reich in Anſpruch nimmt; den wollen ſie auf das Freudigſte als ihren König und Herrn anerkennen und ihm den Eid der Treue und alle ſchuldigen Dienſte leiſten.

Auf einem weiteren Tag zu Mainz (26. Mai) beſchloſſen ſie, wie ſie den von den Fürſten auf den 23. Juni nach Frankfurt ausgeſchriebenen Wahltag beſchicken wollten. Wahrſcheinlich erklärten ſich die Fürſten auf dem anberaumten Wahltag für König Ottokar von Böhmen; Erzbiſchof Conrad von Cöln ging darauf ſelbſt nach Prag, um Ottokar die Krone anzubieten. Allein Ottokar ſchlug dieſelbe aus. Es

wurde deßhalb ein neuer Wahltag auf den 8. September ausgeschrieben. Zuvor kamen mehrere weltliche Fürsten, unter ihnen Herzog Albrecht von Sachsen, Herzog Albrecht von Braunschweig und Markgraf Johann von Brandenburg, zu Wolmirstädt bei Magdeburg zusammen und vereinigten ihre Stimmen vorläufig auf den Markgrafen Otto von Brandenburg. Sie setzten die Städte, welche am 15. August zu einem dritten außerordentlichen Tag in Wüezburg versammelt waren, hiervon in Kenntniß, dankten ihnen für ihre Bemühungen um eine einhellige Königswahl und luden sie ein, bei der bevorstehenden Wahl in Frankfurt gerüstet zu erscheinen, damit sie, wenn daselbst Uneinigkeit ausbrechen sollte, dem Theil, welchem ein Unrecht geschähe, Hülfe bringen könnten, (ut ad curiam in Frankinfurt in festo beatae Virginis celebrandam ita decenter veniatis ut si inter aliquos ibidem discordia quod absit oriatur, pars cui infertur injuria vestro possit auxilio roborari.)

Die Vorkehrungen der Städte und weltlichen Fürsten gegen eine zwiespaltige Königswahl zeigen, daß man eine solche erwartete, und daß die Erzbischöfe von Cöln und Trier, welche nächst dem Erzbischof von Mainz die ersten Stimmen hatten, uneinig waren. Der Erzbischof von Mainz war seit dem Anfange des Jahres 1256 in Gefangenschaft des Herzogs von Braunschweig und konnte daher an der Wahl keinen Theil nehmen: seine Stelle versah der Erzbischof von Cöln. Dieser richtete seinen Blick auf den Bruder des Königs von England, Richard von Cornwallis, der für den Fall seiner Wahl große Anerbietungen machte und namentlich bedeutende „Handsalben" versprach. Erzbischof Konrad war im Herbste 1256 selbst in England und brachte den Handel in's Reine, während der auf den 8. September ausgeschriebene Wahltag zu Frankfurt erfolglos blieb. Auf einem dritten Wahltag (13. Januar 1257) wurde nun Richard von dem Erzbischof von Cöln, der zugleich die Stimme des abwesenden Erzbischof von Mainz führte, und von den Pfalzgrafen Ludwig und Heinrich bei Rhein wirklich zum König gewählt. Er zahlte die verabredeten Handsalben, wodurch Gerhard von Mainz sein Lösegeld aufbringen konnte, und schickte sich darauf zum Zuge nach Deutschland an. Dagegen wählten am 1. April der Erzbischof von Trier, der Herzog von Sachsen und der Markgraf von Brandenburg den König Alfons von Kastilien zum König. Alfons nahm die Wahl ebenfalls an, kam jedoch nie nach Deutschland. So trat denn das, was allgemein gefürchtet wurde, wirklich ein: statt eines Königs, der die gesunkene Macht der Krone hätte heben können, erhielt das Reich zwei, die weiter nichts als Hader und Uneinigkeit stifteten. Auf schmählichere Art war das erste Amt der Christenheit noch nie vergeben worden; beide Könige waren Fremde, denen das Wohl oder Weh Deutschlands wenig am Herzen lag. Die unheilvolle Verwirrung, zu deren Lösung die Städte so glückliche Versuche gemacht hatten, wurde bald ärger als je zuvor.

Die Städte waren nicht im Stande, die Beschlüsse, welche sie im Betreff einer zwiespaltigen Wahl getroffen hatten, den Erzbischöfen gegenüber durchzuführen. Schon ihre ersten Maßregeln erwiesen sich als unzureichend: eine bloße Neutralität gab alle Städte von vornherein preis, die mit überlegener Macht von den Erzbischöfen und Königen angegriffen wurden. Als daher Richard im Mai des Jahres 1257 vor Aachen erschien, wagte die Stadt nicht ihm die Thore zu verschließen, sondern erkannte ihn als König an. Am 17. Mai wurde er von dem Erzbischof von Cöln in Gegenwart des Erzbischofs von Mainz, vieler Bischöfe, Grafen, Herren und Ritter feierlich gekrönt. Wenige Tage später hielt er seinen Einzug in Cöln: am 27. bestätigte er den Bürgern daselbst ihre Privilegien. Wie Aachen vielleicht durch die Erinnerung an die Schrecken der Belagerung von 1248 von einem Widerstande abgehalten wurde, scheint Cöln durch die Streitigkeiten mit dem Erzbischof zur Anerkennung des Königs bestimmt worden zu sein. Im Weigerungsfalle hätte die Stadt den Vortheil einer gleichberechtigten Stellung aus der Hand gegeben und dem Erzbischof eine Menge von Bundesgenossen geworben. Nachdem Cöln und Aachen gehuldigt hatte, war es von keiner Bedeutung mehr, daß einige kleinere Städte wie Boppard sich noch eine Zeit lang sträubten.

Im August war Richard in Mainz. Hier kamen die Boten der wetterauischen Städte zu ihm, um zu kapituliren. Sie salvirten wenigstens ihr Gewissen, indem sie ihn zu dem Versprechen nöthigten, daß er sie von der Huldigung wieder entbinden wolle, wenn er vom Papste verworfen, und ein anderer König aufgestellt werde, der ein näheres Recht auf die Krone habe. Unter denselben Bedingungen erkannte Oppenheim den König an (15. September). Die Städte Worms und Speier aber erklärten sich für Alfons, der von mütterlicher Seite der ein Enkel König Philipp's von Schwaben war. Indeß mochte auch hier die Rücksicht auf die Bischöfe die entscheidende sein, da diese mit dem Erzbischof von Trier an der Wahl des Königs Alfons Theil genommen hatten, und die Städte darum keinen Streit anfangen wollten, der ihrer Verfassung hätte gefährlich werden können. Wir sehen, wie der Einfluß der Bischöfe in allen Städten wirksam ist, daß keine es wagt, einen König zu verwerfen, für welche sich ihr Bischof ausgesprochen hat: Cöln und Mainz huldigten wie ihre Erzbischöfe dem König Richard, Speier und Worms halten wie ihre Bischöfe zu König Alfons.

Damit war der Städtebund zerrissen. Noch also hatte er nicht einmal so viel innere Festigkeit, um einem ernsten heftigen Stoß zu widerstehn. Neben dem missgünstigen Geschick scheint doch zugleich das Sonderinteresse der einzelnen Städte eine engere Einigkeit verhindert zu haben; es fehlte die Gemeinschaft der Handelsinteressen, die um dieselbe Zeit die Hansestädte zu einem so kraftvollen Bund zu einigen begann. Mit dem Zerfall des rheinischen Bundes sank alsbald auch die Macht und das Ansehen der Städte. Während die niederrheinischen sich durch die Anerkennung Richard's vom Bunde lostrennten, erlitten die mittelrheinischen bei Selz eine Niederlage durch den Markgrafen Rudolph von Baden, gegen den sie ausgezogen waren, weil er den Frieden gebrochen hatte. Fünfundachtzig Ritter und Bürger, darunter achtzehn Wormser, wurden von dem Markgrafen gefangen genommen und nur gegen hohe Lösegelder frei gegeben. Wie ganz andere würde der Ausgang der Fehde gewesen sein, wenn die Städte mit vereinten Kräften gegen den Markgraf hätten zu Felde ziehen können! Die Auflösung des Städtebundes brachte vollends die Entscheidung, daß am Rhein ebenso wie in den übrigen Theilen von Deutschland die dynastischen Elemente über die Kommunion obsiegen würden.

Die Rittergesellschaften in Hessen während des vierzehnten und fünfzehnten Jahrhunderts.

Nach G. Landau*) und Ch. v. Rommel.

Die Entstehung, Entwickelung und der Untergang der Sterner unter Heinrich II. 1371.

Wie alle Zustände des bürgerlichen Lebens in Italien und Frankreich zu einer früheren Entwickelung gelangten, als in Deutschland, und wie namentlich auch die Eidgenossenschaften der italienischen Städte schon zu einer Zeit entstanden, wo der Geist dazu in den deutschen Städten noch schlummerte, so war dieses auch mit den Adelsgesellschaften der Fall, die erst durch die südlichen hervorgerufen wurden und erst von den Verfassungen dieser die Muster zu den ihrigen entlehnten.

Diese Verfassung zeigt sich — und dieses ist eine Bestärkung unserer eben geäußerten Ansicht — sofort mit dem ersten Auftreten unserer Gesellschaften allenthalben

*) Die Rittergesellschaften in Hessen während des vierzehnten und fünfzehnten Jahrhunderts von G. Landau. Mit einem Urkundenbuche. Kassel 1840.

ſchon unter beinahe gleichen Formen. Alle Stiftungsbriefe nennen als den erſten und oberſten Zweck die Aufrechthaltung des Friedens und die Gewinnung eines feſteren Rechtszuſtandes. An der Spitze ſtehen in der Regel mehrere Obern, bald Hauptleute, bald Könige genannt, die durch meiſt jährliche Wahl erneuert werden, und denen alle übrige Mitglieder ſtrengen Gehorſam ſchuldig ſind.

Den Oberen muß jeder Zwiſt unter den Gliedern zur Entſcheidung vorgelegt werden und die Geſellſchaft iſt verpflichtet, ihren Ausſprüchen durch gemeinſames Handeln und Einſchreiten Kraft zu geben. Auch Streitigkeiten mit Fremden ſollen ihrer Vermittelung anheim geſtellt werden, und nur wenn dieſes geſchehen iſt und eine Ausgleichung mißglückt, iſt die Geſellſchaft verpflichtet ihrem Genoſſen Hülfe zu leiſten. Zur Berathung der allgemeinen geſellſchaftlichen Intereſſen kommen alle Genoſſen jährlich ein oder mehrere male an einem beſtimmten Orte zuſammen und jedes Mitglied, welches fehlt, verfällt in Strafe. Dieſe Zuſammenkünfte werden Kapitel genannt. In der Regel führte jede Geſellſchaft ein beſtimmtes Zeichen, welches jedes Glied, der Ritter golden, der Knappe ſilbern, zu tragen verbunden iſt, und wonach die Geſellſchaft gewöhnlich genannt wird. Auch wurde häufig den Stiftungsbriefen die Beſtimmung einverleibt, daß die Geſellſchaft das Gedächtniß ihrer verſtorbenen Genoſſen feierlich begehen ſolle. Meiſtens wurde die Dauer des Verbandes nur auf wenige Jahre feſtgeſetzt, nach deren Ablauf ſich die Geſellſchaft wieder auflöſen konnte.

Dieſes ſind die Hauptzüge der Verfaſſung beinahe aller Rittergeſellſchaften. Die Ritterbündniſſe hatten demnach mit denen der Städte gleiche Zwecke: Erhaltung des Friedens und des Rechtes, und wichen von jenen insbeſondere nur dadurch ab, daß ſie, in Folge der natürlichen Verſchiedenheit der Genoſſen beider, mehr den Charakter von Geſellſchaften (Korporationen) annahmen. Daß die Rittergeſellſchaften meiſt zu ſpeziellen, durchweg feindlichen Zwecken gegründet worden ſeien, läßt ſich nicht ſagen. Es lag aber in der Natur der Verhältniſſe, daß ſie ihren wohlthätigen allgemeinen Zweck häufig aus dem Auge verloren und dem Eigennutze Einzelner dienſtbar werdend, von diesen gegen ihre Feinde gemißbraucht wurden, wo dann der Dämon des Fauſtrechts um ſo zerſtörender wirkte und deſto traurigere Folgen hervorrief, je zahlreichere Glieder die Geſellſchaft zählte.

In ihrem Urſprunge waren unſere Bündniſſe eben ſo wenig gradezu gegen die Gewalt der Fürſten, als gegen die Freiheit der Städte gerichtet. Denn wir ſehen Fürſten, Ritter und Städte ſich in Einigungen zuſammen thun; ſehen Fürſten ſich an die Spitze der Adelsgeſellſchaften ſtellen und dieſe ſich wieder mit den Städten vereinigen. Da aber auch alle dieſe Einigungen zugleich die Erhaltung der Gerechtſame der einzelnen Glieder bezweckten, ſo war es bei dem allgemeinen Streben und Drängen jener Zeit und bei der Verſchiedenheit der Intereſſen der einzelnen Stände, nicht anders möglich, als daß Anſtöße und Zerwürfniſſe erfolgen mußten, die dann nur zu leicht zur Ergreifung der Waffen und zum Parteikampfe führten, Anſtöße, welche ſich mit der Zahl der Geſellſchaften mehren, und ſobald die Stiftung von Geſellſchaften gleichſam zu einer Modeſache wurde, die unabweisliche Folge haben mußten, daß Fürſten, Städte und Adel, namentlich in Oberdeutſchland, ſchroffer gegen einander in die Schranken traten.

Die Vermehrung der Einigungen führte eben deshalb auch eine Vervielfältigung der Fehden herbei, indem der Streit jedes einzelnen Gliedes die Sache der Geſammtheit wurde, da ſie Recht nur ſich gaben und nahmen, und kein anderes Gericht anerkannten, auch durch die oft große Zahl ihrer Genoſſen ſelbſt dem Mächtigen zu trotzen vermochten. Deshalb mußten die Stützen der Verfaſſung des Reiches, durch eben dieſe Bündniſſe auf das Empfindlichſte berührt, ja erſchüttert werden.

Dieſes erkennend verbot deshalb auch Karl IV. in ſeiner goldenen Bulle (1356) die Einigungen der Städte. Aber ſtatt ſich hierauf zu mindern, vergrößerte ſich vielmehr deren Zahl und neben ihnen erhoben ſich nun auch noch die Eidgenoſſenſchaften des Adels. Auch Karl's Nachfolger, der ſchwache Wenzel, ſuchte dem Un-

weſen zu ſteuern. Auf dem 1383 zu Nürnberg gehaltenen Reichstage bemühte er ſich die oberdeutſchen Einigungen zu einem einzigen Bunde zu verſchmelzen, der alle anderen Vereinigungen aufheben und für deſſen Oberhaupt man den König erkennen ſollte. Aber Wenzel's Plan ſcheiterte an dem Mißtrauen der Städte. Und wenn er auch ſpäter ſowohl die Eidgenoſſenſchaften der Städte, als die des Adels mehrfach verbot, ſo half dieſes doch nur wenig gegen ein Uebel, das ſchon zu verbreitet und zu alt war, als daß die ſchwache Macht der Kaiſer im Stande geweſen wäre, daſſelbe zu überwinden. Trotz aller Verbote dauerte es fort und erhielt endlich, nachdem freilich ſeine kräftigſte Periode ſchon vorüber war, ſogar noch die kaiſerliche Sanktion, indem Kaiſer Siegmund dem Drange der Umſtände nachgebend, im Jahre 1422 den Edelleuten erlaubte, ſowohl untereinander als mit den Städten Einigungen zu errichten.

Die Geſchichte der Geſellſchaften gewinnt, je nachdem dieſelben zu Ober- oder zu Niederdeutſchland gehörten, einen andern Charakter. Während dieſes ſchon damals größere und ausgebildetere Territorien, ſo wie Fürſten, die ſchon zu einer umfaſſenderen Herrſchaft gelangt waren, hatte, war hingegen jenes, und vorzüglich die Wetterau, Franken, Schwaben und die Rheinlande, in eine unzählbare Menge kleiner, nur dem Kaiſer als Reichsoberhaupt unterworfener, Herrſchaften und Reichsſtädte zerſtückelt, und bot deshalb bei dem ohnehin beweglichern Charakter ſeiner Bewohner weit mehr Stoff und einen weit günſtigern Boden zum Aufkommen von Geſellſchaften, als Norddeutſchland mit ſeiner faſt ſchon gebneten Gleichförmigkeit eines rechtlichen Zuſtandes in größeren Staatenvereinen. Daher ſehen wir auch daſſelbe nicht nur in ſeinem Norden beinahe gar nicht von den Adelsgeſellſchaften berührt werden, und dieſe ihren Tummelplatz eigentlich nur auf Heſſen und Weſtphalen beſchränken, ſondern ſie auch hier ſchon nach einer Dauer von wenig mehr als einem halben Jahrhundert wieder verſchwinden, während ſie im Süden ſich erſt im ſechszehnten Jahrhundert verloren. Was in Oberdeutſchland beinahe unüberſteigliche Hinderniſſe fand, nämlich die Bewältigung der Geſellſchaften, das wurde in Niederdeutſchland ſchon frühe und ohne Schwierigkeiten erreicht. Die Fürſten Niederdeutſchlands, wie geſagt, ſchon weiter auf der Bahn zur Landeshoheit vorgeſchritten, ergriffen jenes einfache Mittel, durch welches Herrſcher ſchon oft die Unwetter, welche ihnen drohten, beſchworen haben, und durch das ſie in der Regel mehr erlangten, als Widerſtand ihnen jemals hätte gewähren können. Sie begannen ſelbſt Geſellſchaften zu ſtiften und ſich als Hauptleute an deren Spitze zu ſtellen. Ob ihnen die aus dieſem Verfahren nothwendig entſpringenden Folgen klar geweſen oder ob ſie darin nur dem allgemeinen Zuge ihrer Zeit gefolgt, iſt freilich nicht zu entſcheiden; es kommt aber hierauf auch um ſo weniger an, als der Erfolg immer derſelbe bleibt. Da der Hauptzweck der Geſellſchaften in der Erlangung eines Schutzes gegen Gewalt, alſo in der Sicherung des Schwächern gegen den Mächtigern beſtand, ſo mußte derſelbe alſobald auf das Empfindlichſte erſchüttert werden, als die Zügel der Geſellſchaften in die Hände der Fürſten kamen. Mochten auch immerhin noch die Bundesbriefe eine Rechtsgleichheit unter den Genoſſen bedingen, ſo war doch der Einfluß der Macht zu überwiegend, als daß dieſe Bedingung noch fernerhin überall hätte verwirklicht werden können, ja ſie mußte vielmehr in demſelben Grade in ihrer Wahrheit verlieren, als die Macht der Häupter die der übrigen Genoſſen überbot. Und da in Niederdeutſchland der größte Theil der Städte und des Adels ihre Selbſtſtändigkeit theils ſchon in früherer Zeit eingebüßt, theils in dieſer Zeit verloren und als Landſtädte und Landadel der Herrſchaft der Fürſten ſich fügen mußten, die Verhältniſſe der Macht ſich alſo hier weit ſchroffer abſtufen, als im Süden, ſo war unter dieſen Verhältniſſen ein ferneres Beſtehen der Geſellſchaften eine Unmöglichkeit geworden. Schon gegen das Ende des vierzehnten Jahrhunderts ſehen wir ihren Untergang entſchieden und endlich in dem zweiten Jahrzehnt des fünfzehnten Jahrhunderts ihre Reihe ſich ſchließen.

Anders war es dagegen in Oberdeutſchland. Auch hier ſehen wir zwar Geſellſchaften durch Fürſten gegründet und geleitet werden, aber es ſtand denſelben hier

nicht nur eine weit größere Zahl reichsunmittelbarer Städte, ſondern auch ein mächtiger unabhängiger Adel gegenüber, welche der Fürſten-Macht die Waage zu halten vermochten. Zwar wird auch in Oberdeutſchland ſeit dem Anfange des fünfzehnten Jahrhunderts eine Veränderung bemerkbar; aber ſie erfolgte weniger durch äußern unmittelbar wirkenden Einfluß, und wurde nur allmählig und langſam und mehr durch die Macht des allgemeinen Naturgeſetzes der Wandelbarkeit und Vergänglichkeit menſchlicher Einrichtungen herbeigeführt. Die alten Einigungen für Schutz und Recht begannen, den urſprünglichen ernſten Geiſt ihrer Stiftung und mit dieſem ihren politiſchen Charakter verlierend, ihre Zwecke mehr und mehr auf gemeinſame Luſtbarkeiten hinzulenken, ſo daß ſie endlich gegen den Schluß des fünfzehnten Jahrhunderts nichts weiter mehr waren, als bloße Turniergeſellſchaften, Vereinigungen zum gemeinſchaftlichen Beſuch der Turniere. Unter dieſer Geſtalt erhielten ſie ſich noch bis in das ſechszehnte Jahrhundert, wo ſie erſt mit dem Aufhören der Turniere erloſchen.

Ohnedem war das fünfzehnte Jahrhundert die Zeit, in welcher das Fauſtrecht zu erliegen begann. Sowohl die wachſende Landeshoheit der Fürſten, als die durch die Einführung des Feuergewehrs ſich anders geſtaltende Kriegsweiſe mußten die Macht des Adels brechen. Die alte Barbarei zerfiel allmählig in Trümmer, über denen ſich mit jugendlicher Kraft die Civiliſation erhob. Ein allgemeiner Landfrieden, ſchon länſt vorbereitet und zu einem Bedürfniſſe der Zeit geworden, kam endlich 1495 zugleich mit einem Reichsgerichte zu Stand, und wenn auch hierdurch das Fauſtrecht nicht ſofort völlig unterdrückt wurde, und auch das ſechzehnte Jahrhundert noch viele Proben von Selbſthülfe aufzuzählen vermag, ſo war doch nun ein allgemeines Reichsgeſetz gewonnen, welches jegliche Selbſthülfe mit der Reichsacht bedrohte, und ein Reichsgericht, bei dem der Verfolgte Schutz finden konnte.

Dieſem allgemeinen Ueberblicke der Geſchichte der Adelsgeſellſchaften, möge nun noch eine ſpecielle Aufzählung derſelben ſich anreihen.

Ob zu den deutſchen Adelsgeſellſchaften ſchon jene Geſellſchaft mit den rothen Aermeln zu zählen ſei, welche in einem Sühnevertrag von 1331 aus der Gegend von Koblenz, genannt wird iſt um ſo ſchwieriger zu ſagen, als nichts weiter als nur der Name darauf hinzudeuten ſcheint. Erſt dreißig Jahre ſpäter treten uns die Adelsgeſellſchaften ſo entgegen, daß wir dieſelben mit Sicherheit erkennen können. Die erſte iſt die, welche 1362 in der Wetterau entſtand. Im Jahre 1367 erhob ſich in Schwaben die Geſellſchaft der Schlägeler (von ihrem Zeichen einem Schlägel oder Morgenſtern), oder der Martinsvögel (von dem Stiftungstage). In Oberſchwaben entſtanden um's Jahr 1370 die Geſellſchaft mit dem Schwert und der Krone. Wie die Schlägelgeſellſchaft insbeſondere gegen den Grafen Eberhard von Würtemberg gerichtet war, ſo trat in Heſſen und den umliegenden Landen 1371 gegen den Landgrafen Hermann die Geſellſchaft vom Sterne auf, der 1375 zu gleichem Zwecke die Geſellſchaft von der alten Minne folgte. Während 1379 in Oberheſſen die Geſellſchaft vom Horne, nächſt den heſſiſchen Grenzen, in Weſtphalen, die vom Falken ſich bemerkbar machen, ſtifteten die Grafen von Wied, von Katzenellenbogen, von Naſſau u. a. zu derſelben Zeit (1379) zu Wiesbaden den Löwenbund, der unter allen die größte Ausdehnung gewann, denn die Wohnſitze ſeiner Genoſſen erſtreckten ſich nördlich längs des Rheins bis zu den Niederlanden, ſüdlich durch Baiern bis in die Alpen und öſtlich bis zu dem thüringer Walde. Gleichzeitig mit dem Löwenbunde waren die Geſellſchaften von St. Georg und St. Wilhelm. Dieſe drei vereinigten ſich 1382 mit dem Grafen Eberhard von Würtemberg, dem Herzoge Leopold von Oeſterreich und den ſchwäbiſchen Städten auf die Dauer von zwei Jahren. Im Jahr 1381 ſtiftete Graf Adolph von Kleve die Geckengeſellſchaft, ſo wie 1382 die Biſchöfe von Straßburg und Metz u. a. zu Zweibrücken den Bund der Weſterreicher Herren. Im Jahre 1385 vereinigte ſich in Heſſen und Weſtphalen eine neue Geſellſchaft, aus welcher 1391 der für Paderborn ſo verderbliche Benglerbund hervorging. In

derſelben Zeit (1391) gründeten die Fürſten von Heſſen, Braunſchweig und Paderborn die Sichelgeſellſchaft. Im Jahre 1392 entſtand in Schwaben die Geſellſchaft von St. Georgenſchild. Hierauf bildete ſich eine neue Schlägelergeſellſchaft. Vergeblich erließ Kaiſer Wenzel 1395 gegen ſie ein Verbot. Es half ſo wenig, daß 1395 und 1396 die mächtigſten Reichsfürſten und Städte ſich genöthigt ſahen, Verbindungen zu ſchließen, um dieſelbe mit Gewalt unterdrücken zu können. Im Jahre 1398 errichteten die Grafen von der Mark und von Kleve „die Broderſchap von den Roßkammen" und „die frondliche frölike Geſellſchaft von dem Roſenkranz"; ſo wie Landgraf Balthaſar von Thüringen einige Zeit früher die Geſellſchaft vom Einhorn. Im Jahr 1410 treffen wir in Heſſen und den mainziſchen Landen die Geſellſchaft vom Luchſe, gleichwie 1412 in Thüringen die vom Flegel, mit denen ſich die Reihe der norddeutſchen Geſellſchaften ſchließt.

Um ſo üppiger wucherten dieſelben dagegen in Oberdeutſchland fort. So erhoben ſich hier 1408 in den Donaulanden die Geſellſchaften vom Hirſch und vom Rüden, ſowie 1409 in Oeſterreich, Steiermark und Ungarn die vom Drachen, an deren Spitze Herzog Albrecht von Oeſterreich und König Siegmund von Ungarn ſtanden. Derſelbe Albrecht ſtiftete als Kaiſer Albrecht 1433 zu Wien die Geſellſchaft vom Adler, welche das Motto führte: Thue Recht, ſcheu Niemand.

Die meiſten Geſellſchaften zählte die letzte Hälfte des fünfzehnten Jahrhunderts; aber unter allen iſt nur eine, welche in ihrem Geiſte ganz denen des vierzehnten Jahrhunderts entſprach. Es war dieſes die 1489 in Baiern entſtandene Geſellſchaft vom Löwen, welche insbeſondere gegen den Herzog Albrecht von Baiern gerichtet war und ſich bald über den größten Theil Oberdeutſchlands verbreitete und noch 1491 vorhanden war. Ihr Stiftungsbrief zeigt, daß die alte Verfaſſung auch ihr als Vorbild gedient hatte. Alle übrigen hatten, wenn auch noch die alten Formen feſthaltend, doch ſchon einen anderen Character angenommen, und waren mehr und minder nur noch bloße Turniergeſellſchaften.

Die damalige Ritterſchaft in Deutſchland bildete eine zuſammenhängende Kette von Conföderationen, welche von den verſchiedenſten Lehnhöfen geiſtlicher und weltlicher Staaten durchkreuzt, an die Stelle der alten Gaue und Leute getreten, faſt nur durch Unterjochung der Städte und Gemeinen Wohlſtand und Unabhängigkeit behaupten konnte. Landgraf Heinrich hatte faſt alle Schlöſſer und Aemter mit Rittern beſetzt, deren Beköſtigung jetzt ihm, den Städten und Gemeinen zur Laſt fiel. Als dieſe mit andern unnützen oder verdächtigen Burgmännern zur Vereinfachung des öffentlichen Haushaltes entlaſſen wurden, legten dieſe Reformen den erſten Grund zu einer innern Unzufriedenheit. Landgraf Hermann bedurfte, als Neffe und Nachfolger des Landgrafen, der beſonderen Anhänglichkeit und einer neuen Unterwerfung und Huldigung des heſſiſchen bisher faſt unabhängigen Land-Adels. Aber als bisheriger Geiſtlicher, mit Eigenſchaften verſehen, welche in einem Zeitalter des Fauſtrechts nur Mißgunſt und Verachtung erregten, mit den Uebungen des Geiſtes vertrauter, als mit denen des Körpers, in Beſitz von Kenntniſſen, die man eines Fürſten und Ritters noch wenig würdig hielt, mit einem Gemüthe, das ungereizt ſich leicht beherrſchen ließ, aber unfähig war, den Rückſichten des Herkommens und der Klugheit das anerkannte Recht aufzuopfern, mußte er das Geſchick jenes verkannten unchriſtlichen Kaiſers erfahren, welcher einſt aus den Hörſälen der griechiſchen Philoſophen auf den Thron des mächtigſten und verderbenſten Reiches gerufen wurde. Man bepötelte ihn als einen Gelehrten (Baccalaureus), der der Waffen unkundig ſei, und reizte ihn zu einem nicht ſelten mit Grauſamkeit verbundenen unerſchütterlichen Widerſtande.

Zu dem unzufriedenen heſſiſchen Landadel, welcher den jetzigen Augenblick vor der völligen Befeſtigung des heſſiſchen Fürſtenſtammes für den ſchicklichſten halten mochte, alte eroberte oder ererbte Rechte ſicher zu ſtellen, geſellte ſich beſonders im Süden von Heſſen eine Menge jener Grafen und Freiherren, deren Unabhängigkeit mit der ſteigenden Kraft und Einheit einer Landgrafſchaft zu Heſſen nicht gut beſtehen konnte, welche

entweder alte Unbilden rächen, oder bei der Vertheilung einer großen Güterbeute gewinnen wollten. Man weiß nicht, was die Grafen von der Mark, denen Elisabeth von Cleve, die Wittwe Otto's des Schützen; gerechte Anforderungen wegen des ihr entrissenen Antheils von Cleve entgegen setzen konnte, gegen Hessen entrüstete; vereint mit Köln streiften ihre Truppen in's Gebiet von Frankenberg, während Graf Heinrich der Eiserne von Waldeck, damals mainzischer Statthalter im Eichsfeld gegen dieselbe Stadt die Rolle eines Feindes spielte. Als offne Gegner der Landgrafen traten auf: die Grafen von Isenburg, Herren von Büdingen, deren Raubschloß Vilmar Landgraf Heinrich der Eiserne mit andern Reichsfürsten im Namen des Reiches zerstört hatte: die Herren von Eppenstein und Helfenstein; Friedrich von Lisberg, ein Vasall des Grafen von Ziegenhayn, der das Bergschloß Hirzberg bald zum Versammlungsort der Verbündeten hergab; Graf Ulrich IV. von Hanau, den eine andere Fehde mit einem Herrn von Hutten bald unthätig machte; Philipp von Falkenstein, Herr von Butzbach und Minzenberg, ein naher Verwandter des Erzbischofs von Trier, Kuno von Falkenstein; vor allen Graf Johann von Nassau-Dillenburg. Dieser ein Schwager des Grafen von der Mark, den Landgraf Heinrich früher von Hohensolms bis nach Siegen geschlagen, erhob seine Ansprüche an einige Lehen der Herrschaft Itter, welche vom Landgraf Heinrich waren eingezogen worden; auch konnte er nicht verschmerzen, daß der Landgraf als Lehnsherr der Stadt und des Gebiets von Driedorf am Fuße des Westerwaldes dieses Lehn dem blödsinnigen und kinderlosen Grafen Emich von Hadamar abgenommen und seinem Anhänger, dem Grafen Ruppert dem Streitbaren von Nassau-Weilburg, einem Schwager Emichs, ertheilt hatte, mit welchem Graf Johann wegen der Erbschaft von Hadamar in die bittersten Zwistigkeiten gerathen war. Graf Johann fand Bundesgenossen unter den Herren von Isenburg, Büdingen, Westerburg und Runkel; er zog auch zunächst zur Eroberung des Hadamarschen Landes die reichen Grafen von Katzenellenbogen an sich, Wilhelm II. den Erbauer von Darmstadt, dessen Bruder Eberhard, und ihren Stammesvetter Diether VI. von Neukatzenellenbogen, dessen Sohne Johann es nachher gelang, durch eine glückliche Heirath die beiden Linien dieses Hauses wieder zu vereinen. Zu allen diesen Feinden traten späterhin der Abt von Hersfeld, Berthold von Völkershausen, ein Mann von großen Planen, die sich auf die Wiederherstellung des alten hersfeldischen Kirchenstaates beziehen mochten, unähnlich seinen beiden friedliebenden Vorfahren, Ludwig von Mansbach, und Johann von Elben; und der Abt von Fulda, Konrad, Graf von Hanau, der Nachfolger Heinrichs vom Hause Kraluck, ein Prälat, welcher bald von der Gefährlichkeit eines allgemeinen Ritterbundes überzeugt, ihm entgegentrat, aber dann das Opfer seiner unbeständigen Politik wurde.

Für Hessen waren die Söhne der Gräfin Elisabeth von Henneberg-Schleusingen, Heinrich XI. und Berthold XII., zu Schmalkalden und Scharfenberg in Burg-Gemeinschaft, und Albert II. Herzog von Grubenhagen und Einbeck, Stammesvetter Herzogs Otto, ein Freund des Landgrafen Hermann; gleich jenen ohne thätige Theilnahme. Vor allen und mit der Hülfe von vierzig Glewen und mit einigen Schlössern Graf Rupert der Streitbare von Nassau-Weilburg, ein Oheim der jungen Landgräfin Johanna, die Grafen von Solms, Otto und Johannes, und die von ihnen nicht selten bedrängte Stadt Wetzlar; die Herren von Schonenburg mit funfzig Helmen; alle hessische Städte; die so eben erhobenen Ritter von Eisenbach und von Berlepsch; und von dem übrigen Landadel, so viel man weiß, besonders die Riedesel, Gudenberg und vier Brüder von Reckerode.

Unter solchen Umständen bildete sich, besonders gegen Landgraf Hermann und seine hülfreiche Städte der Sternerbund, für dessen geheimen Anstifter man den Herzog Otto von Braunschweig hielt; eine furchtbare Gesellschaft von mehr als zweitausend Rittern, Freiherren und Grafen, aus Hessen, Westphalen, Buchonien, Franken und der Wetterau, unter denen dreihundert und funfzig Inhaber von Schlössern waren. Graf Gottfried von Ziegenhayn war des Bundes Hauptmann und der aus seinem

Wappen entlehnte Stern, golden für die Ritter, silbern für die Knappen, an Steigbügeln oder Kappen, das Zeichen der Verschwörung. Man erzählt, daß Hans von Heringen (ein Abgesandter des Herzogs) diesen Stern allenthalben umhergetragen, und daß sich selbst die nächsten Hofdiener der Landgrafen aus feiger Furcht mit demselben versehen, um in Zeiten der Noth und der Entscheidung sich Sicherheit oder Ansehen zu verschaffen. So that auch der Abt von Hersfeld. Die Mitglieder des Bundes waren eng verbunden; ohne Genehmigung Aller konnte Keiner ein Bündniß eingehen, und Krieg Aller war die Losung gegen Jeden, der eins ihrer Mitglieder verletzte oder befehdete.

Zuerst zeigten sich einzelne Ritter und Reisige, um die Straßen unsicher zu machen und einzelne Oerter zu überrumpeln. Eberhard von Buchenau, die alte Gans genannt, hatte mit seinem Bruder Gottschalck eine Geldforderung an den Landgrafen, wofür ihm eine Pfandschaft auf Rotenburg gegeben war. Hierauf verlangte er eine Zahlung zu einer Zeit, wo der Landgraf, wie er glaubte, ihn nicht befriedigen konnte. Als dies gegen seine Erwartung geschah, suchte er einen andern Anlaß zum Streit. Er verlangte einen Streithengst, und als ihm dieses Geschenk versagt wurde, suchte er die Stadt Rotenburg, welche er als Amtmann eine Zeitlang verwaltet hatte, zu überrumpeln. Zugleich sandte er listig dem Landgrafen funfzig gesattelte Pferde. Er selbst ritt vor die Stadt, die seines Einzugs gewohnt war, stellte einen Hinterhalt; in dem Augenblicke, wo ihn der Pförtner einlassen wollte, gewahrte man den Verrath. Die Bürger zu den Waffen gerufen, vertrieben den Feind.

Hierauf ward die Gegend von Hersfeld das Theater der ersten Streifereien. Hierhin zogen sich die Herren von Buchenau und ihre Bundesgenossen, so oft sie in Hessen geplündert hatten. Aber die Stadt zeigte bald ihre Anhänglichkeit an den Landgrafen Hermann. Einstens wurden die Feinde am St. Nicolaus Thor erreicht und ihrer Beute beraubt. Die Stadt, anfangs ruhig, öffnete zu einer andern Zeit denn Hessen, als sie zu weit vorgedrungen und in großer Noth waren, ihre Thore. Landgraf Hermann suchte hierauf mit der Stadt Hersfeld ein offenes Bündniß. Anfangs weigerten sich die Bürger um der Gefahr willen, die ihnen von allen Seiten drohte; endlich erklärten sie sich für Bundesgenossen des Landgrafen, unter der Bedingung, daß keinerlei Friede ohne sie geschlossen werden sollte.

Zugleich erließen beide Landgrafen eine schriftliche Abmahnung an ihre Vasallen und Burgmänner in allen hessischen Schlössern und Städten nicht einzutreten in die neue ihnen feindliche Gesellschaft der Sterner, und auszutreten, falls sie Glieder derselben wären, bei den Eiden und Gelübden, womit sie ihnen verbunden wären, und bei Verlust ihrer Lehne. Landgraf Hermann stellte auch dem Landgrafen Balthasar von Thüringen die Gefahr vor, in welcher sein Land bei einer weiteren Ausbreitung dieser Verschwörung stünde, und bewog ihn zu einem Hülfsbündniß. Hierauf, als der Aufruf an die Ritter ohne Erfolg blieb (zumeist weil ihr Eid sie band), hielt er eine außerordentliche Tagessatzung der getreuen Städte in Ober- und Niederhessen. Als er auf dem Markte zu Marburg den Abgeordneten der oberhessischen Städte die Lage des Landes und die Treulosigkeit seiner Vasallen schilderte und unter Vergießung seiner Thränen erklärte, daß er alle ihm treu gebliebenen Ritter mit einem Brode speisen könne, erhoben sich die Abgeordneten der Städte, welche wohl einsahen, daß sie bei dem Umsturz der Landgrafschaft die Beute eines zügellosen Heeres kriegerischer Landeigenthümer werden würden, und verhießen dem Landgrafen Leib und Gut. Landgraf Hermann, hierdurch gestärkt, und entschlossen, auszuharren im Kampfe (weil die, welche sich selbst nicht verlassen, unbesiegbar sind), verwarf nun selbst den Vorschlag seines Oheims, des Landgrafen Heinrich, welcher durch eine Güter-Abtretung an den Herzog von Braunschweig die Ruhe seines Landes zu erkaufen gedachte.

Unterdessen im Osten und Westen, besonders an den Grenzstädten Hessens, häufige Einfälle und Plünderungen geschahen, fiel der erste Haufe der Sterner plötzlich in Spießkappel ohnweit Homberg und beraubte dies Kloster unter Feuer und Schwerdt.

Hierauf zog ſich der Feind unter dem Hirzberg, einem feſten Bergſchloſſe, welches an der fuldiſchen, hersfeldiſchen und ziegenhayniſchen Grenze und in der Nähe der Quellen der Fulda und Schwalm glücklich gelegen zu einer allgemeinen Verſammlung der Bündner war. Dieſer Verſammlung ſuchten die Landgrafen Hermann und Balthaſar, bei denen auch Graf Rupert von Naſſau war, mit einem Heere von tauſend Rittern und Reiſigen zuvor zu kommen. Man weiß nicht, ob die Uebermacht der zum Entſatze herbei eilenden Feinde, deren Anzahl auf funfzehn hundert Pferde anwuchs, oder die Nachricht von den Rüſtungen des Herzogs Otto (welche Balthaſars Bruder auf einer Reiſe erkundet hatte) die Landgrafen bewog, die Belagerung aufzuheben und ſich ſchnell zurückzuziehen.

Dieſer Rückzug brachte die Landgrafen in Gefahr und zog die Plünderung einer Menge Städte nach ſich. Die Sterner verfolgten das heſſiſche Heer ſo unaufhaltſam und eifrig, daß ſie vor den Thoren von Hersfeld auf den Nachtrab ſtießen. Die Heſſen verlangten die Aufnahme in Hersfeld. Die Stadt, noch unbekannt mit den Geſinnungen des Abts, ließ ihn um Rath fragen. Da zeigte der Abt den Abgeordneten den Stern, welchen er unter ſeinem Scapulier verborgen hatte, und verlangte die Schließung der Thore. Die Stadt, wohl wiſſend, daß der Abt nur auf eine Gelegenheit ſinne, ihre Freiheiten zu unterdrücken, öffnete die Thore; die Verwirrung der Eindringenden war ſo groß, daß mehrere todtgedrückt, andere ausgeſchloſſen wurden. Hierauf rächten ſich die Sterner an der umliegenden Gegend: Neukirchen, Schwarzenborn, die neue Vorſtadt von Homberg und die ganze Gegend bis Fritzlar ward verheert und geplündert. Die Stadt Hersfeld, von nun an von Verräthern und Feinden umgeben, erhielt in der Zollfreiheit ihrer Waaren in Thüringen und Heſſen einen geringen Erſatz für die Drangſale eines bürgerlichen Krieges.

Faſt zu gleicher Zeit wurden Frankenberg, Hadamar und Wetzlar heimgeſucht. Frankenberg war damals die wohlhabendſte und volkreichſte Stadt in Heſſen. Aber umgeben von Vorſtädten und jetzt meiſtens verſchwundenen Dörfern, öffnete ſich ihre weite Ebene jedem feindlichen Angriffe. Während die mainziſchen Truppen aus Roſenthal, aus Melnau und aus Battenberg, die ziegenhayniſchen aus Gemünden an der Wohra ſtreiften, bot die benachbarte ſächſiſche Grenze, die Scheidewand zweier verſchiedener Stämme und Mundarten, den waldeck'ſchen, den märkiſchen, und den kölniſchen Söldlingen einen bequemen Uebergang. Die Sterner beſchloſſen nach damaliger Kriegsart, die Stadt zu überrumpeln. Inzwiſchen ſie die neue Vorſtadt einäſchern und hierdurch die Bürger der Altſtadt locken wollten, ſollten die Mauern und Thürme der Altſtadt mit Sturmleitern erſtiegen werden. Dieſer Anſchlag wurde durch die Wachſamkeit der Bürger und die Entſchloſſenheit ihrer Weiber vereitelt. Während dieſe mit ihren Mägden den Brand der Neuſtadt löſchten, ſtanden die Bürger auf den Mauern der Altſtadt, und warfen den andringenden Feind herunter. Die Sterner, in Verbindung mit der Beſatzung von Melnau, rächten ſich an der nahe gelegenen Stadt Wetter, welche halb landgräflich war (das Stift ſelbſt war mainziſch); ſelbſt die Gebäude des alten Kloſters wurden bei der allgemeinen Verheerung beſchädigt.

Ein ähnlicher Angriff auf die Stadt Hadamar, welche der Graf von Naſſau-Dillenburg mit den Grafen von Katzenellenbogen dem Grafen Rupert dem Streitbaren entreißen wollte, ward abgeſchlagen durch denſelben Geiſt, welcher damals alle bewaffnete Städte beſeelte. Der Feind, der das Thal von Hadamar unter dem Schutze der Nacht eingenommen hatte, und mit Hülfe der Sturmleitern ſich in die Stadt warf, fand einen ſolchen Widerſtand, daß er ſich plötzlich herausziehen und den Bauern und Bürgern von Hadamar ſein Belagerungszeug zurücklaſſen mußte.

Bald nachher fochten ohnweit Wetzlar die mit dem Landgrafen verbundenen Grafen von Solms, Otto und Johann II. Nach einem für die Bürger von Wetzlar blutigen aber ſiegreichen Treffen fielen die Häupter des feindlichen Heerhaufens in die Hände der Grafen von Solms. Es waren die Grafen von Katzenellenbogen, Graf Heinrich von Naſſau-Dillenburg (ein Bruder Johanns), Reinhard von Weſterburg

und andere Ritter. Graf Otto von der braunfelsischen Linie ließ seine Gefangene, welche vermuthlich als treubrüchige Vasallen des Landgrafen angesehen wurden, vor der Oberpforte von Wetzlar hinrichten Aber Graf Johann, von Burgsolms, entweder durch ein ihm versprochenes großes Lösegeld gereizt, oder schon entschlossen, von dem Landgrafen abzufallen, entließ heimlich jene Grafen und Herren, welche dem Bunde wieder zutraten. Hierüber entrüstet überfiel ihn Landgraf Hermann, behandelte ihn als offnen Feind, und um die Stadt Wetzlar gegen alle Nachstellungen des Grafen zu schützen, ihn selbst aber zu zwingen, begann er eine halbe Stunde von Wetzlar, auf einer gemeinsamen Anhöhe an der Dille, den Bau einer nach seinem Namen genannten Feste, auf deren Boden die Grafen von Solms ungern und nur nach heftigem Streite Verzicht leisteten.

Auf diese Art ward die Kraft der Sterner, deren Namen bald in Verachtung fiel, zertheilt; und nur die unvorsichtige Entscheidung eines kaiserlichen Hofrichters, Heinrich Herzogs von Liegnitz, welcher wegen einer großen Geldforderung der Grafen von Ochsenstein an den Landgrafen von Heinrich die Execution gegen denselben erkannte und dem Sternerbunde mit andern Reichsständen öffentlich auftrug, gab dieser Gesellschaft, deren Bundes-Eid fortdauerte einen neuen vorübergehenden Glanz.

Das Turnier zu Darmstadt 1403.

Von Sebastian Münster *)

„Wo und wann die Thurnier all gehalten sind.

Der erste Turnier.

Anno Christi 938 ist d'erst Thurnier gehalten worden zu Maydenburg und ward da Keiner gestrafft, sondern alle Straff auff weiter verbrechen oder übertrettung der Artikeln gestellt. Es hatt den Kayser Henrichen nichts anders zu diesem Ritterspiel bewegt, dann daß er dem Adel, sich tugendsamer Werk zu gebrauchen, seines besten vermögens anzuweisen hatt unterstanden, und darumb, damit der Verbrecher gestrafft, und der Gute unterscheidlich erkannt würde, den Thurnier angestellt. Dann die Straff und das Lob behalten den Adel und Wirde lang werende."

Münstee zählt 36 Turnier auf, die von der Ritterschaft am Rheinstrom gehalten wurden und deren letztes 1487 zu Worms statt fand. Darunter ist das Turnier zu Darmstadt.

Der 23. Thurnier.

„In diesem 23. Thurnier so gehalten worden von der Ritterschafft des Rheinstroms anno Christi 1403 zu Darmstadt bey Rhein, sind diese vier Ritter zu Blatt getragen worden; Johann von Mörspurg, Ludwig von Schellenberg, Johann, genannt der Guldin Zänger und Wolff, Schenck von Geyern. Diesen Thurnier haben besucht nachfolgende Fürsten, Graffen, Herren, Ritter und Edel-Knecht, und sind selbs geritten."

Es waren zugegen 20 Grafen, 11 Freiherren, 6 Herren, 52 Ritter, 274 Edle; zusammen 363, die alle namentlich angeführt werden. Darunter

„Grafen: Otto zu Solms, Sigmund zu Zigenhan, Philips zu Waldeck, Johann zu Wittgenstein."

„Herrn: Engelhard zu Schwartzenberg, Friedrich Schenck zu Erbach."

„Ritter: Ortlieb von Franckenstein, Otto von Hirschhorn, Wolff, Kämmerer von Wormbs, Wolff, Schenck zu Schweinsberg, Karl von Guttenberg, Wilhelm Rieteſel."

*) Cosmographen von Sebastianus Münster. 1550. S. 1053.

„Edlen: Rosenberg, Sickingen, Wolfskeln, Egloffstein, Lichtenstein, Schaumburg, Bettersheim, Girch, Rietesel, Gemming, Stein, Johann von Guttenberg (wahrscheinlich vom Neckar), Joh. Benr. und Seb. von Luther, Lautern, Bibra, Johann von Hutten, Rechberg, Friedrich Schelm von Bergen."

Johann Gutenberg und Peter Schöffer von Gernsheim *).

Von H. Künzel.

„In manchen Schriften finden wir als Zierde auf dem Tittelblatt einen einfachen Holzschnitt abgedruckt, auf welchem die Bildnisse von Johann Gutenberg, Johann Fust und Peter Schöffer in einem Rahmen vereinigt sind. Die Namen dieser drei Männer werden auch stets in Gemeinschaft genannt, wenn von der Erfindung der Buchdruckerkunst die Rede ist; obgleich nur die Ehre der Erfindung dem edlen, vielfach gekränkten, aber von der Göttlichkeit seiner Kunst durchdrungenen Gutenberg, sowie das Verdienst der Verbesserung und Vervollkommnung dem schöpferischen Geiste unsers Schöffers gebührt. Denn Fust, der Dritte im Bunde, durch dessen Geld- und Habgier das Gedeihen der jungen Kunst so oft gefährdet worden war, kann keinen Theil an dem Ruhme jener beiden Männer ansprechen. Sein Name hätte, anstatt der Unsterblichkeit überantwortet zu werden, eher verdient, schon dem Gedächtnisse seiner Zeitgenossen zu entfallen.

Die Nachwelt ist meistens in der Beurtheilung großer Männer unbefangener, denn die Mitwelt. Die Geschichte setzt sich als Richterin auf die Gräber längst Dahingeschiedener und wägt mit der Wage der Gerechtigkeit ihre Verdienste, die sie sich um die Menschheit erworben haben. Und wer könnte wohl gegründetere Ansprüche auf einen unsterblichen Nachruhm und die Segnungen der Mit- und Nachwelt erheben, denn jene beiden Männer, Gutenberg und Schöffer, welche die Kunst erfanden, durch die die heilige Schrift, das erste Werk derselben, ein Gemeingut der Menschheit wurde? Vier Jahrhunderte sind bereits seit der Erfindung der Buchdruckerkunst verflossen. Erst unsere Zeit hat Muße gewonnen, den Verdiensten jener ausgezeichneten Männer den Zoll der Verehrung darzubringen und durch zwei Denkmale ihr Andenken sichtbar zu erneuern. Aber mehrt sich nicht zugleich unser eigener Ruhm, wenn wir durch eine würdige Feier die Schuld der Jahrhunderte zu tilgen suchen?

Deutschland kann ohne Erröthen das Geschichtsbuch der Erfindungen aufschlagen. Auf jedem Blatte findet sich der Name eines deutschen Mannes, welcher die Welt mit einer neuen Kunst bereicherte, aufgezeichnet. Der deutsche Genius ist scharfsinnig und schöpferisch. Allem spürt er nach; er dringt bis zur Tiefe, selbst wenn Gefahr drohte, auf dem Wege der Untersuchung den Eingang zu verlieren und den Ausgang zu verfehlen. Am vaterländischen Rheine, dem ewig jungen Zeugen aller Großthaten unsers Volkes, ward auch die Kunst, Bücher zu drucken, erfunden und ausgebildet.

Von hier wanderte sie in alle Welt, um bis ans Ende der Tage die treuste Dienerin und die rüstigste Beförderin des Lichts und der Wahrheit zu sein.

Johann Gutenberg, der Erfinder der Buchdruckerkunst, entsproßte dem alten mittelrheinischen Patriziergeschlechte der Genßfleische — weßhalb er sich auch gewöhnlich selbst Johann Genßfleisch zum Gutenberg nannte — und wurde ungefähr 1397 zu Mainz geboren. Noch sehr jung zwang ihn ein Aufstand der Mainzer Bürger gegen die Vorrechte der Patrizier, in den auch er verwickelt war, im Jahre 1420 mit seinen Eltern auszuwandern. Er wählte zu seinem einstweiligen Aufenthalte

*) Peter Schöffer von Gernsheim, der Miterfinder der Buchdruckerkunst. Zur Erinnerung an seine Verdienste bei der feierlichen Enthüllung seines Standbildes zu Gernsheim. Darmstadt. Leske. 9. Juli 1836.

das gewerbsrührige Straßburg, wo er in bescheidener Zurückgezogenheit sich seiner Liebe zu mechanischen Künsten ungetheilt hingab, bis ihn günstigere Verhältnisse wieder nach Mainz zurückrufen würden. Seine Kunstfertigkeit, edle Steine zu schleifen und Spiegel zu poliren, war auch wohl die erste Quelle seines Lebensunterhaltes. Ob er nun schon zu Mainz oder erst in Straßburg auf den Gedanken kam, ob man vielleicht, statt durch langsame und mühselige Abschriften der Mönche, durch das Einschneiden der Buchstaben in Holztafeln (Xylographie) und den Abdruck derselben die heilige Schrift, die ausgezeichneten Werke der alten Kirchenväter, Kalender und kleine Schulbücher, Donate genannt, schneller und mit geringeren Kosten vermehren könnte, ist nicht zu entscheiden. Wohl konnte aber nur nach vielfachen Versuchen und bei längerer Muße jene unsterbliche Erfindung, deren erster Gedanke vielleicht in einem Augenblicke der Begeisterung in dem erfindungsreichen Geiste Gutenbergs aufblitzte, völlig reifen. Aus den Akten eines Prozesses, der in Straßburg gegen ihn durch die Brüder des verstorbenen Andreas Dritzehn, der mit Guttenberg sich zum Betriebe der neuen Kunst verbunden und die Kosten zur Erbauung der nöthigen Druckwerkzeuge vorgeschossen hatte, anhängig gemacht worden war, geht klar hervor, daß eine Presse und Formen wirklich vorhanden waren. Unter diesen Formen sind ohne Zweifel Holztafeln zu verstehen, die, in einzelne Buchstaben zerschnitten, zusammengesetzt und wieder auseinandergelegt werden konnten; also schon eine vollständige Druckeinrichtung mit beweglichen Lettern. Mißmuthig und in traurigen Verhältnissen kehrte Gutenberg 1445 in seine Vaterstadt Mainz zurück und verband sich nach vielen Versuchen im Kleinen, aus Mangel an eigenen Mitteln, mit Johann Fust, einem der reichsten Bürger, dem Bruder des Goldschmieds und damaligen Bürgermeisters Jacob Fust. Aber nicht Begeisterung und Liebe zur Kunst bewogen jenen, die Verbindung einzugehen, sondern ihn lockte der schnöde Gewinn, welchen die Erfindung abzuwerfen versprach.

Um jene Zeit nun, als Gutenberg mit Fust's Geldvorschuß eine Druckerei eingerichtet hatte, trat auch Peter Schöffer von Gernsheim in das Haus des reichen Fust ein. Er kam gerade von Paris zurück, wohin er schon frühe ausgezogen war. Dort hatte er sich im Schönschreiben und Malen der Buchstaben eine außerordentliche Geschicklichkeit erworben und zugleich seinen angebornen Geschmack vielfach ausgebildet, weßhalb er sich auch ein kleines Vermögen mit Abschreiben daselbst verdient hatte. Wahrscheinlich war seine ausgezeichnet schöne Handschrift die Ursache, daß er im Hause Fust's eine so freundliche Aufnahme fand und bald als Dritter in das Kunstgeheimniß eingeweiht wurde. Peter Schöffer, lateinisch Opilio (Schäfer), zuweilen auch Petrus Gernsheimensis oder Petrus Schoeffer de Gernsheim genannt, war zu Gernsheim, einem vormals kurmainzischen nun großherzoglich hessischen Städtchen auf dem rechten Rheinufer von bürgerlichen Eltern höchst wahrscheinlich zwischen 1420 und 1430 geboren. Ueber den Ursprung seines Geschlechts läßt sich durchaus nichts Bestimmtes mehr ermitteln, weil die alten Kirchenurkunden durch die Franzosen auf Befehl ihres Kriegsministers Louvois sämmtlich verbrannt wurden. Vor dem Eintritt Peter Schöffers in die Gesellschaft druckte Gutenberg und Fust schon kleine Grammatiken, lateinische ABC-Bücher, Horarien oder kleine Gebetbücher, wobei sie sich beweglicher Buchstaben, die aus Holz geschnitten waren, bedienten. Allein das wichtigste Werk, welches sie wahrscheinlich 1452 begonnen hatten, war der Druck einer Biblia latina vulgata — der sogenannten 42zeiligen Bibel — wobei sie zum erstenmal Metalltypen, die sich schärfer und gleichmäßiger als die hölzernen abprägten, gebrauchten. Schöffer hat schon an diesem Werke, wenigstens vom zwölften Bogen an, Theil genommen. Der wichtigste Fortschritt in der Erfindung war durch die Erfindung der Metalltypen geschehen. Allein die Buchstaben waren noch grackelich, pumpy, rauh und den Augen mißfällig. Die Anfangsbuchstaben (Initial- oder Kapitalbuchstaben) fehlten noch ganz und wurden nach Beendigung des Druckes mit vieler Sorgfalt und großer Zierlichkeit theilweise gewiß von Schöffer selbst, mit rother und blauer Dinte eingemalt. Der Druckfarbe mangelte Schwärze und Halt-

barkeit. Wahrscheinlich druckte man anfangs auch um deßwillen mit Dinte, um die ersten Druckwerke noch als Handschriften desto theurer verkaufen zu können. Diese große Mängel abzustellen war Schöffer mit seinem erfindungsreichen Geiste, mit seiner herrlichen Handschrift, mit seinem ausgebildeten feinen Geschmacke der rechte Mann, der die Buchdruckerkunst verbessern und vervollkommnen konnte. Sein Scharfblick übersah bald die Vortheile, die sich von Gutenbergs Erfindungen erwarten ließen, aber auch die Mängel seines Verfahrens, die den guten Fortgang des Geschäfts hinderten. Als Schönschreiber gewohnt, nur schöne Buchstaben mit seiner Feder zu bilden, konnten ihm die ungleichen, plumpen und unförmlichen Buchstaben von Gutenbergs Druckschrift, welche dem Auge bei dem ersten Anblick wehe thaten und das Lesen beschwerlich machten, unmöglich gefallen Es waren dies die damals gothischen und Halbgothischen Buchstaben, die nun Schöffer durch nettere und dem Auge gefälligere Formen zu ersetzen suchte. Durch Gutenbergs und Fust's seitheriges Verfahren konnte dieser Zweck nicht erreicht werden. Ihre Behandlung mußte Rauhheiten erzeugen, da ihre Werkzeuge rauh und unvollkommen waren. Auch war ihr Verfahren zu mühsam, erforderte zu viel Zeit und verursachte unnöthige Kosten. Allem dem mußte abgeholfen und ein Verfahren erfunden werden, wo bei größerer Schnelligkeit bessere Erzeugnisse des Gusses erzielt wurden. Bisher wurden die Anfangs- und andere große Buchstaben nicht mit dem Schriftsatze gesetzt oder durch Formen eingedruckt, sondern später durch fremde Hände eingemalt oder eingezeichnet. Die Druckschwärze hatte keine Haltbarkeit, wurde durch jede Feuchtigkeit aufgelöst, durch die Zeit bröckelich und fiel ab, wie man häufig in Guttenbergs ersten Drucken wahrnehmen kann. Schöffers Scharfsinn und erfinderischer Geist wußte überall Rath zu schaffen und allmählich allen diesen Mängeln abzuhelfen. Sein facilior modus fundendi, wie es in einer Urkunde heißt, besteht in einer schöneren und gefälligeren Form der Buchstaben und zweckmäßigerer Mischung oder zum Guß derselben zu nehmenden Metalle, in einer härteren Metallcomposition der Matrize, in Verfertigung stählener Stempel, in Zubereitung einer dauerhafteren und schwärzeren Druckfarbe, in Verfertigung geschmackvoller Anfangsbuchstaben und in einer Vervollkommnung der innern Einrichtung der Gußform. Daß alle diese Verbesserungen nicht plötzlich eintraten, ist begreiflich. Es verstrich wohl manches Jahr, bis sie endlich zu Stande gebracht wurden. Mit ihnen schließt sich die Erfindungsgeschichte der Buchdruckerkunst für jene Zeit ab, deren Vervollkommnung einzig und allein das Verdienst Peter Schöffers ist.

Zum Lohn seiner vielfachen Bemühungen um das Geschäft gab ihm Fust seine einzige Tochter, Christine, zur Frau, welche ihm in einer langen und glücklichen Ehe zwei Söhne gebar, Johann und Peter. Beide wurden Buchdrucker. Der ältere, Johann, blieb im Besitze des väterlichen Druckhauses und Geschäfts und starb ohne Nachkommen. Peter hatte einen einzigen Sohn Ivo, nach dessen kinderlosem Tode die Familie Peter Schöffers in Mainz erlosch, nicht aber in Gernsheim, wo sich wenigstens noch Lebende von einem Nebenzweig der Familie seiner Verwandtschaft rühmen, auf die sogar die schwedischen Grafen von Schäfer Ansprüche erheben. Auch zeigt man noch zu Gernsheim in der Nähe des sogenannten Mönchhofes ein Haus, in dem Peter Schöffer das Licht der Welt erblickt haben soll.

Schöffer gelangte bald in Mainz zu mannichfaltigen Ehren und Auszeichnungen. Da er wahrscheinlich zu Paris mit dem Rechte sich befreundet hatte, so ernannte ihn der Kurfürst bei dem weltlichen Gerichte zu Mainz zum Richter. Dieses ausgezeichnete Ehrenamt, das sonst nur Adelige oder Doktoren der Rechte ausübten, begleitete er von 1489 bis zu seinem Tode. Durch seine Verheirathung und den Verkauf seiner Druckwerke kam er in so glückliche Verhältnisse, daß er nach und nach drei Häuser, zum Humbrecht, zum Korb und zum Wyden genannt, erwarb und auch später, um Buchhändlergeschäfte zu betreiben, sich noch das Frankfurter

Bürgerrecht erkaufte. Gewiß war es nicht des redlichen rührigen Schöffers Absicht, den edlen Gutenberg um die Früchte seiner Erfindung zu bringen, sondern Fust's Habgier zwang den vielfach getäuschten Erfinder, da er unvermögend war, die Geldvorschüsse an Fust zurückzuzahlen, aus der Gesellschaft zu treten und die Druckerei mit allen Geräthschaften den beiden andern allein zu überlassen. Gutenberg hatte durch den Prozeß wohl sein Vermögen, aber nicht seinen Muth und sein Glück aufgegeben. Durch die großmüthige Unterstützung eines edlen Mannes, des Dr. Konrad Humery, ward es ihm möglich, sich eine neue Offizin im Hofe zum Jungen in Mainz anzulegen. Das erste Werk, welches aus ihr 1460 hervorging, war das *Catholicon*, eine weitläufige lateinische Grammatik und etymologisches Wörterbuch. Späterhin wandte sich Gutenberg mit seiner Druckerei nach Eltville im Rheingau und übergab sie bei zunehmender Altersschwäche seinen Verwandten, den Brüdern Bechtermünz. Er selbst verlebte seine letzten Tage recht behaglich am Hofe Kurfürst Adolphs II., der ihn 1465 zu seinem Hofcavalier ernannt hatte. Wahrscheinlich starb er im Jahr 1468. Die Stätte, wo Gutenbergs irdische Reste ruhen, ist unbekannt. Was fragen wir auch nach seinem Grabe? Bei seinem Namen haben wir an den sterblichen Theil des Menschen nicht zu denken; als wirkender Träger eines Weltalls steht er lebendig vor unsern Augen, vor unserer Seele. Und jetzt prangt sein Standbild von Erz zu Mainz, das seine Wiege war, auf dem Platze, der zum ewigen Gedächtniß seinen Namen führt.

Fust, der sich vorzugsweise mit dem Buchhandel, wofür er als speculativer Kopf vortrefflich getaugt haben mag, beschäftigte, reiste nach Vollendung der 42zeiligen Bibel nach Paris, um sie dort als Handschrift für recht hohe Preiße zu verkaufen. Im Jahr 1466 begab er sich zum zweiten Mal mit neuen Druckwerken dahin. Wahrscheinlich ward er damals das Opfer einer furchtbaren Pest, welche viele Tausende hinwegraffte. —

Durch den Besitz einer vollständig eingerichteten Druckerei hatten Fust und Schöffer auf mehrere Jahre den Vorsprung vor Gutenberg gewonnen und sich der großen Vortheile versichert, die ihnen aus dem Verkaufe ihres ersten Druckwerkes zufließen mußten. Sie hatten Guttenbergs Druckerei aus dem Hofe zum Jungen in Fust's Haus zum Humbrecht verlegt. Im Besitze aller zum Drucke der lateinischen Bibel gebrauchten Lettern und anderer, nach Peter Schöffers verbessertem Verfahren gegossenen Typen, brachten sie schon nach achtzehn Monaten ihrer Trennung von Gutenberg ein Werk zu Stande, das noch jetzt als das größte Meisterstück der Buchdruckerkunst, von keinem andern an Schönheit und Pracht übertroffen, als das herrlichste Denkmal der kaum erfundenen Kunst, die Bewunderung aller Kenner erregt. Es ist dieses Werk das berühmte

Psalterium,

das erste Druckwerk der Welt, welches durch die Benennung des Druckers und des Druckortes, die Bezeichnung des Tages und Jahres seiner Erscheinung eine vollständige Datirung enthält.

Das Psalterium ist eine Sammlung der Psalmen Davids und war für den täglichen Chorgebrauch als Gesangbuch für die Geistlichen bestimmt. Die Schlußschrift dieses höchst merkwürdigen Buches, das vollständig aus 175 Blättern besteht, lautet also:

„Gegenwärtige Sammlung der Psalmen, durch schöne Kapitalbuchstaben geziert, und nach Rubriken hinreichend abgetheilt, ist durch die künstliche Erfindung zu drucken, ohne Hülfe der Feder also gefertigt, und zur Verehrung Gottes nach vieler Mühe und Arbeit zu Stande gebracht worden durch Johann Fust, einen Mainzer Bürger, und Peter Schöffer von Gernsheim, im Jahr unsers Herrn: Tausend vier hundert sieben und fünfzig am Tage vor Maria Himmelfahrt." —

Eine Fehde zwischen dem Erzbischof Diether von Isenburg und dem vom Papste Pius II. zu seinem Nachfolger ernannten Kurfürsten Adolph II. von Nassau endigte am 28. October 1462 mit der blutigen Erstürmung von Mainz, wodurch die Blüthe

der reichen Stadt auf lange Zeit völlig vernichtet wurde. Alle Gewerbe geriethen in Stocken, alle Druckereien ſtanden ſtill; die Arbeiter, durch einen Eid zur Bewahrung des Kunſtgeheimniſſes gebunden, verließen die Stadt, vergaßen ihren Eid und verbreiteten die geheime, wunderbare Kunſt in alle Länder.“ Auch auf das Geſchäft Schöffers übte dieſe furchtbare Kataſtrophe einen ſehr nachtheiligen Einfluß aus. Er ſelbſt reiſte bald darauf mit Empfehlungsbriefen nach Paris, um ſich als Eigenthümer vieler, von ſeinem Schwiegervater Fuſt dorthin gebrachten und von der Regierung nach deſſen Tode in Beſchlag genommenen Bücher auszuweiſen. Seiner Bitte wurde willfahrt. Der König Ludwig XI. von Frankreich befahl, daß vom erſten Oktober 1475 an, jährlich 800 Liv. an Peter Schöffer ſo lange bezahlt würden, bis ſeine ganze Forderung von 11000 Liv. abgetragen wäre. Nach ſeiner Zurückkunft nach Mainz ließ er aus ſeiner Offizin, von 1476 bis 1502, noch über 27 neue Schriften hervorgehen. Schöffer zählte damals ſchon beinahe 80 Jahre. Eine vierte Auflage des Pſalteriums, ſeiner geliebteſten Arbeit, war das letzte Druckwerk, bei dem er ſich unterzeichnete. Ganz genau läßt ſich ſein Sterbetag nicht beſtimmen; wahrſcheinlich aber ſchloß er die lange, ſchöne Laufbahn ſeines Künſtlerlebens zwiſchen dem 21. December 1502 und dem Palmſonntag 1503. Sein Grab bezeichnet uns kein Denkſtein. — Hat auch Peter Schöffer keinen Theil an der Ehre der Erfindung der wunderbaren Kunſt, ſo bleibt er doch ihr Verbeſſerer. Dem Genie Gutenbergs und ſeinem ausdauernden Fleiße verdanken wir die Erfindung; aber Schöffers ſchaffendem Geiſte die Vollendung. Durchzieht das Leben Gutenbergs, von deſſen Auslauf bis zum letzten Athemzuge, ein goldener Faden: die hoffende, unbeugſame, männliche Ausdauer in Noth und Trübſal — ſehen wir in ihm den Märtyrer des ſchöpferiſchen Gedankens, den Mann, deſſen Leben nicht für ihn ſelbſt, ſondern für die Menſchheit Blüthen trug — ſo ſtellt Schöffers Leben den rührigen Fleiß, den raſtloſen Vollendungsdrang des deutſchen Mannes dar, Gutenberg ſäte die Kerne, Schöffer veredelte die Frucht und genoß bereits von ihr. —

Die alten Grafen von Katzenellenbogen.

Von Chriſtoph von Rommel.

Wenige Dynaſten-Geſchlechter ſind mit ſolchem Fleiß und ſolchem Scharfſinn erforſcht worden, als die Grafen von Katzenellenbogen (1102 — 1497); wenn gleich unter der irrigen Vorausſetzung, daß ſie von den Grafen von Henneberg, Schirmvögten der Abtei Lorſch und nicht aus dem Einrich im Niederlahngau abſtammten, wo ſie ſelbſt ihren Mannsſtamm, ihr Wappen (einen aufgerichteten widerſichtigen Löwen) ihre Herrſchaft und ihre Mannen von dem Schloß Alt-Katzenellenbogen unweit Diez, einem Lehen des St. Ferrutius-Stifts von Bleidenſtadt ableiteten. Mit jenen entfernten Hennebergern hatten ſie weder die Henne, noch den dort herkömmlichen Familiennamen Boppo, noch irgend eine Comitia, oder Stammgut gemein, und erſt im Jahre 1140 nahm Heinrich II., von Katzenellenbogen, dem man eine Hennebergiſche Gemalin zuſchreibt, den gräflichen Titel an. Während die erſten Katzenelnbogner (mit Ausnahme Heinrichs II., welchee als Zeuge bei der Einweihung der Lorſcher Kapelle zu Bickenbach im Jahre 1130 erſcheint) im ganzen zwölften Jahrhundert nirgends in einer oberrheingauiſchen Urkunde vorkommen, hatten ſie ſchon im Jahre 1158 von den Stammgütern der Grafen zu Arnſtein, Gau- und Gerichtsherren im Einrich, gemeinſchaftlich mit den Herren von Naſſau, einen Antheil an dem Vierherren-Diſtrikt erkauft. Und als hierauf im Jahre 1185 der letzte Graf von Arnſtein, der Stifter des gleichnamigen Kloſters, mit Tode abging — vier nahe Verwandte

deſſelben, die Grafen von Naſſau, Iſenburg, Dietz und Katzenellenbogen trugen ſeinen Sarg zur Ruheſtätte, — erwarben ſie noch aus der Arnſtein'ſchen Verlaſſenſchaft die wichtige Schirmvogtei von St. Goar, ein Lehen der Abtei Prum, die Grundlage ihrer ganzen rheiniſchen Grafſchaft. Im Rheingau ſelbſt erwählten ſie das von ihnen reich beſchenkte und von ihrem Rheinzoll befreite Kloſter Eberbach zu ihrem Erbbegräbniſſe. Hier ſchafften ſie ſich Bürgerrechte und die Burgmannſchaft von Mainz, Oberweſel, Coblenz, Oppenheim und Caub; hier erhielten ſie, beſonders zur Zeit des Interregnums, von denen Kaiſern, die ihres Beiſtandes im Krieg und Frieden bedurften, anſehnliche Privilegien für ihre neu erworbenen Städte und Schlöſſer, hier ſchloſſen ſie ſich den rheiniſchen Erzbiſchöfen aus den verwandten Häuſern, von Eppenſtein und Naſſau an. Allmählich breiteten ſie ſich auch in dem längſt aufgelöſten und von vielen Dynaſten bewohnten Oberrhein- und Maingau aus; durch Erbſchaft oder Erwerbung gaugräflicher Rechte und Centgerichtsbarkeiten, aus der Verlaſſenſchaft der letzten ſaliſchen Conradiner, durch Verwandtſchaft mit den Schirmvögten der nunmehr an das Erzſtift Mainz übergehenden Abtei Lorſch, mit den am Neckar begüterten Grafen von Lindenfels, von Lauſen und Dynaſten von Bickenbach; durch Ankauf der Gerechtſame und Beſitzungen ausgehender oder ſich unterwerfenden Dynaſten, unter der in dieſer Zeit der Reichsverwirrung allgemein geſuchten geiſtlichen Sanction, ſo wohl für Lehngüter, die man ſchon factiſch in Beſitz hatte, als für die, welche man gewaltſam in Anſpruch nahm. Glückliche Heirathen vollenden ihre Erwerbungen, deren Zerſplitterung ſie durch Majorate und Familien-Fideicommiſſe verhinderten. Und die Gunſt und Geldarmuth der Kaiſer fügte noch Manches hinzu, was diesſeits des Rheins von Gerechtſamen oder Gefällen des Reichs noch übrig geblieben war.

Zweihundert und fünfzig Jahre brachten ſie mit ſolcher Vergrößerung ihrer Stammgüter zu, nicht ohne blutige Fehden mit eiferſüchtigen oder beleidigten Nachbarn, beſonders im Jahr 1255 mit dem mächtigen und patriotiſchen rheiniſchen Städtebund, deſſen ſtattliches Heer jedoch die vom Diether III erbaute und mit dem Rheinzoll verſehene Rheinfeſte nicht zu erobern vermochte. König Wilhelm von Holland ſah ſich genöthigt dieſem Grafen die letzten Reichsdörfer im Oberrheingau (Tribur, Dornheim, Ginsheim, Crumſtadt und Waſſerlieblos) zu verpfänden. Die Abtei Fulda belehnte ihn mit ihrer Hälfte an der mehrere Centdörfer umfaſſenden Vogtei von Umſtadt. Er hieß ſeines glänzenden Hofſtaats wegen der Reiche; Walther von der Vogelweide, preiſt ihn unter dem Namen des Bogeners. Unter ihm und ſeinem Bruder Eberhard I. (1252 — 1311) ward der Beſitz faſt aller Städte und Centen der oberen Grafſchaft befeſtigt. Eberhard, der als Stifter der Neukatzenellenbogiſchen Linie mit Diether in gemeinſchaftlichem Beſitz der mutſcharten Lande blieb, der tapfere und weiſe Freund und Kampfgenoſſe Rudolphs von Habsburg, der Oheim des mit ſeiner und Gerhards von Mainz Hülfe zur Königswürde erhobenen Adolphs von Naſſau, dem auch ſechs Jahre hindurch die Verwaltung der Abtei Fulda anvertraut wurde, war fünfzig Jahre hindurch bis zum Tode Albrechts von Oeſterreich ein ſtets rüſtiger Theilnehmer an allen Reichsunternehmungen. Wilhelm I. befeſtigte Darmſtadt 1330. Und nachdem Johann III. (1383 — 1444) der Erwerber von Rüſſelsheim, die getrennten Lande wieder durch Heirath vereint, und deſſen Nachfolger Philipp der Aeltere, ein kluger, von allen verſchuldeten Nachbarn angeſprochener Hauswirth, dieſelben noch mit Antheilen an der Grafſchaft Dietz und an Stadt und Amt Butzbach vermehrt hatte, brachte deſſen Tochtermann Heinrich III. von Marburg die ganze am Rhein und Main gelegene obere und niedere Grafſchaft an das Haus Heſſen.

Die Beſitzungen der Grafen von Katzenellenbogen im Oberrheingau, welche ſie ſelbſt von Rheinfels aus ihr oberes Land jenſeits des Mains nannten, bildeten kein geſchloſſenes Territorium. Von Kaiſer und Reich mit dem ehemals ihnen ſchon verpfändeten Dorf Crumſtadt und dem bürgerlichen Bau- und Stadtrecht zu Rüſſelsheim, vom Erzſtift Mainz mit den Schlöſſern Auerberg und Zwingenberg und der Gerechtigkeit zu Alsbach (bei Bickenbach) und dem Dorfe Pfungſtadt, von dem Bisthum

Würzburg mit Darmſtadt, Beſſungen und anderen dazu gehörigen Orten, von dem Pfalzgrafen mit dem Schloß Lichtenberg und deſſen Dorfbezirk, von der Abtei Fulda mit Arheiligen und Roßdorf (im Bezirk von Reinheim) beliehen, waren ſie noch von zahlreichen größeren und kleineren Dynaſten umringt, welche theils ihre Reichsfreiheit behaupteten, ſich mächtigen geiſtlichen Schutzherren anſchloſſen und ihre nächſten weiblichen Erben begünſtigten, theils nur ungern und allmählich den Grafen von Katzenellenbogen ſich lehnbar machten und ihnen ihre Gerechtigkeiten und Güter verkauften.

Zu jenen gehörten frühzeitig die alten reichsfreien Herren von Zimmern und Dieburg, die Dynaſten von Bickenbach und Tannenberg, die Herren von Dornberg und die mächtigen Grafen von Hagen, Münzenberg und Falckenſtein; zu dieſen die Herren von Cronenberg, von Heuſenſtamm, von Frankenſtein, von Wolfskehlen, von Rodenſtein, von Wallbrunn, Ulner von Dieburg, Groſchlag. Dieburg, die königliche Burg an der Gerſprenz, frühzeitig im Beſitz der Herren von Zimmern und der Herren von Büdingen, wo außer anderen Burgmannen die Ulner von Dieburg und die Herren von Groſchlag ihr Erbbegräbniß hatten, kam ſeit 1310 in den Beſitz des Erzſtifts Mainz. Die großen Beſitzungen der Herren von Bickenbach und ihrer Seitenlinie vom Schloß Tannenberg an der Bergſtraße, wozu die Dorfbezirke von Jugenheim und Seeheim gehörten, wurden trotz der alten Centgerechtigkeit der Grafen von Katzenellenbogen zumeiſt an die Herren von Erbach, Erbſchenken der Pfalz vererbt; bis endlich die Pfalzbaieriſche Fehde dem Landgrafen Wilhelm II. daß Schloß Bickenbach (Alsbacher Schloß) mit ſeinem Zubehör in die Hände lieferte und Heſſen-Darmſtadt die Aemter Seeheim und Tannenberg erkaufte (1714). Als die alten Herren von Dornberg, welche auch Groß- und Kleingerau beſaßen, in der Mitte des dreizehnten Jahrhunderts im Mannsſtamm ausſtarben, geriethen die Grafen von Katzenellenbogen in Colliſion mit denen ſchon vom Bisthum Würzburg damit beliehenen Grafen von Henneberg, Burggrafen zu Würzburg, bis endlich die Landgrafen Wilhelm II. und Philipp, jener durch Eroberung, dieſer durch Vertrag (1521), dies Hennebergiſche Afterlehn von der Grafſchaft Katzenellenbogen ablöſten. Im Jahre 1255 ging auch der Mannsſtamm der Grafen von Hagen-Münzenberg aus, welche als Reichsvögte des Wildbanns im Dreieich und Landgerichtsherren des Maigedings zu Langen die vornehmſten Dynaſten, wie in der Wetterau und am Rhein, ſo im Oberrheingau waren. Als die Grafen von Katzenellenbogen hier gaugräfliche oder Lehnrechte zu ihrem Jagdantheil, wie zu dem Dorfe Arheiligen in Anſpruch nahmen (1259) traten ihnen die vom Kaiſer belehnten und durch ein Austrägalgericht beſchützten Grafen von Falkenſtein, die nächſten Münzenbergiſchen Erben, nebſt den Grafen von Hanau entgegen. Die zahlreichen Stamm- und Lehngüter der im Jahr 1419 ausgeſtorbenen Falkenſteiner fielen an ihre Erben, die Herren von Eppenſtein, Solms, Sayn, Virneburg und Iſenburg. Von den Grafen von Iſenburg erwarben jedoch die Grafen von Katzenellenbogen 1422 die Vogtei, das Halsgericht und die Herrlichkeit des Dorfes Tribur; ſpäterhin ihre Nachfolger das ganze, auch Langen begreifende Amt Kelſterbach (die Grundlage der nachfolgenden Erwerbung von ganz Iſenburg); von den Grafen von Sayn im Jahre 1437 ihre Gerechtſame an dem Hubengericht, den Gütern und Leibeigenen zu Arheiligen; von den Herren von Heuſenſtamm, als Münzenbergiſchen Seitenverwandten, welche ihnen ſchon im Jahre 1291 das Dorf Sprendlingen zu Lehn aufgetragen hatten, die Lehnsherrlichkeit über Rüſſelsheim am Main. Zwar beeilten ſich die Herren von Heuſenſtamm, das Dorf Rüſſelsheim an die Dynaſten von Cronenberg zu verkaufen; als aber im Anfang des fünfzehnten Jahrhunderts ſich eine Fehde zwiſchen den Herrn von Cronenberg und den Grafen von Katzenellenbogen entſpann, woran auch die Herren von Erbach und von Dalberg, und ſelbſt vier rheiniſche Kurfürſten als Vermittler Theil nahmen, endigte dieſer Streit mit einem Verzicht der Herren von Cronenberg. Am längſten erhielten ſich die nachher in den Grafenſtand erhobenen Herren von Heuſenſtamm in dem Beſitz ihrer Rechte

auf die reichslehnbare Burg und in dem von Würzburg lehnbaren Dorfe Gräfenhausen unweit Darmstadt, bis endlich beide im Jahre 1658 von Landgraf Georg erblich erkauft wurden. Lange Zeit behauptete auch das alte aus den Zeiten der fränkischen Könige abstammende ehemals reichsunmittelbare Geschlecht der Herren von Franckenstein die Unabhängigkeit seiner kleinen, in der schönsten Gegend der Bergstraße unweit Frankenhausen liegenden Herrschaft (mit den Dörfern Niederbeerbach, dem Sitz ihres Vogteigerichts und ihres Erbbegräbnisses, Eberstadt, Allertshofen, Hahn, der Hälfte von Oberbeerbach, der Lehnsherrlichkeit über das von Wallbrunnsche Dorf Horhohl und mannichfachen Gütern und Gefällen der Nachbarschaft), berühmt durch die noch in großartigen Trümmern bewundernswerthe Burg Frankenstein auf einem waldigen Bergrücken unweit Eberstadt, durch die Lindwurmssage, welche sich an das Epitaphium Georgs von Franckenstein knüpfte, und durch das ächt fränkische Eselslehen zu Bessungen, gegen feige von ihren Weibern geschlagene Männer der benachbarten Gemeinde zu Darmstadt. Schon im Jahre 1292 öffneten sie zwar den Grafen von Katzenellenbogen, deren alte Centgerichtsbarkeit von Jugenheim und Tannenberg sich über Niederbeerbach erstreckte, ihr Schloß Franckenstein, und verpflichteten sich ihnen im Jahre 1343, dort ihre Feinde nicht zu beherbergen, — nahmen auch Katzenellenbogische Burglehn zu Auerbach, zu Zwingenberg, Dornheim, Rüsselsheim und Darmstadt an; aber noch im sechszehnten Jahrhundert behaupteten sie unter dem geistlichen Schutz St. Viktors zu Mainz ihre katholische Religionsfreiheit, bis sie endlich nach den Drangsalen des dreißigjährigen Krieges und mannichfachen Processen über Landeshoheit, Judenschutz und kirchliche Visitation den Oberrheingau verließen. Der Veräußerung des Fleckens Eberstadt an L. Georg II. und Ludwig VI. (1661, unter dem Vorgang eines Grafen von Schönburg, ihres Vetters, und 1662) folgte der (späterhin vom Kaiser genehmigte) Verkauf des reichslehnbaren Schlosses und der ganzen Herrschaft Franckenstein.

Die Herren von Wolfskehlen stark begütert im Oberrheingau, Inhaber des reichsfreien Schlosses Wolfskehlen unweit Dornberg, des alten Land- und Centgerichts zum Holen-Galgen in Erfelden und einer Grafschaft (comecia) über dreizehn Dörfer, suchten sich anfangs durch Verkauf an das Erzstift Mainz der von den Grafen zu Katzenellenbogen in Anspruch genommenen Lehn- und Centherrlichkeit zu entziehen (1252), indem sie sich dort drei Burgsitze zu Wolfskehlen vorbehielten, und selbst nach den Jahren 1368 und 1441, wo sie endlich die Lehnherrlichkeit der Grafen anerkannten und zwei Drittheile jenes Centgerichts ihnen übertrugen, die Gerechtigkeit über das unverkaufte Drittheil behaupteten. Aber allmählich erwarben die Grafen von Katzenellenbogen fast alle Güter der Herren von Wolfskehlen, bis endlich diese, als pfälzische Vasallen in die baierische Fehde verwickelt, ihre letzten Gefälle in der oberen Grafschaft verloren und sich nach Franken zurückzogen. Ein ähnliches Schicksal hatten die Herren von Wallbrunn zu Ernsthofen (im Bezirk von Reinheim), dem Sitz ihres alten Schlosses und ihres Erbbegräbnisses, welche sich in früheren Zeiten auch nach dem Dorfe Niederramstadt nannten und im Jahr 1280 von dem Grafen Eberhard von Katzenellenbogen mit einem Forstamt zu Clappach beliehen wurden. Nachdem ihnen in der baierischen Fehde als Vasallen des Pfalzgrafen das Dorf Ernsthofen weggenommen und nur unter hessischer Lehnsherrlichkeit wieder zurückgegeben war, veräußerten sie zuerst mit den Herren von Mosheim die ohnweit Tribur gelegene reichslehnbare Rheinau (1676), hierauf ihren Hof zu Hartenau, ihr Schloß und Dorf Ernsthofen und vier dazu gehörige Dörfer an Hessen-Darmstadt (1722).

Wieder glücklich waren die Nachfolger der Grafen von Katzenellenbogen in der Erwerbung der zwischen Darmstadt und Erbach gelegenen Herrschaft Fränkisch-Crumbach, deren Besitzer die kampflustigen Ritter von Rodenstein waren. Die Grafen behaupteten zwar eine Lehnsherrlichkeit über die ihnen gegen ansehnliche Darlehen verpfändete Burg Rodenstein, und Landgraf Georg II. erkaufte nicht nur im Jahre 1653 von einer Rodenstein'schen Erbtochter (Eva von Seebach) die Hälfte von Fränkisch-Crumbach, sondern zog auch im Jahr 1671 bei dem Ausgang des von Rodensteinischen

Mannſtamms die Stammburg als eröffnetes Lehen ein; aber die Verbindung von Fränkiſch-Crumbach mit der Reichsritterſchaft und mannigfache Territorial-Streitigkeiten mit den weiblichen Stammeserben der Herren von Rodenſtein verleideten den Landgrafen dieſe Erwerbung, bis endlich die Familie von Gemmingen in neueſter Zeit die ſeit 1563 getheilte Herrſchaft wieder vereinigte.

Groß war die Anzahl der adeligen Vaſallen und Burgmänner, denen die Grafen von Katzenellnbogen ihre Schlöſſer zu Auerberg, Zwingenberg, Lichtenberg, Reinheim, Dornberg, Darmſtadt und Rüſſelsheim anvertrauten, die Landgrafen aber noch einige begünſtigte Mitglieder der heſſiſchen Ritterſchaft von Baumbach, Döringberg, Hertigbauſen, Meyſenburg, Schwalbach, Tann, Wallenſtein u. A. zugeſellten. Dieſe Vaſallen und Ritter waren die Schutzwehr des Landes, Richter im Frieden, Anführer im Kriege, ſie bildeten den geheimen Rath und die oberſte Dienerſchaft des Landesherrn, von denen die Keller (dapiferi, Amtskeller, Amtmänner) die Verwaltung und den Gerichtsbezirk der Schlöſſer, die Landſchreiber, die Cameral- und Forſtſachen der dynaſtiſchen Grafen beſorgten. Es gab hier noch keine ritterſchaftliche oder landſtändiſche Corporationen. Mit Ausnahme der feſtgeſtellten und gemeſſenen Frohndienſte, der Gülten, Zehnten und Zinſen und des Umgelds waren alle außerordentlichen Schatzungen willkürlich. Als der letzte Graf von Katzenellnbogen noch bei ſeinem Leben im Jahre 1470 ſeinem Tochtermann die einzelnen nach den Schlöſſern bezeichneten Aemter der Obergrafſchaft übergab, ſtellte er ihm nur die Bedingung, die bisherigen Amtmänner, Keller und Landſchreiber (die geſammte Dienerſchaft ſeines Territorial-Staates) nicht abzuſetzen und den armen Unterthanen keine neue Schatzung oder Bede aufzulegen, ſondern ſie bei den herkömmlichen Beden und Dienſten zu laſſen, „nachdem die Jahre wären."

Die Leibeigenſchaft, aus den Zeiten der fränkiſchen Eroberung ſtammend und beſonders in den Stammgütern der kleineren Landherren feſtgehalten, war faſt allgemein. Aber ſie wurde gemildert durch die Kriegsdienſte, durch den Einfluß der geiſtlichen Gerichtsbarkeit, durch mannigfache Abſtufung der Hörigkeit und durch die in den Weisthümern der Centgerichte nach Herkommen beſtimmten Rechte aller Unterthanen.

Polizeiordnung in Heſſen, den Luxus betreffend, unter Wilhelm III. im Jahre 1500.

Vergebens wurde auf den Reichstagen gegen die Ueber-Pracht der Kleider und das Verderben der Trinkgelage geeifert. Im Einverſtändniß der Landſtände von der Ritterſchaft und im Geiſte ſeines Großvaters Ludwig des Friedſamen, gab Landgraf Wilhelm den Städten und Dörfern folgende Ordnung: Zu Hochzeiten, Chriſtmeſſen und Einſegnungen ſollen in den Städten nicht über achtzig, in den Dörfern nicht über vierzig Gäſte, zu Kindbetten allenthalben nur zehn Frauen geladen, an Gevattergeſchenken für das Kind nur zehn Weißpfennige, für das Geſinde ſechs Heller, für die Bademutter ein Weißpfennig, zum Imbiß nur ein halb Viertel Weines, nirgends bei dieſen heiligen Handlungen Schmauſereien geduldet werden. Geſtickte, beſetzte, bunte Kleider ſind Bürgern und Bauern gleich verboten. Dem Bürger, wie ſeiner Frau, ſoll ein Rock von lundiſchem Tuch genügen, das Tuch zu den Kleidern der Bauern nicht über 10 Weißpfennige die Elle koſten. Kein Wirth darf für mehr als 10 Weißpfennige Wein oder Bier borgen, noch den Arbeitern auf dem Lande an Werktagen Zeche geſtatten, außer bei Bewirthung eines fremden Gaſtes. Gäſte, die zu den Kirchweihen oder Kirchmeſſen am hohen Feiertage der Meſſe beiwohnen wollen, werden mit Getränken aus den Schenkhäuſern verſehen, und ſorgen für ihre Bezahlung. Damals kam zuerſt der aus den Weinhefen des Rheines gebrannte Wein auf; Niemand ſollte ihn in Schenkhäuſern oder vor den Kirchen feil haben

(bis endlich ſpäterhin zur Verhütung vieler Sünden und Laſter aller Handel mit dieſem gefährlichen Trank verboten, und der Verkauf deſſelben nicht weiter als zum Arzneiverbrauch, zum Trunk nur für einen oder zwei Heller, erlaubt wurde). Fremde Bettler und Zigeuner, auch die Stationirer von den Bettler-Orden, mit Ausnahme derer des heiligen Geiſtes, der heiligen Jungfrau, St. Johannes, St. Valentius und St. Antonius, Sonnenkrämer und Knappſäcke werden nirgens geduldet. Allen Handwerkern und Taglöhnern wurde der Lohn ihrer Arbeit, den Gaſthaltern der Preis ihrer Speiſen und Getränke beſtimmt, Bäcker und Fleiſchhauer und andere Zünfte unter ſtrenge Aufſicht der Schultheiße, Bürgermeiſter und Marktmeiſter geſetzt.

Der Reichstag zu Worms 1521.

Von Theodor Schacht.

Dr. Martin Luther, Auguſtinermönch und Profeſſor der Theologie zu Wittenberg, ſchrieb gegen den Unfug, der mit dem Ablaßverkauf getrieben wurde, und verwickelte ſich dadurch in eine lebhafte literariſche Fehde. Manche keck hingeworfene Ausſprüche, die weiter führten, als die erſte Abſicht des Streites war, hielt der päpſtliche Hof für ſo wichtig, daß er den Mönch nach Rom citirte. Friedrich der Weiſe, ſein Fürſt, wußte dies abzuwenden, und die gefährliche Verantwortung zu Rom verwandelte ſich in Geſpräche auf deutſchem Boden, wo Luther durch Bevollmächtigte vernommen wurde. Sie waren fruchtlos. Der Angeklagte wünſchte Nachweis ſeiner Irrthümer; die Hierarchie hatte nicht Luſt ſich darauf einzulaſſen und verlangte Widerruf, mindeſtens Stillſchweigen.

Unterdeß verſtärkte ſich der Zwiſt und Luther ſchritt im Tadel verſchiedener hierarchiſcher Anſprüche und Dogmen immer weiter, namentlich in der Schrift „von der Freiheit des Chriſten," bis ſeine Widerſacher eine Bannbulle in Rom gegen ihn erwirkten. Es iſt bekannt, wie er es wagte, ſie öffentlich am 10. December 1520 bei Wittenberg zu verbrennen, ein Akt, wodurch er die Loſung gab, der bisherigen Prieſterordnung den Gehorſam aufzukünden.

Ueber drei Jahre hatte der Hader bereits gewährt. Eine Menge Schriften waren gewechſelt und hatten die lebhafteſte Theilnahme in und außer Deutſchland erregt. Schon 1518 machte der päpſtliche Kämmerer von Miltitz auf ſeiner Reiſe durch Deutſchland die unangenehme Bemerkung, faſt überall drei Freunde der Neuerung gegen einen des Papſtes zu finden. Man fragt ſich, warum von Seite des römiſchen Hofs nicht mehr geſchah, um die Sache in ihrem Entſtehen mit Gewalt nieder zu ſchlagen? Die politiſche Lage der Dinge war aber ſo, daß er nicht mehr thun konnte. Kaiſer Max ſtarb. Die Wahl eines neuen Kaiſers beſchäftigte alle Cabinete. Einer ſo wichtigen Anglegenheit mußte die Fehde mit einem Mönch nachſtehen, zumal auf den weiſen Kurfürſt Friedrich beſonders viel ankam, und das Schwert anderer weltlichen Mächte für jetzt nicht aufzurufen war.

So ſtand es, als Max's Enkel Karl, der junge Herr der Niederlande und Spaniens, die deutſche Krone empfing. Auf ihn und die erſten Aeußerungen ſeines Cabinets richtete ſich die allgemeine Aufmerſamkeit. Ob man ihn für oder gegen die Reform gewinnen werde, war vielen noch zweifelhaft, und deßhalb der erſte Reichstag, den der neue Kaiſer in Worms zu halten beſchloß und auf den 6. Januar 1521 ausſchreiben ließ, von hoher Wichtigkeit.

Zahlreich war der Beſuch. Es erſchienen über 66 fürſtliche Herren ſowohl geiſtlichen als weltlichen Standes in Perſon, nur wenige durch Bevollmächtigte vertreten, und beinah 100 Grafen nebſt 60 Deputirten der freien Städte. Domherren, zum Theil aus fürſtlichem Geblüt, Prälaten, Barone, Ritter und fremde Botſchafter vergrößerten die Verſammlung. Auch mehrere und ſehr angeſehene Doktoren der Theologie

und des kanoniſchen Rechts fanden ſich ein, ſowohl im Gefolge der Fürſten als aus eigenem Antrieb, eben in Erwartung, daß man nicht blos weltliche Händel und Belehnungen wie ſonſt vornehmen werde. Selbſt den erſten Amerikaner, faſt nach Zigeuner Art verſchleiert, erblickte man hier mit Verwunderung. Kortez hatte ihn aus Zempoalla in Mexiko ſeinem Könige zur Huldigung überſandt.

Sehr lebhaft war es in der Stadt und Umgegend. Kaufleute und Händler aller Art kamen herbei aus deutſchen Ländern, aus Italien und Spanien. Jeder Reichstag, und dieſer vor allen, glich einer Meſſe. Die erlauchten Herern und ihre Ritterſchaft zeigten ſich im glänzendſten Aufzuge wetteifernd in Pracht der Kleider und Schönheit der Pferde. Unter den jüngſten und lebensluſtigſten zog der heitere Jüngling, Landgraf Philipp von Heſſen, beſonders die Blicke auf ſich. Das Gefühl ſchon ſo früh mündig und Regent zu ſein, gab ſeiner natürlich offenen Art etwas Keckes im Reden und Thun, doch ohne Uebermuth. Auch der Kaiſer, wenig älter, doch früh ſchon ernſter als ſeine Jahre, folgte der Neigung der Jugend und erſchien häufig auf der Stechbahn als geübter Reiter, wie er unlängſt zuvor in Spanien auf dem Turnier zu Valladolid mit der Deviſe nondum ſich ausgezeichnet hatte.

Ein Feſt reihte ſich an das andere. Den Belehnungen der Fürſten, die nicht zu Aachen ſchon gehuldigt hatten, folgte ſtets öffentliche Luſtbarkeit. Der Taumel der Faſtnacht ſteckte ganz Worms an, ſo daß es rauſchend und nach Sitte der Zeit roh und ungezogen genug herging. Sogar der beſondere Ablaß, den der päpſtliche Legat zu Ehren des kaiſerlichen Geburtstages am 24. Februar ertheilte, hatte nicht Kraft genug, einige Andacht im Volke zu erwecken.

Hinter dieſem Gepränge und wildluſtigen Treiben wurden nun die ernſteren Dinge nicht vergeſſen, und außer dem Reichsregiment kam, wie man erwartet hatte, auch der Lutheriſche Zwiſt zur Sprache.

Was uns von den Vorſchlägen des kaiſerlichen Beichtvaters Glapion, des Dominikanerpriors Fabri u. a. gemeldet wird, zeigt, daß mehrere Kleriker mildere Mittel ſuchten, um das Gewitter abzuleiten: denn ſie wünſchten, daß man gewählten Schiedsrichtern das Urtheil anheim ſtellen ſolle. Andere ſprachen von der Nothwendigkeit eines Conſils wegen des grundverderbten Zuſtandes der Chriſtenheit.

Dagegen ſtimmten andere dem Legaten Alexander bei, der am 13. Februar in großer Sitzung der Reichsſtände die Bannbulle vorwies und mit einer eigenen Rede begleitete. Der Inhalt war: es ſcheine ihm, daß manche Luſt hätten, Luthers Sache noch unterſuchen zu wollen. Er bäte deßhalb zu bedenken, daß nichts mehr zu unterſuchen ſei. Der Papſt habe bereits gerichtet, wovon die Bannbulle der ſprechendſte Beweis ſei. Luther habe ſolche Irrthümer gelehrt, daß 100,000 Ketzer deßhalb zu brennen verdienten; denn er ſchwäche das Anſehen der Heiligen im Himmel, er zweifle ſogar am Fegfeuer und erkläre die Schrift anders als die Kirche geboten. Die Sache gehöre alſo nicht mehr vor einen Reichstag; und was den Klerus betreffe, ſo dürfe dieſer ohne beſondere päpſtliche Erlaubniß ſich nicht mehr in eine Disputation mit dem Häretiker einlaſſen.

Auf dieſes Machtwort gingen die Fürſten nicht ein. Bei weitem die überwiegende Mehrheit der Stände forderte Luthers perſönliche Erſcheinung. Es ſeien der Beſchwerden, meinten ſie, ſo viele und große gegen die Regierung des heiligen Vaters, daß man endlich zu ihrer Abſtellung ſchreiten müſſe. Wo alſo der Wittenberger Profeſſor dergleichen beſtritten, da ſei es gut ihn zu hören, und das Geeignete darauf zu verfügen. Im übrigen, wo er wirklich den chriſtlichen Glauben angetaſtet, müſſe er ſeines Irrthums überführt und zum Widerruf angehalten werden.

Karls Cabinet, worin römiſcher Einfluß und ſpaniſcher Inquiſitionsgeiſt mit niederländiſcher Staatspolitik wenig harmonirten, ſchwankten hin und her; doch gab die Betrachtung, es möge leicht zur Gründung des neuen kaiſerlichen Anſehens dienen, wenn man zeige, daß ohne Wille des Reichsherrn nicht einmal ein Mönch von der römiſchen Curie unterdrückt werden könne, den Ausſchlag. Man erließ alſo im Namen

kaiſerlicher Majeſtät am 6. März eine Citation, worin Dr. Martin Luther unter Verheißung ſicheren Geleits für Hin- und Rückreiſe (ſo hatte es Friedrich der Weiſe gewünſcht) zur Verantwortung vorgeladen wurde. Des Widerrufs ward darin nicht erwähnt, weil Luther ſchon vorher an ſeines Fürſten Caplan und Geheimſchreiber Spalatin auf vertraute Mittheilungen über die Vorgänge zu Worms geantwortet hatte, daß an keinen Widerruf zu denken ſei.

Die Stelle ſeines Briefs lautet ſo: „Glaube nicht daß ich widerrufen werde, aber kommen will ich und wenn es das Leben gilt. Ich gedenke nicht zu fliehen, noch das Wort in Gefahr ſtecken zu laſſen; vielmehr will ich's bekennen bis in den Tod, ſofern Chriſtus mir hilft."

Auf erhaltene Citation, die der kaiſerliche Herold Caspar Wurm erſt am 24. März überbrachte, ſchickte ſich der Vorgeladene zur Abreiſe an. Der Wittenberger Magiſtrat ſchenkte den Wagen dazu, und beſtellte den Juriſconſult Hieronimus Schurf zu ſeinem Anwalt. Außerdem begleiteten ihn noch einige Freunde, der Domherr Niklas von Amsdorf, der Profeſſor Juſtus Jonas und ein däniſcher Herr von Schwaven. So fuhr er über Erfurt und Frankfurt, von Bürgern und Rittern freundlich empfangen und mit zahlreichen Beweiſen von Theilnahme beehrt, zu den Ufern des Rheins.

Zu Oppenheim war's, wo er ein ängſtlich warnendes Schreiben erhielt und zu den Umſtehenden jene kräftige Worte ſprach: „Und wenn zu Worms ſo viel Teufel ſind als Ziegeln auf den Dächern, ſo will ich doch hin." — Als er Oppenheim verließ, kamen ihm viel ritterliche Herren mit freundlichem Gruß entgegen, und bildeten für ihn, der in ſeiner Auguſtiner Mönchskutte gar beſcheidentlich ausſah, eine ſtattliche Begleitung. So fuhr er um 10 Uhr Morgens den 16. April in Worms ein, und ſtieg unter großem Zulauf der Menge neben dem Schwan im deutſchen Ordenshauſe ab, wo auch die ſächſiſchen Räthe Friedrich von Thunau und Philipp von Feilitſch nebſt dem Reichserbmarſchall v. Pappenheim ihre Herberge hatten.

Man ſäumte nicht lange ihn zu hören. Schon für den nächſten Nachmittag ward allgemeine Sitzung angekündigt und Pappenheim beauftragt, ihn ſowohl vorzuladen, als zur beſtimmten Stunde in Perſon abzuholen.

Bei dem Gedränge des Volks war dies zwiefach nöthig, denn der Marſchall nebſt dem Herold hatten Mühe, den Vorgeladenen und ſeinen Anwalt bis zum biſchöflichen Palaſt und durch das angefüllte Vorgemach zu bringen. Man mußte ſelbſt zwiſchen Fürſten und Herren ſich durcharbeiten. Doch hörte unſer Doctor manch ermunterndes Wort; und bekannt iſt, wie am Eingange des Saals der kaiſerliche Feldherr Georg von Frundsberg ihm auf die Schulter klopfte und ſagte: „Mönchlein, du thuſt einen Gang, wie ich und mancher Oberſt in ernſter Schlacht nicht gethan; doch biſt du deiner Sache gewiß, ſo geh in Gottes Namen! —"

Was aber für ein Verhör folgen würde, war ungewiß. Sicher lag ihm, der von ſeiner Sache ganz erfüllt war, nichts im Sinn, als eine theologiſche Disputation. Um ſo unerwarteter kam's ihm, als der Trieriſche General-Offizial Johann von Eck in kaiſerlicher Majeſtät und des Reichs Auftrag nur die Fragen that, ob er die Bücher, die hier vorlägen, für die Seinigen erkenne? und ob er ihren Inhalt widerrufen oder darauf beſtehen wolle? —

Als er ſchon im Begriff war zu antworten, fiel der Anwalt in die Rede und ſagte: Man zeige die Bücher mit Namen an. — Dies geſchah; worauf Luther ſich faßte und eine Antwort gab des Inhalts: Die genannten Bücher erkenne er allerdings für die ſeinigen, ſei auch bereit über ihre einzelnen Behauptungen Rede zu ſtehen. Allein auf die andere Frage, ob er alles, was er geſchrieben, im Ganzen vertheidigen oder widerrufen wolle, ſei ſchwieriger zu antworten und die Sache von ſo hohem Belang, daß er ſich Bedenkzeit dazu erbitte.

Da die Mehrheit der höchſten Anweſenden dies nicht unbillig fand, ſo ward er, obwohl (wie Herr v. Eck ſich ausdrückte) ſolcher Gnade nicht würdig, entlaſſen

und zwar mit dem Beſcheid, morgenden Tags wieder zu erſcheinen und ſeine Antwort mündlich abzugeben.

So verlief das erſte Verhör, woraus die Freunde des Reformators nur geringe Hoffnung ſchöpfen konnten. Viele ritterliche Herren gingen deßhalb zu ſeiner Herberge und verſprachen Beiſtand, wenn es zum Aeußerſten komme.

In großer Unruhe jedoch verbrachte Luther die wenigen ihm vergönnten einſamen Stunden, um ſich zu bedenken und zu faſſen. Kurz und bündig mußte ſein, was er vorzutragen hatte. In keine Beweiſe und Erörterungen durfte er ſich einlaſſen; nur das Weſentliche ſeiner Ueberzeugung und eine beſtimmte Angabe ſeiner Stellung zur evangeliſchen Lehre und zum dermaligen Prieſterthume bedurfte es. An Widerruf dachte ſeine Seele keinen Augenblick, und doch ſchwankte er hin und her in der Wahl der Ausdrücke, um den Widerruf abzulehnen und den verſammelten Ständen das Feuer ſeiner eigenen Ueberzeugung mitzutheilen. Welcher Sturm in ſeiner Bruſt geweſen, hat er ſelbſt nachmals erzählt, aber auch, wie ihn nichts mehr gekräftigt, als das innigſte Gebet zu Gott.

Ein Verſuch, dies Gebet aus der Erinnerung aufzuzeichnen, findet ſich unter ſeinen Schriften, und man erkennt auch darin den Charakter des Mannes und die Stärke ſeiner Gefühle, die im Gebet bis zum Schrei ſich ſteigerte. O Gott, o du mein Gott, du mein Gott! rief er aus, ſteh mir bei in dieſer Stunde. Du mußt es thun, du allein. Iſt es doch nicht meine, ſondern deine Sache, die gerecht iſt, die ewig iſt, o Herr. Siehe, du weißt es, ich bin bereit mein Leben darum zu laſſen. Mag er zu Trümmern gehn, mein Leib, aber zwingen mein Gewiſſen, das ſoll die Welt nicht! Nur du mußt mich nicht verlaſſen, o mein Gott. Du mußt mir beiſtehn im Namen deines lieben Sohnes Jeſu Chriſti, der mein Schutz, mein Schirm ſein ſoll, meine feſte Burg durch Kraft und Stärkung deines heiligen Geiſtes. Amen.

Somit kehrte die Klarheit ſeines Geiſtes zurück, ſo daß er ſich der Fülle der Gedanken, die er in ſeiner Angelegenheit ſo gern öffentlich ausgeſprochen hätte, entſchlagen und die wenigen Hauptpunkte ins Auge faſſen konnte, worauf es allein ankam. Erheitert fanden ihn die Freunde, als er wieder unter ſie trat, und faſt ſo ruhig, als wäre ſein Gemüth keineswegs noch eben in gewaltiger Erſchütterung und ſeine Stimmung die leidenſchaftlichſte, ja die erhabenſte geweſen.

Unterdeß war die beſtimmte Friſt vorüber, und wiederum erſchienen Marſchall und Herold um ihn abzuholen. Noch gewaltiger als geſtrigen Tags war das Gedräng im biſchöflichen Hofe, und über zwei Stunden vergingen und ſchon waren die Fackeln angezündet, eh' er vorgelaſſen wurde.

Sobald es ſtill geworden, nahm der Offizial das Wort um die Abſicht der heutigen Sitzung zu erörtern, und verlangte zum Schluß ſeiner Rede Beſcheid auf die Frage, ob er die genannten Bücher vertheidigen oder widerrufen wolle.

Luther begann ſeine Erwiederung zuerſt mit der Bitte, die hohe Verſammlung möge ihm zu gut halten, wenn er ſich weniger nach Hofes- als nach Mönchsart ausdrücken ſollte; und widerholte dann die geſtrige Anerkennung der Bücher. In Betreff des zweiten Artikels bat er aber zu erwägen, daß die Bücher verſchiedener Art ſeien. Diejenigen, worin er nur von chriſtlichen Glauben und Werken gehandelt, werde man wohl für unſchädlich gelten laſſen In andern habe er das Papſtthum angetaſtet, d. h. ſolche Anordnungen, die großes Aergerniß gegeben; dieſe könne und dürfe er nicht widerrufen ohne großen Nachtheil des deutſchen Reichs und der ganzen Chriſtenheit. Man würde ja ſonſt glauben, daß die Mißbräuche in der Hierarchie und ihr ſchon längſt von Fürſten, Gelehrten und Volk für unerträglich gehaltener Druck förmlich als gut und recht beſtätigt würden, und das vor den Augen und auf Befehl kaiſerlicher Majeſtät und der Fürſten des Reichs. Es heiße in den päpſtlichen Dekreten ſelbſt, daß man alles, was dem Evangelio zuwider ſei, für irrig halten ſolle.

Wenn er demnach geſagt: „dies und das iſt irrig als dem Evangelio zuwider," und nähme ſolchen Ausſpruch gegen ſeine Ueberzeugung zurück, ſo würde er nach der

Kirche eignen Lehren höchſt Unrecht thun. „Und was wär ich alsdann, rief er aus, für ein Schanddeckel aller Schlechtigkeit und Tyrannei!“

Die dritte Art ſeiner Bücher ſei polemiſch, worin er mit Widerſachern zu thun gehabt. Daß er mit ihnen über die Lehre Chriſti disputirt, ſei freies Recht eines Theologen, und könne er ſolches nicht widerrufen; wiewohl er geſtehe, daß er oft zu hitzig geweſen und weit ſchärfer in Worten als ſeinem Stand gezieme. Er ſei kein Heiliger, ſondern ein Menſch und es werde ihm ſchwer ſich zu mäßigen, wenn es die Wahrheit und Reinheit der Lehre Jeſu gelte. Schwerlich werde man auch Widerruf bloßer Ausdrücke, noch dazu da ſie durch gleich heftige ſeiner Gegner veranlaßt worden, vielmehr werde man Widerruf von Gedanken und Lehrſätzen verlangen. Da könne er aber nicht anders als nach dem Beiſpiel unſers Herrn und Heilands ſagen: Hab ich übel geredet, ſo beweiße daß es übel iſt.

Er bäte alſo bei Gottes Barmherzigkeit Se. Kaiſerlichen Majeſtät und ſämmtliche Chur- und Fürſtliche Gnaden, daß man aus den Schriften der Propheten und Apoſtel beweiſen möge, was und worin er geirrt. Und wo er deß überwieſen werde, ſei er bereit zum Widerruf und wolle der erſte ſein, der ſeine Bücher ins Feuer werfe.

Mancher Hader und Zwietracht ſei allerdings von ihm gefördert worden, es liege aber nicht an ihm, ſondern in der Sache. Es ſei ein Streit um das heilige Wort Gottes und könne am wenigſten durch Verfolgung gedämmt und gedrückt werden. Es wäre ja möglich, daß ſolchen Falls die Regierung des allerlöblichſten jungen Herrn Kaiſers dabei zu Schaden komme. Er ſage dies nicht um ſo großen Häuptern Lehr und Mahnung zu geben, ſie würden eben ſo gut und beſſer wiſſen was Noth thue. Er ſage es nur um der deutſchen Nation und ſeines lieben Vaterlandes willen, und wolle hiermit Kaiſerliche Majeſtät und ſämmtlichen Chur- Fürſtlichen Gnaden ſich unterthänigſt empfohlen, auch demüthig gebeten haben, daß ſeinen Widerſachern nicht möge geſtattet werden, ohne Grund gegen ihn zu verfahren.

Dies waren die Hauptſätze ſeiner ausgeführteren Rede, die er mit Beſcheidenheit und ſtarkem Gefühl vortrug. Herr v. Eck aber erwiderte: das heiße nicht zur Sache geantwortet. Es handle ſich hier nicht um Dinge, die längſt zuvor von Kirchenhäuptern und Concilien abgemacht worden, ſondern um die runde Beantwortung der Frage, ob er revociren und widerrufen wolle oder nicht.

Darauf ſagte Luther: Nun wohlan ſo antworte ich, weil es Kaiſers Majeſtät begehrt, nochmals und ſchlechtweg. Dem Papſte darf ich nicht glauben, auch nicht den Concilien, weil es am Tage liegt, daß ſie zum öftern geirrt und genug wider einander geweſen. So lang ich alſo nicht mit Zeugniß der heiligen Schrift und mit hellen Gründen überführt werde, daß ich Unrechtes behauptet, und Bibelſtellen, ſo ich gebraucht, fälſchlich verſtanden habe, ſo lange kann und will ich nichts widerrufen. Denn gegen ſein Gewiſſen handelt kein rechtſchaffener Mann. Hier ſteh' ich, ich kann nicht anders, Gott helfe mir. Amen.

Der Fremden wegen und weil auch der Kaiſer als Flamländer ſehr wenig im oberdeutſchen Dialekt bewandert war, verlangte man, er möge ſeine Antwort lateiniſch geben. Das geſchah. Und als hierauf manches unter den hohen Häuptern hin und her geredet war, trat Herr von Eck wieder vor, um ihn nochmals zu einer Aenderung ſeines entſchiedenen Ausſpruchs zu bewegen. Als beſonderes Argument gebrauchte er die Meinung, daß es zu nichts führe, wenn man immer aufs neue von Dingen disputire, die vor Jahrhunderten ſchon abgeſprochen und abgeurtheilt ſeien. Wohin es mit der Chriſtenheit auch kommen ſolle, wenn ein Jeder ſeine eignen Anſichten in der Religion öffentlich vorbringen und verlangen dürfe, aus der Schrift widerlegt zu werden? — Kaiſerliche Majeſtät ſtelle ihm deshalb zum letztenmal anheim, ob er Ja oder Nein ſagen, d. h. widerrufen wolle oder nicht.

Zu anderer Zeit hätte Luther wohl den Streithandſchuh, der in dem Tadel des Offizials ihm gleichſam hingeworfen ſchien, bereitwillig aufgenommen und den faßbaren Satz dagegen geſtellt, daß niemals das wahrhaft Geiſtige und Göttliche

als abgethan betrachtet, ſondern ewig von neuem durchforſcht werden müſſe, um ewig neue Wahrheiten zu erzeugen, woran es unerſchöpflich ſei. Allein er fühlte, daß hier weder Ort noch Zeit ſei, oder war auch von zweiſtündigem Reden und von der Hitze des Gedrängs, die ihm viel Schweiß auspreßte, ſo ermüdet, daß er nichts mehr erwiderte als die Bitte: man möge nicht weiter in ihn dringen; er bleibe unwandelbar bei der gegebenen Antwort.

Somit ſchloß das Verhör; er ward entlaſſen. In und außer dem Reichsrath war aber große Bewegung, und die freudigſte Theilnahme an dem unerſchrockenen Redner zeigte ſich unter Rittern und Bürgern. Auf das Gerücht, er werde gefangen fortgeführt, erhub ſich Getümmel und viele Edelleute kamen herzu, um ſich perſönlich zu überzeugen, es geſchehe ihm nichts.

Unter den Fürſten war der weiſe Alte von Churſachſen nicht der einzige, dem ſeine Antwort gefallen; ſelbſt Ungelehrte und Kriegshelden, die ſich um die Sache als um theologiſchen Hader nicht gekümmert, konnten dem freimüthigen Mönch ihre Achtung nicht verſagen. Daß der tapfere Herzog Erich von Braunſchweig-Calenberg ihm einen guten Trunk Einbecker Bier in ſilberner Kanne nachſchickte, war ihm wahrlich nicht blos eine körperliche Erquickung auf die Arbeit; er that auch ſofort Beſcheid mit dem Wunſche: Wie Herzog Erich jetzo meiner gedacht, ſo gedenke ſeiner unſer Herr Jeſus Chriſtus in ſeiner letzten Stunde! —

Des andern Tags erfreute ihn mancher hohe Beſuch, namentlich der des jungen Landgrafen von Heſſen, der ihm freudig die Hand drückte und ſagte: Habt Ihr recht, Herr Doctor, ſo helf' Euch Gott.

Selbſt vornehme Kleriker äußerten ſich ſehr gemäßigt. Ein ſo aufgeklärter Mann wie der ehrwürdige Biſchof Chriſtoph v. Stadion, konnte wohl nicht anders als dem Reformator in manchem Stücke beipflichten. Der Churfürſt Hermann von Köln fühlte vielleicht ſchon im Herzen die Neigung, die ihn nachmals bewog, reformiren zu wollen. Richard von Trier verſuchte ſogar, ehe Luther von Worms entlaſſen werde, ihn mit der Kirche, wenigſtens mit einer Appellation an ein Concilium auszuſöhnen; und der Erſte unter den Ständen, Albrecht von Mainz, deſſen Ablaßverpachtung gerade den Lutheriſchen Streit verurſacht hatte, war zu ſehr Gelehrtenfreund und Kenner der geiſtigen Cultur der Zeit, um ſich auf harte Weiſe auszuſprechen. — Nur einer unter den Churherrn, ſo viel wir wiſſen, drang darauf, daß man ſogleich Gewalt brauche und den Widerruf durch Verſagung des Geleits erzwinge. Es war Joachim von Brandenburg. Allein andere Fürſten und namentlich Georg von Sachſen, obwohl ein Feind der Lutheriſchen Lehre, erklärten ſich in heftigem Wortwechſel dawider. Die alte deutſche Redlichkeit, rief Georg, verlange zuerſt, daß man ſein Wort halte.

Zu verwundern iſt alſo nicht, wenn man im kaiſerlichen Cabinet, trotz dem Nuntius das zugeſagte Geleit zu halten beſchloß, obſchon man den Ständen die Erklärung zuſchickte, daß nach abgelaufener Geleitsfriſt wider Dr. Luther als offenbaren Ketzer verfahren und die falſche Lehre verfolgt werden müſſe, und zwar deßhalb, weil er zu glauben wage, daß alle Chriſten bisher in Irthum verlebt, und weil er hartnäckig in ſolchem Wahn beharre.

Unter mancherlei Berathungen über dieſe kaiſerliche Propoſition und unter wiederholten Verſuchen, im kleineren Fürſten- und Gelehrtenkreiſe den ſtandhaften Mönch auf andere Meinung zu bringen, verliefen acht Tage. Alles war fruchtlos; und der Churfürſt von Trier, der ſich nebſt den Doctoren Vehus, Peutinger u. a. viel Mühe gab, erhielt keine mildere Antwort von Luther, als die: Er beſtreite weder Papſt noch Kirchengewalt, ſofern ſie mit der heiligen Schrift übereinkämen; vom Worte Gottes laſſen könne er aber nun und nimmer, und werde ſich einem allgemeinen Concil auch nur mit der Bedingung unterwerfen, daß es ihn nach den Ausſprüchen der Bibel richte.

Als hierauf der wohlmeinende Fürſt ihn freundlich aufforderte, er möge alſo ſelbſt angeben, auf was für Weiſe dem Zwiſt abzuhelfen ſei, ſo erwiderte er: Ich

weiß es nicht, es sei denn, was Gamaliel in der Apostelgeschichte sagte: Ists Menschenwerk, so wird es von selber vergehn; ist's aber aus Gott, so wird Niemand sein, der es zerstört.

Dies war das Ende der letzten Unterredung. Drei Stunden später überbrachten ihm Herr v. Eck und des Kaisers Sekretär den Befehl Worms unter Geleit desselben Herolds, der ihn hergeführt, zu verlassen, und 21 Tage lang Sicherheit der Person zu genießen. Zugleich geboten sie ihm, unterwegs weder mit Mund noch Feder das Volk aufzuregen.

Am 26. April, Vormittags, also den zehnten Tag nach seiner Ankunft, reiste Luther mit seinen Wittenbergischen Begleitern ab. Schon zu Friedberg in der Wetterau entließ er den Herold, um sich hessisch-sächsischem Geleit allein anzuvertrauen; und bekannt ist, wie sein Landesherr es veranstaltete, daß er nahe dem Thüringerwalde, im Amte Salzungen; von verkleideten Rittern, nemlich von Burkhard Hund von Altenstein und dem Wartburger Castellan, Johann von Berlepsch, plötzlich aufgehoben und auf die Wartburg entführt wurde, wo er zehn Monate als Junker Georg sich im Verborgenen aufhielt.

Den Befehl dazu hat Churfürst Friedrich sicher erst nach Luthers Abreise gegeben, als er sah, daß man unter den Personen von Einfluß sich immer mehr zu Ungunsten des Reformators aussprach, obgleich mehrere Fürsten nebst der Ueberzahl der städtischen Deputirten und freien Ritterschaft ihm anhingen. Unterm 5. Mai schrieb der Churfürst an seinen schon abgereisten Bruder Johann, der ihm vier Jahre später in der Churwürde folgte: „Martini Sache steht so: Er muß in's Eisen, dawider ist kein Mittel, doch steht der Ausgang bei Gott. Wenn ich zu Ew. Liebden komme, werd' ich Wunder erzählen."

Wegen des Widerstreits, der sich nicht in einen gemeinsamen Reichsbeschluß auflösen konnte, reisten er und andere der Reform geneigte Fürsten, die meisten Stände überhaupt, in der nächsten Woche von Worms ab; worauf die frühere Proposition, kraft deren Luther, seine Bücher, seine Anhänger und Schützer, in Acht und Aberacht verfielen, als kaiserliches Edikt am 23. Mai publicirt ward und der viermonatliche Reichstag sein Ende nahm.

Franz von Sickingen vor Darmstadt 1522.

Von Christoph von Rommel.

Franz von Sickingen (einer verfallenen Burg ohnweit Meisenheim Kraichgau) ein pfälzischer Ritter, durch einnehmende Sitten, hohen Muth und Liebhaberei zum Krieg bei Fürsten und Rittern, durch geschickte Erweckung großer Hoffnungen und eine neue strenge Kriegszucht bei dem Volke und seinen Söldnern beliebt, stand damals am Rhein, in Schwaben und Franken an der Spitze aller ritterschaftlichen Conföderationen. Nachdem er zu seinen Stammburgen, Nannstuhl (beim Städtchen Landstuhl ohnweit Kaiserslautern) und der von ihm neu befestigten Ebernburg (an der Nahe), noch die Hohenburg an der lothringischen Grenze (seine Mutter war Erbin von Hohenburg und Neuenstein) und Ganerbschaft oder Bundesgenossen in anderen überrheinischen Schlössern (Drachenfels, Kaltenfels, Dann und Lützelburg) erworben, benutzte er die Schwäche des Reiches unter dem alternden Kaiser, um unter nichtigen Vorwänden der Fehde, zur Ausführung größerer Plane sich zu bereichern. Zuerst bedrängte und brandschatzte er der Reichsacht zum Trotz die Stadt Worms (wo sein Oheim Bischof gewesen), versöhnte sich nach dem Reichskriege, in welchem Hessen hundert Reisige gegen ihn nach Steinheim senden mußte, mit dem Kaiser, der ihn gern von Frankreich abziehen wollte, (und dem zu Ehren er eine Medaille schlagen ließ,) überzog im Bunde mit dem Herrn von Sedan und Bouillon, Robert von der Mark

und mit mehreren deutſchen Grafen und Herren (dem Rheingrafen, Philipp von Solms, Kaspar von Kronenberg u. A.) den Herzog Antonius von Lothringen, drang ihm eine Brandſchatzung von zwanzig tauſend Goldgulden und das Verſprechen einer Penſion ab, verband ſich mit dem König von Frankreich zu Amboiſe, der ihm eine koſtbare Kette und einen Sold von drei tauſend Franken gab (aber ihn nicht zu erhalten wußte), und rückte endlich mit vier tauſend Pferden, ſechszehn tauſend Fußgängern und zehn bis zwölf Felsſtücken vor die Reichsſtadt Metz, die er beſonders durch drei Wagen voll Sicheln, womit er ihre Weinreben abzuſchneiden drohte, ſo ſchreckte, daß ſie ihm zwanzigtauſend Gulden zahlte. Von hier aus ſandte er plötzlich einen Feindsbrief an den jungen Landgrafen von Heſſen, (der zugleich mit der Nachricht von ſeinem Anzug ankam) wegen vermeintlicher Bedrängniß ſeines Freundes, Konrad von Hatſtein, als Ganerben von Reiffenberg und Vorenthaltung einiger ſtrittigen Wieſen bei Nordheim am Rhein, erworben von ſeinem Vetter Hans. Kurfürſt Ludwig von der Pfalz war noch nicht ausgeſöhnt mit Heſſen ſeit der baieriſchen Fehde. In Sickingens Hülfe ſtanden viele pfälziſche und rheiniſche Ritter, die ſich aus jener Zeit beſchwert glaubten; Graf Philipp von Hanau-Lichtenberg zu Babenhauſen, der die Hälfte von Umſtadt, ein pfälziſches Lehn, verloren; die Grafen der Wetterau, und Wilhelm von Henneberg (der ſeine Lehnsherrlichkeit über Dornberg und Gerau eingebüßt) unwillig über die heſſiſchen Zollſtätten; in Heſſen ſelbſt insgeheim Anna von Braunſchweig, Wittwe Wilhelms I., welche ihre Beſchwerden über das Witthum zugleich am Reichstag zu Augsburg anhängig machte; die alten Regenten, unter denen jedoch Ludwig von Boyneburg, von dem jungen Hans von Sickingen heimgeſucht, jede Theilnahme an der Fehde verweigerte; unter andern geringeren Anforderern die Ritter von Reiffenſtein, Rüdigheim, Breidenſtein, Hohenfels, Kronenberg und Werner von Lüdder, deſſen Vetter Wigand kurz vorher als Straßenräuber auf Begehren des Landgrafen war hingerichtet worden. Andere, wie der junge Ulrich von Hutten (der ſich durch Georg von Schaumburg entſchuldigen ließ) wurden ohne ihr Wiſſen in dieſe Fehde gezogen.

Franz von Sickingen hatte dieſen Schlag gegen Heſſen gut vorbereitet. Kurz vorher hatte er die Stadt Frankfurt, deren Hauptmann Jacob von Kronenberg gegen ihn den Dienſt verweigerte, ſo in Schrecken geſetzt, daß ſie das Anerbieten des heſſiſchen Amtmanns von Schmalkalden, Eberhard von Rodenhauſen, zu einer Hülfe von vier hundert Fußknechten und zwei hundert Reitern nicht annahm, und bei dem Anrücken Sickingens kaum den heſſiſchen Abgeordneten drei hundert Malter Korn verkaufte; wegen des Salpeters wurden ſie an einzelne Bürger verwieſen. Auch benachbarte und verwandte Fürſten wurden vergebens angerufen. Herzog Ulrich von Würtemberg gab der in Darmſtadt verſammelten heſſiſchen Ritterſchaft, an die früher aus Kaſſel erhaltenen unfreundlichen Schreiben erinnernd, zu verſtehen, er wolle von ſeinem jungen Vetter ſelbſt angegangen ſein; Heinrich der Jüngere von Braunſchweig verlangte vorerſt einige ohnweit Vorken, man weiß nicht durch wen, angehaltene Braunſchweigiſche Waaren zurück; Georg von Sachſen, ſonſt bereitwillig, wieß in der Eile auf den Kaiſer; die Räthe des Erzbiſchofs Richard von Trier, welcher nachher auf dem Reichstag zu Augsburg mit großem Eifer ſich des jungen Landgrafen annahm, und der Biſchof von Würzburg, wußten ſich nicht mehr der kurz vorher abgeſchloſſenen Bündniſſe zu erinnern; des Markgrafen Kaſimir von Brandenburg Hülfe, die er nach Kitzingen ſenden wollte, und das Stillſtands-Gebot des Kaiſers, welchen der Landgraf durch ſeinen Geſandten zu Augsburg inſtändig um eine Achtserklärung gegen Sickingen bitten ließ, kamen zu ſpät. Sickingen fand Alles unvorbereitet. Sobald er nach der an der Stadt Metz verübten Brandſchatzung mit ſeinen drei tauſend Reitern und zehn tauſend Fußgängern über den Rhein, vor ihm der Ruf ſeiner Brandfackeln und ſeiner unwiderſtehlichen Schnelligkeit gegangen war, ſtand ihm die ganze Grafſchaft Katzenellenbogen offen. Der alte Kurt von Wallenſtein, der mit drei tauſend Mann Rüſſelsheim behauptete, ſchrieb vergebens nach Kaſſel um Geld, Speiſung der Feſtung und Mannſchaft. Das benachbarte Landvolk, das er zuſammenziehen wollte, lief troſtlos dem Feinde zu. Nur

die kleine Feſte Stein, wo Johann von Gilſa, Kurt Heſſe, Tonges Wolf und ein Buttlar befehligten, wehrte ſich ruhmvoll. Vom Taunus her war Kaspar von Kronenberg im Anzug, dem zu widerſtehen in der Eile drei tauſend Mann unter Eberhard von Bodenhauſen bei Gießen vorrücken mußten (der junge Landgraf ſelbſt, damals vierzehnjährig, wurde durch ſeine Mutter von Gießen nach Spangenberg geführt); am Odenwald ſtand Götz von Berlichingen, der ohne Abſagebrief in Umſtadt einfiel, wo ihm nachher noch Echter von Berge mit der Brandfackel folgte. Bach an der Fulda wurde von drei hundert Reitern des Grafen Wilhelm von Henneberg überfallen, und nur durch die Wachſamkeit einiger Weiber und der Bürger Tapferkeit gerettet. Sickingen ſelbſt nahm Gernsheim, Zwingenberg, alle umliegenden Dörfer und Städte, welche geplündert, in Brand geſteckt oder gebrandſchatzt wurden (ſo das Gerauer Ländchen), umzingelte plötzlich Darmſtadt. Hier lag die Blüthe des heſſiſchen Adels, über 600 Reiſige. Unter ihnen nichts als Beſtürzung und Verrath. Man wartete kaum einige Tage auf Entſatz. Faſt zu gleicher Zeit ſandte Markgraf Philipp von Baden, zum Vermittler angerufen, ſeine Räthe, in deren, und des in Eile herbeigelockten Kurts von Wallenſtein Gegenwart zwiſchen Sickingen, den Hauptleuten, Räthen und Rittern zu Darmſtadt folgender Vertrag abgeſchloſſen wurde. Der Landgraf ſollte die alte Witthumsverſchreibung der Anna von Braunſchweig, und was ihr der Spruch von Cöln zugegeben (ohngeachtet ihrer ſpäteren Verſchreibungen), halten; die Beſchwerden der Grafen in der Wetterau, des von Hanau und Henneberg erledigen; den Herren von Kronenberg das vormalige pfälziſche Lehnsdorf Waſſerbiblis wieder zuſtellen, auch zum Schadenerſatz die erkauften Güter derer von Wolfskehlen eigenthümlich überlaſſen; die alten Regenten, Kaspar von Berlepſch, Hermann Schenck, Georg von Hatzfeld und Ludwig von Boyneburg (wie auch Wilhelm, Hans und Kaspar Sinterumb) in ihre Güter wieder einſetzen; ſeine Forderungen an dieſelben beim Kaiſer vorbringen; die Anſprüche anderer Ritter und Anforderer (Johann's von Hohenfels, Werners von Lüdder, Philipps von Rüdigheim, Ulrich Ulners, Eberhard Erlenhaupts, Meyenfiſch und Epfenburgs Söhne, auch Johann von Breidenſtein's) durch vier Schiedsrichter beider Parteien entſcheiden laſſen, nöthigenfalls als Obmann in dieſer Sache einen Zufall oder auch einen dritten Spruch thun; Emerich von Reifenſtein (wegen ſeiner Forderungen von neunzig Gulden und eines Pferdes) befriedigen, mit den Ganerben von Reiffenberg ſich vertragen, Konrad Schütz losgeben. Für ſeinen Freund Konrad von Hatſtein verlangte Sickingen tauſend Gulden Schadenerſatz; für ſich ſelbſt, gegen Zurückgabe aller Eroberungen und Gefangenen, die ihm vorenthaltenen Wieſen bei Nordheim, und 35000 Gulden, zahlbar binnen drei Wochen. Bürgen des ganzen Vertrags, auch wenn ihn Landgraf Philipp nicht genehmige, ohne alle Ausflüchte, wie ſie nur nach menſchlichem Sinne erdacht werden könnten, auch ungeſonderte unverſchiedentliche, zur perſönlichen Leiſtung im Nothfall verpflichtete, Selbſtſchuldner für die bedungene Geldſumme wurden achtzig heſſiſche Ritter; Sickingen im Fall der Nichtbezahlung noch berechtigt, ganz Heſſen zu Waſſer und zu Lande anzugreifen und zu pfänden. Zur Vollziehung des Hauptartikels zahlte der Landgraf 35000 Gulden, welche in lauter Hellern nach Mainz in die Herberge zur Krone gebracht wurden; für die übrigen Bedingungen des übereilten ſchimpflichen Vertrags nach einem ſo plötzlichen und unrechtmäßigen Ueberfall (deſſen Schaden man auf 300,000 Goldgulden ſchätzte) hielt er weder ſich noch ſeine Ritter verpflichtet.

Um dieſe Zeit ſtarb Kaiſer Maximilian, nachdem er kurz vorher den ganzen Vertrag mit Ausnahme der für Hatſtein und Sickingen günſtigen Artikel für nichtig erklärt hatte. Sickingen, der ſich hierdurch nicht gebunden hielt, ſandte dem Landgrafen eine Mahnung, der er ein gedrucktes Exemplar des Vertrags beifügte; die Ritter forderte er zur perſönlichen Leiſtung. Der Landgraf, der ihnen dieſe verbot, berief ſich auf einen künftigen römiſchen König oder auf ein Fürſtengericht. Aber Sickingen, ſeit ſeinem Bruch mit dem Könige von Frankreich kaiſerlicher Kämmerer, Rath und Hauptmann, bereit, Karls V. Wahl bei Frankfurt zu decken, ſtand in

drohender Nähe. Man hörte von ihm in Frankfurt die bedenklichen Worte, er werde bald die alten Herbergen wieder ſuchen; einem heſſiſchen Beamten, der ihm den aufſtrebenden Geiſt des jungen Fürſten ſchilderte, ſagte er lächelnd: „einen Knaben verſöhnt man mit einem Apfel.“ Dieſe Worte vergaß Philipp nicht. Das Vorſpiel der neuen Fehde ſchien in ein ſchriftliches Schimpfſpiel zwiſchen Sickingen und der heſſiſchen Ritterſchaft, von der ſich anfangs nur ſieben (Wilhelm von Dörnberg, Eberhard von Heuſenſtamm, Horneck von Hornberg, Rudolf von Weiblingen, Johann Schwerzel von Willingshauſen, Johann Brendel von Homberg, Baſtian Forſtmeiſter von Gelnhauſen) perſönlich einſtellten. Die Uebrigen erklärte Sickingen in einem öffentlichen Libell für brief- und ehrlos. Die Ritter antworteten in einer Druckſchrift: „Sickingen habe durch ſein verläumderiſches Libell die in den Reichsgeſetzen beſtimmte Strafe verwirkt; wegen ſeiner muthwilligen Thaten ſchon früher vom Kaiſer mit dem Bann und dem Verluſt ſeiner Ehren und Würden geſtraft, verdiene er keinen Glauben. Ihre perſönliche Verpflichtung erſtrecke ſich nur auf die geleiſtete Geldſumme; ſo hätten es auch die Räthe des Markgrafen von Baden erklärt. Der Landgraf habe auch weiter nichts eingewilligt und nach einem von Fürſten, Grafen und Rittern erhaltenen Gutachten ihnen bei Eid und Pflicht verboten, ſich auf die andern Artikel zu ſtellen; auf alle ihre Vorſtellungen deshalb hätten ſie zur Antwort erhalten, daß Franz, dem er nie Recht verweigert, ihn den Reichsgeſetzen zuwider, unrechtmäßig und ohne zeitige Kriegserklärung überfallen. Der Kaiſer ſelbſt habe den Vertrag vernichtet; Sickingen, der ihn jetzt willkürlich erklären wolle, dem kaiſerlichen Boten geantwortet, er wolle das Mandat halten. Sie hätten auch Pflichten gegen ihren Landesfürſten, und könnten ohne eigene große Gefahr nicht anders handeln, ſo gern ſie auch wollten.“ Um dieſe Zeit zog ſich Ulrich von Würtemberg durch ſeine Gewaltthat gegen die Stadt Reutlingen die Rache des ſchwäbiſchen Bundes zu. Sein Erbland gab man dem Bruder des Kaiſers, Erzherzog Ferdinand. Philipp war ſchon damals der erſte und der einzige deutſche Fürſt, der ihm zu Hülfe ziehen wollte. Er verſprach ihm zwei hundert Reiter und 600 Fußknechte (das verlangte Darlehen mußte er abſchlagen). Dies hintertrieb Sickingen, der ſich als einer der Hauptleute des Bundes rüſtete, und vorerſt in's Amt Lichtenberg fiel. Der Landgraf, eines Ueberfalls gewärtig, ſuchte Troſt bei allen benachbarten Grafen, Biſchöfen und Aebten. Statt der Hülfe meldeten ſie ihm ein von unbekannter Hand erhaltenes Verbot „bei ſchwerer Ungnade.“ Auch Herzog Albrecht von Mecklenburg, des Landgrafen Oheim, dem er die Verwaltung und Befehlshaberſchaft in der ganzen Grafſchaft Katzenellenbogen übertragen hatte, berichtete, es ſei ihm unmöglich, die nöthigen Kriegsknechte zuſammenzubringen. Da entſchloß ſich der Landgraf, ein Mitglied des ſchwäbiſchen Bundes zu werden, der bei allen drückenden Verpflichtungen (der Landgraf mußte ſich anheiſchig machen, zu jeder Zeit zwei hundert fünfzig Mann zu Roß und vier hundert Fußknechte zu ſtellen) damals den einzigen Schutz in Deutſchland gewährte. Sickingens Angriff unterblieb nun. Aber er wußte den Landgrafen auf eine andere Art zu unterhalten. In geheimem Einverſtändniß mit ihm ſtand der Erzbiſchof Albrecht von Mainz, entweder wegen Richards von Trier, welcher dem Kaiſer ſeit dem Wahltag zu Frankfurt verdächtig war, und der ſich perſönlich zu Augsburg gegen Sickingen erklärt hatte, oder wegen der heſſiſchen Händel mit ſeinem Erzſtift ſeit der Pfälzer Fehde. Zu Mainz fanden die Fehde-Ritter, welche den jungen Landgrafen ſeit ſeiner Minderjährigkeit beunruhigt hatten, immer die beſte Aufnahme (unter ihnen Johann von Breidenſtein und Weiſe von Feuerbach). Auf ſeine Klage erhielt der Landgraf vom Kaiſer die Erlaubniß, die Landfriedensbrecher allenthalben zu ſuchen, das Kapitel zu Mainz den Befehl, ſie nicht zu ſchützen. Alſo ließ der Landgraf von Eppenſtein aus nach Rüſſelsheim und Roßbach zu die Straßen reinigen. (Denn einen Fürſten, ſo lauten ſpäterhin ſeine eigenen Worte, ſoll man an Reinhaltung ſeiner Straßen, an ſeiner Münze, und an Haltung ſeiner Zuſagen erkennen.) Als die heſſiſchen Reiter, acht und zwanzig, unter Helwig von Lauerbach, ihren Feind verfolgend, ohnweit Flörsheim die mainziſche Grenze überſchritten, empfing ſie der

mainzer Hofmarſchall Frowin von Hutten, an der Spitze eines überlegenen Haufens mit trotzigen Worten, mit Spießen und Kolben, und mit einem Glockengeläute, welches verabredetermaßen die bewaffneten Bauern herbeizog. Helwig und ſeine Ritter (unter ihnen Wigand und Eckbrecht von Gilſa) wurden gefangen, andere erſchoſſen; der alte Helwig von Rückershauſen, der von einem mainziſchen Reiter auf dem Rücken ſeines verwundeten Pferdes erſtochen werden ſollte, verdankte ſein Leben dem Heinrich von Scholley (einem Einſpännigen); dieſen traf der feindliche Spieß in das Schulterbein mit ſolcher Gewalt, daß der Schaft mitten von einander brach. Alle mußten geloben, denſelben Tag ſich zu Mainz zu ſtellen. Mit Spott empfangen, wurden ſie noch in ihrer Gewahrſam durch die boshafte Liſt der Domherren, welche ſich ihrer gern entledigen wollten, geängſtigt. Vor der Herberge, in der die heſſiſchen Ritter, weil ſie die ihnen vorgeſchriebene Urfehde nicht unterſchreiben wollten, Harniſche und Pferde verzehrten, wurde plötzlich die Trommel gerührt, hierauf das Gerücht verbreitet, die Heſſen ſollten erwürgt werden. Aber die Heſſen blieben ſtandhaft. Endlich fand der Erzbiſchof einen Ausweg. Er bat den Kaiſer, ſie in ſeine Hand zu nehmen; der gab ſie los auf gewöhnliche Urfehde.

Die Synode zu Homberg und die Einführung der Reformation in Heſſen 1526.

Von Chriſtoph von Rommel.

Philipp, emſig forſchend in der Bibel und durch die Schriften Luthers, Melanchthons und des eben ſo ſanftmüthigen als aufgeklärten Arbanus Rhegius zu Augsburg belehrt, faßte nun einen Entſchluß. Nach einer Zuſammenkunft mit mehreren oberländiſchen Fürſten zum Geſellenſchießen mit der Armbruſt zu Heidelberg, wo ſich dieſe Herren ernſtlich verbanden, dem gotteslaͤſterlichen Fluchen und dem Mißbrauche des Zutrinkens bei ſich ſelbſt, ihren Dienern und Unterthanen zu ſteuern, befahl er allen Pfarrern in Heſſen, nicht nur das Volk von Völlerei und Gotteslaͤſterung abzuziehen, es zur Liebe Gottes und des Nächſten, unter ihnen ſelbſt zu Frieden und Einigkeit, gegen ihre rechte Obrigkeit, zur Gutwilligkeit und Gehorſam anzuweiſen (denn es war die Zeit vor dem Ausbruch des Bauernkrieges), ſondern auch daſſelbe im Evangelium und in der Lehre Chriſti „lauter und rein" zu unterrichten. Auf der Reiſe nach Heidelberg war er Melanchthon begegnet, den der Legat (Campeggi) vergebens verſucht hatte, auf ſeine Seite zu ziehen. Philipp ritt an ihn heran, fragte ihn, ob er Melanchthon ſei, bat ihn, als er vom Pferde herunterſteigen wollte, ſitzen zu bleiben und mit ihm ein Stück Weges umzukehren; er habe mit ihm Verſchiedenes von Wichtigkeit zu reden, er möge nur guten Muthes und furchtlos ſein. Als der beſcheidene Gottesgelehrte antwortete, daß er ſich keineswegs vor dem Fürſten fürchte, aber auch der Mann nicht ſei, an dem in dieſer Zeit viel liege, ſagte Philipp lächelnd: „aber ich würde dem Legaten einen großen Gefallen thun, wenn ich dich ihm auslieferte." Unterwegs gab Melanchthon, ſelbſt eilig, dem gedankenvollen Fürſten nur kurze Auskunft. Als ihn aber dieſer auf's freundlichſte, unter Anweiſung des durch Heſſen zu nehmenden Weges, und mit ſicherem Geleite entließ, und zuletzt von ihm ein Gutachten über die große Angelegenheit der Zeit verlangte, ſandte ihm Melanchthon einen kurzen Begriff der erneuten chriſtlichen Lehre, würdig des Mannes, der von ſich rühmen konnte, er habe die Theologie nie aus einem andern Zwecke ſtudiert, als um beſſer zu werden! Hierin zeigte er ihm das Weſentliche der Lutheriſchen Lehre, die Mißbräuche des Papismus, empfahl ihm die Sache des Glaubens, und rieth ihm nur, das Evangelium nicht zu hindern, nicht gewaltſam noch mit plötzlicher Abſchaffung aller kirchlichen Ceremonien zu verfahren, dem Ungeſtüm des

Volkes zu wehren. Von einem andern Geiſt war ein anderer unberufener Rathgeber des Landgrafen Nicolaus Ferber aus Herborn, Guardian der Franziskaner zu Marburg, der auf die Nachricht von der bevorſtehenden Glaubensveränderung des Landgrafen ihm eine von ſeinen Superioren gebilligte Schrift zuſandte, und dabei folgende Worte ſchrieb: „Mit Bedauern habe er vernommen, daß der fromme Landgraf Luthers und Melanchthons Schriften leſe, welche vieles enthielten, was wider Chriſtus ſei. Er möge vielmehr dem Beiſpiel der heiligen Eliſabeth und ſeiner im Schooß der römiſchen Kirche geſtorbenen Vorfahren folgen, und das ihm von Gott geliehene Schwert gleich den Königen und Fürſten in Italien, Spanien und Frankreich gegen die Ketzer zu gebrauchen.“ Auch ſuchte er ihm zu beweiſen, daß der (von Luther der Heuchelei der ſogenannten guten Werke entgegengeſetzte kräftige innige) Glaube allein nicht fromm und ſelig mache, daß auch die Mutter Gottes eine Mittlerin und Vorbitterin ſei, und erklärte für ſündlich, daß das Evangelium dem gemeinen Volke geprediget würde. Der Landgraf antwortete: „In der ihm übergebenen Schrift habe er wenig Sanftmuth, Geduld und brüderliche Liebe, aber hundertfältig mehr Haß, Neid, Verfolgung und Rachſucht, und einen unruhigen fahrenden Geiſt, da Gottes Geiſt nicht inwohne, bemerkt. Entſchloſſen, ſich als einen chriſtlichen Fürſten und ſo zu halten, wie er es gegen Gott und das römiſche Reich verantworten könne, (Worte, die im folgenden Jahre die Grundlage des Abſchieds zu Speier wurden,) werde er gern alte löbliche chriſtliche, in der Schrift gegründete Gebräuche beibehalten, nicht aber Menſchenſatzungen, welche das Gewiſſen bänden wider Gottes Wort. Ob er nicht wiſſe, daß der Glaube der Baum ſei, welcher alle gute Früchte bringe, daß Chriſtus, der alleinige Mittler nach dem Worte Gottes, das Evangelium für alle Creaturen beſtimmt, und deßwegen von ſeinen Schülern geſagt habe, ſo ſie ſchwiegen, würden die Steine ſchreien. Mehr ſei er erbötig ihm mündlich zu ſagen.“ Auch die Mutter des Landgrafen, Anna von Mecklenburg, vermählte Gräfin von Solms, wandte ſich damals an ihn, mahnte ihn ab von deutſcher Meſſe, Verachtung der Kloſtergelübde, Aufzeichnung der Kirchen und Klöſter, Anſtellung evangeliſcher Predigrr, und ſuchte ihn ſelbſt durch den Zorn des Kaiſers zu ſchrecken. Der junge Fürſt antwortete mit den Ausſprüchen der Bibel, welche zu leſen er ſeine Mutter eifrig aufforderte, mit der Verſicherung, daß er nicht geneigt ſei, jemanden etwas zu nehmen, (denn er bedürfe es nicht) und mit der ernſten Erklärung, daß er Gott mehr ſchuldig ſei, als den Menſchen. Bald darauf ſchrieb er ſeinem Schwiegervater, dem Herzog Georg, daß er, beſiegt von der Wahrheit, zugleich mit dem Kurfürſten von der Pfalz (der aber ſelbſt katholiſch blieb) beſchloſſen habe, ſein Land dem Evangelium zu öffnen, und erklärte endlich zu Kreuzburg an der Werra dem Kurfürſten von Sachſen und deſſen Sohne Johann Friedrich, ſeinem nachherigen Leidensgefährten (beiden zur höchſten Freude) im Vorgefühl des Schickſals, das ihnen zu erwarten ſtand, er wolle eher Leib und Leben, Land und Leute laſſen, denn von Gottes Wort weichen!

Dieſer Schritt des Landgrafen war für ganz Deutſchland von großen faſt unermeßlichen Folgen. Eines ſolchen Bekenners bedurfte die von wenigen rein erkannte, von vieler gemißbrauchte, gerade damals während des Bauernkrieges mit dem glühenſten Haß und mit dem ſcheinbarſten Vorwand verfolgte Wahrheit; eines ſolchen Rathgebers und Anführers die jetzt öffentlich mit dem Namen einer ketzeriſchen Seite gebrandmarkte, durch die Anſtalten ihrer mächtigen Widerſacher geſchreckte evangeliſche Parthei. Philipp von Heſſen war es faſt ganz allein, der die Sache Luthers und ſo vielen andern Freunden des Vaterlandes wieder aufrichtete. Eben ſo hochherzig, feurig und unerſchrocken, wie Luther, aber auch eben ſo klug und liſtig als deſſen Feinde, immer gefaßt und die Dinge von der Höhe anſehend, nach den Umſtänden kriegeriſch und friedfertig, ſanft und heftig, überhaupt unerſchöpflich an Maßregeln, und unermüdlich in ihrer Ausführung, verſtand er wie keiner die Kunſt, nur zur rechten Zeit entſcheidende Bewegungen zu machen und dadurch allen ſeinen Handlungen

einen beſonderen ſeine eigenen Kräfte bei weitem überſteigenden Nachdruck zu geben. Vorſichtig bis zum Mißtrauen, wachſam und thätig bis zur Unruhe, zuverſichtlich bis zur Kühnheit, nimmer wankend von einmal gegebener Zuſage, mit andern gern überlegend, aber für ſich entſchloſſen, zugleich aufrichtig und geheimnißvoll theilte er allen ſeinen Dienern, Freunden und Bundesgenoſſen daſſelbe Selbſtvertrauen mit, das ihn ſelbſt belebte. Durch keinen kleinlichen Eigenſinn gehindert, nichts für ſich, alles für die gemeinſame Angelegenheit verlangend, wohl bekannt mit den Intereſſen der Perſonen, aber immer das Weſen der Sache und die Mitte der Dinge erfaſſend, war er eben ſo geſchickt zur Vermittlung zwiſchen entzweiten Freunden, als zu zeitgemäßer Vergleichung mit den Feinden. Seine Religion, die bei ihm zuerſt Sache des aufgeregten Gewiſſens, dann einer aus den Quellen geſchöpften Ueberzeugung war, gründete ſich im Innerſten ſeines Herzens auf eine ſo unauslöſchliche lebhafte Furcht Gottes, daß er ſelbſt in ſeinem höheren Alter in den äußeren Erſcheinungen der Natur den Finger des Allmächtigen erblickte und ſeine Stimme hörte. In der Reformation ein Bedürfniß der Zeit und Kultur, und frühzeitig eine Staatsangelegenheit nicht blos ſeines Landes, ſondern der ganzen Nation erkennend, (deren Erniedrigung er ſo tief fühlte, und deren alten kräftigen Charakter er ſelbſt in ſeiner körnichten ſinnreichen, Sprache bewahrte,) in Kenntniß der heiligen Schrift den meiſten Papiſten, in Unterſcheidung des weſentlichen, des evangeliſchen Glaubens den meiſten Gottesgelehrten ſeiner Partei überlegen, und mehr als ein anderer Fürſt ſeiner Zeit von ihnen unabhängig, ging er auch einen eignen, regelmäßigen und feſten Gang in der Kirchenverbeſſerung ſeines Landes, Schritt vor Schritt den von ihm bis zur großen Proteſtation größtentheils geleiteten Reichstagsſchlüſſen folgend, und vor allem geſichert durch kräftige nach alter deutſcher Weiſe geſchloſſene Konföderationen.

Nunmehr hielt ſich der Landgraf berechtigt, zur Ausführung des ſchönſten Planes ſeines Lebens, der Kirchenreform ſeines Landes. Er ging dabei mit einer Vorſicht, Gerechtigkeit und Uneigennützigkeit zu Werke, welche die Bewunderung aller Zeiten verdient. Nirgends wurde ſo vollſtändig und doch ſo ruhig reformirt als hier, nirgends die Urrechte menſchlicher Geſellſchaft, die religiöſe Freiheit und das Gut Anderer mehr geachtet, als hier. Alles geſchah durch vertragsmäßige Uebereinkunft, nichts durch jene einſeitige Willkür, welche den Keim des Verderbens in ſich trägt. Kaum zwei Monate nach ſeiner Zurückkunft von Speier verkündete Philipp den geiſtlichen und weltlichen Ständen des Landes ein zu Homberg, in dem Mittelpunkte Heſſens, über die chriſtlichen Sachen und Zwieſpalt zu haltendes Religionsgeſpräch. Hier ſollten die Gegner der neuen Lehre erſt gehört, die Punkte einer nöthigen Reform frei beſprochen und vorläufig feſtgeſtellt werden. Zu dieſem wichtigen Werke wählte der Landgraf, außer dem alten wohlerfahrenen Balthaſar Schrautenbach, der ſchon unter Landgraf Wilhelm II. über die Reform der heſſiſchen Klöſter in Rom unterhandelt hatte, den gelehrten mit der Verfaſſung des Reiches und des Landes wohlbekannten Kanzler, Johann Feige, den genialen feurigen, faſt ungern dem Märtyrertod entgangenen, Theologen Lampert von Avignon, welcher die Streitſätze in lateiniſcher Sprache aufſtellte und vorher öffentlich anſchlug, und Adam Krafft ſeinen in Lehre und Umgang ſanften, in der Kirchenzucht ſtrengen Hofprediger, der für die Ungelehrten Alles in deutſcher Sprache erläutern ſollte. Die Sätze (paradoxa) Lamberts waren ganz im Geiſte Philipps, frei, lauter, in der Hauptlehre vom heiligen Abendmahl eher zwingliani ſch als lutheriſch, allenthalben der heiligen Schrift gemäß, damit das Evangelium nicht abermals von menſchlicher Autorität abhängig würde. An dem beſtimmten Tage, Samſtag nach Galli, Morgens um ſieben Uhr, erſchienen die Prälaten (unter ihnen der Landkommenthur von Marburg) die Aebte und andere Geiſtliche, die Grafen, Ritter und Abgeordneten von den Städten in der Hauptkirche zu Homberg, in ihrer Mitte der Landesvater, um als Schirmvoigt ſeiner Kirche und als erſtes Glied ſeines Volkes mit demſelben die gründliche Beſſerung des verfallenen Gottesdienſtes zu berathen; eine große ſtille erwartungsvolle Verſammlung. In des

Landgrafen Nähe ſaſſen Notarien als Geſchwindſchreiber, damit die Akten dieſer Berathung aufbewahrt und keiner Mißdeutung ausgeſetzt würden. Zuerſt ſprach der Kanzler im Namen des Fürſten. „Bei dem großen Zwieſpalte zwiſchen den Anhängern der alten und neuen Kirchenlehre, und den anerkannten Mißbräuchen der bisherigen Verfaſſung, damit die Gewiſſen der Gläubigen nicht länger geärgert würden, habe der Landgraf nach dem Beiſpiele der alten Chriſten und berechtigt durch den Abſchied zu Speier, der ihn nur Gott und dem Kaiſer verantwortlich mache, die Geiſtlichen ſeines Landes berufen, um mit ihrer Hülfe den Weg zur göttlichen Wahrheit und zur chriſtlichen Eintracht wieder zu finden. Jedermann möge frei, aber nach der Richtſchnur der heiligen Schrift, in der Sprache der Gelehrten oder Ungelehrten, die aufgeſtellten Sätze beſtreiten. Hierauf nahm Lambert von Avignon das Wort, erläuterte und erhärtete ſeine Sätze mehrere Stunden hindurch und erklärte ſich bereit, ſich nach dem Worte Gottes weiſen zu laſſen. Auch Adam Krafft, der in deutſcher Sprache die Uebereinſtimmung der aufgeſtellten Sätze mit dem Worte Gottes auseinanderſetzte, forderte Jeden, der Beruf in ſich fühle, zum Widerſpruch auf. Alle ſchwiegen, außer Nicolaus Ferber, dem Guardian der Franziskaner zu Marburg; der ſtand auf, mit gebeugtem Haupte und niedergeſchlagenen Augen, den Fürſten bittend, ihn des anderen Tages zu hören. Dies ward ihm zugeſtanden. Seine Erklärung erhielt ſtatt einer Widerlegung ein Gemiſch von Ausflüchten und Vorwürfen, welches er ſpäterhin mit dem Titel einer Proteſtation bezeichnete. „Es ſei hier weder Zeit noch Ort, von den Sachen der Kirche zu ſprechen, auch könne er nur dem Landgrafen ſelbſt, nicht Lambert, Rede ſtehen. Nur dem römiſchen Stuhl komme es zu, Synoden zu halten, und Einrichtungen in den Kirchen zu machen, nur den Ordens-Obriſten und Aebten, nicht der weltlichen Obrigkeit, die Klöſter zu reformiren. Der Landgraf möge das Wormſer Edict, auch die ſpätern Mandate des Kaiſers über die Lutheriſche, nicht nur vom Papſt ſondern auch von den Univerſitäten Paris, Löwen und Köln verdammte, Lehre bedenken, dem Beiſpiele ſeiner dem apoſtoliſchen Stuhl getreuen Vorfahren folgen, und bis zu der vom Papſte zu haltenden Kirchenverſammlung nichts ändern in der rechtgläubigen Kirche. Die Sätze Lamberts ſeien unchriſtlich und unkirchlich. Er werde andere aufſtellen, und ſie mit Gottes Wort erhärten. Wo nicht, ſo ſolle man ſein Leib lieber in tauſend Stücke zerreißen.“ Der Kanzler antwortete: Selbſt die römiſche Kirche bevollmächtigte die weltliche Obrigkeit, verdorbene Einrichtungen und ſchädliche Mißbräuche der Kirche zu ändern (Successores debent mutare facta et instituta veterum etiam bona, si viderint esse perniciosa). Iſidorus und andere Kirchenväter machten die Obrigkeit verantwortlich für alle Einrichtungen, die Gottes Ehre belangten. Die Verſammlung der Geiſtlichen, welche der Landgraf ſeinem Gewiſſen und ſeiner Pflicht gemäß berufen (weil die chriſtliche Lehre verunſtaltet, die Geiſtlichkeit verdorben ſei, und die Stimme erleuchteter und frommer Theologen nirgends gehört werde), ſei dazu beſtimmt, um nach dem Worte Gottes zu berathen, was zu reformiren ſei. Es ſei alſo Ort und Zeit für ihn, wie für jeden, der in der heiligen Schrift bewandert, die chriſtliche Gemeine erbauen könne, ſeine Meinung zu ſagen, Pflicht, den Landgrafen in ſeinem frommen Werke zu unterſtützen. Aber der Guardian wiederholte ſeinen Widerſpruch mit ſo weniger Schonung des Landgrafen, daß die ganze Verſammlnng über die Unbeſonnenheit des Mönchs wie über die Geduld des Fürſten gleich ſehr erſtaunt war. Endlich als Philipp ſelbſt in einer mit Geiſt und Salbung vorgetragenen Rede, worin er bewies, daß das Wort Gottes in Sachen des Glaubens der alleinige Richter ſei, ihn bei ſeinem geiſtlichen Amt, ſeiner Pflicht gegen ſeine Obrigkeit und ſelbſt bei ſeiner Seligkeit aufforderte, die chriſtliche Gemeine durch ſeine Meinung zu erbauen, ihn an die früheren gegenſeitigen Mittheilungen, an die von ihm und ſeiner Mutter für ſich und ſein Kloſter erhaltenen Wohlthaten erinnerte, auch ihm Verzeihung für ſeine unbedachtſamen Ausdrücke und ein ruhiges geneigtes Gehör verſprach, las Pater Nicolaus, nicht ohne große Verwirrung, einen weitläufigen, nachher dem Druck

übergebenen Aufſatz ab. Hierin erhärtete er ſeine ganze papiſtiſche Theologie nicht mit der heiligen Schrift, und deren Hauptſtellen, die er (nach der Behauptung Lamberts) verdrehte und verfälſchte, ſondern mit dem Zeugniß der Scholaſticker. Lambert, den er beiläufig als Apoſtaten und hinſichtlich eines Artikels vom Prieſterthum Melchiſedecks als einen Läugner der Gottheit Chriſti bezeichnete, erhob ſich endlich, von gerechtem, aber, wie er nachher ſelbſt geſtand, zu heftigem Eifer verzehrt. Mit dem ganzen Feuer der ſeinen Landsleuten eignen Beredſamkeit warf er ihm vor, daß ſeine Sätze auf bloßen Erdichtungen der Menſchen beruhten, ſeine Lehre von den Kloſtergelübden gottlos ſei, wie dieſe ſelbſt, daß er den Artikel von dem Prieſterthum Melchiſedecks mißverſtanden (wobei er ſein eignes Glaubensbekenntniß von der Gottheit Chriſti wiederholte), Chriſtum und das Evangelium mit Füßen trete, ſich an ſeinem huldreichen Fürſten, an der gegenwärtigen Verſammlung, die er ſich erkühne, für ketzeriſch und ſchismatiſch zu erklären, als Unterthan an ſeiner Obrigkeit, als Verfechter des Reichs des Antichriſt's an der ganzen Kirche verſündige. Dieſe bäte für ihn als einen Blinden und Verſtockten, aber die Hand Gottes werde über ihn kommen, wenn er nicht andern Sinnes würde. Er, mit einer bloßen Schleuder, dem Worte Gottes verſehen, fürchte weder ihn noch den ganzen gerüſteten Troß ſeiner Anhänger.“ So endete die zweite Sitzung. Während der Mittagsmahlzeit erhielt Lambert eine im Namen der Kirche aufgeſetzte Aufforderung: damit das derſelben gegebene Aergerniß aufgehoben würde, ſeinen Gegner zur Widerlegung ſeiner Sätze oder zum Widerruf zu nöthigen. Der Guardian erſchien; als ihn aber Lambert feierlich zur Beweisführung einlud, wandte er ſich an den Landgrafen und beſchwor ihn bei dem Blute Chriſti und beim zukünftigen Weltgericht, ihn nicht wider ſein Gewiſſen zu einer Antwort dringen zu laſſen. Vergebens rief ihm Lambert zu, er habe die Kirche geärgert, und könne ſich nicht mehr zurückziehen. Vergebens erklärte der Kanzler mit lauter Stimme: „Es iſt nicht der Wille des Fürſten, daß jemand gezwungen werde, ſondern er wünſcht, daß man unterſuche, was zu einer guten Kirchenverfaſſung gehört.“ Vergebens machte er den Guardian darauf aufmerkſam, daß die ſchon halb unterrichteten Chriſten durch ſeine papiſtiſchen Sätze, wenn er ſie nicht beſſer erweiſe, nur verwirrt würden. Selbſt der Landgraf drang noch einmal in ihn, erklärend, die Kirche ſehne ſich nach voller Wahrheit. Der Guardian ſchwieg, wie auch alle andere Mönche, die früher ſo ruhmredig ſich als Vertheidiger einzelner papiſtiſchen Lehren, beſonders des Fegfeuers, angekündigt. Dreimal noch forderte Lambert alle Anweſende zum Widerſpruch auf. Dann hielt er ein Dankgebet und endete mit den Worten des Prieſters Zacharias: Gelobet ſei der Herr, der Gott Iſraels, denn er hat ſein Volk beſucht und erlöſet! Bei der letzten Sitzung, in welcher diejenigen Männer erwählt wurden, welche nach den Beſchlüſſen der Synode die neue Kirchenordnung aufſtellen ſollten, trat unerwartet noch ein Anhänger der alten Lehre, Johannes Sperber, Prediger in der Waldau bei Kaſſel, ein alter Magiſter von der Univerſität Leipzig, auf. Mit ſtammelnder Zunge ſprach er für Maria, als Mittlerin; die Anrede des Engels an ſie ſei ein Gebet, kein Gruß. Als man ihm aber ein wenig einredete von der Gnade, welche Maria bei Gott gefunden, und daß Chriſtus, nach dem Ausſpruch der Schrift, der einige Mittler zwiſchen Gott und den Menſchen ſei, verſtummte auch dieſer Gegner, mit welchem Jedermann Mitleid hatte. Die Ueberzeugung von der Ohnmacht der Gegner, die Vereinigung der bisher Zweifelhaften mit den erklärten Bekennern der neuen Lehre, war der Preiß dieſes Tages. Aber Landgraf Philipp begnügte ſich nicht damit. Damit ſich die Ordensgeiſtlichen nicht über zu ſchnelle Verurtheilung beſchweren konnten, verſammelte er noch einmal die Vornehmſten derſelben zu Marburg. Der Guardian war unterdeſſen nach Köln gezogen, wo er durch eine vermeinte Widerlegung Lamberts die Schmach ſeiner Niederlage zu bedecken ſuchte. An ſeiner Stelle und mit derſelben Erklärung, daß hier weder Zeit noch Ort ſei, trat der Prior der Franziskaner auf. Als er aber dennoch zum Beweis, daß das Abendmahl ein heiliges Opfer ſei,

Auguſtinus und andere Kirchenväter anführte, und, von Lambert aus eben denſelben widerlegt, mit allen andern Mönchen verlaſſen von der heiligen Schrift, hinter dem Bollwerk menſchlicher Erfindungen die alten Ausflüchte erneuerte, wurde die Unterſuchung geſchloſſen, und Landgraf Philipp beſchloß die Ausführung der inzwiſchen von den Abgeordneten der Homberger Synode entworfenen Kirchenordnung.

Philipp's des Großmüthigen Tod und Charakter.

Von Chriſtoph von Rommel.

Fünf Jahre vor ſeinem Tode in ſeinem Schloß zu Caſſel, Morgens zwiſchen ſieben und acht Uhr, bei heiterem Sinne und mit lauter Stimme übergab Landgraf Philipp den berufenen Zeugen und Notarien ſeinen letzten Willen, ein das Ganze ſeines Staates und ſeiner Familie umfaſſendes bewundernswürdiges Denkmal ſeiner Geiſtes-Größe, in welchem er das letzte Siegel auf jene Stiftungen drückt, wodurch er der Wohlthäter Heſſens ward, und ſeinen Nachkommen die Furcht des einigen Gottes, Religion ohne Aberglauben, ſittlichen anſtändigen Lebenswandel, unpartheiiſche Gerechtigkeit, Mildthätigkeit und jede fürſtliche Geſinnung empfiehlt. Welche folgenreichen Beſtimmungen dieſer letzte Wille über die Vererbung unſeres Vaterlandes enthält, werden wir ſpäter betrachten.

Neun und vierzig Jahre hatte Philipp regiert, als die letzte Stunde ſeines drei und ſechzigjährigen thatenvollen Lebens ſchlug. Seine körperlichen Leiden, Folgen ſeines langen Gefängniſſes (Steinſchmerzen, Fußgicht und ein offenes Bein, welches Burkard Mithobius der Leibarzt des Herzogs Erich ihm gegen den Rath ſeines Wundarztes zuheilen ließ) hatten die Heiterkeit ſeiner Geſichtszüge ſo wenig verändert, daß Niemand außer ihm ſein nahes Ende vorausſah. Nachdem er wohl vorbereitet Donnerstag vor Oſtern mit ſeinen Söhnen und ſeiner Schwiegertochter Sabina im Schloß zu Caſſel das heilige Abendmahl genoſſen, und an dem folgenden Tage ſeine Kleinodien Kleider und Wehren vertheilt hatte (ſeinem Erſtgeborenen gab er zwei Schwerter), legte er ſich am Oſterſonntag mit dem Ausruf: er fühle eine außerordentliche himmliſche Freude, ermattet zu Bette. Am folgenden Abend zwiſchen vier und fünf Uhr in Gegenwart ſeiner Söhne und ſeiner vornehmſten Räthe, unter dem Beiſtand des Dechants der St. Martinskirche, Bartholomäus Meyer, und mit den Worten: Vater, in deine Hände befehle ich meinen Geiſt! ging Philipp der Hochherzige ſanften und ſchmerzloſen Todes in die ewige Ruhe. Das Einbalſamiren ſeines Körpers und die herkömmlichen Ceremonien der Beſtattung hatte er unterſagt. Aber vier Redner der von ihm geſtifteten hohen Schule verkündeten der Welt den Tod eines Helden, von dem einſt Zwingli ſagte: im Himmel und auf Erden werde man von ihm rühmen, er ſei der einzige Fürſt geweſen, ähnlich jenem Ackermann, der die Hand an den Pflug legte, und nicht zurückſah. Da wo in Gegenwart aller ſeiner Kinder die Fahnen von fünf Ländern, die er inne gehabt (Heſſen, Katzenellenbogen, Diez, Ziegenhain und Nidda), niedergeſenkt und wieder aufgerichtet wurden, da wo ſeine Gebeine ruhen, in der St. Martinskirche, errichtete Wilhelm, ſein Erſtgeborener, über ſeinem geharniſchten Standbild ein bis an das Gewölbe des Dom's emporſteigendes Monument von Marmor.

Philipp, deſſen Erſcheinung in unſeren Tagen eine fremde rauhe aber hocherhebende Geſtalt darbieten würde, Philipp, der jugendliche, hochherzige, biedere, kühne, entſchloſſene, uneigennützige Vertheidiger der Freiheit und des Rechts, der unbeſtechliche Feind der Gleißnerei und des Despotismus, der ſtandhafte bis zur Aufopferung begeiſterte Held der Glaubens-Verbeſſerung, war ein Mann im vollen Sinn des Wortes; ein echter Fürſt des heiligen freien Reiches deutſcher Nation ſelbſt während ſeiner Annäherung an die ritterlichen Könige von Frankreich; ein,

großer Parteiführer und Friedensvermittler; in seinen Fehlern (der ersten Neigung zu kriegerischen Bündnissen, der Jagd- und Spiellust, der aufbrausenden oft unvorsichtigen Hitze und Ungeduld) den alten germanischen Fürsten, in einem derselben (dem einzigen folgenreichen) den Erzvätern jenes Buches der Bücher ähnlich, aus welchem er sonst so viele nützliche und tiefe Weisheit schöpfte; in der kriegerischen Tapferkeit, in der Mäßigung des Sieges, in natürlicher Verschlagenheit, in dem anfänglichen Mangel aller Gelehrsamkeit (so daß er nur wenig Latein und noch weniger Französisch verstand) den alten Rittern gleich; wie Luther voll körniger Beredsamkeit; in der großartigen Auffassung der Kirchen-Reform, in der verständigen Schätzung der theologischen Spitzfindigkeiten, in der Liebe zur evangelischen Eintracht und jener beispiellosen theologischen Duldsamkeit, die der Abdruck seiner Seele war, nur sich selbst gleich. Die Größe eines Fürsten besteht nicht in dem Umfang seiner Länder, noch in der willenlosen Menge derer, die seine Gebote vollführen, sondern in seiner eigenen Selbstständigkeit, Uneigennützigkeit, Weisheit und Gerechtigkeit, in seinem Einfluß auf die Mit- und Nachwelt, in seiner Achtung für die Stimme derselben; in der dauernden Vortrefflichkeit seiner Gesetze und Einrichtungen; in der bewährten Heilsamkeit solcher Stiftungen, wodurch er zugleich die geistige Bildung seiner Unterthanen und die höhere Laufbahn seiner Nachfolger sichert. Wenn wir in den Geschichten der Menschheit auf der einen Seite die Mittelmäßigkeit aller menschlichen Dinge, auf der andern die Masse des Uebels betrachten, welches Herrsch- und Gewinnsucht, Genußbegierde und Trägheit, und die einschläfernde Macht der Gewohnheit so lange anhäufen, bis es erst nach langer schmerzhafter blutiger Anstrengung, nicht ohne Rückfall, nie auf einmal, immer nur theilweise, gehoben wird, wenn wir mit Bedauern bemerken, daß das Schlechte, wenn es vortheilhaft ist, das Ungerechte, wenn es Lohn, das Thörichte, wenn es Beifall erwirbt, meistens so lange die Oberhand behält, bis diejenigen, die ihm anhangen, nicht mehr im Stande sind, es auszuführen, dann erfreut das Bild eines Machthabers, der zur Zeit, wo es gilt, das Gute aus eigenem Willen wählt und so lange fördert, bis es auch seine Zeitgenossen, seine Diener und seine Nachfolger, auffassen. Mehr als einen Helden deutscher Nation drängte die Zersplitterung und Eigenthümlichkeit dieses Landes auf einen engeren Raum, als ihrem Genius gebührte. Auch Philipp's raschen Flug hemmte die Zwietracht seiner Freunde, die Uebermacht seines Gegners, und der fehlerhafte Bau des Bundes, dessen Last ihn niederdrückte. Aber in Allem was er Großes that, erkannte man aus der Art, wie er es that, daß er noch zu Größerem fähig war. Wie Luther glaubte er die neue herrliche Zeit schon nahe, der er ahnungsvoll kühn und kräftig entgegentrat; aber plötzlich stand er an einer Grenze, die zu überschreiten er noch nicht berufen war.

Wenn es im Rathschluß des Ewigen beschlossen war, daß der große Streit des sechzehnten Jahrhunderts zur Läuterung der Wahrheit unter mannigfachen Worten und Namen noch fortdauern sollte, wenn dieselbe hochherzige Anstrengung der Theilnehmer der Reformation, die so vielen Völkern Gewissens- und Glaubensfreiheit, Arbeitsamkeit und Wohlstand verschaffte, nicht hinreichte, der neuen evangelischen Kirche Form und Verfassung, der Feier des Allerhöchsten würdigen Glanz, den Dienern desselben angemessene Selbständigkeit zu geben, wenn endlich die anfangs nothgedrungene heilsame Einschreitung weltlicher Macht in allzulanger und allzuirdischer Handhabung mehr zur Menschen- als zur Gottesfurcht führte, so finden wir in demselben Boden, auf welchem das alte Uebel ausgerottet wurde, die Mittel zur Heilung des neuen. Der Schatz der Erkenntniß jener Zeit, eine unerschöpfliche Quelle erhabener Gedanken und heilsamer Rathschläge, wird von Neuem geöffnet. Noch einmal rollet der Donner des Weltgerichts in der Stimme Luthers und anderer nicht minder weiser und unerschrockener Glaubens-Helden. Dieselbe Pflicht, welche die Machthaber des sechszehnten Jahrhunderts beim Niederreißen des alten verfallenen Baues übten, mahnt ihre Nachfolger zur Vollendung des neuen.

Herrn Landgraf Philipp's zu Heſſen Teſtament, vom 6. April 1562, publicirt den letzten April 1567.

(Im Auszuge.)

§. 1. Vorſorge wegen Feſthaltung dieſes Teſtaments.

Im Nahmen des Vatters, Sohns und heiligen Geiſtes, drey Perſonen ond einigen Gottes. Dieweil nichts gewiſſer, denn der Todt, vnd nichts ongewiſſers, denn die Stunde des Tods, auch gemeiniglich kommt, ſo die Krankheiten vnd Schmertzen ſo groß ſein, daß einer wenig Bedachts hat, ein rechtſchaffen Teſtament zu machen, derohalben ſind wir jetzo bei geſundem Leib dieſes Teſtament vffzurichten vnd zu machen verurſachet. Wollen demnach onſern Söhnen ernſtlich vff vätterlichen Gehorſam vnd ſchuldiger Pflicht fidei committiret, vnd vff guten chriſtlichen Glauben bevohlen haben, dieſes vnſer Teſtament vnd vätterliche letzte Verordnung zu halten, deme Folge zu zu thun, vnd nichts darwider zu handeln, auch vnſere Rethe, Dienere ond Vnderthanen ermanet haben, dieſem Teſtament zu gehorſamen, vnd onſern Söhnen auch darzu mit Vleis vnd Treuen rathen vnd ermahnen, daß ſie ſolches vnſer Teſtament halten ond dem Voige thun. Wir wollen nach onſerm Abſterben bevohlen vnſere Seele Gott, dem Allmechtigen Vatter, Sohn ond heiligen Geiſt, dem einigen Gott, drey Perſonen, inen bitten, daß er vns gnedig ſeyn, vnſere Sünde vergeben vmb ſeiner grundloſen Barmhertzigkeit, vnd omb des Verdienſts, Leiden vnd Sterben vnd Vfferſtehung ſeines einigen gebornen Sohns Jehſu Chriſti willen, vnſers Herrn.

§. 3. Vorſorge für Kirchen und Schulen und wegen Beibehaltung der evangeliſchen Religion.

Wir wollen vnſere Söhne ermanet haben, daß ſie bey der wahren Religion des heiligen Evangelii alten vnd des neuen Teſtaments, ond der Augſpurgiſchen Confeſſion bleiben wollen, vnd ſich daroon in keinem Wegk nicht laſſen abwendrn, auch die Prediger in gnedigem Bevehl haben, inen keinen Vberlaſt thun, Beſchwerung oder etwas das inen nachtheilig und oerdrießlich ſein mochte, zufügen laſſen; darneben aber auch ein gut Vffſehen haben, daß rechtſchaffene Superattendenten erhalten, die die Prediger, item Schulmeiſter in guter Reformation (daß ſie Inhalt der Augſpurgiſchen Confeſſion ond dem Evangelio vnd neuen Teſtament gemees lehren, auch daß ſie ein gut Chriſtlich Leben führen, nnd dem Volk kein Ergernus geben,) halten.

§. 4. Fortſetzung.

Nachdem auch ein Zweyſpalt des Sacraments vnd Abentmahls des Herrn vnder den Predigern iſt, welche Prediger nun bey der Conrordi, die Buderus ſeeliger zwiſchen den Lutheriſchen und Oberlendern hieoor gemacht, bleiben, und bekennen, daß wahrhaftig im Abendmahl vnd Sacrament der Leib und Blut Chriſti geben ond genoſſen werde, ſollen ſie in keinem Weg verjagen, noch weiter in ſie dringen.

§. 5. Fortſetzung. Wegen der Wiedertäufer, und Vereinigung mit den Römiſch-Catholiſchen.

Die Widderteuffer ſeind ungleich; da ſollen vnſere Söhne mit Vleiß den Geleerten bevohlen, ob ſie die kunten von irer Seite abbringen, weiche aber darvon nicht abzubringen ſein, (vff daß ſie nicht andere Leut verführen), ſollen ſie die aus dem Land weiſen. Einigen Menſchen aber vmb deswillen, daß er unrecht glaubt, zu tödten, haben wir nie gethan, wollen auch vnſere Söhne ermanet haben, ſolchs nit zu thun, dann wirs daß es wider Gott ſey halten, wie das im Evangelio klar angezeigt, auch Auguſtinus und Chriſoſtomus vnd andere alte Lehrer in iren Büchern,

auch in Triparttita historia klar schreiben. Ob vnser Herr Gott Gnad geb, daß sich die Papisten würden vnserer Rrligion nehern, und da es zu einer Vergleichung kommen möchte, die nicht wider Gott und sein heiliges Wort, (als doch, wie zu besorgen, schwerlich geschehen wird,) wollrn wir treulich gerathen haben, daß vnsere Söhne mit Rath vnserer Gelerten vnd Vngelerten, frommen und nicht eigennützigen Reiben, (die mehr dencken, daß sie ire Kinder vff grosse Stiffi bringen, als daruff sehen, daß sie rathen, was mit Gott zu thun oder nicht,) solliche Vergleichung befördern helffen, vnd nicht ausschlagen.

§. 6. Wegen Erhaltung der Universität und Stipendien.

Die Universiteten sollrn vnsere Söhne bey denen Gütern, die sie inne haben, bleiben lassen, vnd soll Landgraue Wilhelm neben Landgraue Ludwigen die zu bestellen haben, auch daruff ein gut Vffsehens haben, daß rechte vnd gelerte Professores rrhalten, kein eigener Nutz noch Freundschafft darin angesehen und gesucht, auch mit den Stipendiaten und Stipendiis gute Ordnung gehalten, vnd denen gegeben werden, so gute Ingenia haben, auch sonderlich mit Ernst vnd Vleis darzuthun, daß in der Theologie viel Studenten vferzogen vnd rechtschaffen vnderweiset vnd erhalten werden, vff daß man künfftig daraus rechtschaffene Prediger, Schulmeister vnd Kirchendiener haben könne.

§. 7. Wegen der Hospitalien und Siechenhäuser.

Die Sechs Spital, als Kauffungen, Wetter, Hayna, Merkshausen, Gruna vnd Hoffheim, desgleichen die Siechenheuser, so wir gereit vfgerichtet haben, vnd noch virichten werden, wollen vnsere Söhne mit Vleis vffsehen lassen, daß treulich mit vmbgangen, vnd darüber keine eigennützige Leut verordnet, auch alle Jahr Rechnung gehört, vnd die Armen trenlich erhalten werden. Sie sollen auch die andern gemeinrn Spital vnd Kasten inen bevohlrn sein lassen, vnd darauf sehen, daß darmit rechtschaffen vmbgangen werde, vnd jahrlichs die Rechnunge von den Superattendenten vnd andern, die darzu geordnet, gehöret.

§. 12. Wegen Theilung des Landes unter die vier Herrn Söhne.

Vnser Ermanen vnd vleißige Bitt ist an vnsere vier Söhne, Wilhelmen, Ludwigen, Philipsen vnd Georgen, daß sie sich wollen freundlichen vnd wohl mit einander vergleichen vnd einig sein, keinen Vnwillen oder Zanck vnter sich selbst erregen, oder denen folgen, so sie gerne wollten mit ein uneinig machen, vnd so sie deren vrrmerken, die flieben, wie man die Schlangen vnd Gift fleuchet; vnd bedeuchte vns das Beste vor sie sein, daß sie bey einander Haushielten, wie die Herrn von Weymar thun, vnd das Land nicht theilten. Im Fall aber so sie nicht bei einander wohnen könnten oder wolten, so ist vnser vätterlicher Will vnd Verordnung, daß es also gehalten werde: daß Landgraue Wilhelm soll haben das Niederfürstenthumb Hessen, vnd seind dieses die Stedt, Schlösser, Ampter vnd Flecken: Cassel, Sensenstein, Grebenstein mit sampt Immenhausen, Geismar, sampt dem Schonberge, Drendelburgk, Helmershausen, das Schloß und Gericht zu Werder, Zapfenburgk, die Liebenau, Gericht Scharteubergk, Zierenbergk, Wolffhagen; Riddenstein, Gudensbergk, Felspergk, Hombergk in Hessen, Borckenhalb, Milsungen, Rottenbergk, Wildeck, Spangenbergk, Lichtenau, Waltenpyrl, Sontra, Witzenhausen, Allendorff an der Wehrra mit sampt dem Saltzwergk, Beilstein, Eschwege, Wenfridt, Trefurth, Gleichen sampt allen iren zugehörigen Törfern, Gütern, Welden, Wiltfuhren, Landzollen, auch allen andern Zugehörungen, benannt vnd vnbenannt, auch den Pfandschafften in dem Niederfürstenthumb Hessen gelegen, sampt ihren Zubehörungen, wie oben gemeldet; desgleichen dem Forstgeld vnd Nutzungen von den Forsten, Bergwerken und Saltzwerken; zu dem alle Clostern in bemeltem Nidderfürstnthumb zu Hessen gelegen, die nicht zu der Vniversitet, Spittäln und andern milden Werden geordnet seind, und seind dieses,

wie nachfolgt: die Clöſter Lippoldesberge, die Probſtey Geiſtmar, Walshauſen, Weiſenſtein, Annenbergk, Haſungen, Breidennaw, Carthaus, Heyda, Körnberg vnd Sebe zum halben Theil, laut des Vertrags, ſo wir mit dem Apt zu Hirsfeld vffgerichtet; item was wir noch zum Hainchen fallen haben; auch den Schutz, Offnung vnd andere Gerechtigkeiten an dem Stifft Corvey, vnd der Stadt Hurer. Vnd dieweil vnſer Sohn Landgraue Wilhelm vnſer erſtgeborner Sohn iſt, auch ſich, da wir gefangen geweſen, vnſers Gefengnus treulich angenommen, vnd durch Gottes vnd anderer vnſerer Herrn vnd Freunde Hilff vns erledigen helffen, ſo wollen wir, in Anſehung vnd Betrachtung deſſelbigen, ine darüber noch zugeordnet haben nachfolgende Aempter vnd Flecken, auch einen guten Vortheil an der Baarſchaft, Kleinoter, Silbergeſchirr, Tapezereyen, Geſchütz vnd Munition, wie auch hernach folgen wird, nemblich: Friedwalt mit ſeinen zugehörigen Dörfern, vnd dem Gericht zu Heringen, vnſern Theil an Landeck, vnſern Theil an Hirsfelt, Bach, vnſern halben Theil an Schmalkalden, vnd weiter auch den andern halben Theil an Schmalkalden, der vns, inhalt der Vergleichung, wan der mannliche Stam von Hennebergk abginge, heimfallen würde; darzu vnſere Gerechtigkeiten an Herrenbreitungen, wilche zuvor allwegen an die Loihn gehört hat, vnd ferner Barchfelt, Huneck, Neukirchen, Ziegenhain mit ſampt dem Cloſter Cappel, vnd den Houen, ſo um Ziegenhain liegen, vnd in das Cloſter Hoyna gehört haben, Treyſa, Schwartzenborn, Landtsbergk, Schornſtein, Borcken die Helfft ſo an die Loihn gehört hat; vnd die Herrſchafft Itter.

Vnſer Sohn Landgraue Ludwig ſoll haben: Marpurgk, Wetter, Melnaw, Blanckenſtein, Biedenkopf, Battenbergk, Wolckersdorff, Franckenbergk, Franckenau, Roſenthal, Gemünden an der Wehra, Heſſenſtein, Rauſchenberg, Kirchhain, Hombergk an der Obm, Alsfeld, Romrodt, Kirtorff, Allendorff an der Lomb, Gemünden uff der Obm, Kreyenfeldt, Nidda mit ſeiner Zugehörung, als die Gericht Burckhardts, Langt, Roden vnd Steinem, die Fuldiſche Marck, Stauffenbergk, Königsbergk, Grunberg, Gießen, Wetzlar, was wir daran vor Gerechtigkeit haben, die Pfandſchafft Limpurgk, Rospach, Butzbach, vnd die Herrſchafft Eyſtein vnd das Geleit in Frankfurt, auch was wir haben zu Cronbergk an der Lehen vnd Offnung, ſampt allen iren zugehörigen Dörffern, Gütern, Welden, Wiltfubren, Landzöllen, auch allen andern Zugehörungen benannt vnd vnbenannt; zu dem allen Pfandſchafften im Oberfürſtenthumb Heſſen gelegen, ſampt ihren Zugehörungen, wie oben gemelt; auch die Cloſter im Oberfürſtenthumb zu Heſſen, nemblich: Wieſenfeldt, Georgenbergk vnd das Thongesbaus zu Grunbergk, wie wir ſolchs genutzt, herbracht, gebraucht vnd beſeſſen haben, ausbeſcheiden waß des zur Vniverſitet, Spitäln vnd andern milten Wercken geordnet, deegleichen die Pfandſchafft an Huenfeldt, Rockenſtuel vnd Geyſa im Stifft Fulda, item das dritte Theil des Goltberckwercks vffm Eyſenberg in der Graueſchafft Waldecken.

Vnd weil wir befunden, wie es vns auch vnſer Conſcientz vnd Gewiſſens halben beſchwerlich geweſen, daß wir vnſern beiden Söhnen, Landgraue Philipſen vnd Landgraue Georgen, in vorigem vnſerm vffgerichten Teſtament zu wenig vermacht, haben wir geordnet und ordnen hiermit, daß Landgraue Philipps ſoll haben: Reinfelſch mit Sanct Goar, vnd den Rheinzoll daſelbſt, mit dem Salmenfang vnd aller andern Nutzung, Neuen Catzenelnpogen, Goarshauſen, Alten Catzenelnpogen, Reichenbergk, Hoenſtein, mit ſampt der vier Herrn Gericht vnd dem Heinrich, Braubach, Rens, Embs vnd den Wartspfennig zu Poppartten, mit allen Dörffern, Welden, Landzollen, Wiltbahnen, Weinbergen, Weinnutzungen vnd allen andern Nutzungen, benennt vnd vnbenennt, nichts ausgeſcheiden.

Landgraue Georg ſoll haben: Rüſſelsheim, Dornbergk, Darmſtadt, Lichtenbergk, Rheinheim, Zwingenbergk, Auhrbergk, vnd was mehr in der Obergraueſchafft Catzenelnpogen ligt, darzu gehört; ausgeſcheiden Bickenbach vnd Bmbſtadt, welche beyde Ampter nicht in die Obergraveſchafft Catzenelnpogen gehören, ſondern gewonnen, vnd darnach von vns mit Geld erkaufft ſein, vnd wir vnſern Söhnen, geborn außm

Haus Heſſen, Grauen zu Dietz ꝛc. neben andern Gütern, geordnet vnd erblich gegeben haben.

§. 27. Wegen guter Haus- und Hofhaltung, und verbottener Veräuſerung vom Lande.

Es iſt auch vnſer treuer Rath vnd Verordnung, daß ſie wollen wohl haushalten, vnd nicht zu prechtig ſeyn, es ſey mit Bauen, Spielen, Kleiden, groſſen Pancketen, groſſen Gnadengeld oder anderm, dann ſie wol ſehen, daß andere Herrn darüber in groſſe Schuld kommen, daß ſie ihre Lande der Landſchafft vbergeben, oder ſonſten verkaufen haben müſſen. Es iſt auch vnſere vätterliche Verordnung vnd treuer Rath, daß ſie keine Städt, Schlöſſer vnd Dörfer erblich wollen hinweg geben, noch verkauffen; dann wo ſie das theten, würde das Land dadurch geſchmelert. Dann wann man aus einem Garten Aepfel, Bieren vergibt, das wechſt wieder; ſo hat man dann nichts weiter, das man nutzen und vergeben kann.

§. 28. Wegen Verhütung alles Krieges.

Es iſt vnſer treuer Rath, vätterliches Bedenken vnd Verordnen: daß ſie ſich in alleweg vor Krieg wollen hüten, vnd keinen Krieg anfangen; dann es iſt nicht mehr zu kriegen als vor Zeiten. Das Kriegsvolck iſt zu theuer, man kanns nicht mehr erhalten. Es muß auch ein Herr ſchir all ſein Hofgeſind beſolden, das zuvor nit geweſen; der Vinanzzen ſeind zu viel; darumb wollen ſie ſich hüten vor Kriegen, vnd das Sprichwort merken: dulce bellum inexpertis, vnd darumb ſich vor Kriegen hüten, ſoviel immer müglichen; ſie müſſens dann thun, ſo ſie vberzogen würden.

§. 51. Wegen Beobachtung der Pflichten gegen Gott und Führung eines guten Wandels.

Wir wollen auch vnſere Söhne vätterlich ermanet haben, daß ſie wollen gottesfürchtig ſeyn, Gott vor Augen haben, und alle ire Hoffnung vnd Vertrauen alleine zu Dem ſetzen, und veſtiglichen an den Herrn Jeſum Chriſtum, vnſern einigen Mittler, glauben, und Gott den heiligen Geiſt bitten, daß er ſie darin ſterke und erhalte, und ſich in alle Wege hüten vor Aberglauben, Zauberey, Warſagern, Chriſtallenſehern, Schwartzkünſtlern, und mit denen Dingen gar nichts umbgehen, dann es die höchſte vnd fürnembſte Sünde iſt wider Gott; ſich auch, wo ſie bei vnſerm Leben nicht ehelich werden, beweiben, und einen guten Wandel vor Gott vnd irer Landſchafft führen, vnd ſich Vnzucht vnd Hurenlebens enthalten; das wird inen vor Gott, irer Landſchafft vnd der Welt zum Beſten kommen, auch wohl nachgeſagt und gerümpt werden.

§. 52. Wegen Vorſorge für die Armen, und Handhabung der Gerechtigkeit.

Wir wollen vnſere Söhne vätterlich ermanet, auch inen eingebunden haben, daß ſie den Armen wollten gnedig ſein, inen gleich vnd recht thun, dem Armen als dem Reichen, vnd dem Reichen wie dem Armen, auch Supplicationes annehmen, die ſelbſt verleſen, oder inen referiren laſſen. Zudem den Rethen vnd Schreybern in ire Eyde und Pflicht binden, kein Geſchenck zu nehmen, oder inen zu gutem nehmen laſſen, ſondern dem Armen als dem Reichen, und dem Reichen wie dem Armen, zu thun, auch den Gefreunden als den Vngefreunden Recht vnd Pillichkeit widerfahren, zu laſſen; zudeme, was vnſre Söhne bevehlen, das nicht zu hinderhalten, auch den Partheyen vnd Armen trenlich mitzutheilen, vnd ſie darmit fordern, vnd nichts darvon oder darzu thun, ſondern deme treulich zu folgen, auch vf die Cantzley gehen, vnd daſelbſt mit darauf ſehen, daß dem nachgegangen werde. Vnd dieweil die Raſſawiſche

Sache vertragen, ſollen vnſere vier Söhne mit Rath Doctoris Oldendorpii vnd anderer, wo wirs ſelbſt nicht theten, ein Ordenung machen, daß am Hofgericht vnd ſonſtet ſchleunig den armen Leuthen vnd Partheyen ire rechthengige Sachen abgeholffen, vnd die nicht lange vffgehalten werden, auch die Pillichkeit vnd Recht widerfahre. Wir wollen auch vnſere Söhne vleißig ermahnet, daß ſie den Armen gern vmb Gotteswillen geben, vnd Niemands Mangeln oder Noth leiden laſſen.

§. 53. Wegen Reinhaltung der Straßen.

Weiter wollen wir ſie vätterlich ermanet haben, daß ſie wollen ire Straßen rein halten, vnd das Placken vnd Nehmen vf den Straßen von Keinem nicht leiden; auch diejenigen, ſo dieſelbige hauſen vnd herbergen, nach Inhalt des Landfriedens ſtraffen. Wo auch vff ire Straßen griffen würde, oder ſonſten Todſchlege, oder andere Hendel beſcheen, dieſelbigen rechtfertigen laſſen, vnd am Leben ſtrafen, wie inen das Leiden Recht gibt, vnd gute Juſtitien halten, auch nicht leiden, daß man an andern Orten raubt, vnd in ir Land fähret.

§. 54. Wegen Schlagung guter Münzen.

Da auch ſie Müntz ſchlagen kunten, daß ſie dieſelbige gut ſchlagen, vnd kein Finanz, oder etwas darinne ſuchen; dann ein Fürſt an ſeiner Müntz, Reinhaltung ſeiner Straßen, vnd Haltung ſeiner Zuſagen erkannt wirdet.

§. 55. Wegen der Gräntzen.

Es iſt auch gut, daß ſie vber iren Gräntzen halten, vnd inen nichts entziehen laſſen, das ir iſt; da auch etwas zweifelhaftiges wehre, können ſie ſich durch ihre Rethe weiſen laſſen, vnd vf pillige Mittel vertragen.

§. 56. Wegen Hegung der Waldungen.

Es iſt hoch vonnöthen, daß ſie vber ihre Waldungen halten, daß ſie gehegt vnd nicht verwüſtet, oder verroth werden; dan ſolt ein Brand oder Krieg ins Land kommen, vnd ein vnbarmherziger Tyran nehme ſollichen Krieg für, vnd Stedte vnd Dörffer verbrennte, würde großer Mangel Holtzes halben ſein; zudem wann die Leute die Rottlender etwas gebraucht, laſſen ſie alsdann die liegen, vnd hat man kleinen Nutzen darvon, vnd iſt das Holtz vnd die Wildfuhre hinweg, vnd liegt dann wüſte; desgleichen das Jungholtz zu bauen und zu brennen gezogen werde vnd wieder vfwachſe.

§. 58. Wegen des Wildprets vnd anzuſtellenden Jagden.

Die Wildfuhr iſt gut, daß ſie vnſere Söhne hegen, dann hette Gott kein Wildpret wollen haben, ſo hette es ſein Allmechtigkeit nicht in die Archen Noe laſſen nehmen. So iſts auch gut, daß ſich die Herren zu Zeiten verluſtiren, die ſonſten mit ſchweren Geſchefften beladen ſein. Die Herren vernehmen auch viel, wann ſie vf der Jagt vnd Jagtheuſern ſein, als wann ſie ſtets am Hoflager wehren; können auch dadurch ihre Grentzen ſelbſt wiſſen, was ire iſt; kann auch ſonſt mancher armer Mann fürkommen, der nicht ſonſtet zugelaſſen wirdet. Darneben ſollen ſie den Leuthen vergönnen, daß ſie ohne Schaden des Wiltprets ire Früchte bezeunen; auch zu etlichen Zeiten mit Hunden abhetzen, vnd ſonderlichen die wilden Seu, die den meiſten Schaden thun. Wo auch das Wildpret dem Armut ſo großen Schaden thut, ſollen ſie dargegen Erſtattung thun, oder inen etwas an Renthen, Zehenden vnd Zinßen nachlaſſen

Das Franckensteiner Eselslehen zu Bessungen 1536.

Von Helfrich Bernhard Wenck.

Urkunden aus dem 16. Jahrhundert reden von dem Eselslehen als einem alten Herkommen, das noch in viel frühere Zeiten reicht. Der alte männliche Deutsche kannte keine größere Ehre als Tapferkeit, fand also auch nichts schmählicher als Weiberschläge. Das war eine Beschimpfung des ganzen männlichen Geschlechts, und so strafte man's auch. Die Stadt Darmstadt wagte jährlich zwölf Malter Korn daran, die der adelichen Familie von Franckenstein unter dem Namen des Eselslehen zufielen, die sie zuweilen wieder als Afterlehen an andere verlieh, zuletzt aber selbst behielt. Der Inhaber des Lehens mußte auf Erfordern der Stadt durch einen besondern Boten einen Esel schicken, auf dem die unteutsche Frau, die ihren Mann geschlagen hatte, nach Urtheil und Recht durch die Stadt ritt. Das Recht den Esel zu führen, hatte seine Einschränkung, hatte die Frau ihren Mann durch hinterlistige Bosheit, ohne daß er sich wehren konnte, geschlagen, so führte ihn der Franckensteiner Bote; war aber der Mann in offener ehrlicher Fehde mit der Frau zu Schlägen gekommen, so mußt er den Esel selbst leiten, Bürgermeister und Rath von Darmstadt schrieben 1536 an die Herren von Franckenstein um den Esel; der Franckensteinische Keller schickte ihn auch, wiewohl unter vorgeblicher Unwissenheit dieses alten Gebrauchs. Das Schreiben vom Bürgermeister und Rath war folgenden Inhals: „Unsern freundlichen Dienst zuvor, Ehrenveste besonders gute Freunde. Wir wissen euch nicht zu verhalten, wir daß etliche Bürger unter uns haben, die sich ungebührlich und übel gehalten, daß wir sie sind Willens uff nechst Aschermittwochen nach unserm alten Herkommens und Gebrauch zu straffen. Dieweil nun allewegen zu solcher Strafe uff Eschermittwochen die von Franckenstein, oder ihre Lehenträger, so das Lehen ingehabt haben genannt Eselslehen, davon dann etlich Korn zu Bessingen*) gefällig; und

*) Bessungen kommt in alten Urkunden unter folgendem Namen vor. 10. Juni 1002 Bezungen; 21. Juni 1013 Bezzungen; Mai 1257 Bertzingen; 20. October 1339 Bessingen; 30. Mai 1386 Bissingen. (Vergleiche Scriba's Regesten, Provinz Starkenburg). Bessungen gab der Cent (Grafschaft) den Namen. Bessungen war ohne Widerrede, wo nicht der älteste Ort des Oberamts Darmstadt, wenigstens die älteste Mutterkirche, von der selbst Darmstadt, und ehemals gewiß noch mehrere Orte, Filial war. Darmstadt kommt unter folgenden Namen vor: (vergleiche Scriba) März 1094 Darmundestat; 25. October 1277 Darmestat, 23. Juli 1330 Darmbstatt (Kaiser Ludwig der Bayer bewilligt dem Grafen Wilhelm von Katzenellenbogen Stadt- und Bestungsrechte, einen Wochenmarkt auf jeden Dienstag, und einen Jahrmarkt zwei Tage vor und nach Mariä Geburt, sowie überhaupt gleiche Marktgerechtigkeiten, wie solche die Stadt Frankfurt genieße). 19. Juni 1331 Darmstat (Graf Wilhelm I. von Katzenellenbogen läßt seine Amtleute in zwölf verschiedenen Schlössern, auch in dem zu Darmstadt schwören). 12. Juni 1466 Tharmstadt. Darmstadt kam erst im vierzehnten Jahrhundert, unter den Grafen von Katzenellenbogen in die Höhe, die ihm nicht nur 1330 Stadtrecht erwarben, sondern auch im Jahr 1360 ein neues Schloß dahier bauten. Von dieser Zeit an erhob sich der Filial über die Mutterkirche; Bessungen wurde nun umgekehrt durch Verlegung der Pfarrei ein Filial von Darmstadt. Den 19. Februar 1511 „begiften Johann, Grave zu Katzenellenbogen, und Anna Graffyne dafelbst sin eheliche Husfraw der von ihnen gestiftete Altar „der heiligen zehintusend Rittern Merteler" in der Pfarrkirche zu Darmstadt mit jährlich 40 Malter Korn-Gulte von den Huben zu Bissingen, in deren durch Mißwachs herbeigeführten Unergiebigkeit 8 Malter von der Eberhartshute zu Messel und dem Zehntkorn von Darmstat ergänzt werden sollen, sodann mit 10 Pfund 4 Schillinge Heller und einen Fuder Wein von dem Vordewein zu Urbach, mit der Bestimmung, daß der Caplan wöchentlich wenigstens 3 Messen und die Schule nach seinem besten Vermögen zu halten und zu regieren verbunden sein solle." Die Kirche von Bessungen erhielt als Filial von Darmstadt von da einen Caplan. Schon im Jahre 1430 unterschreibt sich Conrad Duchscherer als Pfarrer von Darmstadt, die Veränderung war unfehlbar früher geschehen. Erst nach der Reformation ward die Pfarrei von Bessungen wieder selbstständig. Auch die Cent führte nicht mehr den Namen von Bessungen, sondern von Darmstadt. Die Pfarrkirche zu Darmstadt hatte sieben Altäre, zu denen noch einige Altäre gehörten. Die Altäre waren: 1) Altar zu Unser lieben Frauen, genannt der Hoch- und Froualtar im Chor. 2) Altar St. Crucis oder zum heiligen Kreuz, vor dem Chor, der Frühaltar genannt, zu diesen gehörte die Kapelle zum heiligen Kreuz vor dem Darmstädter Wald auf einer Anhöhe gelegen, die noch

haben auch ſolch Lehen Amptleute und andere ingethan, die allewegen zu ſolchem Tag uns zu unſer bürgerlicher Straff uff genannten Tag einen Eſel oder Eſelinnen ſtellen müſſen, ſambt einem Mann dazu geſchickt, auch ſolche ungeweigert gethan, ſo ſind wir auch jetzo ohnwiſſend, die weil ſolch Lehen Johann von denen zu Franckenſtein zu Lehen geht, wenn ſolch Lehen ingethan; derhalben er Euch unſer freundlich Geſinnes und Begehren, Ihr wollt uns uff genannten Tag ſolchen Eſel ſambt den Mann zu früher Tageszeit zuſchicken, damit wir an unſer Sachen und Fürnehmen ohngehindert bleiben, wollen wir alſo unſerm alten Gebrauch nach gänzlich zu Euch verſehen, und in gleichen und mehreren umb Euch zu verdienen geneigt ſein, Darmſtadt uff Montag Mathei Apoſtoli. Anno 1536." Man ſieht aus dem Schreiben, daß dieſe Strafe damals in langer Zeit nicht ausgeübt worden war. Damals brauchten den Eſel der Rath zur Beſtrafung einiger Bürger, die ſich übel gehalten. Zu anderer Zeit aber verwahrten ſich die Herren von Frankenſtein ausdrücklich, daß ſie den Eſel nur gegen die böſen Weiber, die ihre Männer geſchlagen, zu ſtellen verbunden ſeien. Dieß bewährt ein merkwürdiges Schreiben von Schultheis und Scheffen vom böſen Hundert*) zu Darmſtadt an Junker Hans von Frankenſtein und deſſen Bruder Georgs Kinder: „Unſern willigen Dinſt mit Fleiß zuvor. Erbarer und veſtigen lieben Junker. Es hat ſich by unſern Nachbaren zu Darmſtat Zweidracht, Zanck, Uneinigkeit zwiſchen etlichen übermütigen, ſtoltzen, piſtigen und boſſen Weibern erhoben, die ſich haben uffgeworffen gegen zwee Männern, und haben ſie underſtanden zwee Männer zu ſchlagen, undt deren auch etlich das vollbracht haben. Sollicher Gewalt, Frebel und Uebermuth iſt wider ein ganzen Samlung einer Gemein, auch ſonderlich wider das Burglehen, und das böſe Hundert, und dieweil es dann in unſer Straff ſo hart vervallen iſt, und muß in keiner Wegk will geburen nachzulaſſen, — — ſo iſt es unſer ernſtlicher Furſatz dieſelben zu ſtraffen, bit und anſinnen Ewer Veſte, uns zu Hilff zu kommen nach altem Herkommen, wegen als mit dem Eſel und dem Mann daruff zu ſchicken, und wolt uns nit ſäumen oder verhindern ſunderlich den Eſel uff neſte Dinſtage mit dem Mann zu ſchicken, ſo wollen wir uff genannten Dinſtag Morgen früh unſere Statteten zu euch ſchicken, der ſol den Eſel und den Mann geletten gein Darmſtat. Datum uff des Herrn Vaſenacht." — Noch im Jahre 1588 forderte der fürſtliche Keller, Johann Senger, weil wieder einige Weiber ihre Männer geſchlagen, den

---

jetzt den Namen „heiliges Kreuz" führt. (Jetzt ein Landgut nebſt Wirthſchaft, dem Herrn J. J. Dieffenbach gehörig). Sie wurde wie die Kapelle auf dem Herrgottsberg nach der Reformation abgebrochen, und mit den wenigen dazu gehörigen Gütern verkauft. 3) St. Martins Altar. Der Altariſte verſah zugleich die St. Martinskapelle in dem Beſſunger Wald, auf dem ſogenannten Herrgottsberg gelegen, der eben davon dieſen heiligen Namen erhalten. 4) Altar Trium Regum, oder der heiligen drei Könige. Die Gefälle dieſes Altars bezog im Jahr 1558 Johann von Sorgentoch, gen. Gensfleiſch, ein Nachkommen Guttenbergs von einer Seitenlinie. 5) Altar St. Catharina und 6) Altar St. Sebaſtian, deren Gefälle nach der Reformation zu der deutſchen Stadtſchule verordnet wurden. 7) Altar der zehntauſend Märtyrer, den Grafen Johann von Katzenellinbogen (ſiehe oben) und ſeine Gemalin Anna begifteten. Außerdem war auch im Schloß zu Darmſtadt ein Altar, deſſen Gefälle den herrſchaftlichen Kellern zufielen. Beſſungen und Niederamſtadt waren Filiale von Darmſtadt. Nach der Reformation wurden an beiden Orten wieder beſondere Pfarrer eingeſetzt, dem zu Beſſungen, der einen Altar zu St. Johann hatte, wurde das Einkommen des Altars der zehntauſend Rittermärtyrer zu Darmſtadt zur Beſoldung angewieſen. — Die Stadt Darmſtadt, die ſchon 1330 zur Feſtung geworden war, kam durch Erbauung des Schloſſes (zwiſchen 1360 — 1375) noch mehr in die Höhe, und wurde die gewöhnliche Reſidenz der Grafen von Katzenellenbogen in der Obergrafſchaft. Das erſte Schloß wurde 1546 im ſchmalkaldiſchen Kriege durch den kaiſerlichen Heerführer, den Grafen von Beuren zerſtört. Landgraf Georg I. baute auf derſelben Stelle ein neues.

*) Schultheis und Schöffen vom böſen Hundert geben ſich in den Akten nicht nur ſelbſt den Titel, ſondeen empfangen ihn auch von andern. Der Bürgermeiſter und Rath der Stadt kann nicht darunter verſtanden werden, da er nicht aus hundert Perſonen beſtand, ſondern es war ein Ausſchuß der Burgerſchaft, der in Polizei- und Criminalſachen zu ſprechen, auch für Verwahrung der Feſtung zu ſorgen hatte.

Franckensteinischen Esel nach Darmstadt, mit dem Anhang, daß ihn die Herrn von Franckenstein nicht allein hierher, sondern im Nothfall auch Pfungstadt, Niederramstadt und andere Orte der Obergrafschaft zu stellen hätten, gegen welches Letztere aber Ludwig von Franckenstein in der Antwort heftig protestirte. Wie hat sich seit der Zeit die Welt verfeinert! Wie ist es mit der weiblichen Sanftmuth ganz anders worden! Daß in Darmstadt insbesondere der Franckensteiner Esel, oder Schultheiß und Schöffen vom bösen Hundert dazu beitragen wird Niemand vermuthen, wenigstens schweigen die Alten davon. Genug man fand im folgenden Jahrhundert weder Esel noch Eselslehen mehr nöthig. Auch muß ich zur Rettung Darmstadts nicht vergessen, daß ihr dieses ungalante Verwahrungsmittel gegen die weibliche Uebermacht nicht ausschließlich einheimisch war. Als sich 1593 eine Frau zu Maulbach, Amts Homberg an der Ohm, gegen ihren Mann ungehorsam erwiesen, und ihn sogar geschlagen hatte, so berichtete der dortige Keller, Georg Rüdig, den Vorgang an die Regierung zu Marburg, mit dem unmaßgeblichen Bedenken, daß, wie ihn etliche versichert, in solchem Fall nach altem Brauch die Frau auf einem Esel reiten, und der Mann, der sich schlagen lassen, den Esel leiten müsse.

Landgraf Ludwig V., der Getreue, beim Papst Paul V. zu Rom 1618 und 1619.

Von Ludwig Baur *).

I.

Eine der wichtigeren und interessanteren Episoden in der Lebensgeschichte des Landgrafen Ludwig V. war die von ihm in den Jahren 1618 und 1619 unternommene, aber nur bis zur Insel Malta wirklich ausgeführte Reise nach Jerusalem. In ganz Deutschland, namentlich aber in dem protestantischen Theile desselben, rief diese auffallende Pilgerfahrt eines evangelischen Fürsten, welcher in seinem Zeitalter eine bedeutende politische Stellung einnahm, eine außerordentliche Sensation hervor, und es verbreiteten sich über dieselbe die abentheuerlichsten Gerüchte. Wir wollen versuchen, aus den freilich nur noch sehr sparsam vorhandenen Actenstücken, von deren Umfang und Bedeutsamkeit hier wie überall der Geschichtschreiber stets abhängig ist, und mit Hülfe mühsam aus Rechnungen, Correspondenzen u. dgl. zusammengetragener Notizen **) ein möglichst vollständiges Gemälde jener, auch als Beitrag zur Sittengeschichte nicht uninteressanten Reise, und derjenigen Motive zu entwerfen, durch welche der Landgraf zu deren Vornahme bestimmt worden ist.

In älterer und neuerer, selbst in neuester Zeit noch hat man über die Frage gestritten, welches wohl die Beweggründe gewesen sein möchten, die Ludwig zu einem Entschlusse bestimmt haben, der einige Jahrhunderte früher wohl natürlich erschienen wäre, bei den damaligen politischen Conjuncturen aber, wo die Gährung der Gemüther den höchsten Grad erreicht hatte, der Ausbruch eines blutigen, langdauernden Krieges täglich zu erwarten und in diesem Falle Alles für den abwesenden Landgrafen

*) „Die Pilgerreise des Landgrafen Ludwigs von Hessen-Darmstadt, nach dem heiligen Grabe und sein Besuch bei dem Papste Paul V. zu Rom, im Jahre 1618 und 1619. Vom Geheimen Archivar Baur." Archiv für hessische Geschichte, 4. Band, 3. Heft, S. 1. ff.

**) Die vorzüglichsten Reisen, welche der Landgraf überhaupt machte, sind folgende: Im Jahre 1594 und 1595 nach Lothringen; 1601 nach Crossen in der Mark Brandenburg; 1603 ebendahin und nach Franken; 1604 nach Plessenburg; 1607 nach Prag; 1608 nach Ansbach; 1610 und 1611 nach Jütterbock; 1612 nach Onolzbach; 1613 nach Regensburg; 1614 nach Naumburg und 1617 nach Pommern und Meissen. Ueber die geheime Reise Ludwigs nach Dresden und die folgenreiche österreichische Zusammenkunft daselbst, welche diese Reise erklärt, vergleiche von Rommel, hess. Geschichte, Band VI. p. 188.

auf dem Spiele ſtand, ohne Beiſpiel und gänzlich unbegreiflich war. Man konnte ſich dieſen Schritt, und dahin ging auch fortwährend die öffentliche Meinung, nicht anders erklären, als daß der Landgraf eine Religionsänderung beabſichtige und dem Pfalzgrafen Wolfgang Wilhelm von Neuburg folgen werde, der einige Jahre zuvor insgeheim zur römiſch-katholiſchen Kirche übergetreten und ihm überdieß ſehr befreundet war. Dieſe Meinung wurde noch beſonders durch den Umſtand unterſtützt, daß Ludwig auf der genannten Reiſe nur katholiſche, aber gar keine proteſtantiſchen Höfe beſuchte, daß er auf derſelben mit dem Papſte Paul V. in Rom eine Unterredung hatte *), daß er ſeit einer Reihe von Jahren mit den bedeutendſten Vorfechtern des Katholicismus in ſtets lebhaftem Verkehre ſtand, auch die eifrigſten Gegner des Proteſtantismus bei ihm ein- und ausgingen; Verbindungen, welche er übrigens lediglich im wohlverſtandenen Intereſſe ſeines fürſtlichen Hauſes unterhielt, durch deren Hülfe er auch ſeine Agnaten zu Caſſel weit überflügelte. Hierzu kam noch ſeine bekannte Anhänglichkeit an den Kaiſer und das öſterreichiſche Haus, welche ihm den ehrenvollen Beinamen „des Getreuen" erwarb. Uebrigens ſcheint der Landgraf ſelbſt vorausgeſehen zu haben, zu welchen üblen Nachreden der Schritt, zu dem er ſich, wie er mehrmals ſagt, aus eigner Bewegniß und aus gewiſſen Urſachen entſchloſſen, Veranlaſſung geben werde: denn er ſchrieb am 19. Februar 1618 ſeinem Bruder, dem Landgrafen Philipp von Butzbach, welchem er ſtets ein beſonderes Zutrauen erwies:

> Ich bitte aber E. L. umb Gotteß willen, ſie wöllen ferner dießes werks vnd Meines vorhabens wegen Jegenn Niemand auch meiner Diener keinen nichtiß mehr gedenkhen laſſen, damit alleß ſo viell möglich inn der ſtille verpleiben möge, nur allein darumb, daz eß nit mehr geſpräche gebe, dann E. L. ſelbſtenn hochvernunfftigk zu erachten, dz mir leichttlichen große vngelegenheit vnd ſchimpfliche Nachreden darauß entſtehen köntten, Waß ſonſten Mein vorhaben betrifft, hab ich ſolcheß ledtiglich in Gottes willen geſtellet, vnd bitte ihn, dz er mein Herz alſo inn dießen ſachen regieren wölle, wie es ihme gefälligt wird ſein, zweiffle auch gantz nicht Seine Allmacht eß alſo ſchickenn werde, dz ich deroſelben zu dankhen vmb ſo viell mehr vrſach haben werde.

II.

Der Landgraf Ludwig an den Grafen von Hohenzollern.

> Von dannen bin ich durch Gottes ſegen nach Malta kommen, da mir dann abermahle viell große ehr vnd freundtſchafft widerfahren, weill dann mit Meinem ſchieff ſo ich gedienat im hin vnd zurückhreißen von Jerusalem vnbekanndt fortt zu kommen mir vnmöglich geweßen, habe ich des Großmeiſters alhier getreuwen Raht gebetten, wie ich Meine Reiß ferner anſtellen möchte, vnd ob S. L. vermeinten, dz ich alßo fortreißen vnd da Ich an Landt ſetzte wider zurückh gelaſſen werden möchtte, S. L. haben mir vor ſolch gut an Vertrauen gar freundlich gedanket, vnd mich zum eifferigſten von Meiner Reiſe abgemahnet, dan ſie mich verſichern woltten, da ich verkundtſchafft würde, vmb Leib ehr vnd guth kehme vnd nit wieder loß gelaſſen würde, der verkundtſchafftung wegen, ſchwiegen die Marinari nit vnd zu deme ſchrieben die Sclaffen von hier waß ſie wüſten, vndt ſeindt auch ſchieffe vor und nachgangen die zu Marſilien nachrichtung von meiner reiße bekommen, weill ich alda vnd zu Tolon faſt 3 wochen vff windt wartten müſſen, Ich habe aber Gott lob die Reiß biß hiebero vollbracht, darfür ich Gott billich zu dankhen, dann der Türkiſchen Corsari wegen dz meer gar vnſicher, vnd haben die ehrlichen Cavallieri alhier ſich zum höchſten erfrewet dz wir ſo glücklich durchkommen, dan ſie wenig tage zuvor mit 7 Galleonen geſchlagen,

*) Senkenberg deutſche Reichsgeſchichte. XXIV. 272.

auch nach der Handt, weill wir hier geweſen, mit 8 vnd weniger ſchieffenn zu vnderſchiedtlichen mahlen, ſchieffe biß baltt hier inn port feindt gejagtt worden. Weill dann der Herr Großmeiſter, deſſen L. mich zu ihrem Sohne anzunehmen gewürdiget, mich zum höchſten von meiner Reiſe abgemahnet vnnd die widerkehr vumöglich gemacht, weill ich vnbekant nit fortkommen können, Alß habe ich endlich, da ich mich nicht ſelber muthwillig umb den halß bringen, vnd den Beſtien vorſetzlichen vbergeben wöllen, S. L. getrewen Raht folgen müſſen. Meine Reiſe hette ich gar gern verrichtet dann in 14 tagen wann der windt were gut geweſen Ich zu Jaffa 3 oder 4 tagreiſen von Jeruſalem hette ſein können. Es iſt mir aber Alles ſo ſchwer gemacht worden, daß Ichs vor dißmal Inſtellen müſſen.

Am Abend des 20. Februar verließ Ludwig Malta auf 2 Ordensgaleeren, begleitet von dem Ordensgeneral und den vornehmſten Rittern, namentlich des v. Andelot, v. Bertaneourt, Ugolius Griſoni, v. Roſenbach, v. Cloßen, v. Compreſſi u. A., unter den Segenswünſchen und Ehrenbezeugungen des Großmeiſters und der zurückbleibenden Ordensbrüder. In Syrakus, wohin man zunächſt fuhr, mußten die Reiſenden widriger Winde wegen einige Tage ſtill liegen, dann ging es weiter nach Meſſina, von da legten ſie in 24 Stunden 60 deutſche Meilen bei gutem Winde zurück und gelangten am 4 März glücklich nach Neapel. Der Vicekönig, Herzog v. Oſſuna, empfing den Landgrafen gleichfalls mit der höchſten Auszeichnung, fuhrte ihn ſogleich in den Königlichen Palaſt, worinnen er ſelbſt wohnte, und bewirthete ihn dort auf das Koſtbarſte. Auch ſtreckte er ihm 600 Dukaten vor, da der Landgraf bei nunmehr völlig geändertem Reiſeplane die in Alexandrien, Conſtantinopel und Jeruſalem angewieſenen Wechſel nicht erheben konnte und daher von Gelde ziemlich entblößt war.

Von Neapel nahm Ludwig ſeinen Weg über Caprarola nach Rom, welche Stadt er am 12. März erreichte und daſelbſt einige Tage zu verweilen beſchloß. Ueber ſeinen Aufenthalt daſelbſt und die mit dem Papſte Paul V. aus dem Hauſe Borgheſe, gehabte Unterredung hören wir am beſten den Landgrafen ſelbſt:

Vnd ob ich ſchon vermeint deß orts (zu Rom) vnbekannt zu ſein, vnd vber ein Tag mich nicht aufzuhalten, So hat doch der Babſt, wie ich darvor halten muß, von Napoli oder Malta auß ſolcheß erfahren, vnd deß andern morgens frühe ſind mir mit vorwiſſen des Babſt durch ſeinen Hoffmeiſter 24 Flaſchen des beſten weins, vnd ſtattlich Confect verehrt worden, auch darüber alle Tag, ſo lang ich bleiben würde, ein gewiſſes an wein vnd anderm, wie es dem Cardinal Burgese vnd Herzog von Montun, der newlich auch da geweſen, gegeben worden, nicht allein verordnen, ſondern auch darneben, was ich weiters begehren würde, anbieten laſſen, Vnd iſt mir von des Babſts vornehmen Diener einem angedeutet worden, daß der Babſt gern ſehe, wenn ich ihn anſprechen, ſonderlichen weil ich denn König von Hiſpanien hette angeſprochen, möchte es übel aufgenommen werden, wan ich zu Rom nicht auch dergleichen thäte, Ich habe geſagt, bey dem König hette ich vrſach gehabt, mich anzugeben, bey dem Babſt aber hette ich nichts anzubringen, eſt würde übel gedeutet werden, es iſt aber ſo inſtändig angehalten worden, daß ich endlich durch den Haubtman von Giſſen mich erklären laſſen, daß ich mir zwar nicht wolte laſſen zuwider ſein, den Babſt alß einen Großen Herrn anzuſprechen, vnd reverentz zu thun, aber nicht dergeſtalt, daß ich ihn vor das Haubt vnſerer Kirchen bilte, darauf ich dan deß andern Tags gegen abend, durch der Kayſ. Mt. Residenten, vnd deß Babſt Cämmerern Sig. Rudolphi ins Palatiam a Montecorallo, vnd ſo bald ich hinauff kommen in deß Babſts Cammrr vor welcher gleichwol wenig Cammerherrn aufgewartet, geführt worden, vnd iſt der Babſt in der Cammer geſtanden, Ich habe

ihm tiffe reverentz gemacht, aber doch den Pantoffel nicht gekuſt*), dan ichs auch vorher ſagen laſſen, daß ich ſolches nicht thun würde, Alßbald hat er der Babſt mit mir in der Cammer faſt ein Virtelſtundt auff vnd nieder ſpatzirt, vnd mich nach meiner reiß durch Hispaniam vnd Malta gefragt, wie mirs gangen, vnd ob ich auch das meer vertragen können, Sie were auch einmal auß hiſpanien nacher Rom mit dem Cardinal Cajetano gefahren, es hette deroſelben auch keine hinderung geben, haben mich auch gefragt, wie lang ich wolte zu Rom bleiben, ich antwortet, wolte den andern Tag gleich fort, ſonderlich weil das Böhmiſche weſen ſich noch nicht geſtillet, vnd vnruhe in Deutſchland auch zu beſorgen were. Darauf der Babſt geantwortet, daß nunmehr etwas beſſer Zeitungen ankommen, vnd dahero gute hoffnung vorhanden, daß ſich das weeſen accommodiren würde, Ich ſolle nur wohl zu Rom ausruhen, vornehmen, was mir belibt, mich im wenigſten etwas befahren, da auch ich einige ſcrupulum hette, Solle ichs nur ſagen, vnd mir nichts ungleiches einbilden, dan ich zu Rom ſo ſicher ſein ſoll, alß zu Hauß. Sie habrn auch gefragt nach meinen Kindern, wie viel Söhn und Töchter ich hette, Alß ich vermeld, haben Sie gewünſchet, daß Sie Gott ſolte ſegnen, mir auch die Benediction geben vnd geſagt, Sie wolten Gott fleißig vor mich bitten, daß er mich erleuchte, vnd vor vnfall bewahren wolle, darauf ich dan mich bedankt vnd reverentz grmacht, vnd abſchied genommen, Alß ich aus der Cammer gangen, hat der Babſt mich bis an die Thür begleitet, darnach haben meine Diener alle ein reverentz gemacht, vnd bin ich ſo bald darnach wider in mein Loſament gefahren, meiner religion bin ich Gott lob allenthalben bekandt geweſen, vnd nirgendt geheuchelt, daß ich zu Rom den Babſt angeſprochen, daran verhoffe ich werde nicht vnrecht gethan haben, weile es, wie vorgemelt, an mich bracht worden, ich auch meine gemüthsmainung vorher hab ſagen laſſen, der Babſt auch ein großer herr, vnd ſo wohl ein Menſch iſt alß ein anderer, Ich habs aber doch zuvor wohl in rhat geſtelt, dan ich des Haubtmann von Gieſſen, Capitain Schwalbachs, Wurmßers, vnd meines Stallmeiſters Sebachs rhat darüber vernommen, weiln wir dan alle darvor gehalten, es könnte ſein, haben wirs gethan, der Signor Rudolphi vnd andere haben auch gar hart angehalten, Ich ſolte bleiben biß an Palmarum, daß ich den Babſt ſehe meeß leſen, Ich habe aber deßwegen mich zum höchſten entſchuldigt, vnd mich nicht aufhalten laſſen, dan ich den 23. Martij aus Rom gezogen, vnd hat der Cardinal Burgese zwo Gutſchen verordnet, darauf mich der Signor Rudolphi **) biß auf die erſte poſt begleitet, darnach bin ich vf der Poſt fortgeritten.

Ein fürſtlicher Mäßigkeits-Verein des 17. Jahrhunderts.

Aus Büchners Chronik***).

Ordo temperantiae.

Wie ſolcher anno 1601 zu Heydelberg von verſchiedenen daſelbſt verſamblet geweſenen Churfürſten, Grafen, Herrn und von Adel verabredet und aufgerichtet worden, wovon Herr Landgraf Mauritius zu Caßell der Stiffter, und Herr Friedrich Pfaltzgraf bey Rhein und Churfürſt Patron geweſen.

Zu wißen ſey jedermänniglich, daß bei jetziger Chur- und fürſtlicher Zuſammenkunft alhier zu Heydelberg, Zuvorkommung überflüßiges Trunckß, wie auch andern

*) Graf Khevenhüller, Annal. Ferdinand. IX. 771, der ſonſt wohl unterrichtet iſt, erwähnt ausdrücklich das Gegentheil.

**) Der Landgraf trat ſpäter mit ihm in ſchriftliche Verbindung.

***) Aus der ungedruckten Chronik von Auguſt Büchner.

unordentlichen Weſens, ſo leichtlich aus übermäſſigem Trunk entſtehen mag, ſonderlich aber zu Gottes Ehren, alß der da gebeut, ſich vor freſſen und ſauffen zu hüten, (Lucae 21) ſich die Durchlauchtigſte, Durchlauchtige und Hochgeborne, auch Wohlgebohrne und Edle Herrn, Churfürſten, Fürſten, Grafen, Herrn und Rittermäſſige, in der Subſcription benennte, gutes Wiſſens und Willens mit einander berad und verglichen haben, wie hernachfolgende Articuli außweiſen.

Zum Erſten. Wollen alle und jede, in dieſem Orden Temperantiae begriffene ſich verpflichtet haben, von dato dieſes des 14. December, jetztlauffenden Ein Tauſend Sechshundert und Erſten Jahrs, bis auf künfftigen 25. December anno 1602 alles Sauffens, in was Getränck das auch ſeyn möge, zu enthalten.

Zum andern. Damit dieſes ſoviel deſto gewiſſer gehalten werden möge, So wollen Hoch- und Wohlgedachte Ordens-Verwandte, obbeſagte ganze Zeit über, auf einer Mahlzeit nicht mehr als ſieben Ordensbecher mit Wein austrincken, auch ſich durch keinerley Wege, wie die Namen haben mögen, bey einer Mahlzeit mehr in Wein auszutrinken bewegen laſſen.

Zum dritten. So will auch kein Ordens-Verwandter in 24 Stunden mehr als zwo Mahlzeiten halten, da dann bey jeder Mahlzeit, Sieben Ordens-Becher mit Wein zu trinken erlaubt ſeyn ſollen. Außerhalb der Mahlzeit aber, es ſeyn zur Suppen, zwiſchen denen Mahlzeiten, oder nach der Abendmahlzeit zum Schlaftrunck, ſoll keinem erlaubt ſeyn, eintzigen Trunck, Glas oder Becher Wein mehr, zuzuſetzen.

Zum vierten. Da aber je einer zu Suppen Wein trinken müſte oder wolte, ſoll er doch ſchuldig ſein, dasjenige, ſo Er an Wein getrunken, von denen Sieben Morgenmahlzeits-Bechern abzukürzen, alſo und dergeſtalt, daß nach verrichteter Morgenmahlzeit die Sieben Morgenmahlzeits-Becher nicht überſchritten ſeyen.

Zum fünften. Gleichergeſtalt, ſo einer zwiſchen denen Mahlzeiten, oder auch nach der Abendmahlzeit zum Schlafftrunck Wein trincken müſte, oder wolte, ſoll Er doch das, ſo er auf ſolche Zeit an Wein getruncken, an denen Sieben Abendmahlzeits-Bechern, abzurechnen ſchuldig ſeyn, alſo nun dergeſtalt, daß wann einer ſchlaffen gehet, die Sieben Abendmahlzeits-Becher nicht überſchritten ſeyen.

Zum ſechsten. Damit auch keiner über Durſt zu klagen, ſo ſoll einem jeden, ſowohl zu beiden Mahlzeiten, alß außerhalb deren zu jeden Zeiten erlaubt ſeyn, Bier, Sauerbronnen, Waßer, Juleb und dergleichen ſchlecht getränck, zuzutrinken, doch mit der Beſcheidenheit, daß der erſte Satz nicht überſchritten werde.

Zum ſiebenten. Hingegen aber ſoll keynem erlaubt ſeyn, ſeinen Ordensbecher mit gebrannten, Spaniſchen, welſchen oder andern ſtarcken oder gewürtzten Weinen außzutrincken, darunter dann auch ſtarcker Meth, truncken machendes Bier, alß Hamburger Bier, Briehahn und dergleichen begriffen ſeyn ſollen.

Zum achten. Ob aber einer zur Luſt obbeſagten ſtarcken Getränks gebrauchen wolte, ſoll ihm zu jeder Mahlzeit nicht mehr alß ein Ordensbecher ſolchen Getränks erlaubt ſeyn, jedoch ſoll der gebrante Wein hierunter durchaus nicht gemeinet ſeyn, und ſoll auch ſolcher Trunck ſtarcken Getränks demnächſten in der Zahl gebührlich abgezogen werden.

Zum neunten. Soll auch keinem die Sieben Ordensbecher auf einen oder zwey Trunck außzutrincken macht haben, ſondern zum wenigſten über denen Sieben Ordensbecher drey Trunck thun.

Zum zehenden. Es soll auch keiner Macht haben, weder einen oder mehr, vielweniger alle Ordensbecher, der Abendmahlzeit, oder hingegen einen mehr, oder alle Ordensbecher, der Morgenmahlzeit, diese für jenen, oder jene zu diesen zuzutrincken.

Zum eilften. Und damit dieses alles so viel desto besser gehalten werde, so soll ein jeder Ordens-Verwandter schuldig seyn, ob er selbst einen oder andern Articul überschritte, oder einen andern Mitt-Ordens-Verwandten übrrschritten vernehme, solche Ueberschreitung bey seinem Gewißen an die Mitt-Ordens-Verwandte, sonderlich aber an des Ordens Temperantiae Patronen und Stifter gelangen zu laßen.

Zum zwölfften. So nun über versehens einer oder mehr wider obgeschriebene Sätze handelln oder verbrechen würde, und solches Verbrechens Hochgedachte Patronen und Stiffter wohlbesagten Ordens berichtet seyn, sollen Hochgedachte Patronen und Stiffter dem nächsten durch drey unschuldige Ordens-Verwandten erkennen lassen, ob der Verbrecher mit der größten, mittlern oder geringen Straffe zu belegen seye. Und soll die größte Straffe seyn, von dato seiner Verbrechung bis über ein Jahr in keinerley Ritterspiel zu Roß und zu Fuß sich gebrauchen zu lassen: Die Mittlere Straff aber von dato seines Verbrechens biß zu Außgang der verglichenen Ordenszeiten keinen Wein zu trinken. Die geringe Straff aber soll seyn, Zwey seiner besten Pferde dem ganzen Orden verfallen zu seyn, oder Dreyhundert Thaler, von dato seines Verbrechens innerhalb Monatsfrist, besagtem Orden zu erlegten, Und nach solchem Erkandnuß sollen nicht allein der Patron und Stiffter, sondern auch die sämbtliche Ordens-Verwandte schuldig seyn, erkante Straffe, nach ihrem besten Vermögen zu exequiren.

Zum dreyzehenden, soll auch keiner von denen besagten dreyen Oppmännern gefällten Erkandnuß zu appelliren, protestiren, oder einige Wege sich zu eximiren, macht haben. Wie auch, da entweder der Patron oder der Stiffter des Ordens selbsten überschreitten solte, ebenso wenig alß die andern mit Ordens-Verwandte exempt seyn sollen.

Zum vierzehenden und letzten, soll auch kein Ordens-Verwandter macht haben, einigem Menschen, vielweniger seinem Ordens-Verwandten bescheid zu thun zwingen, tringen, oder auf andere Weise nöthigen, vielweniger eintziger Ordens-Verwandter über seinen guthen Willen Bescheid thun, vielmehr aber sollen die Ordens-Verwandten Ihre Mitt-Ordens-Verwandte, so zum Trunck genöthiget werden möchten, zu entschädigen schuldig seyn. Neben dem, so entwann andere Ritter mäßige Personen Lust tragen wolten, mit in diesen Orden zu schreitten, sollen sie dieselbige bei dem Herrn Patronen und Stiffter angeben, auch keiner ohne der berden Consens zugelaßen werden, iedoch so innerhalb vierzehn Tagen keine Resolution bey gedachten Herrn Patronen und Stiffter gehohlet werden könnte, soll einem jeden Ordenspersohnen zugelaßen seyn, eine solche Persohn, auf vorgezeigte Articul und Supscription seiner bei sich habenden Copie in Orden zu nehmen, doch daß er dem nechsten solcher eingenommenen Persohn halben Bericht an den Herrn Patronen und Stiffter thue, damit dieselbige jederzeit wißen können, Wer, und wieviel der Ordens-Verwandten seyen, und soll ein jeder neuer eingenommener Ordens-Verwandter schuldig seyn, auf seinen Costen, einen gleichmäßigen Ordensbecher, von dato seiner Einnehmung in Monatsfrist, ihnen selbsten verfertigen zu laßen.

Dieses alles obgeschriebenes haben sich vor Höchst- und Hohe- auch Wohlermelte und Edle, Churfürsten, Fürsten, Grafen, Herrn und Ritter, mäßige, stet und fest zu halten verglichen, auch darüber zwey gleichlautende Originalia verfertigen laßen, somit aller Ordens-Verwandten eigener Subscription bekräfftigt, deren eins dem

Patronen, das andere dem Stiffter des Ordens Temperantiae zu verwahren zugeſtellet worden, neben dem iſt einem jeden Ordens-Verwandten Copia dieſer Satzung zugeſtellt worden, und haben ſich ſämbtliche Ordens-Verwandte verglichen, dem Durchlauchtigſten und Hochgebohrnen Churfürſten, Herrn Friedrichen, Pfaltzgrafen bey Rhein und Hertzogen in Beyern ꝛc. vor einem Patronen, wie auch den Durchlauchtigen Hochgebohrnen Fürſten Herrn Moritzen, Landgraffen zu Heßen, Landgraffen zu Kazenellnbogen ꝛc. ꝛc. vor den Stiffter dieſes Ordens zu erkennen und zu halten; Geſchehen zu Heydelberg, Montags nach dem dritten Advent, in Die Nicasy den 14. December Anno Ein Tauſend Sechshundert und Eins.

Welcher Ordens-Verwandter, nachdem er ſeinen Ordensbecher und Ordenszeichen empfangen hat, Denſelben oder daßelbe nit jeder Zeit in guther Verwahrung haben wird, alſo, daß da Er darum befraget, denſelben oder daßelbe nit in vierundzwanzig Stunden auffweiſen kan, der ſoll in der dreyen Oppmänner Straff, nach ihrem Guthachten gefallen ſeyn.

Friedrich Pfaltzgraf Churfürſt.	Moritz Landgraf zu Heßen.
Johann Georg.	Ludwig Landgraf zu Heßen.
F. Henry de Naſſau.	Erich Graff zu Leiningen und Dachsburg.
Friederich Magnus Graf zu Erbach.	Otto Graf zu Sollms der Jüngere.
Philipp Graf zu Sollms.	Ludwig Graf zu Erbach.
Johann Wild und Rheingraf.	Wilhelm Freyherr zu Winnerberg.
Abraham Burggraf und Herr zu Dohna.	Herrmann zu Wittenhorſt.

Geſchichte der Univerſität Gießen.

Von G. L. Nebel.

Der Name der Stadt heißt in den älteſten Urkunden Gizen, Geyzen, Gießen, und er kommt bis zum Anfange des ſechszehnten Jahrhunderts nie anders vor, als zu den Gizen, Gizzen oder Gießen. Aus dieſen Beiwörtern zu den Gießen, und aus mehreren alterthümlichen Merkmalen darf man wohl den Schluß machen, daß hier bei den alten Deutſchen eine geweihte Stätte, ein heiliger Hain geweſen, wo Gottheiten verehrt und wo die Ruheſtätten emſig geſucht wurden. Dieſe Muthmaßung wird durch manche Ortsnamen ähnlicher Ableitung beſtätigt, wie Geismar (berühmt durch die Thoreiche, die Bonifacius umhieb), Geiſa im Fuldiſchen, Geiſenheim im Rheingau, Götzen bei Schotten, Götzenhain in der Dreieich. Gießen ſelbſt erſcheint indeſſen nicht früher in der Geſchichte, als zu Ende des zwölften Jahrhunderts. Dieſe heilige Stätte ſtand daher wahrſcheinlich nach Einführung des Chriſtenthums verödet, dagegen erſcheint Selters, auf dem heutigen Seltersberge, ſüdlich ganz nahe bei der Stadt, öfter in dem Zeitalter der Karolinger, wie das Schenkungsbuch des Kloſters Lorſch beweiſt. Dieſer Name läßt darauf ſchließen, daß ſich hier eine, ſpäterhin untergegangene Salz- oder Mineralquelle befunden habe, welche die alten Deutſchen ungemein ſchätzten und ſich in der Nähe anſiedelten.

Die älteſten Herren der Umgegend von Gießen waren aus dem Konradiniſch-Saliſchen Geſchlechte, aus welchem Kaiſer Konrad I. hervorging. Nach dem Erlöſchen deſſelben finden wir hier die Grafen von Glizberg oder Gleiberg, einer Burg, in der Geſchichte berühmt. Es läßt ſich mit Wahrſcheinlichkeit annehmen, daß Graf Wilhelm von Glizberg, veranlaßt durch eine Erbvertheilung, hier eine Burg gegründet habe. Seine Tochter Salome erſcheint in Urkunden zuerſt 1190, und mit dem Beiſatz, Gräfin von Gießen 1197. Ihre Tochter war an den Pfalzgrafen Rudolph von Tübingen verheirathet, und ihr Enkel Wilhelm nennt ſich Graf von Tübingen und von Gießen. Er hatte hier ſeinen Wohnſitz und erſcheint in Urkunden bis 1244.

Sein Sohn Ulrich folgte ihm, und 1265 veräußerte derselbe seine Grafschaft oder Herrschaft Gießen, wahrscheinlich durch Kauf, an den Landgrafen Heinrich das Kind von Hessen. Von dieser Zeit an blieb Gießen mit seiner Umgebung ein Theil des Fürstenthums Hessen.

Durch den Tod Landgraf Philipps 1557 erfolgte eine Theilung von Hessen, und das Oberfürstenthum Hessen mit Gießen gelangte an den zweiten Prinzen desselben Landgrafen Ludwig IV. von Hessen Marburg. Dieser, ein Regent, welchen die Nachwelt mit Hochachtung nennt, erbaute in Gießen ein großes und kostbares Zeughaus, versah es mit einem großen Waffenvorrathe mancherlei Art zum Gebrauche für das ganze Hessen, und ließ neues Geschütz gießen. Auch baute er ein neues fürstliches Schloß, da die alte Burg zur Wohnung des Stadthauptmanns angewiesen war. Die steinerne Brücke über die Lahn, welche erst vor wenig Jahren durch eine neue ersetzt worden ist, wurde auf seine Veranstaltung errichtet.

Landgraf Ludwig IV. starb den 9. October 1604, und mit ihm erlosch seine Linie. In seinem Testamente, wovon er den Beinamen Testator erhielt, setzte er seine Vettern von den beiden noch bestehenden Linien, Kassel und Darmstadt, zu Erben ein, und verordnete, daß Marburg eine Gesammtuniversität bleiben, und daß das Zeughaus zu Gießen ungetrennt bleiben sollte. Diesem fügte er noch zwei Klauseln hinzu, nämlich, daß keiner der Nachfolger in seinen Ländern die evangelisch-lutherische Lehre abschaffen, und keiner sein Testament anzufechten, oder umzustoßen versuchen solle. Wer dieses thue, solle der Erbschaft verlustig sein. Er hatte nämlich die Hinneigung des jungen Landgrafen Moritz von Kassel zur reformirten Lehre geahnet. Als in der Folge Landgraf Moritz die lutherische Religion in seinem Erbtheil abgeschafft und die reformirte eingeführt hatte, Darmstadt aber sich darüber beklagte, daß er der Klausel bei der Erbfolge zuwider gehandelt habe, und daher der Erbschaft verlustig zu erklären sei, so gab man von Seiten Kassels zur Antwort, daß Darmstadt nunmehr das Testament angefochten habe, folglich ebensowohl der Erbschaft verlustig sei. Der Grund oder Ungrund dieser Replick fällt in die Augen.

Die beiden Vettern, Landgraf Moritz von Kassel und Ludwig V. der Getreue, von Darmstadt, setzten ein Austrägalgericht nieder, nach dessen Ausspruch das Fürstenthum in zwei gleiche Theile getheilt und jenem die Universität Marburg, diesem die Festung Gießen mit dem Zeughaus zuerkannt wurde. Landgraf Ludwig nahm in dem ihm zugesprochenen Lande die Huldigung ein, behielt sich jedoch seine weiteren Ansprüche und Rechte dabei vor. Er verstand nämlich darunter die Theilung nicht nach Stämmen, sondern nach Köpfen, auf die seine beiden Brüder drangen.

Landgraf Moritz hatte sogleich nach dem Antritt der Marburgischen Erbschaft, in Cassel und dem ganzen Niederfürstenthum den Ritus der Kommunion nach der reformirten Lehre umgeändert, den Katechismus Lutheri abgeschafft und einiges der hessischen Kirchenordnung zuwiderlaufende eingeführt: er begann nun auch diese Abänderungen in Marburg einzuführen. Es erschien eine Verordnung, die vier Verbesserungspunkte enthaltend: sie betrafen die Allgegenwart Christi dem Leibe nach, die Anordnung der zehn Gebote, das Brodbrechen und die Abschaffung der Bilder und Bildsäulen. Den Professoren der Theologie wurde nicht nur untersagt, etwas diesen Punkten zuwiderlaufendes zu lehren, sondern sie wurden auch durch den Kanzler und die Räthe, und hierauf von dem Landgrafen selbst, wiederholt ermahnt, diese Punkte anzunehmen und zu unterschreiben. Da sie sich mit Bestimmtheit erklärten, daß dieses ihrem Gewissen und ihrer Amtspflicht zuwiderlaufe, erhielten sie am 22. Juli 1605 ihren Abschied, und ihre Stellen wurden sogleich durch reformirte Prediger besetzt. Eine am 6. August in der Stadtkirche gehaltene Predigt über das Abschaffen der Bilder veranlaßte einen Aufruhr der Bürger, wobei die neuen Professoren und Prediger in der Kirche stark mißhandelt wurden. Landgraf Moritz brachte durch Ernst und Festigkeit, mit Milde verbunden, die aufgeregten Gemüther zur Ruhe, und führte im folgenden Jahre in seinem Antheil des Oberfürstenthums die Lehre, welche

er für die reine und richtige hielt, mit durchgreifender Consequenz ein. Jedem Geistlichen in der Provinz wurde aufgegeben, die vier Verbesserungspunkte entweder anzunehmen und zu unterschreiben, oder seine Entlassung zu nehmen. Das Ergebniß war, daß fünf und fünfzig, mit Einschluß der Marburgischen Theologen, die Unterschrift verweigerten, und sich plötzlich mit ihren Familien brodlos sahen, sechs und dreißig dagegen unterzeichneten und in ihrem Amte blieben.

Landgraf Ludwig V. versicherte in einem Schreiben vom 11. August die Marburgischen Theologen Leuchter, Winkelmann und Mentzer, daß er in Entstehung der Marburgischen Reformation und Tumults gerne vernommen, daß sie sich von da abgewendet, daß er, weil sie ohne eine rechtmäßige Ursache ihrer Diensten entlassen worden, mit ihnen ein christliches und fürstliches Mitleiden trage und auf Mittel und Wege bedacht sein wolle, ihnen gebührenden Unterhalt zu verschaffen." Er beschied sie zugleich zu sich nach Darmstadt, und wies ihnen dazu Amtsfuhren an.

Die Folge der Berathschlagung mit diesen drei Professoren war, daß der Landgraf den 2. September einen Landtag mit den Ständen des Oberfürstenthums Hessen und der Grafschaft Katzenellenbogen in Gießen eröffnete und denselben bekannt machte, daß er sich vorgenommen habe, hier ein Gymnasium illustre zu gründen, dieses mit den berühmten der Religionsveränderung halber von Marburg vertriebenen oder unzufriedenen Professoren, Augsburgischer Konfession zu besetzen, und daß er die Landstände zum Beirath und Unterstützung aufforderte. Diese bewilligten hierauf, daß in den nach einander folgenden vier Jahren von jedem hundert Steuergulden ein halber Schreckenberger, jedes Jahr in zwei Zielen, zu diesem Behuf erhoben werden solle.

Gießen, welches kurz zuvor eine Kanzlei über das Oberfürstenthum Hessen erhalten hatte, welches seit 1602 der Sitz der Superintendentur, wurde nunmehr auch der Sitz einer Universität, und mit dem Gymnasium illustre wurde auch ein Paedagogium trilingue, worin die lateinische, griechische und hebräische Sprache gelehrt wurde, eröffnet. Die Eröffnung beider geschah am 10. Oktober 1605 mit feierlichen Reden, von sämmtlichen Lehrern in der größern Rathsstube des Rathhauses gehalten. Diese waren:

Theologen: Johann Winkelmann, zugleich der erste Rector magnificus. Balthasar Mentzer.
Juristen: Gottfried Antoni, Knuzler. Johann Kitzel.
Philosophen: Konrad Dietrich, Professor der Ethik und Pädagogiarch. Kaspar Fink aus Gießen, Professor der Logik und Metaphysik. Christoph Helvicus, Professor der griechischen und hebräischen Sprache.

Die Stiftung des Gymnasiums zu Darmstadt 1. Januar 1627.

Von C. Dilthey.

Nachdem schon Philipp der Großmüthige im Jahre 1537 die erste hessische Universität zu Marburg gestiftet hatte, legte sein Sohn Georg I., der Fromme, den Grund zu dem Staate, welcher, nachher immer von Hessen-Cassel getrennt, sich allmählig von dem achten Theil aller hessischen Lande bis zu dem Umfange des jetzigen Großherzogthums erweitert hat. Bald fühlte man in demselben das Bedürfniß höherer Lehranstalten, durch dessen Befriedigung die meisten Landgrafen nicht bloß ihre eigne Liebe zu den Wissenschaften beurkundeten, sondern auch die Wünsche ihrer gebildeten Unterthanen und Staatsbürger auf eine edelmüthige Weise erfüllten. Demselben Fürsten, dessen Andenken die im Jahr 1607 gestiftete Universität in Gießen durch ihren Namen Academia Ludoviciana feiert, Ludwig V., dem Getreuen, verdankt auch unser Gymnasium seine erste Entstehung. Da die Begründung solcher Anstalten, die für Menschheit und Staat von dem höchsten Werth sind, und aus denen Jahrhunderte hindurch

unzählige Menschen ihre Bildung und ihr Erdenglück schöpfen, schon an und für sich zu den glorreichsten Thaten edler Fürsten gehört, so verdient es die höchste Bewunderung, wenn der Entschluß dazu erzeugt und ausgeführt wird unter Verhältnissen und Zeitumständen, deren Bösartigkeit weit eher den Umsturz und die Vernichtung derselben erwarten ließ.

Diese Bewunderung erregt Ludwig V., welcher mitten unter den Greueln und Zerwürfnissen des dreißigjährigen Krieges, wo seine Hauptstadt selbst im Jahre 1622 der achttägigen Plünderung des Mansfelders preisgegeben war, den ersten Gedanken zur Gründung unsres Gymnasiums hegte. Vorzüglich lebhaft mochte wohl dieser Gedanke in ihm werden, als er im Jahr 1623 durch einen Ausspruch des Kaisers die sogenannte Marburger Erbschaft erhielt, worauf die in Gießen von ihm begründete Universität wieder aufgehoben, oder vielmehr mit der Marburger vereinigt wurde. Für den Augenblick indessen wurde die Ausführung durch die fortdauernden Unruhen gehindert; und fast schien es, als sollte sie für immer unterbleiben, da der Landgraf sich nach dem Schlosse Lichtenberg zurückzog und hier, obgleich noch im kräftigen Mannesalter von 49 Jahren, durch das Vorgefühl seines herannahenden Todes bewogen, sein Testament machte. Aber durchdrungen von der Hoffnung, daß er den Segen seines Andenkens bei der Nachwelt um so reichlicher mehren würde, verordnete er in diesem Testament Folgendes:

> Zu Darmstadt soll unser Sohn und künftiger Landes-Regent, wofern Wir es bei Unserm Leben nicht selbst thun, eine feine Schul, die dem Paedagogio zu Marburg allerdings ähnlich und gleich sey, anordnen damit die Knaben, wenn sie in Darmstadt durch die Classes kommen, mit Ehren und Nutz zu Marburg Publicas Lectiones hören können. Solche Schul soll nicht nur eyfrig angeordnet, sondern auch fort und fort steiff, fest und vätterlich darüber also gehalten werden; Damit auch Adliche und andere vornehme Leute ihre Kinder dahin schicken, und den Bürgern Nahrung etwas heraus wachsen, und man in den Kirchen eine Vocal-Musicam haben möge.

Zu gleicher Zeit wurde Nichts versäumt, was dazu dienen konnte, die Sache möglichst bald in's Werk zu richten. Zur Berathung wurde eine besondere Schul-Commission ernannt, bestehend aus dem Kanzler Antonius Wolff, genannt von Todtenwart, dem Vicekanzler Johannes Faber, dem Superintendenten Joh. Victor und den landgräflichen Räthen Dr. Joh. Philipp Kleinschmidt und Adam Euth, welche die Resultate ihrer Berathschlagungen in einem unterm 9. Februar 1626 erstatteten Gutachten dem Fürsten vorlegten. Sie zeigten hierin, daß eine durchgängige Gleichheit mit dem Gymnasium in Marburg nicht nothwendig wäre, wenn nur gleiche Lectionen und Autoren eingeführt, und die Schüler ebensoweit, wie in Marburg gebracht würden, wobei einzelne Unterschiede in der Zahl der Lehrer, der Abstufung der Classen und andern Punkten von geringerer Bedeutung wohl bestehen könnten. Es wurde vorläufig auf vier Classen und fünf Lehrer angetragen, einen Rector, einen Conrector und drei Collegen. Zugleich wurden mancherlei Vorschläge gemacht, wie die Fonds zu den neuen Einrichtungen aufzutreiben sein möchten.

Leider aber täuschte den edeln Fürsten die Ahnung nicht, daß er die Gründung des beabsichtigen Werkes nicht mehr erleben würde. Von einer lebensgefährlichen Krankheit befallen starb er am 27. Juli 1626 und hinterließ seinem Sohn und Nachfolger Georg II. die Sorge der Förderung und Vollendung. Dieser eifrige Beförderer der Wissenschaften, mit allen Tugenden des Vaters geschmückt, ließ es auch wirklich eine seiner ersten und wichtigsten Regierungsangelegenheiten sein, wozu ihn ohnehin stärker, als alle andern Beweggründe, sein eignes Herz aufforderte, das Testament seines Vaters buchstäblich zu vollzieben. Er ließ sich also das oben erwähnte Gutachten vorlegen, ertheilte demselben in allen wesentlichen Punkten seine Genehmigung und erließ unterm ersten Januar 1627 folgendes Edikt, durch welches der Beschluß zur Gründung der Anstalt Gesetzeskraft erhielt:

„Von Gottes Gnaden, Wir Georg, Landgraff zu Heſſen ꝛc. thun kund hiermit, vor Uns, Unſere Erben, und nachkommende Fürſten von Heſſen, demnach weiland der Hochgebohrne Fürſt, Herr Ludwig, Landgraff zu Heſſen ꝛc., Unſer in Gott ruhender, gnädiger, hertzallerliebſter Herr und Vater, und aus Dero hohes, ernſtes und theures Gebot, nach ſeiner Vätterlichen Gnaden tödtlichen Hintritt, hiermit Wir ſelbſten in Chriſtlichen Eifer bedächtlich zu Gemüthe gezoge:, welcher geſtallt der allmächige gütige Gott Uns in den Fürſtlichen S:and und Obrigkeit geſetzet, auch mit Land und Leuten, zuvörderſt mit der reinen, wahren und allein ſeligmachenden Lehre, und bei dem heiligen Wort Gottes, gnädiglich begabet, dafür ſeiner Göttlichen Allmacht Wir willig Lob und dankſagen, darbei auch vermittels göttlicher Verleihung die Zeit Unſeres Lebens beſtändiglich zu verharren entſchloſſen ſind, und Uns daneben nichts höhers anlieget, denn, daß wir ſolche chriſtliche Lehre, ſowohl bei Unſern Uns von Gott verliehenen Landen und Leuten erhalten und fortpflanzen, als auch auf Unſere Poſterität, und Nachkommen transmittiren und bringen mögen; und eben zu Erhaltung und Fortpflanzung reiner und geſunder Göttlicher Lehre, auch zu Beförderung der heylſamen Juſtiz und gottſeligen Weſens, und Wandels, nächſt göttlicher Begnadigung, nichts nützlicher, fürträglicher, und nothwendiger, als wohlbeſtellte Schulen anzuordnen und zu fundiren, in welchen, als in Gottes und des heiligen Geiſtes Officinen, ſowohl zu Kirchen und Schulen, als auch zu dem weltlichen Regiment, und guter Policey, die Gemüther der Jugend gebildet und informiret, und hiernechſt, wenn mehres Alter herzu komm, tüchtige und qualificirte Perſonen auferzogen und unterrichtet worden; Daß wir derohalben Gott dem Allmächtigen zu Ehren, Lob und Preiß, aus Treuherziger Landesväterlicher Affection und Liebe gegen Unſer Land und Leute, und auch der lieben Poſterität zu zeitlichen und ewigen Gedeihen und Wohlfahrt, ſodann Unſern Hochlöblichen frommen Herrn Vater, Landgraff Ludwig, zu Heſſen ꝛc. ꝛc. zu Söhnlicher Reverenz, Ehrerbietung und Nachfolgung, ein feines wohlbeſtelltes Paedagogium allhier in Unſrer Fürſtlichen Reſidenz-Stadt Darmſtadt anzuordnen uns vorgenommen auch zu deſto beſſerer und nothwendiger Unterhaltung derer dazu beſtellten Praeceptorum ꝛc.

Durch mehrere theils an demſelben Tage, theils bald nachher erlaſſene Reſcripte wurden die ökonomiſchen Verhältniſſe der künftigen Anſtalt zum voraus geordnet, und ein Collector zur Verwaltung derſelben beſtellt. Die meiſten Bedürfniſſe wurden durch Naturallieferungen beſtritten; die an baarem Geld zur Dotation der Anſtalt verordneten Summen erſcheinen zwar nach heutigem Maßſtabe ſehr geringfügig, waren aber ohne Zweifel dem höheren Geldwerth und den geringeren Bedürfniſſen jener Zeiten angemeſſen. Außer verſchiedenen Beiträgen aus mancherlei Kaſſen ſchenkte der Landgraf aus der Rentcaſſe dazu jährliche 400 Gulden und einen von Raphael von Nordeck zur Rabenau zu zahlenden Kapitalſtock von 1000 Reichsthalern. Eben ſo freigebig zeigte er ſich in der Förderung des neu aufzuführenden Schulbaues, welcher nach einem Reſcript vom 3. Januar 1627 unverzüglich begonnen, ohne Unterlaß fortgeſetzt und ſchleunig vollendet werden ſollte, wozu auch in der geſammten Grafſchaft Katzenellenbogen reichliche Beiträge geſammelt wurden. Man wählte für dieſen Bau einen an der Südſeite der Stadt in der Nähe des Beſſunger Thors gelegenen und von dem Getöſe des öffentlichen Verkehrs etwas entfernten Platz, auf dem früher fürſtliche Renteigebäude geſtanden hatten, und „wo Lehrer und Lernende nicht geärgert und geſtört werden könnten.“ Hier wurde das neue Gebäude über der alten Feſtungsmauer ganz von Stein in 4 Stockwerken aufgeführt, zu denen von der Vorderſeite eine in einem Thurm befindliche Wendeltreppe von 22 Stufen für jedes Stockwerk die Eingänge bildet. Der Thurm wurde mit dem heſſiſchen Wappen geziert und erhielt auf ſeiner äußerſten Höhe eine Glocke, deren Läuten zum Anfang und Schluß der

Lectionen das Zeichen geben ſollte. Die beiden unterſten Stockwerke waren zur Wohnung des Rectors und zur Aufbewahrung der nöthigen Geräthſchaften und Sammlungen beſtimmt, das Dritte enthielt die Lehrzimmer, und das Vierte, Wohnung für die übrigen Lehrer, die theils hier, theils in zwei gegenüberliegenden und durch einen verſchloſſenen Hof von dem Hauptgebäude getrennten Wohnungen untergebracht wurden. Das Letztere galt in jener Zeit, wo die Stadt nichts weniger als ſchön gebaut war, wegen ſeiner genau nach den vier Himmelsgegenden abgemeſſenen Regelmäßigkeit, wegen der die ganze Stadt überragenden Structur und der von ſeiner Höhe bis an den Taunus, den Odenwald, die Bergſtraße und den Rhein ſich eröffnenden Ausſicht für ein Prachtgebäude, auf welches man den Horaziſchen Vers anwendete: laudaturque domus longos quae prospicit agros. (Hor. Epist. I. 2. 10.) Aber freilich heut zu Tage, nachdem eines umher eine neue Schöpfung mit vielen Zierden der Baukunſt entſtanden iſt, gewährt es wenigſtens von der Südſeite keinen einladenden Anblick und für die erweiterten Bedürfniſſe iſt der Raum ſo beſchränkt geworden, daß er ſeit langer Zeit ſchon und erſt nach vielen Reparaturen nur für das Gymnaſium und die Wohnung des Directors nothdürftig hinreicht.

Der Bau des Gebäudes dauerte über zwei Jahre, während welcher Zeit die künftigen Lehrer des Gymnaſiums und unter ihnen der erſte Rector derſelben, Magiſter Balthaſer Klinckerfuß aus Marburg, berufen und ernannt wurden. Endlich in den erſten Monaten des Jahres 1629 war das Gebäude vollendet; der Sonntag nach Oſtern, der 12. April 1629 war der denkwürdige Tag, an welchem die feierliche Einweihung erfolgte. Mehr als je zeigte Landgraf Georg an dieſem Tage, daß er das neue Gymnaſium für ein köſtliches Kleinod ſeines Landes hielt; und die Art und Weiſe, wie ſich dieſe Ueberzeugung allen ſeinen Umgebungen mittheilte und bei den angeordneten Feierlichkeiten ausſprach, iſt zu charakteriſtiſch, als daß es nicht vergönnt ſein ſollte, mit wenigen Worten dieſe Feierlichkeiten zu ſchildern.

Morgens früh zwiſchen 6 und 7 Uhr verſammelten ſich in dem großen Saale des nachmals abgebrannten Schloſſes die weltlichen und geiſtlichen Räthe des Fürſten, die meiſten in hohen Aemtern und Würden ſtehenden Männer, viele Freunde, und ihnen gegenüber die Lehrer des Gymnaſiums ihren Rector an der Spitze, und ungefähr zwölf Schüler. Sobald Alles verſammelt war, trat Landgraf Georg in den Saal mit ſeiner Gemalin Sophie Eleonore und ſeinem Bruder Johann, begleitet von den vornehmſten Hofbeamten und Hofdamen. Nachdem Alle ihren Platz eingenommen hatten, ertönte aus dem Nebenzimmer von Inſtrumentalmuſik begleitet der Weihgeſang des Veni, sancte Spiritus etc. Hierauf trat der Hofprediger Simon Leisring auf und ſprach ein kurzes Gebet, in welchem er das neue Gymnaſium der waltenden Fürſorge des Himmels empfahl. Nach ihm trat auf einen Wink des Fürſten der Kanzler Antonius Wolff von Todtenwart hervor und hielt eine ausführliche Einweihungsrede in deutſcher Sprache. Er dankte zuerſt der göttlichen Vorſehung und dem anweſenden Fürſten für die Einrichtung dieſer heilſamen Anſtalt, verbreitete ſich dann über das Lob der Landgrafen von Heſſen, die durch ihre Gegenwart und Bemühung Darmſtadt, ſonſt ein ſchlechtes Dorf, zu der Würde einer ſtattlich prangenden Stadt erhoben hätten, erwähnte vorzüglich die Verdienſte Ludwigs des Getreuen, die deſſen durchlauchtigſter Sohn gleichſam als ein Vermächtniß überkommen hätte, und ermahnte dann die Lehrer ihre nunmehrigen Amtspflichten eifrig zu erfüllen. Hierauf traten dieſe hervor, leiſteten in die Rechte des Fürſten das Handgelöbniß der Treue und legten das Verſprechen ab, die auf einem nebenſtehenden Tiſche aufgelegten Geſetze der Schule zu beobachten und ihrem Glaubensbekenntniß getreu zu bleiben. Als dies geſchehen war, trat der Kanzler abermals auf, um ſeine Einweihungsrede zu vollenden. Nachdem er die Glückwünſche der Geſammtheit ausgeſprochen, richtete er ſeine ernſten Ermahnungen zuerſt an die anweſenden Räthe, denen es obläge, darüber zu wachen, daß die neue Anſtalt vor jedem Unfall bewahrt, und die Wünſche des Rector für das Wohl derſelben nie unbeachtet blieben, dann an die Jugend, welche er aufforderte,

ſich durch Frömmigkeit, Fleiß, Beſcheidenheit und Folgſamkeit auszuzeichnen, endlich an die Aeltern, daß ſie nicht durch verkehrte Maßregeln der Erziehung die Bemühungen der Lehrer vereiteln möchten. Wünſche für das Wohl des Fürſten und ſeines erhabenen Hauſes nebſt den Worten aus I. Chor. 30, 10—13 machten den Beſchluß dieſer Rede.

Hierauf nahm der Rector das Wort und hielt eine lateiniſche Rede zum Lobe der Gottheit, des Fürſten und der Wiſſenſchaften, und ſchloß mit Verſprechungen und Wünſchen für das Wohl der neuen Anſtalt. Dieſe Rede wurde ebenfalls lateiniſch von Wolff von Todtenwart beantwortet, welcher den Rector und die übrigen Lehrer der beſonderen Gnade des Fürſten verſicherte. Nach Beendigung dieſer Feierlichkeiten wurden die Lehrer durch Wolff von Todtenwart und den Conſiſtorialpräſidenten Wolff von Kerſpach eidlich verpflichtet, und hierauf begab ſich die ganze Verſammlung in die Hofkirche, in welcher nach einer feierlichen Muſik der Superintendent Plauſtrarius, der an die Stelle des verſtorbenen oben genannten Victor getreten war, wie es in einer alten Schulnachricht heißt, „eine rührende und herrliche accomodate Predigt aus dem erſten Capitel Danielis über die Schule des aſſyriſchen Königs Nebukadnezar hielt.“ Die Feier des Tages wurde damit beſchloſſen, daß der Fürſt alle Männer von Stande, die den Feierlichkeiten beigewohnt hatten, an ſeiner Tafel bewirthete.

Guſtav Adolf am Rhein 1631.

Von Karl Wagner.

Guſtavs Sieg bei Breitenfeld über den bis dahin unüberwindlichen Zerſtörer von Magdeburg (7. September 1631) führte ihn im Sturmſchritt zum Main und Rhein. Von den Thürmen von Aſchaffenburg, Hanau und Offenbach wehten ſchon die ſchwediſchen Fahnen, da hoffte noch der Magiſtrat von Frankfurt um ſeiner Meſſen und kaiſerlichen Privilegien willen den Durchzug Guſtavs abzuwenden. Aber Guſtav wies alle kleinlichen Bedenken zurück, indem er unter Anderm ſagte: „Deutſchland iſt ein ſehr kranker Körper, der nur durch heftige und ſtarke Mittel geheilt werden kann. Empfindet Ihr einige Beſchwerlichkeit davon, ſo müßt Ihr Geduld haben, auch ich trage mein Theil und habe nicht um des Vergnügens willen mein Stockholm verlaſſen.“ Seine Gründe und Kanonen waren ſehr überzeugend. Am 27. November hielt er mit ungewöhnlicher Pracht ſeinen Einzug und ritt mit entblößtem Haupte durch die jubelnden Bürger. Noch am ſelben Tag nahm er Höchſt. (Abends 10 Uhr) Flörsheim erſt nach achttägiger Belagerung. Nun galt es Mainz zu nehmen. Der Uebergang über den Rheinſtrom bei Caſtel war nicht zu erzwingen. Da zog Guſtav am 11. December 1631 bei der ſchneidendſten Kälte mit 6000 Pferden von Frankfurt aus. Sein Hauptquartier rückte an dem Tage bis Langen; hier übernachtete er ſelbſt; in Arheilgen lagen zwölf Compagnieen Reiter mit 1000 Pferden, die übrigen Truppen in Sprendlingen, Dreieichenhain, Egelsbach, Wixhauſen, Griesheim. Darmſtadt blieb unberührt. In der Nacht vom 12. auf den 13. war der Vortrab in Lorſch, Crumſtadt, Pfungſtadt; am 13. wurde Gernsheim genommen; die 200 Mann der Beſatzung capitulirten; am 14. ſchrieb Guſtav Adolf von Gernsheim aus an ſeinen wackeren Verbündeten, den Landgrafen Wilhelm von Heſſen-Caſſel der im Rheingau den Spaniern auf den Ferſen ſaß. Auf dem rechten Rheinufer und in der Bergſtraße wollten die Spanier, Baiern und Lothringer nicht Stand halten, und die Einnahme von Bensheim, Heppenheim, der Starkenburg, von Ladenburg und Weinheim koſtete nicht viel Mühe, aber den Uebergang über den Rhein zu wehren, hatten die Spanier feſte Stellungen genommen und ſtanden, nachdem ſie möglichſt alle Fahrzeuge der Umgegend verbrannt oder verſenkt hatten, zum furchtbarſten Angriff gerüſtet. Die Streitmacht der Feinde war überhaupt am Rhein noch ſo groß, daß der bairiſche

Oberſt von Metternich dem Kurfürſten von Mainz gegenüber behauptete, mit der vereinigten Macht könne „der Schwed leicht wieder aus dem Land geſchlagen werden.“ Aber in ihren Maßregeln war keine Einheit, der Kurfürſt, der Herzog von Lothringen und der ſpaniſche Statthalter der Unterpfalz, Don Philipp der Sylva durchkreuzten ihre Befehle; keiner war für das Ganze beſorgt; Guſtav durfte, wie ſpäter Napoleon, auf die Fehler ſeiner Feinde rechnen. Und wie er denn ſeines Heeres Seele und Auge war, durchſtreifte er ſelbſt am 15. December die Gegend ſtromauf- und abwärts bis Lampertheim und zu den feindlichen Schanzen Oppenheim gegenüber und fuhr dann am 16. December eine halbe Stunde oberhalb der von den Spaniern aufgeworfenen Sternſchanze in einem Nachen, den er in Stockſtadt aufgetrieben, über den Strom, um das jenſeitige Ufer in Augenſchein zu nehmen. Seine einzigen Begleiter waren der Oberſt ſeines Leibregiments, Graf Brahe und zwei Ruderer. Kaum an's Land geſtiegen, wurde er von der ſpaniſchen Strandwache überfallen. Schuß auf Schuß; aber ſein Glück verließ ihn nicht. Unbeſchädigt erreichten ſie ihren Nachen und kamen wohlbehalten über den Fluß zurück. Guſtav hatte eine Stelle am linken Ufer entdeckt, wo Gebüſch und ein nahes Holz die Landung zu begünſtigen ſchien. Dort ſollte ſie verſucht werden. Inzwiſchen war es dem Fiſcher Johann Warter aus Gernsheim mit Hülfe eines Nierſteiner Schiffers gelungen, zwei bei Stockſtadt verſenkte Schiffe aus dem Waſſer zu ziehen und auszubeſſern. Auf dieſe wurden Scheuerthore gelegt und darauf ſtehend fuhr am 17. December Morgens 6 Uhr an der ſogenannten Nonnenau, unter dem Kanonendonner einer ſchwediſchen Batterie, welche Oppenheim beſaß, der obengenannte Graf Brahe mit 300 Mann von der Garde über den Strom. Mit gutem Bedacht hatte er ſich lauter kernhafte Männer erleſen, denn jenſeits galt es Mann zu ſein. Der Graf fand ein ſehr ſteiles Ufer. So lang ihm darum der Feind noch Zeit ließ, gruben ſeine Krieger das Ufer zur ferneren Landung bequemer ab und fingen an, einige Schanzen aufzuwerfen. Kaum war dies nothdürftig vollbracht, ſo wurden ſie von mehr als 1000 ſpaniſchen Küraſſieren mit großer Wuth angefallen. Des Königs Lage war peinlich. Halb ſah er, halb hörte er den Kampf ſeiner kleinen Schaar mit der Uebermacht. Werden ſie aushalten, bis die Boote den Weg wieder zweimal gemacht? Begünſtigt von jenem davorliegenden Holze hielten ſie aus, bis Guſtav ſelbſt ihnen weitere Hülfe zuführte und die Spanier zuſammengehauen oder verſprengt waren. Guſtav ließ das Morgenlied „aus meines Herzens Grunde“ anſtimmen und verfolgte dann den Feind. Noch am Abend des 17. capitulirten die auf dem rechten Ufer in der Sternſchanze aufgeſtellten Spanier und mußten dem Könige einige ſchöne Feldſtücke überlaſſen. Die ſchwediſchen Sieger blieben auf dem linken Rheinufer ſtehn; Guſtav ſelbſt ſchlief die Nacht vom 17. auf den 18. nochmals auf dem rechten Ufer im Dorfe Erfelden, in der niederen Stube des oberen Stocks im Hauſe des Wirthes Glock, wenn anders die Inſchrift auf dem Bilde Guſtav Adolphs zuverläſſig iſt, das in jenem Häuschen noch aufbewahrt und vorgezeigt wird. Am 18. führte er neue Schaaren, auch Geſchütz über den Rhein und rückte um Mittag gegen die Stadt Oppenheim an. Die Herzen der Bürger ſchlugen ihm entgegen. Sie wollten des ſpaniſchen Druckes überhoben ſein; ſie ſtämmten ſich gegen ihre Bedränger und erſchlugen ihrer viele. Der ſpaniſche Commandant, von innen und außen bedroht, wagt nicht zu widerſtehen; er wirft den Feuerbrand in die Häuſer der Stadt und zieht in der Richtung auf Mainz ab.

Eine ſtarke Rauch- und Feuerſäule kündet den Schweden das Verfahren der Spanier. Guſtav rückt ohne Schwertſtreich in die Stadt, bemüht das Feuer zu löſchen, das ſchon dreißig Häuſer in Aſche gelegt hatte. Schweiß und Blut koſtete aber noch der Sturm auf das Schloß Landskrone. Die Spanier thaten ihre Pflicht, ſie wehrten ſich wie Verzweifelnde, bis ſie alle niedergeſunken, oder gefangen waren.

In Oppenheim fand Guſtav treue Anhänger. Er gab den Evangeliſchen, unbeſchadet der Katholiken, ihre Kirchen und gleichen Rechte wieder und ihre lange gedrückten und geängſteten Herzen athmeten wieder frei. Ihrerſeits thaten ihm die

Bewohner allen Vorschub, so daß er mit ihrer Hülfe, aus den hier zu Stelle geschafften Kähnen und Gerätben zwischen Oppenheim und Mainz eine Schiffbrücke schlagen konnte, auf der er den ganzen Rest seiner Heeresabtheilung über den Strom führte.

Wiewohl der Rhein nie Deutschlands wahre Grenze war, noch sein kann, machte doch jederzeit der Uebergang eines Heeres über diesen gewaltigen Strom einen mächtigen Eindruck auf die Gemüther der kriegführenden Völkee. So als der römische Julius Cäsar, so als der Schwedenkönig, als Hoche und Napoleon und als der Marschall Vorwärts über seinen Rücken schritt. Von wo Gustav Adolf hinüberdrang, da ließ er zum ewigen Gedächtniß eine hohe Säule errichten. Gustav nützte den Schrecken, den er durch seinen kühnen Uebergang den Feinden eingejagt hatte. Am Abend seines acht und dreißigsten Geburtstages, am 19. December 1631 stand er vor Mainz und lagerte zwischen Großenheim und der heiligen Kreuzkirche. Tags zuvor war Erzbischof Kurfürst Anselm Kasimir sammt den Bischöfen von Würzburg und Worms so eilig aus der Stadt entflohen, daß ein von Gustav Adolf an ihn geschriebener Brief, der ihn zum Verbleiben aufforderte, unerbrochen im Cabinet liegen geblieben war. Vier Tage lang flogen die Bomben in und aus der Stadt; die Spanier machten Ausfälle; die Schweden verloren viele Leute, rückten aber unaufhaltsam vor. Eh' es zum Sturm kam, streckten die Festungs-Commandanten die weiße Fahne aus und die Besatzung erhielt freien Abzug. Sie trat ihn an mit fliegenden Fähnlein und brennenden Lunten und großem Raube, denn sie selbst hatten die Stadt zuvor ganz ausgeplündert. Am 23. December, Abends vier Uhr hielt Gustav seinen Einzug in die Stadt. Die Bürger hatten sich auf Gnad' und Ungnad' ergeben. Gustav dachte aber nicht an Rache für Magdeburg und ließ es die Bürger nicht entgelten, daß ihr Landesherr eins der thätigsten Glieder des katholischen Bundes gewesen war. Die zwei nächsten Monate waren der Erholung der Soldaten und der Erledigung von Staatsgeschäften gewidmet. Am 3. März 1632 brach Gustav von Mainz auf, und Franken und Baiern, die Donau und der Lech, die Höhen von Nürnberg und zum zweitenmal die Ebene um Leipzig wurden Zeugen von Gustavs Heldenmuth.

Die Gräuel des dreißigjährigen Krieges in Hessen 1605—1637 *).

Nach den Kirchenbüchern und andern glaubwürdigen Nachrichten, theils aus eigner Erfahrung zusammengestellt von Magister Joh. Daniel Minck, Pfarrer zu Großbieberau, später Metropolitan zu Gerau.

1605. 17. Mart. war geboren Georg II. Landgraf zu Hessen, welcher zu vorigem Hessischen Titul Ysenburg und Büdingen erlanget. Ein frommer Herr, so billig zu nennen der Linde oder Standhaffte, weil er in den schweren Kriegen Gott und dem Kaiser treu blieben.

1620 wird der neugekrönte König sammt seiner Gemalin aus Böhmen verjagt, und sein ganzes Volk durch die Bairischen geschlagen. Spinola überzieht die Pfalz mit einer großen Macht und gewinnt dieselbe in kurzer Zeit.

1621 wird Friederieus, gewesener König in Böhmen ꝛc. Herzog Christian von Anhalt und andere in die Acht erkläret. Den 17. November, Mittwoch Abends fielen sieben Cornet-Reiter unter des Baierischen General Wachtmeisters und Obeisten Herrn Grafen von Anholt Commando in den Flecken Beuerfelden**), Amts Freyenstein, unverhofft ein, da alles geplündert und ein und zwanzig Pferd mitgenommen

*) Hessische Nachrichten, darinnen allerhand zur Historie und Literatur von Hessen und der Nachbarschafft gehörige Anmerkungen, Urkunden und Untersuchungen mitgetheilt werden. Von Johann Friedrich Conrad Retter. Frankfurt 1738.

**) Im Gräflich Erpachischen.

wurden. Sodann wurde folgenden Tag, den 18. November durch den continuirenden Nach- und Rückzug etlicher tausend Mann vor der Bergstraſſen gegen dem Amt Moßbach und von dannen wieder dorthin der übrige Vorrath völlig aufgerieben, die Kirche auch ihres Ornats, Kelchs, u. d. m. beraubet*). So wurden auch alle Flecken und Dörffer Freyensteiner Amts, desgleichen das Amt Erpach, Michelstatt, Reichenberg, Schönberg und Seeheim, ungeachtet derer von denen Herren Grafen von Erpach erlangter und aller Orten angeschlagenen Salvaguardien, geplündert und theils in Brand gesteckt, mit einem Wort, es wurde also gehauset, daß es von offenlichen Feinden nicht ärger gemacht werden konte. Ob auch schon dieselbe Herren Grafen der Fürstlich Durchlaucht in Bayern Armeen eine Anzahl Korn und Haffern in gar wohlfeilem Preyß, nehmlich tausend Malter Korn à 3 fl. und tausend Malter Haffer à 2 fl. kauflich zukommen und liefern lassen, so wurde doch noch alles in dem Lande aufgezehret oder verheeret, massen denn in vorermeldtes Herrn Grafen von Anholt Abzug ins Stifft Maynz und Land zu Hessen wider den Bischoff zu Halberstadt, dessen gantze Armada im Amt Schönberg und Reichenberg Dörffern übernachtet, und über empfangene nothdürfftige Liefferung aller Orten freye Beute gemacht, sonderlich die Pfarr- und Raths-Häuser zu Kimpach, Reichelsheim und Brenspach auch dieß Orts die Kirchen ihres Kelchs und andern köstlichen Ornamenten beraubet, und sind in solchem unversehenen Durchzug acht Erbachische Unterthanen niedergehauen, erschossen, und jämmerlich um's Leben gebracht worden, ohne zu gedencken, was diese zwei Aemter Schönberg und Reichenberg bey währender Belagerung und nach Eroberung deren Pfältzischen Schlösser (1622) Lindenfels und Otzberg dem Würtzburg-Truchsesischen Regiment neben der Artillerie geben und herreichen müssen **). In diesem 1622. Jahr im May kame Graf von Mansfeld, eine Gehülffe des Pfaltzgrafens, mit großer Macht von 16000 Mann in Darmstatt und das gantze Land, plünderte alles***) aus, ausgenommen Lichtenberg und Rüsselsheim, nimmt Ihro Fürstlichen Gnaden Landgrav Ludwig und dessen Printzen Johann gefangen, führt sie in die Pfaltz, muß sie aber aus Furcht wieder loß lassen.

Im April wurde zu Balckhausen die Kirche von denen Bayrischen geplündert, und ihres Ornats, Kelche ꝛc. beraubet.

Den 30. April zoge die Bayerische Cavallerie uf 4000 Pferd die Bergstraß herunter, und wurde das Schloß Freyenstein mit Gewalt geöffnet und geplündert. Den 6. May kamen 3000 Pferd zurück. Zwei Compagnien von des Herrn Obrist-Lieutenant von Einetten Regiment lagen einige Zeit in hiesiger Gegend, darauf kame wie gemeldet Mansfeld sowohl in die Darmstädtische als Erpachische Lande, welchem die Spanier folgten, diese plünderten die Kirche Brombach, zogen den 30. May durch den Breuberger Grund, plünderten allda alle Oerter, und steckten das Dorff Rimbach in Brand.

Den 23. und 24. Junii fiel eine Compagnie von Crabaten, Frantzosen und andere streifende Pursch in die Vorstatt Erpach, plünderten und branten drei Häuser ab. Dienstags den 25. Junii fielen sie das Schloß Erpach, darinne eben Graf Ludwig von Erpach gegenwärtig war, mit Gewalt an, musten aber mit Verlust abziehen. Eben diesen 23. Junii kam eine Parthey desgleichen Gesindleins für das Schloß

---

*) Vid. J. P. Kaysers Schauplatz der Stadt Heydelberg p. 348. s.

**) Als 1622 im Januar der General Graf von Mansfeld und General Tilly in der Untern Pfaltz waren und selbige sehr verheereten, haben die bayrische mit Hülffe des würtzburgischen Regiments unter Obristen Truchsessen das Schloß Utzberg bey Umbstatt belagert, darin der Obriste Julius von Tann, Chur-Pfältzischer Amtmann zum neuen Hayn mit sechzig geworbenen Soldaten und etlichen Bauren in Besatzung gelegen, und endlich mit Verlust etlicher Hundert, nachdem Breche geschossen war, solches durch Accord erobert. Vid. Mansfeld Apologie p. 88. Kayser l. c. p. 352.

***) Vid. Theatr. Europ. T. I. p. 720. s.

Reichenberg, und als ſie alda nichts auszurichten vermochten, branten ſie ſechszehn Bau zu Reichelsheim ab, und ſteckten Unter- und Ober-Oſteen in Brand. So ward auch dieſen Tag das Dorff Hoffſtätten, Amts Eichau, ſamt der Kirche völlig geplündert.

Im Julio wurde das Schloß Schönberg von des Spaniſchen Generals Don Corduba Dollmetſcher mit einer ziemlichen Anzahl zu Roß und zu Fuß hinterliſtiger Weiſe eingenommen und geplündert, welches denen Orten Zell und Rimpach gleichfalls wiederfahren.

Nachdeme die Mansfeldiſche Armada, davon oben gemeldet worden, ſich aus dem Gerauer Bezirck gewendet, und die Bayriſche ihnen gefolget, ſind ſie mit hellem Hauffen den 13. May auch in Bickebach eingefallen, etliche Bauren bey Nacht niedergeſchoſſen, die ſchöne Kirche, ſo vor andern auf dem Land von zehn Meilwegs mit herrlichen groſſen Glocken geziert geweſen, nebſt zwanzig Gebäuen angeſteckt und in die Aſche gelegt, alle Innwohner jung und alt verjagt, und den Ort geplündert. Erſtgemeldten Tags, als auf Himmelfahrt Chriſti, ſeyn bei 2000 darunter viel Crabaten, zu Jugenheim eingefallen, haben die ſchrifftlich vorgezeigte Salvaguard zerriſſen, und zur Kellerey geeilet, alle derer Unterthanen darin geflüchtetes Vieh neben anderm heraus geführet, viele Leute, ſo bald hernach verſtorben, beſchädiget, Keller und Speicher geöffnet, alles hinweggenommen, die ſchöne Fäſſer zerſchlagen, durchſchoſſen, auch verbrant, und neben der Plünderung des gantzen Dorffs die Kirche ihres Ornats und Kelches beraubet und verwüſtet. Bey dieſem Ab- und Zureiſen iſt das erſte Viertel Theil zu Groß Rohrheim von denen Spaniſch- und Bayeriſchen auch geplündert und mehrentheils in die Aſche gelegt worden.

Nachdeme Chriſtian Hertzog von Braunſchweig und der Mansfelder von denen Kayſerlichen Tilly und Don Corduba bei Höchſt am Mayn aus dem Feld geſchlagen, ſo wurde das Darmſtättiſche Land von des Braunſchweigers und Mansfelders Feindſeligkeiten erlöſet, aber die gantze Bayriſche Armada legte ſich nach ſolcher Schlacht den 30. Junii bey und zu Seeheim ein, wie wohl es damals noch, weilen Ihro Excellentz Herr General Tilly ſelbſt in Seeheim logiret, ohne ſonderliche Tyranney abgienge; wobey es aber leyder ſein Bewandniß nicht gehabt, ſondern es haben ſich den 24. Junii früher Tagzeit 400 Reuter bey Jugenheim verſammlet, ein paar Stund allda ſtillgehalten, und gantz unverſehens in Seeheim eingefallen, anfangs die Kirche, Kellerey, und Pfarrhauß umſtellet, allen Vorrath an Mobilien, Pferden Rindvieh, etliche hundert Malter Früchte und viel Fuder Weins, ſo viel ſie auf die bei ſich habende Wägen laden und mit wegbringen können, genommen; nach ihnen ſind gleich andere kommen, und haben mit der Plünderung und Verjagung, neben groſſer verübter Tyranney, ſo alles zu erzehlen unmöglich, Tag und Nacht bis auf den 11. Julii inclusive zugebracht, daß dieſer ſchöne Flecken in Grund verderbet und nichts als die vier Mauren ſtehen blieben.

1629 ſucht Ferdinandus II. Römiſcher Kayſer alle vor geweſene catholiſche Clöſter, bringt eine groſſe Macht auf die Beine, willens wo ſolche Clöſter nicht in Güte gegeben würden, ſolche mit Gewalt einzunehmen. Solches verurſachte, daß hin und wieder viel Particular-Convent angeſtellet wurden, weil aber Römiſch Kayſerliche Majeſtät von Dero Begehren nicht abſtehen wollen, ſondern durch den Tilly viele Orte in dem Römiſchen Reich verheeren und reformiren ließ ꝛc. wurde der Churfürſt von Sachſen bewogen, ſich auch zu Feld zu rüſten. Inzwiſchen der Churfürſt von Brandenburg und die Hertzoge von Hollſtein den König in Schweden wider den Kayſer um Hülffe angeruſen, welcher auch ihnen zu gut mit etlich 1000 Mann anno 1630 zugezogen, mit ſo kleinem Hauffen dennoch wunderbarlichen Success gehabt und aller Orten her groſſen Zulauff bekommen. In dieſem Jahr ordnet unſer gnädigſter Fürſt und Herr das zehn, 12 und fünf Uhr Geläut an, daß man mit allen Glocken in denen Städten, auf dem Land aber mit einer, ein Zeichen zum Gebet gäbe.

In dieſem Jahr hat die Peſt zu Darmſtatt angefangen zu graſſiren, daß unſer gnädigſter Fürſt und Herr Georg II. bewogen worden, ſich mit der gantzen Hofſtatt

und Cantzlei auf Lichtenberg zu begeben, von dar wurden sechs grosse Buß-, Fast- und Bettage auf dieses Jahr ausgeschrieben.

1630 hat der König in Schweden sein Volck auf deutschen Boden gesetzet, Hollstein und Brandenburg von Kayserlichen entlediget, und andere Evangelische Herren hatten auch allgemach wider die Catholische Liga die Waffen zu ergreiffen angefangen. Waren wieder sechs grosse Buß-, Fast- und Bettage angeordnet.

1631 1. Martini war Magdeburg von denen Kayserlichen belagert und den 11. May durch Verrätherey erobert und jämmerlich verwüstet.

Schweden und Sachsen schlagen den 7. September zwischen Leipzig und Halle die Kayserlichen totaliter, darauf hat der König unglaublichen Succeß gehabt, Würtzburg das gantze Bistum samt gantz Francken bezwungen, kam darauff mit seiner gantzen Armee auf Franckfurth, welche ihm die Schlüssel durch etliche Rathsherren nach Offenbach liessen vorher hinaus und entgegen tragen, darauf Er andern Tags die gantze Armada durch Franckfurt marschiren ließ, welcher Marsch vier Tage daurete. Nahm Oppenheim, Worms, Maynтz, und hernach die gantze Pfaltz ein, thäte aber in unserm Fürstenthum keinen Schaden, nur daß er etliche Tage Quartier nahm; und erklärte sich damalen unser gnädigster Fürst und Herr neutral, welches aber dem König nicht allerdings gefallen. Als nun der König des Rhein- und Maynstrohms sich ziemlich bemächtiget, zog er für seine Person wieder zurück auf Franckfurt, allwo viele Fürsten und Herren Ihm aufwarteten und ansprachen, unter andern kame auch dahin*) Friederich V. Palatinus, suchte an in sein Land wieder eingesetzt zu werden, ehe aber der König sich der Pfaltz recht versichert, stirbt der vertriebene Churfürst an der Pest zu Maynтz, 1632 den 19. November. Als der König in Franckfurt sich noch aufhielte, kame die Königin Eleonora aus Schweden den fernen Weg, dem König nach, Ihn zu besuchen, deswegen der König den Krieg nicht sogar beschleunigte, sondern bey Seiner Gemahlin in Franckfurt bliebe, und hielte jedermann dafür, daß wenn Er in der ersten Furie, da der Schrecken alle Feinde sehr feig und flüchtig gemacht, fortgesetzt, hätte er in kurtzer Zeit, ohne sonderliche Mühe, das gantze Ertz- und Chur-Bistum Maynтz, Trier und Cölln bezwungen, denn unglaublich ist, wie die Catholische Geistliche diesen Helden, den sie erstens zwar sehr veracht und nur die Wassermaus genennt, hernach aber so gefürchtet, daß sie lang vor seiner Ankunfft, so weit sie gekont, geflohen.

Dieses und folgendes jedes Jahr bis 1648 incl. waren vier große Buß-, Fast- und Bettag angestellet.

1632 3. Martini langte der König von Schweden in Maynтz an und marschirte Sonntags den 14. ejusd. Vormittags die Infanterie, Nachmittags die Cavallerie vermittelst zwei Schiffbrücken bey ged. Maynтz über den Rhein in das Catzenellenbogische, die übrige Schwedische Völcker kamen den 5. die Bergstrasse herunter und gingen alle gegen Aschaffenburg den Mayn hinauf.

In diesem Jahr geschahe die grosse Schlacht bey Lützen, darinnen zwar die Schweden den Sieg erhalten, anbey aber ihren König verlohren.

1633 Nach des Königs Todesfall gienge erst der Jammer in Teutschland an. Es siegte bald dieser, bald jener, da war keines Verschonens mehr.

1634 Nachdem beyde Armeen, Kayserliche und Schwedische, bey Nördlingen gestanden, haben die Kayserlichen starcken Sueeurs von wohl mundirten Spaniern bekommen und sich in vortheilhaffte Posten gesetzt, Hertzog Bernhard aber von Sachsen-Weimar, so nach des Königs Tod zum General-Lieutenant verordnet, von dem Spanischen Sueeurs ohnberichtet, wagts und greifft die Kayserlichen an, ehe sein Sueeurs, der allbereits in der Nähe, ankame, wird aber von seinem Feind mit großem Ernst empfangen, und ob er wohl mit den Seinen tapfer und ritterlich gefochten, unter welchen auch Landgraf Johann, Obristen, Serenissimi Bruder, auch

*) Dieses geschahe den 11. Februar 1631.

groſſe Ehr mit fechten eingelegt, hat er dennoch die Infanterie gantz im Stich ſitzen laſſen und mit theils der Cavallerie mit euin des beſten Theils dee Aemee die Flucht nehmen müſſen. Da dann die überbliebene ihee Retirade in dieſe Ober-Grafſchafft und auf Maynz zu genommen, und das gantze Land, ohnangeſehen unſee Füeſt und Heer neuteal, und Dero Herr Bruder in Schwediſchen Dienſten, dennoch gantz ausgeplündeet, denen bald hernach die Kayſerlichen folgten, iheen Feind zu ſuchen, ſie auch hinüber den Rhein jagten, abee in unſeem Land alles, was jene übergelaſſen, wegraubeten und verwüſteten, alſo gar daß wedee Vieh noch Pferd, Schwein, Federvieh oder deegleichen in Dörfern noch Städten übeebliebe. Bald fielen die Schweden über Rhein herüber und jagten die Kayſerlichen aus ihrem Quaetier, bald jagten dieſe hinwieder jene hinaus. Dadurch denn das gantze Land zwiſchen Mayn und Rhein gar erſchöpfet wurde, und durffte ſich kein Menſch aufm Land blicken laſſen, ihm wuede nachgejaget wie einem Wild, da er ergriffen, ohnbarmheetzig zeeſchlagen, und um Verrathung Geld, Vieh oder Pfeed mehr als anf Türckiſche Weiſe geknebelt, nackend an heiſſe Ofen angebunden, aufgehenckt, mit Rauch gedämpfft, mit Waſſer und Pfui, ſo ſie den Leuten mit Zübern in Hals geſchüttet, und mit Füſſen auf die dicke Bäuche geſprungen, getränckeet, welche barbariſche Teänckung der Schwediſche Trunck genant worden; nicht daß ihn eben die Schweden allein gebraucht, ſondeen vielmehr, weil die Kayſerlichen denen Gefangenen oder ſonſt den Schweden zugethanen, alſo einzuſchencken pflegten. Um ſolcher Tyranney willen, und daß keine Lebensmittel mehr auf'm Land waren, wurden alle Döeffer, nicht eins ausgenommen, von allen Einwohnern verlaſſen. Reinheim und Zwingenberg ſtunden zwey Jahr gantz leer und offen, und wurde diß Jahr die Vorſtatt bey Reinheim von denen Schwediſchen bis auf drey oder vier Häuſer abgebeandt. Darmſtatt war von denen Frantzoſen hart beſchweet, jedoch blieben die Bueger bey ihren Häuſern. Lichtenberg, Rüſſelsheim und Otzberg, welches damalen noch in Heſſen-Darmſtättiſchen Händen war, blieben allein ſalviret, wurden aber dermaſſen von beyden Partheyen geſchätzt und bedrängt, daß ſie doch allen Vorrath heraus langen muſten. Viele verkrochen und verſteckten ſich zwar in Wälder, Hölen, Klippen ꝛc. waren aber ausgeſpäet, denn die Soldaten hatten bey ſich Menſchen-ſpürige Hunde, welche, wenn ſie an Menſchen oder Vieh kamen, mit ihrem Bellen ſolche verriethen, und den Räubern Anzeig gaben. Darum flohe alles auf die Schlöſſer, da lagen alle Gaſſen, Höfe und Winckel voller Leute, beſonders zu Lichtenberg, welches ein klein Behelff, nnd derohalben auch viele im Regen, Schnee und Kälte, unter dem freyen Himmel, theils in Fäſſer und Bütten, lagen. Die Stuben waren Winters-Zeit ſo voll, daß wegen der Menge keines ſitzen, ſondern dicht ineinander ſtehen mußten. War ein groß Jammer und Elend anzuſehen, zu geſchweigen ſelbſt mit darein begriffen ſeyn.

1635. Nachdem nun, wie droben berichtet, das gantze Land ausgeplündert, und kein Vieh noch Pfeed mehr vorhanden, wuede auch keine Sommerfeucht, auſſer etwas weniges zu Rüſſelsheim, Darmſtatt und Lichtenberg, ausgeſtellet. Da man nun zwar guten Segen für Augen ſahe an denen im vorigen Jahr ausgeſtellten Winterfrüchten, die dann ſo ſchön vollkömmlich und reichlich, daß alle Berg und Thal voller Korn und Speltzen ſtunden, und nicht ein einziger Acker unbeſaamet war, hatte jedermann Hoffnung, wir wüeden des erlittenen Schadens reichlich wieder ergötzet werden, aber umſonſt, wie hernach folgen wird. Inzwiſchen und neben der Kriegs-Ruthen ſchickte Gott hinter uns her die Peſtilentz, die erregte ſich im Anfang des 1635. Jahrs, als eine Haupt-Schwachheit, daran viel ſturben, gegen den Frühling aber beſagten Jahes, da die Hitze ſich zu meheen begunte, da wuchs das Gifft gewaltig, und verwendete ſich voeige Haupt-Seuche in eine gifftige Peſtilentz, davon die Leute ſchnell und Hauffenweiſe dahin fielen, daß man nicht genug begraben konte. Weil auch wie geſagt das Lichtenberg ſo gar dicht voller Leute, daß derer viel unter dem freien Himmel liegen muſten, ſo begaben ſich viele heim, wollten unter ihrem eigenen Dach ſterben, da waren ſie aber für den Räubern nicht ſicher, welche die

Krancken aus ihren Betten warffen, sie durchsuchten, auch die Krancken noch darzu peinigten, vermeinend irgend Geld oder Brod von ihnen zu erkundigen. Da starb manch Mensch aufm Land, daß niemand von seinem Tod etwas wuste, darum blieben sehr viele und viele eine lange Zeit obnbegraben liegen, daß sie ganz vermürbet und voller Würme waren; es lagen offt Krancke bey den Todten in einem Bett, und hab ich selbsten ein kranck Mägdelein zu Umstatt, gegen der Schul übee jämmerlich hören schreyen, ruffen und klagen über die Würme, so von seiner todten Mutter ab- und an es lieffen, daher ich verursachet, beym Magistrat um Begrabung der Mutter anzuhalten, darauf dieses geschah, daß Leute solchen todten Cörper für meine Hauß-Thür bey der Nacht legten, wolte ich ihn wegbaben, muste ich ihn begraben lassen.

Dergleichen Zustand war im gantzen Amt Lichtenberg, andere Orte des Landes zu geschweigen, darum wurden von der Obrigkeit etliche Todtengräber bestellet, unter welchen Hanß Weiß von Biberau noch im Leben, welche hin und wieder auf die Dörffer geben, die Todten suchen und begraben musten; da funden sie etliche, welche gantz vermürbt, daß sie solche mit Hacken zu Loch zieben müssen, etliche hatten die Hunde zerrissen, und obnkenntbae gemacht. Da machten sie grosse Löcher, warffen acht, zehn, zwölff bis fünfzehn in ein Loch, obne einiges Leichkahr, ohne Klang und Gesang. Anfänglich waren die Bord von dem Kirchen-Speichee ꝛc. abgerissen Leichkabr genug zu machen, aber nun wars nicht mehr nöthig. Wenige kamen auf den Kirchhoff, sondern wegen grosser Unsicherheit wurden sie zu Haußen und Lichtenberg auswendig an die Berge, auf Wiesen, Aecker, Weinberge und Gäeten, besondees gegen dem Bollwerck neben dem Eßels-Pfad mit grosser Menge, untee welchen auch zween dahin aus dem Erpachischen gestebete Pfarrer gewesen, begraben. Herr Georg Bloth, Fürstlicher Keller in Lichtenberg, hat seine Mutter auch nicht nach Biberau auf den Kirchhoff bringen können, sondern bey seiner Kelter an den Blumengarten begraben lassen. Es risse solches Gifft dermassen ein, daß jedermann meinte, es würde niemand überbleiben, darum, weil jedermann sich des Lebens verziehe, wurde solche Seuche auch von niemand mehr gescheuet.

Solche Pest währete bis in Herbst, eine zwar nicht gar lange Zeit, riebe aber dennoch viele tausend, tausend Menschen im Lande weg, daß kaum der zwantzigste Theil, in etlichen Dörffern aber wohl gar Niemand übeebliebe*). Weilen nun durch solch absterben der Leute andern überbliebenen viel Erbschafften anfiurben, achtete sich jedermann für gar reich, vermeinten sich ibees erlittenen Schadens reichlich wieder zu ersetzen, sintemahl viele mehr wieder in Hoffnung hatten zu erben, als sie verlohren hatten. Da rüstete sich jedermann zur Eendte, die ererbte Feüchte einzuthun, deeen dann der gantze Rockenfluhr durchaus reichlich voll war, als lang nicht gesehen, und daher noch die große Eendte genennet wird. Aber die Hoffnung war vergebens, Gott wolte uns durch unserer Nachbaren und Freunde Schaden nicht reich machen, darum verhängte Gott, daß eben zur Eendte-Zeit der Kayserliche General Gallas plötzlich in dis Land zwischen Mayn und Rhein einfiel, übers gantze Land sich ausbreitete, alle Früchte, die dann meistentheils gebunden, aber wegen Mangel der Pferde nicht können eingebracht weeden, aufm Feld und in Dörffern ausdreschen, und was er nicht selbsten zu brauchen, an Mayn- und Rhein-Städte veekauffen, und so rein Arbeit machen ließ, daß in wenig Tagen, zumahl im Lande, keine Frucht mehr zu bekommen wäre. Darauf folgete eine sehr grosse Theurung: 1 Malter Korn golte 15 bis 18 fl., 1 Fuder Wein 130 fl., 1 Simmern Saltz 10 fl. 20 alb., 1 Kompf Hotzeln 22 alb. 4 pf., 1 Ey 5 bis 6 alb., 1 Huhn 2 fl., 1 Maaß Butter 4 fl., als ich (Pfr. Minck) selbsten dessen bezahlt.

*) z. E. 1634 vor der Pest hatte Bieberau 73 Mann und bey 300 Seelen. Anno 1636 waren daselbst kaum 10 Mann, keine einzige Klaue Viehes, nicht einmahl eine Katze oder Hund. Anno 1648 aber waren 7 Häuser und 21 Seelen nur annoch übrig. Zu Steinau war 1648 noch 1 Mann, Rommoth und Billinx aber gantz unbewohnt.

Auf ſolche Theurung folgte auch groſſe Hungersnoth, die von anno 1635 bis anno 38 inclusive gewähret, jedoch waren die zwey erſte Jahre klemmer als die zwey letzte. Es trieb der Hunger die Leute ſo hart, daß ſie die Schind-Aaß wegfraſſen, wo ſie dieſelbe auch antreffen konnten, als ich denn gar viel mit meinen Augen geſehen, ſie kamen denſelben wohl eine gantze Meil nachgelauffen, und zanckten ſich noch wohl darzu um's Aaß. Zu Haußen ſtarb Hanß Schwöffel eine Kuhe, ſo auf dem Pflaſter todt lag, hinter der war ſo bald her Hauß Müller von Werſaw, macht den Anfang mit Schlachten, in einem Huy war alles weg, wie denn auch eben dieſer von Hanß Simon zu Werſau angeklagt worden, ob hätte er ihm ſein Pferd auf der Weyde geſchlachtet. Mir ſtarb auch ein Pferd, daſſelbige war in einem halben Tag ſchnell weg, zuletzt kam Adam Trinckaus von Werſau ſamt ſeiner Mutter mit einer Kätze und Sack, vermeinte ſich zu beladen, weil nun die beſte Brocken weg, verſchmähete er die überbliebene Ruechen nicht, klaubete alles genau zuſammen, und dazu brauchte er ein Beil, Meſſer und Wetzſtein, wenn er denn ein Weil geſchunden, und das Meſſer nicht mehr ſchneiden wollen, nahm er das Beil, unterdeſſen faſte er das blutige Schindmeſſer ins Maul, beſudelte Fauſt und Geſicht mit Blut, und wanderte ſo fort. Hund und Katzen ſind ihnen Lecker-Bißlein geweſen, haben denſelben, weil ſie gar ſcheu gemacht worden, Strick geſtellt, geſchlachtet, das Fleiſch ausgehauen und mit Gewicht verkaufft. Fröſch und Waſſer-Kröten, wie ſie in den verſchloſſenen Muſcheln in Bächen gefunden werden, haben ſie mit allem Unrath, ohne Saltz, Schmaltz und Würtz, allein geſotten oder geröſt, mit groſſer Menge geſſen.

An ſtatt Brods, deſſen manches in einem Viertel- oder halben Jahr kein Biſſen bekommen, haben ſie gebraucht; Eichel-, Kleyen-, Lein-, Trauben-, Tröſter-, Rüb-, Obſt-, Schnitzen-Brod. Aller ſolcher Gattung hab ich in meiner Mühl zu Moltzer bekommen. Meſpeln von Bäumen, erſt geſotten, daß die Bitterkeit herausgangen, dann gedörret, gemahlen und gebacken.

Und ob zu Zeiten eins und anders mit einer groſſen Mühe etwa ein Kompff Korn bekamen, gings nach Gottes Bedrohung Lev. 26. 26. daß wohl zehn Weiber in einem Offen buchen, und auch reiche Leute dennoch den Kindern und Geſinde das Brod gleichſam abwogen, und ſchnittenweiß in die Hände ſchnitten. Ich kenne unterſchiedene Beambte und Keller, welche Eichel-, Tröſter- und Lein-Brod geſſen. Weil die Butter auch ſehr theuer, brauchten die Leute an ſtatt derer: zerknirſchte Nußkern und Lein-Saamen, das ſotten ſie kurtz ein, ſchmeltzten Suppen und Gemüß damit. Zugemüß waren Neſſeln, Hopffen, wild Paſtenat und allerhand Kreuter gut und böß. Item allerhand Schwamm, giftige und reine ꝛc. wovon die Leute offt groß Grimmen und langwierige Schwachheit ihnen zu Halß zogen. In Summa man aße was man wolte, gut oder böß, ſo bleß es doch: Ihr werdet eſſen und doch nicht ſatt werden. Durch dieſen Hunger verſchmachteten viel Leute dermaſſen, daß nichts als Haut und Bein an ihnen war, die Haut hing ihnen am Leib, wie ein Sack, waren gantz ſchwartz-gelb, mit weiten Augen, gepläckten Zähnen grindicht, krätzig, gelbſüchtig, dick geſchwollen, febricht, daß einem grauete ſie anzuſehen.

Faſt alle Ehen waren daher ohnfruchtbahr, daß von den jüngſten Ehe-Leuten keine Kinder gezeuget worden. Auch erkaltete zwiſchen den Eh- und andern Leuten die Liebe, daß keines dem andern viel dienete. Ein Ehgatt zoge von dem andern in ein ander Land Brod zu ſuchen, Kinder lieffen von den Eltern, und derer ſahen ein Theil einander nimmermehr wieder. Dennoch lieff das ledige Volck durcheinander, und raſete mit verkoplen und heurathen, als wären ſie unſinnig, viele auch trenneten ſich bald wieder. Offters wurden fünff oder zehn in Städten aber als Darmſtatt wohl zwantzig bis dreyſſig auf einmal proclamirt, viele hielten, wegen Armuth, bey ein paar Häring, Stück Holländiſch Käß, dann kein gemeiner zu bekommen, und ein Maaß Wein, Hochzeit, theils hatten gar nichts zu eſſen.

Durch ſolchen Krieg, Peſtilentz, Theurung und Hungersnoth ſind der Leute ſo wenig im Land worden, daß unſere Nachkommen es ſchwerlich glauben werden. Und

ſolch Wenigkeit der Leute, und daß jetzt ſo wenig Pflüge ins Feld geführet worden, geſtalt in drei Jahren von 1634 an nicht mehr als mein und eines Nachbarn Pflug hier geſehen worden, verurſachte, daß die Fluren dermaſſen mit Tannen bewachſen, daß man ſie allweil nicht für Acker, ſondern Wälder erkennen kan, und doch allbereit ein groſſer Irrthum mit dem Acker und Wieſen vorfällt, daß ſie ſchwerlich ja ewig nicht werden an ihre rechte Herren kommen.

Durch ſolche Theurung kam es auch bei vielen wohlhabigen Leuten dahin, daß ſie ihre Mobilia um ein ſchändlich Geld verkauffen muſten: 1 Loth Silber galt 15 alb., 1 Pfund Zinn 4, 6, zum meiſten 8 pf. Bett wie auch die ſchönſte Kleider achtete man gar gering, und diß verurſachte auch, daß die vornehmſte Weibs-Perſonen keine ſilberne Gürtel, ſondern nur ein ſeiden Band um den Leib gürteten, und um Erſparung Tuchs und Gelds gar enge Röcke trugen. Esa 3, 16 — 25.

1636. In dieſem Jahr endigte ſich zwar das Sterben, aber die Hungersnoth continuirte ſtark; wer nicht gar verſchmachtet, und fortkommen konnte, zog in ein ander Land. Andere blieben, hackten etwa ein Stück Felds, ſpannten ſich in Egen ein, je zwei oder drei zuſammen, im Erpachiſchen Land habe ich geſehen, daß etliche Männer ſich in Pflug geſpannet und geackert. Dazu kauffte ſie den Säe-Samen ſehr theuer, aber es fiel große Hitze ein, und hiebens die Mäuß und Fröſche mit groſſem Hauffen, ehe es zeitig, am Halmen ab, und was übrig, verwüſtete das Wild, daß der Säe-Saamen nicht erlanget wurde.

1637. In dieſem Jahr fuhren die Leut wieder fort mit hacken und graben und entlehneten den Saamen für ein Malter zwei wiederzugeben, das Malter wurde an Geld geſchlagen. Das Korn für 16 fl., die Gerſten für 12 fl. dafür muſten ſie zur Erndte wiedergeben fürs Korn 32 fl., für die Gerſte 24 fl. Und ſolches thate Herr Amtmann Grünroth in Lichtenberg. Das mein ich ja ſey in zehn oder eilff Wochen, denn ſo lang hat die Sommerfrucht zu wachſen, Pension genug geweſen, Haupt-Summ und Pension war gleich. Aber man war dennoch froh, daß man es ſo haben konte, wie die Egypter, die nicht allein alle das Ihrige, ſondern ſich gar leibeigen dem Pharaoni ergaben, nur daß ſie Brod hätten. Ob man aber wohl in guter Hoffnung ſtunde, nunmehr einſten etwas vom Feld zu genießen, und dem Hunger zu entgehen, ſo giengs doch wieder, wie das vorige Jahr, es fiel große Dürrung ein, welches die Erde zerriſſe, und das Gras ausdorrete, darzu das übrige die Mäuſe, Fröſche und Wild verderbete, daß ſehr wenig zu Nutz kam.

Anna Sophie von Heſſen, Tochter Georgs II., Dichterin geiſtlicher Lieder, 1638—1683.

Von Chr. W. Stromberger *).

Die Landgräfin Anna Sophie von Heſſen war die ſechſte Tochter des Landgrafen Georg II. Sie wurde am 17. December 1638 zu Marburg geboren; mit großer Sorgfalt wurde über ihre Erziehung gewacht. Bei einem Beſuche ihrer Großeltern blieb ſie am kurfürſtlichen Hofe in Dresden. Während ihres dortigen Aufenthaltes erfolgte ihre Ernennung zur Probſtin des kaiſerlich freien weltlichen Stiftes Quedlinburg. Nachdem ſie 1678 zur Coadjutorin erwählt worden, erlangte ſie 1681 die Würde der Aebtiſſin und ſtarb als ſolche am 13. December 1683. Anna Sophie iſt berühmt durch ihre Gelehrſamkeit und geprieſen wegen ihrer Frömmigkeit. Sie verwebte in die religiöſen Betrachtungen ihres Buches: „der treue Seelenfreund Jeſus

*) „Leben und Lieder der Landgräfin Anna Sophie von Heſſen. Herausgegeben von Chr. W. Stromberger. 1854.

Christus, Jena 1651 und Frankfurt und Leipzig 1675" zwei und dreißig geistliche Lieder, welche sich zum Theil in guten alten Gesangbüchern finden und Aufnahme in die jetzt entstehenden verdienen.

Von ihren Liedern theilen wir mit:

Gottes Wort.

Wohl dem, der Jesum liebet,
Und dessen Himmels Wort!
Der wird niemals betrübet,
Von Teufels Höllenmord.
Wo Jesus sich befindet,
Da stehet Alles wohl;
Wer sich auf Jesum gründet,
Der lebet lebensvoll.

2. Bist du vielleicht verirret,
Vom rechten Lebensport;
Hat dich die Welt verwirret:
Komm, hier ist Gottes Wort;
Das wird dir klärlich weisen
Die rechte Tugendbahn,
Darauf du müssest reisen,
Wenn du willst himmelan.

3. Bist du vielleicht betrübet,
Ja wirst du fort und fort
In Kreuz und Noth geübet:
Komm, hier ist Gottes Wort;
Das wird dich schon erquicken,
Daß, wenn gleich Höll und Welt,
Dich wollen unterdrücken,
Du doch behälst das Feld.

4. Hast du dich lassen blenden,
So, daß bald hier, bald dort,
Du tappest an den Wänden:
Komm, hier ist Gottes Wort;
Das machet, daß die Blinden
Sich zu dem rechten Steg
Hie wieder können finden,
Von ihrem Irreweg.

5. Wirst du gleich auch geführet,
Durch den stockfinstern Ort,
Da sonst der Tod regieret:
Komm, hier ist Gottes Wort!
Dies ist der Stab und Stecken;
Mit diesem kannst du dich
Vor Teufels List und Schrecken
Beschützen mächtiglich.

6. Hilf, Jesu, daß ich liebe
Dein seligmachend Wort,
Daß ich mich stets drin übe;
Hilf, liebster Seelenhort,
Daß ich's in meinem Herzen
Bewahr durch deine Huld,
Damit in Kreuzes Schmerzen
Es Frucht trag in Geduld.

Gottes Wort.

1. Rede, liebster Jesus, rede!
Deine Magd gibt Acht darauf
Stärke mich, denn ich bin blöde,
Daß ich meinen Lebenslauf
Dir zu ehren setze fort.
Ach so laß dein heilig Wort
In mein Herze fein verschlossen,
Dir zu folgen unverdrossen.

2. Ach, wer wollte dich nicht hören?
Dich, du liebster Menschenfreund!
Sind doch deine Wort und Lehren
Alle herzlich wohlgemeint,
Sie vertreiben alles Leid.
Auch des Honigs Süßigkeit,
Muß vor deinen Worten weichen:
Ihnen ist ganz nichts zu gleichen.

3. Deine Worte sind mein Stecken,
Dessen ich mich trösten kann,
Wenn der Teufel mich will schrecken
Auf der schmalen Lebensbahn;
Diese führen ohne Qual
Mich hin durch des Todes Thal,
Diese sind mein Schirm und Stütze
Wider alle Kreuzeshitze.

4. Jesus, dein Wort soll mich laben;
Deine trosterfüllte Lehr
Will ich in mein Herz vergraben.
Ach, nimm sie ja nimmermehr
Hier von mir in dieser Zeit,
Bis ich in der Ewigkeit
Werde kommen zu den Ehren,
Dich, o Jesu, selbst zu hören.

5. Unterdeß, vernimm mein Flehen,
Liebster Jesu, höre mich.
Laß bei dir mich feste stehen;
So will ich dich ewiglich
Preisen mit Herz, Sinn und Mund,
Ich will dir zu jeder Stund
Ehr und Dank in Demuth bringen
Und dein hohes Lob besingen.

Das Glockenspiel zu Darmstadt 1671.

Von Ernst Pasque *).

„Das Glockenspiel, welches einen Vers eines geistlichen Liedes mit künstlicher und nach der Musik gesetzter Harmonie von sich selbsten spielet und als eine leblose Creatur den höchsten Gott lobet und die Herzen der vernünftigen Menschen zur Andacht und Lob Gottes ermuntert." Alte Nachricht.

Landgraf Ludwig VI. hatte auf seinen Reisen durch die Niederlande die Glockenspiele kennen gelernt **) und faßte 1669 den Entschluß, auf dem Thurme — dem Treppenhause — des neuen Schloßgebäudes (wozu er am 28. April 1664 den Grundstein gelegt hatte) ein solches Glockenspiel nach niederländischem Muster zu errichten. Er setzte sich deshalb mit Laurenz Ketel, einem Unterhändler zu Amsterdam, in Vernehmen, und dieser sandte bald darauf den Abriß eines Uhrwerks, verbunden mit einem Glockenspiele, ein, welcher Ludwigs Beifall erhielt. Nun wurde mit dem Verfertiger des Planes, dem Uhrmacher Peter van Call zu Nymwegen, am 26. Februar 1670, ein Accord abgeschlossen, wodurch dieser sich verpflichtete, das Uhrwerk mit „möglichstem Fleiß und Sorgfalt" zu verfertigen. Dafür sollte Peter van Call erhalten: Für jedes Pfund Eisen zum Uhrwerk 16 Stüber (48 Kreuzer), für sonstiges Eisenwerk jedoch nur 10 Stüber (30 Kreuzer). Von ersterer Sorte waren erforderlich 5009 Pfund, sie kosteten 2805 Gulden 1 Albus, von letzterer Sorte 3331 Pfund, diese kosteten 1332 Gulden 12 Albus. Die kupferne Spieltonne (Walze) und die Glocken wurden auf des Landgrafen Kosten von Franz Hemony zu Amsterdam gegossen. Die Tonne wog 1071 Pfund; van Call erhielt, um sie „sauber und glatt auszudrehen," 100 Gulden, für jedes Notenloch hineinzubohren $3^1/_2$ Stüber, und für jede einzusetzende Note 5 Stüber. Verrechnet waren 4000 Löcher zu 560 Gulden und 1023 Noten zu 204 Gulden 18 Albus. Diese Spieltonne kostete im Ganzen 1126 Gulden.

Hemony machte sich verbindlich, innerhalb vier Monaten „ein Glockenspiel von 28 Glocken derselben Größe als die zu Amsterdam auf dem Reguliers-Thurme sind, und von so schönem correctem Ton, resonnance, Accord und Geläut, wie irgendwo in diesem Lande zu finden, worauf unpartheiische Musikanten, die sich darauf verstehen, urtheilen mögen" zu liefern.

Im Sommer desselben Jahres wurde die Spieltonne nach Darmstadt gebracht, und einige Monate darauf, im Herbste, die 28 Glocken. Sie wogen zusammen 6153 Pfund; die größte 1200, die kleinste 18 Pfund, und kosteten sammt der Fracht, einem „Beyer-Stool" — eine klavierartige Einrichtung, um das Werk mit den Händen — spielen zu können — 6516 Gulden 5 Stüber.

Im Herbste 1670 hatte man feierlich den vergoldeten Knopf auf den Thurm gesetzt und die Glocken aufgehangen. Im September 1671 langte das Uhrwerk, welches zugleich die Spielwalze in Bewegung setzen sollte, in Darmstadt an, und mit ihm ein Glockenspieler aus Amsterdam, Namens Valentin Verbeck, welcher nun das ganze Werk einrichtete. Dieser Verbeck blieb 20 Wochen am Hofe und erhielt, außer 5 Gulden Kostgeld die Woche, bei seiner Abreise vom Landgrafen noch ein Geschenk von 400 Reichsthalern. Die letzte Zeit seines Aufenthalts in Darmstadt

*) Geschichte der Musik und des Theaters am Hofe zu Darmstadt. Nach Urkunden dargestellt von Ernst Pasque.

**) Die Glockenspiele waren zu jener Zeit sehr beliebt. Die meisten Kirchthürme der niederländischen Städte waren damit versehen. Auch in Norddeutschland — Hamburg — und besonders in England gab es deren viele. Zu London erschien sogar 1668 ein Werk, betitelt: „Tintinnalogia oder die Kunst des Glockenspiels," welches allgemeine Aufmerksamkeit erregte, und Jenkins, ein damals beliebter englischer Componist, schrieb ein Instrumental-Stück, welches er „Ein Concert von fünf Glocken" nannte und das sich seiner Zeit großer Popularität zu erfreuen hatte. Busby theilt es in seiner Allgemeinen Geschichte der Musik mit.

benutzte er dazu, um einen der Hofmuſiker des Landgrafen — Breithaupt — zum Glockenſpieler heranzubilden. Sammt dieſen letzten Ausgaben koſtete nun das ganze Werk 11,218 Gulden 14 Albus $1\frac{1}{3}$ Heller.

Die zwölf größten Glocken zieren, außer dem Namen des Meiſters, Petrus Hemony und der Jahreszahl 1670, verſchiedene lateiniſche meiſtens den Pſalmen Davids entnommene Sprüche. Die ſchwerſte Glocke — g — welche zugleich die ganzen Stunden ſchlägt, hat zunächſt der Krone den Spruch:

„Während die Glocke klingt, theilt ſie in gleiche Theile die Zeit."

Auf dem Bauche befindet ſich das Landgräflich-Heſſiſche Wappen mit folgender Inſchrift:

„Der Durchlauchtigſte Fürſt und Herr Ludwig VI., Landgraf zu Heſſen, „Fürſt zu Hersfeld, Graf zu Katzenellenbogen, Dietz, Ziegenhain, Nidda, „Schaumburg, Ysenburg, Büdingen ꝛc. hat dieſes ganze Uhrwerk und Glocken„ſpiel Gott zu Ehren und der Fürſtlichen Reſidenz Darmſtadt zur Zierde „von neuem (neu) anfertigen laſſen."

Die übrigen Glocken führen der Reihe nach folgende Sprüche:

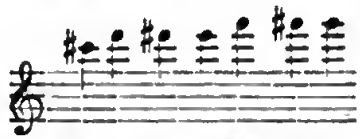
2) a. „Sei deiner letzten Stunde eingedenk."
3) h. „Singt dem Herrn ein neues Lied, lobſinge den Herrn alle Welt."
4) c. „Preiſt den Herrn auf wohlklingenden Inſtrumenten."
5) 6) cis und d. „Lobpreiſt Gott alle Völker, lobpreiſt ihn alle Nationen."
7) dis. „Preiſet den Herrn ihr Engel, ihr Himmel alle."
8) e. „Ich lobe den Herrn im Geſange und verherrliche ihn lobpreiſend."
9) f. „Lobt ihr Knaben den Herrn, lobt ſeinen Namen."
10) 11) fis und g. Die gleichen Inſchriften wie f.
12) gis. „Der Name des Herrn ſei geſegnet."

Die übrigen ſechszehn Glocken tragen nur den Namen des Gießers und die Jahreszahl 1670.

Der Umfang der Glocken beträgt zwei und eine halbe Octave:

In graden Taktarten, durch ganze, halbe und Viertels-Noten vermochte das Werk Choräle und andere Weiſen auszuführen; doch ſpielte es nach dem Willen des fürſtlichen Stifters beim ganzen und halben Stundenſchlag nur einfach geſetzte Choräle, „Gott zur Ehre und den Bewohnern Darmſtadts zur Freude."

Der jetzige, um das Glockenſpiel hochverdiente Großherzogliche Muſik- und Glockendirector Fr. Strauß traf im Jahre 1834 die Einrichtung, daß das Werk auch Achtelnoten darzuſtellen im Stande war. Er fügte ferner 1846 ſieben neue Glocken hinzu



und erfand eine eben ſo ſinnige als praktiſche Vorrichtung, um auch Geſänge in ungraden Taktarten mit Läufen von Sechszehntelnoten ausführen zu können. Zu gleicher Zeit verbeſſerte er die Klaviatur des Werkes derart, daß man jetzt auf derſelben mit verhältnißmäßig leichter Mühe jedmögliche Geſänge mit den Fingern ausführen kann, während man früher förmlich mit den Fäuſten auf die weithervorſtehenden Taſten des

„Bever-Stools“ schlagen mußte, um den Glocken einen Ton abzugewinnen. An für das Großherzogliche Haus und die Stadt wichtigen Tagen erprobt der Erfinder zu verschiedenen Stunden seine neue sinnreiche Einrichtung und fröhlich stimmen dann die Glocken mit ihren Jubelliedern in die allgemeine Freude ein.

Welchen tiefen Eindruck das Glockenspiel auf das Gemüth der Jugend auszuüben im Stande ist, wird jeder Darmstädter wohl selbst empfunden haben. Eine Aeußerung des berühmten G. C. Lichtenberg, welcher 1742 zu Oberramstadt geboren, seine Jugend in Darmstadt verlebte, hierüber, kann ich nicht umhin hier mitzutheilen. Lichtenberg schreibt nämlich in einem Briefe vom Jahre 1793 an den fürstlich darmstädtischen Superintendenten Christian Heinrich Zimmermann: „Träume ich mich hin zu Dir in Deines Herrn Vaters Haus in der Schloßgasse, o dann höre ich das Glockenspiel: „O Mensch bewein dein Sünden groß“ — und ich beweine die Flucht jenes güldenen Alters unsers Lebens, jener Tage und Stunden in Deiner Gesellschaft, die mir das Gold unsers Königs nicht aufwiegen könnte; ich höre das Feiergeläute am heiligen Christ-Abend und den heiligen unvergeßlichen Klang der großen Glocke“ u. s. w.

Das Hexenwesen in Hessen.

Von W. Gottl. Soldan *).

Das Hexenwesen im Allgemeinen.

Der Hexenprozeß ist nicht eine nationale, sondern eine christenheitliche Erscheinung; soll er begriffen werden, so darf seine Darstellung weder auf ein einzelnes Volk sich beschränken, noch mit demjenigen Zeitpunkt beginnen, wo er als etwas schon Fertiges hervortritt.

Die Erscheinungen des Zauberglaubens sind nicht etwas Isolirtes; sie stehen nicht blos mit dem allgemeinen Stand der Bildung in stetem Zusammenhange, sondern verzweigen sich auch in zahlreichen Bewährungen mit der Kirchengeschichte, der Geschichte des Strafrechts, der Medizin und der Naturforschung.

Kein Jahrhundert ist reicher an Erscheinungen, die als Hauptursachen der gegenwärtigen Höhe europäischer Geisteseultur betrachtet werden dürfen, als das fünfzehnte. Das zerfallende Griechenland sandte die Apostel einer neuen wissenschaftlichen Aera nach dem Westen; Guttenberg erfand seine mächtige Kunst; Columbus und Vasco de Gama beschenkten Europa mit einer neuen Welt von Kenntnissen, Ideen und Bestrebungen; Kaiser Maximilian beschwor den rohen Geist der Gewalt und that den ersten wirksamen Schritt zur Sicherung des öffentlichen Rechtszustandes in Deutschland; die Concilien von Costnitz und Basel arbeiteten an der längst ersehnten Ausgleichung der kirchlichen Zerwürfnisse, und es bereitete sich schon damals die Epoche vor, welche den ausscheidenden Unzufriedenen die kirchliche Autonomie erwarb, in die Mitte der Zurückbleibenden aber den vielfach zerstörten Kirchenfrieden zurückführen sollte. Aber voll und düster fällt auf diese Glanzpartieen der Schlagschatten eines Ungeheuers, das an Furchtbarkeit alle Gräuel des früheren Mittelalters weit überragt. Es ist der Hexenprozeß. Vorlängst im Schooße der geistlichen Inquisition erzeugt, gewinnt er im fünfzehnten Jahrhundert Abschluß und feste Gestaltung, und wird als legitimes Kind der Kirche anerkannt, um eine Barbarei ohne Gleichen in stets wachsender Verbreitung auf zwei volle Drittheile derjenigen Geschichtsperiode zu vererben, die sich so gern als die der Geistes-Mündigkeit und Humanität preisen läßt. Und er contrastirt nicht bloß mit dem, was die Zeit bewegt, er wuchert auch darin. Das Größte, Edelste mußte ihm dienen. Aus den wiedereröffneten Hallen der altclassischen

*) Geschichte der Hexenprozesse. Aus den Quellen dargestellt von Dr. W. G. Soldan, Professor zu Gießen. Stuttgart 1843.

Literatur ſchuf er ſich ein reiches Arſenal von Schutz- und Trutzwaffen; Guttenbergs Erfindung, zum Heile der Menſchheit erdacht hat gleichwohl im Jahrhundert ihrer Geburt ſchwerlich irgend ein Buch in größerer Anzahl vervielfältigt, als Sprengers berüchtigten Hexenhammer; am Bord der Weltumſegler drang der Hexenprozeß nach Mexiko und Goa, nebſt der Inquiſition das erſte Geſchenk, das die europäiſche Civiliſation den beiden Indien für ihr Gold und ihre Edelſteine geboten hat. Karls V. peinliche Halsgerichtsordnung, im Uebrigen eine vielfach dankenswerthe Reform des Criminalweſens, ſtempelte durch allgemeines Geſetz die Zauberei zum todeswürdigen bürgerlichen Verbrechen, wie ſie bis dahin als kirchliches gegolten hatte. Und ſelbſt die Reformation hat das Uebel nicht gebrochen. Luther, Zwingli, Calvin, Heinrich VIII. kämpften gegen große und kleine Auswüchſe des Pfaffenthums; dem bizarreſten und blutigſten derſelben, dem Hexenprozeſſe, hat kein Reformator die Maske abgezogen, vielmehr fuhren die Proteſtanten fort, mit den katholiſchen in unſinniger Verfolgungswuth zu wetteifern, und England hat ſogar ein gekröntes Haupt aufzuweiſen, das neben dem Schwerte und dem Feuerbrande auch die Feder gegen den imaginären Frevel führte. Tauſende von Unglücklichen fielen fortwährend in allen Theilen der Chriſtenheit durch Henkershand; die Stimme der Wenigen, die Geiſt und Herz genug hatten, dem Unweſen entgegen zu treten, verhallte ungehört, oder rief Verfolgung gegen ſich ſelbſt hervor. Das ſiebzehnte Jahrhundert ſah einen dreißigjährigen Glaubenskampf die Eingeweide Deutſchlands zerfleiſchen, und, als wäre es am Kriegsjammer noch nicht genug, erreichte gerade um dieſe Zeit das deutſche Hexenweſen den höchſten Grad ſeiner Intenſität; ganze Gemeinden, Herrſchaften und Fürſtenthümer wurden dadurch geplündert, entſittlicht und entvölkert, die Familienbande zerriſſen, das Vertrauen zwiſchen Nachbarn und Freunden, Obrigkeiten und Unterthanen vergiftet und die Summe des moraliſchen, wie des phyſiſchen Elends bis zum Unermeßlichen geſteigert. Und alle dieſe Gräßlichkeiten wurden im Namen Gottes und der Gerechtigkeit verübt. Die Theologen ſchrieben bändereiche Theorien über die Möglichkeit und Wirklichkeit des Umgangs mit dem Teufel, von den Kanzeln herab ward der Verfolgungseifer unabläſſig geſchürt, Juriſtenfacultäten und Parlamente erkannten bereitwilligſt auf Tortur und Todesſtrafe. Noch iſt es nicht ein volles Jahrhundert, daß in unſerm Vaterlande, und noch nicht ein ganzes Menſchenalter, daß im übrigen Europa die letzten Scheiterhaufen verglimmten. Noch reibt ſich die europäiſche Menſchheit die Augen, wie neuerwacht aus einem böſen Traume, und kann es nicht faſſen, wie es kam, daß dieſer Traum ſo ſchwer und unſinnig war. Aber ſchon beginnt auch der finſtere Aberglaube, der dem Ganzen zur Unterlage diente, ſeine ſcharfen, ſchroffen Umriſſe in den zarten Nebelduft der Poeſie zu verſtecken; das kaum Ueberlebte iſt plötzlich zur halbbekannten, nach Urſprung und Weſen vielfach mißdeuteten Antiquität geworden. Weil Göthe das lebensfriſche Bild ſeines Fauſt auf jenen düſtern Grund gezeichnet, weil Shakespeare im Macbeth und Heinrich VI. den ſpröden Stoff poetiſch bewältigt hat, werfen ſich Manche als Apologeten des Zauberglaubens auf; in der ſagenmäßigen Seite des Gegenſtandes feſtgefahren, reden ſie, als wäre niemals Blut gefloſſen, von frommbeiterm, an ſich ſchon dichteriſch geſtaltendem Volksglauben; ja man iſt ſo weit gegangen, dieſe Blume aller pfäffiſchen Mißbildungen für uralt-germaniſch zu erklären, und mit einer Art patriotiſchen Stolzes in den dahin einſchlagenden Volksſagen, die man zufällig in England, Frankreich oder Italien entdeckte, nur Reminiscenzen aus der Zeit der Völkerwanderung zu erkennen. Aber Deutſchland weiſt den Vorwurf, die Mutter dieſer Geiſtesverirrungen zu ſein, trotz der beliebten Schlagworte Fauſt und Blocksberg und ſeiner zahlloſen Teufelsſagen mit gerechtem Unwillen von ſich ab. Wahr iſt es, daß auch Deutſchland gleich andern Völkern ſeinen Aberglauben gehabt und demſelben drei Jahrhunderte hindurch Molochsopfer dargebracht hat; aber nichts deſto weniger hat jene große Seuche, die ſeit Innocenz VIII. ihren verheerenden Gang durch Europa machte; auf Gründen beruht, die mit dem problematiſchen Zauberglauben der germaniſchen Urzeit durchaus nichts gemein haben.

Die Inquiſitoren bildeten die Lehre vom Weſen und Wirken der Zauberei in ihren einzelnen Theilen allmählich aus und hatten dieſelbe mit der Ketzerei auf's innigſte verwebt. In Deutſchland hatte indeſſen ſchon ſeit Konrad's von Marburg gewaltſamem Ende die Inquiſition niemals recht gedeihen wollen. In letztem Viertel des fünfzehnten Jahrhunderts waren Heinrich Inſtitoris für Oberdeutſchland und Jakob Sprenger für die Rheingegenden als Inquisitores haereticae pravitatis beſtellt worden und hatten es als zweckmäßig erachtet, ihr Geſchäft vorerſt durch Verfolgung des Hexenweſens zu populariſiren. Aber auch hierbei ſtießen ſie auf heftigen Widerſpruch. Aus ihren eignen Klagen entnehmen wir, daß derſelbe nicht nur gegen ihre richterliche Competenz, ſondern auch gegen die Sache ſelbſt gerichtet war. Es muß dem Vaterlandsfreunde erfreulich ſein, zu bemerken, wie ſchon damals unter unſern Vorfahren nicht ſelten die Behauptung laut wurde, daß es nirgends anders Zauberei gebe, als in den Köpfen derjenigen, welche natürliche Wirkungen, deren Urſachen ihnen verborgen ſind, aus derſelben erklären wollen. Häufiger noch ſprach man ſich gegen Einzelne, wie gegen die Hexenfahrten aus. Dergleichen Anſichten bewirkten, daß ſich die Inquiſitoren ihre Opfer mehrfach durch den Schutz der weltlichen Macht entzogen ſahen. In dieſer Verlegenheit wandten ſich Sprenger und Inſtitoris nach Rom und erwirkten vom Papſte Innocentius VIII. die Bulle Summis desiderantes (vom 5. Dezember 1484, vollſtändig abgedruckt im Malleus maleficarum). Dieſes merkwürdige Aktenſtück, zuweilen mit Unrecht als die Quelle des ganzen Hexenprozeſſes betrachtet, iſt deßwegen von entſchiedener Wichtigkeit, weil es der bisher ausgebildeten Lehre von der Häreſie des Zauberweſens aus dem Inquiſitionsverfahren gegen daſſelbe eine neue und für manche Punkte ſogar die erſte päpſtliche Sanction ertheilt und ſomit die Verbreitung des Unweſens über ganz Europa weſentlich gefördert hat. Zur beſſeren Förderung des Geſchäfts ſchritten nun Sprenger und Inſtitoris zur Abfaſſung eines Werks, welches theils das Ganze der Zauberei in ihrer Wirklichkeit und der nothwendigen Beziehung ihrer einzelnen Theile auf einander erweiſen, theils die Grundſätze des gerichtlichen Verfahrens gegen dieſelbe entwickeln ſollte. Dies iſt der berüchtigte Malleus maleficarum, der Hexenhammer, (verfaßt im Jahre 1487, zum erſtenmal gedruckt, wahrſcheinlich 1489 zu Köln, dann wieder Köln 1494, Nürnberg 1494, Frankfurt 1580 und öfter), größtentheils aus Sprengers Feder gefloſſen, ein Werk ſo barbariſch an Sprache, wie an Geſinnung, ſpitzfindig und unverſtändlich in der Argumentation, originell nur in der Feierlichkeit, mit welcher die abgeſchmackteſten Mährchen als hiſtoriſche Belege vorgetragen werden. Mit einer gewiſſen Beſcheidenheit erklären die Verfaſſer in der Vorrede, daß ſie keine Poeſieen ſchaffen, keine ſublimen Theorieen entwickeln, ſondern nur aus früheren Schriftſtellern ſchöpfen und von dem ihrigen Weniges hinzuthun wollen, weßhalb ihr Buch dem Inhalt nach ein altes und nur in der Zuſammenſtellung ein neues ſei. Es zerfällt in drei Haupttheile.

Der Hexenthurm zu Lindheim 1650.

Von G. W. Juſtin Wagner *).

Zu den denkwürdigen Alterthümern gehört ein Thurm zu Lindheim, bekannt unter dem Namen Hexenthurm, merkwürdig ſowohl wegen ſeines grauſenhaften Innern, als wegen ſeiner fürchterlichen Beſtimmung in den Zeiten des Aberglaubens. Dieſer Thurm, welcher während der Hexenperiode als Gefängniß, und wahrſcheinlich auch zur Richtſtätte der als Zauberer und Hexen Angeklagten diente, hat einen Durchmeſſer

*) Heſſiſches Volksbuch oder Denkwürdigkeiten aus dem Vaterlande. Von G. W. J. Wagner. Darmſtadt 1834.

von 17 Fuß, mit 4½ Fuß dicken Mauern, und eine Höhe, die jetzt noch 36 rheinische Fuß beträgt. Achtzehn Fuß über der Erde ist der äußerst enge Eingang, zu welchem von Außen eine Treppe führte. Im Innern der Mauer geht eine dunkle Höhle von 2 Fuß im Quadrat in gerader Richtung vom Boden an, 15 Fuß in die Höhe. An der oberen Oeffnung dieser Höhle befanden sich noch in neueren Zeiten, gegen einander über, zwei eiserne enge Handeisen, von welchen jedes an einer Kette hing, die einen halben Fuß lang und in der Wand befestigt waren. Diese Fesseln dienten entweder dazu, die Hexen und insbesondere die zum Tode Verurtheilten in eine Lage zu versetzen, in welcher sie mit den Füßen die Erde nicht berühren konnten, um sie dadurch, nach dem damaligen Glauben, in sicherer Verwahrung, oder die bereits Verurtheilten bis zur Zeit ihrer Hinrichtung darin schwebend zu erhalten. Der Sage nach wurden die Unglücklichen bei ihrer Verbrennung an diese Eisen angeschlossen, und das Feuer vermittelst einer der Erde gleichhoben Thüre innerhalb der Mauern des Thurmes angezündet. Unterstützt wird diese Sage durch das Dasein von Rauchfängen von 6 Zoll Durchmesser, die in gewundener Richtung rings um den Thurm und mitten durch den Thurm laufen. Etwa 4 Fuß über dem engen Eingang in den Thurm, befanden sich die sogenannten Pein- oder Marterkammern, die aus drei dunkeln Löchern bestehen, die alle noch mit starken Ringen, Ketten und Halseisen versehen sind. Diese Kammern dienten zum Aufbewahren der Gefangenen, oder zum Foltern der Unglücklichen.

Dieser Hexenthurm, den die Feeifrau von Specht käuflich an sich brachte, bildet nun einen Theil des Schloßgartens, in welchem er unter einer schönen Umgebung als Ruine dastebt. Als nach dem Ankaufe der Schutt weggeräumt wurde, fanden sich am Fuße des Thurmes eine Menge Menschengebeine, und darunter Stücke von Schädeln, an welchen man noch Brandspuren zu bemerken glaubte. Nachdem vor einigen Jahren der Freiherr von Venningen die Mauer des Thurms hat durchbrechen lassen, da fanden sich in dem feuchtbaren Innern verkohlte und angebrannte Menschenknochen, ein noch sehr gut erhaltener Dolch, mehrere alterthümliche Spindeln, zwei irdene Krüge, wovon einer noch mit völlig klarem Wasser angefüllt war. Dies ist die kurze Beschreibung der Stätte, welche die geäßliche Barbarei voriger Jahrhunderte errichtete, und wo man nach dem Glauben damaliger Zeiten die Seele der Unglücklichen vor ewiger Verdammniß zu retten glaubte, indem man ihre Körper erbarmungslos unter fürchterlichen Qualen zerstörte. Nun zu den Unglücklichen selbst, die einst hier schmachteten.

Um die Mitte des 17. Jahrhunderts, ungefähr von 1650—1653, war in Lindheim ein fürchterlicher Hexenprozeß im Gange (den mindergewichtigen von 1631—1633 nicht zu gedenken), in welchen nach und nach das ganze Dorf verwickelt wurde, welcher Mißtrauen, Furcht, Verzweiflung zur Folge hatte, und mehreren Männern und Weibern, die nach der Sage in der bereits bemerkten Höhle verbrannt wurden, das Leben kostete. Im Jahr 1661 entstand ein neuer Hexenprozeß, in welchem die schreckensvollen Scenen erneuert wurden, und den ganzen Ort in Trauer versetzten. Um diese Zeit stand die freie Reichsburg Lindheim unter der ganerbschaftlichen Regierung eines Hermann von Oynhausen, Landdrosten in Braunschweig-Lüneburgischen Diensten, eines Hartmann von Rosenbach, Domdechanten zu Würzburg und einiger andern adelichen Familien.

Der von Oynhausen'sche Oberschultheiß und Justizbeamte Geiß, ein fanatischer und geldsüchtiger Mann, ein roher Soldat, brachte bei seinem Herrn den Hexenprozeß wieder in Anregung, weil man nicht eher ruhen dürfte, bis das verfluchte Hexengeschmeiß zur Ehre des dreifaltigen Gottes zur Lindtheimb vnd aller Ordthen insgesammt vom Erdboden vertilgt sey. Die Ganerben gaben zur Erneuerung des Hexenprozesses ihre Einwilligung, und Geiß wurde, in Verbindung mehrerer Bürger, die er sich selbst zu Blutschöffen erwählt, als Untersuchungsrichter ernannt. Niemand war nun einen Tag sicher, daß nicht sein Name aus Bosheit oder auf der Folter aus Verzweiflung genannt würde, und dann in Untersuchung zu gerathen und den Feuertod zu erleiden. Bald waren eine Menge Personen eingezogen,

die Bündniſſe mit dem Teufel haben ſollten und in die Höhlen und Marterkammern des Hexenthurms geworfen.

Die Gefangenen wurden ohne die geringſte Vertheidigung durch den Scharfrichter und Schindersknecht auf die Folter geſpannt, ihnen Hölzer in den Mund gelegt, an Leitern gebunden und darauf an allen Gliedern ſo gemartert, bis ſie das, was Geiß und der Scharfrichter ihnen vorſagten, der fürchterlichen Schmerzen wegen bejahten, und ſo als Hexen und Zauberer den Feuertod ſterben mußten. Der Amme zu Lindheim wurde durch grauſames Foltern das Geſtändniß erpreßt, das Kind, das die Ehefrau des von Roſenbachiſchen Müllers Schüler vor einem Jahr und etlichen Tagen todt geboren, umgebracht zu haben, obgleich die Müllerin darüber vernommen, keinem Menſchen die Schuld gab. Auf das Bekenntniß der Amme wurden 6 Perſonen eingezogen, die gemartert bekennen mußten: *ſie hätten das Kind ausgegraben, ſolches verhauen und in einem Topf gekocht und daraus eine Hexenſalbe bereitet.* Obgleich das Kind im Beiſein des Vaters, des Geiſtlichen, des Müllers Gevatter und von Roſenbachiſchen Verwalters Auguſtin Huber, und zweier Blutſchöffen, nämlich Konrad Euler und Andreas Krieger, ausgegraben und unverletzt gefunden wurde, ſo wurde dem Müller Schüler bei ſchwerer Strafe angedeutet, *nichts davon zu ſagen, daß man das Kind, woraus eine Hexenſalbe gekocht worden ſein ſollte, unverſehrt im Grabe gefunden habe, bis die ſechs eingethürmten Hexen, weil ſie es in der Tortur doch einmal ſelbſt geſtanden hätten, erſt verbrannt wären.* Das Letzte geſchah auch. Nachher wurde die alte Becker-Margreth eingezogen, zu welcher der Blutſchöffe Andreas Krieger in's Gefängniß ging, und ihr zuredete, ſie ſollte ſich nur freiwillig dazu bekennen, ſo *ſollte ſie kein Meiſter vndt Schindersknecht angreifen, ſondern ſie alſobaldten auf's Rathhauß geführt vndt, wenn ſie hingethan neben dem Kirchhof begraben werden,* worauf ſie — ſo ſchrecklich waren die Menſchen in Folge des Hexenprozeſſes verwildert — noch 14 Perſonen mehr als die andern, mit dem Zuſatze angab: *ſie möchten es aber auch erfahren, wie das Hinthun und Brennen ſchmecke.* Es wurde nun die Schüler'ſche Ehefrau, eine Frau für die damalige Zeit von vieler Bildung, *weil ſie mit dem grauſamen Laſter der Hexerei behaftet und auf ſie bekanndt wäre,* eingezogen. Während Schüler nach Würzburg eilte, um bei dem Domdechanten von Roſenbach zu klagen, wurde ſeine Ehefrau ſo ſchrecklich gefoltert, daß ſie bald unterlag, und Alles bejahen und bekennen mußte. Schüler ſelbſt wurde nach ſeiner Rückkehr in Ketten und Banden gelegt, weil auch er ein Zauberer wäre, und ſeine eigene Ehefrau auf ihn bekanndt hätte, und wurde den fünften Tag ſo unmenſchlich mit ganz neuen und unbekannten Inſtrumenten gefoltert und gepeinigt, daß auch er, der ſtarke Mann, unterlag.

Er widerrief, und unterlag abermals. Er widerrief von Neuem, und würde wieder unterlegen haben, wenn er unterdeſſen bei einem Aufſtand, der durch ſeine Gefangennehmung, da er ein allgemein geſchätzter Mann war, veranlaßt wurde, durch Hilfe ſeiner Freunde nicht Mittel gefunden hätte, zu entfliehen. Während ſeiner Abweſenheit wurde ſein armes Weib den 23. Februar 1664, entweder im Hexenthurm ſelbſt, oder unter deſſen Mauern, unbarmherzig verbrannt.

Nach der Hinrichtung der Müllerin, entflohen mit Hilfe einiger muthvollen Männer zwei Weiber, die eben verbrannt werden ſollten, mit welchen ſich, nach der Volksſage, 8—10 andere Weiber vereinigten, und unter den lauteſten Ausbrüchen der Verzweiflung, nach Speier liefen, und die Stadt mit ihrem Jammergeſchrei erfüllten. Da unterdeſſen Schüler ſeine Sache eifrig betrieb, da die ganze Gemeinde, ſowohl bei den Ganerben, als auch am Reichskammergericht zu Speier laut klagte gegen das unerhörte Verfahren eines Barbaren, dem nichts heilig ſei, der aus bloßer Wildheit Schuldige und Unſchuldige einthürmen, foltern, erwürgen und verbrennen laſſe, Eigenthum, Ehre, perſönliche Sicherheit und Leben jeden Augenblick bedroht ſei, da die Verhaftungen und Hinrichtungen kein Ende nahmen, endlich gewaltſame Bewegungen im Orte entſtanden,

da das Reichskammergericht dem Blutgericht Einhalt gebot, da die Juriſtenfacultät zu Gießen den Ganerben Mäßigung und größere Vorſicht bei den Unterſuchungen befahl, da Matthias Horn, einem der Blutſchöffen, der ſeine Frau zur Folter ſchleppen wollte, einen Arm entzwei ſchlug, der Scharfrichter und der Gerichtsdiener ſich eiligſt durch die Flucht retten mußten, um bei einem Aufſtande dem Tode zu entgehen, da Andreas Krieger, der verhaßteſte unter den Blutſchöffen, kaum in ſeinem Hauſe noch Sicherheit fand — da endlich kam der fürchterliche Geiß in's Gedränge, und mit ihm der an Verſtand ſehr beſchränkte Herr von Oynhauſen, da entließ er endlich, 1666 ſeinen Diener der Gerechtigkeit, den er nicht länger mehr ſchützen konnte, in Gnaden.

Bald darauf, als Geiß eine Viertelſtunde vom Ort mit ſeinem Pferde über einen breiten Graben, jetzt noch den Teufelsgraben genannt, ſetzen wollte, da ſtürzte der Höllenrichter den Hals ab. So endigte dieſer fürchterliche Menſch, der von 1661—1664 bei 30 Menſchen hatte hinrichten laſſen, der ſo viele Thränen der Wehmuth, des Kummers und der Angſt fließen machte, der der herzerreißendſten Scenen ſo viele herbeiführte, die Menſchen tauſendfach tödtete. So endigte der furchtbare Menſch, der einſt vor dem Richterſtuhl des Ewigen Rechenſchaft ablegen muß!! —

Die Hexe Elſe Schmidt, genannt die Schul-Elſe zu Burkhardsfelden im Buſecker Thale vor Gericht 1672.

Von Ch. W. Soldan.

Das kleine ritterſchaftliche Dorf Lindheim in der Wetterau ſah in fünf Jahren (1661—1666) dreißig Perſonen zum Tode führen; man war genöthigt, das Kammergericht um Schutz anzurufen. Im Buſecker-Thale war man um dieſelbe Zeit nicht wenig thätig, ebenſo bei den Gerichten im Brandenburgiſchen. Es würde ermüden, eine Durchmuſterung der einzelnen Territorien vorzunehmen. Das Uebel war ſo allgemein, daß faſt allerwärts in den deutſchen Gerichtsarchiven die traurigen Denkmäler noch vorhanden ſind. Nicht überall ſchnitt man die Defenſive ganz ab; aber auch da, wo der Prozeß äußerlich geordneter iſt, erſcheint Beweisführung und Defenſion faſt immer nur als eine überläſtige Formalität, deren nun einmal der Richter nicht entbehren konnte, um ſeinem Schuldig den Mantel des Geſetzlichen umzuhängen.

Mitten in dieſem wilden Treiben iſt es wohlthätig, wenigſtens einer deutſchen Juriſtenfacultät mit Anerkennung gedenken zu dürfen. Ihr beſonneneres Benehmen, in welchem ſich eine Nachwirkung von Spee's und Schönborn's Walten erkennen läßt, wird in folgendem einzelnen Falle, den wir aus den Akten mittheilen, zur Genüge hervortreten.

Im Jahre 1672 wurde Elſe Schmidt, genannt die Schul-Elſe, zu Burkhardsfelden im Buſecker-Thale, vor Gericht geſtellt. Dem Anklagelibell des Fiscals zufolge hatte ſie Mäuſe gezaubert, einen Knaben zur Hexerei verführt und in Gegenwart des Teufels umgetauft, Hexentänze beſucht, einen Mann durch Branntwein und eine Frau durch Sauerkraut zu Tode behext, ein Mädchen bezaubert, daß ihm die Haare ausfielen, auch Heilungen durch Lorberabſud bewirkt, woraus der Schluß folgte, daß die behandelten Krankheiten zuvor auch durch ihre Zauberei erzeugt waren. Mehrere Hexen hatten auf die Schul-Elſe ausgeſagt, und ſeit dem letzten Prozeſſe haftete übler Ruf auf ihr. Da die Angeklagte läugnete, ſo wurde ein Zeugenverhör angeſtellt und der Fiscal reichte eine Deductionsſchrift ein, die mit Citaten aus Bodin, Binsfeld und Delrio reichlich ausgeſtattet iſt. In der Refutationsſchrift des Defenſors wurden ſowohl die Indicien, als die Qualification der Zeugen*) mit löblicher Klar-

*) Sie waren meiſtens, wie der Defenſor ſagt: hujus criminis delatores, accusatores et sparsores.

heit bekämpft. Dennoch verwarf, nachdem das Gericht die defensio pro avertenda tortura abgeschlagen hatte, die Juristenfacultät zu Gießen die Einwendungen des Defensors als unerheblich und erkannte auf die Folter. Die Angeklagte überstand demgemäß eine zweistündige Marter, ohne das Mindeste zu bekennen. Hierauf aber erschien der Fiscal mit 49 Additionalartikeln, die im Wesentlichen auf Folgendes hinausliefen: Die Schul-Else habe einst einer Frau mit einem Wecke Zauberei beigebracht, wodurch deren Knie so aufgeschwollen, daß der Pfarrer auf öffentlicher Kanzel über solche Uebelthat gepredigt; die Thäterin habe dann einen Aufschlag von zerriebenem Tabak und Bienhonig auf die kranke Stelle gelegt, worauf sich die Geschwulst geöffnet und ein und ein halb Maß Materie und fünf Arten von Ungeziefer, nämlich haarichte Raupen, Maueresel, Engerlinge, Sommervögel und Schmeißfliegen, von sich gegeben habe. Auch wird hervorgehoben, daß bei der neulichen Tortur keine Thräne zu bemerken gewesen, daß aber der Scharfrichter an der rechten Seite der Angeklagten ein Stigma entdeckt und beim Hineinstechen unempfindlich befunden habe. — In der abermaligen Zeugenvernehmung bestätigte die angeblich Bezauberte und Geheilte Alles, auch den Punkt von dem Ungeziefer; der Defensor verwarf sie als Zeugin in eigner Sache und Todfeindin; die Angeklagte stellte die neuen Anschuldigungen gleich den früheren in Abrede. In einer sehr leidenschaftlich gehaltenen Schrift begehrte jetzt der Fiscal eine geschärftere Tortur; er nannte die Beklagte einen Höllenbrand, einen Teufelsbraten, der hundertmal den Scheiterhaufen verdient habe. Von der Juristenfacultät erging unterdessen, wie der Defensor behauptet, ein lossprechendes Urtheil puncto repetitionis torturae, von dessen Existenz der Fiscal jedoch nichts zu wissen vorgab und von welchem auch das Gerichtsprotokoll nichts erwähnt. Gewiß ist es, daß man vorerst zur zweiten Tortur nicht schritt, sondern am 6. Mai 1674, also nach anderthalbjähriger Gefangenschaft des Weibes, die Nadelprobe vornahm. Ein von zwei Gerichtsschöffen unterschriebenes Protokoll bezeugt, daß man unter der rechten Schulter das Stigma entdeckt, mit zwei Nadeln durchbohrt und ohne Blut und Empfindung gefunden habe. Hierauf sandte man die Acten an die mainzer Juristen, welche unterm 15. Juni 1674 ein Responsum abgaben, aus dem wir folgende wesentliche Punkte ausheben:

„Wir Senior und übrige Professores etc. befinden — — — die Acta — — — nicht also beschaffen, daß mit der vom Herrn Fiscal begehrten zweiten, und zwar völligen Tortur gegen die peinlich Beklagtin procedirt werden könne: und hätte ihrer auch mit der ersten harten Tortur verschonet und dero Defensional-Articuln keineswegs verworfen werden sollen, aus folgenden Ursachen: (Folgen die Gründe). — Und thut im Uebrigen wenig zur Sach, daß die löbl. Juristenfacultät zu Gießen die Beklagtin Elisabeth zu der ersten Tortur condemnirt habe; dero rationes decidendi sind nicht apud acta. Und ist daran Unrecht geschehen, daß dieses arme alte Weib nach Ausweis des Protokolls — zwo ganze Stund lang mit den Beinschrauben und an der Folter so überaus hart gepeiniget worden. Noch unrechter ist darin beschehen, daß der Herr Fiscal, ohnerachtet daß die verba finalia illius protocolli so viel geben, daß die Elisabeth nach ausgestandener solcher erschröcklicher Tortur absolvirt worden seye (nimirum ab ulteriore tortura), nichts desto weniger in seiner also intitulirten Confutation und Gegensummission-Schrift, wie auch endlichen Gegenschlußschrift die reiterationem torturae contra istam miserrimam decrepitam mulierem so stark urgirt hat, gleichsam dieses alte Weib propter suspicionem hominum quovis modo hingerichtet und verbrennet werden müßte, sie seye gleich eine Zauberin, oder nicht. — — — Wie deme, so ist die Sach nunmehr in so schlechtem Stand, daß sich ohne Bedrückung und Schaden eines oder des andern Theils, oder gar beeder Theile kein Temperament ersinnen läßt. — Gut wäre es, wenn die unschuldig beklagte Elisabeth durch glimpfliche Mittel dahin bewogen werden könnte, daß sie den Ort ihrer jetzigen Wohnung verändern und sich anders wohin begeben thäte, angesehen sie ohne Aergerniß, Widerwillen und continuirliche Unruhe des Orts Unterthanen nicht wird wohnen

können. Dafern das von ihro, wie zu beſorgen, in Güte nicht zu erhalten, ſo iſt nöthig, daß die Obrigkeit öffentlich verbiete, daß Niemand bei Vermeidung wohlempfindlicher Geld- und andern Strafen ſich gelüſten laſſen ſolle, ſie Eliſabeth und die ihrigen an ihren Ehren mit Worten oder Werken anzugreifen, oder auch von dem wider ſie bishero geführten peinlichen Hexenprozeß mit andern Perſonen etwas zu reden. — Und damit ſie Eliſabeth deſto leichter bewogen werden möge, ihre gegen den Herrn Fiscal habende ſchwere Actionem injuriarum, item ad expensas litis, damna et interesse fallen und ſchwinden zu laſſen, ſo iſt rathſam, daß die Obrigkeit ſie Eliſabeth alsbald ihrer Haften entlaſſe, mit der Vertröſtung, daß man den Herrn Fiscal zu Zahlung der Prozeßkoſten anhalten, auch an allen Orten der Buſeckiſchen Obrigkeit bei hohen Geld- und andern harten Strafen ernſtlich verbieten wolle, daß Niemand ſie Eliſabeth, oder auch ihre Kinder an ihren Ehren angreifen ſolle. — Im Fall nun die oft genannte Eliſabeth mit dieſem Temperament, wie zu vermuthen, ſich befriedigen laſſen wird, ſo iſt der Herr Fiscal einer großen Gefahr überhoben, im Widrigen aber secundum jura in periculo durae sententiae, der Urſachen halber wir dieſem unſerm Reponso keine sententiam beifügen. Und daß aller obiger Inhalt den kaiſerlichen Rechten gemäß ſeye, wird mit unſerer Facultaet zu End abgedrucktem gewöhnlichen Inſiegel beurkundet."

Hält man dieſes Reſponſum gegen diejenigen, welche gleichzeitig und ſpäter in ähnlichen Sachlagen von andern katholiſchen Juriſtenfacultäten, und ſelbſt von den proteſtantiſchen zu Straßburg, Tübingen, Gießen, Helmſtädt u. a. zu ergehen pflegten, ſo muß den mainzer Juriſten die Ehre bleiben, daß ſie unter die erſten gehören, welche auf die Bahn der Humanität einzulenken wußten.

Die Franzoſen in Worms im Orleans'ſchen Raubkriege 1688.

Von Georg Lange *).

Der dritte Eroberungskrieg Ludwig XIV. brach im Jahre 1688 aus, und bereits am 1. Oktober dieſes Jahres erſchienen die Franzoſen vor der Stadt. Nach vielen vergeblichen Bitten um Schonung und Gnade wurde dieſelbe theils durch Verſprechungen, theils durch Drohungen zu einer Capitulation vermocht, wornach Rath und Bürger in ihren kirchlichen und bürgerlichen Gerechtſamen ungekränkt bleiben und zu nichts weiter verpflichtet ſein ſollten, als höchſtens 300 Mann Garniſon aufzunehmen, für welche man Wohnung und Koſt von Seiten des Königs den Einwohnern vergüten wollte. Allein ſtatt 300 Mann rückten 1400 ein, deren Anzahl ſich in wenig Wochen noch um die Hälfte vermehrte. Die Franzoſen benahmen ſich auf das Schändlichſte, achteten weder Verträge noch Verſprechungen, und behandelten die Einwohner mit Hohn und Spott. Um den Magiſtrat zu einer neuen günſtigeren Uebereinkunft zu bewegen, ſperrten die franzöſiſchen Offiziere mehrere Mitglieder des Rathes auf dem Bürgerhofe ein; den Andern legte man zur Execution eine Anzahl Reiter und Musketiere aus der Hefe des Volkes in's Haus, welche ſie auf das äußerſte drückten, die Gemalinnen derſelben zu den entehrendſten Arbeiten zwangen und ſelbſt am Tage und in der Nacht vor dem heiligen Chriſtfeſte ihnen zum Trotz die größten Frevel begingen. Die Schändlichen erreichten ihren Zweck; der Magiſtrat verſtand ſich nothgedrungen zu einer neuen Uebereinkunft, in welcher der Garniſon ungleich mehr eingeräumt war als früher.

Während nun die unglücklichen Bürger mit deutſcher Gewiſſenhaftigkeit oft ſelbſt mit Aufopferung ihrer beſten Habe, ihr gegebenes Verſprechen zu halten ſuchten, hielten

*) Geſchichte und Beſchreibung der Stadt Worms nebſt den alten Sagen, die ſich an dieſelbe knüpfen von Dr. Georg Lange. Worms, Kunze, 1837.

ſich die Franzoſen nach den ihrer Nation eigenthümlichen Begriffen von Treue und Redlichkeit nicht für verbunden, den Vertrag ihrerſeits zu halten, ja ſie zwangen die Einwohner durch Schläge, durch Einſchließen und Anbinden in ihren Häuſern oder auch durch Vertreibung aus denſelben, ſich zu Mehrerem zu verſtehen, als wozu ſie ſich verpflichtet hatten.

Mit jedem Tage mußten jetzt die Bürger von Worms mehr von ihren franzöſiſchen Peinigern erleiden, mit jedem Tage wurde ihr Zuſtand harter und ſchrecklicher. Nicht genug, daß im Anfang des Jahres 1689 die nach der Capitulation ganz ordnungsmäßig geſchehene Rathswahl durch einen ausdrücklichen Befehl von Paris aus vernichtet wurde; nicht genug, daß die Einwohner ohne Ausnahme alle ihre Schulden nach Holland, Köln, Frankfurt und Nürnberg auf das gewiſſenhafteſte anzeigen und innerhalb drei Wochen an die franzöſiſche Kriegskaſſe auszahlen mußten, ſo kamen auch am 9. Februar dieſes Jahres der königliche Intendant Gaiblière und der General d'Huxelli, um die Feſtungswerke zu beſichtigen und kurz darauf den Befehl zu ertheilen, daß ſie alle ohne Ausnahme geſprengt und geſchleift werden ſollten. Fürchterlicher Befehl! Die Werke mehrerer Jahrhunderte, der Stolz, die Zierden der Stadt, die letzten Zufluchtsplätze ihrer Bürger, die äußeren Werke, Mauern, Wälle, Thore und über vierzig große und kleine Thürme, kurz alles, was nur einer Befeſtigung ähnlich ſah, wurde in wenig Wochen vernichtet, und ſelbſt Bürger, ſowie die benachbarten Landleute im Umfang von vierzehn Stunden, mußten unter Prügeln als Werkzeuge der Zerſtörung mitarbeiten.

Damit endigte gleichſam der erſte Akt eines Trauerſpiels, welches jetzt mit jeder neuen Scene bis zu ſeinem völligen Ausgange immer ſchreckhafter und grauenhafter wurde. Die Franzoſen nämlich, welche um dieſe Zeit faſt mit ganz Europa im Kampfe lagen, beſchloſſen, um das ſiegreich heranrückende Heer der Deutſchen von einem Einbruche in Frankreich abzuhalten, den ganzen Landſtrich am Rhein mit allen ſeinen blühenden Städten und Dörfern in eine wüſte Einöde zu verwandeln. O ewige Schmach der mehr als vandaliſchen Zerſtörungsluſt!

Auch Worms ſtand auf der Liſte der 1200 Orte, welchen das ſchreckliche Loos der Einäſcherung zugedacht war. Hätte unſere Stadt mit einigen benachbarten die traurige Wohlthat genoſſen, ſogleich nach jenem grauſamen Entſchluſſe davon benachrichtigt zu werden, ſo würde das Schickſal ihrer Bürger noch etwas erträglicher geweſen ſein. Allein ſtatt deſſen wußte man durch zweideutige Reden und gleißende Verſprechungen ſie ſicher und dadurch unthätig für ihre Errettung zu machen. Die Bürger von Worms ehrten ſelbſt zu ſehr die Rechte der Menſchheit, glaubten zu feſt an die Heiligkeit der Verträge, zu feſt an die ihnen vom Thronerben Frankreichs ſelbſt zweimal gegebene Zuſage des Schutzes und der Sicherheit, als daß ſie nicht dieſem Allen hätten Glauben beimeſſen ſollen.

Freilich mußten ſie faſt zu gleicher Zeit erfahren, daß ihr Zeughaus erbrochen und die Geſchütze deſſelben theils in den Rhein verſenkt, theils nach Landau geführt wurden. Sie ſelbſt wurden ihrer ſämmtlichen Waffen beraubt und bald darauf unter Androhung der Confiscation und der Häuſerverbrennung gezwungen, den größten Theil der ihnen noch übrigen Früchte zur Verſorgung der franzöſiſchen Garniſon in Mainz an den Rhein zu liefern. Außerdem mußten ſie ſehen, wie eine Abtheilung von 500 Mann vor die Thore geſchickt wurde, um die Felder der noch unreifen Früchte zu berauben und ſomit die letzten Hoffnungen der unglücklichen Einwohner im Keime zu zerſtören. Auch ging es — nur zu gewiſſe Vorbedeutung des unabwendbaren Untergangs! — gegen Ende des Monats Februar, aller Verſprechungen ungeachtet, an die Zerſtörung der inneren Werke und der daran ſtoßenden Gebäude. Am meiſten bedauert wurde der herrliche Thurm am Rhein, der Neuthurm genannt, nicht nur weil er wegen ſeiner vier gleichen Nebenthürmchen an der Spitze ein ſehr ſtattliches Anſehen hatte, ſondern weil auch von da aus der Rhein beſtrichen und geſperrt

werden konnte. Dabei waren seine Mauern so dick und fest, daß er erst der dreißigsten Miene wich und theils das Erdreich mit seinem Schutt bedeckte, theils in den Rhein versank.

Endlich, am Sonntag vor Pfingsten, es war der 22. Mai, wurde der Stab des völligen Verderbens über die Stadt gebrochen! Abends um neun Uhr ließ der Intendant la Fond den ganzen Rath nebst den vornehmsten Bürgern vor sich kommen und eröffnete ihnen, daß — nach sechs Tagen die Stadt ein Raub der Flammen werden müßte! Umsonst sind alle Versuche der Unglücklichen, das schreckliche Loos abzuwenden. Vergebens versammelt man selbst die kleinen Kinder, von ihren Müttern geführt oder getragen, um durch ihren Anblick, durch ihre Thränen, durch ihren Fußfall wenigstens Milderung jenes furchtbaren Beschlusses zu erwirken. Vergebens versuchen dasselbe nochmals die Vornehmsten des Rathes nebst den angesehensten Bürgern. Alles, was sie erlangen, ist das Versprechen, die Habe der Bürger durch 500 Wagen hinweg führen zu lassen, und ihr, bis diese kämen, im Dom und dem Bischofshofe, welche Orte nebst dem in der Speierer Vorstadt gelegenen Nonnenkloster Marienmünster allein verschont bleiben sollten, eine sichere Aufbewahrungsstätte zu gewähren.

Nun durchtönte die ganze Stadt ein herzerreißendes Jammern und Wehklagen, Schreien und Wimmern. Viele sah man auch mehrere Tage lang ihre noch übrige Habe wirklich in die Domkirche zu flüchten. Kaum aber war Alles an Ort und Stelle, als sie zu ihrem Todesschreck erfuhren: „weder der Dom noch andere Gebäude dürften verschont bleiben, nur das einzige Marienmünster habe man Erlaubniß zu schonen." Jetzt aber ließen die Wachen Niemanden mehr an beide Orte gelangen, und nur zu spät sahen die Unglücklichen ein, daß sie nicht für sich, sondern für den unmenschlichen Feind mit großer Mühe und schweren Kosten Alles an Einen Ort zusammengebracht hätten. Ja, um sie noch mehr irre zu führen und so Vieles wie möglich dahin retten zu lassen, hatte man den Termin des Brandes noch um sechs Tage, d. i. bis zum 2. Juni, als dem Donnerstag nach Pfingsten, weiter hinaus geschoben.

Unterdessen waren schon unter dem Commando des jungen Herzogs de Crequi mehrere Compagnieen raub- und zerstörungslustiger Grenadiere eingerückt und erwarteten mit Ungeduld das Zeichen zum allgemeinen Brande. Noch waren zwei Tage bis zum Brandtermin, als plötzlich den 31. Mai am Pfingst-Dienstag, nachdem eine neue Vandalenschaar unter Melac eingezogen und sich mit den Grenadieren vereinigt hatte, unter Trommelschlag verkündigt wurde: „der Termin sei um zwei Tage verkürzt; kein Einwohner solle sich daher Mittags nach zwölf Uhr weder in seinem Hause noch auf den Gassen mehr sehen lassen."

Väter, Mütter, Kinder, Greise verlassen jetzt mit unendlichen Seufzern und Thränen ihre geliebten Wohnungen, verlassen die von Königen und Kaisern gepriesene Stadt, um auf benachbarten Dörfern einstweilen Schutz und Obdach zu suchen. Mit entblößtem Schwert durchsuchen die rohen Krieger Gassen und Wohnhäuser, um die noch etwa sich vorfindenden Einwohner zur Flucht zu nöthigen; wer sich zeigt, wird zur Stadt hinaus getrieben; Kranke werden mit Gewalt aus den Häusern gerissen; nur einige derselben bleiben zurück, fest entschlossen, entweder in ihren Häusern fortzuleben, oder (wie es auch wirklich geschah) unter den Trümmern derselben begraben zu werden.

Nachmittags um vier Uhr wird durch die Trommel den mit Rauben und Plündern beschäftigten Grenadieren das erste Zeichen zum Brand gegeben. Sie fliegen auf die unterdessen überall aufgethürmten Strohhaufen hin, und bereiten aus denselben mit lachendem Muthe Strohfackeln zum bequemeren Anzünden. Eine Viertelstunde später geschieht ein Kanonenschuß, als letztes Zeichen; und rasch vertheilen sich die

Brandmörder in alle Straßen und ſtecken ſie mit lautem Jubelgeſchrei von allen Seiten in Brand. Bald wälzte ſich das Feuer durch die ganze Stadt, und — bis zum andern Morgen war ſie ſchon in einen wüſten Schutthaufen verwandelt. Mit hölliſcher Schadenfreude ſahen die Raubhorden dem Brande zu, ſpielten dabei auf Saiteninſtrumenten luſtige Stücke und äfften und höhnten die jammernden Bewohner, von welchen ſich einige hundert auf die benachbarte Rheinlnſel, die Maulbeerau, geflüchtet hatten und in verzweiflungsvollem Schmerze dem grauſenhaften Brande zuſahen.

Aber noch war die Wuth der Unmenſchen nicht geſtillt; noch ſtanden den umherirrenden Bewohnern an den folgenden Tagen neue Auftritte des Schreckens bevor. Lagen jetzt, mit Ausnahme des Doms, welcher der zerſtörenden Kraft des Feuers und ſelbſt der Mienen ſiegreich wiederſtanden hatte, ſämmtliche Häuſer der Stadt in Schutt und Aſche, hatte man, um ja keine Spur einer Stadt übrig zu laſſen, ſelbſt die vom Feuer verſchont gebliebenen Theile derſelben niedergeriſſen, ſo fing man jetzt an, die Gewölbe und Keller zu erbrechen, raubte was man darin fand, und begnügte ſich nicht damit, von dem Geraubten auf Koſten der Beſitzer auf die entehrendſte Weiſe zu ſchwelgen, ſondern ließ auch viele hundert Fuder Wein auslaufen und ſteckte die Fäſſer in Brand. Man beraubte ſodann die noch rauchenden Kirchen ihrer koſtbarſten Zierden, entehrte Kanzeln, Beichtſtühle, Altäre durch das unwürdigſte Betragen, und trieb den niedrigſten Muthwillen mit Crucifixen und Bildern, die man höhnend in der Kirche herum ſchleppte, dann in Stücke hieb und verbrannte. Selbſt die geweihten Hoſtien, welche aus den Stiftern und Klöſtern in den Dom zur Verwahrung gebracht worden waren, entweihten die Ruchloſen. Ja, mit raſender Wuth erbrachen ſie ſogar die unterirdiſchen Gewölbe und Gräber, beraubten die darin liegenden Leichname ihrer Koſtbarkeiten und ſelbſt ihrer Todtengewänder, und warfen dann die Leichen ſpottend auf den Gottesäckern und in den Kirchen umher.

Nachdem die Miſſethäter auf ſolch frevelhafte Weiſe noch ſechs volle Wochen auf den Trümmern der Stadt gehauſt und die geflüchteten Einwohner durch ausgeſtellte Wachen gehindert hatten, dahin zurückzukehren, zogen ſie endlich mit ſchwerem Fluch beladen nach Mainz.

Ein Theil der Wormſer kehrte jetzt zu den Trümmern ſeiner geliebten Wohnungen zurück, lebte kümmerlich in Kellern und unterirdiſchen Gewölben von dem Wenigen, was noch übrig war, und beſtellte die Felder, welche aber die Franzoſen ſchon zur nächſten Erndtezeit von Mainz aus plünderten und verwüſteten. Ein anderer Theil ſiedelte ſich auf das nothdürftigſte auf den benachbarten Rheininſeln an, ein anderer endlich in den benachbarten Dörfern und Städten. Der Magiſtrat ſelbſt hatte ſich nach Frankfurt gewandt, war aber nichts deſtoweniger bemüht, das Elend ſeiner Bürger auch in der Entfernung möglichſt zu mildern.

Kaum war daher im Jahr 1697 der ſehnlichſt erwartete Friede geſchloſſen, ſo ſchickte er ſogleich Abgeordnete umher, um den überall hin zerſtreuten Bürgern anzuzeigen, daß die Zünfte wieder aufgerichtet und von Stund an mit vereinter Kraft an der Wiederaufbauung der zerſtörten Stadt gearbeitet werden ſollte. Bald darauf kehrte er ſelbſt zurück, um die aus der Nähe und Ferne herbeieilenden Schaaren zerſtreuter Einwohner durch ſeine Gegenwart, durch Aufmunterung und Beiſtand, ſowie durch weiſe Leitung ihrer Thätigkeit kräftigſt zu unterſtützen.

So gelingt es ihm, durch reichliche Beiſteuer von nahen und fernen Menſchenfreunden unterſtützt, die meiſten Theile der Stadt in kurzer Zeit wieder aus der Aſche emporſteigen zu ſehen. Schon im Jahre 1698 wurde das noch in ſeinen Mauern erhaltene ſogenannte Tanzhaus zum Behuf der gemeinſchaftlichen Gottesverehrung eingerichtet und noch vor Ende des Jahres eingeweiht. Zu gleicher Zeit wurde auch der Bürgerhof, wovon ein Theil gerettet war, wieder hergeſtellt.

Die Waldenſer im Großherzogthum Heſſen 1688—1699.

Von Ferdinand Bender *).

Der Kurfürſt von der Pfalz hatte ſchon im Jahr 1687 ſich bereit erklärt, an zweitauſend Waldenſer aufzunehmen und denſelben freie Religionsübung und gleiche Behandlung mit den franzöſiſchen Flüchtlingen verſprochen. Im folgenden Jahre kamen nun 272 Perſonen, meiſtens aus dem Thale Lucerne gebürtig, nach Heidelberg. Da ſie aber hier nicht untergebracht werden konnten, ſo vertheilte man ſie in die Aemter Mosbach und Bretten und gab ihnen daſelbſt öde Ländereien. Mit dem unermüdlichſten Fleiße arbeiteten ſie an der Urbarmachung derſelben; von aller Habe entblößt hatten ſie jedoch mit dem ſchwerſten Mangel zu kämpfen, und oft nichts als Wurzeln und halbgekochte Kräuter zur Nahrung. Liebreich nahmen ſich die Reformirten, insbeſondere die walloniſchen Glaubensgenoſſen in der Pfalz der armen Leute an, und unterſtützten ſie mit Geld und Früchten. Aber ihres Bleibens ſollte auch in dieſem Lande nicht ſein. Kurfürſt Karl von der Pfalz war nach einer fünfjährigen Regierung ohne männliche Erben geſtorben, und die Regierung ſollte nun auf eine Nebenlinie des kurfürſtlichen Hauſes, die Pfalzgrafen von Neuburg, übergehen. Dagegen aber erhob der eroberungsſüchtige Ludwig XIV. die entſchiedenſte Einſprache, und behauptete, als Verwandter des verſtorbenen Kurfürſten, deſſen Schweſter Eliſabeth Charlotte mit ſeinem Bruder, dem Herzog Philipp von Orleans, vermählt war, Anſprüche an das Land zu haben. Er erklärte dem Kaiſer von Deutſchland ſofort den Krieg, und ſchickte im September des Jahres 1688 eine Armee von 80,000 Mann über die Grenze der Rheinpfalz. Die Waldenſer glaubten ſich nun an ihren Zufluchtsſtätten nicht mehr ſicher, und verließen eiligſt das Land. Ein Theil vereinigte ſich mit den in Würtemberg aufgenommenen Brüdern, und zog nach der Schweiz. Die evangeliſchen Eidgenoſſen waren aber nicht im Stande, den Unglücklichen bei ſich einen bleibenden Aufenthalt zu gewähren, und wandten ſich darum auf's Neue an den Kurfürſten Friedrich III. von Brandenburg mit der Bitte, auch dieſen, wie den andern Waldenſern ſein Land zu öffnen. Der edle Fürſt ſah ſich zwar außer Stande, die Bitte zu erfüllen, verſprach jedoch, eifrigſt dahin zu wirken, daß den Thalleuten in England, Schottland oder Irland ſichere Wohnplätze eingeräumt würden.

Die größte Anzahl der aus der Pfalz Geflohenen, ohngefähr 120 Perſonen, kamen in dem jammervollſten Zuſtande nach Heſſen. Bereits im Auguſt des Jahres 1688 war Prediger Papon nach Darmſtadt gegangen, und hatte dort Unterhandlungen wegen der Aufnahme der in Hanau ſich aufhaltenden Waldenſer angeknüpft. Er übergab dem Präſidenten von Gemmingen eine Vorſtellung an den Landgrafen Ernſt Ludwig, ſodann ein Glaubensbekenntniß und eine Zuſammenſtellung der Bedingungen, unter welchen ſeine Landsleute ſich niederlaſſen zu dürfen wünſchten. Der Landgraf, nicht abgeneigt, die Vertriebenen in ſeinen Staaten aufzunehmen, ließ die theologiſche Facultät in Gießen zu einem Gutachten auffordern. Dieſes erfolgte am 14. September 1688 und fiel im Allgemeinen zu Gunſten der Waldenſer aus. Die Facultät fand zwar an ihren Bekenntniſſen Manches auszuſetzen und wollte namentlich calviniſche Irrthümer in demſelben verſteckt finden, entſchied ſich aber doch für die Aufnahme und zwar unter der Bedingung, daß die Waldenſer die lutheriſche Religion weder auf der Kanzel, noch in Privatverſammlungen widerlegten; ſich auch in den lutheriſchen Kirchen gern und willig einfänden; den Lutheranern, welche vielleicht ſpäterhin unter ihnen ſich niederlaſſen würden, die freie Ausübung des Gottesdienſtes geſtatteten, und ſich der Oberhoheit des Landesherrn in allen nicht die Religion betreffenden Angelegenheiten, unterwürfen. Hierauf erließ Landgraf Ernſt Ludwig, den 26. September 1688 eine Declaration, welche in 29 Artikeln die Privilegien der Waldenſer feſtſtellte.

*) Geſchichte der Waldenſer von Ferdinand Bender. Ulm. 1850.

In zwei Zügen kamen hierauf dieſelben an. Der eine Trupp lagerte ſich an einem Walde bei Darmſtadt, Däubchenshöhle genannt, in der Richtung nach Gräfenhauſen, und zog von da in die Gemarkung Michelfeld, zwiſchen Arheiligen und Meſſel, welche ihnen der Landgraf zum ewigen Eigenthum überlaſſen wollte. Hier ließen ſie ſich häuslich nieder und bauten ſich Baracken, welche nothdürftig gegen die Witterung ſchützten. Ein anderer Trupp über dreihundert an der Zahl, wurde in verſchiedenen Dorfſchaften der Grafſchaft Nidda untergebracht. Zu dieſen kamen im Oktober des Jahres 1688, noch 120 aus der Pfalz Entflohene, welchen der Landgraf die Erlaubniß ertheilte, wenigſtens den Winter über in der dortigen Gegend ſich aufzuhalten.

Im Juni des Jahres 1688 meldete Ernſt Ludwig den Generalſtaaten der vereinigten Niederlande, daß er einen Theil der vertriebenen Waldenſer in ſeinem Lande aufgenommen, und bat zugleich um eine milde Beiſteuer für dieſelben. Sie hatten aber auch hier keine Ruhe vor den Franzoſen und Papon erſuchte deshalb den Landgrafen ihm und ſeinen Glaubensgenoſſen den Abzug zu geſtatten, zumal da ſich in der Provinz Utrecht für ſie günſtige Ausſichten darböten. Der Landgraf willfahrte der Bitte; die Generalſtaaten verwilligten 500 Thaler zur Reiſe, und den 20. Januar 1689 unterſchrieben mit Papon 132 Waldenſer ein Aktenſtück, in welchem ſie feierlichſt verſprachen, ſich den Generalſtaaten in jeder Beziehung treu und gehorſam zu erweiſen, und bei der erſten Aufforderung nach den Niederlanden abzuziehen. Es iſt jedoch wahrſcheinlich, daß dieſe Waldenſer ſpäter einen anderen Entſchluß faßten. Die Sehnſucht, in das Vaterland zurückzukehren, erfüllte damals alle Gemüther, und ſicherlich wurden bereits Vorbereitungen zur Ausführung dieſes Planes getroffen. Es mögen darum die Entfernteren ſich allmählig den Grenzen Savoyens genähert und in verſchiedenen evangeliſchen Kantonen der Schweiz, Neufchatel, Schaffhauſen, Reuſtadt und anderen, ſich verbreitet haben. Wahrſcheinlich kehrte auch, nachdem der Herzog von Savoyen, mit der Losreißung von Frankreich, die Waldenſer wieder in ſeinen Schutz genommen hatte, ein Theil der in Heſſen-Darmſtadt Aufgenommenen nach Piemont zurück. Wenigſtens wandte ſich der Graf von Waldeck, in einem Schreiben vom dritten März 1690, von Haag aus an den Landgrafen mit der Bitte, den in ſeinem Lande wohnenden Piemonteſen die Rückkehr in die Heimath zu geſtatten, worauf den Beamten zu Nidda die Weiſung ertheilt wurde, den waldenſiſchen Männern zu ihrem Abmarſche behülflich zu ſein. Die in der Grafſchaft Nidda zurückgebliebenen Waldenſer, meiſt Weiber, Greiſe und Kinder, ließ Ernſt Ludwig, auf Anſuchen der Generalſtaaten, mit Korn unterſtützen, und gab ihnen die Erlaubniß, ihren Gottesdienſt in dem Rathhaus zu Ulfa zu halten, jedoch mit der Bedingung, daß Niemand von den übrigen Unterthanen daran Theil nehmen ſollte.

Auch in Heſſen-Homburg wurden vertriebene Franzoſen und Waldenſer aufgenommen. Landgraf Friedrich II. hatte in dem Jahr 1685 den Entſchluß gefaßt, ſeine Reſidenz Homburg an der Höhe zu vergrößern, und deßhalb nicht bloß an Deutſche, ſondern auch an die verfolgten und umherirrenden Hugenotten die Aufforderung erlaſſen, ſich an dem für die Neuſtadt (Louiſenſtadt) ausgewählten Orte niederzulaſſen. In dem offenen herzoglichen Briefe wurden die Annehmlichkeiten der Gegend geprieſen und den Coloniſten die bedeutendſten Vorrechte verwilligt. Insbeſondere machte der Landgraf darauf aufmerkſam, daß nicht bloß drei ſeiner Prinzen in der reformirten Religion erzogen würden, ſondern auch ſeine Familie mit Brandenburg, Heſſen und anderen, dem reformirten Glauben zugethanen hohen Häuſern verwandt und er demnach im Stande ſei, im Falle der Noth, ſeinen Unterthanen den kräftigſten Schutz zu gewähren. Dieſer Aufruf fand den freudigſten Anklang. Franzoſen aus Bretagne, Languedoc, Bourgogne, Dauphiné, Picardie und Champagne ließen ſich nach und nach in Homburg nieder und wurden theils bei Hof angeſtellt, theils verſchafften ſie ſich als Tapetenmacher, Strumpfweber u. ſ. w. ihr Auskommen. Im Jahr 1686 kam auch der waldenſiſche Prediger Daniel Martin nach Homburg, und erſuchte den Landgrafen Friedrich II. um Aufnahme ſeiner armen Glaubensgenoſſen. Der Fürſt

zeigte sich sogleich dazu bereit und im März des Jahres 1687 ließ er die Bedingungen der Aufnahme dem obengenannten Geistlichen vorlegen. Die Waldenser sollten sich aller Rechte der übrigen Unterthanen zu erfreuen haben; zehn Jahre lang (vom 1. Januar 1688 an gerechnet) von allen Abgaben frei sein; die nöthigen Bauplätze, Aecker und Wiesen unentgeldlich erhalten; ihre eigne Obrigkeit sich wählen, und, bis zur Erbauung einer eigenen Kirche, ihren öffentlichen Gottesdienst in der reformirten Kirche zu Homburg halten dürfen. Daniel Martin theilte seinen Landsleuten diese Anerbietungen mit, und alsbald kamen 20 bis 30 waldensische Familien, unter welchen sich wahrscheinlich auch einige Franzosen befanden, nach Homburg. Den Angekommenen wurde, auf landesherrlichen Befehl, eine kleine Stunde nordwärts von Homburg, zwischen Seilberg und Köppern, der zur Erbauung ihrer Wohnungen ausersehene Ort angewiesen, und demselben später der Name Friedrichsdorf beigelegt. Sie erhielten 250 Morgen Land, das Holz zu ihren Wohnungen wurde ihnen zu den billigsten Preisen geliefert, und schon im Jahre 1693 hatten die fleißigen Leute dreißig Häuser nebst Ställen und Scheunen aufgeführt. Auch hatten sie sich durch Verfertigung von Spitzen und Matten, als Leineweber und Hanfbrecher bald so viel erworben, daß sie sich entschließen konnten, dem für sie treu besorgten Prediger an der reformirten Gemeinde zu Homburg, Peter Richier, jährlich fünfzig Gulden für seine geistlichen Funktionen in ihrer Gemeinde zu geben, und außerdem in jedem Jahre eine kleine Summe zurückzulegen, um später einen eigenen Prediger besolden zu können.

Schon den 25. October des Jahres 1696 hatte Pfarrer Papon der jüngere, aus Lucerna in Piemont, dem Landgrafen Ernst Ludwig von Hessen-Darmstadt den traurigen Wechsel gemeldet, der die Waldenser in den Thälern getroffen, und zugleich den Wunsch ausgesprochen, mit einigen Familien nach dessen Land auszuwandern, wenn ihnen der Landgraf dieselben Freiheiten gewähren wolle, welche er vor acht oder neun Jahren verwilligt habe. Als nun furchtbare Leiden über die Thalleute hereingebrochen und mehr als dreitausend derselben nach der Schweiz gekommen waren, wandten sich die evangelischen Eidgenossen in einem Schreiben, vom 5. October 1698, mit der Bitte an Ernst Ludwig, „diese armen Pilger in der Welt" mit dem schon früher bewiesenen Wohlwollen aufzunehmen, da die Schweiz bereits übervölkert sei. Die Prediger Arnaud und Papon brachten dieses Schreiben nach Darmstadt, und am 7. Januar des folgenden Jahres benachrichtigte der Landgraf die Kantone von seiner Bereitwilligkeit, einem Theil der armen Flüchtlinge sein Land zu öffnen.

Mehrere Familien der im Jahr 1688 Ausgewanderten waren auf dem Michelfelde, zwischen Arheiligen und Messel, zurückgeblieben. So bereitwillig Ernst Ludwig den Waldensern in jener Gemarkung einige tausend Morgen ihm selbst zustehenden Landes angewiesen hatte, so unwillfährig waren die Einwohner von Arheiligen, irgend ein Opfer für die unglücklichen Glaubensgenossen zu bringen, und noch im Anfang des Jahres 1700 wandten sich die Letzteren mit der Bitte um Verbesserung ihrer Lage an den wohlwollenden Landgrafen.

Zu den bereits im Lande wohnenden Waldensern kamen im Februar 1699 dreihundert Familien, welche von einem Capitän David von Calmez geführt wurden, und sich zunächst in der Gegend zwischen Mörfelden, Rüsselsheim und Kelsterbach niederließen. Ein Theil derselben ging, nach zuverlässigen Berichten, in mehreren Zügen nach Holland, und wurde dort den wallonischen Gemeinden zugetheilt; Andere sollen sich nach Preußen gewendet und theils in Berlin, theils auf mehreren Höfen in der Umgegend dieser Stadt Unterkunft gefunden haben.

Den Zurückbleibenden ertheilte Landgraf Ernst Ludwig in einer am 22. April des Jahres 1699 erschienenen Declaration die bedeutsamsten Vorrechte. Diese Urkunde, welche den meisten anderen Regierungen, bei der Aufnahme der Waldenser, zur Grundlage gedient zu haben scheint, wurde von dem holländischen Gesandten Valkenier, welcher auch hier die Ansiedelung leitete, mitunterzeichnet, und enthält 33 Artikel. Der Landgraf verwilligte den Waldensern und ihren Nachkommen freie und öffentliche

Religionsübung in französischer, italienischer oder deutscher Sprache; Wahl der Pfarrer, Vorleser, Vorsänger und Schulmeister durch die Gemeinden; Ernennung eines Kirchenrathes zur Schlichtung von Streitigkeiten und Erhaltung der guten Zucht; Abhaltung von Unterredungen (Colloquien) und allgemeinen Versammlungen (Synoden) innerhalb und außerhalb des Landes, jedoch mit Beisein eines landgräflichen Commissärs. Die Waldenser und ihre Nachkommen sollen niemals gezwungen werden, ihre alten Sitten und Gebräuche abzuschaffen; sie dürfen sich Schultheißen, Schöffen und andere Gerichtspersonen aus ihrer Mitte erwählen, welche, in höchster Instanz, Strafen bis zu 50 Gulden verhängen können. Nur in Nothfällen soll ein Waldenser gehalten sein, vor einer anderen, als seiner eigenen Obrigkeit zu erscheinen. Diese ihre Obrigkeit darf selbst in Criminalsachen ein Urtheil fällen, welches aber der landesherrlichen Bestätigung bedarf. Die Colonisten haben das Recht, sich in den Waffen zu üben und Hauptleute aus ihrer Mitte zu erwählen. In Kriegszeiten sollen sie ein besonderes Corps bilden und nicht außer Landes beordert werden. Sie sind zu allen Aemtern und Würden berechtigt, und sollen überhaupt alle Freiheiten und Privilegien der geborenen Unterthanen genießen. Sie können über ihre bewegliche und unbewegliche Habe nach Gutdünken verfügen. Stirbt Jemand ohne Erben, so soll die Hälfte seines Vermögens unter die armen Waldenser im Lande vertheilt werden. Die Waldenser und ihre Nachkommen sollen dem Landesherrn unmittelbar unterworfen, von aller Sclaverei und Leibeigenschaft befreit sein, und zum Kriegsdienst nicht gezwungen werden können. Ohne Einwilligung des Fürsten und ihrer Gemeinde ist es keinem Fremden erlaubt, sich bei ihnen häuslich niederzulassen. Es werden ihnen fünfzehn Freijahre gewährt, während welcher sie von allen Einquartirungen, Steuern und sonstigen Auflagen verschont bleiben sollen. Es wird ihnen, unter mancherlei Vergünstigungen, erlaubt, Manufacturen in Seide, Leinen, Wolle und Baumwolle anzulegen, Wochen- und Jahrmärkte zu halten, und, falls ihr Handel einen guten Fortgang nehmen sollte, eine Börse zu errichten. Es werden ihnen und ihren Nachkommen alle vacante Felder in den Gemeinden Arheiligen, Mörfelden, Rüsselsheim und Kelsterbach für alle Zeiten aus Gnaden geschenkt; und zwar frei von allen Schulden und Verschreibungen. Sie können nahe an Kelsterbach, oder wo es ihnen in der dortigen Gegend am geeignetsten erscheint, ein Dorf, oder eine Stadt erbauen, und es soll ihnen, wie auch den deutschen Protestanten, welche sich daselbst anbauen wollen, der Platz für Haus, Hofraithe und Garten als Geschenk überlassen werden. Im ruhigen Besitz ihrer Privilegien sollen sie stets erhalten und geschützt werden, und jeder neue Regent verpflichtet sein, dieselben zu unterschreiben und zu bestätigen.

Sogleich nach Veröffentlichung dieser Privilegien wurden die nöthigen Anstalten zur weiteren Unterbringung der Waldenser getroffen. Am 26. April wurde auf Befehl des Landgrafen dem Amtmann Grall von Rüsselsheim eine Quantität Mehl mit der Weisung überliefert, daraus 400 Laib Brod für die ankommenden Waldenser backen zu lassen, und diesen auf kurze Zeit in den nächsten Dörfern ein Obdach zu verschaffen, zu welchem Zweck auch das dortige Schloß könnte verwendet werden. Am 19. Juni wurde Grall und Jägermeister von Uetterod benachrichtigt, es sei der Wille des Landgrafen, zwischen Raunheim am Main (Raunen) und dem Märkerwald, da wo früher das Dorf Seylfurt gestanden habe, ein neues Ort zu gründen. Sie sollten demnach von den dortigen wüsten Ländereien so viel ihnen gut dünke, abstecken lassen, und den im Lande befindlichen Waldensern zur Anlegung einer Colonie überweisen. Ohngefähr achtzig Familien kamen nach Raunheim am Main und wurden theilweise auf dem sogenannten neuen Hofe einquartirt. Kaum waren sie aber angekommen, so beschwerten sich die Einwohner von Raunheim über die Nachtheile, welche ihre Gemeinde durch die Fremdlinge zu erdulden haben würde, und baten um Vertheilung derselben in verschiedene Ortschaften. Auch die Waldenser waren mit ihrem Aufenthalt sehr unzufrieden. Ohne Schutz vor Kälte wurden Viele durch Elend und Krankheit dahingerafft. Mehrmals wurden sie gezwungen, den Ort, wo sie bereits ihre

Baracken errichtet hatten, zu verlaſſen, und ſich anderswohin zu begeben. Die armen Leute wandten ſich durch die Vermittlung Valkenier's, wie des Präſidenten von Gemmingen in Darmſtadt, mit der dringenden Bitte an Ernſt Ludwig, ſie an einen bequemeren Ort zu verlegen. Der Landgraf geſtattete den Abzug, und ein Theil der Waldenſer zog nach Kelſterbach und gründete Neu-Kelſterbach; die Andern gingen nach Mörfelden und legten, zwiſchen dieſem Orte und den ſogenannten Gundhöfen die Colonie Walldorf an; noch Andere zogen in den Odenwald.

Den Erſteren meiſt Handwerker und Fabrikanten, wurden dicht an Alt-Kelſterbach Bauplätze und ein großes Stück mittelmäßigen Feldes, Niederhölle genannt, angewieſen. Da die Privilegien auch auf unbeſcholtene Deutſche ausgedehnt waren (Art. XXVI. der Declaration), ſo bevölkerten zugleich mit den Waldenſern auch Deutſche die Colonie.

Die Gemeinde hatte ihre eigenen Gerichtsſchöffen; zum Amt des Schultheißen mußten ſie zwei Männer vorſchlagen, einen Waldenſer und einen Deutſchen, wovon der Fürſt einen beſtätigte.

Die Geſchichte der Gemeinde beſchränkt ſich auf ſpecielle, nur ſie ſelbſt berührende Fälle, und iſt ein unerfreuliches Gewebe von Beſchwerden der neuen gegen die alten Einwohner und dieſer gegen Neue; von Streitigkeiten der Coloniſten mit ihren Geiſtlichen; Klagen über Beſchränkungen der in der landgräflichen Declaration verwilligten Rechte, ſowie von offenbar unbeſcheidenen, auf die Privilegien geſtützten Forderungen von Seiten der Waldenſer.

Den 12. Auguſt 1709 benachrichtigten, im Namen der reformirten Einwohner von Neu-Kelſterbach, der Pfarrer Depuaud, Schultheiß Pouget und der Aelteſte Robert den Landgrafen, daß ſeit einem Monat die vereinigten Staaten der Niederlande dem Geiſtlichen ihrer Gemeinde eine jährliche Penſion von 400 Gulden verwilligt hätten. Zugleich erſuchten ſie den Fürſten, ihnen nunmehr einen paſſenden Platz am Main zur Erbauung einer Kirche anzuweiſen und dafür Sorge zu tragen, daß, durch Herbeiziehung einer größeren Anzahl von Unterthanen, die neue Colonie ſich immer mehr erweitere. Auffallender Weiſe verließen aber bald darauf die meiſten Waldenſer und mit ihnen auch einige Deutſche die Colonie Neu-Kelſterbach und zogen nach Walldorf und Friedrichsdorf. Das verlaſſene Dorf wurde nun von andern Deutſchen, theils aus Alt-Kelſterbach, theils aus ſonſtigen Gegenden bevölkert. Zwar behielt daſſelbe ſeinen eigenen Geiſtlichen; die holländiſchen Unterſtützungen blieben aber aus. Die Gemeinde kam darum um die Erlaubniß ein, zur Wiedererlangung der Penſionen einige Deputirten nach Holland ſchicken zu dürfen. Das Conſiſtorium wandte ſich jedoch erſt ſchriftlich an Valkenier, und dieſer gab im Jahr 1711 folgende Antwort: „Es iſt bekannt, was ich für dieſe armen Vertriebenen gethan habe. Sintemal ſie aber in immerwährendem Zwieſpalt unter einander und gegen ihre Prediger als Widerſetzliche gelebt, die hier colleetirten Gelder nicht gebührend adminiſtrirt, mannigfaltige Ungebühr, mehr als irgend anderswo begangen, und endlich ihre Colonie in ſoweit verlaſſen, daß ihrer faſt keine mehr daſelbſt übrig geblieben, ſo halten es Ihre Hochmögenden für überflüſſig, ihnen einen beſonderen Prediger zu beſtätigen, da ſie ihren Gottesdienſt in benachbarten Oeten zu pflegen hinlänglich Gelegenheit haben."

Die Geiſtlichen anderer waldenſiſcher und franzöſiſcher Gemeinden, Walldorf, Isenburg, Offenbach, Dornholzhauſen, Waldenberg erhielten noch längere Zeit eine jährliche Penſion von 400 Gulden aus Holland. Ohngefähr um das Jahr 1735 benachrichtigte ſie aber der niederländiſche Reſident von Spina, daß dieſe Penſionen von nun an aufhören würden, da die Landesfürſten für die Beſoldung ihrer Geiſtlichen zu ſorgen hätten. Ein dringendes Bittſchreiben änderte den Beſchluß dahin ab, daß die jetzigen Pfarrer die Unterſtützung noch bis zu ihrem Tode fortbeziehen ſollten. Als deren Nachfolger wiederholt ſich mit Bittgeſuchen an Holland wandten, erhielten ſie aus den Armenſtiftungen mehrerer Synoden zeitweiſe eine Unterſtützung von 10 bis 50 Gulden.

Die Colonie Walldorf liegt zwiſchen Mörfelden und den ſogenannten Gundhöfen. Urſprünglich ſcheinen ſich hier nur wenige Familien niedergelaſſen zu haben; noch im Jahre 1715 waren daſelbſt nur fünfzehn, von denen noch nicht Alle ſich Häuſer erbaut hatten. Da ſie nicht auf einmal, ſondern nach und nach, theils von Kelſterbach, theils von der Gemarkung Michelfeld, her gekommen waren, und die Meiſten ſich in einem armſeligen Zuſtande befanden, ſo bewilligte ihnen um dieſe Zeit der Landgraf auf ihr Nachſuchen noch ein weiteres ſechszehntes Freijahr. Der erſte Pfarrer war Papon, der aber mit ſeiner Gemeinde in ſo ſchlechtem Einverſtändniſſe lebte, daß er ſie ſogar eine Zeit lang von dem Genuſſe des heiligen Abendmahls ausſchloß: eine Maßregel, welche jedoch, auf Befehl des Landgrafen, alsbald wieder mußte zurückgenommen werden. Den erſten Januar des Jahres 1714 verließ Papon wegen Alter, Krankheit und faſt gänzlicher Erblindung, Walldorf und zog nach Frankfurt a. M. Nun wollte ihm die Colonie, weil er dienſtunfähig ſei, ſeine Beſoldung entziehen, und legte auf die engliſche und holländiſche Penſion Beſchlag. Nach längeren Streitigkeiten wurde entſchieden, daß der emeritirte Greis die holländiſche Penſion bis zu ſeinem Tode fortbeziehen, dagegen inzwiſchen des, durch Pfarrer Moutoux in Rohrbach verſehenen Vicariates die dadurch entſtehenden Koſten vergüten ſolle. Die Unterhandlung mit Pfarrer Johann Valentin Speck, von Frankenthal, welcher im Laufe derſelben eine Stelle zu Traiſa, in Heſſen-Kaſſel, angenommen hatte, führten zu keinem Ziele. Abraham Williamy, bisheriger Vicar des Pfarrers Moutoux, wurde, nach vorausgegangener und durch die Pfarrer von Rohrbach, Iſenburg und Hanau vollzogener Prüfung, den 16. März 1719 der Gemeinde Walldorf vorgeſtellt, ſtarb aber bereits im folgenden Jahre. Die Wirkſamkeit von Simon Malvieux (1721 — 1724) war geſtört durch einen fortwährenden Kampf mit dem ſchwerer Vergehungen beſchuldigten Schultheißen Ponſat und der von dieſem aufgereizten, im höchſten Grade trotzigen und widerſpenſtigen Gemeinde. Ihm folgte, im Jahre 1724, Jakob Reſplendin von Palmbach in Württemberg, welcher wiederholt über die Entweihung des Sonntags Klage erheben mußte, und ſich endlich wegen Krankheit nach Offenbach zurückzog, wo er den 17. April 1731 ſtarb. Auch Pfarrer Philipp May (1733 — 1750) welcher, auf Anordnung der Generalſtaaten der vereinigten Niederlande, von Offenbach nach Walldorf verſetzt wurde, beſchwerte ſich ſehr ernſtlich über die Unwiſſenheit, Rohheit und den unkirchlichen Sinn ſeiner Gemeindeglieder, wozu der häufige Wechſel der Geiſtlichen ſicherlich nicht wenig beigetragen hatte. Unter Pfarrer Stephan Franz Fuchs, von Vevay im Kanton Bern (1751 — 1795) ſpaltete ſich, durch Schullehrer Rembaud veranlaßt, die Gemeinde in zwei Parteien, die große und die kleine; die gegenſeitige Erbitterung erreichte einen ſolchen Grad, daß es ſelbſt in der Kirche zu rohen Gewaltthätigkeiten kam, Gottesdienſt und Schule mehrere Jahre ſo gut wie aufgehoben werden mußten, und das Conſiſtorium ſich genöthigt ſah, dem Geiſtlichen, der ſich der großen Partei angeſchloſſen hatte, mit Landesverweiſung, den übrigen Rädelsführern mit Zuchthausſtrafen zu drohen. Auf Fuchs folgten Jeromes Rogues von Hanau, Samuel Tardent von Vevay in Waadtlande, Johann Daniel Moutoux von Louiſendorf in Heſſen-Kaſſel und Schullehrer Ailaud von Iſenburg.

Gleichzeitig mit Kelſterbach und Walldorf entſtanden im Odenwalde drei waldenſiſche Colonien. In dem Oberamte Lichtenberg befanden ſich nämlich die herrſchaftlichen Güter Rohrbach, Wembach (Wendenbach) und Hahn, welche im dreißigjährigen Kriege ganz herabgekommen waren. Landgraf Ernſt Ludwig war darum bereit, Grund und Boden einem Theil der Vertriebenen zu übergeben, jedoch nicht, wie bei Kelſterbach, Mörfelden und Arheiligen, als ewiges Eigenthum, ſondern als Erbleihe, wovon Nichts, ohne landesherrliche Genehmigung, ſollte verpfändet oder veräußert werden dürfen. Die Ländereien ſollten gegen eine Abſchlagszahlung von 1200 Gulden, Entrichtung eines jährlichen Fruchtpachtes und des Zehnten an die Pfarrei Niedermodau unter vierzig Familien vertheilt werden. Im Uebrigen galten die Privilegien vom 22 April. Waren auch dieſe Bedingungen weniger vortheilhaft, ſo wurden ſie doch

von den Waldenſern dankbar angenommen, und 48 meiſt aus dem Thale Pragelas ſtammende Familien kamen, von Mörfelden aus, in das Oberamt Lichtenberg. Bis zu ihrer durch das Loos beſtimmten Vertheilung an die einzelnen Orte hielten ſie ſich in einem Walde zwiſchen Rohrbach, Wembach und Hahn, Hartmannshütten genannt, auf, wo ſie ſich Zelte errichtet hatten. Hierauf ließen ſich 25 Familien, oder 125 Seelen, bei dem herrſchaftlichen Hofe zu Rohrbach; 23 Familien, oder 115 Seelen, in den eine Viertelſtunde davon und von einander entfernten Höfen Wembach und Hahn nieder. Sie bildeten zuſammen eine Gemeinde. In Rohrbach wurde alsbald eine hölzerne Kirche und ein Pfarrhaus gebaut; für Wembach und Hahn diente als Andachtsſtätte ein Jagdhaus, in welchem, abwechſelnd mit Rohrbach, jeden Sonntag am Vor- oder Nachmittage gepredigt wurde. Ein Schullehrer, welcher aus England eine jährliche Penſion von 80 Gulden bezog, hatte die Kinder aus den drei Colonien zu unterrichten. Bei ſchönem Wetter kam die Jugend nach Rohrbach, wo der Lehrer wohnte; bei ungünſtiger Witterung mußte derſelbe Morgens nach Wembach oder Hahn gehen und Mittags in Rohrbach Schule halten.

Der erſte Geiſtliche der drei Colonien war Jakob Moutoux aus dem Thale Pragelas, ein um ſein Volk hochverdienter Mann, welcher längere Zeit wegen ſeines Glaubens im Gefängniß geſchmachtet hatte. Um das Jahr 1717 verließ derſelbe Rohrbach und ging nach Hanau. Sein Sohn, David Moutoux, folgte ihm im Amte, und als auch dieſer ſpäter nach Hanau überzog, wurde, im Jahr 1743, der franzöſiſche Pfarrer Mava, von Walldorf, nach Rohrbach berufen. Der Sohn und Nachfolger deſſelben, Johann Philipp May, verfertigte für die Waldenſer des Großherzogthums Heſſen einen neuen Katechismus, welcher im Jahr 1798 zu Darmſtadt im Druck erſchien.

Da die Colonien ſich beträchtlich vermehrten, ſo wurde in Rohrbach, mit Hülfe einer Landescollecte, im Jahr 1763, der Bau einer neuen Kirche begonnen. Die Einweihung fand 1767 ſtatt. Die Waldenſer in Rohrbach, Wembach und Hahn trieben, außer Ackerbau, beſonders die Strumpfweberei, und fanden für ihre Waare in Mainz, Frankfurt, Hanau, Heidelberg, Mannheim einen guten Abſatz. Durch ihre zahlreiche Fabriken — bald beſaſſen ſie über 90 Strumpfwebſtühle — fanden eine Menge Leute des Amtes Lichtenberg Beſchäftigung, und die flachsbauenden Orte der Umgegend eine ſichere Erwerbsquelle. Auch in der Landwirthſchaft zeigten ſie eine eben ſo große Umſicht, als Thätigkeit.

Landgraf Ernſt Ludwig und die Alchemie 1717.

Von Hermann Kopp*).

Die Anſicht, daß man aus Körpern, welche kein Gold oder Silber enthalten, durch Kunſt dieſe Metalle hervorbringen könne, findet ſich hiſtoriſch nachweisbar, zuerſt in dem vierten Jahrhundert unſerer Zeitrechnung erwähnt und dient da ſchon experimentalen Bemühungen zur Grundlage. Ob ſie zu dieſer Zeit zuerſt aufgeſtellt worden iſt, oder ob ſie da nur bekannter wurde und zu vervielfältigtem Beſtreben noch Verwirklichung Anlaß gab, ſteht dahin.

Die meiſten Alchemiſten vereinigten ſich dahin, aus Aegypten den Urſprung ihrer Kunſt herzuleiten, und als ihren erſten Vorgänger erkennen ſie einſtimmig einen Hermes Trismegiſtos an.

Aus der Anſicht, daß Metallverwandlung hauptſächlich in Färbung beſtehe, und daß das Färben des Metalls ähnlich wie das anderer Stoffe bewerkſtelligt werden

*) Geſchichte der Chemie von Hermann Kopp. Braunſchweig 1843.

könne, scheint auch der Rath des Synesius (lebte um 400 nach Christi, studierte zu Alexandria und wurde 410 Bischof zu Ptolemais) zu bewogen, das Innere des Metalls wiederholt herauszukehren, um sich nicht mit oberflächlicher Färbung zu begnügen. Von dieser Ansicht stammt übrigens auch der eine Name her, welcher dann das Mittel, die unedlen Metalle in edle zu verwandeln (der Stein der Weisen) stets behielt: Tinctur. Ueberhaupt bildet die Wahrnehmung, daß gewisse Stoffe die Farbe eines Metalls umändern, die Grundlage des ganzen Glaubens an Alchemie. Aus der Analogie schloß man, wie man Kupfer goldgelb und silberweiß färben könne, so auch andere Metalle; wie man die Farbe verwandeln könne, so auch die übrigen Eigenschaften. In dieser Art entwickelte sich höchst wahrscheinlich der Begriff einer vollständigen Metallverwandlung.

Mit der Eroberung Aegyptens durch die Araber (640) beginnt ein neuer Abschnitt für die Alchemie. So wenig auch dies Volk bei seinem ersten Auftreten zu wissenschaftlicher Thätigkeit geneigt war, so entwickelte sich doch bald bei ihm Interesse für die Forschungen, welche in den unterjochten Ländern bisher betrieben worden waren. Mathematik, Astronomie und Alchemie waren hauptsächlich die Wissenschaften, welche die Araber sich aneigneten und beim Fortschreiten ihrer Eroberungen auf andere Länder übertrugen.

Im sechszehnten Jahrhundert erhält die Chemie, welche bis dahin nur der Alchemie gedient hatte, eine neue Anwendung. Bis hierher waren alle Chemiker Alchemisten. Jetzt kommt die Chemie mit der Medicin in näheren Zusammenhang, und die Chemie selbst in die Hände und Pflege der Aerzte. Paracelsus bewirkte diese Veränderung, indem er zuerst mit Keckheit die Medicin als angewandte Chemie betrachtete, vorschnell und großsprecherisch aus einzelnen Thatsachen allgemeine Behauptungen folgerte und ein System andeutete, welches, in sich unhaltbar, doch einen folgereichen Einfluß auf den Gesammtzustand der Medicin und Chemie ausübte. Paracelsus selbst ist in Bezug auf Alchemie, wie fast immer, sich widersprechend. Nach seiner Zeit sind die besten Chemiker nicht mehr Alchemisten von Profession, sondern Chemiker und Alchemisten sondern sich mehr und mehr von einander ab. Aber die ausgezeichnetsten Chemiker, wie Libavius im sechszehnten Jahrhundert, und van Helmont in der ersten Hälfte des siebenzehnten Jahrhunderts, wie alle anderen, erkennen noch die Möglichkeit der Metallverwandlung an, einige aus eigner Anschauung, andere aus theoretischen Gründen, oder weil ihnen schon die theoretischen Beweise dafür genügen; aber keiner setzt sich die Realisirung zur höchsten Aufgabe, keiner sagt, daß er wisse, wie die Verwandlung der unedlen Metalle in Gold oder Silber zu bewerkstelligen sei. Dafür schwärmen während dieser Zeit eine Menge eigentlicher Alchemisten umher, die, ohne Chemiker zu sein, sich als Besitzer des Geheimnisses rühmen.

Um 1700 ist die Alchemie unter vielfachen Benennungen verbreitet. Aus den Benennungen der Byzantiner ist in alter Sprache der Ausdruck der heiligen Kunst übergegangen. Die Benennung der Griechen in der Goldmacherei, welche sich um 615 nach Christi Geburt findet, wurde in späteren Zeiten, namentlich in Deutschland nur in mißbilligendem Sinne gebraucht. Von ihrem Ursprunge hieß die Alchemie oft noch die hermetische (Hermes) oder ägyptische Kunst, von ihrer Methode, welche Trennen und Vereinigen ist, die spagirische Kunst. Der Ausdruck Kunst oder Werk der Sonne (ars solis, operatio solis, in der tabula smaragdina) veraltete bald. Der Griechen Bezeichnung Chemie hatten die Araber ihren Artikel angehängt, und die Bezeichnung Alchemie stand um siebenzehnhundert schon im Gegensatz zu dem Worte Chemie, erstere die Kunst Metalle zu veredlen bezeichnend, letztere die Kenntnisse von der Zusammensetzung im Allgemeinen ausdrückend. Ganz allgemein wird aber auch die Alchemie als Philosophie bezeichnet. Die sich mit ihr beschäftigten, hießen im Allgemeinen Alchemisten, Philosophen, Spagiriker; man unterschied als Adepten (adipisci erlangen) diejenigen, welche das Geheimniß der Metallveredlung wirklich zu erforschen gewußt haben und im Besitze desselben sind.

Die genauere Anſicht der Alchemiſten über die Metallveredlung war folgende. Nach ihnen gibt es eine Subſtanz, welche mit ſchmelzenden unedlen Metallen in Berührung gebracht, dieſe augenblicklich in Gold verwandelt. Die Darſtellung dieſer Subſtanz iſt Zweck und Aufgabe der Alchemie. Die Subſtanz ſelbſt heißt der Stein der Weiſen, eine Benennung, die ſeit dem neunten Jahrhundert mit einiger Wahrſcheinlichkeit, ſeit dem zehnten mit Gewißheit dafür in Gebrauch iſt. Sonſt heißt ſie auch das große Elixir (Elixir überhaupt ein durch Sieden (elixare) erhaltenes Produkt), das große Magiſterium (Meiſterſtück), die rothe Tinctur, weil ſie die Farbe der unedlen Metalle in die des Goldes umänderte.

Der Stein der Weiſen hat alſo die Eigenſchaft, unedle Metalle in Gold zu verwandeln. Wie die Verwandlung geſchieht, darüber geben die Alchemiſten des fünfzehnten Jahrhunderts genauere Anweiſung. Man ſchmilzt das unedle Metall oder nimmt Queckſilber und wirft dann den Stein der Weiſen darauf. Dieſe Operation heißt bei den Alchemiſten die Projection. Im Augenblick derſelben wird die ganze Maſſe unedler Metalle in Gold verwandelt; nach manchen Beſchreibungen indeß muß das Schmelzen noch fortgeſetzt werden, und die Verwandlung tritt erſt allmählich ein. In den Erzählungen über Metallverwandlungen wird auch oft ſehr genau geſchildert, wie ſchmelzendes Blei bei der Projection plötzlich hart wurde, obgleich der Hitzegrad derſelbe blieb, und wie man das Feuer verſtärken mußte, um das veränderte Metall wieder zum Schmelzen zu bringen.

Diejenige Autorität, welche unter allen Alchemiſten am gewichtigſten für die Möglichkeit der Transmutation ſpricht, iſt van Helmont. Als Arzt und Chemiker ausgezeichnet, ſtand er überdies im beſten Rufe einer oft ſehr weit getriebenen Gewiſſenhaftigkeit. Er beſchreibt in mehreren ſeiner Schriften die Verwandlung von Queckſilber in Gold mittelſt einer kleinen Menge des Steins der Weiſen. Van Helmont arbeitete nicht ſelbſt an der Darſtellung dieſer Subſtanz; aber er erhielt mehrmals von unbekannt gebliebenen Alchemiſten kleine Proben davon. 1618 namentlich wurde ihm ein Viertel Gran von dem koſtbaren Körper zugeſtellt; hiermit verwandelte er acht Unzen Queckſilber in vollkommen reines Gold. Dieſes Factum erzählt er zu wiederholten Malen; die Geſchichte dieſer Metallverwandlung iſt eine der merkwürdigſten, über die uns Mittheilung gemacht ſind; es iſt ſchwer einzuſehen, wie van Helmont ſich täuſchen konnte, da er ein guter Chemiker war; wie ein Betrug geſchehen konnte, da in ſeinem Hauſe ohne Beiſein des Alchemiſten, von welchem die Subſtanz herrührte, die Operation geſchah. Es gehört dies Factum zu denen, wie ſich in der Geſchichte der Wiſſenſchaften mehrere finden, wo es einem faſt eben ſo ſchwer wird, die Möglichkeit einer Täuſchung anzunehmen, als an die Wahrheit der Sache ſelbſt zu glauben.

Van Helmont iſt der berühmteſte Chemiker, welcher ſich für die Exiſtenz des Steins der Weiſen ausgeſprochen hat und dem dabei eine gewiſſe Unbefangenheit zuzutrauen iſt. Von der oben erzählten Verwandlung des Merkurs in Gold war er ſo erbaut, daß er den ihm eben geborenen Sohn mit dem heidniſchen Namen Mercurius taufen ließ; dieſer Franciscus Mercurius van Helmont ſuchte auch ſeinem Namen Ehre zu machen, forſchte ſein Leben lang nach dem Steine der Weiſen und ſtarb als eifriger Alchemiſt 1699 zu Berlin.

Von anderen Transmutationsgeſchichten ſoll noch eine ausführlicher erzählt werden.

Dr. Helvetius war um die Mitte des ſiebenzehnten Jahrhunderts Leibarzt des Prinzen von Oranien, ein gelehrter Mediciner, der in hohem Rufe der Rechtlichkeit und Aufrichtigkeit ſtarb. Er glaubte nicht an die alchemiſtiſchen Künſte, und zeigte ſich in mehreren Schriften als ihr erbitterter Widerſacher. Plötzlich trat er 1667 als der eifrigſte Vertheidiger derſelben auf, wie er erzählt, auf folgende Art überzeugt.

Ihn beſuchte 1666 in ſeiner Wohnung im Haag ein Fremder, der ein Geſpräch über die Alchemie und den Stein der Weiſen mit ihm anknüpfte. Helvetius ſprach ſeine Zweifel aus; der Fremde ſuchte ihn zu widerlegen, und um ſeinen Worten

mehr Nachdruck zu geben, zeigte er die fragliche Subſtanz. Helvetius betrachtete ſich die Sache genau; wie er den Stein in Händen hatte, ſuchte er mit dem Nagel ſeine Härte zu erproben, und ſiehe, es gelang ihm, ein Stückchen davon abzulöſen. Er bat den Fremden ſehr, ihm eine Metallverwandlung zu zeigen; dieſer lehnte die Bitte ab, mit dem Verſprechen, in drei Wochen wiederzukommen und es dann zu thun. Als der Fremde fort war, verſuchte Helvetius mit der kleinen Menge des Steins, die ihm an dem Nagel hängen geblieben war, einen Verſuch zu machen; er warf es auf ſchmelzendes Blei, aber ohne allen Erfolg.

Nach drei Wochen kam der Fremde wieder, und da geſtand ihm Helvetius die Entwendung und Fruchtloſigkeit des Verſuchs. Der Fremde meinte, Helvetius habe beſſer zu ſtehlen, als Gebrauch davon zu machen gewußt, und ſchob die Schuld darauf, daß er nicht die Subſtanz in Wachs gehüllt auf das Metall geworfen habe, um ſie vor den Dämpfen des Bleis zu ſchützen. Nach vielem Bitten gab er dem Arzt ein Stückchen des Steins, von der Größe eines Rübſamenkorns; Helvetius meinte, es ſei dies zu wenig, um einen Verſuch machen zu können, aber der Fremde meinte ſeinerſeits nun, es ſei noch zu viel, theilte die Gabe, und ließ dem Arzt die Hälfte zurück. Er entfernte ſich mit dem Verſprechen, des andern Tags wiederkommen zu wollen und bei dem Verſuche gegenwärtig zu ſein.

Er kehrte indeß nicht wieder. Als der Abend kam, konnte Frau Helvetius, welcher ihr Mann die Sache erzählt hatte, ihre Ungeduld nicht länger bezähmen. Sie drang in ihn, einen Verſuch zu machen. In Gegenwart ſeiner Frau und ſeines Sohnes ſchmolz Helvetius nun ſechs Drachmen Blei, warf den Stein in Wachs gehüllt darauf, ließ noch eine Viertelſtunde ſchmelzen, und goß dann das Metall aus. Es war das reinſte Gold; der Münzwardein im Haag und mehrere Goldarbeiter prüften es — es verhielt ſich nicht anders.

Helvetius machte dieſen Vorfall 1617 in einer eignen Schrift bekannt, welche den Titel hat: Vitulus aureus quem mundus adorat et orat. Noch vor der Herausgabe dieſes Buches indeß bekümmerten ſich Viele um dieſe Transmutation; intereſſant iſt namentlich der Antheil, welchen der berühmte Benedict Spinoza daran genommen hat. Dieſer, der ſonſt nicht zu den Leichtgläubigen gehörte, erkundigte ſich genau nach allen Umſtänden, und ſprach brieflich ſeine Ueberzeugung aus, daß auch für ihn dieſe Transmutation vollkommen überzeugend ſei.

Solche Erzählungen verfehlten nicht die Gläubigen in der Alchemie in ihren Anſichten und Beſtrebungen zu beſtärken und manchen Zweifler ihr zuzuwenden. Es liegt nicht im Plan dieſes Aufſatzes, alle Geſchichten hier zu erzählen, in welchen Ort, Zeit und Zeugen genannt ſind, wie die Inhaber des großen Geheimniſſes hin und wieder an öffentlichen Orten, wenn an der Möglichkeit der Transmutation gezweifelt wurde, für ſechs Kreuzer Blei holen und ein Kohlenbecken ſammt Tiegel herbeiſchaffen ließen, das Blei in Gold verwandelten, es den erſtaunten Zuſchauern zum Pfand ihrer Ehrlichkeit daließen und ſpurlos verſchwanden. Die Alchemiſten ſammelten ſie ſorgfältig, es waren ihnen Lichtpunkte in der Nacht ihres Strebens. Mit Vergnügen erzählten ſie den Vorfall, welcher dem Profeſſor der Philoſophie Martini (geſtorben 1621) zu Helmſtedt begegnete. Dieſer, ein eifriger Feind der Alchemie zog in allen ſeinen Vorleſungen, wo ſich Gelegenheit bot, gegen dieſelbe los, und ſuchte alle Gründe zu widerlegen, welche die Anhänger der hermetiſchen Kunſt für die Richtigkeit der Metallverwandlung anführten. Aber beſchämt mußte er ſchweigen, als einmal ein fremder Edelmann, der gerade hoſpitirte, ihn höflichſt unterbrach und aus Gründen der Erfahrung zu opponiren ſich erbot, eine Kohlenpfanne, einen Tiegel und Blei ſich ausbat, das Letztere ſogleich in Gold verwandelte und es dem erſtaunten Profeſſor mit den Worten hinreichte: Solve mihi hunc syllogismum!

Endlich führten die Alchemiſten als Jedermann zugänglichen Beweis die Münzen an, welche aus alchemiſtiſchem Gold und Silber geſchlagen worden waren, und den Stempel ihres Urſprungs trugen. Es ſind dieſe ſo zahlreich, daß beſondere Bücher

über ſie geſchrieben wurden; ich erwähne hier nur einiger. Da waren die Roſenobel, wozu Raymund Lull im 13. Jahrhundert das Gold gemacht hatte; da waren die däniſchen Ducaten von 1647, wozu ſich König Chriſtian IV. von ſeinem Leib-Alchemiſten Caspar Harbach das Material hatte verfertigen laſſen, und welche die Aufſchrift trugen : Vide mira Domi(ni), und viele andere.

Kaiſer Ferdinand III. erhielt 1648 zu Prag von einem gewiſſen Richthauſen einen Gran rothes Pulver, womit in des Kaiſers Gegenwart der Oberbergmeiſter Graf von Ruß dritthalb Pfund Queckſilber in feines Gold verwandelte, woraus man eine große Medaille prägte, welche den Sonnengott darſtellt, Merkurs Schlangenſtab haltend und deſſen Flügelſchuhe tragend (um die Entſtehung des Goldes aus dem Queckſilber anzudeuten), und die Umſchrift hat : Divina Metamorphosis exhibita Pragae XV. Jan. Anni MDCXLVIII. in Praesentia Sac. Caes. Majest. Ferdinandi tertii. Auf der Rückſeite: Raris haec ut hominibus est ars, ita raro in lucem prodit. Laudetur Deus in aeternum, qui partem suae infinitae potentiae nobis suis abjectissimis creaturis communicat. Sie ſoll noch 1797, wie J. F. Gmelin berichtet, ſich in der Schatzkammer zu Wien befunden haben. — Derſelbe Kaiſer machte 1650 noch eine Projection auf Blei; die aus dem erhaltenen Golde geprägte Medaille trägt die Inſchrift:

Aurea progenies plumbo prognata parente,

und wurde noch im vorigen Jahrhundert in der Münzſammlung auf dem kaiſerlichen Schloß Ambras in Tyrol gezeigt. — Von einigen ſolcher Münzen wurde entdeckt, daß das Metall nicht probehaltig war, ſo z. B. von den Dukaten, die Kaiſer Leopold I. 1675 aus angeblichem Gold ſchlagen ließ, was ihm ein Auguſtinermönch Wenzel Seyler aus Zinn darſtellte, und welche die Umſchrift tragen:

Aus Wenzel Seylers Pulvers Macht
Bin ich von Zinn zu Gold gemacht.

Andere aber bewährten ſich; darunter gehören z. B. aus neuerer Zeit noch darmſtädtiſche. Landgraf Ernſt Ludwig von Heſſen-Darmſtadt war ein Freund der Alchemie, und verwendete viel darauf, ohne zum Ziele zu kommen. Da erhielt er 1717 von unbekannter Hand ein Päckchen mit rother und weißer Tinctur, nebſt Anweiſung, ſie zu gebrauchen, und dem guten Rathe, eignes Forſchen einzuſtellen. Von dem Golde, welches er damit aus Blei darſtellte, wurden Ducaten geprägt, die keine Inſchrift in Bezug auf ihre Entſtehung tragen; aus dem Silber ſind aber die heſſiſchen Speciesthaler 1717 geſchlagen, auf welchen ſteht: Sic Deo placuit in tribulationibus. — So erzählen die Alchemiſten.

Im Jahre 1752 gab die Leipziger Juriſtenfacultät ein Gutachten ab, wobei es ſich um Silber, das in Gold verwandelt worden war, handelte. Die Gräfin Anna Sophie von Erbach hatte auf ihrem Schloſſe Franckenſtein einem als Wilddieb verfolgten Wilddieb Schutz gewährt; zum Dank verwandelte dieſer, welcher ein Adept war, der Gräfin ſämmtliches Silbergeſchirr in Gold. Ihr Gemal, Graf Friedrich Karl, nahm davon die Hälfte in Anſpruch, weil der Zuwachs des Werthes auf ſeinem Gebiete und in der Ehe erworben ſei. Die Leipziger Rechtsgelehrten gaben ihm Unrecht : weil das ſtreitige Objekt vor der Verwandlung als Eigenthum der Gräfin anerkannt worden ſei, müſſe es auch nach der Verwandlung ihr Eigenthum bleiben.

Um dieſe Zeit wurden Viele von einem Unbekannten mit kleinen Mengen des Steins der Weiſen ausgerüſtet, und der Zeitraum von 1700—1720 iſt vorzugsweiſe reich an Transmutationsgeſchichten, welche die Anhänger der Alchemie als vollkommen unverdächtige zur Stütze der Wahrheit ihrer Kunſt anführen. Bei mehreren dieſer Metallverwandlungen, wo die Inhaber des Steins der Weiſen ſich darüber ausſprachen, wie ſie dazu gekommen waren, paßt die Beſchreibung der Perſönlichkeit des unbekannten

Gebers sehr auf Laskaris. Er soll es auch gewesen sein, der dem Landgrafen Ernst Ludwig von Hessen die unzweideutigsten Beweise für die Möglichkeit der Metallverwandlung in die Hand gegeben haben soll. Laskaris soll es gewesen sein, der 1716 eine kleine Menge der silbermachenden Substanzen nach Wien sandte, um damit die Zweifler zu bekehren, und so eins der merkwürdigsten Ereignisse, welche für die Wahrheit der Alchemie sprechen, veranlaßt haben. Um die Wirkung dieser kleinen Menge Tinctur zu prüfen, vereinigten sich am 19. Juli 1716 der östreichische Vicekanzler Graf Josef von Würben und Freudenthal, Graf Ernst und Freiherr Wolf von Metternich, der königl. preußische Gesandte am Wiener Hof, Staatsrath Ernst, und der Brandenburg-Culmbachische Gesandte, Geheimerath Wolf. Die Versuche wurden angestellt in dem Hause des Commandanten von Wien, des Generalfeldzeugmeisters Grafen von Rappach, und das Protocoll wurde aufgenommen von dem fürstlich schwarzburgischen Hofrath Pantzer. Diese Herren beschreiben die Tinctur dem Aussehen nach wie Salz; es war ein Körnchen so groß als man es im Auge leiden kann und wog ein Loth Probirgewicht. Sie vermieden den Gebrauch aller Tiegel, machten eine gewöhnliche Kupfermünze, dergleichen im Wiener Armenhaus ausgetheilt wurden, glühend, warfen das Stückchen Tinctur, an Wachs geklebt darauf, und löschten sodann das Metall in Wasser ab. Bei dem Herausnehmen fand man die Kupfermünze in eine gleiche von weißem Metall verwandelt, das sich bei dem Cupelliren als vierzehnlöthiges Silber erwies. Das Stückchen Tinctur hatte dem Anschein nach unverändert auf der Kupfermünze gelegen, als diese abgelöscht wurde; das Wasser, worin es aufgenommen worden war, zeigte sich gleichfalls noch metallveredelnd, denn Kupfermünzen geglüht und darin abgelöscht zeigten sich ebenfalls in Silber verwandelt. Ein Gewichtstheil der Tinctur brachte hier ungefähr 10,000 Gewichtstheile Silber hervor; es wog zugleich das in Silber verwandelte Kupfer um den achten Theil mehr, als sein Gewicht vor der Verwandlung betragen hatte. Der ganze Vorgang wurde genau protocollirt, und von den Anwesenden in memoriam et fidem rei sic gestae factaeque verae transmutationis, wie das Protocoll sagt, dieses unterschrieben und besiegelt; nach einer gerichtlich beglaubigten Abschrift ist es später gedruckt worden.

Daß Laskaris der Ueberschicker der Substanz gewesen sei, deren metallverwandelnde Kraft hier erprobt wurde, ist nur eine Annahme, welche deshalb für wahrscheinlich gehalten wurde, weil er seiner Zeit der einzige Alchemist war, dessen Meisterschaft von Niemand in Zweifel gezogen wurde, und weil Niemand wohl einen solchen Gegenstand an Unbekannte wegschenkte, wenn er ihn nicht selbst verfertigen konnte. Bloße Vermuthung ist es auch, daß Laskaris der Unbekannte gewesen sei, welcher der Gräfin Erbach Silbergeräth in Gold verwandelte. Nach 1720 hat man von ihm weiter nichts mehr gehört.

Die Parforce-Jagden unter Ludwig VIII.

Von C. Fr. Günther.

Die Parforce-Jagden, unter König Ludwig XIV. aus Frankreich nach Deutschland herübergebracht, waren die tollsten: sie beschränkten sich nur auf den Hirsch. Obgleich als Jagdvergnügen erhebend, waren sie doch für Menschen, Pferde und Hunde gefährlich und für die Feldereseenzien nachtheilig. Die eigentliche Kunst der Jagd bestand darin, einen Hirsch in einen mit Rothwild reich bevölkerten Forst zu führen, darin anzujagen, nur ihn von allem Wild zu verfolgen, ihn vor jedem andern Hirsch im Verlaufe der Jagd genau zu unterscheiden, und wenn er einmal verloren ist, wieder mit Sicherheit aufzufinden.

Die Parforce-Jagd erforderte einen großen Aufwand von Pferden (Rennern) und Hunden, und erheischte die ausgezeichnetsten Jäger. Nur in ebenen Gegenden

konnte ſie ſtattfinden. Wenn der Hirſch beſtätigt war, d. h. die Stelle gefunden, wo er ſich verſteckt hält, dann zogen die Jäger, Piqueurs, mit ihren Wald- und Hifthörnern, die Beſuchjäger, mit den Hunde-Meuten bis an's Dickicht, wo der Hirſch beſtätigt worden. Die alten Laneir-Hunde, welche ihn aufmuthen ſollen, wurden gelöſt, die Piqueurs drängten ſich rund um das Dickicht und munterten die Hunde mit Jagdgeſchrei und Hornſtößen auf. Die Jäger hatten ſich nun aufgeſtellt, um den Hirſch zu beobachten. Die Piqueurs durchſuchen mit Lancirhunden das Dickicht. Auf einmal tönen die Waldhörner vom Fanfare eines guten jagdbaren Hirſches: denn der Hirſch iſt lancirt, die alten Hunde mutheten ihn auf und treiben ihn aus dem Dickicht, er flieht, die Meutehunde werden auf die Fährte gelöſt, das Rennen beginnt.

Die Jäger auf den beſten Rennern verlieren keinen Augenblick die Spur: ſie folgen allen Winkeln, krummen, geraden, gebrochenen Linien, allen Abſprüngen, welche die Jagd durchlaufen. Ein prachtvolles Hallali iſt zu erwarten: ſchon verkünden es die Hörner: Der Hirſch iſt geſtellt. Und ſetzt er ſich auch gegen die ihn umgebende Meute zur Wehr, und ſetzt er auch liſtig über ſie weg, ſie ſtellt ihn wieder und drängt ſich rings um ihn her. So auch im zweiten Kreiſe die Piqueurs, auf allen Hörnern blaſend. Dann kommt der fürſtliche Jäger mit Gefolge, das Ganze umſchließt ein weiter Kreis von Zuſchauern.

Hier iſt Hallali.

Der fürſtliche Jäger ſteigt vom Pferde und erlegt den Hirſch durch einen Schuß. Weit klingende Fanfaren feiern den Erfolg der Jagd, und der erſte Piqueur löſt den rechten Vorderlauf des Hirſches ab, bekränzt ihn mit einem Bruche und behändigt ihn dem Oberjägermeiſter, der ihn dem fürſtlichen Jäger überreicht. Unterdeſſen werden auch das Kurz-Wildpret und der Lecker des Hirſches ausgeſchärft.

Die Curée darf nicht fehlen.

Die Hundeknechte zerwirken den Hirſch; nachdem ſie die Filets und andere, zum großen und kleinen Jägerrecht gehörigen Theile ausgeſchärft haben, bedecken ſie den Reſt des Wildprets mit der Haut. Kaum ſind die unruhigen Hunde im Zaum zu halten. Jetzt ertönen die Hörner zur Curée; die Hunde werden losgelaſſen und nach wenigen Augenblicken iſt von dem ganzen Hirſch nichts mehr übrig, als das blanke Knochengerippe.

Zuletzt Hörnerzeichen zur Heimkehr.

Das Flachland bei Darmſtadt, Griesheim, Eſchollbrücken, Pfungſtadt ꝛc. mit ſeinen Kiefer- ꝛc. Waldungen, war das Terrain für die Parforce-Jagden, deren Reſultate ſorgfältig aufgezeichnet wurden.

Unter Landgraf Ernſt Ludwig (1678—1739) ſtieg die Jagdluſt wieder auf einen hohen Grad. Zeugniß davon geben die Jagdſchlöſſer: Wolfsgarten bei Langen, Zwiefalten im Vogelsberg; die Jagdlager: Kröge (Neu Jägersdorf) bei Battenberg, das Jägerthal bei Zell, die Kleudelburg bei Battenberg; das Jagdhaus Katzenbach bei Biedenkopf ꝛc.

Im Jahre 1708 wurde die Parforce-Jagd in Darmſtadt eingeführt, in Beſſungen die deßfalls nöthigen Einrichtungen gemacht (der Parforce-Hof) und der in der neuen Vorſtadt zu Darmſtadt ſich befindliche ſogenannte neue Fürſtenhof (Jägerhof) den Parforce-Jägern, Hunden und Pferden eingeräumt.

Am 1. Juli 1708 befahl Landgraf Ernſt Ludwig, daß die Parforce-Jagd etablirt werden ſollte. Der Oberjägermeiſter von Schack wurde mit der Ausführung beauftragt und ihm zum Ankauf von Pferden ein Credit in Quartals-Raten für 1 Jahr mit 5136 Rthlr. eröffnet. Die Livree koſtete 579 Rthlr. Drei Piqueurs wurden angenommen, erſt mit 13, dann in Allem mit 18 Pferden. Die erſte Einrichtung mag etwas über 10,000 Gulden gekoſtet haben.

Binnen 50 Jahren ſtieg der Jagdaufwand bedeutend. Im Jahre 1760, alſo zu Zeiten Landgrafs Ludwigs VIII. hatte die Parforce-Jagd-Kaſſe eine Einnahme von 13,427 Gulden und eine Ausgabe von 12,461 Gulden.

Die Kaſſe hatte damals unter andern zu ſalariren :

Den Commandanten der Jagd, Jägermeiſter von Nimptſch, mit	300	fl.
„ Jagdjunker, Lieutenant von Riedeſel, mit	100	„
„ Piqueur Rautenbuſch mit	60	„
„ Oberjäger Briel mit	50	„
„ Piqueur, Oberjäger Armbruſt mit	50	„
„ Piqueur Remy mit	350	„
„ Valet de Chiens Ludwig mit	25	„
„ „ „ „ Brenner mit	105	„
„ „ „ „ Waidig mit	27	„
„ „ „ „ Gerſt mit	105	„

Die Reitknechte, Römer, Maurer, Fiſcher und Nagel, jeden mit 100 Gulden. Die Handwerker ungerechnet.

18 Pferde wurden unterhalten; der Heubedarf erforderte 923 Gulden; das Stroh 126 Gulden; die Remontirung der Pferde 1000 Gulden; die Fütterung der Hunde nur an Brod und Sülzen 1705 Gulden.

Die Montirung des Perſonals 1053 Gulden.

In der nachfolgenden Jagd-Chronik ſind aus den Jahren 1710, 1712, 1713, 1714 ſpecielle Mittheilungen eines eifrigen Parforce-Jägers vorgelegt, deren Aufbewahrung um ſo intereſſanter ſein mag, als ſolche Vergnügungsarten wohl nie wiederkehren werden und deren dereinſtige Erzählung für Fabel gelten wird.

Ernſt Ludwigs Nachfolger, Landgraf Ludwig VIII. (1739—1768) war gleich ſeinem großen Ahnen Landgraf Philipp ein Jäger mit Leib und Seele und Kranichſtein ſein Lieblingsaufenthalt. In der Hirſchbrunſtzeit zog er, ebenſo, wie ſein Vater gethan, nach Oberheſſen, namentlich in's Jägerthal bei Romrod, zur Kleudelburg und nach Neujägersdorf bei Battenberg, aber auch in den Oberwald, im Vogelsberg, den er vom Jagdſchloſſe Zwiefalten aus beſuchte.

Landgraf Ludwig pürſchte ſtets mit einer Windbüchſe entweder von ſeinem Wagen aus oder aus feſten Schirmen, welche er an allen Brunſtplätzen hatte errichten laſſen. Ihre Stellen finden ſich noch häufig vor. Sein Jagdgefolge war groß; bei ſeinem Aufenthalt im Jägerthal 1753 hatte er beinahe 100 Perſonen bei ſich. Er bezahlte ſeine Jäger ſehr freigebig und wußte ihren Eifer ſtets rege zu halten. Für jeden von ihm geſchoſſenen Hirſch erhielt der Jäger, welcher den Stand und Wechſel des Hirſches ausgemacht hatte, einen Hirſch-Ducaten, welcher auf der einen Seite das Bild eines Hirſches, auf der andern die Aufſchrift : „Durch den Ducaten ward ich verrathen" zeigte. Auch ließ er für ſeine Jäger Ducaten ſchlagen, welche einen Hirſch mit der Umſchrift : „Hörnerträger viele Schwäger" zeigten. Auf erlegte große Sauen wurden ſogenannte Sau-Ducaten geprägt.

Ueberall, wo er ſtarke Hirſche gefällt hatte, wurden Pfähle mit paſſender Inſchrift errichtet, die ſich noch hie und da vorfinden.

Alles, was die Jagd und die Jägerei betraf, war ſtets in größter Ordnung; die Jagdreviere waren chartirt. Von dem „fürſtlichen Jagen" in Gromberg, Forſtes Rüdingshauſen, im Oberwald, liegt die Karte vom Jahre 1758 noch vor : geometriſch genau enthält dieſer intereſſante Grundriß auch alle durch die fürſtliche Jagd merkwürdige Stellen. Er iſt im Juni 1758 von dem Peraequator J. H. Eiffert aufgenommen und in verjüngtem Maßſtab durch den Ingenieur J. J. Hill chartirt worden.

Noch beſtehen alle die Benennungen und Wege ꝛc., welche die Karte enthält; noch beſtehen nach 100 Jahren, wirklich bewundernswerth, die lichten Stellen, Wieſen, Placken, Bronnen ꝛc., ebenwohl wie ſie die Karte bezeichnet; aber ſchon hat die Forſtverwaltung begonnen, die lichten Stellen zum Theil mit Fichten zu bepflanzen. In 10—20 Jahren iſt das Bild, wie es die Karte gibt, nicht mehr zu erkennen; die durch die fürſtlichen Jagden merkwürdigen Stellen ſind dann nicht mehr aufzufinden;

denn die besonderen Schirme, Sitze, Paraquen, Salzlacken sind schon jetzt nur noch durch die Stellen kennbar. Die Karte gab mir Gelegenheit, über jene interessanten Situationen Folgendes anführen zu können.

Aus dem Orte Rüdingshain in östlicher Richtung, dem Miedebergs-Weg entlang, kommt man zuerst über die s. g. Wüstung an die Salzlacke in der Eckwiese rechts vom Weg: die Stelle „am Salmgen", wo der „Landgrafen-Sitz" und der „Landgrafen-Schirm" bezeichnet ist, feucht, frisch, recht heimlich, zeigt die gute Wahl zum Anstand; den Pürschweg, von der Eckwiese entlang an den „Brunnen," der „Salzlack" (die Gegend noch recht kenntlich) und „Schirm" vorbei, gelangt man zum wohlbekannten „Forellenteich" an der „Wüsten-Haide," höher als die Quellen der Nidda gelegen, 2859 hessische Fuß über der Meeresfläche, welche der „Landgrafenborn" aus Nordosten speist. Dieser Born, ungefähr $1^1/_2$ Stunde von Ulrichstein und $^1/_2$ Stunde von der alten, von Frankfurt nach Lauterbach führenden Straße entfernt, liegt an der Spitze einer nach Breungeshain gehörenden Waldwiese, welche ohngefähr 2 Morgen groß ist und die „Landgrafenwiese" genannt wird. Das Brünnchen quillt stark, wirft vielen Sand aus und, wie die Vogelsberger sagen, „sprudelt, wenn man mit einem Stock in seinen Grund sticht." Es befand sich noch vor wenigen Jahren in einer Fassung von alten, durch die Zeit und Witterung angegriffenen Sandsteinen; aber schon im Jahr 1851 waren durch eine ungeschickte Hand diese Sandsteine entfernt. Vorher war auch ein Deckel zur Fassung vorhanden; die Oeffnung zur Röhre an der vorderen Platte ist noch sichtbar. Um den Brunnen herum muß ehemals eine wallartige Erhöhung (gewiß im inneren Raum mit Sitzen) bestanden haben, von welcher man noch die Spuren wahrnehmen kann. Eine dem Brunnen gegenüberstehende, 70—80jährige Buche gibt dem Platze Schatten und verschönert sein Ansehen. Der Landgrafenborn speist, wie angeführt, den besetzten, ohngefähr 8 Morgen großen Forellen-Teich, dann den unter demselben liegenden, ebenfalls besetzten Teich, genannt Alter-See. Beide Teiche liegen offen, in keinem Gebüsch oder Wald, auf dem Plateau des Oberwaldes, welcher bekanntlich keine Eichen erzeugt, wohl aber Buchen und herrliche Ahorn. Auf dieser bedeutenden Höhe finden sich außer den beiden Teichen mehrere Brunnen, nördlich der Lindenborn, der Streitbrunnen (Wasserscheide), der Blumenborn; östlich jener Landgrafenborn; südlich der Kalteborn, zunächst dem Forellen-Teich; in der Mitte des Waldbezirks sind zwei Brunnen ohne Namen.

Ganz in der Nähe des Forellen-Teiches lagen südlich in des Waldes Spitze die im Munde des Volks noch lebenden Baracken (Jagdaufenthalt.) Von einer der hintersten, im Walde befindlich gewesenen sind zunächst und unmittelbar am Weg die Umrisse der Grundmauern noch ganz deutlich zu erkennen; wenn man mit einem Stock in die Erhöhung (Erdaufwurf) stößt, fühlt man die Mauer und ebenso das Pflaster innerhalb der Umfangsmauer. Es soll dieses der Stallbau gewesen sein. Auch von einem der vorderen Häuschen läßt sich die Umfangsmauer auf ähnliche Art erkennen. Auf der erwähnten Karte sind sechs Häuschen angegeben.

Die alten Leute in dortiger Gegend erzählen, daß Landgraf Ludwig VIII. auf seinen Jagdzügen im Oberwalde eine Jagdchaise mit einem nach allen Seiten hin wandelbaren Stuhle gehabt habe; und daß er nach dem tragischen Ende eines Mannes, welchen ein gehetzter Hirsch gespießt hätte, nie mehr nach dem Oberwalde gekommen sei.

Alles erinnert dort im Walde an den Landgrafen: die Landgrafen-Wiese; der Landgrafen-Born; die Landgrafen-Brücke; der Landgrafen-Schirm; der Landgrafen-Sitz; der Prinzen-Schirm ꝛc.

Die Jagdschlösser und Jagdaufenthalte waren in der Obergrafschaft: Kranichstein, Jägersburg, Wolfsgarten, Mönchsbruch, Griesheimerhaus, Wiesenthal, Mitteldick, Steinbrückerteich, Bickenbacher Haus, Dianaburg, auch das Haus in Eberstadt. In Oberhessen: Romrod, das Jägerthal, Zwiefalten, das Haus im Giergrund, die Kleudelburg, Katzenbach, die Kröge (Neu Jägersdorf) Auch Merlau, Stornfels und die Neuburg in Battenberg wurden als Jagdhäuser benutzt.

Das Griesheimerhaus, die frühere Dianaburg und Jägersburg sind ganz verschwunden; Mönchsbruch und Bickenbacher Haus existiren nur noch zum Theil. In Oberhessen sind nur noch Romrod, die Neuburg (jetzt Wohnung des Forstmeisters und Landrichters) und Zwiefalten (jetzt in Privathänden und in üblem Zustande) vorhanden. Zu den interessantesten Jagdorten Oberhessens gehörten das Jägerthal zwischen Romrod und Zell, und Neujägersdorf (die Kröge) bei Battenberg.

Aus dem Jagdbuche von Rautenbusch.

Noch viele der Jagdhäuser Ludwigs VIII. sind mit den Geweihen stolzer Hirsche geschmückt, die er mit seiner nie fehlenden Windbüchse erlegt hat. Er pflegte bei der hohen Jagd den Gebrauch der Windbüchse dem des Feuerrohrs vorzuziehen, welches, um in den Wildbahnen und Thiergärten das übrige Wildpret nicht zu schrecken, allerdings seinen erprobten Nutzen hatte.

Eine sehr schätzbare Reliquie aus der damaligen Zeit, jener glänzenden Jagd-Epoche ist:

Spezifikation aller raren Schüsse, welche S. H. D. Ludwig VIII. Landgraf zu Hessen und Darmstadt von Anno 1742 an bis 1758 im Forst Allerheiligen gethan hat, zusammengetragen von Rautenbusch, Oberförstern zu Wolfsgarten. (In Folio.)

In diesem, in seiner Art einzigen Jagdregister findet sich nicht nur alles vom erfagten Fürsten auf irgend eine merkwürdige Weise erlegte Hochwild, bunt kolorirt, und mit sehr sichtlicher Bezeichnung des Schusses in effigie dargestellt, sondern auch eine kurze Geschichte jeder Jagd in oft burlesken Reimen hinzugefügt. Malerei sowohl als Poesie sind freilich nichts weniger als kunstgerecht, doch ist in beiden wahres Genie des biederen, hirschgerechten Pürschmeisters nicht zu verkennen und da eben diese rauhe Originalität für Naturfreunde, die Sinn dafür haben, ihre gewisse ganz eigne Reize hat, so durchwandelt man mit Vergnügen diese kleine Gallerie und theilt im Geist die Freude, welche jeder der hier noch anschaulichen Meisterschüsse dem erhabenen Liebling Dianens gewährt haben mag.

Am 10. November 1747 schoß Ludwig VIII. ein Hauptschwein am sogenannten Frieaffey. Ein vorbeiwandernder Kapuziner, dem es begegnet war, hatte in der Angst sich auf eine Eiche geflüchtet und der gute Fürst, den dieser drollige Anblick sehr belustigte, schenkte dem zitternden Pater diesen seinen Zufluchtsort. Jenes Hauptschwein nebst dem seltenen Vogel auf dem Baume hat der wackere Oberförster, so gut er's vermochte, abkonterfeyt und seine poetische Inscription lautet so:

Allhier im Frieaffey am Teich und langen Schneis
Schoß Ludwig auserlesen
Ein Hauptschwein schwärzlich-weiß;
Auch ist dabei gewesen
Ein Pfaff, der sich nicht lang bedacht
Und auf einen Eichbaum gemacht;
Da thät der Fürst zum Angedenken
Dem Pfaffen diese Wohnung schenken.

Im Allerheiligen Forste standen damals eine Eiche und eine Buche mit ineinandergeschlungenen Aesten und an drei Stellen zusammengewachsen. Diese schönen und merkwürdigen Bäume nannte man sehr passend: „die Eheleut." — Einen stattlichen, sein Gehörne, daran fegenden Zwölfer erlegte Ludwig am 12. Juli 1760 und nun höre man wie empfindsam der rauhe Naturdichter diese auch bildlich dargestellte Jagdbegebenheit beschreibt:

Hegen euch die Bäume Flammen?
Ja, sie fügen sich zusammen
Und bezeigen ihre Glut —
Seht, was hölzerne Liebe thut!
Auch ein Hirsch sucht diesen Ort,
Schlägt und fegt das Gehörn alldort.
Da ihn dann der theure Fürst
In beliebter Stellung pürscht.

Und als sein durchlauchtigster Gebieter am 9. M. 1754 in der Nähe eben dieser Bäume auch einen furchtbaren Keuler niedergestreckt hatte, ist die höchst naive und laconische Inschrift seines Gemäldes:

Ihr Eheleut müsset Zeugen sein:
Hier schoß der Fürst ein starkes Schwein.

Auch die Weite des Schusses hat der aufmerksame Nimrod jedesmal zu bemerken nicht unterlassen, wenn die leidigen Fesseln des Reims dieses nur irgend gestatten wollten und sehr mannichfaltig, ja oft künstlich sind seine Wendungen. z. B.:

Die Windbüchs konnte nicht versagen
Auf 130 Schritt zu tragen.

Ludwig VIII. unsrer Zeit
Im Pürschen trefflich unverdrossen,
Hat diesen edlen Hirsch geschossen
250 Schritte weit.

oder: Auf 160 Gänge
In die Ferne oder Länge
Schoß der Fürst zu Pferd allhier
Diesen Bock. Welch ein Plaisir!

297 Gänge
War dieses seltnen Schusses Länge.

Daß der ächt hirschgerechte und freigebige Fürst diese so unverdrossenen Bemühungen seines treuen Begleiters, das Andenken seiner merkwürdigen Jagdzeiten in Bildern und Reimen der Nachwelt aufzubewahren mit manchem jener berühmten Hirschducaten, die zu Prämien der Art ausschließlich geprägt waren, gebührend zu belohnen nicht ermangelt habe, ist wohl nicht zu bezweifeln, da jenes Zeitalter für die dortige Jägerei das, wahrscheinlich nie wiederkehrende — goldne gewesen ist.

Auf der einen Seite dieser Hirschducaten prangen vier gekrönte L die ein Kreuz bilden mit der Unterschrift: „Durch die Ducaten, auf der andern steht ein Hirsch von vierzehn Enden mit der Fortsetzung, war ich verrathen.“ Jeder brave Förster erhielt einen oder mehrere zur Belohnung.

Schatzgräber am Franckenstein 1763.

Von H. E. Scriba *).

„Im Jahre 1763, in der Woche vor dem Pfingstfest kam ein Complott Schatzgräber hierher und gaben vor, daß sie auf Erlaubniß Ihro hochf. Durchl. Ludwig VIII. auf dem sogenannten Altburgen Kopf über der Kirche gelegen einen Schatz heben sollten. Der Anführer oder Bevollmächtigte, Commissarius, wofür er sich ausgab, war der Oberförster Paul Meister von Franckenstein. Diese Schatzgräber mit ihren Anführern machten dann nun ein Langes und Breites, was da in dem Berge liegen sollte. Sie gaben vor, es seien Gewölbe darin verborgen, sodann in dem einen ganz erstaunende Summen Gold und Silber, und in dem andern, das im kleinen Berge sein sollte, ein guter Vorrath Wein, der wegen Alter in seiner

*) Geschichte des Schlosses Franckenstein.

Haut liege, befindlich wäre. Solches Alles wollten sie aus Crystallen, Spiegeln, Zauberbouteillen und desgleichen sie genug hatten, sehen. Das Volk im Ort wurde durch diese Leute dergestalt verblendet, daß ich genöthigt wurde, gegen solchen Unfug und Teufeleien zu eifern. Gleichwohl konnte ich nicht verhindern, daß sich etliche aus meiner Gemeinde dazu gesellet haben, als nämlich Joh. Henrich Drott, Christoph Heß, Georg Heß und Johannes Bender. Ich suchte alles bei diesen Leuten zu thun, sie von ihrer abscheulichen Thorheit abzubringen, sonderlich da viele Gottlosigkeiten und Teufelsbannereien dabei getrieben wurden; allein sie wurden allezeit von ihren Anführern wieder verhalsstarrigt und der Name Serenissimi schändlich mißbraucht, und unter der schmeichelhaften Hoffnung, daß sie die Hälfte des Goldes bekommen sollten, immer wieder herbeigelockt, da ohnehin diese vier Kerls die allerärgsten und unchristlichsten aus meiner ganzen Gemeinde waren. Ich hatte daher viel Ungemach in diesen Tagen auszuüben, indem die Hauptpersonen die Hofpartei auf ihre Seite zogen, von daher mir unter dem Namen Serenissimi, meines lieben Herrn, viel unangenehme Dinge mußte sagen und sogar mit Absetzung mußte drohen lassen. Aber der Allerhöchste rüstete mich mit Muth und Stärke aus, daß ich mir deshalb nicht ließ den Mund verstopfen und sein Wort verläugnen. Was aber vor Thorheiten und Alberkeiten dabei vorgegangen sind, solches erforderte viel Zeit und Papier, wenn ich's beschreiben sollte; genug, wenn ich kurz sage, daß sie solche Sachen gelehrt, die alle Grundsätze der wahren christlichen Religion umstoßen. Beide Berge haben sie kreuzweis und in die Länge durchgraben, die allerfürchterlichsten Höhlen und Keller hineingehackt, so daß die meisten Höhlen 50—60 Schuh tief sollen gewesen sein, und bei dem allen nicht das Geringste gefunden und entdeckt, wo etwa ihrem Vorgeben nach Geld oder Wein könnte begraben liegen. Inzwischen waren die Augen dieser Leute von dem Teufel dermaßen verblendet, daß sie nicht eher nachließen, als bis einer von ihnen, Johann Henrich Drott, durch Einstürzung eines starken Erdklumpens todtgeschlagen wurde." Die Arbeiten ruheten nun zwar einige Jahre, wurden aber im Jahre 1770 wieder aufgenommen, wie es aus folgendem zweiten Berichte erhellt: „Anno 1770, auf Michelstag, wurde abermals an dem obigen Berg um's Schatzgraben angesetzt und damit unaufhörlich bis Pfingsten 1771 continuirt. Der Anführer davon war ein Leinweber von Hofen aus der Bergstraße, Namens Götz. Derselbe gab vor, daß er die Erlaubniß von Sereniss. Ludwig IX. dazu hätte, und auf seine eignen Kosten graben ließe. Diese Zeit über haben täglich 20 — 30 Mann, worunter Bergleute, gearbeitet, und mußten allezeit 3 — 6 Mann Landbataillon-Soldaten die Wache dabei halten. Aller Mühe und Unkosten ungeachtet, haben sie nichts, als ein Stück Mauer gegen die alte Brunnenstube und eine gegen die Kirche hin entdeckt. Spiegelseher, Besprecher der Geister ꝛc. waren genug dabei, und wurden immer mehr so viel thörigte Geschwätze dabei getrieben, als das erstemal." Einen dritten und letzten Versuch machte hierauf im Jahre 1787 der Schatzgräber Kaspar Günther. Auch dieser spiegelte den Leuten wiederum Vieles von der alten Burg und ihren Schätzen vor, bis er endlich eine Gesellschaft von Niederbeerbach und Eberstadt zusammenbrachte, die unter dem Vorwand, Erz zu suchen, durch einen alten Bergmann über der alten Brunnenstube einschlagen und einen Stollen graben ließ. Da man aber, nachdem derselbe über 50′ betragen, und auch nach der Einschlagung eines zweiten Schachts von etwa 20′ nichts weiter, als ein wenig Eisenstein fand, so wurde im Jahre 1788 alles weitere Graben von Obrigkeits wegen verboten. Nach dem Sterbprotokoll beschäftigte sich nun jener Bergmann, Nicolaus Werner, mit dem Sprengen der Steine auf den Feldern und Wegen in den umliegenden Orten, bis er, am 15. November 1788 mit einer solchen Arbeit zu Niederramstadt beschäftigt, durch das Losgehen eines Steines getroffen, sein Hirnschädel so zerschmettert wurde, daß er in Folge hiervon am 20. darauf im Delirio zu Niederbeerbach starb, welches dann das tragische Ende dieses längere Zeit die Köpfe vieler Einwohner der dasigen Gegend in eine wahrhafte Fieberhitze versetzt habenden Spectakels war.

Ludwig VIII. und die Zigeuner.

Von W. O. v. Horn *).

Die Zigeuner sind so braungelbe Gesichter mit schwarzen, brennenden Augen. Sie ziehen seit vielen Jahrhunderten in der Welt herum, haben keine Heimath, reden ein Kauderwelsch unter sich, das kein Christenmensch versteht, betteln, mausen (in's Deutsche übersetzt, heißt's: stehlen) und erheben die Narrensteuer. Was? Narrensteuer? Was ist denn das? fragt ihr. Will's Euch sagen! Jeder gute Christ weiß, daß der liebe Gott aus guten, heiligen Absichten uns Menschen die Geschicke der Zukunft verborgen hat. Nun gibt's aber der Narren unendlich Viele, die eben gerne das wüßten, was ihnen Gott zu wissen unmöglich gemacht hat. Darauf spekuliren (die Kartenschlägerinnen thun's auch) die Zigeuner. Weil sie ein fremdes abenteuerliches Volk sind, und gar unheimlich aussehen, meinen jene Narren, sie wüßten mehr als andre ehrliche Menschenkinder.

Ludwig VIII., Landgraf von Hessen, der gewöhnlich im Sommer auf dem nahe bei Darmstadt gelegenen Schlosse Kranichstein wohnte, war ein vortrefflicher Fürst, ein milder und doch gerechter Herr, und die braven Hessen hatten ihn lieb, wie er's verdiente. Er hielt im Lande auf Zucht, Sitte, Recht und Ordnung, und mochte die herumziehenden Zigeuner, die damals noch viel häufiger als jetzt, bordenweise in Deutschland herum lungerten (denn Arbeiten ist ihnen ein Gräuel), nicht leiden. Sie trieben's damals auch toll genug; mauseten in den Häusern, brachen Nachts ein, und fielen die Reisenden auf der offenen Landstraße an. Er hätte die Landplage gern von seinen Unterthanen ferne gehalten. Dazu war kein besseres Mittel, als sie, wenn sie etwas Unrechtes trieben, tüchtig zu strafen. Das wurde allen Amtleuten anbefohlen. Wie frech aber das Gesindel durch zu große Schonung und Nachsicht geworden war, mögt Ihr daraus erkennen, daß sie trotz dieser Maßregeln in Hessen herumzogen und mitgehen hießen, was sich nicht wehrte und — auch die Narrensteuer erhoben.

Auf den strengen Landgrafen hatten sie aber daher einen Pick, und dieser Pick wurde noch größer, als sich Folgendes ereignet hatte: In dem prächtigen Walde, der sich bei dem Schlosse Kranichstein befindet, hatten sich seit einigen Tagen die Zigeuner in ziemlich großer Anzahl niedergelassen und hatten ihr Wesen darin. Einer von ihnen, und zwar der sogenannte Herr Hauptmann der Horde, ließ per Gelegenheit auf einem Jahrmarkte in der Nähe, seine Finger in der Tasche eines ehrlichen Mannes, nach dem Geldbeutel suchend, spazieren gehen. Dem ehrlichen Manne ging es nicht wie Jenem, der auch so etwas fühlte und meinte, es seien seine eignen Finger, sondern fuhr darnach herum und erwischte die Hand des Herrn Zigeunerhauptmanns, die eben den Geldbeutel des ehrlichen Mannes in Sicherheit bringen wollte, damit er nicht von einem Spitzbuben gestohlen würde. Auf dem Jahrmarkte fehlte es nicht an Hilfe. So wurde denn der saubere Vogel in Nr. Sicher gebracht.

Als der Landgraf das hörte, erwachte sein gerechter Unwille noch mehr, den schon die Frechheit der Zigeuner erregt hatte, so nahe seinem Schlosse sich aufzuhalten. Nach strengem Recht wurde dem Strauchdieb der Proceß gemacht und das Urtheil lautete: er solle gehängt werden.

Da hätte man denken sollen, die Zigeuner hätten den Weg unter die Füße genommen und sich aus den Reisern gemacht; aber erst meinten sie: das sei nur so ein Schreckenberger; dann als der Herr Hauptmann am Galgen hing und die Raben kamen, ihn zu besuchen, da verbargen sie sich im dichtesten Forste und beschlossen, sich zu rächen und den Landgrafen — todt zu schießen. Sie wußten nämlich recht gut, daß der Landgraf oftmals gegen Abend nach Darmstadt fuhr und daß er dann immer

*) Spinnstube von W. O. v. Horn (Oertel) 1848.

in der erſten Kutſche ſaß und die Herren ſeines Gefolges in der zweiten. Nun wollten ſie aufpaſſen und ihren hölliſchen Plan am nächſten Abend ausführen.

Auch in einer gelbbraunen Zigeunerhaut ſteckt wohl mal ein guter Menſch. Man darf halt nicht Alles über Einen Leiſten ſchlagen wollen, ſonſt würde man das nicht zugeben dürfen. Und doch war es ſo. Unter der Horde war ein junger, bildhübſcher Burſche trotz ſeiner Hautfarbe, dem dünkte es denn doch ein Unrecht, den guten Fürſten meuchlings zu ermorden. Gott bediente ſich dieſer guten Seele, das Entſetzliche zu hindern, was die ruchloſen Böſewichte, die wohl nicht zum erſten Male nach einem Leben ſtanden, ſich vorgenommen hatten.

Morgens in der Frühe ſchon eilt der junge Zigeuner auf das Schloß und will den Landgrafen ſprechen. Das wurde ihm nun freilich nicht gleich geſtattet; als es aber der Landgraf hörte, ließ er ihn ſogleich hereinführen.

„Herr Landgraf," begann der Zigeuner, „Du (ſie duzen Jedermann, ſelbſt einen Landesherrn) gebſt einem großen Unglück entgegen. Wenn Du mir erlaubſt, in Deinem Lande zu bleiben, um mich ehrlich zu ernähren, ſo kann und will ich Dich vom Tode erretten, der Dir heute noch unvermeidlich droht."

Beſtürzt ſahen ſich die dabeiſtehenden Hofleute an; allein der Landgraf, der die Vögel kannte, und auf die ſpitzbübiſchen Wahrſagereien dieſes Geſindels nichts hielt, den hübſchen Burſchen aber mit Vergnügen betrachtete, ſagte: „Ich weiß, daß ich, wenn es der Herr ſo will, heute noch ſterben kann, aber nicht, weil Du es ſagſt. Doch will ich deine Bitte, wenn ſie ehrlich iſt, nicht abſchlagen; aber du mußt ein Chriſt werden und als ein Chriſt leben. Laß aber Deine dummen Wahrſagereien bleiben, ſonſt geht's quer!"—

Der Zigeuner blickte dem Landgrafen ruhig in das Auge und ſagte: „Herr Landgraf, verachte meine Worte nicht, weil ich ein Zigeuner bin. Wahrſagen will ich Dir nicht, ſondern Dir die Wahrheit ſagen. Du haſt geſtern den Hauptmann der Horde hängen laſſen. Groß Unrecht war's nicht; aber die ganze Horde, die ſich in dem dichten Walde neben der Landſtraße verborgen hält, hat Dir den Tod geſchworen. Wenn Du heute Abend nach der Stadt fährſt, wirſt Du todt geſchoſſen, ſo wahr als ich jetzt vor Dir ſtehe."

Der Ernſt des Zigeuners machte doch nun auch den Landgrafen betroffen. Unmöglich war's bei der Geſinnung dieſes Volkes nicht, daß ſie's thaten.

„Wenn Du die Wahrheit geſprochen haſt, und es ſich beſtätigt, daß ſie mir nach dem Leben ſtanden, ſo will ich Dir Deine Redlichkeit reichlich belohnen, doch mußt Du bis morgen hier im Schloſſe bleiben. Es ſoll Dir an nichts fehlen," ſprach der Landgraf.

Der Zigeuner wurde hierauf in ein ſicheres und auch überdies wohlbewahrtes Zimmer gethan, den Zeugen ſeiner Ausſage das tiefſte Stillſchweigen auferlegt und in aller Stille, ohne daß es ſonſt Jemand ahnete, die nöthigen Vorkehrungen getroffen.

Während im Schloſſe Kranichſtein Alles ſo ruhig blieb, als ſei nichts Ungewöhnliches vorgefallen, ritt ein Adjutant des Landgrafen nach Darmſtadt und beorderte in aller Stille eine hinreichende Anzahl tüchtiger Soldaten, daß ſie gegen Abend den Wald umſtellten und, wo möglich, ohne Aufſehen, dem Orte in immer ſich verengerndem Kreiſe näher rückten, den der Zigeuner als den Schlupfwinkel bezeichnet hatte, wo die Meuchelmörder dem Landgrafen auflauern wollten. Zugleich begleiteten die Reiter, welche in Kranichſtein lagen, in einiger Entfernung die zwei Kutſchen des Landgrafen, als er Abends nach Darmſtadt fuhr.

Als es acht Uhr war, fuhren ſie ruhig aus dem Schloſſe Kranichſtein, die Straße gegen Darmſtadt hin; allein die erſte, in welcher ſtets der Landgraf zu ſitzen pflegte, war leer, er aber und drei tapfre Begleiter ſaſſen wohlbewaffnet in der zweiten.

Als die erſte Kutſche an die Stelle kam, die der Zigeuner bezeichnet hatte, gab es plötzlich am Saume des Waldes ein Geräuſch in den Blättern, vier Zigeuner

ſtürzen auf den Wagen los und feuern zugleich ihre Gewehre ab, deren Kugeln alle durch die Wände des Wagens drangen.

Gewiß, daß ſie ihre Abſicht erreicht hätten, wollten ſie eiligſt wieder in den Wald zurück, — aber der Landgraf und ſeine Begleiter vertraten ihnen den Weg, und im ſauſenden Galopp ſprengten die Reiter heran.

Ganz verdutzt und ohne Rath ſtanden die Mörder da und ließen ſich gefangen nehmen und binden. Während man ſie band, gab's einen wahren Höllenlärm im Walde. Die Soldaten erhoben ein wildes Siegesgeſchrei, denn ſie hatten die ganze Zigeunerhorde gefangen.

Der Landgraf war nun nicht mehr zu halten, und kaum konnten ihm ſeine Begleiter folgen, ſo eilte er tiefer in den Wald hinein.

Noch nicht dreihundert Schritte war der Landgraf in den Wald hineingedrungen, da bleibt er plötzlich am Stamm einer Eiche ſtehen, denn zu ſeinen Füßen ſpielt ein Zigeunerknäblein arglos mit einem jungen Hunde. Das Kind war ganz unbekümmert um das, was um es vorging, von dem es ja auch noch keine Vorſtellung hatte. Es war ein gar ſchönes Kind, und als nun die Soldaten die Gefangenen herzu brachten, zeigte es ſich, daß es das Kind des Wildeſten der Mörder war, die eben nach dem Landgrafen geſchoſſen hatten, deſſen Mutter nicht mehr lebte.

Was that der Landgraf?

Ergriffen von den Ereigniſſen dieſer Stunde, ergriffen von dem Gedanken an die wunderbare Rettung, die ihm durch Gottes allwaltende Barmherzigkeit zu Theil geworden — hebt der edle Landgraf das ſchöne Kind *) auf ſeine Arme, liebkoſt es und ſchwört, ihm ein Vater und Verſorger zu ſein, um ſich alſo dankbar gegen Gottes Gnade für das ſo wunderbar gerettete Leben zu bezeugen.

Die Mörder traf wohlverdient die ganze Schwere des Geſetzes. Sie wurden gehängt. Die Zigeunerhorde wurde über die Grenze gebracht und ihr angekündigt, daß jeder Zigeuner, der ſich auf heſſiſchem Boden betreten ließe, ohne Weiteres gehängt werden würde; das Kind aber ließ der edle Fürſt väterlich erziehen, ließ es unterrichten, und als es ein wackerer Mann geworden, wurde er Förſter in demſelben Walde, in welchem ſein Vater nach dem Leben ſeines hochherzigen Wohlthäters getrachtet hatte.

Seinem Retter aber, dem jungen Zigeuner, kaufte der Landgraf in dem Städtchen Gernsheim Haus und Gut. Er ließ ſich da nieder, verheirathete ſich, baute fleißig ſeinen Acker, und genoß die Achtung und Liebe ſeiner Mitbürger wohlverdient bis an ſein Ende.

Landgraf Ludwig IX. zu Pirmaſens und die Landgräfin Caroline Henriette.

Von Philipp Bopp **).

Friedrich der Große, bekanntlich im Allgemeinen kein ſehr warmer Verehrer des weiblichen Geſchlechts, äußerte ſich einmal, die Fürſtinnen ſeiner Zeit überblickend, in einem Schreiben an d'Alembert dahin: „er verehre die Kaiſerinnen Maria Thereſia und Katharina II., die Kurfürſtin Antonie von Sachſen und die Landgräfin Karoline von Heſſen als die vorzüglichſten fürſtlichen Frauen.“ Stoff zu einem gründlichen Urtheil über die „große Landgräfin“, um mit Göthe zu reden, war dem ſcharfblickenden König hinreichend gegeben, da er dieſe Fürſtin Jahre lang oft bei ſich ſah und ſpäter durch Briefwechſel mit ihr verkehrte

*) Es wird erzählt, der Landgraf habe dem Kinde den Namen „Nievergelter“ gegeben, welchen eine Forſtmanns-Familie bis auf dieſen Tag führt.

**) Hiſtoriſches Taſchenbuch von Friedrich Raumer.

Pfalzgraf Gustav Samuel Leopold von Zweibrücken war im Jahr 1692 zur katholischen Kirche übergetreten, welcher damals auch die Hauptlinie angehörte, und hatte sich dann mit einer Tochter des Pfalzgrafen von Veldenz vermählt. Da diese Ehe kinderlos blieb, so ließ sich der Pfalzgraf von seiner Gemalin scheiden, und vermählte sich nach deren baldigem Tode mit einem Fräulein Hoffmann, der Tochter eines seiner Beamten. Es gelang ihm, den Kaiser zu vermögen, daß derselbe die neue Gemalin in den Reichsgrafenstand und so zur Ebenbürtigkeit erhob. Hierdurch wurde die Aussicht des nächsten Agnaten (protestantischen) Pfalzgrafen Christian III. von Zweibrücken-Birkenfeld, Regierungsnachfolger zu werden, in Frage gestellt. Indeß folgte er doch seinem Stammvetter, dessen zweite Ehe ebenfalls kinderlos blieb, nach dessen Ableben im Jahr 1731 in der Regierung nach.

Pfalzgraf Christian war mit der Prinzessin Karoline von Nassau-Saarbrücken vermählt und residirte auf dem von seinem Großvater erbauten Schlosse über dem Städtchen Bischweiler, dem Hauptort der unter französischer Oberhoheit stehenden Herrschaft gleichen Namens im Elsaß. Dort wurde ihm im Jahr 1721 als ältestes Kind eine Tochter geboren, welche die Taufnamen Henriette Karoline Christine Philippine Louise erhielt.

Das Kind entwickelte bald ausgezeichnete Geistesgaben, deren erste Keime den Vater noch erfreuten. Er starb, seinen Sohn Christian IV. als Regierungsnachfolger hinterlassend, schon im Jahr 1735. Während die Wittwe, eine höchstverständige einsichtsvolle Frau, als Vormünderin ihres minderjährigen Sohnes die Regentschaft führte, widmete sie sich der sorgfältigsten Erziehung ihrer Kinder. Schon damals war das nahe Frankreich das Musterbild für Erziehung und Ausbildung. So wurde die junge Fürstentochter nicht nur in der französischen Sprache unterrichtet, in welcher sie eine solche Fertigkeit erlangte, daß sie fortan in derselben alle ihre Briefe schrieb, sondern sie gab sich auch, in einer Zeit, da die deutsche Sprache und Literatur erst anfangen wollte, die Fesseln der Erstarrung von sich abzustreifen, der Literatur des Landes im nahen Westen, die damals Europa beherrschte, mit Eifer hin. Es ist ungewiß, in wie weit hierbei eigentliche Neigung, oder die sich aufdrängende Betrachtung, daß eine fürstliche Person das Gewand französischer Bildung tragen müsse, thätig war. Das ist aber gewiß, daß das Gemüth der jungen Fürstin ihrem deutschen Vaterlande zugewendet war und blieb, daß sie, als die geistige Morgenröthe sich auch über Deutschland ergoß, hierin ihren großen Freund, Friedrich II. von Preußen beschämend, den anbrechenden Morgen freudigst begrüßte.

Das Schloß Beegzabern, mit dem Städtchen gleichen Namens am Fuße der Vogesen gelegen, war nach seiner Herstellung von der Zerstörung im orleansschen Kriege durch den Raubbrenner Melac der Wittwensitz der Pfalzgräfinnen (Herzoginnen) von Zweibrücken. Dort reifte die junge Fürstentochter zur Jungfrau heran. Umgeben von einer prachtvollen Natur, von reichen Aussichten, herrlichen Wäldern mit ihrer Einsamkeit, entwickelte sich in ihr der tiefe Naturssinn, der die hohe Frau durch ihr ganzes Leben begleitete und selbst in der Wahl ihrer Ruhestätte hervortrat. Dieser tiefe Sinn für die Göttlichkeit der Natur war zugleich der Träger ihrer tiefen Religiösität. Gott und Natur verschmolz in ihrem Gemüthe zur unendlichen Einheit; die Einsamkeit des Waldes war ihre unsichtbare Kirche, so Vielen „die verlorene Kirche".

Jüngst ging ich in dem Walde weit,
Wo kein betret'ner Steig sich dehnet;
Aus der Verderbniß dieser Zeit
Hatt' ich zu Gott mich hin gesehnet.

Zu den dem Herzogthum Zweibrücken benachbarten bunt zusammengewürfelten Gebieten kleiner Reichsstände gehörte die Grafschaft Hanau-Lichtenberg, größtentheils auf der linken Rheinseite gelegen. Zehn Aemter derselben lagen im Elsaß und waren so der Hoheit Frankreichs unterworfen; ein eilftes Amt, das Amt Lemberg, gehörte zum

Deutſchen Reich und lag als Enclave an der Grenze des Herzogthums auf halbem Wege zwiſchen der Hauptſtadt deſſelben und Bergzabern. Landgraf Ludwig VIII. von Heſſen-Darmſtadt hatte ſich mit der Erbtochter des letzten Grafen von Hanau vermählt und brachte ſo jene Grafſchaft an ſein Haus, da ſie ſein Sohn aus dieſer Ehe, der nachherige Landgraf Ludwig IX., geboren im Jahr 1719, als Erbe erwarb. Er trat die Verwaltung deſſelben nach erreichter Volljährigkeit im Jahr 1741 an, nahm aber ſeinen Wohnſitz nicht in dem Städten Buchsweiler, dem Hauptorte der Grafſchaft und Sitz der Centralbehörden, weil er ſich dann von der ihm unangenehmen franzöſiſchen Oberherrſchaft hätte umgeben ſehen müſſen, ſondern wendete ſich nach jener freien Enclave und ſiedelte ſich dort in dem Dörfchen Pirmaſens an, das, von ihm nach und nach zu einer Stadt erhoben, bis zu ſeinem Ableben im Jahr 1790 ſeine Reſidenz blieb. Der junge Mann zeichnete ſich vor der fürſtlichen Jugend ſeiner Zeit dadurch aus, daß er den Modeflitter franzöſirenden Weſens verachtete, ſeine kornige deutſche Natur frei hervortreten ließ. Dabei beſaß er einen geſunden Menſchenverſtand. Hätte er eine beſſere Erziehung genoſſen, welche die geſunden Keime zur vollen Entwickelung gebracht hätte, und wäre er nicht durch ſeine faſt kindiſchen Liebhabereien auf Abwege geführt worden, ſo würde ihn die Geſchichte neben ſeinem Schwager Karl Friedrich von Baden nennen.

Eines Tags, im Sommer des Jahrs 1741, fuhr ein Wagen durch das Städtchen Bergzabern und wendete ſich nach dem Schloſſe. Er kündigte einen fürſtlichen Beſuch an. Denn auf der einen Seite des Schlags erblickten die neugierigen Bewohner des Städtchens das heſſiſche Wappen, auf der andern das hanauiſche. Schon war die Pfalzgräfin durch einen vorausgeſendeten reitenden Boten davon benachrichtigt worden, daß der junge fürſtliche Nachbar den ſchuldigen Nachbarbeſuch abſtatten wolle; ſie empfing ihn und geleitete ihn in das Schloß, wo ſie ihm ihre beiden Töchter vorſtellte. Der umſtehende kleine Hofſtaat glaubte zu bemerken, daß der Prinz ſich beſonders lebhaft mit der älteſten Prinzeſſin unterhielt; ſein kleines Gefolge glaubte ebenfalls wahrzunehmen, daß er ſich von der jungen Dame angezogen finde; ihr Aeußeres hatte etwas Anſprechendes und aus ihren braunen lebhaften Augen ſtrahlte Geiſt und Herzensgüte. Die Prinzeſſin mochte bemerken, daß der auch durch ein ſtattliches Aeußere ſich empfehlende junge Nachbar ſich zugleich durch innere Eigenſchaften auszeichne. Seine Bitte, wiederkommen zu dürfen, wurde freundlich gewährt; ſie verwandelte ſich bald in eine Bewerbung, und ſchon nach wenigen Wochen führte der Erhörte die Braut an den Altar. Die Vermählung wurde am 12. Auguſt deſſelben Jahres zu Zweibrücken gefeiert.

Göthe ſchildert uns im zehnten Buch von „Wahrheit und Dichtung" eine kleine Reiſe, die er mit zwei Freunden von Strasburg aus durch das Innere des Elſaſſes unternommen habe. So erzählt er denn auch: „Wir gelangten bald nach Buchsweiler, wo uns Freund Weyland eine gute Aufnahme vorbereitet hatte. Dem friſchen jugendlichen Sinne iſt der Zuſtand einer kleinen Stadt ſehr gemäß. Die Familienverhältniſſe ſind näher und fühlbarer, das Hausweſen, das zwiſchen läßlicher Amtsbeſchäftigung, ſtädtiſchem Gewerb, Feld- und Gartenbau mit mäßiger Thätigkeit ſich hin- und herbewegt, lädt uns ein zu friedlicher Theilnahme; die Geſelligkeit iſt nothwendig, und der Fremde befindet ſich in den beſchränkten Kreiſen ſehr angenehm, wenn ihn nicht etwa die Mißhelligkeiten der Einwohner, die an ſolchen Orten fühlbar ſind, irgendwo berühren. Dieſes Städtchen war der Hauptplatz der Grafſchaft Hanau-Lichtenberg, dem Landgrafen von Darmſtadt unter franzöſiſcher Hoheit gehörig. Eine daſelbſt angeſtellte Regierung und Kammer machte den Ort zum bedeutenden Mittelpunkt eines ſehr ſchönen und wünſchenswerthen fürſtlichen Beſitzes. Wir vergaßen leicht die ungleichen Straßen, die unregelmäßige Bauart des Ortes, wenn wir heraustraten in das alte Schloß, um die an einem Hügel vortrefflich angelegten Gärten zu beſchauen. Mancherlei Luſtwäldchen, eine zahme und wilde Faſanerie und die Reſte mancher ähnlichen Anſtalten zeigten, wie angenehm dieſe kleine Reſidenz ehemals müſſe ge-

weſen ſein. Doch alle dieſe Betrachtungen übertraf der Anblick, wenn man von dem nahgelegenen Baſchberg die völlig paradieſiſche Gegend überſchaute. Dieſe Höhe, ganz aus verſchiedenen Muſcheln zuſammengehäuft, machte mich zum erſtenmale auf ſolche Documente der Vorwelt aufmerkſam. Doch wendete ſich der ſchauluſtige Blick bald ausſchließlich in die Gegend. Man ſteht auf dem letzten Vorgebirge nach dem Lande zu; gegen Norden liegt eine fruchtbare, mit Wäldchen durchzogene Fläche, von einem ernſten Gebirge begrenzt, das ſich gegen Abend nach Zabern hin erſtreckt, wo man den biſchöflichen Palaſt und die eine Stunde davon liegende Abtei St. Johann deutlich erkennen mag. Von da verfolgt das Auge die immer mehr ſchwindende Bergkette der Vogeſen bis nach Süden hin. Wendet man ſich gegen Nord-Oſt, ſo ſieht man das Schloß Lichtenberg auf einem Felſen, und gegen Süd-Oſt hat das Auge die unendliche Fläche des Elſaſſes zu durchforſchen, die ſich in immer mehr abduftenden Landſchaftsgründen dem Geſicht entzieht, bis zuletzt die ſchwäbiſchen Gebirge ſchattenweis in den Horizont verfließen."

Der Neuvermählten war dieſe „paradieſiſche Gegend" ſchon durch frühere Beſuche bekannt. Ihr für die Schönheit der Natur ſo empfänglicher Sinn ließ ſie lebhaft wünſchen, daß ihr Gemal ſich entſchließen möge, den alten Hauptort ſeiner Grafſchaft wieder zum Beſitz zu wählen; er gab ihren Wünſchen Gehör und verlebte mit ihr zwei Jahre mitten unter ſeinen Unterthanen. Auch als ſpäter der Erbprinz ſich in ſeiner von der Natur ſtiefmütterlich ausgeſtatteten Militärcolonie Pirmaſens vergrub, bewohnte ſeine Gemalin abwechſelnd und mit Vorliebe das Schloß, das ſich ein Graf von Hanau-Lichtenberg in dem Hauptorte ſeines Landes zur Reſidenz erbaut hatte. Noch lebt das Andenken an ſie und ihre ſegensreiche Wirkſamkeit in jener Gegend des Elſaſſes wie eine Legende.

Der gräfliche Erbprinz war ein feuriger Verehrer und Anhänger Friedrichs des Großen, jedoch vorzugsweiſe nur in deſſen Eigenſchaft als Soldat und Exercirmeiſter, während ſeine Gemalin in ihm den großen Denker und Regenten verehrte. Der Prinz war im Jahr 1742 als Oberſt des Regiments Royal-Allemand in franzöſiſchen Kriegsdienſt getreten und nahm ſo Theil an dem Feldzug in Böhmen unter dem Marſchall Belleisle, bei dem furchtbaren Rückzug von Prag dem Tode durch Erfrieren nah. Seine Neigung der Politik voranſtellend, verließ er ſchon im Sommer des folgenden Jahres den franzöſiſchen Kriegsdienſt, ihn nach einigen Monaten mit dem preußiſchen vertauſchend. Er wurde zum Generalmajor und Chef des Regiments Selchow ernannt und nahm an den Feldzügen in den Jahren 1744 und 1745 theil, kehrte aber nachher wieder in ſeine Lande zurück. Dem Willen ſeines Vaters, den preußiſchen Kriegsdienſt zu verlaſſen, leiſtete er nicht nur Widerſtand, ſondern er entſchloß ſich im Jahr 1750 ſogar, die Stadt, in welcher ſein Regiment in Garniſon lag, Prenzlau in der Uckermark, zu ſeinem und ſeiner Familie Wohnſitz zu wählen. Ungern folgte ihm ſeine Gemalin in dieſe von der Natur ſo ſtiefmütterlich behandelte Gegend. Die ſechs Jahre ihres dortigen Aufenthalts gewährten ihr nur die Befriedigung, daß ſie ſich in der Nähe des großen Mannes ſeines Jahrhunderts, mit welchem ſie perſönlich nur durch lebhaften Briefwechſel verkehrte, befand, auch die Freundſchaft des ausgezeichneten Bruders des Königs, des Prinzen Heinrich, genoß, mit welchem ſie, wie aus einem Schreiben deſſelben an ſie vom Jahr 1768 über die Zuſammenkunft des Königs mit dem Kaiſer Joſeph, das Moſer in ſeinem „Patriotiſchen Archiv" mittheilte, hervorgeht, gleichfalls correſpondirte. Die Pflichten und Freuden der Mutterſchaft geſellten ſich hinzu, um ihr Leben zu erfüllen; im Jahr 1751 kam ſie mit einer Prinzeſſin, der nachherigen Gemalin des Nachfolgers des großen Königs, nieder; im Jahr 1753 gebar ſie ihrem Gemal einen Sohn, den nachherigen Landgrafen Ludwig X. 1754 und 1755 ward ſie Mutter der Prinzeſſin Amalie, ſpäter vermählt an den Erbprinzen von Baden, den älteſten Sohn des Markgrafen Karl Friedrich, und der Prinzeſſin Wilhelmine, der einſtigen Gemalin des Großfürſten Paul von Rußland.

Der siebenjährige Krieg brach aus. Der fürstliche Chef des preußischen Regiments, den der König zu diesem Zweck zum Generallieutenant ernannt hatte, wünschte als Befehlshaber einer Abtheilung der Armee an dem Krieg Theil zu nehmen, und seine Gemalin mochte insofern mit ihm sympathisiren, als es sich darum handelte, den großen König, den sie als ihren Freund und Träger der Ideen des Jahrhunderts verehrte, auf seinem Thron zu erhalten. Indessen stimmten die politischen Verhältnisse mit diesen Neigungen und Wünschen nicht überein. Frankreich hatte sich mit Oestreich gegen Preußen verbunden, und der preußische General war der Inhaber einer Grafschaft, welche größtentheils der Oberherrschaft Frankreichs unterworfen war; außerdem lagen die landgräflichen Lande nicht fern von der Grenze Frankreichs, von dessen Heeren sie schon mehr als einmal überschwemmt worden waren. Zu dem war der Vater des Erbprinzen ein erklärter Anhänger des Hauses Oestreich, wie wir schon aus der Erzählung Göthe's in „Wahrheit und Dichtung" über das Zusammentreffen des Landgrafen mit dem Kaiser Franz I. und dem römischen König Joseph im Jahr 1764 bei Heusenstamm wissen. Denn wir erinnern uns der Stelle: „Es war verabredet worden, daß unterwegs zwischen Heusenstamm und jenem großen Gezelte Kaiser und König den Landgrafen von Darmstadt im Wald antreffen sollten. Dieser alte, dem Grabe sich nähernde Fürst wollte noch einmal den Herrn sehen, dem er in früherer Zeit sich gewidmet. Beide mochten sich jenes Tags erinnern, als der Landgraf das Decret der Kurfürsten, das Franzen zum Kaiser erwählte, nach Heidelberg überbrachte und die erhaltenen kostbaren Geschenke mit Betheuerung einer unverbrüchlichen Anhänglichkeit erwiderte. Diese hohen Personen standen in einem Tannicht und der Landgraf, von Alter schwach, hielt sich an einer Fichte, um das Gespräch noch länger fortsetzen zu können, das von beiden Theilen nicht ohne Rührung geschah." Das Oberhaupt der Christenheit stellte den Fürsten seinem Gefolge mit den Worten vor: „Hier mein bester Freund!"

Sehr ungern hatte der Vater den Sohn in die Dienste des Königs treten sehen, welcher als der entschiedenste und gefährlichste Feind des Hauses Oestreich angesehen wurde. Nun stellte sich die Politik auf die Seite des Vaters, der mit Hülfe dieses mächtigen Bundesgenossen den Sohn vermochte, den preußischen Kriegsdienst und Preußen zu verlassen. Der Erbprinz kehrte im Jahr 1757 mit seiner Familie nach dem Städtchen Pirmasens zurück, das er von da an fast zu seinem ununterbrochenen Aufenthalt machte und bei seiner Liebhaberei für das Soldatenwesen zu einer Art Militärcolonie umschuf. Zuweilen verlor sich ein Reisender in diesen Winkel von Deutschland, und ein solcher Zufall hat uns ein Bild dieses Soldatenlagers bewahrt. Im Jahr 1789 fiel es einem Wanderer ein, es zu besuchen. Seine Schilderung desselben hat uns das „Journal von und für Deutschland" bewahrt: „Hier bin ich wie in eine ganz neue Welt versetzt, unter eine zahlreiche Colonie von Bürgern und Soldaten, die kein Reisender auf einem so öden und undankbaren Boden suchen würde; Alles um mich her wimmelt von Uniformen, blinkt von Gewehren und tönt von kriegerischer Musik. Hier, wo ehemals nichts als Wald und Sandwüste war, wo ein einsames Jagdhaus blos zum Aufenthalt einiger Förster diente und die ganze Gegend umher von Niemanden, als einigen Räuberhorden besucht wurde, da legte der regierende Fürst von Hessen-Darmstadt mancherlei Wohnungen an, pflanzte Einwohner darein, versetzte den Kern seiner Kriegsvölker dahin und erkor sich den Ort, der sechszehn deutsche Meilen von seinem größern Lande und seiner eigentlichen Residenz liegt, zu seinem künftigen Aufenthalt. Eine solche Wahl und einen solchen Entschluß kann nur eine ganz besondere Stimmung des Gemüths und eine ungewöhnliche Richtung des Charakters bei diesem Fürsten erregt haben, da er sich dadurch von seinem eignen Lande ganz losriß, den Augen seiner Unterthanen gänzlich entzog und blos sich selbst, seinen wenigen Gesellschaften und seiner Lieblingsneigung, dem Soldatenwesen, lebt. Pirmasens liegt in dem Theil des Hessen-Hanau-Lichtenbergischen Amtes Lemberg, welcher unter deutscher Hoheit steht, 2 Meilen von

Bitſch und 2½ Meilen von Zweibrücken. Der Ort iſt von mittlerer Größe, hat einige gut gebaute Häuſer, aber keine vorzügliche Straßen; ſeine ſchnelle Aufnahme hat er, wie geſagt, dem hier reſidirenden Landgrafen und ſeinem zahlreichen Militär zu verdanken; ohne dieſes Alles wäre Pirmaſens ein elender Ort, da kaum eine ordentliche Straße durch dieſen Winkel des Wasgaus zieht. Der Landgraf wohnt in einem wohlgebauten Hauſe, das man weder ein Schloß noch ein Palais nennen kann, und, genau genommen, nur aus einem Geſchoß beſteht. Nahe bei demſelben, nur etwas höher, liegt das Exercierhaus. Die Länge deſſelben beträgt 130 pariſer Fuß, die Breite 86. Hierin exercirt nun der Fürſt täglich ſein anſehnliches Grenadierregiment, das aus 2400 Mann beſtehen ſoll. Schönere und wohlgeübtere Leute wird man ſchwerlich beiſammen ſehen; aber ſie koſten auch dem Landgrafen anſehnliche Summen; denn es iſt nichts ungewöhnliches, wenn ein Mann ſich des Tags auf 30 — 40 Kreuzer bis zu einem Gulden ſtehet. Allerlei Volk von mancherlei Zungen und Nationen trifft man unter ihnen an, die nun freilich in die Länge nicht ſo zuſammenbleiben würden, wenn ſie nicht immer in die Stadt eingeſperrt wären und Tag und Nacht von den umherreitenden Huſaren beobachtet werden müßten."

An einer andern Stelle malt der Beobachter das Bild näher aus. Denn er läßt ſich dahin vernehmen: „So eben komme ich aus dem Exercierhaus von der eigentlichen Wachtparade, ganz parfümirt von Fett- und Oeldünſten der Schuhe, des Lederwerks, der eingeſchmierten Haare, und von dem allgemeinen Tabakrauchen der Soldaten vor dem Anfang der Parade; wie ich eintrat, kam mir ein Qualm und ein Dampf entgegen, der ſo lange meine Sinne betäubte und mich kaum die Gegenſtände unterſcheiden ließ, bis meine Augen und Naſe ſich endlich an die mancherlei Dämpfe und widrige Ausflüſſe einigermaßen gewöhnt hatten. Wer Liebhaber von wohlgeübten, aufgeputzten und ſchön gewachſenen Soldaten iſt, wird für alle die widrigen Ausflüſſe hinlänglich entſchädigt. Sowie das Regiment aufmarſchirt und ſeine Fronte durch das ganze Haus ausdehnt, erblickt man von einem Flügel zu dem andern eine ſehr gerade Linie, in welcher man ſogar von der Spitze des Fußes bis an die Spitze des aufgeſetzten Bajonets kaum eine vor- oder rückwärtsgehende Krümmung wahrnimmt; durch alle Glieder erſcheint dieſe pünktliche Richtung, und ſie wird weder durch die häufigen Handgriffe, noch durch die vielfältigen Körperbewegungen verſchoben. Die Schwenkungen und Manövers geſchahen mit einer außerordentlichen Schnelligkeit und Pünktlichkeit; man glaubt eine Maſchine zu ſehen, die durch Räder- und Triebwerke bewegt und regiert wird. Man ſoll ſogar öfters das ganze Regiment im Finſtern exercirt und in den verſchiedenen Tempos keinen einzigen Fehler bemerkt haben. Auf den 25. Auguſt, als dem Namensfeſt des Landgrafen, iſt jährlich Hauptrevue, und dann wimmelt es in Pirmaſens von auswärtigen Offizieren und andern Fremden, die theils aus Frankreich, Zweibrücken, der Unterpfalz, Heſſen und andern Ländern dieſen wohlgeübten Kriegsmännern zu Liebe hierher reiſen." Auch den Fürſten erblickte der Wanderer auf dem Schauplatz, wie ſich denken läßt: „Den Landgrafen habe ich hierbei in aller Thätigkeit geſehen; mit ſpähendem Blick befand er ſich bald auf dem rechten, bald auf dem linken Flügel, bald vor dem Centrum, bald in den hinteren Gliedern; Alles war geſchäftig an ihm, und er ſcheint mit Leib und Seele Soldat zu ſein. Doch läßt er hierbei keinen fremden Zuſchauer aus den Augen; es wurde ſogleich bei Anfang der Parade ein Offizier an mich geſchickt, der ſich nach meinem Namen erkundigen ſollte, und nach einiger Zeit hatte ich die Ehre, den Herrn Landgrafen ſelbſt zu ſprechen, wobei er ſich in den höflichſten und gefälligſten Ausdrücken mit mir unterhielt. In ſeinem Hauſe und in ſeinen Apartements erblickt man wenig Pracht; man glaubt bei einem campirenden General im Felde zu ſein; überall leuchtet die Lieblingsneigung des Fürſten empor."

Die Gemalin des Landgrafen, der mit ſeiner Liebhaberei für langgewachſene Grenadiere an den Vater ihres königlichen Freundes, an Friedrich Wilhelm I., erinnerte, beklagte im Stillen dieſe Schwäche und wendete gern ſich von dem kleinen

Potsdam ab; sie wohnte meistens in der stillen und reizvollen kleinen Hauptstadt der Grafschaft, wo sie noch drei Kinder, die Prinzen Friedrich und Christian, und die Prinzessin Louise, die einstige Gemalin des geistvollen Herzogs Karl August von Weimar, gebar. Studien, ein lebhafter Briefwechsel mit ausgezeichneten Zeitgenossen und die Sorgen für die Erziehung ihrer Kinder füllten die Zeit aus.

Der Vater ihres Gemals neigte sich, hoch betagt, dem Grabe zu; es nahte also die Zeit heran, da sie auch dem hessischen Lande Landesmutter werden sollte. Die Betrachtungen, denen sie sich hingeben mußte, vermochten sie, ihren Gemal zu bitten, daß er ihr gestatten möge, ihren Aufenthalt in der Hauptstadt zu nehmen. Die Gewährung dieses Wunsches führte die Fürstin im Jahr 1767 in die Residenz Darmstadt. Mit wehmüthigen Gefühlen verließ sie das bisher bewohnte Schloß, dessen Umgebungen sie mit kunstfertiger Hand zu verschönern verstanden hatte; mit wehmüthigen Gefühlen sahen die Bewohner des Städtchens die hohe Frau von der Stätte Abschied nehmen, wo sie die schönste Zeit ihres Lebens verlebt hatte. Eine Ahnung beschlich sie, daß mit ihr der Schutzgeist ihrer Schöpfungen entweiche. Der Sturm der Revolution warf das Schloß nieder und zerstörte die reizenden Anlagen um dasselbe; ihr Erbe, Napoleon, schenkte die gerettete Orangerie der Stadt Strasburg, die damit ihre Ruprechtsau ausstattete.

Im folgenden Jahr 1768 starb Landgraf Ludwig VIII. Der Sohn und Nachfolger hatte sich so sehr in seine groteske Schöpfung eingelebt, daß er sich nicht von ihr trennen konnte. Statt nun seinen Wohnsitz in der Hauptstadt seines Landes zu nehmen, blieb er in Pirmasens, meinend, es ließe sich auch von diesem Winkel her regieren. Der scharfblickenden Landgräfin konnten die Gebrechen nicht entgehen, an denen das Wohl des Landes litt; sie benutzte den häufigen Briefwechsel mit ihrem Gemahl, der ihr die Erziehung ihrer Kinder, den vorzugsweisen Gegenstand der Correspondenz, überlassen hatte, auch dazu, um im Interesse des öffentlichen Wohls auf ihn einzuwirken. Sie hielt dadurch manches Uebel ab und verhalf manchem Guten zum Sieg. Indessen drängte sich ihr immer mehr die Ueberzeugung auf, daß es eines kräftigen Ministers bedürfe, der, in ihre Ideen eingehend und sie durchführend, mit fester Hand das Staatsruder zu lenken fähig sei.

Unter sorgsamer, mütterlicher Pflege wuchsen die fürstlichen Kinder heran und ihrer Bestimmung entgegen. Schon war die älteste Tochter, Karoline (1768), die Gattin des Landgrafen von Hessen-Homburg geworden, als Friedrich der Große für seinen Neffen und Regierungsnachfolger um die Hand der zweiten Tochter, Friederike Luise, seiner Pathin, anhielt. Dem Monarchen und seiner Freundin war es eine Genugthuung, das geknüpfte geistige Band mit einem verwandtschaftlichen zu verweben.

Zum Tag der Vermählung auf dem Schlosse zu Charlottenburg war der 14. Juli 1769 gewählt worden. Die Landgräfin reiste mit ihrer bräutlichen Tochter ab, und zwar über Göttingen. In welcher Absicht sie sich zu diesem Umwege entschloß, geht aus der Erzählung Pütter's im zweiten Band seiner Selbstbiographie hervor. Lassen wir den berühmten Publicisten, von dem Göthe auch das Das rühmt, daß er „durch die Klarheit seines Vortrags auch Klarheit in seinen Gegenstand und den Styl gebracht, womit er behandelt werden sollte," selbst reden: „Bald nach unserer Zurückkunft von der westfälischen Reise fügte sich's, daß die damalige Frau Landgräfin von Hessen-Darmstadt mit ihren Prinzessinnen Töchtern (wovon eine zur Gemalin des damaligen Kronprinzen, nachherigen Königs Friedrich Wilhelm II. von Preußen, bestimmt war) auf ihrer Reise nach Berlin hierdurch kam, und ich als ein Mitglied der Deputation mit dazu bestimmt ward, im Namen der Universität unsere Devotion zu bezeugen. Die Frau Landgräfin verweilte sich, indem sie sich Thee geben ließ, beinahe eine Stunde. Da sie einen jeden von uns sich besonders vorstellen ließ, fragte sie mich, ob ich derjenige sei, dee die zwei Prinzen zu Gotha unterrichtet habe. Auf meine bejahende Antwort fuhr sie fort, über allerlei Gegenstände so herablassend gnädig mit mir zu sprechen, daß ich mich nicht genug darüber wundern konnte. Die erhabenen

Geistesgaben und andere vortreffliche Eigenschaften dieser Fürstin, die ich schon oft hatte rühmen hören, übertrafen jetzt bei weitem meine Erwartung. Glücklich schätzte ich mich, diese Erfahrung gemacht zu haben. An weitere Folgen konnte mein Herz nicht denken. Wie sehr mußte ich mich also überrascht finden, als der Minister von Hesse, der mit der Frau Landgräfin zu Berlin gewesen war, wie er auf seiner Rückreise hierdurch kam, mir ein eigenhändiges Schreiben von dieser Fürstin überreichte, und mündlich dabei den Auftrag ausrichtete, im Namen des Herrn Landgrafen mir die Stelle eines Kanzlers der Universität Gießen mit einer Besoldung von 2500 Gulden anzutragen. In der That machte es mir weniger Mühe, dem Herrn von Hesse, der selbst hier studirt hatte, meine Entschlossenheit, Göttingen nicht zu verlassen, begreiflich zu machen, als das fürstliche Schreiben nach Würde zu beantworten. Ohne mit weitläufiger Schreiberei beschwerlich zu fallen, berief ich mich in der Antwort (16. Aug. 1769) nur auf meine dem Herrn von Hesse ausführlicher geäußerte Erklärungen und gab der Sache nur die Wendung, daß ich mich glücklich schätzen würde, wenn ich in der von der Vorsehung mir angewiesenen Stelle auch zum Vortheile der darmstädtischen Jugend auf unserer hiesigen Universität etwas beitragen könnte. Das erhaltene fürstliche Schreiben theilte ich nur im Vertrauen meinem Freunde Strube mit. Der fand doch der Mühe werth, es dem Herrn Premierminister zu zeigen. Darauf schrieben mir Seine Excellenz: „So sehr mich die fürstliche Werberei in Göttingen befremdet, so unendlich bin ich Ew. verbunden, daß Sie derselben kein Gehör gegeben" u. s. w."

Das Schreiben der Landgräfin, dessen Benutzung Dem, an welchen es gerichtet war, den Titel eines Geheimen Justizraths, wie er selbst mit naiver Selbstgefälligkeit erzählt, eintrug, lautete: „Sanssouci den 24. Juli 1769. Mein Herr! Sie erinnern sich einiger Worte, die ich an Sie richtete, als ich das Vergnügen hatte, Sie in Göttingen zu sehen. Sie bezogen sich auf den Wunsch des Landgrafen, Sie nach Gießen zu ziehen. Ich theilte diesen Wunsch, ehe ich Sie kennen lernte, und seitdem ich Sie sah, hat er sich sehr gesteigert. Der Geheime Rath von Hesse ist von dem Landgrafen beauftragt, wegen seiner Absichten mit Ihnen Rücksprache zu nehmen. Ich wäre entzückt, mein Herr, wenn die Vorschläge, die man Ihnen vorlegen wird, von einem Mann, wie Sie, als anehmlich angesehen würden. Nichts entspricht mehr meinen Wünschen, als wenn ich dazu beitragen kann, tüchtige Leute für das darmstädter Land zu gewinnen. Sie können daraus entnehmen, wie sehr ich mich darnach sehne, Sie an der Spitze der Universität Gießen zu sehen. Ich bitte Sie, überzeugt zu sein von den Gefühlen der Hochachtung gegen Sie, von denen erfüllt ist Ihre Ihnen sehr ergebene Dienerin Karoline von Hessen."

Die edle Absicht der Fürstin bei dem Versuch der Berufung des großen Staatsrechtslehrers war mit die, ihrem ältesten Sohn, dem Erbprinzen, den sie überhaupt nur deutschen Lehrern anvertraute, einen so ausgezeichneten Lehrer zuzuführen. Ihr mütterliches Herz fühlte sich gedrungen, kein Mittel unversucht zu lassen, das als geeignet erschien, dazu beizutragen, diesen ihren Sohn zu einem tüchtigen, ein Musterbild darbietenden Regenten heranzubilden. Eben darum erachtete sie es als Aufgabe, in ihm einen geistig und körperlich rüstigen Menschen zu erziehen. Wohl konnte ein hessischer Geschichtschreiber, indem er der Jugend Ludwig's I. gedenkt, auch sagen: „Der hohe Geist der fürstlichen Mutter war in mancher Beziehung dem Zeitalter vorangegangen. Ihr heller Blick hatte frühe das Richtige gefunden. Entfernt von aller Einseitigkeit, frei von den Fesseln beschränkender Meinungen, hatte sie selbstständig und mit Weisheit erwogen, wie der Mensch und wie der Fürstensohn erzogen werden müsse, daß nicht die Sorge für das Eine verdrängt werde durch die Sorge für das Andere, nicht die Rücksicht auf das Körperliche durch die auf das Geistige, nicht die Rücksicht auf die Bildung des Herzens durch die auf die Bildung des Verstandes, nicht die Rücksicht auf den Menschen durch die auf die Bestimmung des künftigen Regenten." Unwillkürlich denkt der Menschenfreund an die Beobachtung Iselin's: „Wenn man die Geschichte aller Männer genau wüßte, die sich durch Tugenden

ausgezeichnet haben, ſo würde man unter zehn immer neun finden, welche dieſen Vortheil ihren Müttern ſchuldig wären. Es iſt noch nicht genug anerkannt, wie wichtig eine unſchuldig und untadelhaft zugebrachte Jugend für das ganze Leben eines Menſchen iſt, wie faſt Alle, welche dieſen Vortheil genoſſen haben, ihn Niemanden ſchuldig geweſen ſind, als ihren Müttern, und wie ſehr überhaupt die Vollkommenheit und das Glück der Menſchheit ſich auf Weiberverſtand und Weibertugend gründet." Zimmermann erinnert in ſeinem Werke über die Einſamkeit an Dion, der das Glück gehabt habe, in Plato einen Lehrer und Erzieher zu finden, und fügt hinzu: „Was Plato für den Dion that, das thut manche Mutter für ihren Sohn, oft ohne daß es der Vater gewahr wird. Philoſophie aus dem Munde einer klugen und mit der Menſchheit bekannten Mutter fließet durch das Herz in den Kopf. Wer geht nicht gern, auch auf rauhen Wegen, an einer geliebten Hand. Welcher Unterricht auf Erden überwiegt die holden Lehren einer Frau von erhabener Denkart, tiefem Blicke, liebeathmendem und liebevollem Herzen." Die Fürſtin fand, eine zweite Cornelia, ihren Schmuck nicht nur in ihren Söhnen; ſie opferte ihr Geſchmeide, um für die Ausbildung ihres älteſten Sohnes alle Mittel aufzuwenden. Sie ſendete ihn in Begleitung ſeines Hofmeiſters Leuchſenring, eines geiſt- und kenntnißreichen Mannes, den Göthe's Laune zum Vorbild ſeines Paters Brey erlas, nach der Univerſität Leyden und nachher auf Reiſen und hatte die Genugthuung, dieſes Opfer nicht umſonſt gebracht zu haben. Die Ludwigsſäule iſt Urkunde.

Als im Jahre 1772 der Erbprinz die väterlichen Beſitzungen im Elſaß beſuchte, ſendete ihm von ſeinem nahen Wohnort Kolmar aus der blinde Pieſſel, der früher oft an den kleinen Hof in Buchsweiler gekommen war, in der galanten Sprache ſeiner Zeit folgende Zeilen zu:

Prinz! um den Sohn Ulyſſes' groß zu bilden,
Stieg Pallas einſt von des Olymps Gefilden;
Doch damals war ſie braun und alt,
Verhüllt in Mentor's ernſter Miene;
Bei dir behielt ſie ganz die göttliche Geſtalt,
Und gab ſich blos den Namen Karoline.

Schon oben wurde hervorgehoben, daß, als über Deutſchland die geiſtige Morgenröthe ſich ergoß, ſie auch von der Fürſtin freudigſt begrüßt wurde. Die erſten Geſänge des „Meſſias" waren erſchienen und erfüllten ihre ganze Seele für die Dichtung und den Dichter, von dem Göthe ſagt: „Nun ſollte die Zeit kommen, wo das Dichtergenie ſich ſelbſt gewahr würde, ſich ſeine eignen Verhältniſſe ſelbſt ſchüfe und den Grund zu einer unabhängigen Würde zu legen verſtünde. Alles traf in Klopſtock zuſammen, um eine ſolche Epoche zu begründen. Er war, von der ſinnlichen wie von der ſittlichen Seite betrachtet, ein reiner Jüngling. Ernſt und gründlich erzogen, legt er von Jugend an einen großen Werth auf ſich ſelbſt und auf Alles, was er thut, und indem er die Schritte ſeines Lebens bedächtig vorausmißt, wendet er ſich, im Vorgefühl der ganzen Kraft ſeines Innern, gegen den höchſten denkbaren Gegenſtand. Der „Meſſias," ein Name, der unendliche Eigenſchaften bezeichnet, ſollte durch ihn auf's neue verherrlicht werden. Der Erlöſer ſollte der Held ſein, den er, durch irdiſche Gemeinheit und Leiden, zu den höchſten himmliſchen Triumphen zu begleiten gedachte. Alles, was Göttliches, Engliſches, Menſchliches in der jungen Seele lag, ward hier in Anſpruch genommen." In dem tief religiöſen Gemüthe der Fürſtin hallten die himmliſchen Töne des Geſangs in ihrer vollen Reinheit und Harmonie wider; ſie hegte eine tiefe Verehrung für den Dichter. Seine Oden und Elegien waren in Zeitſchriften zerſtreut, einzeln noch gar nicht gedruckt. Die Landgräfin veranſtaltete im Jahr 1771 die erſte Ausgabe derſelben (160 Seiten) in 34 Exemplaren, welche ſie an die ihr nachſtehenden Verehrer des Dichters, ſo auch an Göthe und Herder, vertheilte. Letzterer hatte im Hauſe Heinrich Merk's in Darmſtadt ſeine

dort lebende nachherige Gattin, wie Ersterer sich ausdrückt, „doppelt interessant durch ihre Eigenschaften und ihre Neigung zu einem so vortrefflichen Manne," kennen gelernt, am 25. August 1771 in einem kleinen Kreise bei der im Schlosse wohnenden Erzieherin der Prinzessinnen seinen Geburtstag gefeiert und sich zugleich mit seiner Braut verlobt. Hier wurde er der Landgräfin vorgestellt, vor der er mehrmals in der Hofkirche predigte.

Noch viel früher hatte die Fürstin einen andern ausgezeichneten Mann kennen gelernt, um dieselbe Zeit, da Göthe, noch als Knabe, seine Bekanntschaft in Frankfurt gemacht hatte, sodaß wir ihm auch folgendes Bild des Mannes verdanken: „Ein anderer vorzüglicher Mann, dessen Persönlichkeit nicht sowohl, als seine Wirksamkeit in der Nachbarschaft und seine Schriften einen sehr bedeutenden Einfluß auf mich gehabt haben, war Karl Friedrich von Moser, der seiner Geschäftsthätigkeit wegen in unserer Gegend immer genannt wurde. Auch er hatte einen gründlich-sittlichen Charakter, der, weil die Gebrechen der menschlichen Natur ihm wohl zu schaffen machten, ihn sogar zu den sogenannten Frommen hinzog; und so wollte er, wie van Loen das Hofleben, ebenso das Geschäftsleben einer gewissenhafteren Behandlung entgegenführen. Die große Anzahl der kleinen deutschen Höfe stellte eine Menge von Herren und Dienern an, wovon die ersten unbedingten Gehorsam verlangten, und die andern meistentheils nur nach ihren Ueberzeugungen wirken und dienen wollten. Es entstand daher ein ewiger Conflict und schnelle Veränderungen und Explosionen, weil die Wirkungen des unbedingten Handelns im kleinen viel geschwinder merklich und schädlich werden, als im großen. Viele Häuser waren verschuldet und kaiserliche Debitcommissionen ernannt; andere fanden sich langsamer oder geschwinder auf demselben Wege, wobei die Diener entweder gewissenlos Vortheil zogen, oder gewissenhaft sich unangenehm und verhaßt machten. Moser wollte als Staats- und Geschäftsmann wirken, und hier gab sein ererbtes bis zum Metier ausgebildetes Talent ihm eine entschiedene Ausbeute; aber er wollte auch zugleich als Mensch und Bürger handeln und seiner sittlichen Würde so wenig als möglich vergeben. Sein „Herr und Diener," sein „Daniel in der Löwengrube," seine „Reliquien" schildern durchaus die Lage, in welcher er sich zwar nicht gefoltert, aber doch immer geklemmt fühlte. Sie deuten sämmtlich auf eine Ungeduld in einem Zustand, mit dessen Verhältnissen man sich nicht versöhnen und den man doch nicht los werden kann. Bei dieser Art zu denken und zu empfinden mußte er freilich mehrmals andere Dienste suchen, an welchen es ihm seine große Gewandtheit nicht fehlen ließ. „Ich erinnere mich," fügt Göthe hinzu, „seiner als eines angenehmen, beweglichen und dabei zarten Mannes." Noch ehe Moser jenes merkwürdige Buch: „Der Herr und der Diener, geschildert mit patriotischer Freiheit," vergleichbar einer weithin tönenden Glocke, im Jahr 1759 herausgegeben hatte, lernte ihn, da er schon im Jahr 1756 in die Dienste des Landgrafen Ludwig VIII. getreten war, ein Verhältniß von vorübergehender Dauer, die Landgräfin kennen; sie überzeugte sich davon, wie tief derselbe die elenden öffentlichen Zustände kannte und wie lebhaft er sie beklagte, wie lebhaft er wünschte, zur Herstellung eines geordneten, sittlichen Staatslebens beitragen zu können; sie sympathisirte mit ihm, war aber noch nicht in der Lage, ihm einen Wirkungskreis eröffnen zu können. Nur die Presse bot ihren Dienst dar. Wenn Moser seine Schrift mit den Worten einleitete: „Die ersten Züge dieser Schrift sind auf Veranlassung einer Herrschaft entworfen worden, welche den rühmlichen Vorsatz einer guten Regierung gefaßt hatte", so läßt sich vermuthen, daß er die Fürstin meinte. Es gelang ihr, daß ihr Gemal im Jahr 1762 Moser zu Unterhandlungen mit dem Hause Hessen-Kassel wegen Beilegung der Dissidien in Bezug auf die Hanausche Erbschaftsangelegenheit, die auch zum Ziele führten, verwendete. Als der Mann ihres Vertrauens im folgenden Jahr 1753 in den Dienst des Landgrafen von Hessen-Kassel trat, mußte sich die Erbprinzessin auf eine Perspective beschränken. Sie äußerte sich in einem Schreiben an ihn dahin: „Ich schätze Sie zu sehr, als daß ich mich nicht dem

Vergnügen hingeben sollte, Sie als uns noch in jeder Beziehung angehörend zu betrachten. Absehend von den Hoffnungen, die ich daraus für meine Kindee und für das Land schöpfe, habe ich auch noch den Grund: „Es werden sich zehn andere finden, die, weniger tüchtig, weniger gewissenhaft und redlich, als Sie, ihre Künste spielen lassen würden. Ich bitte Sie, mich und die Meinigen nicht zu verlassen und auf die Lauterkeit meiner Hochachtung gegen Sie zu rechnen.“ Als der Gemal der Fürstin zur Regierung gelangt war, ließ sie es an der Bemühung, denselben zu vermögen, den Mann ihres Vertrauens über die stehen gebliebene Brücke zurückzuführen, nicht fehlen, aber lange vergebens. Erst als der Landgraf sich überzeugte, daß zur Regelung der sehr zerrütteten Finanzen ein Mann an das Staatsruder gestellt werden müsse, der des öffentlichen Vertrauens sich erfreue, gab er nach, und Moser wurde im Jahr 1772 unter dem Titel eines Präsidenten an die Spitze der Staatsverwaltung gestellt. Ein lebhafter Briefwechsel zwischen dem fürstlichen Paar hatte bereits das System festgestellt, welches die neue Staatsverwaltung beherrschen sollte. Nach Ordnung der Finanzen ward rasch Hand an die Regeneration des kleinen Staats gelegt, den die Fürstin ihrem Sohn in blühendem Zustand hinterlassen zu sehen wünschte.

Bereits im Jahr 1771 war an eine Verbindung zwischen dem Großfürsten Paul von Rußland, dem Sohn der Kaiserin Katharina II., und einer Tochter des Landgrafen gedacht worden. Vorzugsweise wurde die vierte Tochter, Prinzessin Wilhelmine, in's Auge gefaßt. Friedrich der Große, den Töchtern seiner Freundin glänzende Verbindungen gönnend und dabei politische Zwecke verfolgend, suchte diesen Plan zu fördern. Herr von der Asseburg, das Vorbild des Junkers von Falkenstein in Bürger's Ballade („Morgenblatt“, 1849, Nr. 281), war der Unterhändler. Die Landgräfin wünschte ebenfalls die Verbindung und wechselte wegen dieser Angelegenheit häufig Briefe mit dem Könige. Dieser Briefwechsel, unter Siegeln in den Archiven verwahrt, könnte Aufschluß geben über die Gründe, welche die Fürstin beherrschten. Ohne Zweifel war der Wunsch ihres gekrönten Freundes ihr schon ein mächtiger Grund. Folgen wir den Denkwürdigkeiten des Unterhändlers. „Wir ersehen“, heißt es S. 252, 253, „aus einer Reihenfolge von eigenhändigen Briefen der Landgräfin, Mutter der Prinzessin Wilhelmine, an den Geheimen-Rath von der Asseburg, daß er solche in's Vertrauen über die Absichten gesetzt hatte, welche die Kaiserin auf die Prinzessin richtete. Die Landgräfin war eine der ausgezeichnetsten Fürstinnen ihrer Zeit. Dies Zeugniß haben ihr nicht nur ihre Zeitgenossen allein, sondern auch die Nachwelt zugestanden. Die schönen Eigenschaften des Herzens und Verstandes ihrer Töchter, durch die ihnen ertheilte Erziehung ausgebildet, bestimmten ihre Wahl zu Gemalinnen der ersten Fürsten Deutschlands. Ihre Nachkommenschaft blüht noch in einigen dieser hohen Häusern, und von den Enkeln der Landgräfin haben mehrere in den letzten verhängnißvollen Zeiten alle jene edeln Fürstentugenden vereinigt bewährt, die sich anderwärts nur einzeln vorfinden. Die Correspondenz der Landgräfin mit dem Herrn von der Asseburg, die im Jahre 1771 anfängt und sich mit ihrem am 30. März 1774 erfolgten Ableben schließt, gibt von ihren Eigenschaften und großen Einsichten den Maßstab und liest sich heute noch mit höchstem Interesse.“ S. 256 wird dieses Briefwechsels weiter gedacht. Denn wir lesen unter bunten Betrachtungen: „Die Correspondenz mit der Frau Landgräfin verbreitet über den Antheil, den der König von Preußen an diesen Unterhandlungen nahm, noch mehr Licht und beweist die Schwierigkeit der Lage Asseburg's, der in den ersten Jahren dieses Geschäfts noch in dänischen Staatsdiensten stand, vom russischen Hofe in einer wichtigen geheimen Unterhandlung gebraucht wurde und zugleich durch seine bedeutenden Besitzungen preußischer Unterthan war. Die Zartheit dieser Verhältnisse wurde noch durch den Umstand vermehrt, daß Asseburg durch die Persönlichkeit der Landgräfin und in der Absicht, auf die angemessenste Weise den Zweck der Unterhandlung zu erreichen, sich bemüssigt geglaubt hatte, sie in's Vertrauen zu setzen, ohne hierzu von seinem Hofe den Befehl erhalten zu haben, daß der König von Preußen mit der

Landgräfin in derſelben Abſicht einen Briefwechſel unterhielt, daß Aſſeburg zwar durch dieſe Fürſtin davon unterrichtet, jedoch genöthigt war, weder gegen ſeinen eignen noch gegen den preußiſchen Hof, als davon Kenntniß zu haben, erſcheinen zu dürfen. Da wir", heißt es weiter, „uns erlauben, Anekdoten aus dieſer Zeit in unſere Darſtellung aufzunehmen, ſo glauben wir einige Stellen aus jener Correſpondenz anführen zu dürfen, die noch mehr Licht auf die angedeuteten Verhältniſſe werfen. Die Landgräfin und Aſſeburg waren über einen conventionellen Chiffre übereingekommen; in dieſem wurde unter l'associé du libeaire der König von Preußen verſtanden, unter libraire die Kaiſerin; die beabſichtigte Vermählung hieß: „la souscription d'un ouvrage à publier", die Töchter der Landgräfin: „les volumes de cet ouvrage." Hiernach wird die Stelle eines Schreibens der Landgräfin vom 31. Juli 1772 verſtändlich ſein, in welcher es heißt: „l'associé ajoute, qu'un article avait pensé effaroucher le libraire, c'est la conduite de la belle-soeur de la mère de l'héroine du roman, et celle de la fille aînée de cette belle-soeur, mais qu'il avait donné les éclaircissements là-dessus." Diese Stelle hat in ſofern einiges Intereſſe, als unter: „la belle-soeur de la mère" etc. die Wittwe des Prinzen Friedrich von Zweibrücken, Bruders der Landgräfin, verſtanden wird; fille aînée deutet die damalige Kurfürſtin von Sachſen an."

Im October 1772 kam die Semiramis des Nordens zu einem beſtimmten Entſchluſſe. Der Unterhändler erhielt von dem Miniſter der Kaiſerin, dem Grafen von Panin, den Befehl, der Landgräfin den Antrag zu machen, mit ihren drei Töchtern nach der nordiſchen Hauptſtadt zu reiſen, jedoch mit einer eignen Clauſel. „Indem ich", heißt es in der Depeſche, „Ihnen dieſen Beſchluß der Kaiſerin mittheile, fordere ich Sie auf, Alles aufzuwenden, um die Frau Landgräfin zu vermögen, mit ihren drei Töchtern die Reiſe nach Rußland zu unternehmen, ohne daß jedoch die Kaiſerin an eine derſelben gebunden iſt. Sie können immerhin darauf hindeuten, es ſei kaum anzunehmen, daß die Wahl der erhabenen Mutter, in Uebereinſtimmung mit der des ſo zärtlich geliebten Sohnes, nicht auf eine derſelben fallen werde; Sie können beifügen, daß die Erfüllung eines ſo billigen Wunſches die Kaiſerin entzücken, dieſe ſo edle und großherzige Fürſtin zur Dankbarkeit verpflichten, zugleich ihrer Zärtlichkeit und ihren mütterlichen Gefühlen Genüge thun würde." Herr von der Aſſeburg erzählt, daß die Landgräfin, mit Einwilligung ihres Gemals, die Einladung angenommen habe, ſchweigt aber von den Gefühlen, mit welchen die Fürſtin gekämpft haben mußte, ehe ſie ſich zu dieſem Schritt entſchloß. Sie hatte aber nicht blos dieſen einen bittern Kelch auszutrinken. Mit der Benachrichtigung von dem Entſchluß der Landgräfin verband der Unterhändler die Hindeutung darauf, daß ſie, mehr durch den Ausdruck ihrer Verlegenheit und naſſes Auge, als durch Worte, ihm zu erkennen gegeben habe, ſie beſitze nicht die Mittel zu einem ſo außerordentlichen Aufwand, ſowie darauf, daß die Kaiſerin genöthigt ſein werde, dieſes Hinderniß zu beſeitigen. Auch berührte er den Punkt der nothwendigen Religionsveränderung, die, wie er ſich ausdrückte, ihn am meiſten beſchäftigte, indem er ſich damit tröſtete, daß eine ſo umſichtige Mutter hierüber mit ihren Töchtern zu Rath gehen werde. In einer Depeſche vom 12. Februar 1773 meldete er dem Miniſter: „Ich hatte ſeitdem geheime Benehmungen mit der Landgräfin und ihren Töchtern in Bezug auf den religiöſen Punkt. Es ſcheint mir, daß die beiden Aeltern hierin willfähriger ſeien, als die Jüngſte, Louiſe, die erklärte, ſie wolle ſich darüber nicht beſtimmt ausſprechen."

Die Kaiſerin ſendete einen Wechſel von 80,000 Gulden und ließ unter der Führung des Admirals Knowles ein Geſchwader von drei Fregatten: „Heilige Marie", „Falke" und „Rapide" nach Travemünde führen. Die Landgräfin trat, von Heinrich Merck, wie wir von ſeinem Freund Göthe, der dieſe Trennung beklagte und ſich durch den Briefwechſel nicht entſchädigt anſah, wiſſen, und dem Baron von Schrautenbach begleitet, mit ihren drei Töchtern zu Anfang des Monats Mai 1773

die Reise an. In Leipzig schrieb sie an Herrn von der Asseburg, der sie bis dahin begleitet zu haben scheint, folgendes Billet: „Ja, mein Herr! Ich würde, so muthig bin ich, lieber mit meinen drei Töchtern Petersburg wieder verlassen, als die eine oder die andere unglücklich machen. Ich war bisher keine gefühllose Mutter, und werde es niemals werden. Bei meiner Zärtlichkeit gegen sie hat mich keine Rücksicht zu den Schritten bewogen, die ich jetzt thue. Sollte man mich mißkennen, sollte man etwa glauben, ich handle nur für mich, während ich wohl nur noch einige Jahre zu leben habe? Gott ist mein Zeuge, daß, was ich in dieser Angelegenheit thue, nur das Glück meiner Tochter, welche ausersehen werden wird, und des russischen Reichs zum Ziele hat." Nach einem Aufenthalt von mehreren Tagen in Potsdam bei ihrem königlichen Freund und ihrer Tochter, der Prinzessin von Preußen, setzte die Fürstin ihre Reise fort. Vor ihrer Abreise von da erhielt sie folgendes Schreiben der Kaiserin vom 28. April: „Sobald es die Jahreszeit erlaubte, beeilte ich mich, mein Geschwader nach Lübeck gehen zu lassen. Auf ihm befindet sich der General Rehbinder, der nicht nur den Befehl erhalten hat, dieses Schreiben an Sie gelangen zu lassen, um sie von der Ankunft der Schiffe in dem Hafen in Kenntniß zu setzen, sondern auch von mir ausersehen ist, Sie zu geleiten, wenn Sie es gestatten, und in meine Staaten zu führen. Kommen Sie, Madame, kommen Sie; ich erwarte Sie mit Ungeduld. Seien Sie überzeugt von meinem lebhaften Verlangen, Sie mit Ihren drei Prinzessinnen Töchtern an meinem Hof zu sehen, dessen Zierde Sie sein werden. Es soll für mich ein Fest sein, Sie zu empfangen, Ihre Bekanntschaft zu machen und Ihnen zu beweisen, welche Angelegenheit es für mich ist, Ihnen meine Hochachtung und Freundschaft zu bezeugen." Die reisenden Damen kamen am 8. Juni in Lübeck an und wurden von dem General von Rehbinder im Namen der Kaiserin begrüßt. Sie wählten den „Heiligen Markus", befehligt von dem Grafen Andreas Razumowski, dem nachherigen Diplomaten, der als Fürst im Jahr 1837 in Wien starb, wohin er sich zurückgezogen hatte, und landeten am 17. Juni in Reval. Einige Tage nachher trafen die Gäste auf dem Lustschlosse Gatschina ein, wo sie von der Kaiserin empfangen wurden, die sie selbst nach Zarskojeselo führte. So standen sich zwei von den vier Fürstinnen gegenüber, welchen Friedrich der Große die Palme zuerkannt hatte. Doch welche Gegensätze! Auf der einen Seite die Beherrscherin eines Reichs, welches einen großen Theil der Erdkugel bedeckte, auf der andern eine Fürstin, welche einem der kleinsten Staaten, nur einem Punkt auf dem Erdglobus, angehörte, die aber, wie Wieland einmal (in einem Briefe an Jacobi) wünschte, „zur Königin von Europa" erhoben zu werden verdiente. Auf der einen Seite ein sittenloses Weib, auf der andern eine sittenreine hohe Frau, die zu bedenken hatte und gewiß bedachte, an welchem Hof sie erschienen sei.

Herr von Schrautenbach war Zeuge der ersten Zusammenkunft der beiden Fürstinnen. Sein Schreiben darüber an Herrn von der Asseburg ist erhalten und des Inhalts: „Am folgenden Tag fanden wir den Fürsten Orloff, der die Fürstinnen einlud, in einem Lustschlosse (Gatschina) zu diniren, das auf der Route lag. Wie erstaunten wir, hier die Kaiserin zu finden! Sie empfing uns hier so artig und gütevoll, daß sie alle unsere Herzen eroberte. Die Frau Landgräfin hielt diese erste Zusammenkunft sehr gut aus; aber die Prinzessinnen, schon angegriffen und erschöpft von der Hitze und der Folter ihrer seltsamen Lage, hatten Mühe, sich aufrecht zu erhalten. Uebrigens nahm man wohl wahr, daß Ihre Majestät sehr zufrieden war; sie gestand, das Aussehen der Prinzessinnen sei vortheilhafter, als sie geglaubt habe, und besonders die Prinzessin Wilhelmine gewinne ihrem Bild gegenüber; auch sonst bemerkte man, daß die ihr am besten gefalle. Nach dem Diner fuhr die Kaiserin mit ihren Gästen weg und begegnete nach einer Stunde seiner Hoheit, dem Großfürsten, welcher, die Frau Landgräfin begrüßend, ihr mit vieler Feinheit dafür dankte, eine so weite und beschwerliche Reise unternommen zu haben; freilich gelte es das Glück seines Lebens."

Am 15. Auguſt legte die zur Braut auserwählte Prinzeſſin Wilhelmine das Glaubensbekenntniß der griechiſchen Kirche ab, wobei ihr der Name Natalia Alexiewna beigelegt wurde; der folgende Tag ſah die Verlobung.

Zu den Beobachtern gehörte der Graf von Solms, preußiſcher Geſandte am ruſſiſchen Hofe. Am 31. Auguſt ſchrieb er ſeinem Freund, dem Herrn von der Aſſeburg: „Der Großfürſt hat Etwas, was ihn dem andern Geſchlecht angenehm macht. Ohne eine ſtattliche Geſtalt zu haben, iſt er ſchön von Geſicht, wohl geſtaltet, gefällig in ſeiner Unterhaltung und in ſeiner Haltung, zartfühlend, hochgebildet, zuvorkommend und heiterer Gemüthsſtimmung" u. ſ. w. Dieſem ſo geſchilderten jungen Fürſten, der, gleich ſeinem Vater, einen ſo furchtbaren Tod finden ſollte, wurde die Tochter der Landgräfin am 10. October angetraut. Den Glanz des Feſtes erhöhte die Kaiſerin durch kaiſerliche Freigebigkeit. Edelſteine, Zobelpelze, 100,000 Rubel und 20,000 Rubel an Reiſegeld für die Landgräfin, 50,000 Rubel und Pretioſen für jede der beiden Töchter. Den Schatz von Lehren und Rathſchlägen, womit die Mutter der jungen Großfürſtin die Tochter ausſtattete, hat Niemand geprüft.

Die Landgräfin verließ, ihren älteſten Sohn, den Erbprinzen, dort zurücklaſſend, Petersburg am 26. October und traf anfangs Novembers in Potsdam ein, wo ſie eine Zeit lang verweilte, um ſich des Umgangs mit dem Philoſophen von Sansſouci zu erfreuen, dem die Befriedigung ſeines Wunſches gelungen war. Dort ließ ſie ſich die Dichterin Karſchin vorſtellen, die in einer ſpätern poetiſchen Epiſtel an Merck bat:

„Empfiehl mich Henriettens Huld!"

Am Ende des Jahrs war ſie wieder in Darmſtadt. In einem Schreiben an Herrn von der Aſſeburg vom 28. Auguſt äußerte ſich die Kaiſerin dahin, daß ſich die Landgräfin im erſten Augenblick ihre Achtung und Freundſchaft erworben habe, daß ſie es hoffentlich nicht bereuen werde, gekommen zu ſein, daß ſie verſichert habe, ſie kehre heiter, zufrieden und beruhigt zurück. Wohl vernahm die Herrſcherin an der Newa, daß ihre neue Freundin anſcheinend glücklich zurückgekehrt ſei, um bald darauf bedauern zu müſſen, daß ihrer ſchon ſchwankenden Geſundheit die beſchwerliche Hin- und Herreiſe und die mit dem Erſcheinen an einem ſo glänzenden Hof verbundenen Anſtrengungen ſchädlich geweſen ſeien. Kränkelnd betrat die Landgräfin wieder ihre Gemächer. Am 28. Februar 1774 ſchrieb ſie dem Herrn von der Aſſeburg: „Meine Beklemmungen werden ſtärker, meine Hinfälligkeit nimmt zu; ich kann aus keinem Gemach in das andere gehen, ohne den Athem zu verlieren; mein Uebel iſt zu tief eingewurzelt, als daß ich Heilung hoffen könnte; eine Arznei folgt der andern, und ich ſterbe nach allen Regeln. Ich kann nicht ſagen, mein Herr, daß ich meinem Ende mit Vergnügen entgegenſehe, durchaus nicht! ich habe keinen Grund, mich darnach zu ſehnen; aber ich muß ſterben, und ich bin darauf gefaßt." Wer denkt dabei nicht an Egmont's Wort: „Süßes Leben, ſchöne freundliche Gewohnheit des Daſeins und Wirkens!" Ja, wirken wollte ſie!

Schon vier Wochen vorher, am 27. Januar, ſchrieb die Leidende ihren letzten Willen nieder: „Mein häufiges Unwohlſein läßt mich mein nahes Ende vorausſehen. Ich muß mich dahee zu meinem Weggehen anſchicken und meine Anordnungen treffen. Die Güte und Werthſchätzung, womit der Landgraf mich beehrt hat, läßt mich erwarten, daß er meinen letzten Willen erfüllen wird; ſein Edelmuth wird die Bitten gewähren, die ich an ihn richte: Ich will in keiner Kirche beigeſetzt werden; meine Grabſtätte ſoll mein Garten ſein. Leibgardiſten ſollen ohne weitere Begleitung meinen Sarg zu Grabe tragen. Mit Einſchluß des Glockenſpiels kein Glockengeläute, weder hier, noch im Land. Ich bin gefaßt. Ich empfehle meine Seele dem Allmächtigen; ich habe mit Willen Niemanden wehe gethan; ich verzeihe meinen Feinden, wenn ich ſolche haben ſollte, und meinen Verräthern. Ich beklage meine Kinder, meine Mutter und meine Freunde. Möge ich in ihrer Erinnerung leben!" Noch verfügte die

Fürstin, ihre Mutter, und wenn diese nicht anwesend sein solle, Frau Ravanel (die Erzieherin ihrer Töchter) solle ihre Papiere durchsehen und alle Briefe, welche nicht die Staatsverwaltung berührten, verbrennen, mit Ausnahme der Schreiben des Königs von Preußen, der Kaiserin von Rußland, des Großfürsten und ihrer Tochter Natalie, die verschlossen und mit ihrem Siegel verwahrt im Archiv niedergelegt werden sollten.

Noch am Tage ihres Ablebens wendete die Sterbende ihre letzten Kräfte an, um ihrem Gemal ihre letzten Wünsche darzulegen und von ihm Abschied zu nehmen: „Theuerster und liebster Gemal! Meine letzte Stunde nahet und ich danke Gott, daß er mich nach so vielem erlebten Glück auch noch des Glückes werth hält, sie mir anzukündigen. Das Diesseits liegt hinter mir, und ich ahne die Seligkeit des Jenseits. Ich wünsche Ihnen und meinen lieben Kindern ein frohes Leben und das größte denkbare Glück, ein ruhiges, seliges Ende. Meine Chatoulle wird Ihnen Baron von Riedesel einhändigen. Ich weiß, daß sie in eine Hand kommt, die sich so gern, als die meinige, den Dürftigen öffnet. Noch einen Wunsch habe ich, den letzten für diese Welt. Lassen Sie mich mitten in der großen Baumgruppe des englischen Gartens beerdigen. Man wird dort eine Grotte finden, die außer mir nur ihrem Erbauer bekannt ist. In ihr ist die Stelle, wo ich ruhen will, und die ich größtentheils mit eigner Hand zugerichtet, mit einigen Steinen bezeichnet. Hier, an der Stelle, an die ich mich von dem Geräusche des Hofes flüchtete, wo sich meine Seele mit Gott unterhielt, dem ich bald von meinem Leben, das ich mit Ihnen, mein Gemal! theilte, Rechenschaft geben soll, hier, wo ich so oft Sie und meine Kinder dem Herrn befahl, hier, wo der Allmächtige alle meine Wünsche erhörte, hier will ich auch ruhen. Mein theuerster Gemal und Herr! ich erwarte Sie jenseits des Grabes in einer bessern Welt. Mein letzter Hauch gehört Ihnen." Man fand nicht ohne Mühe die bezeichnete Stelle. Ein unterirdischer Gang führte zu einer Felsengrotte, in welche durch eine kleine Oeffnung, die durch einen vorgelegten Stein verschlossen werden konnte, so viel Licht fiel, als zum Lesen erforderlich war. Unter ihr stand das Ruhelager neben dem vollendeten Grab. Zwischen den Steinen lagen Andachtsbücher, so Gellert's „Geistliche Oden" und „Moral", auch religiöse Betrachtungen, welche die Einsame niedergeschrieben hatte. Wäre damals schon Zimmermann's Werk über die Einsamkeit erschienen gewesen, die Fürstin, die mit dem großen Seiplo meinte, sie wäre nie weniger allein, als wenn sie allein wäre; würde es hier bewahrt haben.

Die „große Landgräfin," starb am 30. März 1774 in den Armen ihrer Mutter, die, erschüttert von dem schweren Verlust, der Tochter bald folgte. Die sterblichen Reste der Hingegangenen wurde am Abend des 4. Aprils bei Fackelschein zu Grabe getragen und an der gewählten Stätte beigesetzt.

Oberjägermeister von Riedesel, welcher zu der nächsten Umgebung der Verstorbenen gehörte, meldete dem königlichen Freunde den schweren Verlust. Am 12. April des folgenden Jahrs gelangte an ihn folgendes Schreiben des Königs: „Herr Baron von Riedesel! Der Anlaß dieses Schreibens erinnert mich an ein sehr trauriges Ereigniß, an den Verlust, den wir durch das Ableben der Frau Landgräfin von Hessen-Darmstadt, dieser vortrefflichsten Fürstin, welche der Schmuck und der Gegenstand der Bewunderung ihrer Zeit war, erlitten haben. Sie wissen, wie unendlich hoch ich ihre Verdienste stellte und wie tief mich ihr frühzeitiger Tod ergriffen hat; Sie wissen auch, daß ich bei der ersten Nachricht von ihrem Hinscheiden den Entschluß faßte, ihren Grabhügel mit einem Aschenkrug zu bezeichnen, welcher künftigen Zeiten Urkunde meiner Gefühle der Verehrung ihrer Geistesgaben und reichen Tugenden sein solle. Er ist eben vollendet und soll an Sie gesendet werden. Denn Sie wissen am besten, wie der Seligen ein Denkmal zu setzen sei. So schmerzvoll auch die Pflicht ist, zu deren Erfüllung ich Sie berufe, so sehr rechne ich auf ihre Bereitwilligkeit, ihr im Sinne der Hingegangenen zu genügen, und ich werde jede sich mir darbietende

Gelegenheit, Ihnen die Mühe zu vergelten, welche dieſer Aufteag Ihnen verurſachen wird, ergreifen."

Die Urne von weißem Marmor, welche ſeitdem den von Gebüſch und Bäumen umſchatteten, von Epheu umrankten Grabhügel ſchmückt, zeigt den Namen der Rubenden, bezeichnet den Tag der Geburt und des Todes derſelben, und nennt ſie: „Femina sexu, ingenio vir" (Weib durch Geſchlecht, Mann an Geiſt). Am Fuß der Urne der Name des großen Mannes, welcher der großen Frau das kleine Denkmal errichtete.

Wohl konnte Merck in einem Brief vom Jahr 1777 („Briefe an und von Johann Heinrich Merck, herausgegeben von Karl Wagner", Darmſtadt 1838, S. 98) klagen: „Der Geiſt der Landgräfin iſt entflohen." Auch eine ſprechende Inſchrift. Wieland, einer der feurigſten Verehrer der Hingegangenen, weil er ſie perſönlich hatte kennen lernen, widmete ihr folgendes Epitaphium:

Du,
der du unter dieſen
von Karolinens
wohlthätiger Hand
gepflanzten Bäumen wandelſt,
was ſtaunſt du
und wunderſt dich des geheimen Schauders,
der deine Seele erſchüttert?
Wiſſe, dieſer Hain iſt heilig!
Unter dieſem Schatten trauert
der Tugend Genius
über Karolinens Aſchenkrug!
Sieh' und feiere das Andenken der beſten Furſtin,
erhaben durch Geburt und Verbindungen,
erhabener durch ihren Geiſt und ihre Tugenden;
geprüft in beiderlei Glück
und in beiden gleich groß,
vergaß ſie gern in dieſen
der Betrachtung geweihten Lauben
jede andere Größe,
dachte hier an des Lebens Vergänglichkeit,
wovon ſie, ach zu früh, ein Beiſpiel wurde;
und hier wollte ſie
ihren von den Thränen ihrer Kinder,
ihres Volkes, Aller, die ihr jemals ſich nahten,
benetzten Staub der Erde zurückgeben.
Sie, die den erſten Thron der Welt geziert hätte,
verſchmähte den eitlen Pomp koſtbarer Denkmale.
Denn ſie hinterließ ein Denkmal,
das ihrer würdiger,
das unſterblich iſt, wie ſie,
in den Herzen aller Redlichen.

Friedrich Karl von Moſer, Matthias Claudius und die Land-Commiſſion zu Darmſtadt.

Friedrich Karl von Moſer trat im Jahr 1772 als Präſident und Kanzler in die landgräflich Heſſen-Darmſtädtiſchen Dienſte. Er rief im Jahre 1777 eine „zu Berath- und Verbeſſerung des allgemeinen Nahrungs-Standes angeordnete Land-Commiſſion" in's Leben, deren amtliches Mitglied der berühmte Volksdichter Matthias Claudius wurde. Das Bemühen dieſer Behörde ſollte einzig darauf gerichtet ſein, dem guten fleißigen Unterthan ſeine Abgaben leichter, ſein Leben froher, ſeinen Himmel blauer, ihn zufrieden mit ſich und dankbar gegen ſeinen Fürſten zu machen.

Claudius, der in Jena ſtudirt, und dann als Privatmann und Herausgeber des Wandsbecker Boten (1770 — 1775 herausgegeben. Seine Werke unter dem Titel: „Asmus omnia sua secum portans oder ſämmtliche Werke des Wandsbecker Boten. Wandsbeck und Hamburg 1775, 8 Bände,) zu Wandsbeck, einem kleinen Fabrikorte nordöſtlich von Hamburg gelebt hatte, war 1776 als Oberlandcommiſſär mit einer Beſoldung von 800 fl. nach Darmſtadt berufen worden, wo er in dem nachmals Prinz Friedrich'ſchen Hauſe am Louiſenplatz wohnte. Es gefiel ihm Anfangs ſehr gut in Darmſtadt. Aber ſchon im October 1776 verlangte er nach Wandsbeck zurück und wollte Voß nach Darmſtadt haben, weil dort ſein Freund nah ſeinem Herzen wäre. Claudius wirkte mit voller Kraft für die ſchönen Zwecke, deren Verwirklichung ſich Moſer in der Landgrafſchaft vorgeſetzt hatte; ſeine zahlreichen treuherzigen und gemeinnützigen Beiträge zur Heſſen-Darmſtädtiſchen Landzeitung, deren Begründer und erſter Redakteur er war, fanden überall die wirkſamſte Aufnahme. Sein gemüthlicher treuherziger Ton, der rechte Volkston, ſeine heitere, urſprüngliche Laune, ſein tiefchriſtliches Gefühl, ſein männlicher Ernſt und ſein liebevoller kindlicher Glaube wußte jede Thorheit, jeden Uebergriff, jede Erbärmlichkeit anzugreifen und zu treffen, er war ein Feind jedes übermüthigen Beamten, jedes Adelsſtolzen, jedes Modenarren der Fremde, jedes Pedanten und Kriechers. Leider vertrug Claudius die Luft in Darmſtadt nicht, und nachdem er eine ſchwere Krankheit überſtanden, kehrte er am 22. April 1777 nach Wandsbeck zurück.

Auch in der vorliegenden „Ankündigung" der Land-Commiſſion iſt ſeine und Moſers Redaktion nicht zu verkennen, und wir theilen dieſelbe als ein Zeugniß des Strebens jener Zeiten, die Zuſtände des Volks zu verbeſſern und naturgemäß weiter zu entwickeln, mit.

Ankündigung an's Vaterland,

die zu Berath- und Verbeſſerung des allgemeinen Nahrungs-Standes angeordnete Land-Commiſſion betreffend.

Das gewöhnliche Schickſal des deutſchen Unterthanen iſt: daß ihm von Sonnen Aufgang bis Sonnen Untergang Eine Stimme zuruft: Gieb! Gieb!

Woher er's nehmen, wie er's erwerben ſolle? wird ſeinem Menſchenverſtand, ob er's mit Gemächlichkeit oder mit Seufzen gebe? ſeinem Kummer und Thränen überlaſſen; ob er ſeines Lebens froh werde? ob er ſeinen Fürſten ſegne oder ihm den Tod wünſche? darüber ſetzt ſich die Cameral-Philoſophie unſerer Tage großmüthig hinaus. Genug, wann er gibt, Beweiß genug, daß er's hat.

Wohl dem! der keine Urſache findet, in dieſen Zügen das Bild ſeines eignen Vaterlandes zu erkennen.

Dann, gedankt ſei es der erbarmenden Vorſehung! daß auch Deutſchland Regenten aufzuweiſen hat, die Pfleger Ihres Volks ſeind und mit Vaterherzen und Hirtentreue Mittel und Abſicht, zu einem Zweck gemeinſchaftlicher Glückſeligkeit geheiligt, dergeſtalt verbinden, um in der Wohlfahrt Ihres Landes Ihren größten Ruhm und in dem frohen Blick vergnügter und zufriedener Unterthanen, Ihre eigene Ehre und Glückſeligkeit zu ſuchen.

Von ſolch leuchtenden Beiſpielen aufgefordert und aus dem Trieb Landesväterlicher Geſinnungen, haben der Landgraf, Unſer gnädigſter Fürſt und Herr, Sich's zum Anliegen Ihres Herzens gemacht, dieſen wichtigen Gegenſtand der allgemeinen Berath- und Verbeſſerung des Wohl- und Nahrungsſtandes Ihrer treuen Unterthanen auf eine ſolche Weiſe zu umfaſſen, welche Sie Ihrer wohlthätigen Abſicht am ſicherſten entſprechend zu ſein geglaubt, indem Sie hiezu unter dem Namen der Landescommiſſion ein von Ihnen Selbſt und Ihren Miniſterio unmittelbar abhangendes eigenes Collegium errichtet haben.

Die Oberaufsicht im Ganzen ist in die Hände des Fürstlichen Präsidenten und Canzlers Freiherrn von Moser gelegt, die besondere Direction der Anstalt aber dem dazu eigens verordneten Landkammer-Rath Eymes übertragen und die von drei Oberlandcommissarien zu besorgende Geschäfte dieses Instituts überhaupt solchen Männern anvertraut, von deren Rechtschaffenheit, Vaterlandsliebe, Einsicht und Erfahrung, der Fürst Beweis und Zeugniß vor sich hatte.

Da nie so sehr, als zu unsern Tagen, mit Menschenliebe und Patriotismus geprahlt, nie den Fürsten der Völker mehr Lob in's Gesicht gelogen und ihnen gleichwohl die Welt noch nie so eng, und das väterliche Erbe so klein, nie alle Kräfte der Länder zum Wühlen und Gewinnen so angestrengt und gleichwohl der Unterthan nie tiefer unter seiner Menschenwürde erniedriget, nie Zeit zur Ruhe, Besinnen und Nachdenken ihm mehr entzogen, nie mit Heuchelei, von Landesväterlicher Sorgfalt gröber hintergangen und zugleich nie so sehr als Maschine betrachtet und behandelt worden: So wird hiermit im Angesicht des ganzen Landes die theuere und feierliche Zusage niedergelegt: daß die Absicht dieser neuen Anstalt nicht sei, unter dem Vorwand von gutem Rath und Verbesserungen in der Stille den Weg zu neuen Steuern, Auflagen und Belästigung der Unterthanen zu bahnen. Nein! so laut als es durch's ganze Land schallen kann, Nein! der Wille des Fürsten und die ganze Summe der Rathschläge und Bemühungen dieser Landcommission ist gerade und einzig dahin gerichtet, dem guten fleißigen Unterthanen jede Gattung seiner Arbeit fruchtbarer, seine Abgaben leichter, sein ganzes Leben froher, seinen Himmel blauer, ihn stolz auf sein Vaterland, zufrieden mit sich selbst und dankbar gegen seinen Fürsten zu machen.

Den Zweck dieses weit umfassenden Planes, in seinen mannigfaltigen Beziehungen, mit Geduld und Muth allmählig zu erreichen, wird namentlich die Bemühung und Augenmerk dahin gerichtet sein:

1) Bei den Städten und Dörfern eine bessere und fruchtbarere Einrichtung der gemeinen Haushaltung im Ganzen, mittelst treuerer Verwaltung und nützlicherer Anwendung der gemeinen Einkünfte, auch mehrerer Ordnung und Pünktlichkeit in dem gemeinen Rechnungs-Wesen einzuführen.

2) Plan und Mittel zu Tilgung der die mehresten Communen druckenden, von Eltern auf Kinder fortgewälzten, Schulden zu finden und den öffentlichen Credit jeden Orts herzustellen und zu begründen.

3) Ueber die so sehr verfallene Vormundschaften der minderjährigen Unterthanen, mittelst schleuniger und gewissenhafter Bevormundung, richtigen Verwaltung ihres Vermögens und genauen Ablegung der Rechnungen zu wachen.

4) Die durchgängige, jeden Orts Verfassung und Lage sorgfältig angemessene Verbesserung und erleichterte Hülfsmittel beim Ackerbau und Viehzucht, als der wahren unzerstörlichen Quelle des Wohlstands und Reichthums fleißiger und vernünftiger Landleute, wird eine der wichtigsten Beschäftigungen und das vorzüglichst Augenmerk dahin gerichtet sein, durch Ausdehnung und Verbesserung der Cultur jeder Gattung, das besondere Vermögen jeder Stadt und Orts zu erhöhen und das allgemeine Wohlhaben und Wohlstand dadurch zu befördern.

Ohngeachtet der Bauer Bauer bleiben und nie aus der Mode kommen, vielmehr den Ruhm: dies ist das Land, wo gute Bauern sind, erwerben soll, so wird doch in unzertrennlicher Verbindung der Stadt- und Land- Wirthschaft,

5) auf die Vermehrung und bequeme Verschaffung wohlfeiler Lebensmittel,

6) auf die möglichste Begünstigung und Erleichterung des inn- und ausländischen Handels, auf Unterstützung und Ermunterung nützlicher und den Unterthanen beschäftigender Manufacturen und Fabriken, auf den daraus fließenden mehreren Umlauf und stärkeren Zulauf des Geldes, vergrößernden Bevölkerungsstand und leichtere Versorgung der Armen sorgfältiger Bedacht genommen und nichts, was das Beste des Landes vom reichsten Bürger an bis zur niedrigsten Hütte, von nahem

oder fernem, im Ganzen oder in seinen Theilen berühren kann, mit Wissen und Willen außer Acht gelassen werden. Insbesondere wird auch

7) eine zärtliche und gewissenhafte Sorgfalt auf die Beebesserung des allgemeinen Erziehungs-Wesens im Lande gerichtet, vor die Bestellung und verhältnißmäßige Belohnung tüchtiger und würdiger Schulmänner und einen damit bezielenden angemessenen Unterricht der Landjugend, als der künftigen Hausväter und Vorsteher ihrer Mitunterthanen gesorgt und mit der zu diesem dringenden Anliegen bereits besonders angeordneten Erziehungs-Commission Hand in Hand gearbeitet werden.

Das ganze Geschäft der Landescommission soll beharrlich das Wahrzeichen ihres Ursprungs tragen; so wie sie selbst ein Werk der Liebe Ihres Fürsten ist, so soll auch jenes nur ein Werk der Ueberzeugung und probhaltiger Erfahrungen sein.

Der Fürst wird nicht als Heer, sondern nur als Vater erscheinen, und der Bauer soll erst sehen und alsdann glauben.

Befehle und Zwangsmittel werden nur allein alsdann statt finden, wo Gewissen, Treue und Pflicht zu Abstellung eingerissener Mißbräuche und um den Bösen außer Stand zum Schaden, Betrügen und Verführen zu setzen, obrigkeitlichen Ernst notwendig macht.

Wer guten Rath und Hülfe haben will, dem ist nun die Gelegenheit dazu gemacht, er wird bei allen und jeden Mitgliedern der Landescommission ein stets offenes Ohr, ein empfindungsvolles, von dem Werth, der Freund und Wohlthäter seiner Brüder zu sein, belebt- und durchdrungenes Herz und den warmen Eifer finden, jeden so viel nur möglich vergnügt und glücklich zu machen. Wer nicht will, wem seine Vorurtheile, alte Gewohnheiten und ein saueres Leben lieber als ein vergnügtes, weil dieses was neues ist, sein sollte, der suche dann immer die Schuld bei sich selbst und nicht bei seinem Land noch dem Fürsten.

Bei dieser ernsten und reinen Gesinnung hält sich gleichwohl die Landescommission vollkommen überzeugt, daß sie keinen Himmel auf Erden erschaffen, nicht alle Hügel und Berge eben machen, am wenigsten mit dem Zauberstab in der Hand eine Wüste schnell in ein Paradies verwandeln werde.

Man müßte den Menschen und insbesondere die Menschen dieses Landes, ihre petrificirte Denkungsart, ihren eisernen Hartsinn gegen alles Neue und Ungewohnte, die schadenfrohe Freude so vieler, denen aus Unwissenheit, Faulheit und Eigennutz der Untergang jeden guten Gedankens allemal lieber, als dessen Gedeihen, ist, die tagelöhnermäßige Gesinnung so vieler andern, denen vor allem, was ihnen etwa mehr Arbeit machen möchte, schon in voraus grauet, man müßte endlich die fühllose Härte und Gleichgültigkeit so vieler Menschen gegen ihr eigenes und noch mehr gegen das Beste ihrer Nebenmenschen nicht kennen, (derer in der Verfassung eines Landes und den Localumständen liegenden vielen Schwierigkeiten nicht zu gedenken) wann man nicht bei dem thätigsten und wirksamsten Eifer Hindernisse ohne Zahl voraus sehe. Felsen zu sprengen, hat die Landescommission weder Instruction noch Beruf, sie mit Geduld, gleich Essig, durchzubeizen, darf und wird sie sich erlauben, nie ermüden, stets neuen Muth fassen, und nicht aufhören, auf Hoffnung zu säen, damit die nach uns Kommenden mit Freuden erndten.

Vereinigte Kräfte sind aber dankenswerth und unter solchen Umständen (denn was vermag der beste Wille von fünf Männern gegenüber einem ganzen Land?) nöthig und unentbehrlich.

Daher noch ein Wort an die Geistlichen und an die Beamten und Unterobrigkeiten des Landes.

Nie wird den Geistlichen zugemuthet werden, Predigten über die Viehzucht und den Flachsbau zu halten und an statt ihrer Gemeinds-Kinder die Seidenwürme zu besuchen, da sie aber die erste Classe der Diener des Staats sind, so erwartet dieser Staat, der sie bestellt und ernährt, von ihnen, daß sie in ihren öffentlichen Vorträgen, nebst andern heilsamen Wahrheiten, ihren Gemeinen die Pflichten gegen

ſich ſelbſt, gegen ihre Nebenmenſchen, gegen ihr Vaterland, gegen ihren Landesherrn, die Glückſeligkeit unter einer gelinden Regierung ein ruhiges und zufriedenes Leben zu führen, die Mittel, durch Ordnung und Folgſamkeit, ſolches zu erhalten und zu vermehren und andere dergleichen den Begriffen und Bedürfniſſen des gemeinen Mannes angemeſſene populäre Wahrheiten öfter, als bishero geſchehen, einprägen, Liebe und Dankbarkeit gegen ihren Landesherrn, Vertrauen und Folgſamkeit gegen Rath und Verordnungen ihrer Obrigkeit inſpiriren, das Schul- und Erziehungsweſen ihrer anvertrauten Gemeinen ſich ernſtlicher, als leider! bishero an vielen Orten geſchehen, angelegen ſein laſſen, ſich nicht erniedrigt zu ſein achten, wann ſie ſich um die häußlichen Bedürfniſſe, Fehler und Verbeſſerung ihres Nahrungs-Stands ihrer Neben-Menſchen bekümmern, ihnen mit Rath und That beiſtehen, ſondern vielmehr ſich ſelbſt die frohe Erfahrung verſchaffen, daß der Menſch, der in ihnen einen Freund und Berather ſeiner häußlichen Umſtände gefunden hat, den großen Wahrheiten der Religion ſein Herz nur um ſo williger und mit einem weit geſegneteren Eindruck ihrer ſonſt ſo oft wie Waſſer von Felſen ablaufenden Ermahnungen öffnen und dadurch ihr verehrungswürdiges, das Beſte der Menſchheit ſo unmittelbar bezielendes, Amt mit gekrippeltem Seegen werde bekrönet werden.

Die Beamten des Landes haben es hie und da ſo weit gebracht, daß der Landmann ſie als ſeine gebohrene Erbfeinde betrachtet, welche dazu erſchaffen und vom Fürſten beſoldet ſeien, um nur die Bauern zu proceßiren, zu ſportuliren, zu enquiriren und wann nichts mehr zu hohlen iſt, zu inventiren und zum Land hinaus zu vexiren. Wie ſehr und oft der Fürſt über ein ſeiner Geſinnung ſo ſtracks entgegen laufendes Betragen geeifert und welche Exempel des Ernſts an ein und andern ſo gearteten Dienern bereits geſtiftet worden, iſt ohne weitere Wiederhohlung dem ganzen Land bekannt.

Das Nicht-Plagen iſt aber der allerunterſte Grad der Dienſt-Treue, ja der Menſchen-Liebe ſelbſt, der wohlthuende Freund, der vor Schaden warnende Rath, der gutherzige Vertraute jeden Unterthanens in der anvertrauten Stelle zu ſein, welch ein Glück und Seegen vor ein ſolches Land? und ſo iſt's, wie's unſer Fürſt zu leben wünſchte.

Er wird's nie ganz erleben und vielleicht auch keiner nach ihm, weil ſich Tugend, Groſsmuth, Menſchen-Liebe und Erbarmung zwar auf Univerſitäten docciren, aber nicht inoculiren, noch mit Titeln und Beſoldungen erkaufen, ſondern nur ſuchen, und wann Gott einem Land gnädig iſt, finden läßt. Doch, gedankt ſei's der Vorſehung! Auch wir haben Väter und Hirten und werden unter Gottes Seegen noch immer mehrere bekommen.

Man kann und wird den vor's gemeine Beſte Trägen und Unempfindlichen laſſen, wo er iſt, bis er ſich ſelbſt zu todt lebt, er iſt beſchimpft und beſtraft genug, indem er ſich mit dem Nachklang auszeichnet: Der Mann hat nichts gethan.

Den guten Männern jeder Gattung aber, den Menſchen-Freunden, die nicht nach dem Maas-Stab ihres Solds und Accidentien, ſondern aus Luſt, Gutes zu thun, aus der edelſten Ehrbegierde, Wohlthäter des Landes zu ſein, mit Rath und That helfen, die gute Abſichten zu befördern und zu beſchleunigen, denen wird im Nahmen des Fürſten vor ſeinem treuen Land das Verſprechen angelobet: Daß jede ihrer guten Handlungen mit Empfindung und Dank erkennt, ihre Bemühungen unterſtützt, jede edle That dem Fürſten kenntbar gemacht und die durch Eifer und Wohlthätigkeit ſich Auszeichnenden, durch vorzügliche Beförderungen ihrer ſelbſt, vorzügliche Verſorgung wohlerzogener Söhne und auf jede andere, nach der Verfaſſung des Landes nur immer mögliche Weiſe thätig belohnt, auch ihre dem Vaterland werth gewordene Nahmen zum Dank der jetzt lebenden und der Nachkommen öffentlich aufbewahret werden ſollen.

Schließlich wird hiermit bezeugt, daß alle in obbeſchriebene Abſichten einſchlagende Bemerkungen, Verbeſſerungs-Vorſchläge, gute Gedanken und Wünſche, auch, wo es

nöthig, Beschwerden, Klagen und Anliegen der Land-Commission mit aller derjenigen Offenherzigkeit, Zutrauen und Freimüthigkeit, die ein Freund dem andern schenkt, entdecket werden können und mit Dank willkommen sein werden; es mögen solche das Beste des Landes im Ganzen, oder die Bedürfnisse und Angelegenheiten einzelner Districte, Städte, Dörfer und Familien betreffen; nur mit der einigen Einschränkung, daß alles dieses schriftlich und zwar mit dem jedesmals darunter gesetzten wahren Nahmen des Anzeigenden und dem Ort dessen Aufenthalts geschehe, welches entweder unter der Ueberschrift an den Fürstlichen Präsidenten unmittelbar, oder an den Director der Anstalt, Fürstlichen Land-Cammer-Rath Eymes ergehen und dabei bemerkt werden kann: ob der Verfasser lieber überhaupt unbekannt, oder wenigstens noch vor der Hand verborgen bleiben wolle?

Da aufrichtige Menschen-Liebe der Grund und die das ganze freundschaftliche Geschäft in Bewegung setzende Trieb-Feder ist, so wird es auf einer Seite zur Pflicht, jede wohlgemeinte Gesinnung und wohlthätige Handlung nicht unbemerkt und unbelohnt zu lassen, anderer Seits aber der Bosheit, Neid und Selbst-Rache den Weg zu verlegen, heimliche falsche Insinuationen, Abwürdigung und Anschwärzung rechtschaffener Männer sich nicht so leicht ungeahndet und ungestraft zu erlauben.

Wird also approbirt. Pirmasens, den 17. Januar 1777.

LUDWIG, Landgraf zu Hessen.

Die Braunshardt.

Von Carl Merck.

Eine gute Stunde nordwestlich von Darmstadt liegt ein kleiner nur aus einigen dreißig Häusern bestehender Ort, es ist Braunshardt. Der Ort enthält an sich nichts, was ihn einer besonderen Beachtung werth machte, und doch ist es ein gar lieber traulicher Ort. Siehst du dort unter hohen Bäumen fast ganz versteckt die wenigen Häusergiebel? Das ist Braunshardt. Es liegt zwar in einer reizlosen Sandebene; aber komm' nur näher, Du wirst Dich wundern, wie schön und sinnig die Kunst der Natur zu Hülfe zu kommen wußte. Und hättest Du das Alles erst vor fünfzig Jahren gesehen, Du würdest Dich noch mehr gewundert haben. Siehe, nun haben wir schon die wenigen Häuser des Dörfchens hinter uns, ein freundliches Schlößchen mit Oekonomie-Gebäuden, von einem selbst noch in seinem Verfall reizenden Park umgeben, zeigt sich Deinen Blicken. Laß uns durch dieses hohe eiserne Gitterthor eintreten, und unter jenen stattlichen Linden ein wenig ausruhen. Dort will ich Dir von Braunshardt und seinem Schlößchen erzählen. Es mögen nun hundert Jahre und etwas drüber sein, da lebte in Darmstadt ein Fürst, der wegen seiner Leutseligkeit allgemein beliebt wurde. Es war Fürst Georg, der jüngere Bruder des damals in Pirmasens residirenden Landgrafen Ludwig IX. von Hessen. Da dieser letztere zur Zeit noch keine Söhne hatte und ein Erlöschen der Regentenfamilie zu befürchten stand, so mußte sich der jüngere Bruder Georg vermählen. Seine Wahl fiel auf Louise Albertine, Tochter des Grafen von Leiningen-Dachburg-Heidesheim, eine stolze, aber herzensgute Dame. Bald sahen sie sich von Söhnen und Töchtern umblüht. Aber auch der regierende Landgraf wurde noch mit Kindern gesegnet und die Erbfolge sollte in gerader Linie verbleiben.

Damals war es, wo Fürst Georg das Schlößchen in Braunshardt erbauen und diesen reizenden Park anlegen ließ. Hier nahm er seinen Sommeraufenthalt und verlebte mit seiner Familie in jener friedlichen Zeit zwischen dem Ende des siebenjährigen Kriegs und dem Anfang der blutigen französischen Revolution, harmlose vergnügliche Tage. Hier blühten seine Töchter in ländlicher Einsamkeit gleich Rosen des Frühlings empor. Aber dennoch verbreitete sich der Ruf ihrer Schönheit bald

durch ganz Deutschland und lockte die fürstlichen Freiwerber aus den ersten Regentenhäusern herbei. Zweimal führte die Liebe den damaligen Erbprinzen Karl Friedrich von Mecklenburg-Strelitz nach Braunshardt, um sich zuerst mit Friederiken, der Mutter von Preußens unvergeßlicher Königin Louise*), zu vermälen; und als ihm diese durch einen frühen Tod entrissen, ihre Schwester die reizende Charlotte, als zweite Gemalin heimzuführen. Pfalzgraf Maximilian, nachmals Bayerns erster König, führte die liebliche Prinzessin Auguste als Gemalin heim, deren holdselige Enkelin jetzt den Thron mit Hessens drittem Großherzog theilt. Hier mag es gewesen sein, wo die Liebe in der Vereinigung zweier Herzen aus einem Stamm verwirklichte, woran man seit der männlichen Nachkommenschaft des Landgrafen nicht mehr denken konnte, nämlich die Erbfolge, wenn auch nur in einem weiblichen Zweig nicht ganz von der jüngeren Bruderlinie genommen zu sehen. Dieser Zweig war die anmuthige, geistreiche Prinzessin Louise, mit welcher sich Erbprinz Ludewig, nachmals Großherzog von Hessen, vermählte und zwei und fünfzig Jahre lang den Thron der Liebe und der Herrschaft mit ihr theilte. Der Einfluß Louisens auf das Geschick des Landes, dessen Großherzogin sie in so gefahrvollen, stürmischen Zeiten war, mag nicht so gering gewesen sein, als man sonst wohl von weiblicher Einwirkung auf den Gang der Volksbegebenheiten anzunehmen berechtigt ist. Sie galt allgemein für eine Dame von hoher Einsicht, und selbst Napoleon, nachdem er sie persönlich kennen gelernt, konnte nicht umhin, sie für eine der geistreichsten Frauen der Zeit zu erklären. Und als seine Gewalt gestürzt und die Entscheidung der Völkergeschicke in andere mächtige Hände übergegangen war, wußte sie den Kaiser Alexander mit eben so vieler Feinheit zu gewinnen, und was eine geistreiche Frau in Benutzung des günstigen Augenblicks bewirkt, ist oft mehr, als die feinste Diplomatie zu Stande zu bringen vermag.

Welche idyllischen Tage sind einst an dem stillen, friedlichen Braunshardt vorübergegangen!

Die Hessen in Nordamerika**) während des Befreiungs-Krieges 1754 — 1786.

Von Franz Löher***).

Gerade, daß es Deutsche waren, mit welchen in Amerika der Aufstand unterdrückt werden sollte, war der Engländer Unglück, und es ist vielleicht die Behauptung nicht ganz falsch, daß ohne die Hessen Amerika nicht so bald befreit worden wäre. —

Zwar fochten die Deutschen mit ungestümer Tapferkeit, wohin sie vorrückten, warfen sie alles nieder, und das Zittern ging vor ihnen her. Bei der Landung Howes bei Newyork, bei dem siegreichen Vorrücken Burgoynes; bei den Waffenthaten der königlichen Heere im Süden, überall waren die Hessen voran und unwiderstehlich. Der Schrecken vor dem hessischen Namen hat sich bis auf den heutigen Tag unter dem amerikanischen Landvolk erhalten, und eine seinen Früchten besonders verderbliche Fliege, nennt es die Hessenfliege. Besonders zeichnete sich das riesenhafte Regiment Hessen-Kassel und Braunschweig aus. Helm und Degen eines Riedesel Dragoners wogen so schwer, als das ganze Waffenzeug eines amerikanischen Soldaten.

---

*) Diese Prinzessin wurde nach dem Tode ihrer Mutter an dem Hof ihrer Großmutter zu Darmstadt im sogenannten „alten Palais" erzogen.

**) Es waren allerdings meistens Kurhessen, welche für den Kriegsdienst in Amerika gebraucht worden waren; doch ließen sich viele Hessen-Darmstädter freiwillig anwerben und riefen später die ersten Auswanderer aus Hessen dorthin.

***) Geschichte und Zustände der Deutschen in Amerika. Von Franz Löher. Cincinnati 1847.

Die Generale Riedesell, Heister, Knyphausen, und vor allem Frazer und Philipps, die Obersten Donop, Specht, Baum, Breimann, Rhal und andere haben sich mit Soldatenruhm bedeckt, und die Geschichtschreiber aller Parteien sind einig darüber, tapferer habe man nicht fechten können. Auch rühmte man das gebildete und biedere Benehmen der meisten deutschen Offiziere.

Als bei Stanwix General Frazer zweimal die wankenden Schlachtreihen wieder herstellte und mit geschwungenem Degen und lautem Anruf sie ins Treffen zurückführte, da rief General Morgan seine letzten Scharfschützen und sagte zu ihnen: „Merkt euch jenen Offizier da, er allein ist eine Armee werth, schleicht euch nahe, fallen muß er!" Wenige Minuten darauf fiel Frazer von Kugeln durchbohrt vom Pferde, und seine Soldaten beerdigten ihn feierlich am Abend, während die feindlichen Kugeln dem Kaplan dabei die Graberde in's Gesicht warfen. Als Frazer gefallen war, konnte sich Burgoyne nicht lange mehr halten. General Philipps, mit Frazer der gefürchteste, lag in Petersburg in Virginien todtkrank am Fieber nieder im Hause der Frau Beling. Die Amerikaner wußten das und richteten ihre Kanonen auf dieses Haus, als sie die Stadt belagerten. Der kranke General wurde in den Keller hinabgetragen, seufzte: „Wollen sie mich nicht in Frieden sterben lassen?" und verschied, während die Kugeln in das Haus prasselten. Jefferson sagte von Philipps: „Er war der stolzeste Mann des stolzesten Volkes auf Erden." Graf Donop fiel in dem kühnsten Angriffe auf die Redbank, niedergeschmettert mit seinen Hessen von einer verdeckten Batterie. Die Amerikanischen Offiziere pflegten ihn liebreich, während er an seinen Wunden hinstarb. „Sehen Sie an mir, sagte er zu dem pennsylvanischen Oberst Daniel Cleymer, ein Stück von menschlicher Eitelkeit. Ich habe fast an allen Höfen Europa's geglänzt und jetzt muß ich hier am Delaware in einem armen Quäkerhause sterben, weil ich gegen ein Volk gefochten, das mich nie beleidigt hat." Die meisten der tapferen deutschen Generäle und Obersten sind auf solche Weise in Amerika gefallen. Es schien, sie erkannten in Amerika diejenigen für Vertheidiger ihres Vaterlandes, die sie in Europa für schlechte Aufrührer gehalten hatten, und sie suchten das mahnende Gefühl von ihrer schmählichen Stellung in einem verwegenen Spiel mit dem Tode weg zu scherzen. In der That, es liegt etwas Tragisches in ihrem Geschicke. —

Anders aber erging es ihren Soldaten. Durch Washingtons kluges Benehmen wurden sie aus Soldaten der Engländer zu deren schlimmsten Feinden gemacht. Die Engländer hatten ihnen gesagt, die Amerikaner seien Indianer, Menschenfresser und schändliche Rebellen, und die anfängliche wilde Zerstörungslust mancher Rotten zeigte beinahe, daß sie dergleichen glaubten. Als sie aber in das Innere von Newyork und Pennsylvanien kamen, wunderten sie sich nicht wenig, das Land von Deutschen bewohnt zu sehen, die ihnen zuriefen, ob sie ihre Landsleute ermorden wollten. Es ging deßhalb, sobald sie mit den Einwohnern Umgang bekamen, auch das Ueberlaufen an. Als nun bei Trenton eine ziemliche Anzahl gefangen genommen war, ließ Washington sie gut bewirthen und rief die reichen Bauern herbei, sich mit ihren Landsleuten zu unterhalten. Da hieß es denn: „Was habt ihr für ein elendes Leben! Harten Dienst und hartes Brod. Was geht euch der König von England an? Ihr könnt es gut hier haben, wir nehmen euch als Ackerknechte zu uns, und wenn ihr nur ein paar Jahre fleißig seid, dann habt ihr Land und Vieh, und bauet euch ein Haus und werdet reich wie wir. Und dann seht euch unter unsern Mädchen um, sind es nicht wackere deutsche Mädchen? Da heirathet hier und bleibet bei uns!" Das leuchtete den deutschen Soldaten ein. Eine Menge ging gleich mit den Bauern auf ihre Höfe und zog den rothen Rock aus, und schrieb Briefe an die Kameraden im englischen Heere, sie sollten keine Narren sein und herüberkommen, um es bei ihren Landsleuten gut zu haben. Das Ausreißen unter den Hessen nahm jetzt überhand. Die Engländer konnten ihnen keinen Posten mehr anvertrauen, ohne sie scharf zu bewachen. Und kam es zum Gefecht, dann mußten sie die Hessen in die Mitte

nehmen, damit ſie nicht nach der einen oder andern Seite ausweichen. In Maſſen ließen dieſe ſich gefangen nehmen. Damit waren die Unternehmungen der Engländer ſo gut wie gelähmt. Schon vorher hatten die Generale den deutſchen Truppen Unfug genug erlauben müſſen, um ſie nur gutwillig und folgſam zu erhalten, jetzt war dieſe ihre beſte Stärke ihnen unwirkſam geworden und kehrte ſich gegen ſie ſelbſt.

Die gefangenen Heſſen brachte man nach Lebanon, Lancaſter und Reading. Auf dem Hügel öſtlich bei Reading bauten ſie ſich Hütten, von denen noch einige ſtehen (Heſſian Camp). Man hielt ſie nicht unter beſonderer Wache, die deutſchen Bauern kamen zu ihnen, und die Heſſen gingen einer nach dem andern mit. Gegen 1600 hatten ihre Hütten 1781 vier Meilen Wincheſter in Virginien gebaut. Die bei Saratoga gefangen genommenen Deutſchen und Engländer, die Conventionstruppen genannt, wurden 1779 nach Charlottesville in Virginien im Albemarle Bezirk geführt und hatten dort, wie Frau von Riedeſel in ihren Denkwürdigkeiten erzählt, anfangs viel auszuſtehn und ſich ſelbſt erſt erträgliche Blockhäuſer zu errichten. Jefferſon that ſein Beſtes, ihre Lage zu verbeſſern. Die Engländer wurden 1781 nach Fort Frederick in Maryland gebracht, die Deutſchen blieben länger und eine Menge derſelben zerſtreute ſich auch durch Virginien.

Die Ueberläufer und eine große Anzahl der Gefangenen, welche das Kriegsleben vorzogen, nahmen ſofort Dienſte im amerikaniſchen Heere und gaben die beſten Soldaten ab. Pulawskis fliegender Haufen war aus dieſen deutſchen Söldnern angeworben. Es waren etwa 400 und zählten unter den Bravſten im Felde. Auf Pulawskis in gebrochenem Deutſch erſchallenden Ruf: „Vorwärts Brüder! Vorwärts Brüder!“ ſtürzten ſie in das Gefecht und fanden faſt alle mit ihm den Schlachtentod. Waſhington nahm, wie mich mehrere Greiſe auf das beſtimmteſte verſicherten, aus den übergelaufenen oder gefangenen Soldaten die Kernſchaar, welche ihn beſtändig umgab. Weil ſie nicht engliſch ſprachen, waren ſie der Verführung durch die Tories nicht ausgeſetzt. In Pittsburg lernte ich Jemand kennen, deſſen Großvater ebenfalls als heſſiſcher Soldat übergelaufen war und Waſhington als Bote in den wichtigſten Kriegsangelegenheiten gedient hatte. Die Amerikaner ſelbſt dachten ernſtlich daran, durch Benjiewski 4000 Söldner in Deutſchland anzuwerben und herüber zu holen.

Am Ende des Krieges war das Land voll von Heſſen, die bei den Bauern dienten. Die Pennſylvanier erzählten: die Heſſen hätten zuerſt bei ihnen Plattdeutſch geſprochen, aber es wären auch viel gebildete Leut darunter geweſen, von denen man wieder ein reines Hochdeutſch habe lernen können. Die meiſten hätten vortrefflich ein Handwerk verſtanden. Sie wären faſt alle ſehr bald in die Höhe und zu Vermögen gekommen und hätten in die angeſehendſten Familien hineingeheirathet, doch hätten ſie noch lange die Worte: „Du verdammter Heß!“ hören müſſen. Die Engländer wären beenach gekommen und überall umhergezogen, und wo ſie einen von den Heſſen entdeckt, da hätten ſie ihn wieder mitnehmen wollen. Die Bauern hätten dann das Geld entrichtet und die Heſſen es abverdienen laſſen. Auch die übrigen Gefangenen, welche nicht nach Deutſchland zurück gewollt, ſeien als Servants einige Jahre in Dienſte gegangen. So wohnt noch ein Jacob Hagenberger zu Millport im Lancaſter Bezirk. In ſeinem fünfundzwanzigſten Jahre kam er in Quebek an, wurde mit Burgoyne kriegsgefangen, als ſolcher in den Vereinigten Staaten hierher und dorthin gebracht und endlich für 80 Thaler auf drei Jahre an einen deutſchen Hauptmann verdingt. Nach Ablauf der Dienſtzeit fing er ſeine Bauerei an, iſt jetzt ſehr wohlhabend und hat eine zahlreiche und angeſehene Familie. Einem braunſchweiger Feldprediger, Valentin Melsheimer, gefiel es ebenfalls in Amerika beſſer, aber auch hier kamen ihm die Ungläubigen zu nahe, und er vertheidigte noch 1815 in einer Schrift das Chriſtenthum gegen Thomas Payne und die deutſchen Rationaliſten.

Alle die Heſſen, welche im amerikaniſchen Heere gedient hatten, bekamen zum Danke gute Ländereien. Am Mowhak wurde eine ganze Schaar derſelben angeſiedelt, und ſo durchgehends im weſtlichen Pennſylvanien und Virginien. Noch jetzt gibt es

unbebautes Waldland, welches ſchon damals an Heſſen verliehen wurde. In Montreal ſtand ein deutſches Regiment, welches die Engländer nicht mehr wagten in die Freiſtaaten einzuführen, weil es ihnen ſonſt noch mehr gekoſtet hätte. Von dieſem ſollen bei tauſend Leute in Canada ſich angeſiedelt haben, einige auch in Sorel als Invaliden geblieben ſein; von letzteren lebt noch einer, der bald hundert Jahre alt iſt. Diejenigen aber, welche in Amerika Wohnſitze fanden, riefen bald noch mehr Verwandte aus Deutſchland herüber.

So gereichten durch eine merkwürdige Fügung die heſſiſchen Soldaten, welche nach Amerika gebracht wurden, um die Freiheit zu unterdrücken, demſelben Lande als Kriegsleute und als Anſiedler zum größten Nutzen.

Der Bäcker Chriſtoph Ludwich aus Gießen in Nordamerika.

Von Franz Löher *).

Chriſtoph Ludwich war einer von jenen durch die Welt fahrenden deutſchen Kriegsknechten, deren damals auch ſo viele nach Amerika kamen und manchmal Rotten auf ihre eigne Hand errichteten. Ludwich, Sohn eines Bäckers in Gießen ließ ſich ſchon in ſeinem ſiebzehnten Jahre unter die kaiſerliche Armee wider die Türken anwerben, kam nach vier Jahren aus der Türkei nach Prag, und war 1740 dort bei der bekannten Belagerung. Dann aber hatte er es bei den Oeſtreichern ſatt und nahm Dienſte bei dem Preußenkönige. Nach dem Frieden ging er nach London und am Bord eines Admiralſchiffs als Bäcker auf drei und ein halb Jahr nach Oſtindien. Jetzt hatte er ein paar hundert Thaler in der Taſche, und gedachte in ſeiner Heimath ſich ein wenig zu zeigen. Als er aber ſeine Eltern geſtorben fand, verkaufte er ſogleich ſein Erbtheil für 500 Gulden, ging nach London und brachte ſein Geld durch bis zum letzten Heller. Nun wurde er ſieben Jahre lang engliſcher Matroſe, verſuchte dann ſein Glück als Kleiderhändler in Philadelphia, und, des Herumſchweifens endlich müde und einſehend, daß ſich dort im Bäckergeſchäft etwas gewinnen laſſe, kehrte er erſt nach London zurück, um daſſelbe gründlich zu lernen, und ließ ſich dann 1754 in Philadelphia nieder. In wenigen Jahren erwarb er ſich durch Fleiß und Klugheit ſo viel, daß er bei dem Beginn des Unabhängigkeitskrieges neun Häuſer in Philadelphia, ein Landgut bei Germantown, und 3500 Pfund pennſylvanier Münze beſaß. Dies ganze Vermögen opferte er freiwillig auf für die Freiheit ſeiner neuen Heimath. Er war der erſte und der niemals fehlende in den Vereinen zur Unterſtützung der Vaterlandsfreunde, ſein Rath war immer gut, und ſein Muth war immer ſtandhaft. Als einmal General Mifflin freiwillige Beiträge zur Anſchaffung von Feuerwaffen forderte, und die Verſammlung über die Höhe der verlangten Summe erſchrack und verſtummte, da rief Ludwich in ſeinem gebrochenen Engliſch: „Herr Präſident, ich bin nur ein Bäcker, aber ſchreibt hin meinen Namen für 200 Pfund!" Das brachte die Sammlung in Gang. Im Frühjahr 1777 wurde Ludwich Oberbäcker und Leiter der Feldbäckerei. Man machte ihm die Bedingung, wie ſeine Vorgänger für das Pfund Mehl ein Pfund Brod zu geben. Er aber erwiderte zum Erſtaunen der Offiziere: „Chriſtoph Ludwich gedenkt nicht reich zu werden durch den Krieg, ich gebe euch was Recht iſt, 135 Pfund Brod für jedes 100 Pfund Mehl." Von der Zeit an litt das Heer wenigſtens an gutem Brod keinen Mangel mehr, ſoweit Ludwich dafür konnte. Auch für das engliſche Heer backte er, als Cornwallis ſich übergeben hatte, auf Waſhingtons Erſuchen 6000 Pfund Brod. Aber als nun der Krieg zu Ende, war auch Ludwichs Vermögen darauf gegangen und er hatte kein Bett mehr, ſich des Nachts zu wärmen. Sein Fleiß brachte ihn indeſſen wieder

*) Geſchichte und Zuſtände der Deutſchen in Amerika. Von Franz Löher. Cincinnati 1847.

empor, und als er in seinem achtzigsten Jahr starb, vermachte er 300 Pfund für den Zweck, arme Kinder zu erziehen, ohne Rücksicht auf ihre Abkunft oder Religion. Ludwich trug seit seines Lebens einen alten Kronthaler mit sich, als ein heiliges Erbstück von seinem Vater und Großvater, und er fühlte sich in der Noth jedesmal getröstet, wenn er das Geldstück ansah. Er ließ es später in eine silberne Kapsel einfassen, auf welche er eine Bibel, einen Pflug und ein Schwert mit der Umschrift eingrub: „Mag die Religion, der Fleiß und der Muth eines deutschen Vaters das Erbtheil seiner Kinder sein."

Ludewig I., Großherzog von Hessen und die Ludewigssäule zu Darmstadt. 25. August 1844.

Von H. Künzel *).

1.

Die Säule und das Standbild.

Eine Reihe von Jahren war schon nach dem Tode Ludewig's — er behielt diese eigenthümliche Schreibart stets bei —, des ersten Großherzogs von Hessen und Rhein, verflossen; Wissenschaften und Künste, Ackerbau, Gewerbe und Handel, alle Anstalten des Landes für die Erziehung und Bildung des Volkes und die Beförderung seines Wohles, deren Keime unter seiner Regierung gepflanzt worden waren, entfalteten unter der seines milden Nachfolgers und Sohnes, Ludwig's II., immer reicher ihre Blüthen und Segnungen. Das Andenken an die großen Verdienste seines ersten Großherzogs erlosch nicht in dem Herzen seiner Hessen, das Bild seiner Gesammtthätigkeit trat immer glänzender hervor und überall regte es sich, dem, welcher die kleine Landgrafschaft zu einem Großherzogthum erhoben, den Namen Hessen in ehrenvoller Selbstständigkeit erhalten, dem Lande eine vortreffliche zeitgemäße Organisation und eine Verfassung gegeben hatte, ein äußeres Denkmal zu errichten, wie es bereits in den Herzen der Hessen errichtet war. Zwölf Männer liehen jenem allgemeinen Wunsche zuerst Ausdruck durch eine Aufforderung vom 3. Mai 1837. Die Beiträge wuchsen schnell zu einer solchen Summe an, daß man auf eine würdige und großartige Ausführung des Denkmals bedacht sein konnte. Manche Vorschläge tauchten auf. Die Errichtung eines Standbildes auf einer Säule fand die allgemeine Zustimmung und landesherrliche Genehmigung.

Ein neuer Ausschuß wurde vom Verein im Jahre 1838 gewählt und die Leitung für den Entwurf des Denkmals dem berühmten Baumeister, Oberbaudirector Dr. Georg Moller übertragen, welcher Darmstadt und das Großherzogthum schon mit so vielen großartigen Bauwerken geschmückt hat. Drei deutsche Bildhauer wurden zu Entwürfen aufgefordert, darunter B. Scholl in Darmstadt, dessen kräftige Schöfferstatue den Marktplatz von Gernsheim am Rhein schmückt, und Rauch in Berlin. Man entschied sich für die Forderungen und den Entwurf Schwanthalers in München, dessen Modell von Stiglmaier gegossen werden sollte. Die Vorarbeiten für die Legung des Grundsteins begannen im Frühjahr 1841. Die Ausführung des ganzen Bauwerks, das große technische Vorarbeiten erforderte, war dem ausgezeichneten Architekten, Hofbaumeister Arnold übertragen, welcher mit meisterhafter Kunstfertigkeit den ganzen Bau ausführte. Erfreulich war es, daß von geschickten einheimischen Steinmetzen, Reitz und Fischer aus Raibach, aus den Sandsteinbrüchen von Raibach im Oden-

*) Illustrirte Zeitung, Nr. 73 vom 23. November 1844.

walde die ganze Säule ausgeführt werden konnte. Sowohl die Glätte der Bearbeitung, die Erhärtung des Steins, wie seine durch Oeltränkung hervorgebrachte kräftige dunkelrothe Farbe, wodurch die Säule wie aus einer Wurzel schlank und kräftig emporgeschossen zu sein scheint, ist zu vollkommner Befriedigung ausgefallen. Am 14. Juni desselben Jahres, dem Geburtstage Ludewig's I., fand die Feier der Grundsteinlegung statt, welche auf eine großartige Weise von dem regierenden Großherzoge selbst vollzogen wurde. Es war ein Volksfest, das durch seine Sinnigkeit und patriarchalische Gemüthlichkeit einerseits, durch seine Pracht und Großartigkeit, wie durch die Vertretung aller Stände andrerseits sich vortheilhaft auszeichnete. Der Anblick, welcher Tausende hier um die geheiligte Person eines hochgeliebten Fürsten mit Begeisterung und in Liebe geschaart überschauen ließ, bot das Gesammtbild einer glücklichen Volksfamilie dar.

Die Unterbrechungen, welche zeitweise am Bau der Säule eintraten, wurden durch die nöthigen Zurichtungen der einzelnen Werkstätten verursacht. Bis zum Herbste des Jahres 1841 waren die Fundamente der Erde gleich gearbeitet worden; im folgenden Jahr wurde das Fußgestell ausgeführt; im Jahre 1843 der Säulenschaft bis unter das Kapitäl vollendet. Im Verlaufe des Jahres 1844 wurde das Kapitäl aufgesetzt, wie auch der 90 Centner schwere Schlußstein. Bedeutungsvoll hatte man wiederum den 14. Juni 1844, an welchem vor 91 Jahren — 1753 — Ludewig I. geboren worden war, also gerade drei Jahre nach der Grundsteinlegung, zum Aufsetzen des unterdessen glücklich aus München angelangten Standbildes ausersehen. Das $22\frac{1}{2}$ Fuß hohe kolossale Standbild, das 108 Centner wiegt, wurde in einer Stunde glücklich auf die $132\frac{1}{3}$ Fuß hohe Säule gewunden.

Die Säule bildet jetzt den Mittelpunkt des von großartigen Gebäuden, wie namentlich dem großherzoglichen Palais, dem Regierungsgebäude — Kanzlei —, dem Ständehaus und andern mehrstöckigen stattlichen Wohngebäuden umgebenen Louisenplatzes, welcher ein Achteck bildet und zu den schönsten Plätzen nicht allein Deutschlands, sondern auch der größten Städten Europa's gehört. Die Rheinstraße durchschneidet die Mitte des Platzes, auf den noch vier andere Straßen ausmünden. Zum Fußgestell der Säule gelangt man auf mehreren Stufen. Die Verhältnisse des schlanken Säulenschafts sind sehr angemessen an und für sich, für das Standbild und namentlich für die den Platz umgebenden Gebäude, die weder der Säule das Großartige nehmen, noch von der hohen Säule in ihrer Stattlichkeit gedrückt werden. Die Säule hat namentlich an Schlankheit durch den am Kapitäl und Fußgestelle unter Scholl's Leitung schön ausgeführten Schmuck gewonnen. Um den Würfel am Fuße zieht sich ein sogenannter Eierstab, am Gesimse des Würfels Wasserlaub, darunter ein Eierstab mit Perlen und um den Wulst am Schaft ein Lorbeerkranz mit Bändern, wie auch oben am Kapitäl wiederum ein Eierstab mit Pfeilspitzen. Die unterste Stufe des Piedestals hat 47′ 5″ im Durchmesser, die Säule unten 14′, sowie oben 12′. Der innere Raum, in welchem sich eine Wendeltreppe von 3′ 4″ Raum zum bequemen Besteigen bis zur Spitze emporwindet, beträgt 7′ im Durchmesser. Nicht weniger als 172 Stufen führen zu der mit einem eisernen Geländer umgebenen Gallerie empor, auf welcher man einen herrlichen Einblick in alle Stadttheile und eine entzückende Fernsicht nach der Bergstraße, dem Odenwalde, dem Rhein und dem Taunus hin genießt. Man erblickt die Thürme von Speier, Mannheim, Worms, Oppenheim, Mainz und Frankfurt. Die Vorderseite des Fußgestells nach dem Rheine zu verkündet in römischen vergoldeten Buchstaben die einfach wahren und darum bedeutungsvollen Worte:

Ludewig dem Ersten
Sein dankbares Volk.

Die Rückseite nach dem Schlosse zu trägt folgende Inschrift:

Zu diesem Monumente wurde der Grundstein gelegt am XIV. Juny MDCCCXL.
Dasselbe wurde enthüllt am XXV. August MDCCCXLIV.

In Deutschland befindet sich außer dem Ludewigmonument nur eine zweite, mit einer Statue gekrönte Denksäule und zwar zu Hannover. Der zu München errichtete Obelisk und die Friedenssäule zu Berlin können hier nicht mitzählen. Während unsere 132½′ hohe, mit dem 22½′ hohen Standbild geschmückte Ludewigsäule also im Ganzen 155′ Höhe zählt, hat die auf dem Paradeplatz zu Hannover zum Andenken an die Schlacht von Waterloo mit der Siegesgöttin gekrönte Waterloosäule eine Höhe von 156′, — nach anderer Angabe sogar 162′. Sie hat aber nur einen Durchmesser von 12½′ und eine Wendeltreppe von 190 Stufen. Zur Vergleichung folgen hier die Höhenangaben der bekanntesten Säulen zu Rom, Paris, London und St. Petersburg. Die Trajanssäule, das Muster der Vendomesäule, bestehend aus 34 Blöcken weißen Marmors, ist von oben bis unten mit mehr als 3000 Figuren in halberhabener Arbeit geziert, 141′ hoch, hat 16′ Fuß im Durchmesser, eine Wendeltreppe von 185 Stufen und trägt jetzt anstatt Trajans Standbild die Statue des Apostels Petrus. Die Antoniussäule auf dem Platz Colonna zu Rom besteht aus 28 zusammengefügten Blöcken weißen Marmors und ist 116′ hoch. Verschiedene kriegerische Ereignisse sind in halb erhabener von unten nach oben spiralförmig sich emporwindender Arbeit angebracht. Zum Gipfel, auf welchem die bronzene Statue des heiligen Petrus steht, führen 190 Stufen. Die Vendomesäule ließ Napoleon zu Paris in den Jahren 1806 bis 1810 zum Andenken der 1805 gegen die verbündeten Oestreicher und Russen erfochtenen Siege aus 425 in Deutschland erbeuteten Kanonen aufführen. Sie hat ein Gewicht von 1,800,000 Pfund, eine Höhe von 133′ und 12′ im Durchmesser. Sie ruht auf einem Fußgestell von 32′. Auf 167 Stufen steigt man auf die Gallerie, deren Spitze die classische Figur des Kaisers im Ueberrocke und kleinen Hute einnimmt. Die Außenseite der Säule zieren 276 halberhabene Bilder, welche die wichtigsten Kriegsereignisse darstellen. Die Julisäule, welche auf dem Bastilleplatz zur Verherrlichung der Revolution von 1830 erst vor zwei Jahren vollendet wurde, hat mit dem Unterbau und der Krönung, dem Genius der Freiheit, eine Gesammthöhe von 50,52 Metres 203,28′ großherzoglich hessischen Maßes. Das sogenannte Monument — London column —, welches zum Andenken an die große Feuersbrunst von 1666 — sie legte 13,200 Häuser in Asche — aus weißem Marmor in der Altstadt — City — von London erbaut wurde, hat eine Höhe von 202′ und man gelangt auf 345 Stufen zu deren Gallerie. Die Yorksäule, auf deren Spitze das Standbild des Herzogs von York, des Sohnes Königs Georg's III. von England, steht, sowie die den Trafalgar Square in London zierende Nelsonsäule erreichen jene Höhe nicht. Der Schaft des Alexander-Monumentes, welches der Kaiser Nicolaus vor dem Winterpalaste seinem Bruder, dem verstorbenen Kaiser Alexander, errichten ließ und 1834 einweihte, besteht aus einer einzigen Granitsäule dorischer Ordnung von 12′ Durchmesser und 84′ Länge. Sie ruht auf einem Piedestal von Granit, welches sich auf mehreren Stufen von Granit erhebt. Oben auf der Säule auf einer Halbkugel steht ein Engel von Bronze, der mit der Rechten gen Himmel deutet und mit dem Kreuze in seiner Linken eine Schlange zerdrückt. Die Höhe des ganzen Monumentes vom Erdboden bis an die Spitze des Kreuzes mißt 154′.

Das Standbild Ludewig's des Ersten ist, wie schon erwähnt, nach Schwanthalers Modell von Stiglmaier aus Kanonenmetall in der königlich baierischen Erzgießerei gegossen. Die Gestalt, in noch kräftigem Mannesalter aufgefaßt, mit dem etwas stark vorgebeugten Haupte, mit dem klaren, aber so milden Blicke, gewährt von vorn den besten Anblick. Das Haupt ist unbedeckt, wie es im Leben selbst bei Sturm und Wetter der Fall war. Er trägt die Generalsuniform mit den Epauletten, das große Band mit dem Stern des Ludewigsordens. Der Mantel deckt größtentheils den unteren Theil des Körpers und gestattete dem Künstler den antiken Faltenwurf.

Die Linke hält in der Nähe des Degengriffs den Mantel zuſammen, während der niedergeſunkenen Rechten das von ihm ſeinem Volke verehrte Kleinod, die Verfaſſungsurkunde, anvertraut iſt. Das Monument, welches man von allen Seiten der Stadt erblickt, iſt um ſo mehr eine Zierde derſelben, da ſie an emporſtrebenden Thürmen ſehr arm iſt; es iſt ihr jüngſtes Wahrzeichen!

2.

Ludewig des Erſten Leben und Charakter.

Heſſen iſt eben ſo wenig ſeines alten Namens — Chatten, Hatten, Heſſen —, wie die Bewohner ihres urſprünglichen Grundcharakters unter den andern deutſchen Ländern und Stämmen im Laufe der Jahrhunderte verluſtig gegangen. Noch iſt der alte Geiſt der Chatten, wie Johannes von Müller ſagt, im Volke nicht erloſchen. Was der ernſte Römer Tacitus, dieſer glaubwürdige Zeuge deutſcher Urzeit, im zweiten Jahrhundert nach Chriſtus, von dem Stamme der Heſſen rühmt, daß „ihr Körper dauerhaft, ihr Bau gedrungen, ihr Geiſt lebendig, daß ſie unter den Germanen viel Ueberlegung und Einſicht hätten," findet noch heute auf die Nachkommen gerechte Anwendung. Heſſen, noch unter Philipp dem Großmüthigen ungetheilt, lag recht im Herzen Deutſchlands und war darum zu allen Zeiten ein wichtiges Gebiet, früher für die Verbreitung des Chriſtenthums, ſpäter im Kriege und für die Politik. Rhein, Main, Neckar, Lahn, Weſer fließen durch das Land oder berühren es, weßhalb im Jahre 1803 unſer Ludewig als Landgraf in ſeinem vollſtändigen Fürſtentitel unter andern auch noch „des heiligen römiſchen Reiches Vorfechter zwiſchen Rhein und Weſer" hieß. Die heſſiſchen Fürſten waren der Mehrzahl nach, wie ihr Volk, ehrenwerth und bieder. Der Urſprung ihres Hauſes iſt alt und reicht mütterlicher Seits durch die thüringiſchen Landgrafen bis auf Giſela, Kaiſer Konrads II. Gemalin, dann noch bis auf Kaiſer Karl den Großen ſelbſt. Ein Stammbaum, von einem kundigen Geſchichtsfreunde entworfen, weiſt nach, daß ſeit Ludewig V. oder dem Getreuen und durch ihn — 1596 — 1626 — das heſſiſche Fürſtenhaus mit allen regierenden Familien Europa's verwandt iſt. Um das Jahr 1130 wurden die beiden ſchönen Länder Thüringen und Heſſen als Landgrafſchaften unter Ludwig, dem erſten Landgrafen, verbunden und theilten bis 1247 gleiches Schickſal. In jenem Jahre ſtarb aber mit Heinrich Raspe die männliche Linie der thüringiſchen Fürſten aus. Mit Heinrich dem Kinde, welcher deshalb der Stammvater des jetzt regierenden heſſiſchen Geſammtfürſtenhauſes iſt, begann dagegen die Linie der brabant-heſſiſchen Fürſten, weßhalb denn auch im Jahre 1847 die heſſiſche Fürſtenfamilie das ſechshundertjährige Jubiläum ihrer ununterbrochenen Herrſchaft in Heſſen feiert. Heinrich das Kind war durch ſeine Mutter Sophia, die Gemalin Herzog Heinrichs des Großmüthigen, ein Enkel der heiligen Eliſabeth. Das Gefühl der früheren Zuſammengehörigkeit zwiſchen Thüringen und Heſſen erloſch in beiden Ländern nicht ganz, und war außer der Grenznachbarſchaft und wegen der Sicherheit der Nachfolge mit die Urſache der ſpäter zwiſchen Sachſen und Heſſen geſchloſſenen Erbverbrüderung — zuerſt 1373, zum letzten Mal erneuert 1614 —, welche zu den Zeiten Philipp's des Großmüthigen und Friedrich's des Weiſen eine welthiſtoriſche Bedeutung für die Reformation gewann. Bis auf Philipp den Großmüthigen war Heſſen mehrmals getheilt; ſein Vater, Wilhelm II., vererbte es ihm aber ungetheilt als ein mitteldeutſches kräftiges Heſſen. Deshalb konnte dieſer größte Landgraf der Heſſen, während ſeiner neunundvierzigjährigen Regierung — von 1518 — 1567 —, ſtets geiſtig und politiſch kampfbereit, eine ſo glänzende, in die durch die Reformation herbeigeführten Weltereigniſſe tiefeindringende Rolle ſpielen. Er, nach Heinrich dem Kinde, der zweite gemeinſame Stammvater ſämmtlicher noch blühenden heſſiſchen Häuſer, kann — wie es auch bei Gelegenheit der Enthüllung der geheime Staatsrath Dr. Knapp, Präſident des hiſtoriſchen Vereins für das Großherzogthum, in einer gelungenen

Parallele gethan hat — mit Ludewig, dem erſten Großherzoge, in Charakter und Schickſalen verglichen werden. Beide lebten in Zeiten welterſchütternder Stürme, aus denen nur wahrhaft große Fürſten von Geiſt, Geſinnung und Willenskraft wie aus einem allgemeinen Schiffbruche Ehre und Leben, Land und Leute retten konnten und gerettet haben. Beide folgten in den ſchwierigſten Lagen, in welche Regierende gerathen können, ſtets nur der Stimme der Ehre und Wahrheit, und ließen der Klugheit nur ſo viel Spielraum, als es ſich mit jenen vertrug. Beide gingen dafür mit ihren verjüngten, ſogar vergrößerten Staaten ehrenvoll, jener aus den Stürmen der Reformation, dieſer aus denen der Revolution hervor. Philipp der Großmüthige theilte Heſſen unter ſeine vier Söhne, von denen aber nur der älteſte, Wilhelm IV., und der jüngſte, Georg I., die zwei noch beſtehenden Hauptlinien von Heſſen-Kaſſel und Heſſen-Darmſtadt gründeten, wogegen die zwei mittleren Brüder ohne Erben ſtarben und deren Land und Leute getheilt wurden. Nach Georg I. herrſchten während der folgenden zwei Jahrhunderte ſieben Landgrafen: Ludwig V., der Getreue — 1596 bis 1626 —, Georg II., der Gelehrte — bis 1661 —, Ludwig VI. — bis 1678 —, Ludwig VII. und Ernſt Ludwig — bis 1739 —, Ludwig VIII. — bis 1768 — und Ludwig IX. — bis 1790 — über die Landgrafſchaft Heſſen-Darmſtadt, meiſtens mit ihrem Sitze zu Darmſtadt. Hatte das Land auch im Verlaufe der Jahrhunderte ſchwere Drangſale durch den dreißigjährigen Krieg, ſpäter durch Peſt, mehrmals auch durch Verwüſtungen und Brandſchatzungen feindlicher Heere zu überſtehen, ſo vergrößerte es ſich dennoch durch Ankäufe und Erbſchaften, wie die von Hanau und Lichtenberg fortwährend und blieb in Geſittung und geiſtigen Beſtrebungen nicht hinter andern deutſchen Ländern zurück. Trotzdem, daß alle regierenden Landgrafen der Linie Heſſen-Darmſtadt der freien evangeliſchen Lehre nach dem Vorgange ihres Ahnherrn Philipp des Großmüthigen aufrichtig ergeben blieben, neigten ſie ſich doch bis auf Ludwig IX. dem Hauſe Oeſtreich in politiſchen Angelegenheiten zu, weßhalb ihnen auch von jenem Hauſe manche Vortheile und ehrende Auszeichnungen zu Theil wurden.

Ludewig I. ward am 14. Juni 1753 zu Prenzlau in der Uckermark geboren, wo ſein Vater, Ludewig IX., ein Anhänger und enthuſiaſtiſcher Verehrer Friedrich's des Großen, als preußiſcher Generallieutenant und Inhaber des Regiments Selchow ſeinen Standort hatte. Während der Vater, von Charakter heftig, aber gerade und tüchtig an Geiſt und Willen und wohlwollender Geſinnung, den größeren Theil ſeines Lebens als regierender Landgraf zu Pirmaſens, das er von einem Dorfe zu einem anſehnlichen Städtchen erhob, getrennt von ſeiner Gemalin und ſeinen Kindern, dem Soldatenweſen lebte, hielt ſich ſeine Gemalin, Henriette Chriſtina Karoline Luiſe, geborene Prinzeſſin von Zweibrücken-Birkenfeld, eine an Geiſt und Gemüth, an Charakter und Geſinnung ausgezeichnete Dame, in Darmſtadt auf. Sie erweckte eigentlich den Geiſt, durch welchen ſich die Glieder ihrer Familie ſeitdem auszeichneten. Durch des genialen Kriegsraths J. H. Merk Vermittlung ſtand ſie mit Herder und Göthe, welche ſie die „große Landgräfin" nannten, wie auch mit Wieland in geiſtigem Verkehr, welcher Letztere in einem Briefe den Wunſch ausſprach: „nur einen Augenblick Herr des Schickſals zu ſein, um ſie zur Königin von Europa erheben zu können." Sie begrüßte zuerſt mit Begeiſterung die emporſtrebende junge deutſche Literatur, ſammelte und ließ die zerſtreuten Oden Klopſtock's drucken, und vererbte dieſe beſchützende Liebe und Anerkennung deutſcher Literatur, Kunſt und Wiſſenſchaft auf ihre Kinder, namentlich auf unſern Ludewig und deſſen Schweſter Luiſe, nachmalige Großherzogin von Weimar, Karl Auguſt's Gemalin. Sie blieb mit Friedrich dem Großen bis zu ihrem Tode, wie mit der Kaiſerin Katharina II., in einem lebhaften vertrauten Briefwechſel, der, ihrer Beſtimmung gemäß, theilweiſe noch verſiegelt in dem Archive zu Darmſtadt aufbewahrt wird. Wie hoch ſie Friedrich der Große ſchätzte, geht daraus hervor, daß er ihr nach ihrem Tode auf ihrem im Schloßgarten zu Darmſtadt befindlichen Grabe — „dem Orte, wo ich," wie es in ihrem letzten Willen heißt,

„von dem Geräusche des Hofes entzogen, meine Seele mit Gott unterhalten habe, dem ich bald für mein Leben Rechenschaft geben werde" — eine marmorne Graburne mit der bedeutungsvollen Inschrift: „Femina sexu, ingenio vir" errichten ließ, ihr, die er in einem Briefe folgendermaßen charakterisirte: „Cette princesse accomplie faisait l'ornement et l'admiration de notre siècle." J. E. Schmidt, der geistvolle hessische Geschichtschreiber, sagt über die Erziehungsweise ihrer Söhne und Töchter, die später die Throne von Preußen und Rußland zierten: „Der hohe Geist der fürstlichen Mutter war auch in Beziehung auf die Grundsätze der Erziehung dem Zeitalter vorangegangen. Ihr heller Blick hatte bereits früher das Richtige gefunden. Entfernt von aller Einseitigkeit, frei von den Fesseln beschränkender Meinungen, hatte sie selbstständig mit Weisheit erwogen, wie der Mensch und wie der Fürstensohn erzogen werden müsse, daß nicht die Sorge für das Eine verdrängt werde durch die Sorge für das Andere, nicht die Rücksicht auf das Körperliche durch die auf das Geistige, nicht die Rücksicht auf die Bildung des Herzens durch die auf die Bildung des Verstandes, nicht die Rücksicht auf den Beruf des Menschen durch die auf die Bestimmung des künftigen Regenten." Nachdem der Erbprinz auf der damals blühenden Universität Leyden studirt, auf seinen Reisen Frankreich und England kennen gelernt, trat er, veranlaßt durch die Vermählung seiner jüngeren Schwester Wilhelmine mit dem damaligen Großfürsten, späteren Kaiser Paul, im Jahre 1773 als Generalmajor in das russische Heer. An den Ufern der Donau unter dem Grafen Romanzow erkämpfte er sich seine Lorbeeren, verließ aber nach dem Tode seiner Mutter und Schwester den russischen Kriegsdienst. Er führte von nun an theils zu Darmstadt, theils auf seinem Landsitze zu Auerbach an der Bergstraße ein seinem künftigen Berufe, den Wissenschaften und Künsten geweihtes Leben, das durch den Umgang einer geistreichen und schönen Gemalin, Luise Karoline Henriette, beglückt wurde. Sie, die Tochter seines väterlichen Oheims, des Prinzen Georg von Hessen, schenkte ihm fünf Söhne, den Großherzog Ludewig II., die Prinzen Georg, Friedrich, Emil, Gustav — † 1806 —, und eine Prinzessin Luise — 1802 als Wittwe des Prinzen von Anhalt gestorben. Im Jahre 1827 feierten sie ihre goldene Hochzeit. Zwei Jahre später starb die Großherzogin, des Augenlichts fast beraubt. Durch eigene Anschauung hatte er die Bedürfnisse des Volkes kennen gelernt und blieb auch später dieser Gewohnheit getreu, indem er für Jedermann zugänglich war. Schon von 1779 an hatte er an seinem Geheimen Cabinetssecretär Schleiermacher, der 1829 sein fünfzigjähriges Dienstjubiläum feierte, einen Diener und Freund gefunden, der ihm alle großen und schönen Ideen ausführen half. Namentlich war es Schleiermacher, welcher jungen einheimischen Gelehrten und Künstlern — wie z. B. dem großen Orientalisten Schulz und dem Chemiker J. Liebig — fürstliche Unterstützung zuwandte und die naturhistorischen und Kunstsammlungen, das Museum wie die Bibliothek gründen half. Göthe pries den zweiundzwanzigjährigen Prinzen „als eine treue feste Natur, mit einer geraden tüchtigen Existenz und einer ungeheuern Imagination." So vorbereitet bestieg er am 6. April 179⁰ nach dem Tode seines Vaters den Thron, auf welchem er gerade vierzig Jahre, bis zum 13. August 1806 als Landgraf, von da an als der erste Großherzog von Hessen und bei Rhein saß. Die Landgrafschaft war damals ungefähr 100 Q.-M. groß und zählte gegen 300,000 Einwohner mit 1½ Mill. Fl. an Einkünften; er hinterließ seinem Nachfolger das Großherzogthum von Hessen und bei Rhein mit einem Flächenraum von 153 Q.-M. mit einer Bevölkerung von 811,503 Seelen. Nach dem Ausbruch der französischen Revolution nahm er am Reichskriege thätigen Antheil, mußte mit seinem Lande, das die hanau-lichtenbergischen Besitzungen jenseits des Rheins verlor, schwere Opfer bringen, erhielt aber durch den Reichsdeputationshauptschluß von 1803 Gebietsentschädigung und zwar das kurkölnische Herzogthum Westfalen, wie auch verschiedene mainzische und pfälzische Oberämter. Wie glücklich sich namentlich Westfalen unter der hessischen Regierung — vom 6. October 1802 bis 8. Juli 1816 — fühlte, davon ist der sprechendste

Beweis die Bitte, welche die Bewohner der ehemaligen Hauptſtadt Arnsberg in einer Adreſſe vom 19. Auguſt an den jetztregierenden Großherzog richteten. „Er möchte in Gnaden geruhen, den Bewohnern des Herzogthums Weſtfalen durch die Schenkung des Bildes ihres früheren Regenten, Großherzog Ludewig's I., auf den Rathhausſaal zu Arnsberg ein höchſt erfreuliches und ſchätzbares Andenken an deſſen glückliche Regierung huldvollſt zu gewähren.“ Der Weltſturm begann von Neuem. Das tauſendjährige deutſche Reich fiel und Kaiſer Franz II. legte, der Letzte, die Krone nieder. Um ſeinen Staat zu retten, ſchloß ſich Ludwig an den Protektor des Rheinbundes an und wurde am 13. Auguſt 1806 zum Großherzog von Heſſen und bei Rhein durch Napoleon erhoben. Die Heſſen fochten ehrenvoll unter ihrem ausgezeichneten Feldherrn, Ludewig's jüngſtem Sohne, dem Prinzen Emil, in Preußen, Oeſtreich, Spanien und Rußland für den franzöſiſchen Kaiſer. Ludewig war wiederum einer der Letzten, welcher ſich am 2. November 1813 vom Kaiſer Napoleon losſagte. Er trat dem deutſchen Bunde bei und erhielt für das Herzogthum Weſtphalen die ſchöne Rheinprovinz. Schon während der Schrecken des Krieges hatte er den Weg einer humanen Reform ſeines Landes betreten; ſo gab er 1810 Geſetze über Vergütung des Wildſchadens und hob 1811 die Leibeigenſchaft und Frohnpflicht auf. Nach eingetretenem Frieden erleichterte er fortwährend ſein Land von den auf ihm haftenden drückenden Laſten, trennte die Rechtspflege von der Verwaltung und gab eine freiſinnige Gemeindeordnung. Er hob die geiſtige und ſittliche Bildung des Volkes durch Verbeſſerung des Volksunterrichts, durch Errichtung zweier Schullehrerſeminare, Verbeſſerung der Gymnaſien und der Kriegsſchule, Gründung von Real- und Gewerbſchulen; er verbeſſerte die Wittwenkaſſen; ein Netz ausgezeichneter Straßen fing an, ſich über das ganze Land auszubreiten; Offenbach erhielt eine Schiffbrücke; der Lauf des Rhein wurde durch einen Durchſtich am Geier verkürzt; er ließ ein bürgerliches und Strafgeſetzbuch für ſeine Lande vorbereiten. Das Miniſterium unter von Grolmann und nach ihm unter dem noch lebenden Freiherrn du Thil wirkte in ſeinem Geiſte und in ſeiner großartigen Geſinnung. Großartig war ſeine Geſinnung für Gedankenfreiheit und religiöſe Duldung. Er hörte gern die Sprache der Wahrheit; politiſch überſpannten und verirrten Jünglingen verzieh er großmüthig; in ſeiner Reſidenz fand der katholiſche Bibelüberſetzer, Leander von Eß, eine ſichere Freiſtätte; dem Bau einer katholiſchen Kirche in ſeiner Reſidenz unterſtützte er reichlich; religiöſe Unduldſamkeit, von welcher Confeſſion ſie ausging, machte er unſchädlich, und niemals lieh er der Verläumdung ſein Ohr. Zu ſeinem Hofprediger erhob er den Dorfpfarrer Dr. Ernſt. Thätigkeit war ihm andere Natur; ſeine vielen geiſtvollen Randbemerkungen und Reſolutionen in den Regierungspapieren würden, wenn zuſammengeſtellt, ſeine großartige, klare und edle Politik und raſtloſe fürſtliche Thätigkeit zeigen. Seine erprobten Diener hielt er ſtets wie Freunde hoch in Ehren. Geiſtreiche Männer liebte er um ſich, wie ſeinen Leibarzt von Wedekind, ſeinen vertrauten Schleiermacher, den großen Componiſten und Orgelſpieler, Abbé Vogler, unter dem Karl M. v. Weber, Meyerbeer und andere berühmt gewordene Künſtler ihre Studien zu Darmſtadt machten. Die Univerſität Gießen erweiterte er durch Lehrer und Geldmittel; Liebig fand an ihm fortwährend einen würdigen Beſchützer, wie dies in der Verſammlung der brittiſchen Geſellſchaft der Wiſſenſchaften zu York rühmend anerkannt wurde. Das edelſte Kleinod aber, welches er ſeinem Volk 1820 gab, war die Verfaſſungsurkunde, die, freiſinnig abgefaßt, auch freiſinnig gehandhabt wurde. Auf ihn konnte man, wie er ſelbſt zu ſeinen Ständen ſprach, ſtets ſicher rechnen. Einen hohen Genuß fand Ludewig auf ſeinen Spazierfahrten in den urkräftigen Buchen-, Eichen- und Tannenwäldern, welche ſich wie ein grüner Kranz um ſeine Reſidenz winden; er wies dadurch ſeine Unterthanen auf den Quell des reinſten Naturgenuſſes hin, wie er ihnen, als großer Kenner der Muſik, nachdem er ſich durch den Verſchönerer ſeiner Hauptſtadt und ſeines Landes, den Oberbaudirector Moller, das großartige Opernhaus hatte bauen laſſen, einen Tempel der Kunſt eröffnete,

in welchem die größten Schöpfungen der Ton- und Dichtkunst oft durch die berühmtesten Künstler zur Ausführung kamen. Er leitete selbst die Musikproben und bildete sich so eine berühmte Kapelle heran. Kein deutsches Theater leistete damals Bedeutenderes in der Oper, als das seinige. — Sein großer Geist schied sanft am 6. April 1830, 12 Uhr Nachmittags. Sieben und siebenzig Jahre hatte er gewirkt. Er nahm den Ruhm mit, bis zum letzten Augenblick auf der Höhe seiner Zeit gestanden und sie begriffen zu haben. Auch der Ruhm bleibt ihm, daß er durch seine Minister du Thil und von Hoffmann nach längeren in Berlin gepflogenen Conferenzen durch den Abschluß des Zollvereins am 14. Februar 1828 den Grundstein zu einem großen einigen Deutschland legen ließ. Ohne Schmeichelei, die dem Lebenden in der Seele verhaßt war, durfte daher sein Staatsminister du Thil dem Todten nachrühmen: „daß er seine vieljährige Regentenlaufbahn mit dem erhebenden Bewußtsein beschlossen habe, der erhabenen Bestimmung, welche ihm die göttliche Vorsehung während seines irdischen Daseins zu Theil werden ließ, ausschließend gelebt und ihr vollkommen Genüge geleistet zu haben." In der Fürstengruft zu Darmstadt ruht er unter seinen Vätern.

3.

Die drei großen Festtage zu Darmstadt, am 25., 26. und 27. August 1844.

Beiträge für das Ludewigmonument waren von hessischen Bürgern aller Stände, selbst aus den kleinsten Dörfern in den drei Provinzen zusammengeflossen, wie auf dem Altare des Vaterlandes niedergelegt. Es regte sich daher auch bei allen Ständen im ganzen Lande der innere Drang, sich wenigstens durch Abgeordnete bei der Enthüllung vertreten zu lassen. So schuf sich dieses wahre Nationalfest der Hessen aus allen Bestandtheilen der alten und neuen Lande wie von selbst. Viel trug zur Steigerung persönlicher Theilnahme der Aufruf der großherzoglichen Hofkapelle in Verbindung mit den fünf Darmstädter blühenden Gesangvereinen der Dilettanten, des Mozart-Vereins, der Liedertafel, des Sängerkranzes und der Harmonie bei, an einem der Tage durch hessische Sänger und Sängerinnen, wozu man die Städte Gießen, Mainz und Offenbach als Vertreter der drei hessischen Provinzen Oberhessen, Rheinhessen und Starkenburg auserkoren hatte, in den ungeheuren Räumen des Zeughauses — 272′ lang und 134′ Fuß breit — ein Riesenconcert, — die Aufführung des Alexandersestes von Händel —, und später einen Freimarkt nebst einem Volksfeste, das die Hauptstadt des Landes bisher noch entbehrt hatte, zu veranstalten, zu welchem letzteren der bekannte Kupferstecher Heinrich Felsing den frischen Volkshumor der gewerbtreibenden Stände auf's Glücklichste zusammenbeschwor, der bis dahin im Gegensatz zum übermüthigen Carnevalshumor der Rheinhessen hier geschlummert hatte. Der Hof, die Behörden des Landes und die Darmstadts griffen zur Ausführung kräftigst zusammen. Je mehr sich der 25. August näherte, desto geräuschvoller wurden die Vorbereitungen. Das Gerüst, das bisher die Säule umgeben, fiel; der Louisenplatz verwandelte sich mit seinen geschmückten Häusern und neu errichteten Balkonen, mit den Tribünen für die großherzogliche Familie, die Sänger und Sängerinnen, die Zuschauer, die Musiker in einen großartigen Festschauplatz. Von den Thürmen der Stadt, vielen öffentlichen und Privatgebäuden wehten mächtige Fahnen; auf den Landstraßen nach Mainz und Frankfurt waren schlanke Ehrenpforten errichtet, an welchen am 23. Abends die Sänger und Sängerinnen aus Gießen, am 24. Morgens die von Offenbach und Mainz festlich eingeholt wurden. Gastfreundschaft bereitete ihnen während der Festwoche die genußreichste, edelste Bewirthung, und man kann mit Recht sagen, daß Darmstadt als Hauptstadt des Landes einen neuen innigen Bund mit dem ganzen Lande schloß, wie es vorher nie stattgefunden. Wohl sechszig bis siebenzigtausend Menschen wogten während der Festtage auf den breiten Straßen

und prächtigen Plätzen der Stadt umher. Großartig war der Fackelzug, welchen mit dem Vortritt der österreichischen Militärmusik mehrere hunderte mainzer Gewerbtreibende, welchen sich die hiesigen anschlossen, am Vorabende des Festes dem Großherzoge und Erbgroßherzoge als Huldigung darbrachten, wie denn überhaupt die Bewohner der Rheinprovinz durch die regste Theilnahme bewiesen, wie glücklich sie sich seit 29 Jahren unter der hessischen Regierung fühlten. Der starke Wind, welcher die Nacht hindurch tobte, aber auch schönes Wetter brachte, hatte das mit den Landesfarben umhüllte Standbild schon theilweise entschleiert.

Den großen ersten Festtag, den 25., verkündigten früh Morgens um 6 Uhr Kanonenschüsse und die Regimentsmusiken, welche durch alle Straßen der Stadt ziehend, zur Reveille spielten. In den Kirchen beider Confessionen und in der Synagoge bereiteten sich die verschiedenen Glaubensbekenner durch Gebet und Predigt zur würdigen Feier des Festes vor. Unter dem Geläute aller Glocken entwickelte sich um 11 Uhr der großartige Festzug vom Markte aus durch den oberen Theil der Rheinstraße nach dem Festplatze in folgender vom Oberbaurath Dr. Lerch entworfenen Ordnung. Den Zug eröffnete der letztgewählte Ausschuß nebst dem ersten Vereinsausschuß; es folgten eine Abtheilung der hessischen Veteranen; die verschiedenen Gesangvereine mit ihren prachtvollen Fahnen; die drei höheren Schulen, das ältere Gymnasium mit seiner Minervafahne und der östreichischen Militärmusik, dann die höhere Gewerbschule und die Realschule mit der mannheimer Dragoner-Regimentsmusik und ihren acht prachtvollen von dem ausgezeichneten Maler Lucas, dem Lehrer der Schule, entworfenen Standarten und Fahnen, auf welchen theils die Hassia mit den Wappen der drei Provinzen, theils die einzelnen Wissenschaften und Künste durch symbolische Figuren dargestellt waren. Diese frische kernige Jugend, in ihrer schöngeschlossenen Haltung, bot den erfreulichsten Anblick. Darauf zogen neun Mädchensschulen und sieben Knabenschulen; unter dem Vortritt der landwirthschaftlichen Centralbehörde, nebst dem um diese sinnige Vertretung des gesammten hessischen Bauernstandes wohlverdienten Herren Oekonomierath Dr. Zeller der herrliche und stolze Bauernzug, welcher zehn Standarten in seinen einzelnen Abtheilungen mit bedeutsamen Aufschriften trug, welche die Hauptverdienste Ludewig's I. um den ehrenwerthen Nährstand verkündeten. Sie lauteten: 1) Aufhebung der Leibeigenschaft 1811, 1827; 2) Frohnfreiheit 1811, 1819, 1824, 1827; 3) Aufhebung des Novalzehntens 1816, 1820, 1821; 4) Verwandlung der Zehnten 1816, 1824; 5) Ablösung der Grundrenten 1821; 6) Vergütung des Wildschadens 1810; 7) Gemeinheitstheilungen 1814, 1827; 8) Aufhebung des Mühlbanns 1818; 9) Beförderung der Wiesencultur 1829; 10) Freier Absatz der Producte — Zollverein — 1828. — Dieser Zug, welcher das Mark des Landes, den mächtig gehobenen Nährstand, vertrat, war zusammengesetzt aus 30 Mädchen, 30 Burschen und 10 Obmännern aus der Provinz Starkenburg; aus 55 Mädchen, 55 Burschen und 18 Obmännern aus Oberhessen, unter denen namentlich die malerische, durch van Embde auf seinen hessischen Genrebildern verherrlichte Nationaltracht der schönen Hinterländerinnen aus dem Kreise Biedenkopf alle Blicke fesselte; dann aus 30 Mädchen, 30 Burschen und 10 Obmännern aus Rheinhessen, deren ländliche moderne Kleidung sich nur wenig von jener der Bewohner der rheinhessischen Städte unterschied. Den Schluß dieses Zuges bildeten die Ausschüsse des landwirthschaftlichen Vereins und die Landwirthe aus den drei Provinzen. Denen aus Rheinhessen, welche sich sehr zahlreich eingefunden hatten, schritt der seit 1815 als Regierungspräsident in Rheinhessen fungirende allverehrte Freiherr von Lichtenberg, ein Großneffe des berühmten Humoristen, voraus. Die hiesige Handwerkszeichenschule, angeführt von dem Modelleur Schröder, führte, in 22 Abtheilungen eingetheilt, die vortrefflich in Holz ausgeführten Embleme der verschiedensten Gewerbe mit sich. Auch die rheinischen Schiffer aus Mainz, Worms und Bingen, in ihren dunkelblauen Jacken und breiten Schifferhüten, trugen das Abzeichen ihres Gewerbes, ein mit vielen Flaggen geschmücktes kleines Boot. Den Mitgliedern beider Kammern der

der Stände trug ihr Archivar ein Exemplar der Verfassungsurkunde auf rothsammetnem Kissen vor; an sie schlossen sich nun die Staatsbehörden an, die Minister und Ministerien mit Dependenzen, die Hofbehörden, das Commandement der Residenz, die Landes- und Provinzialcollegien, die Gerichts- und Verwaltungsbeamten, die Postbehörden, die Anwälte und Aerzte, die Landesuniversität, das Museum, die Künstler, die Collegien und Beamten im Finanzdepartement, die Geistlichkeit aller Confessionen unter dem Vortritt des Bischofs von Mainz und des evangelischen Prälaten, der Stadtvorstand der Residenz, zahlreiche Deputationen der Gemeinden aus allen Theilen des Landes, Veteranen schlossen abermals den Zug. Man konnte, nachdem die verschiedenen Abtheilungen die ihnen bestimmten Plätze eingenommen, nicht allein die ganze Organisation des Beamtenstandes vom Minister an bis herunter überblicken, sondern auch alle übrigen Stände des Landes, wie auch das ganze großherzogliche Truppencorps, angeführt von dem Divisionär Prinzen von Wittgenstein, das in der langen Rheinstraße in Parade aufgestellt war. Es bestand aus den vier Regimentern, der Reiterei — dem Gardechevaurlegersregiment —, der Garde du corps, den Pionieren und der Artillerie zu Fuß und zu Pferd mit ihren Geschützen. Todtenstille trat ein, als der Ausschuß sich in das großherzogliche Palais begab, um den Großherzog und die großherzogliche Familie, den Erbgroßherzog und die Erbgroßherzogin, wie den Prinzen Georg — den Bruder des Großherzogs — abzuholen. Leider waren der Prinz Karl und seine Gemalin Elisabeth nebst ihren drei Kindern durch ihren Besuch in Fischbach in Schlesien, wie der allgeliebte Prinz Emil, einst groß im Kriege als Anführer der hessischen Truppen, jetzt als erfahrener Staatsmann und Menschenfreund im Frieden dem Vaterlande seine Dienste widmend, durch eine lebensgefährliche Krankheit — die er mit Gottes Hülfe überwand — zum Bedauern Aller verhindert, den Kreis der großherzoglichen Familie vollzählig zu machen. Unter dem Jubel der Versammelten nahm dieselbe ihre Sitze auf der bestimmten Tribüne ein; die 600 Sänger, begleitet von den Musiken der Regimenter und der Hofkapelle, sangen eine von K. Baur gedichtete und vom Kapellmeister W. Mangold componirte Cantate, worin Ludewig begrüßt wird „der Weise, der Milde, Gerechte, der treue Pfleger des Schönen und Guten, Gesetzesgründer, — der vierzig der Jahre in Leid und Freude des Vaterlandes Vater." Der evangelische Prälat Dr. Köhler, ein apostolischer Redner voll Glauben, Weihe und Begeisterung, weihte und segnete mit einem Gebete Stätte und Standbild ein. „Sie sei heiliges Land," sprach er, „und für immer der Obhut des Höchsten empfohlen! Gesegnet sei dieses Denkmal, das unter uns erbaut ist! Weithin in's Vaterland, weithin den fernsten Geschlechtern verkündige es Ludewig's Ruhm und der Hessen dankbare Liebe! O Bildniß des Gerechten! Schaue stets nur herab auf ein weises, frommes, glückliches Volk, das Gott fürchtet, den Fürsten ehrt, das Vaterland liebt und das Gedächtniß des Gerechten bewahret in Segen!" Geheimer Staatsrath Schenck, schon während mehrerer Landtage Präsident der zweiten Kammer der Landstände, erinnerte in einer gehaltreichen Rede an Ludewig's große Verdienste um sein Volk und Land. „Lebendig ist heute," rief er aus, „die Erinnerung, wie er mit hoher Gerechtigkeit Allen Gleichheit vor dem Gesetz gewährte in Rechten und Pflichten; wie er Glauben und Gewissen frei machte, wie er die Schranken fallen ließ, welche die freie Wahl des Berufes einengten; wie er die öffentlichen Abgaben auf alle Schultern gleich vertheilte, und die Allgemeinheit der Militärpflicht verkündigte u. s. w. — wie er endlich, was er seinem Volke aus freier Bewegung seines großen und edlen Herzens gegeben und gewährt, befestigte durch das kostbare Geschenk der Verfassungsurkunde." Da fiel die Hülle unter dem Geläute der Glocken, dem Donner von 101 Kanonenschüssen, dem Jubel der Musik und der tausend Stimmen, dem Schwenken der Fahnen und Hüte. Mit voller Wahrheit konnte der edle Großherzog in dem Manifeste an sein Volk — datirt den 28. August 1844 — über diesen großen unvergeßlichen Augenblick sich folgendermaßen aussprechen: „Die Festtage der Enthüllung des von der Dankbarkeit

eines treuen Volkes Unserem in Gott ruhenden Herrn Vater, Ludewig I. errichteten Monuments haben Uns mit inniger Freude und Rührung erfüllt.

Die ganze Liebe und Biederkeit des Uns von Gott anvertrauten Landes hat sich von Neuem auf eine edle Weise bewährt und es sollen Uns die Stunden unvergeßlich sein, welche Wir, in der Mitte Unseres Volkes und mit demselben, dem Andenken des ersten Großherzogs von Hessen weihten, der Uns und Unsern Nachkommen in der Regierung stets ein hohes Vorbild sein und bleiben wird.

Es waren schöne Stunden, welche durch die lebendigste Gegenwart die volle Wahrheit des heiligen Verhältnisses bekräftigten, das von jeher deutsche Fürsten und deutsche Volksstämme mit einander vor Gott in wechselseitigem, unauflöslichem Vertrauen verbindet.

Wir fühlen uns im tiefsten Herzen gedrungen, diese Empfindungen der freudigen Anerkennung vor allen um Unsern Thron vereinten, treuen Hessen, die Wir alle mit gleicher landesväterlicher Sorge und Liebe umfassen, und deren Glück Unser Glück ist, hiermit öffentlich zu bekennen und zu verkündigen.

Möge der Segen des Himmels auch fürohin auf Uns und Unserm Lande ruhen!" —

Die Feier endete mit einem Zug der Truppen und aller Versammelten an der großherzoglichen Tribüne vorbei theils um das Monument, theils nach dem Markte in der vorigen Ordnung nach Verlauf von drei Stunden.

Die Aufführung des Alexanderfestes von Händel unter der Leitung Karl Mangold's von etwa 600 Musikern, Sänger und Sängerinnen fand Nachmittags in den prachtvoll geschmückten Räumen des riesigen Zeughauses in großartigster und befriedigendster Weise statt.

Der zweite Festtag, der 26. August, brachte den Sängern und Sängerinnen ein herrliches idyllisches Waldfest in dem Buchenwalde des Jagdschlosses Kranichstein, nachdem man vorher zu Wagen die reizendsten Punkte der umherliegenden Wälder, welche Fernsichten nach dem Rhein, Main, dem Spessart, dem Odenwalde, der Bergstraße und der Taunusgegend bieten, besucht hatte. Große Verdienste um alle diese Anordnungen hatte sich der großherzogliche Oberforstrath von Wedekind, einer der gemeinnützigsten Männer Darmstadts, erworben. Die Festoper, Ferdinand Cortez, mit welcher vor beinahe 28 Jahren Ludewig I. seinen neuen Kunsttempel eingeweiht hatte, versammelte am Abend Alles, was Platz finden konnte, in dem festlich erleuchteten Theater, das mit einem trefflichen Festspiel: „Die Huldigung der Musen" von Karl Baur, begann.

Der dritte Festtag, der 27., ward in der Frühe durch eine Turnschau verherrlicht, an der auch Turner von Mainz, Offenbach und Frankfurt — unter dem trefflichen Ravenstein — Antheil nahmen. Die Stadt machte der Turngemeinde, die sich „fromm, frisch, fröhlich, frei" auch hier entwickelt hat, eine schöne Fahne zum Geschenk.

Schon am Nachmittage des vorigen Tages war auf dem vor dem Rheinthore gelegenen Exercierplatze, dessen Gesichtskreis von den Höhen der Bergstraße und den ferneren Bergen des Taunus begrenzt ist, ein Freimarkt eröffnet worden. Dort fand am Nachmittage des 27. ein großartiges Volksfest im wahren Sinne des Wortes statt. Unter den vielen Buden befand sich auch eine, worin auf drei Kupferdruckerpressen des bekannten Kunstverlegers Lange Ansichten des Monuments gedruckt wurden. Ein großartiger Volksfestzug, an welchem sich in heiterster buntester Mischung Bürgermeister und Gemeinderath, die Sängervereine, die Gewerb-, Real- und Volksschulen, alle Gewerbe, Meister und Gesellen betheiligten, bewegte sich Nachmittags, etwa 3000 Personen stark, vom alten Theaterhofe aus durch die Rheinstraße nach dem Exercierplatz. Sah man sich die vielen ausgelassenen, fröhlichen Menschen an, die fünf Musikbanden, die acht geschmückten Wagen, auf denen die Schneider, Schlosser, Schreiner, Bierbrauer, Schmiede, Zimmerleute, Schuhmacher und Buchdrucker ihr

Gewerbe in komiſchſter Uebertreibung, in wahrhaft carnevaliſtiſcher Laune ausübten; ſah man ſich den Herold und ſeine geharniſchten Ritter, die krähwinkler Krüppelgarde, welche den Zug eröffneten und ihn ſchloſſen, an; dann auf dem großartigen Feſtſchauplatze, der ſeinem Flächeninhalt nach die Bewohner des ganzen Großherzogthums faſſen kann, das Wettrennen, die mannigfaltigſten Volksſpiele, wie ſie Schreiber dieſes bei ähnlichen Veranlaſſungen in andern Ländern nie ſo bunt und gründlich neben einander auf einmal ausführen ſah; die fröhlichen Tänze der kräftigen Burſche, die ſchmucken Mädchen aus den drei Provinzen, darunter die rothen und gelben Röcke der Soldaten, die Haſt, Feſtpreiſe zu erklettern oder zu gewinnen, zuletzt im Mittelpunkt den Erbgroßherzog und ſeine Gemalin, freudigſt Antheil nehmend an all dem bunten Getümmel und Gewimmel: ſo glaubte man ſich auf den Schauplatz eines Mährchens der Tauſend und Einen Nacht verſetzt, man war geneigt anzunehmen, über die ſonſt ſo ruhigen Heſſen-Darmſtädter ſei plötzlich der Witz und Humor ihres Lichtenberg gekommen. Daß auch nicht ein Ueberſchreiten der Ordnung, eine Unart die reine Freude der Feſttage ſtörte, was amtlich rühmend anerkannt ward, iſt der beſte Beweis, daß die Bevölkerung Heſſens in geſelliger Geſittung mündig geworden, daß alle Stände ohne Ausnahme ſich beeifern, Elemente eines wahren Volkslebens in edelſter Bedeutung zu bilden.

Ernſt Chriſtian Friedrich Adam Schleiermacher.

Von Karl Wagner.

So bedeutend und verdienſtvoll Schleiermacher's Wirken für den Staat, die Wiſſenſchaft und Kunſt geweſen iſt, ſo einfach, ſtill und anſpruchslos war ſein äußeres Leben. Zu Alsfeld in Oberheſſen geboren, kam er ſchon als Knabe nach Darmſtadt, wohin ſein Vater als Leibarzt der Landgräfin Karoline berufen worden war. Unter Wenk's trefflicher Leitung blieb er bis zum Jahre 1774 Schüler des Gymnaſiums. Als studiosus juris in Gießen hatte er in Klinger ſeinen vertrauteſten Freund. Beide theilten Ein Zimmer, und ihre Herzen ſchlugen zuſammen in der Liebe zur Kunſt. Während Klinger's ſchöpferiſche Kraft ſich in Dichtungen verſuchte, war Schleiermacher den zeichnenden Künſten zugewandt. Die Kupfer in den naturhiſtoriſchen Werken ſeines Vaters hatten ihm als Knaben zu Vorlegeblättern bei'm Zeichnen gedient; frühzeitig legte er Sammlungen von Kunſtgegenſtänden an; Merck nährte durch Winke und Geſchenke dieſe Neigung und ermunterte ihn brieflich, ſich „an dem Anblicke der Natur unter Gottes freiem Himmel zu weiden und das Empfundene als Reminiscenz in ſein Portefeuille einzutragen.“ (S. Briefe an und von Merck. S. 48.) Seine Neigung für naturhiſtoriſche Studien fand ſodann die vollkommenſte Befriedigung in Göttingen, wo Lichtenberg ſeinen liebenswürdigen Landsmann mit aller Wärme aufnahm und bald einen gelehrigen Schüler und geſchickten Experimentator in ihm erkannte. Der Umgang mit vielen wiſſenſchaftlichen Männern und Jünglingen verſchiedener Fächer und Länder erweiterte hier ſeinen Blick und wurde ihm Veranlaſſung, ſich eine ausgebreitete Kenntniß neuerer Sprachen und deren Literatur zu erwerben. Schon als Gymnaſiaſt war Schleiermacher Geſellſchafter und Geſpiele des heſſ. Prinzen Friedrich geweſen, und es hatte damals die einſichtsvolle Landgräfin die denkwürdigen Worte zu ihm geſprochen: „Laß Er mir meinen Fritz nicht fühlen, daß er ein Prinz iſt.“ Der fürſtlichen Familie auf's vortheilhafteſte bekannt, wurde Schleiemacher darum, ſobald er von der Univerſität zurückgekehrt war, im Jahre 1779 von dem heſſ. Erbprinzen Ludwig zu ſeinem Kabinetsſekretär erwählt, und ſo begann ſeine zum Segen des Landes und zur Förderung der Wiſſenſchaft und Kunſt ſo wohlthätige einundfünzigjährige Thätigkeit und geſtaltete

ſich zwiſchen ihm und ſeinem großſinnigen Fürſten ein Verhältniß, wie es nicht ſchöner zwiſchen Sully und Heinrich IV., oder zwiſchen Göthe und Karl Auguſt beſtanden haben kann. Um die Bedeutung ſeiner Stellung zu erkennen, muß man ſich die ſturm- und drangvolle Zeit vergegenwärtigen, in welche ſeine Thätigkeit größtentheils fiel. So lange Ludwig noch Erbprinz war, erſtreckte ſich Schleiermacher's Beruf hauptſächlich auf das Sammeln von Kunſtwerken, für deren Ankauf ſein Kennerauge ſtets die günſtigſte Gelegenheit entdeckte, und auf das Referat in Militärſachen, deren Anordnung dem Erbprinzen in einem Theile des Landes übertragen war. Während Ludwig's Regierung aber waren Schleiermacher's Verdienſte in demſelben Grad umfaſſend und großartig, als es Ludwig's Entſchließungen und Verfügungen geweſen ſind. Nichts von Bedeutung geſchah ohne ihn. Aber ſeine Beſcheidenheit und ſein Zartgefühl maß jeder Zeit alles Verdienſt einzig ſeinem Fürſten bei und ſtellte ſich nur als unbedeutendes Werkzeug dar. Und das iſt eben ein vollgiltiges Zeugniß für ſeine wahrhaft freundſchaftliche Stellung zu ſeinem fürſtlichen Herrn, daß er, ſo feſt er auch in vertraulicher Beſprechung die eigne Selbſtſtändigkeit behauptete, doch vor Zeugen ſtets des Freundes Rolle aufgab und nur den ehrerbietigen Diener ſehen ließ. Dennoch iſt der Glanz ſeiner Wirkſamkeit durch alle Schleier gedrungen, die er in edler Selbſtverläugnung überwarf, und dem Kundigen ziemt es ſo ſehr, ſeine Verdienſte in ein helles Licht zu ſetzen, wie es ihn ſie zu verhüllen zierte. Man darf kühn behaupten, Schleiermacher war das unübertroffene Muſterbild eines vollendeten Kabinetsſekretärs. Denn er war frei von Selbſtſucht, ein Mann von hoher, ſittlicher Reinheit, klaren, freiſinnigen Geiſtes; auf ſeinen Lippen ſpiegelte ſich nur der Grund ſeines Herzens, nur zur Wahrheit öffnete ſich ſein Mund; Vertrautes bewahrte er wie das Grab; Pflicht und Gewiſſen, Freundſchaft und Herzensgüte waren ſeine Leiter, die Ehre und das Glück ſeines Herrn, das Wohl der Menſchheit ſein Ziel. So ſicherte er ſich nicht nur durch hohe Befähigung, ſondern durch einen ſeltnen Verein vieler Tugenden das unwandelbare Vertrauen ſeines Fürſten und machte ſich ſeinem Herzen unentbehrlich. Mit dem Früheſten begann ſein Tagewerk. Durch nichts hat er je ſeiner Geſundheit geſchadet, als durch angeſtrengten Fleiß. Mit bewunderungswürdiger Pünktlichkeit und Gewandtheit erledigte er lange Zeit neben vielen andern Arbeiten des Kabinets nach den Winken ſeines Herrn alle Eingaben in Betreff der wiſſenſchaftlichen und Kunſtſammlungen, des Theaters, des Hofmarſchallamtes, des Bauweſens. Als Direktor des Geſammtmuſeums hat er ſich ein unſterbliches Denkmal geſetzt, nicht nur durch die Anſammlung großer Kunſtſchätze, die er bei zum Theil beſchränkten Mitteln mit ungemeinem Geſchicke wie aus dem Nichts hervorzuzaubern wußte, ſondern auch dadurch, daß er für eine Urkunde ſorgte, nach der alle Kunſt- und wiſſenſchaftlichen Sammlungen Ludwig's I. ein unveräußerliches, untrennbares Fideikommiß der fürſtlichen Familie bilden. Wie muſterhaft er alle Denkmale der Kunſt und des Alterthums ordnete, auf's Treuſte behütete und auf's Freundlichſte zugänglich machte und erklärte, das iſt nicht nur von den Einheimiſchen dankbar erkannt, ſondern auch von ſeinem Freunde Göthe wiederholt gerühmt worden. (Vgl. Göthe's Nachgel. Werke. Bd. III. S. 388 — 394. Bd. X. S. 226. Briefe an Zelter. II. 300. Mayer, Paläologica z. Geſch. d. Erde. S. 407 ff.). Solches zu wirken, dazu gehörte eine ſo vielſeitige Kunſtbildung und gründliche Kennerſchaft, wie ſie Schleiermacher namentlich im Fache der Kupferſtiche beſaß, dazu gehörte ſeine Uneigennützigkeit, mit der er jeden Vortheil, ja ſelbſt ſein Eigenthum der öffentlichen Sammlung gern überließ, dazu ſeine unermüdliche Thätigkeit und weitverzweigte Verbindung mit Gelehrten, Künſtlern und Kunſtkennern. Freilich fand er an ſeinen Söhnen Ludwig und Andreas die trefflichſten Stützen; allein dieß ſchmälerte das Verdienſt des Vaters nicht. War es doch vielmehr eine beſondere Kraft ſeines Geiſtes, für Aemter in ſeinem Bereiche die an ſich tüchtigſten Männer zu wählen und Talente und ſchöpferiſche Geiſter in ihren früheſten Aeußerungen zu erkennen. Durch keinen perſönlichen Vortheil zu beſtechen, war er leicht zu gewinnen durch Talent und Redlichkeit. Beide zu

pflegen, dünkte ihm die schönste Pflicht und kaum zu berechnen ist die Zahl der Gelehrten und Künstler, der Beamteten und Geschäftsleute, die er in die rechten Bahnen wies, denen er Mäcenas war. Um wenigstens Einige anzuführen, seien Justus Liebig, Professor Jak. Felsing, Maler Schilbach, Dr. Kaup genannt. Hatte er für solche vielversprechende Männer das Beste gethan, das Schwierigste beseitigt, dann trat er anspruchslos zurück. Seine linke Hand erfuhr nicht, was die rechte gethan. Andern zu dienen war ihm Genuß, doch ließ er blinde Gunst nicht walten; mild und mit Schonung versagend, beleidigte er Keinen. — Eben so ausgezeichnet, wie auf dem Felde der Kunst, waren seine Kenntnisse in der Naturkunde namentlich in der Osteologie. Durch das, was er für die Kenntniß der urweltlichen Thiere gethan, verdient er, allen Naturforschern unvergeßlich zu bleiben. Ohne ihn würde die höchst merkwürdige Sammlung von Versteinerungen in Darmstadt wahrscheinlich nicht vorhanden sein und alle Thierreste, die bei dem rheinhess. Dorfe Eppelsheim ausgegraben wurden, lägen ohne ihn wohl zertrümmert. Dieß würde für die Wissenschaft ein um so größerer Verlust sein, als viele Stücke bis jetzt nur einmal und nirgends wieder gefunden worden sind. Nur seinem lebendigen Interesse für diese lehrreichen Urkunden einer längst entschwundenen Zeit dankt man die Begründung und außerordentliche Bereicherung des in seiner Art einzigen Darmstädter Naturalienkabinets. Er bewirkte nach Merck's Tode den Ankauf von dessen ganzer Sammlung von Diluvialthieren und erwarb zwischen 1817 bis 1830 Knochenreste von 40 verschiedenen urweltlichen Säugethieren. Viele der einzelnen Stücke hat er selbst mühsam zusammengekittet, alle größeren Thierarten auf den ersten Blick richtig erkannt und durch die briefliche Unterhaltung, die er darüber mit Cuvier anknüpfte, so wie das Vertrauen, womit er gerade dem Dr. Kaup die wissenschaftliche Beschreibung dieser Schätze überließ, hat er die Wissenschaft wahrhaft gefördert. Solche Verdienste einigermaßen auch öffentlich zu ehren, benannte Kaup das am vollständigsten bekannte jener Thiere Rhinoceros Schleiermacheri und brachte so den ihm theuren Namen in Eine Reihe mit den Namen Pallas, Cuvier, Merck, nach denen andere Arten desselben Geschlechtes benannt sind. Es geschah ohne Wissen und gegen den Willen Schleiermacher's und gab ihm zuweilen Veranlassung, gutmüthig über unsere Dedikationswuth zu spotten, die sich hier wohl nur aus Verlegenheit und Mangel eines bezeichnenden Namens ableiten lasse. Solche Anspruchlosigkeit war seine Begleiterin im ganzen Leben. Ehren und irdische Güter, welche ihm die Huld seines Fürsten oftmals anbot, lehnte er ehrerbietigst ab. So erbat er sich, als ihm im Jahre 1821 der Titel und Gehalt eines geheimen Staatsraths durch ein allerhöchstes Dekret ertheilt wurde, von dem Großherzoge die Gnade, keinen Gebrauch davon machen zu dürfen. „Ich würde mich beengt fühlen," sprach er, „in meinem Wirkungskreise und gehemmt, so manche Ansprüche Anderer zurückzuweisen, wenn ich um meines Einkommens willen zu beneiden wäre." Schleiermacher war 40 Jahre der rechte Arm des auch durch Freigebigkeit ausgezeichneten Landesfürsten und erwarb, trotz des einfachsten Lebens und des geregeltsten Haushaltes, fast kein Vermögen. Ihm genügte ein mäßiger Gehalt und der Lohn des innern Bewußtseins und der Freundschaft seines fürstlichen Herrn. Nach dem Tode desselben, im Jahre 1830, bat er um Entbindung von seinem Amte, die ihm denn auch unter den ehrenvollsten Formen zu Theil wurde. Bei ungeschwächten Sinnen und lebhaft empfänglichem Geiste für alle Fortschritte in Kunst und Wissenschaft erfreute er sich, nun fast immer an's Zimmer gebannt, des Umgangs mit den Musen und des Besuchs gemüthlicher Freunde. So schien ihm der gleichmäßige Strom der Tage ruhig an's Ziel seiner Laufbahn tragen zu wollen. Da erfaßte ihn nochmals, ehe er in den Hafen der himmlischen Ruhe einlief, der Sturm und der Schmerz des irdischen Lebens. Ein plötzlicher Tod entriß seinen ältesten Sohn Ludwig, den großh. Oberbaudirektor und großen Physiker, allzufrühe seiner Familie, dem Staate und der Wissenschaft. Da wurde des Herz des greisen Vaters von solcher Wehmuth erschüttert, daß sich die Bande seines nicht kranken, aber entkräfteten Körpers von

Tag zu Tag mehr löſten, bis der Todesengel ſeine Fackel ſenkte. An ſeinem Grabe glänzten in vielen Augen Thränen der Liebe und Hofprediger Zimmermann ſprach die Gefühle ſeiner Verehrer in würdiger Rede aus.

Abt Vogler und ſeine Schüler.

Von H. Künzel *).

Man konnte faſt jeden Morgen nach zehn Uhr, ſelbſt bei ſtürmiſchem Wetter, einen kleinen, dicken, etwas ſich vorhängenden Mann in der einfachen ſchwarzen Kleidung eines Abbé's, entweder in das Schloß oder in das Theater von Darmſtadt eilen ſehen. Gewöhnlich umſchwärmten ihn mehrere junge Männer, mit denen er ſcherzte und lachte. Im Theater leitete er die Proben zu den Morgenconcerten und Theatervorſtellungen; im Schloſſe unterhielt er ſich mit dem Großherzog, der ihn ſeit 1807 als geiſtlichen Geheimenrath und Hofkapellmeiſter an Darmſtadt gefeſſelt hatte, über muſikaliſch-theoretiſche Gegenſtände; ſie ſpielten vierhändig die neueſten Muſikſtücke, rezenſirten Opern oder beriethen ſich über ihre Kapelle. Zu ihnen trat zuweilen die Großherzogin Louiſe und nahm an den Unterhaltungen der Künſtler ſinnigen Antheil. Muſik war, ſeitdem der Fürſt die ruſſiſchen Militärdienſte verlaſſen und die Regierung ſeines Landes angetreten, die Lieblingskunſt, in deren Tiefe und Reinheit er durch eignes Studium und durch Vogler eingedrungen war. Freilich waren damals die Mittel, welche zur Aufführung großer Tonwerke ſich boten, ſehr gering. Ein Orcheſter mußte erſt geſchaffen, ein Theater eingerichtet und eine muſikaliſche Bibliothek begründet werden. Hierfür wußte Vogler ſchnellen Rath. Die tüchtigſten Muſiker, welche bei dem Militär als Hoboiſten beſchäftigt waren, wurden zu Hofmuſikern erhoben, die muſikaliſchen Thürmer aus der Himmelsnähe auf die Erde verſetzt und aus allen Gegenden Deutſchlands tüchtige Meiſter der einzelnen Inſtrumente herbeigezogen. Vogler verſtand die Einrichtung einer Kapelle ganz vortrefflich, denn er hatte ſchon zu Mannheim und Stockholm ähnliche Inſtitute wie aus Nichts geſchaffen. Noch fehlten aber Sänger und Sängerinnen, durch welche die Chöre der Opern und Meſſen vorgetragen werden konnten. Auch dieſem Mangel ward bald abgeholfen. Der Fürſt verſammelte in einem der größeren Säle ſeines Reſidenzſchloſſes, dem ſogenannten Concertſaal, die Mädchen und Frauen aus den gebildeten Ständen der Stadt und ließ ſie muſikaliſch ausbilden. Männliche Dilettanten ſtellten ſich in Menge ein und Muſik und Geſang wurden für manchen eine Leiter ſeines Emporkommens.

Vogler hatte auf den Wunſch des Großherzogs eine große Orgel nach ſeinem Simplificationsſyſtem erbaut, auf welcher der gewaltige Meiſter die Chöre begleitete. Der Großherzog ſtand gewöhnlich an ſeinem Pult in der Mitte des Saales, gab mit ſeinem Stabe den Takt an und leitete ſo die ganze Aufführung. Am Charfreitag erreichten dieſe geiſtlichen Concerte ihren Glanzpunkt. Alle Mitglieder waren im Concertſaal in Trauerkleidern verſammelt; Vogler entlockte ſeinem Rieſeninſtrumente die tiefſten Klänge des Schmerzes und des Jubels, und zweihundert gebildete edle Stimmen ſangen das Requiem der größten Meiſter. Vollendeteres und Großartigeres konnte man wohl zur damaligen Zeit in Europa nicht hören und noch geht die Sage, daß Vogler'n ſein eignes Spiel und die gleichſam aus einem Munde gehauchten Töne Thränen ausgepreßt, welche er verſtohlen aus den Augen gewiſcht hätte.

Wie ergreifend muß ſein Spiel geweſen ſein! Einſt war er auf ſeinen großen Wanderungen auch nach Schwaben gekommen. Er hörte, daß der geniale Schubarth

*) Fliegende Blätter von H. Künzel. Frankfurt a. M.

deſſen Lieder und Volkschronik er bewunderte, ſchon zehn Jahre auf Hohenaßberg zur ewigen Unterſuchung verdammt ſei und in dieſem Felſenkerker, fern von Geſang und Muſik, deren gründlicher Kenner er war, ſchmachvoll verkomme. Der Commandant der Feſtung geſtattete Vogler'n nach vielen Bitten, den angeſchmiedeten Prometheus ſehen und ſprechen zu dürfen. Er gibt ſich für einen armen Muſikus aus, dem es geſtattet ſein möge, auf einem von ihm erfundenen Inſtrumente, dem Orcheſtrion, einige Proben ſeiner Kunſt dem Kenner vortragen zu dürfen. Vogler beginnt zu ſpielen, läßt die Töne zu einem Donner zuſammenhallen und in leiſen Schwingungen verzittern. Man hört donnern, den Sturm heulen, den Regen herabrauſchen. Schubarth kann ſeine Unruhe nicht mehr bemeiſtern, er fällt Vogler'n um den Hals und ſchreit in ungemeſſenem Entzücken: „Entweder biſt du der Teufel oder der Abt Vogler!“ Und von der Stunde an waren die Männer innige Freunde, Schubarth erhielt bald darauf ſeine Freiheit wieder und in würtembergiſchen Dienſten eine Anſtellung als Kapellmeiſter. So wurde auch einſt mit allen muſikaliſchen Mitteln in der Stadtkirche Voglers große Paſtoralmeſſe einſtudirt. Der Meiſter ſpielte ſelbſt die Orgel und in den Proben ſtand der Großherzog mit vorgebeugtem Haupte, den Tactirſtab in der Hand auf der der Orgel gegenüberliegenden Kanzel. Die Wirkung ſeiner Zwiſchenſpiele war ſo ergreifend, daß ihm der Großherzog nach Beendigung eines derſelben in der höchſten Aufregung die Worte zurief: „Der Donner und Teufel! Vogler, machen Sie's nicht ſo arg; es kann mir ja kein Menſch mehr ſingen und ich nicht mehr tactiren!“ —

Ein Kreis ausgezeichneter junger Männer hatte ſich nach und nach um den erſten Tonſetzer und Theoretiker ſeiner Zeit verſammelt. Sie waren aus allen Gegenden Deutſchlands herbeigeeilt, um unter ihm, der ſelbſt ein Schüler des großen Pater Palotti zu Padua geweſen, in die Reinheit und Tiefe der Tonkunſt ſich einweihen zu laſſen. Vogler'n war es vorbehalten, die alte, beinahe ausgeſtorbne Kunſt wieder aufzuwecken, jedem Tonſtück durch die Inſtrumentirung einen eigenthümlichen Charakter zu geben, worin ihm ſein größter Schüler C. M. v. Weber kaum ſich näherte. Seine Meſſen und geiſtlichen Tonwerke gießen auf den Zuhörer den heiligen Geiſt aus, eine erhabene religiöſe Begeiſterung weht aus ihnen und eine Fülle des ſchönſten und einfachſten Geſanges, wie er nur aus den alten italieniſchen Kirchengeſängen ertönt, hallt in den Herzen wieder.

Im Jahre 1810 hatte der Zufall diejenigen jungen Männer zuſammengeführt, die heutzutage in der muſikaliſchen Welt ſelbſt als Meiſter bewundert werden. Seine vorzüglichſten Schüler waren Gänsbacher, C. M. v. Weber, Meyerbeer, Peter von Winter und Freiherr von Poißl. Vogler bewohnte mit den drei Erſtgenannten ein eignes Haus, welches ihm der Großherzog eingeräumt hatte. Da trieb die Künſtlerfamilie eine tolle Wirthſchaft. In den frühſten Morgenſtunden fanden ſich alle Hausgenoſſen in dem Salon ein, wo ſie ſich ſokratiſch über Compoſition und Geſang unterhielten. Sie trugen da dem Lehrer ihr Neugeſchaffenes vor. Vogler tadelte oder lobte rückhaltslos, indem er ſtets die Gründe dafür angab und auf ſein Syſtem verwies; oder er verbeſſerte eigenhändig und führte viele ſchlagende Beiſpiele aus den alten Meiſtern an. Es war eine wahre muſikaliſche Akademie, in der manchmal ſogar Vogler in begeiſterter Aufregung vor einen Tiſch trat, — rings im Kreiſe ſtanden die Jünger, — über die Reinheit des Satzes über Fugen und Geſang tiefgedachte Vorträge improviſirte. Seine Schüler horchten in ſtummer Bewunderung; denn es entſtrömten ihm Worte, die man nicht täglich aus ſeinem Munde hören konnte. Wenn die ernſteren Lehrſtunden verfloſſen waren, wurden muſikaliſche Spielereien getrieben, welche aber ſtets zu ernſten Studien hinleiteten. So pflegte Vogler, um die Geiſter zu prüfen, ſeiner Umgebung folgende Aufgabe vorzulegen. Er nahm eine von ſeinen vielen Spieldoſen, ſtellte ſie auf den Flügel und ließ ſie ein Stück abſpielen. Abwechſelnd mußten nun die Schüler zum Spiel der Doſe Variationen extemporiren auf dem Klavier oder Violoncell, auf der Violine oder Flöte. Zumeiſt

in dieſer geiſtreichen Kunſt der muſikaliſchen Improviſation erreichte den Meiſter C. M. v. Weber, den er auch ſtets für ſeinen produktivſten Schüler erklärte. Vogler geſtattete nie, vollſtändige Opern unter ſeiner Leitung zu componiren; nur Studien ſollten ſie machen, die gediegenſten Muſikſtücke durcharbeiten und in den Geiſt der Tonwerke eindringen. „Ihr müßt frei und unabhängig dichten," ſprach er immer; „euer Genius darf durch keine Leitung geſtört werden. Wenn ihr nur buchſtabiren könnt, das Leſen lernt ihr von ſelbſt!" So arbeitete C. M. v. Weber einen Klavierauszug der Vogler'ſchen Oper „Samori" aus, wie auch mehrere Variationen; Meyerbeer dichtete ſeiner Cantate: „Gott und Natur", wie ſpäter an demſelben Orte, aber unabhängig von Vogler, die Oper „Jephtha"; Gänsbacher ſchrieb Orgelſtücke. Durch die Analyſe der ausgezeichnetſten Werke wurde gerade die Eigenthümlichkeit zum Bewußtſein eines Jeden gebracht und durch die freilich ſchwer werdende Verzichtleiſtung eigner größerer Werke die Kenntniß der muſikaliſchen Ideenausführung, und die Benutzung der vorhandenen Kunſtmittel, beſonders die Inſtrumenſtation, vermittelt.

Nach abgehaltenen Theater- oder Concertproben eilte Vogler gewöhnlich in das Schloß zum Mittageſſen, denn er war ſtändiger Tiſchgenoſſe ſeines fürſtlichen Freundes, an deſſen Tafel die Grazien und Muſen den Präſidentenſtuhl einnahmen und der ſeine Witz als die beſte Würze geſchätzt wurde. Vogler war, ſo oft er in ſeinem Staatskoſtüme erſchien, ein Gegenſtand des öffentlichen Belächelns. Klein und dick mit etwas vorgebeugtem Haupte, hingen ſeine langen Arme mit den langen Fingern, welche zwei Oktaven in ihrer vollen Ausdehnung umſpannen konnten, beinahe bis zum Boden herab. Als päpſtlicher Erzzeuge, Kämmerer des apoſtoliſchen Palaſtes und Ritter vom goldnen Sporn, beſtand ſeine Kleidung aus kurzen ſchwarzen Hoſen, einem rothen und weißen Strumpfe, ſchwarzen Schuhen und einem goldnen Sporn am rechten Fuße. Vom Kragen ſeines weitſchößigen Frackrocks fiel das Mäntelchen herab, an welchem ein Orden angeheftet war und mit dem der Wind oft ſein loſes Spiel trieb. An einem rothen Band trug er als Großkomthur den Verdienſtorden des heſſiſchen Hauſes und an der linken Seite einen mächtigen Degen. Während nun der joviale Meiſter an der reichen Tafel ſeines fürſtlichen Freundes den Freuden des Mahls und der geſelligen Unterhaltung, den Geiſtern des Champagners und Hochheimers huldigte, ſtürmten die genialen Schüler den wohlgeſpickten Keller und bließen mancher Flaſche das Lebenslicht aus, bis einer nach dem andern beim Einbruch der Dämmerung ſich nach einem ruhigen Plätzchen zum Niederlegen umſah. Wenn dann der Meiſter ſpät am Abend nach Hauſe zurückkehrte, bemerkte er immer mit Schrecken die Todenſtille des Hauſes. Er wußte alsdann, daß wieder toller Spuck getrieben worden war. Aber er lachte ſelbſt heimlich, und um nur den guten Ton des Hauſes nicht ganz ausarten zu laſſen, ſprach er oft verweiſend: „Ihr Kinderchen, was habt ihr wieder angeſtellt!" „Papachen, zupft Euch an Eurer eignen Naſe," lallten ſie ihm entgegen, und im Triumph brachten die Wankenden den Wankenden zu Bette.

Der Reichſte unter den jungen Männern war Meyerbeer, der Aermſte C. M. von Weber; wie aber alle nur Ein Geiſt beſeelte, ſo führten ſie auch nur Eine Kaſſe, und auch in ſpäteren Jahren machte noch der edle Meyerbeer in allen dringlichen Fällen den Banquier ſeiner Freunde. Jeder ging, wenn er ſeine Arbeiten vollendet, ſeinen Lieblingsvergnügungen nach. Meyerbeer ſaß oft Tage lang in den verſchiedenen Luſtgärten und lauſchte dem Geſang der Vögel; C. M. v. Weber liebte es, ſich in einer ſehr renomirten Schenke, dem Schloſſe gegenüber, wo beſonders die Landleute aus dem Odenwalde, Oberheſſen und vom Rhein ihre Einkehr hatten, ſtundenlang herum zu treiben. Denn er liebte das Volksleben, und vor Allem den Volksgeſang und das Volkslied; dort war es, wo er die ſchönſten Melodieen für ſeine Lieder und ſpäteren Opern von den Lippen der ländlichen Sänger ſtahl.

Vogler liebte ſeine Schüler wie Kinder, ſie ihn als Vater. Keinem ſchmeichelte er, er ſagte jedem unverhohlen ein Urtheil über ſein Talent. So prophezeite er dem

Dichter des Freiſchützen und Oberon eine glänzende Zukunft, wie er Meyerbeer verſicherte, er beſitze ein großes Talent, was bei anhaltendem Fleiße Großes leiſten könne; er werde ſich auszeichnen durch die originelle Conſtruction ſeiner Muſik.

Am 6. Mai 1814 ſtarb Vogler an einem Schlagfluß unvermuthet. Zwei Prieſter und einige Freunde geleiteten ſeinen Sarg, der mit einer vergoldeten Apolloleier und einem Lorbeerkranze geſchmückt war, zur Gruft, in der Nähe der Kapelle auf dem alten Kirchhof, wo ihm ſein fürſtlicher Freund ein ſchönes Denkmal von ſchwarzgrauem naſſauiſchem Marmor mit paſſender Inſchrift*) errichten ließ. Seine Schüler hatten ſich einige Jahre vorher in alle Welt zerſtreut; nur ihren wachſenden Ruhm trug die Fama zu den Ohren des alternden Meiſters. Einer von ihnen beſuchte vor ſeiner Abreiſe nach London im Janar 1826 die Grabſtätte ſeines unvergeßlichen Lehrers. Er ahnete damals noch nicht, daß er fünf Monate ſpäter ſein den Tönen geweihtes Leben aushauchen und in der Moorfieldskapelle zu London feierlich beigeſetzt werden würde. Gänsbacher lebt als geſchätzter Organiſt in Wien; Poiſl leitete lange Jahre die Oper zu München; Winter ſtarb daſelbſt mit alterndem Ruhm, und Meyerbeer feiert in der Weltmetropole Welttriumphe, die der vorſchauende Geiſt ſeines Lehrers vorherſah.

Das Theater zu Darmſtadt in ſeinen Anfängen und in ſeiner Entwicklung.

Von Dismas Fuchs**).

Beinahe ein Vierteljahrhundert hindurch hatte Darmſtadt das Vergnügen, theatraliſche Darſtellungen zu ſehen, entbehrt, denn ſchon vor dem Ausbruch der franzöſiſchen Revolution hatte die letzte reiſende Schauſpielergeſellſchaft nach kurzem Aufenthalte ſich entfernt, und keiner andern war nachher, der unruhigen Zeiten und nachfolgenden Kriege wegen, Allerhöchſten Orts wieder die Erlaubniß ertheilt worden, hier ihren Wohnſitz aufzuſchlagen, ſo viele auch darum nachgeſucht haben mögen; als endlich zu Anfang des Jahres 1807 Xavier Krebs von Worms aus um die gnädigſte Conceſſion bat, mit ſeiner Familie zwölf Vorſtellungen zu geben, und dieſelbe auch glücklich erlangte. Er war ſo klug-beſcheiden geweſen, nicht eine Schauſpieler- ſondern eine Kinder-Geſellſchaft von Erwachſenen unterſtützt, anzukündigen; für dieſe konnte er es unmöglich wagen, die Einräumung des Großherzoglichen Opernhauſes in Anſpruch zu nehmen, und dieſem Umſtande mochte er hauptſächlich die Erfüllung ſeiner Wünſche zu danken haben. Sein ganzes Perſonale beſtand aus ihm, ſeiner Frau, zwei Töchtern, die eben aus dem Kindes- in's Mädchenalter übergingen, und der Familie Illenberger, dem Vater, ſeinen beiden Söhnen, Ferdinand und Friedrich, und ſeiner Schwiegermutter, Madame Dobler.

In Ermangelung eines geeigneten Lokals wählte der Doktor einen Saal in dem, damals noch außer der Stadt gelegenen, neu erbauten Gaſthauſe zum Erbprinzen, ſchlug daſelbſt ein kleines Theater auf und eröffnete daſſelbe am 1. Februar obigen Jahres. Die erſte Vorſtellung bildeten: Adolph und Klara. Oper in einem

---

*) Der einfache Grabſtein in griechiſcher Form ſteht auf dem alten „jetzt nicht mehr benutzten Kirchhofe zu Darmſtadt, zunächſt der Kapelle öſtlich und trägt folgende Inſchrift:" Abt G. J. Vogler. Geiſtlicher Geheimer Rath. Geboren zu Würzburg. XV. Juni MDCCXLIX. Geſtorben zu Darmſtadt. VI. Mai MDCCCXIV. Liegt unter dieſem Grabſtein. Dem vorzüglichen Tongelehrten. Und geiſtvollen Componiſten. Errichtet von Ludewig G. H. v. H."

**) „Geſchichte des Hoftheaters zu Darmſtadt. Von D. Fuchs, Darmſtadt."

Aufzuge, nach dem Französischen. Musik von d. Alayrac. Hierauf: Die Aussteuer. Lustspiel in einem Aufzuge von Kotzebue.

Die Einwohner der Stadt drängten sich in den engen Schauspielsaal, theils von Neugierde dahin gezogen, theils auch von dem sehnsüchtigen Verlangen nach dem Genusse einer so lange entbehrten edleren und geselligen Unterhaltung.

Dies Verlangen war noch kurz vor dem Erscheinen der Krebsischen Gesellschaft durch ein öffentliches Liebhabertheater neu aufgeregt worden. Ein Sattlergeselle warb nämlich, etwa im Spätherbst von 1807, unter seinen Collegen aus allen Zünften und unter jungen Leuten, deren Leben noch keine bestimmte Richtung genommen hatte, eine Dilettantengesellschaft zusammen, also ein Personal Shakespeare's Sommernachtstraum: Squenz der Zimmermann, Schnock der Schreiner, Zettel der Weber u. s. w., fast lauter Männer, hart von Faust. Der wackere Geselle stellte sich an ihre Spitze, und unter seiner Leitung ward in einem Saale auf dem hiesigen Rathhause Komödie gespielt, wo in den wenigen Vorstellungen, die zu Stande kamen, jedesmal ein sehr zahlreiches schaulustiges Publikum sich einfand. Doch währte die Unternehmung nicht lange, und die Zahl der aufgeführten Stücke war nur gering, weil öfters Störungen vorfielen, indem bald dieses, bald jenes Mitglied durch sein bürgerliches Gewerbe verhindert wurde, den gehörigen Antheil zu nehmen: so konnten z. B. die Räuber an dem bestimmten Tage nicht aufgeführt und mußten abbestellt werden, weil Amalie, ein junger Bäckersknecht, die Backnacht hatte.

So unbedeutend und kleinlich übrigens auch dieses erste Schauspiel, nach langer Unterbrechung, in Darmstadt gewesen sein mag, so kann es doch füglich als der kleine Anfang, oder gleichsam als das Saamenkorn des später entsproßten großartigen Instituts angesehen werden, denn das Liebhabertheater ging in das Krebsische über, wie dieses hierauf in das Großherzogliche Hoftheater. Krebs übernahm die wenigen vorhandenen Bühnen-Effekten und überdies noch ein Paar der jungen Dilettanten, die Neigung hatten, sich der Schauspielkunst zu widmen.

Vom Februar an setzte die Krebsische Gesellschaft ihre Vorstellungen ununterbrochen fort. Das Publikum bewies anhaltend die lebhafteste Theilnahme, obschon das Repertoir, auf geringe Mittel beschränkt, Anfangs nur kleine Stücke und Operetten bieten konnte. Die letztern wurden immer einer besonders freundlichen Aufnahme gewürdigt, was wohl hauptsächlich den aufkeimenden schönen Talenten der beiden Fräulein Krebs und des Herrn Ferdinand Ellenberger zuzuschreiben war. Nach und nach vermehrte sich das Personal; Schauspieler von ambulanten Gesellschaften gingen zu und ab, von denen aber nur Herold mit seiner Frau, die auch längere Zeit hier verweilten, nennenswerth sind. Durch die Mitwirkung solcher reisenden Genie's ward es möglich, größere Stücke und Opern aufzuführen, worunter die damals beliebten Zauberopern: Donauweibchen, Teufelsmühle u. a. m. stets ein großes Publikum anzogen und die Direction in Wohlstand versetzten. Im Frühling und Sommer desselben Jahres erhielt die Gesellschaft neuen Zuwachs; es kamen Mitglieder hinzu, die, wenn auch nicht ausgezeichnete Künstler, doch in ihren Darstellungen theils eine feinere Bildung und höheres Streben durchblicken ließen, theils als routinirte, bühnenkundige Schauspieler sich bewährten; dies waren: Steinau, der Helden- und Charakterrollen spielte, Friedel, ein bekannter und beliebter Baßbuffon, Fuchs, Tenorist, Heuser, im Fache zärtlicher und fein komischer Väter vorzüglich brav, der aber bei aller wissenschaftlichen Bildung wenig gute Sitte zeigte, und sein schönes Talent muthwillig — ertränkte.

Krebs machte im folgenden Winter, von 1807 auf 1808, noch immer gute Geschäfte; die Einnahmen deckten nicht nur sämmtliche Ausgaben und Gagen, welche letztere freilich sehr gering waren, sondern ließen noch bedeutenden Ueberschuß. Der Hof interessirte sich nicht für das Theater, oder nur insofern, als er dem Director eine weitere Concession niemals verweigerte, wenn dieselbe abgelaufen war; doch die

nachmalige Großherzogin, Wilhelmine, beehrte manche Vorstellung mit ihrer Gegenwart, und der Prinz Emil fast alle.

Der Andrang der Schaulustigen war gewöhnlich so groß, daß der Saal deren Anzahl nicht fassen konnte; dadurch ward Krebs zu der Hoffnung verleitet, daß seine Einnahmen noch höher steigen würden, und sein Theater in Darmstadt stabil werden könnte, wenn sich ein größeres und geeigneteres Lokal ausmitteln ließe. Schnell faßte er den Entschluß, diese Hoffnung zu verwirklichen; er suchte zuvörderst um ein zehnjähriges Privilegium nach, welches ihm der Großherzog sogleich gewährte, sodann miethete er in der sogenannten alten Post ein massives Gebäude, bisher als Scheuer benutzt, und verwandelte dasselbe mit bedeutendem Aufwand in ein recht nettes Schauspielhaus mit drei Logenreihen und einer Gallerie. Da er aber die Baukosten aus eignen Mitteln zu bestreiten nicht im Stande war, so mußte er Aktien sammeln, die er durch die Zusicherung eines wohlfeileren Logen-Abonnements auch bald zusammenbrachte. Doch die für die Aktionäre und ihre Familien herabgesetzten Eintrittspreise, wovon noch überdies der vierte Theil zur allmähligen Rückzahlung der Aktien abgezogen wurde, schmälerten in der Folge die Einnahmen beträchtlich, und legten vielleicht den Grund zu dem nachmaligen glücklichen Untergang der ganzen Unternehmung.

Gegen Ende Aprils war der Bau der neuen Bühne, der Logen nebst deren Einrichtung sowie des Paterre's vollendet, und es fehlten nur noch die Decorationen, die aus dem Saale zum Erbprinzen in das neue Lokal transportirt und dort aufgestellt werden mußten. Während dies geschah, konnte natürlich in Darmstadt nicht gespielt werden; um nun den daraus entstehenden Verlust zu ersetzen, führte Krebs, einer willkommenen Einladung folgend, seine Gesellschaft nach Mainz und ließ dort einige Opern darstellen. Bei seiner Wiederkehr war das neue Theater ganz eingerichtet, und es wurde hierauf den 15. Mai 1808 mit der Oper: „Lilla, oder: Schönheit und Tugend" eröffnet. Herr Keilholz, vom Mannheimer Hoftheater, trat in der Rolle des Infanten als Gast auf; die Oper selbst wurde zum Erstenmale aufgeführt, und so hatte Alles den Reiz der Neuheit, der das Publikum in Masse anzog. Es folgten nun in den nächsten Vorstellungen mehrere Debüts neu engagirter Mitglieder, unter denen Nannete Brock als erste Liebhaberin und Karl Fischer als erster Liebhaber die ausgezeichnetsten waren; beide erwarben bei ihrem ersten Auftreten den Beifall und die Gunst des Publikums im vollsten Maaße, und blieben in der Folge fortwährend im Besitz derselben. Außer diesen wurden noch angestellt: die Eltern und der Bruder der Fräulein Brock, ferner Beuther, der einige Jahre darauf an mehreren Bühnen im nördlichen Deutschland, als Theatermaler großen Ruhm erwarb, nebst seiner Frau, die ihres gefälligen Aeußern und ihres sanften Tones wegen in sentimentalen Liebhaberinnen nicht ungern gesehen ward. Bald nachher kam auch Hanstein zur Gesellschaft, dessen Darstellungs-Talent, besonders im Komischen, manchen Theaterfreund noch in der Erinnerung ergötzen wird. Obschon frühere Mitglieder abgegangen waren, als Herr und Frau Herold, Heuser, Steinan, Friedrich Illenberger und Andere, so war doch das darstellende Personal viel zahlreicher als vorher. Auch das Orchester, aus Stadtmusikern, Militär-Hautboisten und Dilettanten bestehend, war vermehrt, und dessen Leitung dem Musikdirector Lüders übertragen worden.

Der Gagen-Etat sowohl, als auch die täglichen Unkosten in dem neuen Hause waren so beträchtlich gestiegen, daß sie von den gewöhnlichen Einnahmen, unerachtet des starken Abonnements und des frequentesten Besuchs der Vorstellungen, nicht bestritten werden konnten; die Direction sah sich genöthigt, Gelder über Gelder zu hohen Zinsen aufzunehmen, um die nöthigsten Zahlungen zu leisten, und contrahirte auf diese Weise eine Schuldenlast, aus der sie sich nicht mehr herauszuwinden vermochte.

Der Großherzog schien indessen immer mehr Interesse für das Theater gefaßt zu haben; es hatte derselbe nicht nur dem Director Krebs ein mehrjähriges Privilegium ertheilt, und den Theaterbau genehmigt, sondern auch gestattet, daß eine eigene Loge

für den Hof eingerichtet und aufbehalten ward. Man schöpfte daraus erfreuliche Hoffnung für die Zukunft, die auch in späterer Zeit so herrlich in Erfüllung ging.

Am 7. Juli 1808 wurde zum Benefiz des Musikdirectors Lüders die Oper Don Juan aufgeführt, und an diesem Abend geruhte der Großherzog, das Theater zum Erstenmale zu besuchen. Allgemeines Entzücken verbreitete sich bei seinem Eintritt in dem ganzen überfüllten Hause, und diese Stimmung verschaffte der hier noch nie gegebenen Oper die günstigste Aufnahme, obschon die vorhandenen Mittel nicht allenthalben zureichten, die Schwierigkeiten dieses großen Meisterwerks zu überwinden. Von der Zeit an beglückte der Großherzog fast jede Vorstellung mit seiner Gegenwart, und belebte dadurch sowohl die Theilnahme des Publikums, als den Eifer der Direction und der Bühnenmitglieder.

Die Direction bot alle Kräfte auf, den Anforderungen des Publikums zu genügen, sie schuf ein sehr mannichfaltiges Repertoir — mußte es schaffen, weil öftere Wiederholungen bei einem so kleinen Publikum, wie damals das hiesige war, nicht stattfinden konnten —; sie brachte alle auf den besseren Bühnen Deutschlands gangbaren Trauer-, Schau- und Lustspiele, Opern und Operetten in die Scene; auch Ballette fehlten nicht, von dem gleich nach Eröffnung des neuen Theaters angestellten Ballettmeister Uhlig aus Cassel, angeordnet, und von seiner Familie unter Mitwirkung des Grotesk-Tänzers Hanstein ausgeführt. Alles dessen ungeachtet blieben die finanziellen Verhältnisse der Direction zerrüttet, ihr Credit war gesunken, und wäre nicht ein Mittel aufgefunden worden, denselben einigermaßen herzustellen, so hätte schon nach dem ersten Jahre das Theater scheitern müssen. Glücklicherweise besaß es damals in dem Regierungsrath und Stadtsyndicus Schmitt einen eifrigen und mächtigen Beschützer. Derselbe machte den Vorschlag, eine Oberdirection an die Spitze zu stellen, die durch ihr Ansehen den Ungestüm der Gläubiger abhielte und der Anstalt neuen Credit verschaffte. Krebs willigte ein, und so übernahmen nach eingeholter Allerhöchster Genehmigung, die Regierungsräthe Schmitt und Frey, Major du Hall und Kaufmann Joh. Baptist Cavalli die Administration des Theaters. Sie traten ihr Amt mit dem regsten Eifer an, und ihr uneigennütziges, redliches Bestreben, das wankende Institut zu erhalten und zu verbessern, verdient die dankbarste Anerkennung. Es wurden im Laufe des Jahres 1809 mehrere neue Mitglieder angestellt, theils um die durch Abgänge entstandenen Lücken auszufüllen, theils um einige Rollenfächer besser zu besetzen; es kann dabei der Oberdirection nachgerühmt werden, daß sie nur gute und würdige Subjekte zu gewinnen suchte. Von diesen verdienen genannt zu werden: Sänger Markwort, für erste Tenor engagirt, weil Ferdinand Ellenberger abgegangen; Opel für Väter, nachher zum Regisseur ernannt, Frau Opel für Charakterrollen; Gailing für Baß-Bouffon, auch für komische und polternde Alte im Schauspiel; Andere mögen mit Stillschweigen übergangen werden, weil sie entweder zu kurze Zeit sich hier aufhielten, oder weil sie während ihres Aufenthalts sich weniger bemerkbar machten.

Unter den Künstlern, die in Gastrollen auftraten, waren manche von ausgezeichnetem Talente und bedeutendem Rufe: z. B. Wurm, dessen außerordentliche vis comica sich damals zu entwickeln anfing; Hagemann, zu jener Zeit als dramatischer Dichter hochgefeiert, Schwarke und seine Gattin, denen von Berlin her ein sehr empfehlender Ruf vorausging; Cuno, der als Verfasser einiger Schauspiele sich einen ehrenvollen Namen erworben.

In die Zeit der Gastdarstellungen des Letzteren fällt ein glückliches Ereigniß, das neue Hoffnungen für den Fortbestand und die Veredlung der Bühne erweckte. Die Frau Großherzogin war von ihrer nächsten Umgebung oft gebeten worden, das Theater zu besuchen, hatte es aber stets abgelehnt, doch endlich sich geneigt erklärt, zum Erstenmale einer Vorstellung beiwohnen zu wollen, sobald ihr Sohn Prinz Emil, glücklich aus dem österreichischen Feldzuge zurückgekehrt sein würde; die erwünschte Rückkehr erfolgte am 24. Oktober 1809, und die Frau Großherzogin erschien den-

ſelben Abend an der Seite des geliebten Sohnes in der Großherzoglichen Loge, von dem anweſenden Publikum mit jubelndem Vivat begrüßt. Sie nahmen die Darſtellung mit ihrer gewohnten Huld und Nachſicht auf, obſchon das Stück ſelbſt ihrem feinen Geſchmacke nicht entſprechen konnte; denn es war das Kotzebueſche Luſtſpiel „der Wildfang", welches an dem Abende aufgeführt wurde, worin Cuno den Fritz Wellinghorſt als erſte Gaſtrolle ſpielte. Die Oberdirection hatte zwar eine Abänderung treffen und eine beſſere Vorſtellung anordnen wollen; allein dies wurde Allerhöchſten Orts ausdrücklich verbeten.

Von nun an war das Theater gleichſam ſanctionirt, der ganze Hof, auch die Frau Großherzogin würdigte daſſelbe eines fortwährenden Beſuchs; es erhob ſich immer mehr und mehr zur Würde eines Kunſt-Inſtituts, und reifte allmählich ſeinem beſſeren Looſe entgegen. Von den im nächſten Herbſt und Winter erfolgten Vorſtellungen läßt ſich im Allgemeinen ſagen, daß ſie ſämmtlich das Gepräge raſtloſen Fleißes und ernſtlichen Ringens nach Vervollkommnung an ſich trugen. Gegen Ende des Jahres kam die allenthalben gefeierte Künſtlerin Frau Händel, nebſt ihrer Schülerin, Fräulein Beck hierher, und akkordirte mit der Oberdirection einen Cyclus von Gaſtrollen. Sie trat zum Erſtenmale auf am 8. December als Margarethe in dem Iſländiſchen Luſtſpiele: die Hageſtolzen.

Den 9. veranſtaltete ſie eine declamatoriſche Akademie im Schauſpielhauſe.

Dem Wunſche der Frau Großherzogin zufolge, die anweſende Künſtlerin auf einer großen Bühne ſpielen zu ſehen, ward das Großherzogliche Opernhaus ſchnell mit den nöthigen vorhandenen Decorationen ausgeſtattet, und Frau Händel gab daſelbſt drei ihrer folgenden Gaſtvorſtellungen. Dieſe waren zum Vergnügen des Hofes veranſtaltet, doch wurden im Publikum ſo viele Einlaßkarten ertheilt, als das Haus Perſonen faſſen konnte. Sämmtliche Mitglieder der Bühne wurden für ihre Mitwirkung aus Großherzoglicher Kabinetskaſſe fürſtlich honorirt.

Frau Händel ſpielte ferner:

Den 11. December (im Großherzoglichen Opernhauſe) Medea in dem Melodram „Medea" von Gotter. Muſik von Benda, die von der Großherzoglichen Hofkapelle exekutirt ward.

Den 15. (im Schauſpielhauſe) die Gurli in Kotzebue's Luſtſpiel „Die Indianer in England".

Den 19. die Gräfin Orſina in „Emilia Galotti", Trauerſpiel von Leſſing.

Den 21. (im Großherzogl. Opernhauſe) Medea, wiederholt.

Den 25. (im Schauſpielhauſe) Cephiſe in „Scherz und Ernſt"; ſodann: Roſe in der Operette „die zwei Worte" oder: „die Nacht im Walde".

Den 26. (im Großherzogl. Opernhauſe) Merope in dem Trauerſpiele „Merope" nach Voltaire von Gotter.

Den 3. Januar 1830 (im Schauſpielhauſe) Iſabella in dem Trauerſpiele „die Braut von Meſſina" oder „die feindlichen Brüder", von Schiller.

Den 5. Margarethe in den „Hageſtolzen" und Cephiſe in „Scherz und Ernſt".

In der Zwiſchenzeit gab ſie ihre berühmten mimiſchen Darſtellungen einmal in einem Saale des Großherzoglichen Opernhauſes ausſchließlich für den Hof, ſodann zweimal im großen Saale des Gaſthauſes zur Traube für das Publikum. Alle Darſtellungen dieſer geprieſenen Künſtlerin fanden die lebhafteſte, ehrenvollſte Anerkennung, und ſie konnte bei ihrer Abreiſe von hier die freundlichſten Erinnerungen mit ſich nehmen.

Nach dieſer Glanzperiode der hieſigen Bühne fuhr die Oberdirection in ihrem rühmlichen Beſtreben, das Inſtitut zu vervollkommnen, redlich fort; ſie geſtattete fremden Künſtlern Gaſtrollen, ſie engagirte neue Mitglieder, die ihr tauglich ſchienen und dem Publikum gefielen, ſie ſorgte für ein ſo gutes Repertoir, als die vorhandenen Mittel auszuführen vermochten, kurz, ſie that Alles, um das Theater in artiſtiſcher Hinſicht zu heben, und man darf ſagen, daß ihre Bemühungen nicht fruchtlos waren. Aber in finanzieller Beziehung ſank daſſelbe immer tiefer; es war ſo weit gekommen,

Digitized by Google

daß die Gagen an das Perſonal nicht mehr richtig bezahlt werden konnten, und auch von dieſer Seite bedeutende Rückſtände anwuchſen. Ein Hoffnungsſtrahl zur Rettung aus ſeiner Calamität blitzte dem Inſtitut noch auf, als der Kaufmann Ernſt Emil Hoffmann ſich geneigt zeigte, die Direction auf eigne Rechnung zu übernehmen. Es waren zwiſchen ihm und dem Director Krebs Unterhandlungen angeknüpft, und mochten wohl ziemlich weit gediehen ſein, da E. E. Hoffmann ſich ſchon dazu verſtanden hatte, einige Gagen-Rückſtände aus ſeiner Kaſſe zu zahlen; doch kam keine Uebereinkunft zu Stande. Ob Krebs ſeine Forderungen zu hoch geſpannt, oder ob E. E. Hoffmann bei näherer Prüfung gefunden haben mochte, daß die Erhaltung des Theaters zu große Opfer verlange, wurde nicht bekannt. Genug, die Unterhandlungen wurden abgebrochen und die Geſellſchaft war ihrer Auflöſung nahe. Da trat endlich, lang erſehnt und doch unverhofft, freudig überraſchend, die Großmuth des Großherzogs ins Mittel, und übernahm das Theater in statu quo mit allen Paſſiven. Demzufolge ward das Inſtitut am 23. Mai 1810 als Großherzogliches Theater der Reſidenz und zugleich der Generallieutenant Freiherr von Weyhers als Intendant deſſelben proklamirt.

Die Koſacken und Franzoſen in Darmſtadt im Jahr 1813.

Von Fr. Ritſert *).

Es war gegen Ende Oktober, als in dem Lehrzimmer des Gymnaſiums ſich ein dichter Haufen von Schülern zuſammengeſchaart hatte, von welchen dieſer und jener von der Schlacht bei Hanau erzählte. Wie ſchlug da das Herz in des Knaben Bruſt! Die Neugierde hatte einige Bewohner der Stadt nach dem Schlachtfelde gelockt, und wie waren wir alle geſpannt, die Erzählungen dieſer zu vernehmen. Der General Werde habe die Schlacht gewonnen und einen Schuß in den Unterleib erhalten. Napoleon habe mit ſeiner Armee in Frankfurt übernachtet und befinde ſich auf dem Wege nach Mainz, das war die Quinteſſenz unſerer Nachrichten. Da trat der Lehrer in's Zimmer. „Kinder," rief er mit freudeſtrahlendem Angeſichte, „noch waltet ein Gott im Himmel! Die Morgenröthe der Freiheit geht wieder über dem deutſchen Vaterlande auf. Möget ihr deren Sonne wieder leuchten ſehen!" —

Der tiefere Blick in die politiſchen Verhältniſſe fehlte natürlich uns Knaben; aber ein Ereigniß erfüllte die Bewohner der Stadt mit ängſtlichem Bangen und mit tiefer Trauer. Es war die Flucht des „alten Herrn" und der großherzoglichen Familie. Großherzog Ludewig war der letzte deutſche Fürſt geweſen, welcher ſich dem Rheinbunde angeſchloſſen hatte, aber als ein Glied deſſelben blieb er geſchloſſenen Verträgen getreu, bis zur letzten Stunde. Die Heere der Verbündeten nahten den Grenzen des Landes, wie die noch immer 100,000 Mann ſtarke franzöſiſche Armee. Da mußte allerdings die Entſcheidung eine ſchwierige Aufgabe ſein. Der weiſe Fürſt erblickte in dem Zögern dasjenige, was den Verhältniſſen des Landes angemeſſen ſchien. Da konnte er aber auch in ſeiner Reſidenz nicht ferner verbleiben. An einem Nachmittage füllte ſich der innerſte Schloßhof mit einer Menge, die mit Schmerz auf die bereitſtehenden Reiſewagen hinſchaute. Feierliche Stille herrſchte rings umher. Nur die Indecenz eines Lakaien, welcher Etwas, was er ſchicklicher verhüllt hätte, als vergeſſenen Gegenſtand offen in den Wagen trug, bewies hier die Wahrheit, daß von dem Erhabenen zum Lächerlichen nur ein Schritt iſt. Als aber der alte allverehrte und geliebte Herr erſchien und auf der großen Treppe tief bewegt von ſeinen Getreuen Abſchied nahm, da blieb kein Auge ohne Thränen. Der Großherzog war in einen langen grauen Ueberrock gekleidet und ſeinem Herrn zur Seite ſtand tief erſchüttert ſein treueſter Diener, der Gr. Geh. Kabinets-Sekretär Schleiermacher. Nach der ergreifenden Scene des Abſchieds eilte die geliebte Großherzogin Louiſe,

*) Aus Dräxler Manfred's Muſe. 1853. Nr. 31, 32.

weinend und ſchmerzvoll grüßend zum Wagen, und alsbald fuhren die Wagen dahin. Ihr erſtes Ziel war Mannheim. Die Flucht der fürſtlichen Familie erfüllte alle Gemüther mit banger Furcht. Der Gedanken an die Schrecken des Krieges drückte centnerſchwer. Plünderung war allgemein befürchtet. Faſt allenthalben verbarg man die beſten Habſeligkeiten. In unſerem Hauſe wurde das Werthvollſte in Kiſten unter einem Kartoffelhaufen im Keller verſteckt. Die tief bekümmerten Aeltern wurden von uns Kindern mit dem innigſten Mitgefühl betrachtet, und die ſo leicht anſteckende Furcht herrſchte in allen Familien. Der Hort der Stadt war der Landgraf Chriſtian. Er war geblieben. Er beſaß das Vertrauen und die Hochachtung aller Bewohner, welche er auch durch ſeine Umſicht, ſeine Humanität, wie durch ſeine Entſchiedenheit im höchſten Grade verdiente. Unendlich viel verdankt Darmſtadt dieſem edlen Fürſten in jener verhängnißvollen Zeit. Das Zenghaus war auf ſeinen Befehl in aller Stille geräumt und die Geſchütze in dunkler Mitternacht in den Kranichſteiner Teich verſenkt worden.

Von Stunde zu Stunde wuchs das Bangen. Man beſtieg den Stadtthurm, von welchem man am fernen Horizonte Rauch aufſteigen ſah. Leute mit guten Fernröhren bewaffnet, wollten ein Gefecht bei Hochheim und das in Brand ſtehende Koſtheim bemerken. In Wahrheit fand hier der Kehraus von dem furchtbaren Kriegstanze in Deutſchland ſtatt. Noch hätte Napoleon ſein Reich bis an den Rhein ſich und ſeiner Dynaſtie erhalten können; aber verblendet von dem Glanze ſeines Glückſterns, wies er die ihm von den Großmächten geſtellten Bedingungen zurück und ſomit waren des Krieges eiſerne Würfel wieder geworfen.

An einem Dinſtag Nachmittag, als das helltönende Glöcklein des Gymnaſiums ſchon einmal gelockt hatte, nahm ich meine Bücher unter den Arm, um, wie man zu ſagen pflegte, zur Klaſſe zu ziehen. Unterwegs vernahm ich plötzlich den Ruf: „Sie ſind da! Ich hab ſie geſehen!“ — Wen denn? — „Die Koſacken! Zum Jägerthor ſind ſie herein geſprengt!“ Auf dieſe Kunde wurde Schellers Wörterbuch und Wenck's Grammatik in ein Kellerloch einquartiert und nach dem Jägerthor hingeeilt. Auf dem Wege dahin begegnete uns einer jener ſo gefürchteten Reiter, der in kurzem Trab, die Lanze an einem Riemen im Arme hängend, und in der andern Hand den Kantſchu ſchwingend, ſeinen vorausgehenden Kameraden nacheilte. Obgleich der Koſack einen langen Bart trug, ſo hatte der Anblick durchaus nichts Furchterregendes, und die Folge bewies es, daß gerade die Koſacken die kindlichſten Naturen waren und durchaus nichts gemein hatten mit dem Weſen „der Rothmäntel,“ die uns unſere Aeltern als wahre Kannibalen geſchildert hatten. Der Zuſammenhang jener Erſcheinung iſt folgender. Der Graf Mensdorf, welcher ſpäter als k. k. öſterreichiſcher General in Mainz die Stelle eines Kommandanten begleitete, befehligte in jener Zeit einen Theil eines aus verſchiedenen Truppenkörpern zuſammengeſetzten Freikorps. Die Spitze deſſelben beſtand aus einem Pulk Koſacken und einigen Schwadronen Szekler Huſaren. Nach der Schlacht bei Hanau war dieſe Avantgarde vorgerückt, um das linke Mainufer zu ſondiren, und auf dem Marſche nach dem Rhein vor der Reſidenz angelangt. Widerſtand fanden ſie hier keinen. Nur in einer Weiſe wurden die Feinde, oder beſſer Freunde, attakirt: mit Wein- und Branntweinflaſchen, die von allen Seiten herbeigebracht und mit einem gemiſchten Gefühle den Reitern dargebracht wurden. Friedlich ritten die Eskadronen bis zum Louiſenplatz, wo ſie von den Pferden ſtiegen und dieſe aneinander koppelten. Der Kommandant des Korps begab ſich auf das Kanzleigebäude, wo die Räthe des Miniſteriums mit ihm konferirten. Erſt nach und nach war die Kunde von den neu angekommenen Gäſten durch die Stadt gedrungen, und Tauſende von Bewohnern umſtanden nun Rußlands und Oeſterreichs Krieger. Komiſch war es, wie ſo Manche von Furcht getrieben, die Vorräthe der Speiſekammer und des Kellers hervorſchleppten, um wie es ſchien damit den Ausbruch von Feindſeligkeiten zu verhindern. Ich beklagte beſonders, daß ich mit dieſen Reitern nicht ſprechen und keine Nachrichten von der Schlacht von

Digitized by Google

Hanau vernehmen konnte. Weder die Huſaren noch die Koſacken verſtanden Deutſch. Dagegen machte ich in der ruſſiſchen Sprache ſchon einen Fortſchritt, indem ich lernte, daß Wotke Branntwein und Gleba Brod heißt. Das erſtere dieſer Wörter habe ich im Laufe dieſer Jahre ſo oft von Ruſſen gehört, daß ich es nie vergeſſen werde. Intereſſant war mir das Bemühen der Darmſtädter Bürger, eine Unterhaltung mit dieſen Kriegern anzuknüpfen, die alsbald, wie mit den Wilden Amerikas, in der Geberdenſprache geführt wurde. Ein und der Andere glaubte wohl, er ſpreche nicht laut genug und ſchrie darum mit ſtentoriſcher Stimme ſeinen Darmſtädter Dialekt den Koſacken in's Ohr, die lächelnd die Köpfe ſchüttelten und ſelig ihren Wotke tranken. Nach Verlauf von etwa zwei Stunden entfernten ſich die ſo gefürchteten Feinde ebenſo ruhig als ſie gekommen waren, und ritten zum Rheinthore hinaus. Da fiel Manchen eine centnerſchwere Laſt vom Herzen; denn anſtatt des Pulverdampfes hatte man nur den Dampf der Friedenspfeife gerochen.

In der Stadt waren um dieſe Zeit, — die Angabe der Tage ſei mir erlaſſen, weil Solches dem Gedächtniß nicht immer völlig treu geblieben iſt, — einige bayeriſche Soldaten der Landwehr geſehen worden. Wir Knaben mußten wiſſen, was dieſe wollten. Wir legten uns auf Kundſchaft und ſahen, wie der fremde Unteroffizier nach der Stadtkirche hingeführt und ihm dieſe geöffnet wurde. Bald hatten wir es heraus, daß etwa 6000 bei Hanau gefangene Franzoſen hier in der Stadtkirche untergebracht werden ſollten. Alsbald waren Handwerksleute und Stadttaglöhner beſchäftigt, die Kirchenſtühle wegzuſchaffen, die auf dem Kirchenplatze in Reihe und Glied aufgeſtellt ſtanden. Den aus der Umgebung der Stadtkirche aus den Fenſtern ſchauenden Geſichtern konnte man es deutlich anſehen, daß ihnen die zugedachte Nachbarſchaft keineswegs angenehm war. Doch, Dank dem Landgrafen Chriſtian, der die Kirche vor der ihr drohenden Einquartierung bewahrte. Der edle Fürſt erklärte: ſo lange man noch andere und geräumigere Lokalitäten zu verwenden habe, ſolle man die Kirche, das Heiligthum des Herrn, verſchonen. Noch am Abende wurden die Bewohner der Stadt mittels der Schelle des Ausrufers aufgefordert, Speiſe für die Tags darauf kommenden Gefangenen bereit zu halten. Der Wohlthätigkeitsſinn, das Mitgefühl für des Menſchen Wohl und Wehe ſprach ſich auch hier in erfreulicher Weiſe aus. Allenthalben dampften die Keſſel; denn die gewöhnlichen Gefäße wollten für ſo zahlreiche Gäſte nicht genügen. Mein Vater ſagte: wir ſollten hier in unſerer Stadt freudig die größten Opfer darbringen; denn Darmſtadt hätte in dieſem Jahrhundert den Krieg von ſeiner ſchrecklichen Seite aus eigener Erfahrung nicht kennen gelernt. Wie gerne trugen wir Speiſe und Trank hin zu den Hungernden, die am folgenden Tage von Dieburg her kamen. Himmel, welche Veränderung! Mir ſchwebten vor meiner Seele noch immer die ſchmucken Kriegergeſtalten in glänzenden Uniformen und Waffen und auf hohen Roſſen! In dem heiterſten Uebermuthe hatte ich, wenn ich nicht irre, im Jahre 1809, die letzten franzöſiſchen Truppen geſehen, die nachdem ſie hier übernachtet, am folgenden Tage auf Bauernwägen weiter gebracht wurden. Vor dem Rheinthor war damals ein ſchallender Jubel. Gar viele der Soldaten hatten die ihnen gelieferten Laibe Brod mit ihren Bajonetten geſpießt und ſie in ungeheurem Bogen auf den Exerzierplatz geſchleudert. Wieder andere ſpielten mit dem lieben Brod ein Spiel, das mich lebhaft an das Werfen der Diskusſcheibe erinnerte, wie es Homer ſo herrlich in jenem Geſange ſchildert, der den vielgewanderten Odyſſeus auf der Inſel der Phäaken verweilen läßt. Dieſe Erinnerung flog mir wie ein Blitz durch die Seele, als ich die verhungerten, zerlumpten, krankhaften und zum Theil verwundeten Geſtalten erblickte, die ich von bayeriſcher Landwehr eskortirt, vorüber ziehen ſah. Da ſchritten Alle ohne Ordnung und ohne Rückſicht auf Waffengattung in der bunteſten Mannigfaltigkeit an uns vorüber. Die meiſten waren von dem furchtbarſten Hunger gefoltert. Am Schloßgraben ſtand zufällig ein Wagen mit weißen Rüben. Mit der Gierde der Harpyen ſtürzten ſich die Armeen auf dieſen Wagen hin, und konnten ſelbſt durch die empfindlichſten Kolbenſtöße der Eskorte nicht

zurückgehalten werden. Noch jetzt klingen mir die Worte in die Ohren: Pour l'amour de Dieu donnez, donnez moi un morceau de pain! Doch die Gefühle des Mitleidens und der Theilnahme mischten sich bald mit denen des Ekels und des Abscheues, da man Scenen erblickte, die man bei Menschen, nach Gottes Bilde geschaffen, nimmer für möglich gehalten hätte. Fragt man, wie konnten die Leute in so kurzer Zeit so furchtbar herabkommen, so erwäge man, was mir später klar geworden, daß diese Unglücklichen, meist Nachzügler der großen Armee, schon bei Leipzig versprengt und dann die Straße gezogen waren, an der nur ausgeplünderte und ausgehungerte Dörfer und Städtchen lagen. Während der Schlacht bei Hanau, die Napoleon vollständig gewonnen und Wrede mit großem Verluste verloren hatte, haben die Bayern wenig Gefangene machen können. Aber nachdem Napoleon mit seiner immer noch 60,000 Mann starken Armee bei Hanau durchgebrochen, war es der nachdrängenden Verbündeten wegen ein Leichtes, täglich Hunderte, ja Tausende der unglücklichen verhungerten Nachzügler gefangen zu nehmen. Viele von ihnen erschienen mir wie wandelnde Leichen. Hunderte von den Gefangenen litten an dem damals herrschenden Typhus, welcher durch dieselben auch nach Darmstadt gebracht wurde und hier nicht wenig Opfer forderte. Gleich einer Heerde trieb man die unzählbare Schaar in das hiesige Zeughaus. Alsbald brachten die Bewohner die bereitgehaltenen Speisen, meistens Kartoffelsuppe mit Fleisch. Aber es war fast unmöglich, in das Innere des ungeheuren Raumes einzudringen. Am Thore entbrannte im wahren Sinne des Wortes ein Kampf um die in Menge dargebrachten Nahrungsmittel, die Hungernden im Innern drängten nach außen, erstiegen die Fensteröffnungen, und reichten von da in die mit siedend heißer Suppe gefüllten Züber auf den Köpfen der Mägde, um die festen Brocken herauszufischen. Manche lagen gleichgiltig gegen ihre Umgebung auf dem Boden; andere entblößten ihre verwundeten Glieder, um sich von den vielbeschäftigten Aerzten und Wundärzten verbinden zu lassen, die auf dem Paradeplatz Ambulancen aufgeschlagen hatten; hier hörte man Fluchende, da sah man Weinende, ja Sterbende, nach welchen die zunächst Liegenden nicht einmal hinschauten. Ich, ein Darmstädter von Geburt, bin zweimal in meinem Leben in dem schönen Zeughause gewesen; einmal im Jahr 1813 bei der eben geschilderten traurigen Veranlassung, und dann bei dem großartigen Musikfeste, das bei Gelegenheit der Monuments-Enthüllung im Zeughause gefeiert wurde. In dem glänzend geschmückten ungeheuren Saale, mitten unter den erhebenden Harmonien traten urplötzlich die hier erlebten Scenen vor meine Seele, und lange konnte ich die sich so lebendig aufdrängenden Gedanken nicht los werden. Da gedachte ich an den Anblick, der sich mir darbot, als die Gefangenen das Haus verlassen hatten, den ich mit keinem andern Worte andeuten will, als mit dem, daß es vor Schlamm und Unrath unmöglich war, in den Raum einzutreten, in welchem dennoch Verwundete, Kranke, Sterbende und Todte lagen. Doch genug!

Am folgenden Morgen versuchte man im dichtesten Novembernebel die Gefangenen in Reihe und Glied auf dem Paradeplatze aufzustellen. Vergebliches Bemühen. Die Eskorte war dazu viel zu schwach. Die Aerzte hatten noch alle voll auf zu thun, die Verwundeten zu verbinden, und reichten bei weitem nicht aus, allen Anforderungen zu entsprechen. Nach allen Seiten hin versuchten Einzelne, sich von dem Haufen zu entfernen und in die Straßen der Stadt zu schleichen. Hie und da nahm man sie voll Erbarmen in die Wohnungen auf und wurde nicht müde sie Wochen lang zu pflegen. Auf diese Weise wurde der verderbliche Typhus in die Häuser gebracht. Eine nicht unbedeutende Schaar blieb krank im Zeughause zurück, für welche man der Gefahr der Ansteckung wegen ein Bretterhaus auf dem Exercierhaus erbaute, in welchem wir Knaben täglich die Kranken besuchten. Die große Masse der Gefangenen zog die Bergstraße hinauf. Wie Manche mögen unterwegs erlegen sein! Allein von dem Paradeplatz bis zum Neckarthor waren Fünf todt niedergesunken. — Das Loos der Kriegsgefangenen, wenn sie in Massen transportirt werden, ist ein schreckliches. Lieber auf

grüner Haide den Soldatentod ſterben, als den Qualen des Hungers und der Schmach der Entmenſchung Preis gegeben ſein. Die Eskorte, ſei ſie auch die humanſte, wird nach und nach zur Strenge genöthigt, zu welcher ſich nur zu bald die Härte geſellt. Der unausgeſetzte Anblick des Elends ſtumpft leicht das zarteſte Gefühl ab, und in Folge deſſen ſtellen ſich Scenen dar, über welche die Humanität mit Wehmuth einen Schleier deckt.

Die Feldzüge des Prinzen Emil von Heſſen.

Von Haneſſe.

Prinz Emil von Heſſen*), Oheim des Großherzogs Ludwig III., erhielt bereits im Jahre 1807 ſeine Beſtimmung in's Hauptquartier des Kaiſers Napoleon, fand denſelben aber ſchon auf der Rückreiſe zu Dresden. Während des Feldzuges 1809 befand ſich der Prinz gleich Anfangs im Hauptquartier des Kaiſers und wohnte mit dieſem den Schlachten und Gefechten dieſes Feldzuges bei; insbeſondere am 21. und 22. Mai der Schlacht von Aspern, am 5. und 6. Juli der Schlacht von Wagram und am 11. Juli dem Gefechte von Znaim. Während der Feldzüge 1812, 1813, 1814 und 1815 befehligte derſelbe als General-Commandeur das Großherzogliche Truppencorps.

Im Jahre 1812 erhielt der Prinz in Folge der anfänglichen Zerſplitterung des Truppencorps ſeine Beſtimmung in das kaiſerliche Hauptquartier, woſelbſt er zu den Wenigen zählte, welchen die inſtructive Vergünſtigung zu Theil geworden, den Kaiſer bei allen Recognoscirungen zu begleiten. — In dieſen Verhältniſſen wohnte derſelbe mit ſeinem Stabe der Schlacht von Smolensk am 17. Auguſt, der Schlacht von Moſaisk am 7. September und deren Vorgefecht am 5. September, dem Einzuge des Kaiſers in Moskau am 14. und 15. September und dem Abzuge von da am 19. Oktober, ſodann der Schlacht von Malo-jaroslawez am 24. Oktober bei. Am 30. Oktober erhielt der Prinz zu Gſjatzk den Befehl, die heſſiſche Infanterie und Artillerie in eine Brigade zu vereinigen, um damit einen Theil der erſten Diviſion der kaiſerlichen jungen Garde unter dem Diviſions-General Laboede auszumachen, worauf er alsbald das Leibregiment mit ſeinen zwei Kanonen und am 31. Oktober zu Wiäsma auch das Leibgarde-Regiment, im Ganzen etwa noch 1300 Mann, unter ſein Commando nahm, wozu am 9. November zu Smolensk noch ein Ergänzungs-Detachement von 503 Mann ſtieß. — Von dieſen circa 1800 Mann war innerhalb acht Tagen des denkwürdigen Rückzugs beinahe die Hälfte den Strapatzen, der Entbehrung und beiſpielloſen Kälte erlegen. Prinz Emil befehligte daher in der Schlacht von Krasnoi am 17. November, außer einigen Truppen der jungen Garde, nur noch 941 Mann Heſſen; dieſe Zahl verminderte ſich an dieſem Tage auf's Neue um 11 Offiziere und 141 Mann, welche verwundet oder getödtet wurden. Die angedeuteten Verluſte des weiteren Rückzuges hatten die beiden Regimenter ſo weit heruntergebracht, daß in der Schlacht an der Bereſina am 28. November, in zwei Compagnien formirt, ſich kaum noch 200 Mann unter den Befehlen des Prinzen befanden und dieſer zuletzt am 8. December mit nur 31 Offizieren und 24 Unteroffizieren und Soldaten als den Reſten der genannten Regimenter zu Wilna ankam. — Hier nahm derſelbe am 10. das proviſoriſche leichte Infanterie-Regiment (noch über 500 Feuergewehre) und die bei demſelben befindlichen 6 Piecen, welche ſeither gemeinſchaftlich unter dem ſechsten Armeecorps des baieriſchen Generals, Grafen Wrede, geſtanden und in den letzten Tagen bei der Deckung des Rückzugs der Armee mit Auszeichnung gefochten

*) Prinz Emil Maximilian Leopold Auguſt Karl, geboren den 3. September 1790, k. k. öſterreichiſcher Feldzeugmeiſter, Inhaber des k. k. öſterreichiſchen 54. Infanterie-Regiments, ingl. des kaiſerlich ruſſiſchen kaſanſchen Dragoner-Regiments.

hatten, in ſeine Brigade auf, wodurch die Trümmer der Großherzoglichen Infanterie und Artillerie nun ganz vereinigt waren. Die Stärke dieſer Brigade, welche der Prinz unter den beſtehenden ſchwierigen Verhältniſſen fortwährend perſönlich commandirte, betrug nach dem Rückzug über den Niemen, am 16. December zu Wirballen, bei einer Revue vor dem König von Neapel

Leibgarderegiment: 5 Offiziere, 13 Mann; Leibregiment 8 Offiziere, 13 Mann; proviſoriſches leichtes Infanterie-Regiment 26 Offiziere, 206 Mann; Summa 39 Offiziere 232 Mann*).

Am 23. December, während einiger Raſttage zu Inſterburg:
Leibgarde-Regiment: 13 Offiziere, 32 Mann; Leibregiment: 16 Offiziere, 20 Mann; Artillerie: 1 Offizier, 59 Mann; proviſoriſches leichtes Infanterie-Regiment: 30 Offiziere, 431 Mann. — Summa 60 Offiziere, 542 Mann einſchließlich der vorhandenen Perſonen des Mittel- und Unterſtabs.

Am 12. Januar 1813 zu Dirſchau, wo die Reſte der Infanterie in ein proviſoriſches Bataillon formirt wurden: Leibgarde-Regiment (1 Compagnie) 3 Offiziere, 11 Unteroffiziere, 30 Gemeine, 2 Mittelſtab ꝛc. . . . Summa 46 Mann. Leibregiment (1. Comp.) 3 Offiziere, 6 Unteroffiziere, 2 Spielleute, 20 Gemeine, 3 Mittelſtab ꝛc. Summa 34 Mann. Garde-Füſilier-Bataillon (1. Comp.) 8 Offiziere, 30 Unteroffiziere, 6 Spielleute, 156 Gemeine, 16 Mittelſtab ꝛc. Summa 216 Mann. Leibfüſilier-Bataillon (1. Comp.) 4 Offiziere, 25 Unteroffiziere, 6 Spielleute, 159 Gemeine, 8 Mittelſtab ꝛc. Summa 202 Mann. Artillerie (1 ſechspfünder Kanone) 2 Unteroffiziere, 12 Gemeine, Summa 14 Mann.

Im Ganzen 4 Comp. und 1 Kanone: 18 Offiziere, 74 Unteroffiziere, 14 Spielleute, 371 Gemeine, 35 Mittelſtab ꝛc. Summa 512 Mann.

Dieſes Bataillon; fortwährend bei den kaiſerlichen Garden einrangirt (4. Bataillon), war beſtimmt, unter den Befehlen des Commandeurs des proviſoriſchen leichten Infanterie-Regiments, Obriſt von Schönberg, im Felde activ zu bleiben; alle hiernach überzähligen Chargen, die Artillerie (noch 5 Piecen) ꝛc. waren in ihre Garniſonen zurückbeordert. Nun erſt verließ der Prinz dem ausdrücklich erhaltenen Befehle gemäß, die Armee.

Während des Feldzuges 1813 befanden ſich die Großherzogliche Infanterie und Artillerie (3 Regimenter und 8 Piecen) unter den ſpeciellen Befehlen des Prinzen Emil in der zum dritten Armeecorps (Marſchall Ney), nach dem Waffenſtillſtand des 11. Armeecorps (Marſchall Macdonald) gehörigen 39. Diviſion des Generals Grafen Marchand. In der Schlacht von Lützen (2. Mai), wurden unter Anführung des Prinzen von den heſſiſchen Regimentern, welchen ein Bataillon Primas unter derſelben Anführung als Reſerve nachrückte, die Dörfer Klein- und Großgörſchen weggenommen, wobei ſie an Todten, Verwundeten und Vermißten einen Verluſt von 13 Offizieren und 1109 Mann erlitten. — Während der Schlacht von Bautzen (21. Mai) nahm die Diviſion, über Klix nach Breitig vorrückend, bloß Reſerveſtellungen ein, wobei ſie ſich nur momentan im feindlichen Kugelbereich befand und daher auch keinen namhaften Verluſt erlitt. Aus dem während des Waffenſtillſtandes (Juni bis Auguſt) bei Lützen bezogenen Lager begab ſich der Prinz in das Hauptquartier des Kaiſers nach Dresden, kehrte aber vor dem Wiederbeginn der Feindſeligkeiten zur Diviſion zurück. Im Verlaufe des ſofortigen ſchwierigen Rückzuges aus Schleſien nach Sachſen, auf welchem nächſt feindlicher Einwirkung, verheerende

*) Der geringe Stand, zu welchem auch noch die vorhandenen Perſonen des Mittel- und Unterſtabs nicht gezählt ſind, rührte daher, daß viele Leute, die ſpäter ſich wieder einfanden, in dem Gedränge auf der Brücke von Kowno angekommen waren und irrig die Straße nach Tilſit eingeſchlagen hatten.

Krankheiten, Strapatzen und Entbehrungen aller Art die Reihen der Armee bedenklich lichteten, widmete der Prinz seinen Untergebenen die regste Fürsorge. — Dieser Fürsorge, welche derselbe nicht minder in den bedenklichen Verhältnissen der ersten Tage nach der Schlacht an der Katzbach bei dem Uebergang über die ausgetretenen Gewässer der Neiße, des Bobers und der Queiße, bei Thomaswaldau, Bunzlau und Görlitz und desgleichen später in den morastigen Bivaks und Defileen der Lausitz beurkundete, verdankten die hessischen Bataillone den verhältnißmäßig geringen Abgang, der sie betraf.

An den Schlachttagen von Leipzig (16., 18. und 19. October) befehligte der Prinz nur noch 5 hessische Bataillone (2 Leibgarde, 2 Leibregiment, 1 Gardefüsilier) und die Artillerie, da das 6. Bataillon (2. Gardefüsilier) inzwischen in das kaiserliche Hauptquartier commandirt worden war. Am 16. October befand sich die Division blos in einem unbedeutenden Kanonenfeuer und besetzte zuletzt den Kohlenberg zwischen Holzhausen und Saifartshain. Am 18. October ordnete und leitete der Prinz die Unterstützung und Vertheidigung der Dörfer Holzhausen und Zuggelhausen und sofort den Rückzug der hessischen Bataillone in die Position vor Stötteritz, woselbst die Division sich den Rest des Tages über behauptete. — Vor Beginn des befohlenen Rückzuges durch die Plaine nach der Position von Stötteritz, wohin die Großherzogliche Artillerie und der Rest der Division bereits früher aufgebrochen war, vereinigten sich die von dem Prinzen befehligten Bataillone, welche aus drei verschiedenen Richtungen fechtend anlangten, auf der Anhöhe hinter Zuggelhausen und formirten sich hier in Massen, um den drohenden Cavallerieangriffen nachdrücklicher zu begegnen. Das Gelingen dieser Formation, welche in einem kreuzenden Kanonenfeuer mit Ruhe und Ordnung vollzogen wird, während die Schützen, sie deckend, den aus den eben verlassenen Dörfern heftig aufdringenden Feind zurückwerfen, sowie die musterhafte Ordnung, mit welcher sofort der Rückzug angetreten und fortgesetzt wird, waren das Resultat der persönlichen Haltung des Prinzen. — Der Verlust der fünf Großherzoglichen Bataillone unter den Befehlen des Prinzen (1784 Mann beim Beginn der Schlacht) betrug: 3 Offiziere, 33 Mann todt, 11 Offiziere, 169 Mann bleisirt, 162 Mann vermißt (größtentheils gefangen, todt oder verwundet) im Ganzen 14 Offiziere, 364 Mann. Am 19. Oktober vertheidigte der Prinz mit den Großherzoglichen Bataillonen das Grimaische Thor von Leipzig und die Stadtanlagen zwischen diesem und dem Hallischen Thore. Nach bekanntem, ehrenvollen Widerstande, in die Stadt zurückgedrängt, erlagen die Bataillone mit allen Truppen zu Leipzig der feindlichen Uebermacht, wobei der Prinz mit etwa 45 Offizieren und 200 Unteroffizieren und Soldaten in Gefangenschaft gerieth. — Der Rest war größtentheils getödtet oder verwundet; nur einer kleinen Minderzahl gelang es, unversehrt dem Feinde zu entrinnen.

Während des Feldzuges 1814 standen bei der Südarmee unter dem Erbprinzen von Hessen-Homburg die Großherzogliche Infanterie (4 Regimenter) und das für diesen Feldzug errichtete freiwillige Jägercorps, nebst einer Batterie von 8 Pieçen unter den Befehlen des Prinzen Emil. — Im Verlaufe der Operationen commandirte derselbe speciell die Reserve-Division des Corps, bestehend: in 5 Bataillons österreicher Grenadiere (3429 Mann) unter Generalmajor von Fürstenwärder und 4 Bataillonen hessischer Garden (Leibgarde- und Gardefüsilier-Regiment = 2869 Mann) unter Generalmajor von Follenius, Summa 6298 Mann, nebst der zur Grenadier-Brigade gehörigen Batterie und der Großherzoglichen Artillerie.

Diese Division kam während des Feldzugs nicht zum Gefecht; der Prinz begab sich jedoch während der Gefechte von St. Georg, Limonai und Lyon am 18. und 20. März zur Avantgarde, welche aus dem Großherzoglichen Leibregiment bestand, dessen junge Mannschaft, durch die Anwesenheit des hochverehrten, allgeliebten Führers, sich doppelt aufgefordert fühlte, den wohlerworbenen Ruf der Tapferkeit des Regiments zu bewähren. Der Verlust desselben an diesen beiden Tagen betrug 6 Offiziere, 233

Mann; 2 Offiziere, 35 Mann todt, 3 Offiziere, 114 Mann bleſſirt und 1 Offizier 84 Mann vermißt, die größtentheils bei einem momentanen Wiedereindringen des Feindes in St. Georg gefangen wurden. Nachdem am 8. April bei Mairans an der Iſère, wegen der Einnahme von Paris ein allgemeines Victoriaſchießen ſtattgefunden, ſollte es den 9. gegen Grenoble vorwärts gehen und dabei, dem wiederholten Anſinnen des Prinzen entſprechend, deſſen Diviſion zum Gefechte kommen. Alle Einleitungen waren bereits getroffen, als in Folge einer Unterredung des franzöſiſchen Generals Grafen Marchand mit dem Prinzen, die zwiſchen den Vorpoſten ſtattfand, ein fünftägiger Waffenſtillſtand abgeſchloſſen wurde, dem der bekannte Friedensſchluß und ſofort die Räumung Frankreichs folgte.

Im Feldzug 1815 befehligte der Prinz bei dem 3. Armeecorps unter dem Kronprinzen von Württemberg die Großherzogliche Infanterie-Diviſion (5 Regimenter) und die zwei dazu gehörigen Batterien (12 Pieces) in Summa 8337 Mann. Unter ſeiner Anführung bewährten die Großherzoglichen Truppen auch in den Gefechten dieſes Feldzuges, am 23. Juni bei Rheinzabern und am 28. Juni in der Nähe von Straßburg, ihren alten Ruf der Tapferkeit. Am 28. Juni namentlich zeichneten ſie ſich aus, indem ſie auf dem rechten Flügel des Corps die ſtark beſetzten Dörfer Lambertsheim und Mundolsheim wegnahmen und ſofort den Feind bis hinter die Wälle von Straßburg vertrieben. Ihr Verluſt hierbei betrug 16 Offiziere, 311 Mann, darunter 2 Offiziere, 31 Mann todt, 14 Offiziere, 267 Mann bleſſirt, 13 Mann vermißt.

Aus den ſpäteren Cantonirungen an der Loire (Cosne, Charité ꝛc.) begab ſich der Prinz in das große Hauptquartier nach Paris, kehrte aber noch vor dem Rückmarſch in's Vaterland zur Diviſion zurück.

Der Prinz-Emil-Veteranen-Verein zu Darmſtadt, am 28. Mai 1840 auf dem Felsberg bei Reichenbach geſtiftet, ließ von dem Hofbildhauer Scholl, Vater und Sohn, im Jahre 1852 ein Denkmal für die in der Periode von 1792 bis 1815 auf dem Felde der Ehre gefallenen Großherzoglich Heſſiſchen Krieger auf dem Marienplatz vor der Reiterkaſerne zu Darmſtadt errichten. Es beſteht, ohne Zurechnung der Schwelle, aus einer 40 Fuß hohen gothiſchen Pyramide von rothem rauenthaler Sandſtein. In der Mitte der vorderen Seite deſſelben befindet ſich in einer Niſche das Standbild eines gewappneten altkattiſchen Kriegers in Lebensgröße, mit Helm, Schild und Schwert, von grauem ſchweinfurter Sandſtein. Unter dem Standbilde iſt in Spitzbogenform der heſſiſche Wahlſpruch: „Gott, Ehre, Vaterland" zu leſen. Auf dem Schilde ſtehen die Worte: „Den in den Schlachten von 1792 bis 1815 gefallenen Großherzoglich Heſſiſchen Kriegern gewidmet von ihren Waffengefährten." Unter dem Schild iſt das heſſiſche Wappen eingehauen und die drei übrigen Seiten enthalten die Namen der Schlachten und Haupttreffen von 1792 bis 1815. Auf der Rückſeite iſt eingehauen: „Die Errichtung dieſes Denkmals war Aufgabe des Prinz-Emil-Veteranen-Vereins. Ausgeführt von J. B. Scholl. Enthüllt den 9. Juni 1852."

Das Verzeichniß der Schlachten, Belagerungen und bedeutenden Gefechte, an welchem die Großherzoglich Heſſiſchen Truppen, ganz oder theilweiſe von 1792 bis 1815 einſchließlich betheiligt waren, iſt das Nachfolgende. Die mit einem * bezeichneten Namen ſind Hauptſchlachten und Treffen von beſonderer Bedeutung und deßhalb mit größerer Schrift am Denkmal eingehauen. Frankfurt am Main 2. December 1792. Königſtein vom 8 — 12. December 1792. * Mainz vom 5. Mai bis 25. Juni 1793. Imsheim 16. November 1793. * Tournay 28. November 1793. Mainz 1. December 1793. * Sulzbach 8., 9. und 10. December 1793. Mattſtall 14. December 1793. * Weiſſenburg 26. December 1793. * Ingelmünſter 12. Mai 1794. Bevere 13. Juni 1794. * Bortel 14. September 1794. Kaiſerslautern 20. December 1794. Mainz, vom 1. November 1794 bis 29. October 1795. Kreuznach, 11. und 29. November 1795. Altenkirchen 4. Juni 1796. * Bendorf 2. und 3. Juli 1796. Mainz vom 7. Juli bis 30. September 1796. * Jena 14. October

1806. * Graudenz 22. Januar 1807. Großbiankowo 28. Januar 1807. Rehden 29. Januar 1807. Graudenz vom 6. Februar bis 30. Juni 1807. Marienwerder 11. Februar 1807. Stralsund vom 13. bis 23. August 1807. * Durango 29. Oktober 1808. Zorensa 30. Oktober 1808. Mesa de Ibor 17. März 1809. Almaraz 18. März 1809. * Medellin 28. März 1809. Neumark 22. April 1809. * Ebersberg 3. Mai 1809. Wien vom 11. bis 13. Mai 1809. * Aspern 21. und 22. Mai 1809. * Engerau 1. und 3. Juni 1809. Salas 2. Juni 1809. Grado und Penaflor 7. Juni 1809. Campomanes 10. Juni 1809. Raab vom 16. bis 21. Juni 1809. * Wagram 5. und 6. Juli 1809. Znaim 11. Juli 1809. * Talavera de la Reyna 27. und 28. Juli 1809. Toledo 7. August 1809. * Almonacid 11. August 1809. Manzanares 14. und 15. Oktober 1809. * Ocana 19. November 1809. Cuenca 8. December 1810. Puebla de Montalban 9. April 1811. * Badajoz vom 16. März bis 7. April 1812. Poncorvo 6. August 1812. Tiesow und Cabbe 15 August 1812. * Smolensk 17. August 1812. * Mosaisk 7. September 1812. * Krasnoy 17. November 1812. * An der Beresina 28. November 1812. Wileyka 4. December 1812. Slowotka 8. December 1812. * Rukino und Wilna 9. December 1812. Kowno 14. December 1812. * Wehlau 24. und 25. December 1812. Sommerau 10. Januar 1813. Dirschau 13. Januar 1813. Poserna 1. Mai 1813. * Lützen 2. Mai 1813. * Bautzen 21. Mai 1813. * Leipzig vom 16. bis 19. October 1813. Torgau vom 19. bis 25. November 1813. St. George 18. März 1814. Limonet 20. März 1814. Hüningen 1815. Straßburg 28. Juni 1815.

Diese 27 Hauptschlachten und 40 kleinere bemerkenswerthe Treffen und Gefechte fielen während der Regierungszeit des Großherzogs Ludewig I. vor. (Vergleiche Zehfuß Geschichte des Denkmals. Darmstadt 1853.)

Rückzug der Hessen aus Rußland im Jahr 1812.

Von Friedrich Peppler *).

Ich befand mich als Lieutenant im Großherzoglich Hessischen Leibregimente, jetzigen dritten Linien-Infanterie-Regimente, als dasselbe einen Theil des Contingents zu bilden bestimmt wurde, den das Großherzogthum Hessen als Theil des Rheinbundes zu der großen Armee stellte, die den Feldzug gegen Rußland vornahm. Das Contingent stand unter der unmittelbaren Führung Seiner Hoheit des Prinzen Emil von Hessen. Ich war damals 21 Jahre alt, unverheirathet, meinem Stande mit jugendlichem Enthusiasmus ergeben, der noch jetzt im reifen Alter nicht in mir erloschen ist.

Im Lager bei Combinen eröffnete sich meine kleine militärische Laufbahn in Beziehung auf diesen Feldzug. Mir ward nämlich ein Commando von 50 Mann übertragen, mit welchen ich den Transport von 200 mit Mehl beladenen Wagen escortirte, die ich in Dünaburg, wo der König von Neapel damals sein Hauptquartier hatte, ablieferte. Ich marschirte von dort mit meinem Detachement nach Wilna, wo dasselbe dem ersten Bataillon meines Regiments einverleibt ward. Eine vierzehntägige Krankheit hielt mich hier zurück, währenddem hatte das erste Bataillon Wilna verlassen. Ich benutzte die ersten Augenblicke meiner Genesung, mich mit dem zweiten Bataillon, zu dem ich eigentlich gehörte, zu vereinigen, schaffte mir einen kleinen Wagen mit einem Pferde an, kutschirte selbst und traf, nachdem ich einige Stationen von Moskau mein Pferd verloren hatte, ohne sonstigen Zufall glücklich bei

*) Schilderung meiner Gefangenschaft in Rußland vom Jahre 1812—1814 von Friedrich Peppler, Capitän erster Klasse im Großherzoglich Hessischen Linien-Infanterie-Regiment, Ritter erster Klasse des Großherzoglich Hessischen Ludewig-Ordens in Worms. Worms 1832.

meinem Bataillon ein, welches in einem eine Werſte von Moskau gelegenen Dorfe, Filee, gelagert war.

Die große Armee hatte in der Zwiſchenzeit ihren Einzug in Moskau bereits gehalten. Die Nähe, in der ich mich bei dieſer Stadt befand, veranlaßte mich zu mehrmaligem Beſuche derſelben; aber leider traf mein Blick nur auf Leichen und Trümmer. Nach dreitägigem Aufenthalte in Filee ward mir ein zweiter Auftrag von ſchwieriger Art. Ich wurde nämlich beordert, in der Gegend von Moskau ſämmtliche Wind- und Handmühlen bei den dortigen Landleuten, die, wie beinahe in ganz Rußland, ihre eigene Müller und Bäcker ſind, in Beſchlag zu nehmen; die Früchte, die mir von Moskau zugeführt wurden, in Mehl und Brod verarbeiten zu laſſen und ſolches dann den Truppen abzuliefern. Die Schwierigkeit der Aufgabe lag in dem Umſtande, daß ich, wie jeder leicht denken kann, weder zu mahlen noch zu backen verſtand, und überdem während dieſer friedlichen Beſchäftigung den Ueberfall von Koſaken befürchten mußte, die ſich in einzelnen Schwärmen in der Ferne, bald aber auch in der Nähe blicken ließen, und welchen ich nichts als 15 Mann entgegenſetzen konnte, woraus mein ganzes Detachement beſtand. In dieſer Verlegenheit kam es beſonders darauf an, die Einwohner jener Gegend nicht durch Gewaltthätigkeit aufzureizen; denn abgeſehen davon, daß wir ohne ihre Hülfe weder Mehl noch Brod hätten produciren können, ſo wäre von ihrem Haß jeden Augenblick ein Verrath an den nahen Feind zu befürchten geweſen. Unter dieſen mißlichen Umſtänden lag es in der Natur der Sache, meinem kleinen Commando die ſchonendſte Behandlung der Einwohner zur Pflicht zu machen, wodurch es bald gelang, ihr Vertrauen und ſelbſt ihre Anhänglichkeit in dem Grade zu gewinnen, daß ſie uns während unſers dortigen Aufenthalts den weſentlichſten Vorſchub in Umwandlung der Früchte in Mehl und Brod leiſteten, und wir uns in der Mitte dieſer wirklich gutartigen Menſchen ſo ſicher befanden, als wir es nur in befreundetem Lande hätten erwarten können.

Indeſſen bedurfte es doch zur Förderung der Sache meiner ganzen Thätigkeit, und nur durch den Antheil, den ich perſönlich an den Arbeiten nahm, indem ich ſelbſt fortdauernd mahlen und backen half, eine Kunſt, die ich mir leicht aneignete, gelang es mir, anſehnliche Quantitäten Mehl und Brod abzuliefern.

Vierzehn Tage war ich auf dieſe Weiſe beſchäftigt, als den 15. Oktober 1812 eine Ordonnanz mir den Befehl zum ſchnellſten Aufbruch und zur Vereinigung mit dem Haupteorps brachte. Ich nahm daher von den Ruſſen Abſchied, brach mit den vorhandenen Mehl und Brodvorräthen auf, und erreichte in wenigen Stunden mein Bataillon, welches ich bereits in größter Bewegung antraf und im Begriff, den Rückmarſch anzutreten.

Die Umſtände waren ſchon damals, wie jeder leicht denken kann, eben nicht geeignet, ferneres Vertrauen auf das Glück der großen Armee einzuflößen. Die Beſorgniſſe für die Zukunft, beſonders für den Lebensunterhalt während des bevorſtehenden langen Rückzuges, wurden in Vielen rege, die Gelegenheit hatten, den ſorgloſen Leichtſinn zu erkennen, mit dem unbegreiflicher Weiſe dieſer Gegenſtand bei der verunglückten Armee faſt allgemein behandelt wurde. So war es ſehr natürlich, daß Einzelne anfingen Sicherheits-Maßregeln für ihren ſpeciellen Bedarf zu nehmen, und daß auch ich Vorkehrungen traf, die auf meine Bedürfniſſe berechnet waren. Einen Sack mit Brod, den ich auf einen Wagen geladen hatte, hielt ich hierzu für hinlänglich, und in der Meinung, mich hierdurch auf dem größten Theil des Weges vor Hunger geſchützt zu ſehen, trat ich getroſt mit meinem Regiment den verhängnißvollen Rückzug an. Allein wie ſehr ſah ich mich getäuſcht, als ich am Abende des erſten Tages, an dem wir den Rückmarſch angetreten hatten, das Bivouac bezog und mich meines ganzen Brodvorraths beraubt ſah; was mir um ſo mehr auffiel, da, wie es mir ſchien, der Mangel noch bei weitem den Grad nicht erreicht hatte, der eine ſolche Entwendung hätte erwarten laſſen, indem ich ſonſt wohl andere Mittel zur Sicherung meines kleinen Vorraths zu ergreifen gewußt hätte. Indeſſen zehrten

ſich die Lebensmittel, mit welchen es Einzelnen gelungen war, ſich zu verſehen, während einem mehrtägigen Marſche allmählich auf, und bereits ehe wir Miazma erreichten, ſtiegen ſie zu ſolchen hohen Preiſen, daß ich nach einigen, bei ſpärlicher Nahrung zugebrachten Tagen, es für ein Glück hielt, ein Brod von drei Pfund für vier Kronenthaler oder 10 Gulden 48 Kreuzer einzukaufen, welches ich an einer um den Hals geſchlungenen Schnur trug. In dieſem Aufzuge marſchirte ich mit meiner Compagnie; der Anblick des Brods erregte die in ſolcher Lage ſehr natürliche Begehrlichkeit, und ſo kam es, daß ein gewiſſer Herr mich bat, ihm die Hälfte des Brodes gegen Bezahlung abzutreten. Als ich ihm aber den Preis nannte, um den ich es ſelbſt gekauft hatte, war ihm dieſer zu hoch, indem er bemerkte, das Brod werde wohlfeiler. Einestheils empört über dies Wort, in welchem mir eine Andeutung zu liegen ſchien, als habe er mich im Verdacht, den allgemeinen Mangel zu ſchnödem Geldgewinn mißbrauchen zu wollen, anderntheils aber auch entrüſtet über den Geiz eines Mannes, der Geld in Ueberfluß hatte, und ein für ihn kleines Opfer ſcheute, ſeinen Hunger zu ſtillen, während ich meine letzte Baarſchaft dafür hingegeben hatte, zog ich es vor, den größten Theil des Brods einigen meiner Mitoffiziere und einem Feldwebel zukommen zu laſſen. Als wir am Abend des nämlichen Tages das Bivouac bezogen, ſprach mich derſelbe Herr, der jetzt weder für, noch ohne Geld ſeinen Hunger geſtillt bekam, um etwas Brod an, ich theilte mit ihm den kleinen Reſt, der mir noch übrig war, er leerte mit mir auch noch den letzten Tropfen des in jener Lage unentbehrlichen Branntweins, den ich in meiner Flaſche hatte, alles — ohne Bezahlung. Ich erwähne dieſes an ſich unbedeutenden Umſtandes, blos, weil er den Geiz charakteriſirt, der ſich unter allen Verhältniſſen des Lebens im größten Ueberfluß, wie im ſchaudererregendſten Mangel gleich bleibt.

Doch ich kehre zu meiner Erzählung zurück.

Der unglückſchwangere Rückzug wurde, wie dies die Welt weiß, mit jeder Stunde, die wir uns von Moskau entfernten, mißlicher; der Mangel immer allgemeiner und fühlbarer, die Mittel, ihm abzuhelfen, immer beſchränkter. Das Fleiſch gefallener Pferde, größtentheils roh, ohne Zubereitung genoſſen, war beinahe das Einzige, was ſich zur Sättigung darbot. Friſches Pferdefleiſch oder Brod konnte nur um die höchſten Preiſe erſtanden werden. Dabei war Niemand deſſen ſicher, was er ſich oft mit Mühe, oft mit Gefahr und Geldopfer verſchafft hatte. Man ſchonte kein Eigenthum mehr, jedes Recht, jede Rückſicht, jedes Gefühl wich allmählich dem Bedürfniſſe des Hungers, der Alle auf das Fühlbarſte marterte, und der gräßlichen Kälte, welche die Glieder bis auf das innerſte Knochenmark durchdrungen hatte. Ein entſetzliches Verhängniß lag auf den bleichen Geſichtern abgebildet, die ſtumm und ſtieren Blickes, gleich wandelnden Weſen des Schattenreichs, über die endloſe Eismaſſe daher zogen, mit zahlloſen Leichen und gefallenen Pferden bedeckt.

So erreichten wir, von Elend aller Art gefoltert, Smolensk. Dieſſeits der Stadt nahm uns ein Bivouac auf. Hier ward mir die letzte geſellige Freude vor meiner Gefangennehmung. Einem meiner wärmſten Freunde, dem Lieutenant Heim, hatten ſeine fernen Verwandten ein Fäßchen Rheinwein geſchickt, welches er durch einen glücklichen Zufall durch einen Ergänzungstrupp unſers Regiments von Smolensk aus erhielt. Der gaſtfreie Mann, der auch im drückendſten Mangel die ihm eigene Gemüthlichkeit nicht verloren hatte, lud mehrere ſeiner Waffen- und Leidensgefährten zum Mitgenuſſe der köſtlichen Gabe ein. Nur der, dem unter großen und langen Entbehrungen eine ſolche unerwartete Labung ward, weiß ſie zu würdigen. Im traulichen Kreiſe, auf dem Eis und Schnee bedeckten Boden des hohen Nordens gelagert, ſchlürften wir den Nektar, den die freundlichen Ufer des vaterländiſchen Stromes uns boten. Es waren große überglückliche Momente, die den armen Duldern der traurigen Oede die Bilder der fernen Heimath vergegenwärtigten; Momente der Freude, die den Schmerz eines unſäglichen Mißgeſchicks unterbrachen. Wir tranken und brachten vom Gefühl unſerer troſtloſen Lage hingeriſſen, dem Vaterlande,

das wir nie zu erreichen, den Freunden, die wir nie mehr zu sehen hoffen konnten, das letzte Lebewohl, und uns selbst den ernsten Scheidegruß für dieses Leben. Unser edler, herrlicher Heim war in der Folge einer der Ersten von uns, der schied, wie wir gleich unten sehen werden.

Des folgenden Tages brachen wir auf, die früheren Jammer-Scenen erneuerten sich und so wanderten wir unter den bisher geschilderten täglich gesteigerten Qualen, ununterbrochen verfolgt vom nachsetzenden Feind, fort, bis wir den 17. November oberhalb Crasnoi ein Bivouac bezogen.

Den 18. November erfolgte hier das in die Geschichte dieses Feldzugs bekannte Treffen. Eine Beschreibung der Schlacht liegt nicht in dem Zwecke dieser Schrift, sie wird daher blos insofern berührt, in wiefern sie mit meiner Erzählung in unmittelbarem Zusammenhange steht. Unser ganzes Regiment bestand noch aus 48 bis 50 Rotten, die in zwei Gliedern aufgestellt, beinahe gänzlich aufgerieben wurden, so daß von den meisten Compagnieen nur 4 bis 5 Mann übrig blieben. Eilf unserer Offiziere lagen schwer verwundet auf dem Schlachtfelde; unserm ehemaligen Regiments-Commandeur Obersten von Gall, der sich in der Nähe seiner Hoheit des Prinzen Emil befand, wurden zwei Pferde unter dem Leibe erschossen. Ein seltenes Beispiel von Unerschrockenheit, Ausdauer und militärischem Schnellblick gab unser erhabener fürstlicher Führer. Das Terrain, auf dem die Schlacht vorfiel, war mit einem Schnee bedeckt, in den man bis an die Wade einsank; man denke sich hierzu die furchtbare Kälte, gegen die keine angemessene Kleidung schützte, den fortdauernden Mangel an aller Nahrung, die Entbehrung ärztlicher Hülfe für die meisten Verwundeten, und man kann sich ungefähr ein Bild von den Leiden und Schwierigkeiten entwerfen, die auf den Kämpfern jenes blutigen Tages lasteten. Ich war während der Schlacht mit dem Vertrauen beehrt, die zweite Compagnie des zweiten Bataillons zu kommandiren, und kehrte mit einem Unteroffizier, einem Tambour und zwei Gemeinen aus der Schlacht zurück. Die obenerwähnten eilf Offiziere wurden in aller Eile nach Crasnoi gebracht; kaum konnte man ihnen einen flüchtigen Nothverband anlegen, und kaum fand der Obrist von Gall Zeit, sie zu besuchen, ihnen das letzte Trosteswort und den letzten Abschied zu bringen, als der Feind heranstürmte und in das brennende Crasnoi einzog, wo diese Braven ein Opfer der Flammen oder der feindlichen Wuth wurden. Keiner entkam, auch unsern guten Heim, dessen Gastfreiheit ich oben erwähnte, ereilte sein Geschick, und der Scheidegruß, beim Freudenmahle gesprochen, erhielt hier seine ernste Bedeutung.

Unter gesteigerten Leiden setzten wir unsern Rückmarsch fort. Ein unbeschreiblicher düsterer Stumpfsinn hatte sich der Gemüther bemeistert, welchen kein Hoffnungsstrahl das Dunkel einer schrecklichen Gegenwart erhellte. Jede bessere Empfindung war erstorben; der Freund sah vor und neben sich den Freund fallen, hörte aus dem Munde des Fallenden den letzten Abschieds-Ruf, und ließ, selbst trostlos, auch den Sterbenden ungetröstet, für den er doch keine Rettung mehr sah. Die Bande der Subordination waren unter den in Unordnung dahin schwankenden französischen Corps beinahe gänzlich aufgelöst, ich sah selbst Einzelne unter gräßlichen Verwünschungen die Gewehre auf ihre Generale anschlagen. Doch muß ich den Braven unsers Regiments die Gerechtigkeit widerfahren lassen, daß, so weit mir es bekannt ist, keiner sich irgend einer Widersetzlichkeit schuldig gemacht hat. Ich sah sie dulden und fallen, ohne Murren, ohne Vorwurf, oft ohne Klage, ihrer Pflicht bis zum Tode getreu.

Acht schreckliche Tage brachten wir so auf dem Marsche zu, bis wir am 27. November die Berezina erreichten. Doch welche Feder schildert jenen schaudererregenden Uebergang? Was ich hier gebe ist nur ein schwacher Schattenriß des aus den gräßlichsten Einzelnheiten zusammengesetzten Gemäldes. Unter furchtbar chaotischem Gewirr zahlloser Fußgänger, Reiter, Frauen und Kinder, Pferden und Wagen und mörderischen Schlägen und Stößen, empfangen und ausgetheilt, geschah dieser Uebergang, und so gelang es mir, mich an das jenseitige Ufer mit Anwendung aller meiner

Kräfte durchzuarbeiten. So ſehr die eigene Gefahr die Beobachtung der Umgebung beſchränkte, ſo drängten ſich doch unwillkürlich einzelne auffallende Gräßlichkeiten dem Blicke auf. Um den Preis der Rettung ihres Lebens ſah man Mütter ihre Kinder verlaſſen, und ſie dem unvermeidlichen Schickſale Preis geben, unter den Fuß- und Huf-Tritten von Menſchen und Pferden zu ſterben. Das Angſtgeſchrei- und Hülferufen der Niedergeworfenen und derer, die von den Seiten der Brücke verdrängt, in den Strom fielen, erfüllte die Lüfte. Doch keine Retterhand erſchien den Unglücklichen, die Beſorgniß für das eigene Leben, ſo werthlos es auch in jenem Augenblicke ſein mochte, machte ſtarr und kalt gegen das fremde.

Dieſer Fluß erſchien allen wie eine große Scheidegränze des Schickſals, wer ſie überſchritten hatte, glaubte ſeiner Rettung gewiß zu ſein, und das Ziel der erduldeten Qualen erreicht zu haben. Schreckliche Täuſchung! Jenſeits des verhängnißvollen Stromes harrte nur größere Marter.

Immer drückender wurde bei fortgeſetztem Rückzug der Mangel an Allem. Hunger und Durſt wütheten im Innern und die auf 24 — 26 Grad geſteigerte Kälte war Folterpein dem halbnackten Körper. Der freie Himmel war unſer Obdach, das Eis unſer Lager, auf dem wir in Todesſtille die ſchauerlichen Nächte zubrachten und das wir oft, ohne uns erwärmen zu können, verlaſſen mußten, denn zu den Bivouacfeuern wurde nur zugelaſſen wer ſeinen Holzbeitrag leiſten konnte; von einem Scheit Holz hing oft ein Menſchenleben ab; Tauſende erfroren auf dieſen gräßlichen Nachtlagern. Glücklich war zu preiſen, wer über einem Feuer ſich in geſchmolzenem Eis ein Stück Pferdefleiſch wärmen und die ärmliche Flüſſigkeit als Suppe genießen, oder ſich einen kümmerlichen Kaffee bereiten konnte. Waſſer war nirgends vorhanden. Ein Umſtand, der auch die Reinigung des Körpers unmöglich machte, was den Geſichtern ein abſcheuerregendes Anſehen gab, ſo wie denn die bunte Miſchung der verſchiedenartigſten Kleidungen, welche theils über die Uniformen, theils ſtatt ihrer getragen wurden, eine maskenartige, abentheuerliche Erſcheinung darbot.

Die Berückſichtigung fremden Eigenthums hatte, wie ich bereits bemerkte, ſchon früher aufgehört; allein allmählich trat ein wahres Raubſyſtem ein. Man nahm, was man fand, man raubte und ward beraubt, dem traurigen Nothprinzip huldigte Alles. In dieſem Zuſtande trug auch mein Aufwärter, der mir mit treuer Selbſtaufopferung diente, kein Bedenken einem kleinen Pferde, das er mit einer Jagdtaſche bepackt antraf, letztere abzuſchneiden. In derſelben befanden ſich mehrere Sachen von Werth; aber vom Allerhöchſten in der damaligen Lage, war ein Kinnbacken, den wir des Abends in einem Keſſel, mit Schnee gefüllt, kaum an das Feuer geſetzt hatten, als ein Franzoſe erſchien und 20 ganz kleine Kartoffeln zu 20 Franken feil bot. Der damalige Unterchirurg, jetziger Oberarzt Herr Zell; bezahlte ſie, und ſo bereiteten wir uns ein koſtbares Mahl.

Ich ſetzte nun meinen Weg fort; allein meine Mattigkeit hatte in dem Grade zugenommen, daß ich das Corps, zu dem ich gehörte nicht mehr erreichen konnte. Am frühen Morgen des 6. Decembers raffte ich mich mit äußerſter Anſtrengung von dem Eislager auf, auf dem ich die Nacht zugebracht hatte, und erreichte nach einem ſechsſtündigen entkräftenden Feldmarſche Smorgonie, eine kleine, polniſche, meiſt von Juden bewohnte Stadt. Hier traf mich ein Unglück, das ich für das größte hielt, was mich in meiner Lage hätte treffen können, und doch war es nur Vorſpiel weit größerer Unfälle. Mein Aufwärter nämlich, mein treuer unzertrennlicher Gefährte, der Schütze Wehrwein, aus Londorff in der Rabenau, deſſen ich oben erwähnte, der mir in meiner hinfälligen Lage noch eine Labung bereiten wollte, und auf Händen und Füßen kroch, um Schnee herbei zu bringen, den er für mich zu ſchmelzen beabſichtigte, gab, während er ſich anſtrengte, mir dieſen Liebesdienſt zu erweiſen, den Geiſt auf. Nun hatte ich Niemanden mehr, ich ſtand allein, denn mit dieſem edlen Menſchen ging meine letzte Stütze verloren.

Während mich nun dieſer herbe Verluſt mit dem tiefſten Schmerze erfüllte, und ich nur mit ihm beſchäftigt, in einer von ihren Bewohnern verlaſſenen Hütte einſam ſaß, traten unerwartet mehrere Offiziere von verſchiedenen Truppen zu mir herein. Alle waren, wie ich, aus Entkräftung hinter ihrem Corps zurückgeblieben. Das traurige Schickſal, das wir theilten, war natürlich unſere erſte Unterhaltung. Wir ſuchten uns wechſelſeitig aufzurichten und ermunterten uns zur Aufbietung aller Kräfte, unſern Marſch fortzuſetzen und wo möglich die bereits vorangeeilten Corps einzuholen. Kaum hatten wir dieſen Entſchluß gefaßt, als plötzlich ein franzöſiſcher Gardeoffizier mit den Worten hereinſtürzte „Koſack, Koſack". Sogleich ward überlegt, daß, da unſer körperlicher Zuſtand, unſere von Froſt und Mangel zerrütteten Kräfte keine Wahrſcheinlichkeit darboten, das Leben zu friſten, wir uns vor unſerem Tode nicht noch der Qual überliefern wollten, die von einer ſolchen Gefangenſchaft, wie wir wußten, unzertrennlich war. Von den dreißig Offizieren, die ſich hier vorfanden ward einſtimmig beſchloſſen, ſich bis auf den letzten Mann zu ſchlagen. Allein der Entſchluß kam zu ſpät; ein Arzt, der auf den ſchmeichelhaften Ruf — „Franzuski Kamerad Pardon" ohne unſere Zuziehung für uns unterhandelt und ſich ergeben hatte, vereitelte unſer Vorhaben. Ehe wir es uns verſahen, hatten die Koſacken die Hütte umzingelt, und mit vorgehaltener Picke zur Thür hereintretend, rieſen ſie uns zu: Stupai na ulize Franzuski Saback (geh auf die Straße franzöſiſcher Hund). Hier muß ich die Bemerkung einſchalten, daß, nach dee Erzählung der an dieſem Ort aus Entkräftung zurückgebliebenen Individuen, Napoleon erſt vier Stunden vor meiner Ankunft von Smorgonie abgereiſt war, und der Armee von dort eine andere Richtung angewieſen hatte, was denn auch wohl die Urſache geweſen ſein mag, daß in Smorgonie und ſeiner Umgebung über 3000 Gefangene gemacht wurden.

Das Loos der Gefangenſchaft war alſo über uns geworfen. Es mochte etwa 10 oder 11 Uhr Vormittags ſein, ich hatte wie oben bemerkt, mit der größten Anſtrengung meiner zerrütteten Körperkraft ſchon einen Marſch von ſeche Stunden gemacht. Man denke ſich alſo meine Entkräftung! meine an Verzweiflung gränzende Gemüthsſtimmung!

In dieſem Zuſtande nun ward ich nebſt meinem Mitgefangenen auf die Straße geführt. Einer nach dem Andern wurde, unter fortdauernden körperlichen Mißhandlungen viſitirt, und dann in dem Grade ausgeplündert, daß der größere Theil kaum die nothwendigſte Bedeckung des Körpers rettete. Jede Kleinigkeit erregte die Habgier, die ſich ſogar an dem Glanz der Metallknöpfe an den Unterbeinkleidern angezogen fühlte, welche wahrſcheinlich für edleres Metall gehalten wurden.

Anfänglich hatte ich das beneidenswerthe Glück, nicht allein meine Uniform, ſondern auch meinen halbverbrannten Oberrock und meinen Hut zu retten, der jedoch ſeiner Garnitur beraubt, in einem ſchlechten Zuſtande war. Indeſſen glaube man nicht, daß mir das Mitleid der Koſacken dieſe kleine Habſeligkeiten gelaſſen hätte. Es war blos Folge des Umſtandes, daß ſie die auszuplündernde Mannſchaft nicht gleich genau überſehen konnten, und ich einer der Letzten war, den die Reihe der Viſitation traf. Als aber nun eine zweite Unterſuchung vorgenommen wurde, fiel mir ein deſto ſchlimmeres Loos.

Ich ſtand nämlich nicht weit von einem zugefrornen Brunnen. Während nun die Plünderung der übrigen vor ſich ging, ſuchte ich meine Epauletts, die einzigen Zeichen meines Offizierſtandes, die ich noch an mir trug, wenigſtens einſtweilen den Blicken der Raubſucht zu entziehen, in der Hoffnung, Gelegenheit zu finden, ſie in einem günſtigen Momente wieder holen zu können. Ich warf daher eine derſelben in den erwähnten Brunnen; unglücklicher Weiſe bemerkte dieſes einer der Koſacken, und rannte, Wuth entbrannt, mit eingelegter Lanze auf mich los; ein zweiter, der ſeinen Muth ebenfalls an mir kühlen wollte, brachte mir einen ſchmerzlichen Schlag mit ſeiner Lanze bei, wodurch er aber zugleich die Lanze ſeines Kameraden, auf welche die ſeinige gleichzeitig mit Heftigkeit fiel, in demſelben Augenblick zerbrach, wo

der erſterwähnte Koſack im Begriff war mich niederzuſtechen. Dieſe unwillkürliche Lebensrettung war aber theuer erkauft, denn die Wuth des Koſacken, dem die Lanze auf die erzählte Weiſe zerbrochen worden, ſtieg auf das höchſte, und er ließ ſie auf eine Art gegen mich aus, die über oder unter aller Beſchreibung iſt. Die unmenſchlichſten Schläge, denen ich nichts entgegenſetzen konnte, als ohnmächtige Verwünſchungen, fielen ſchonungslos auf meinen von Froſt, Hunger und Müdigkeit entkräfteten Körper, der auf dem Eiſe niedergekauert, der Willkür dieſer Scheuſale preisgegeben war. Vergebens flehte ich um den Tod, ich ſollte leben, um gräßlichern Leiden aufbewahrt zu werden.

Man wird mir vorwerfen, ich habe unbeſonnen gehandelt, daß ich der feindlichen Habſucht in ſolchem Augenblicke einen Gegenſtand entziehen wollte, der doch für ſie den höchſten Werth haben mußte. Allein es waren die letzten Inſignien der Ehre, die ich noch hatte, und die ich um jeden Preis zu retten ſuchte. Lächle darüber, wer kann!

Daß mir übrigens unter den beſagten Umſtänden noch das Leben blieb, war ein wahres Wunder, da gleich bei dem Anfange der Plünderung, trotz dem gegebenen Pardon, viele meiner Mitgefangenen ohne den mindeſten Anlaß, niedergeſtochen wurden.

Nachdem nun endlich die Raubſucht befriedigt ſchien, wurden wir ſämmtlich unſerm Schickſal unter freiem Himmel bei 27 Grad Kälte überlaſſen. So irrten wir, verſtoßen, halb nackt, ohne Obdach, ohne die mindeſte Ausſicht auf irgend eine leidliche Unterkunft auf der unabſehbaren Schnee- und Eisfläche einzeln umher. Hier war es, wo ich in gleichem Zuſtande einen Lieutenant vom bergiſchen zweiten Regiment Napoleon, Namens Braun, antraf, mit welchem ich gemeinſchaftlich eine Zuflucht bei einem allmählig verglimmenden Bivouacfeuer ſuchte, das wahrſcheinlich den in der Nacht vorher dort gelagerten Ruſſen gedient hatte. Wurmartig gekrümmt lagerten wir um die erlöſchenden Kohlen in dumpfer Troſtloſigkeit da, als uns plötzlich eine donnernde Stimme zu neuen Qualen aufzuſchrecken ſchien. Aber wie angenehm fanden wir uns überraſcht, als wir vaterländiſche Laute, doch nur gebrochen, aus dem Munde eines Koſacken-Stabsoffiziers vernahmen. Er näherte ſich uns auf eine Weiſe, die Theilnahme mit unſerer Lage verrieth und fragte mich, wie lange Napoleon, Smorgonie verlaſſen habe? Auf meine Antwort, daß dieß etwa vier bis fünf Stunden ſein möchten, fragte er nach meinem Vaterlande, worauf ich ihm dann ſagte, ich ſei ein Deutſcher, ein Heſſe, ohnweit Frankfurt am Main. Ich bezeichnete abſichtlich dieſe Stadt, weil ſie den Ruſſen beinahe allgemein bekannt war. Nachdem ich ihm noch einige unbedeutende Fragen beantwortet hatte, bat ich ihn, ſich unſerer anzunehmen, und Sorge zu tragen für Obdach und menſchliche Behandlung. Er gab hierauf einem Koſacken den Befehl, uns in eine Judenwohnung zu bringen, bedauerte aber, uns kein beſſeres Loos bereiten zu können, indem er offen erklärte, er zweifle ſehr, daß nach ſeiner Entfernung der Jude ſich an den Befehl, uns eine Aufnahme zu geſtatten, binden werde. Dieſer Zweifel war leider nur zu gegründet. Wir blieben nur ſo lange unangefochten, bis wir den Koſacken, der uns in die Hütte brachte, aus dem Geſichte verloren hatten. Kaum waren wir bei dem Juden allein, als er ſeine Anrede an uns mit der ominöſen Frage eröffnete, „hat der Franzus auch Geld, hat er Silber, hat er Gold?“ Unſer elendes Ausſehen konnte wohl zu keinen derartigen Erwartungen berechtigen, und dennoch wurden wir von dieſem Ungeheuer unter den empörendſten Mißhandlungen, denen wir bei dem gänzlichen Dahinſchwinden aller Kräfte nicht den mindeſten Widerſtand entgegenſetzen konnten, bis auf den bloßen Leib durchſucht; und als die Habſucht hier ihre Befriedigung nicht fand, wurden wir neuen Infamien von ruſſiſchen Nachzüglern preisgegeben, die der Jude abſichtlich in die Hütte rief um uns zu mißhandeln. Unter dieſen zeichneten ſich beſonders drei aus, die unter immerwährenden Schlägen mich nun noch der letzten Kleidungsſtücken berauben wollten, welche die Plünderungsſucht ihrer Vorgänger mir noch übrig gelaſſen hatte. Mein Oberrock, meine Uniform war mir

bereits genommen, ich trug nichts mehr am Leibe als ein paar schlechte blaue Hosen Unterhosen, ein Hemd und eine seidene Halsbinde. Nicht zufrieden, mich bis an, das Hemd ausgezogen zu haben, wollten sie sich auch noch des Letztern bemächtigen, das seines schmutzigen, ekelhaften Zustandes wegen unmöglich Werth für sie haben konnte, und sie daher hierdurch blos einen Akt schändlicher Barbarei an mir zu verüben suchten.

Schon sah ich und mein armer Unglücksgefährte dem schrecklichen Schicksale entgegen, nackend in die, bis zu den höchsten Graden gesteigerte Kälte hinausgestoßen zu werden, als uns ein neuer Schutzengel in einem jungen achtzehn bis neunzehnjährigen russischen Offizier erschien, der einem Infanterie-Regimente angehörte, das kurz vorher durchmarschirt war. Wie vom Schlage gerührt standen die Räuber, als die heilbringende Klinge des, über die an uns verübte Unmenschlichkeit entrüsteten Jünglings, sich zu unserm Schutz in die schnellste Bewegung setzte, und mit den kräftigsten Hieben das Vergeltungsrecht in so überschwenglichem Maaße ausübte, daß die Elenden zitternd und flehend ihm zu Füßen fielen, und dann mit Zurücklassung ihres Raubes die Mördergrube des Juden verließen.

Mit freundlichen tröstenden Worten und jenem Blicke der Rührung, der in solchem Augenblick das Herz auf unaussprechliche Weise ergreift, redete der wackere junge Mann uns an, fragte nach unsrrn Verhältnissrn und fiel uns auf die erhaltene Antwort, trotz unsers wirklich ekelerregenden Ansehens, mit jugendlicher Hingebung um den Hals, küßte und drückte uns, und bezeugte sein innigstes Bedauern mit unserm kläglichen Zustande. Aber leider war die Rettung, die wir der Theilnahme dieses gefühlvollen jungen Mannes verdanken, nur momentan. Der Offizier mußte seinem Regimente nacheilen, und Alles, was er für uns thun konnte, war, daß er dem Juden auf das Strengste einschärfte, sich aller Mißhandlungen gegen uns zu enthalten, und uns Obdach zu gewähren, bis die Militärbehörden über uns verfügt hätten.

Kaum hatte sich jedoch der Offizier entfernt, so brach der Grimm des Juden im erhöhteren Grade aus. Vorüberziehende russische Marodeurs wurden in die Hütte gerufen und angereizt, uns auf's Neue zu mißhandeln. So geriethen wir dann in die Hände anderer Ungeheuer, die, nachdem sie uns unserer Kleidung bis auf das Hemd beraubt, und auf das Unmenschlichste geschlagen hatten, uns, um ihrer Barbarei und unserm Elend das Siegel aufzudrücken, vor die Thüre warfen.

In diesem Zustande irrten wir unter dem furchtbaren Winterhimmel Rußlands, auf den eis- und schneebedeckten Feldern umher, schleppten uns von einem verglimmenden Feuer zum andern, um die spärlichen Beodstückchen zu sammeln, welche den bivouakirenden Russen entfallen waren, oder wenn wir nichts derartiges mehr fanden, unsere Nahrung an krepirten Pferden zu suchen, an denen wir gleich wilden Thieren nagend uns hinlagerten. Unsere Blöße gegen die Kälte nur einigermaßen zu decken, krochen wir an den Leichnamen der Gebliebenen umher, und umhüllten mit den wenigen Lappen, welche die Raubsucht ihnen gelassen hatte, unsere Körper. Achtundvierzig Stunden dauerte dieses schreckliche Elend, bis ein russischer Unteroffizier, beordert, die zerstreuten Gefangenen zusammenzutreiben, auch uns auffand, und in Smorgonie unter Obdach brachte.

Doch welche gräßliche Unterkunft ward uns hier! In einer elenden Hütte trafen wir 60 Offiziere, von den verschiedensten Nationen, eingesperrt an. Kein Feuer erwärmte uns, kein Licht leuchtete die langen qualvollen Abende hindurch, keine Nahrung ward den Unglücklichen, die hier weilten. Die Nächte waren schauerlich, der enge Raum faßte nur mit Mühe Alle, die ihr Mißgeschick hierher geführt hatte; man lag äußerst gedrängt. Ich war neben meinem Leidensgefährten Braun unter einer Bank gelagert, glücklicher Weise nicht weit von der Eingangsthüre, bei deren Oeffnung uns etwas frische Luft zuströmte; eine wahre Wohlthat an diesem mit verpesteten Dünsten angefüllten Orte. Keine Feder vermag den Jammer zu schildern,

der hier herrſchte. Einige rangen mit dem Tode, Andere wimmerten unter unſäglichen Schmerzen, die Glücklichſten hatten geendet. Ein weſtphäliſcher Offizier, ich glaube aus Kaſſel, lag ohne Hände da, ſie waren ihm abgefroren; zwei Tage nachher verlor er auch ſeine Füße; nach achtundvierzigſtündiger Höllenqual ſtarb er. Viele hatten noch die Kraft, ſich ihrer Nothdurft außerhalb dieſes Locals zu entledigen; allein bei dem Durchdringen zur Thüre konnte das Anſtoßen oder Treten der Verwundeten nicht vermieden werden, und grauſenhaft waren dann die Schwüre und Verwünſchungen, welche der Schmerz erpreßte. Man denke ſich hierzu das dichte Dunkel der Nacht, die Kälte, welche die Glieder in dem unerwärmten Gemache durchdrang, und den Hunger, der in den Eingeweiden nagte. In der erſten Nacht, die wir hier zubrachten, hatten wir acht Leichen, die am andern Morgen hinaus getragen wurden. Mit ſchwacher, hinſterbender Stimme hörte man hie und da die Frage: Lebſt du noch? Sie war jedoch ſelten, denn das Leben an ſich hatte ſein Intereſſe verloren. Die Entfernung aus dieſem Aufenthalte der Qual war bei Todesſtrafe verboten, und dadurch ſogar das ärmliche Mittel benommen, von den Cadavern, der auf der Landſtraße befindlichen Pferden, den Hunger zu ſtillen. Eine zweckloſe Grauſamkeit, indem der Austritt in das Freie uns doch zu keiner Flucht dienen konnte; denn wohin fliehen auf dem endloſen Eisgefilde, mit Körpern, der Auflöſung nahe?

In dieſer martervollen Lage überraſchte uns plötzlich das Gerücht, ein ruſſiſcher General, der ein geborner Deutſcher ſei, wäre in Smorgonie angekommen, und würde dort übernachten. Die deutſchen Offiziere unter uns glaubten ſich ſchon erlöſt, und Braun und ich faßten den Entſchluß mit Beſeitigung aller Furcht vor der Gefahr, unſern Kerker zu verlaſſen, zu dem General zu gehen, ihm unſere Leiden zu klagen, und im Namen des gemeinſamen Vaterlandes Schutz nicht nur für uns und unſere Landsleute, ſondern für alle unſere Mitgefangenen überhaupt zu begehren. Daß es möglich wäre, unter ſolchen Umſtänden eine Fehlbitte thun zu können, fiel weder mir, noch ſelbſt dem Hoffnungsloſeſten unſerer Leidensgenoſſen ein.

Unſer gewagtes Unternehmen kam uns gleich anfangs theuer zu ſtehen. Kaum waren wir dreißig Schritte von der Hütte entfernt, die uns gefangen hielt, ſo wurden wir von einem Juden und einem Koſacken ergriffen, und unter Peitſchenhieben in die Wohnung des Erſteren geſchleppt. Mein ganzer Anzug beſtand in einem Paar hellblauen, ſchlechten Beinkleidern, die ich einem an der Straße gelegenen Leichname ausgezogen hatte, einer alten, zerriſſenen Pferdedecke, einer ſchmutzbedeckten, alten Sammetkappe, wie ſie die polniſchen Juden zu tragen pflegen, und einem Paar alten Lapken (eine von Baſt geflochtene Fußbekleidung der polniſchen und ruſſiſchen Bauern). Die Gegenſtände hatte ich an der Landſtraße, zerſtreut mitten unter Leichen und gefallenen Pferden, aufgehoben, und mich damit bedeckt. Braun hatte ſich ein Paar alte, graue Hoſen, ein altes, weißes Tuchkamiſol und zerriſſene Stiefel auf dieſelbe Weiſe verſchafft. In dieſem Anzuge betraten wir die Schwelle der Juden-Hütte. Hier wurden wir auf die Erde geworfen, und unter fortdauernden, barbariſchen Mißhandlungen der elenden Bedeckung beraubt, die uns der Zufall zugeführt hatte. Von Allem entblößt, glaubte ich jetzt den Plünderungsakt beendigt, als der Baſiliskenblick des Juden unglücklicher Weiſe auf meine Kappe fiel. Nun brach ſeine Wuth im höchſten Grade gegen mich aus, und mit den Worten: „Spitzbube, das iſt eine Kappe von unſern Leuten!“ gab er mir Fauſtenſchläge in's Geſicht; kurz, mißhandelte mich auf eine ſolche Weiſe, deren Beſchreibung man mir gerne erlaſſen wird. Ich ließ ihm den ekelhaften Kopfputz, und eilte mit Braun davon. Ich ſage nichts über die Verzweiflung, die unſer Inneres ergriffen hatte; wohl denkt ſie ſich Jeder von ſelbſt. Wir waren nun wieder faſt ohne alle Bekleidung, wie konnten wir uns in dieſem Zuſtande weiter begeben, und auf ſolche Weiſe vor dem General erſcheinen? Indeſſen unſer Muth wurde nach einigem Nachſinnen wieder rege, und der Entſchluß ſtand feſt: Trotz aller Hinderniſſe unſer Vorhaben auszuführen.

Wir hatten erfahren, daß der General auf einem Edelhofe, in der Nachbarſchaft von Smorgonie logirte dahin begaben wir uns.

Bemerken muß ich hier, daß der Eigenthümer des Gutes, der polniſche Graf Herr von Przerdzirdi war. Ich war bei dieſem Grafen auf meiner Durchreiſe zur Armee, einquartiert, und dort äußerſt freundſchaftlich aufgenommen worden. Gewiß hätte ich bei ihm Empfehlung für mein Anliegen bei dem General gefunden, wenn ich mich hätte überwinden können, mich in ſolchem Aufzuge bei der Familie einführen zu laſſen. Und wie konnte ich auch denken, daß ein unglücklicher Deutſcher bei dem Landsmanne noch einer fremden Interceſſion bedürfe, um Linderung für ſein Mißgeſchick zu finden? Der Zufall wollte, daß derſelbe Graf, als Verbannter aus ſeinem Vaterlande, durch Worms paſſirte, wie mir polniſche Offiziere, die ich hier antraf, leider erſt einige Tage nach ſeiner Durchreiſe, erzählten.

Doch ich kehre zu meiner Erzählung zurück. Bei dem Eingang in den Edelhof ſtießen wir auf eine Koſacken-Wache, die uns mit Blicken muſterte, welche die Erneuerung der früher erduldeten Mißhandlungen befürchten ließen. Aber einige in der Nähe befindliche Offiziere, ſetzten dem Ausbruche der nur mühſam verhaltenen Wuth glücklich ein Hinderniß entgegen, und ſo blieb es bei dem rauh ausgeſprochenen Wort: Stol Franzuski! (Stehe Franzos)! Einer der Offiziere fragte uns in deutſcher Sprache nach unſerm Begehren. Auf die Antwort, daß wir deutſche Offiziere ſeien und den General zu ſprechen wünſchten, wurden wir in den Hof gelaſſen, der das Quartier umgab, welches der General inne hatte. Hier harrten wir unſers Schickſals. Nach etwa viertelſtündigem Warten ward uns der Beſcheid: Der General könne uns nicht ſprechen. Dieſes ſchreckliche Wort brach den Stab über alle unſere Hoffnungen. Wir ließen unſern Gefühlen freien Lauf, brachen in die furchtbarſten Verwünſchungen aus, und forderten die ruſſiſchen Offiziere im Namen der Menſchlichkeit auf, uns niederzuſtechen oder todtſchießen zu laſſen. Unſer Unglück ſchien ſie zu ergreifen, und einer von ihnen, den unſer Schickſal am meiſten rührte, ſuchte uns zu beruhigen, und machte den Verſuch den General zu erweichen. Dieſer erſchien endlich ſelbſt. Mit der Frage: was wollt ihr? wurden wir empfangen. „Wir ſind deutſche Offiziere, die Eure Excellenz um Schutz bitten," war die Antwort. Warum ſeid ihr nach Rußland gegangen, warum waret ihr dem Räuber Napoleon ergeben? ward uns entgegnet.

Wenn ein Halbwilder von den Ufern der Wolga oder des Dons, die Gewalt, die der Augenblick ihm über mich einräumte, thieriſch mißbrauchte, und ich ſein Herz für meine Leiden verſchloſſen fand, ſo wußte ich mir zu ſagen, daß ich dies der ungezähmten Tiger-Natur beizumeſſen hatte, die den Feind nur zu zerfleiſchen gewohnt iſt. Aber wenn ein Führer aus den höchſten Klaſſen, von dem ich Bildung zu fordern berechtigt bin, die Gemeinheit der Untergebenen theilt, und dem Unglück, das mit Vertrauen ſich ihm naht, um ſeine Menſchlichkeit in Anſpruch zu nehmen, ſtatt des erbetenen Schutzes, Worte des Hohns und des Vorwurfs entgegenſetzt, wenn gar ein Deutſcher dem hülfeflehenden Deutſchen fern vom Heimathlande im unverdienten Mißgeſchicke auf ſolche Weiſe zurückſtößt: dann freilich muß der Glaube an die Menſchheit wankend werden.

Dieß wurde er auch in jenem Augenblick in mir, aber das Gefühl der erlittenen Kränkung hob meine letzte Kraft, meinen letzten Stolz. Ein Bettler, ein ausgehungertes, halbnacktes Skelett, ſtand ich der wohlgenährten, reichdecorirten Excellenz gegenüber und ſagte: Daß wir eine ſolche Antwort weder erwartet, noch verdient hätten, daß es eben ſo in unſerer Pflicht gegen Fürſt und Vaterland gelegen habe, den angewieſenen Fahnen zu folgen, als ſeine Excellenz die Pflicht gegen ihren Kaiſer erfüllen würde, wenn ſie jetzt mit ihm nach Deutſchland zögen. Entrüſtet über dieſe Antwort, die er, aus dem Munde eines Unglücklichen geſprochen, hätte ehren ſollen, gab er die Weiſung, uns zu entfernen, indem er uns nicht helfen könne. Da forderte ich ihn noch einmal auf, uns nach den, in der ganzen civiliſirten Welt herrſchenden Kriegsgeſetzen zu behandeln und in Schutz zu nehmen, oder unſere Leiden durch den Tod zu enden.

Er ging und ließ uns fünfundzwanzig Papierrubel zuſtellen. Etwa ſechszig Schritte von dem Quartier dieſes Menſchenfeindes wurden ſie uns unter den ſchrecklichſten Mißhandlungen wieder abgenommen!

Während ich an der Schilderung meiner Leiden arbeitete, hat er auch geendet. Eine Kugel, aus verborgenem Hinterhalte abgeſeuert, gab ihm in den Mauern von Warſchau den Tod.

Unverrichteter Sache kehrten wir nun in die Hütte zurück, die wir mit ſo ſchönen Hoffnungen verlaſſen hatten. Unſere Nachricht verbreitete die größte Beſtürzung unter den Gefangenen; denn von wem ſollte man Hülfe erwarten, wenn ſogar das Herz des Landsmannes ſich dem Flehen der Nothleidenden verſchloß und ſie kalt ihrem finſtern Geſchick überließ?

Unter allen den Leiden aber, die wie eine Centnerlaſt auf uns lagen, war keines drückender als der Mangel an allen Lebensmitteln. Wir waren jetzt drei Tage an dieſem Orte, ohne daß man nur die mindeſte Miene gemacht hätte, uns einige Nahrung zu reichen. Wir ſchienen bloß hier zu ſein, um zu ſterben; denn unſere Kerkermeiſter zeigten ſich nur um die Leichen abzuholen; die Lebenden waren ihnen gleichgültig.

Wer ſich alſo unter dieſen Umſtänden nicht ſelbſt zu helfen ſuchte, war unwiederbringlich verloren. Aber auch dieſe Selbſthülfe, die man doch nur außerhalb anwenden konnte, war mit Lebensgefahr verbunden, oder wenigſtens mit der Gefahr, ſich Mißhandlungen aller Art auszuſetzen, die, wie mein oben erzähltes Beiſpiel lehrt, bei jeder Entfernung aus der Hütte zu befürchten war.

Indeſſen überwog das Bedürfniß der Nahrung in mir zweimal jede Bedenklichkeit. In einer Nacht nämlich wagte ich einen Ausflug auf die Landſtraße, und war glücklich genug, eine von Würmern bereits angenagte Pferdezunge zu finden, die ich als köſtliche Beute in meinen Kerker brachte, aber leider auch nicht ohne Opfer; denn ehe ich den Jammerort wieder erreichte, fiel ich ruſſiſchen Marodeurs in die Hände, die mich blos aus boshaftem Muthwillen, (denn ihrer Habſucht bot ja mein elender Aufzug nichts mehr dar) ſo furchtbar zerſchlugen, daß ich bewußtlos niederſank, und als ich aus meiner Ohnmacht erwachte, nur halb kriechend in die Hütte gelangen konnte.

Zwei Tage nährten wir uns, Braun und ich, dürftig genug, von dieſer ekelhaften Koſt. Am Abende des fünften Tages unſerer Einkerkerung faßten wir den Entſchluß, gemeinſchaftlich auf Herbeiſchaffung von Lebensmitteln auszugehen. Wir hatten uns vorgenommen, das Eigenthum der Menſchen, unter die uns das Schickſal verſtoßen hatte, und die uns, wie es ſchien, abſichtlich dem Hungertode ohne Erbarmen preisgeben wollten, nicht zu achten; kurz zu nehmen was und wo wir es fänden. Wir warteten nun die ſpäte Nacht ab, und gingen dann, hungernden Wölfen gleich, auf Raub aus. Ein Keller in der Nähe einer Bauernwohnung zog uns an, wir witterten Beute; leicht war die ſchlecht verwahrte Thüre geöffnet, eine zerbrechliche Leiter führte uns abwärts in das Innere der Grube. Hier fühlten wir nun mit den Händen umher in ſtockfinſtrer Nacht, bis wir endlich, welch glücklicher Fund, ein Stück Fleiſch ergriffen und ohnweit davon auf ein Faß mit rothen Rüben ſtießen, die mit einer Eisrinde überzogen waren, welche wir durchbrachen. Wir beluden uns nun mit Vorräthen und kamen ohne irgend ein Abentheuer glücklich in unſern Kerker, wo wir die Freude hatten, außer uns auch manchem unſerer ſchmachtenden Mitgefangenen mit dem Ertrage unſers leichtverzeihlichen Raubes zu erquicken.

Dem dringendſten Bedürfniſſe war auf einige Tage zwar kümmerlich abgeholfen, aber die Sorge für die Zukunft konnte dadurch natürlich nicht gehoben werden. Am achten Tage unſers Aufenthaltes endlich, als der Mangel wieder anfing einzureißen, ſchien ſich eine beſſere Ausſicht darzubieten. Morgens gegen zehn Uhr trat ein ruſſiſcher Unteroffizier mit den Worten herein: „Sind Franzoſen hier?“ Die Frage verbreitete anfangs Schrecken; denn nur an Mißhandlungen gewöhnt, fürchteten wir die Erneuerung der alten Gräuelſcenen. Doch diesmal irrten wir. Auf unſere bejahende

Digitized by Google

Antwort ſagte der Unteroffizier mit einer Miene, die Gutes verhieß: „Ich werde gleich wieder hier ſein.“ Etwa eine halbe Stunde ſpäter erſchien er mit einem ruſſiſchen Capitain, der einen Krug Branntwein und ein halbes Brod unter uns vertheilen ließ. Er begleitete dieſe erſte Labung, die wir aus der Hand des Feindes erhielten, mit freundlichen, beruhigenden Worten. Freilich war die Gabe nur ſpärlich, der Branntwein wurde in Löffeln gereicht, das Brod in kleinen Stücken abgemeſſen, und freilich war es nur die allergemeinſte Nahrung, die im deutſchen Vaterlande nicht einmal dem Bettler abgeht. Aber wir waren weniger als dieß, wir waren von den Menſchen verſtoßen, im Auge des dortigen Volkes und leider auch in jenen Augenblicken, wo Verzweiflung uns umwandelte, ſelbſt in den unſrigen, von Gott verlaſſene Weſen; uns mußte nach der furchtbar langen Entbehrung die dargereichte Gabe, war ſie auch noch ſo gering, als eine Götterkoſt erſcheinen. Die menſchliche Behandlung des wackern Capitains und ſein Bedauern, nicht mehr geben zu können, da der Bedürftigen viele ſeien, waren lauter ungewohnte Erſcheinungen, liebliche Sternbilder, die in das Dunkel unſers gränzenloſen Mißgeſchickes hineinlächelten. Ich erinnere mich keines Momentes in unſerm Leben, wo menſchliche Hülfe ſo unerwartet erſchien, und tiefern und dauerndern Eindruck gemacht hätte, als hier. Wir überhäuften den Spender der kleinen Labung mit Dankſagungen und Segenswünſchen, die wir in unſerer, durch den plötzlichen Uebergang vom größten Elende zur ſchönſten Hoffnung exaltirten Stimmung auf ſeine ſpäteſte Nachkommenſchaft übertrugen. So iſt der Menſch; wer nie in ſolcher Lage war, wird in dieſer Schilderung vielleicht Uebertreibung finden, aber er irrt. Tauſende von Zeugen leben wohl noch, die, wo nicht in dem Grade, doch Aehnliches litten; ſie mögen reden.

Der ganze folgende Tag ging uns unter mancherlei Vermuthungen, Ahndungen und Hoffnungen vorüber. Endlich, am neunten Morgens in aller Früh ward uns Erlöſung aus dieſem Schauplatz unſäglicher Qual. Gleich einer Heerde, die man zur Weide treibt, wurden wir vor die Wohnung eines noch nicht ſehr bejahrten Offiziers geführt, wo der Sammelplatz aller dortigen Gefangenen zu ſein ſchien. Hier wurden wir gemuſtert, Jeder nach ſeinem Namen, Stand, Vaterland u. ſ. w. befragt. Als die Reihe an mich kam, und ich die mir vorgelegten Fragen beantwortet hatte, erzeigte mir der ruſſiſche Offizier eine beſondere Aufmerkſamkeit; er reichte mir ein Glas Branntwein und etwas Brod, und gebot mir in ſeiner Nähe zu bleiben. Welchem Umſtande ich dieſe Auszeichnung verdankte, habe ich nie erfahren können. Aber welches Gefühl ward in mir rege, als ich, unter den Gefangenen mich umſehend, ganz unerwartet mehrere Offiziere, theils von dem Regiment, theils von dem Corps, dem ich angehörte, gewahr ward. Drei davon, wovon die Gebrüder Sibert, wovon der Eine bei meinem Regimente, der Andere beim Garderegimente und der Dritte bei dem Generalſtab attachirt war; der Vierte war Leutenant Hallwachs, deſſen älterer Bruder in der Schlacht bei Crasnoi die Ferſen verloren hatte, und an der Folge dieſer Wunden geſtorben war. Unſer Zuſammentreffen unter ſolchen Umſtänden hatte etwas unbeſchreiblich Schreckliches. Jeder ſah in dem Andern ein Bild des unverkennbarſten Elends, las in den entſtellten Geſichtszügen den Kummer, den vergangene Leiden dem Gemüthe tief eingeprägt hatten, und den die Beſorgniß einer nicht weniger qualvollen Zukunft mit jedem neuen Morgen weckte. Bei meinem Anblick riefen mich alle Vier um Hülfe an, deren ſie aber auch in der That bedürftig waren, denn ſie wankten nur noch gleich wandelnden Leichen einher. Ich bat den Offizier, der, wie ich oben erzählte, ſich mir beſonders ergeben gezeigt hatte, auf das Dringendſte um eine ſchnelle Unterkunft für meine unglücklichen Freunde, und brachte es auch endlich dahin, daß er ſie in ein Spital anwieß. Gleich darauf erſchien ein neues Bild des Jammers; es war der Feldwebel Kämmerer, von der Compagie, bei der ich Lieutenant war, ein verdienter, braver Mann, deſſen trauriger Zuſtand aber wenig Hoffnung zum Leben übrig ließ. Auch für dieſen verwendete ich mich mit aller nur möglichen Wärme, und gab ihn, weil dieß das einzige Rettungsmittel

war, für einen Offizier meines Regiments aus. Es gelang mir, den ruſſiſchen Offizier für ihn zu intereſſiren, der ihm freundlich einen Schnapps reichen, und den armen, der Verzweiflung nahen Mann in's Spital bringen ließ.

Mein Herz ſchlug vor Freude, daß es mir gelungen war, meinen geliebten Waffenbrüdern ein Aſyl in ihrem Elende verſchafft zu haben. Aber ach, wie konnte ich hier auf Menſchlichkeit bauen, wo Alles nur Haß und Rache athmete!

Wir wurden nach vollendeter Muſterung in einzelne Abtheilungen geſondert, um in das Innere von Rußland abgeführt zu werden. Die erſte angeblich aus lauter Offizieren beſtehende Abtheilung enthielt etwa fünfzig Mann; unter dieſen waren freilich manche, die ſich bloß für Offiziere ausgaben, weil ſie ſich dadurch ein beſſeres Loos zu bereiten ſuchten. Bei dieſer erſten Abtheilung befand ſich der ruſſiſche Offizier, deſſen ich früher erwähnte, und der den ganzen Transport kommandirte. Mein Leidensgefährte Braun, mit dem ich in einer der ſchrecklichſten Lage meines Lebens zuerſt zuſammentraf und auf dem Eisfelde den warmen Freundesbund für die ganze düſtere Zukunft geſchloſſen hatte, mit dem ich mich ſo durch gleiches Schickſal und gleiches Gefühl verbunden fand, war und blieb mein unzertrennlicher Genoſſe. Noch vor meiner Abreiſe erkundigte ich mich nach einigen Bekannten, von denen ich vermuthete, daß ſie das Loos der Gefangenſchaft mit mir theilten und denen ich vielleicht hätte von einigen Nutzen ſein können; allein ich konnte nichts Näheres in Erfahrung bringen, nur die traurige Gewißheit ward mir, daß der Oberarzt Hoffmann, der meinem Regimente angehörte, kurz vorher in Smorgonie geſtorben ſei. Von den Offizieren unſers Trupps, denen ich die Aufnahme in das Spital bewirkt hatte, fand ich noch einige Minuten Zeit, den herzlichſten Abſchied zu nehmen.

Das Verfaſſungswerk in Heſſen.

Von P. J. Floret *).

Die Einführung der repräſentativen Verfaſſung in dem Großherzogthum Heſſen hat die aufmerkſame Theilnahme nicht allein von ganz Deutſchland, ſondern auch eines großen Theils des Auslandes auf ſich gezogen und in der That gehört ſie von mehr als einer Seite zu den merkwürdigen Erſcheinungen der Zeitgeſchichte, welche für den politiſchen Beobachter des inneren Lebens und Wirkens der Staaten von der größten Wichtigkeit iſt.

Die Culturgeſchichte des repräſentativen Syſtems, zu welcher unſer Zeitalter die Materialien zu liefern berufen iſt, wird nicht ſowohl auf die geographiſche Bedeutenheit der einzelnen Staaten, deren politiſche Entwicklung ſie darzuſtellen hat, als darauf Rückſicht nehmen, unter welchen Verhältniſſen und in welcher Weiſe dieſe Entwicklung begann und zu dem Ziele geführt wurde, an dem ſie ſich gegenwärtig befindet; denn hier kömmt es nur auf die Intelligenz, auf die Grundſätze an, welche ſich entwickelen, nicht auf den Raum der zu ihrer Ausführung gegeben iſt.

Aus dieſem Geſichtspunkte betrachtet, gehört die Begründung des repräſentativen Syſtems in dem Großherzogthum Heſſen zu den Begebenheiten welche nicht ein blos locales, ſondern ein allgemeines und unter den Zeitereigniſſen, von denen ſie begleitet wurde, ein europäiſches Intereſſe in Anſpruch zu nehmen hat.

In dem Großherzogthum Heſſen beſtand, ſeit dem es dieſen Namen führt, keine landſtändiſche Verfaſſung.

Die für einzelne Provinzen und Landestheile dieſes Staats früher beſtandene, höchſt unzweckmäßige, nicht allgemeine landſtändiſche Repräſentation wurde im Jahr

*) Hiſtoriſch-kritiſche Darſtellung der Verhandlungen der Stände-Verſammlung des Großherzogthums Heſſen im Jahre 1820 und 1821. Von J. P. Floret, Großherzoglich Heſſiſchem Oberappellations-Gerichtsrathe und Mitgliede der Kammer der Abgeordneten. Gießen 1822.

1806 aufgehoben und seitdem waren die landesherrlichen Administrativbehörden berufen, die allgemeinen Interessen des Landes zu besorgen.

In diesem Zustande blieb die Sache bis zu dem Zeitpunkte, wo die vereinigte Kraft der europäischen Mächte, den weltbeherrschenden Anmaßungen ein Ziel setzte, durch welche das damalige Oberhaupt des französischen Reichs, jede derselben nicht allein wirklich verletzt hatte, sondern auch noch ferner bedrohete.

Die Folge dieser gemeinschaftlichen Kraftanstrengung gegen jene drohende Uebergewalt, war die Herstellung des europäischen Gleichgewichts und in Folge desselben die Herstellung der Integrität Deutschlands und seine Vereinigung in einen Staatenbund, dessen Verhältnisse zu dem europäischen Staatssysteme, durch gewisse für alle Bundesstaaten gleich verbindliche, allgemeine Bestimmungen festgesetzt wurden.

Eine der wichtigsten dieser Bestimmungen war, die Anerkennung der Nothwendigkeit

„einer landständischen Verfassung"

in allen deutschen Bundesstaaten.

Die erste Redaction der Bundesacte enthielt diese Anerkennung nur in allgemeinen, die Ausführung des Grundsatzes gar nicht näher bezeichnenden Ausdrücken.

Die Schlußakte vom 15. Mai 1820 über die Ausbildung und Befestigung des deutschen Bundes, erläuterte jedoch die angeführte Bestimmung dahin, daß sie das Bestehen der landständischen Verfassung in jedem deutschen Bundesstaate, bestimmt als Grundgesetz des deutschen Bundes vorschrieb und zugleich der Bundesversammlung in Frankfurt die Verbindlichkeit auferlegte: dafür zu sorgen, daß diese Bestimmung in keinem deutschen Staate unerfüllt bleibe.

Hierdurch war also das repräsentative System als die Basis der Verfassung der Staaten des deutschen Bundes anerkannt und grundgesetzlich festgesetzt, zugleich aber war der Bundesversammlung die Verpflichtung auferlegt: die Ausführung des ausgesprochenen Prinzips zu besorgen, sie mithin in dieser Hinsicht als executive Behörde bestellt.

Durch weitere Bestimmungen wurde übrigens die landständische Verfassung selbst als eine „innere Landesangelegenheit" charakterisirt, deren Ordnung ganz den souveränen Fürsten überlassen ist, welche als Staatsoberhaupt die gesammte Staatsgewalt in sich vereinigen, ohne daß die Bundesversammlung befugt wäre, in landständische Angelegenheiten, oder in Streitigkeiten unter Landesherrn und Ständen einzuwirken, es sey denn daß dieselbe die Garantie der Verfassung übernommen hätte, oder daß jene Streitigkeiten einen, die öffentliche Ruhe bedrohenden Charakter annehmen sollten.

Diese Bestimmungen der Schlußacte war ganz im Sinne des Standpunktes gegeben, auf welchem sich die Souveraine des deutschen Bundes, rücksichtlich ihrer politischen Verhältnisse befinden. Die Verschiedenheit derselben war zu groß, als daß es möglich gewesen wäre, bestimmte für alle Bundesstaaten gleich anwendbare Grundlinien der ständischen Verfassung vorzuzeichnen und es entsprach also vollkommen der, den deutschen Bundesregenten zustehenden Souverainetät, wenn ihnen die Bestimmung der Mittel zur Ausführung des grundgesetzlich ausgesprochenen Princips der repräsentativen Verfassung allein überlassen und diese Ausführung als eine innere Landesangelegenheit bezeichnet wurde, deren Ordnung einzuleiten und festzusetzen, den deutschen Souverains überlassen blieb.

Indessen schien es nothwendig dafür zu sorgen, daß durch die Ordnung dieser inneren Landesangelegenheit in den einzelnen Staaten die Basis des europäischen Staatsrechts, die Erhaltung des monarchischen Prinzips nämlich, nicht verletzt werde. Auf diese Rücksicht gründet sich die Bestimmung des Artikels 57 der Schlußacte, welcher verfügt: daß dem Begriffe der Souverainität zu folge, die gesammte Staatsgewalt in dem Oberhaupte des Staats vereiniget bleiben müsse und der Souverain durch

eine landſtändiſche Verfaſſung nur in der Ausübung beſtimmter Rechte an die Mitwirkung der Stände gebunden werden könne.

Durch dieſe Dispoſition des Artikels werden die Souverainitätsrechte ſowohl in concreter als in abſtracter Hinſicht geſichert: in erſterer weil jede fremde Einmiſchung in dieſe innere Landesangelegenheit deutſcher Staaten ausgeſchloſſen wird; in der andern, weil dafür geſorgt iſt, daß durch eine ſtändiſche Verfaſſung das Recht der Souverainität, unter keiner Vorausſetzung in ſeinen weſentlichen Beſtandtheilen beeinträchtigt werden könne. Dieſes letztere war nothwendig im Intereſſe des monarchiſchen Prinzips, deſſen Verletzung in einzelnen Staaten der Geſammtheit der deutſchen Staatsverbindung in keiner Weiſe gleichgültig ſein konnte, weil ein gemeinſchaftliches Feſthalten an den Grundlagen des allgemeinen Staatsrechts ſich als nothwendige Bedingung nicht allein zur Erreichung des gemeinſamen Zwecks darſtellte, ſondern auch für jeden einzelnen Staat von der höchſten Wichtigkeit war.

Schon lange vor dem Zeitpunkte jener berühmten Schlußacte über die Ausbildung und Befeſtigung des deutſchen Bundes, hatte die Staatsregierung im Großherzogthum Heſſen den einſtlichſten Bedacht darauf genommen, die landſtändiſche Verfaſſung in's Leben zu rufen und dadurch den Artikel 13 der Bundesacte zu genügen.

Hinderniſſe deren Beſeitigung nicht in ihrer Gewalt ſtand, machten die Ausführung unmöglich. Sie wurden vorzüglich durch die Gebietsveränderungen im Jahr 1816 herbei geführt, die verhältnißmäßig ſo bedeutend waren, als in keinem andern Staate Deutſchlands, indem ein Drittheil des bisherigen Staatsgebiets abgetreten wurde und die dagegen wiederum erworbenen Beſitzungen in ihrer inneren Verfaſſung und Verwaltung, ſo große Verſchiedenheit mit der, der beibehaltenen Landestheile darboten, daß die Vorbereitungen zur Einführung einer landſtändiſchen Verfaſſung um ſo mehr große Umſicht und einen bedeutenden Zeitaufwand erforderten, als das neu gebildete Staatsgebiet zum vierten Theil aus ſtandesherrlichen und patrimonialgerichtsherrlichen Beſitzungen beſteht, deren beſondere Verhältniſſe bei einer landſtändiſchen Einrichtung ebenfalls weſentlich zu berückſichtigen waren.

Bei dieſer Lage der Sache erſchien es gewiß nothwendig alles übereilte Handeln zu vermeiden und vorerſt im Einzelnen die Vorbereitungen zu begründen, welche der Einführung der landſtändiſchen Verfaſſung vorher gehen mußten, um ihre Einführung möglich zu machen und ihr dauerhaftes Beſtehen zu ſichern.

Ganz in dieſem Sinne handelte die Staatsregierung des Großherzogthums Heſſen. Von der Ueberzeugung ausgehend: daß die Unterthanen, dem ihnen ertheilten Worte unbedingtes Vertrauen widmen und ruhig dem Zeitpunkte entgegenſehen würden, wo ihrer Erwartung auf eine befriedigende Weiſe entſprochen werden könne, fuhr ſie fort in den Vorbereitungen thätig zu ſein, welche die Erreichung des beabſichtigten Zweckes nothwendig erforderten.

Jener Ueberzeugung wurde jedoch nicht von allen Seiten entſprochen. Die Calamitäten der unterdeſſen eingetretenen Theurungsjahre laſteten drückend auf einem großen Theile der Unterthanen. Außerdem hatte ſich faſt allgemein in Deutſchland ein gewiſſes, dringendes Verlangen nach Landſtänden verbreitet, das, wenn auch auf ganz geſetzlichem Grunde beruhend, doch nicht allenthalben die Schranken anſtändiger Form achtete. Man ſchien zu glauben, daß es nur der Einführung von Landſtänden bedürfe, um allen den Uebeln abzuhelfen, von denen man ſich gedrückt fühlte; man erwartete alſo mehr, als irgend eine Ständeverſammlung unter allen Verhältniſſen zu gewähren im Stande war.

Unter ſolchen Umſtänden näherte ſich der Termin, welcher füe die Zuſammenberufung der Ständeverſammlung beſtimmt war.

Am 18. März 1820 erſchien das Edict über die landſtändiſche Verfaſſung.

Dieſes Edikt befriedigte die Erwartungen nicht; es war bedeutendem Tadel und zum Theil wohl gar abſichtlicher — Mißdeutung ausgeſetzt.

Da unglücklicher Weise in dem damaligen Zeitpunkte ziemlich allgemein in Europa das Vorurtheil Wurzel gefaßt hatte, daß Stände und Regierung von abweichenden Interessen geleitet würden und daß der Beruf der ersteren nur dahin gehe, die Interessen des Volks gegen die entgegengesetzten der Regierung in Schutz zu nehmen — so konnte man allerdings voraussehen, daß das Edict nicht allenthalben einer ruhigen und besonnenen Prüfung begegnen werde, deren Zweck es war, das wirklich Gute auszuzeichnen und Abänderungen und Zusätze, welche sich als nothwendig oder zweckmäßig darstellten im legalen Wege zu provociren.

Der Zufall fügte es ferner, daß dieses Edikt in den öffentlichen Blättern gleichzeitig mit der spanischen Constitution der Cortes zur Kunde des Publikums gebracht wurde. Ein Zusammentreffen, welches bei denjenigen Personen deren Sinnesart sich mehr zu exeentrischen Staatsconstitutionen hinneigte, nicht dazu beitragen konnte, dem Edikt eine günstige Beurtheilung zu verschaffen, zumal da sie von der Voraussetzung ausgingen, daß der Inhalt des Edikts den Inbegriff des vollendeten Verfassungswerks darzustellen bestimmt sei, durch welches die Staatsregierung den Bestimmungen des Artikels 13 der Bundesacte und der Schlußacte vom 15. Mai 1820 in definitiver Weise ein Genüge zu leisten die Absicht habe.

Von einer andern Seite beurtheilte man das Edikt nur aus dem Gesichtspunkte eines Inbegriffs der Vorschriften, welche die Staatsregierung zur Begründung einer gesetzlichen Wirksamkeit der zu organisirenden Ständeversammlung zu ertheilen für zweckmäßig erachtet habe; man erblickte aber keineswegs in dem Inhalte dieses Edikts das vollendete Verfassungswerk, sondern hielt dafür, daß die Absicht der Staatsregierung nur dahin gehen könne, nach den ertheilten allgemeinen Bestimmungen die nothwendig waren, um die Thätigkeit der Stände gesetzlich zu reguliren, mit diesen die Festsetzung der staatsbürgerlichen Verhältnisse des Großherzogthums zu berathen und als Resultat dieser gemeinschaftlichen Wirksamkeit eine Verfassung zu Stande zu bringen, die geeignet sei die gerechten Ansprüche der Gesammtheit zu befriedigen und deren Verbesserung man der Zukunft überlassen dürfe.

Bei diesem Stande der gemeinen Meinung war es zu erwarten, daß die nunmehr zusammentretenden, gewählten Abgeordneten der zweiten Kammer der Ständeversammlung, in ihren Ansichten über diese wichtige Angelegenheit des Vaterlandes, sich in eben so verschiedener Art äußern würden, als bereits die öffentliche Stimme sich ausgesprochen hatte.

Dieses war auch wirklich der Fall.

Ein großer Theil der Abgeordneten erklärte sich dahin: erwartet zu haben, daß der Einberufung der Stände oder doch wenigstens der Eröffnung des Landtags eine umfassende Constitution vorausgehen werde und da sie das Edikt als eine solche nicht betrachten konnten, gleichwohl aus den Umständen schlossen, daß vor Eröffnung des Landtags keine weitere organische, das Verfassungswerk betreffende Bestimmungen erlassen werden würden, so fanden sie sich veranlaßt, unter der angegebenen Voraussetzung die Ableistung des in dem Edikt vorgeschriebenen Eides als mit ihrem Gewissen unverträglich zu erklären.

Ein anderer Theil der Abgeordneten fand in dem Inhalte des Edikts blos den Inbegriff der Vorschriften die man zur Begründung der gesetzlichen Wirksamkeit der Landstände zu ertheilen angemessen erachtet habe; er sah es nicht als die dem Staate zugedachte, vollständige Verfassung an, sondern glaubte: daß die Absicht der Staatsregierung nur dahin gehen könne, diese unter Mitwirkung der Landstände zu Stande zu bringen und daß es gar keinen Anstand finden werde, demnächst Abänderungen, Erläuterungen und Zusätze in Beziehung auf den Inhalt des Edikts in dem gegebenen Wege der Petition zu bewirken.

Diese Abgeordneten erklärten ihre Ansicht, in dem eben bezeichneten Sinne, der obersten Staatsbehörde.

Sie erhielten von derſelben eine Antwort, welche vollkommene Billigung der in ihrer Eingabe entwickelten Anſicht ausſprach. Hierin fanden auch mehrere Abgeordnete, welche die zuerſt erwähnte Eingabe unterzeichnet hatten, vollſtändige Beruhigung und es erfolgte daher die feierliche Eröffnung des Landtags.

Der Großherzog bezeugte den verſammelten Ständen ſeine Zufriedenheit in einer kurzen, einfachen und herzlichen Rede, deren Inhalt vollkommen ſeinem ſo allgemein anerkannten, biederen Charakter entſprach und nur geeignet war, die Gefühle der hohen Verehrung und Liebe zu erhöhen, welche während der langen und ſo häufig drangvollen Regierungszeit dieſes verehrten Fürſten, doch ſtets unter allen noch ſo drückenden Zeitumſtänden das Herz ſeiner Unterthanen erfüllten.

So endigte ſich, zum Glücke für das Land, dieſe Criſis, welche geeignet war, das große Werk, das der edelmüthige Regent für das dauernde Wohl ſeiner Unterthanen zu begründen die Abſicht hatte, im Keime zu zernichten.

Es wurde erhalten und gedeihlich fortgeführt, durch conſequente Feſtigkeit, durch beſonnene Mäßigung und dadurch, daß man Vertrauen bewies, alſo auch Vertrauen fand.

Die beiden Kammern der Stände ſprachen die Gefühle ihres Dankes in Adreſſen aus, welche dem Großherzog durch Deputationen überreicht wurden.

Die erſte Kammer aus fünizehn gebornen, vier verfaſſungsmäßig beſtimmten und aus vier bis dahin erſt ernannten, lebenslänglichen Mitgliedern beſtehend, war in der erſten Zeit nur ſchwach beſetzt; ſie vervollſtändigte ſich aber nach und nach durch den Beitritt mehrerer gebornen Mitglieder und wenn ſie dennoch nie vollzählig ward, ſo lag der Grund davon darin, weil mehrere Mitglieder theils legal entſchuldigt, theils wegen Minderjährigkeit abgehalten waren, in die Ständeverſammlung einzutreten.

Die zweite Kammer wurde, nachdem für die ausgetretenen Deputirten andere gewählt waren, ſehr bald vollzählig.

Beide Kammern wurden während der ganzen Dauer der Verſammlung von dem unverkennbaren Beſtreben nach dem Beſſeren und Wahren geleitet; die nicht ſelten eingetretene Verſchiedenheit der Anſichten hatte keinen nachtheiligen Einfluß auf das gute Vernehmen unter beiden Kammern, das, auf wechſelſeitiger Achtung begründet, durch Meinungsverſchiedenheit nicht geſtört, ſondern vielmehr, nach erfolgter Ausgleichung noch erhöhet ward.

Die oberſte Staatsbehörde benahm ſich mit muſterhafter Loyalität und erfüllte im weiteſten Sinne, den ihr von dem Großherzog ertheilten Befehl:

„Den Ständen mit Vertrauen und Offenheit entgegen zu kommen."

Jede Erläuterung, jede Nachweiſung, welcher die Stände zu bedürfen glaubten, wurde ihnen mit der größten Willfähigkeit ertheilt und überall ſichtbar war das Beſtreben, die Stände in die vollſtändigſte Kenntniß über die Gegenſtände zu ſetzen, welche ihrer Beurtheilung unterlagen.

Die öffentlichen Verhandlungen der zweiten Kammer zeichneten ſich vorzüglich durch Anſtand und einen ruhigen, beſonnenen Takt aus, der in ihnen vorherrſchend war und durch welchen die Gründlichkeit und Klarheit der Discuſſionen, die man hier oft über die ſchwierigſten Gegenſtände führen hörte, ſehr gewannen.

Sehr viel verdankte die Kammer in dieſer Hinſicht ihrem würdigen Präſidenten; der das Zutrauen und die Liebe der Verſammlung in ſo hohem Grade beſaß, als die ausgezeichneten Eigenſchaften es verdienten, welche ihn zur Führung der ihm übertragenen, mühſamen Stelle ſo vorzüglich geeignet machten.

Unter ſolchen glücklichen, das Gedeihen der guten Sache, ſo ſehr begünſtigenden Verhältniſſen, konnte es nicht fehlen, ein Reſultat zu Stande zu bringen, das vollkommen geeignet war, die Erwartungen und Wünſche derjenigen zu befriedigen, welche wiſſen, was ſie wollen und die das, was ſie wünſchen, nur im Wege der Geſetzlichkeit und auf eine, die Verhältniſſe der beſtehenden bürgerlichen Ordnung nicht revolutionirende Weiſe zu erſtreben, beabſichtigen.

Juſtus Liebig und die Gießener Schule der Chemie.

Von Hermann Kopp *).

Juſtus Liebig iſt 1803 in Darmſtadt geboren, wo ſein Vater ein Handelsgeſchäft in Material- und Farbwaaren betrieb. Verſuche zur Bereitung von Farben und chemiſchen Produkten, welche ſein Vater anſtellte, weckten in ihm ſehr früh Neigung zur experimentellen Chemie; es wurde dieſe weiter ausgebildet durch das Studium chemiſcher Werke, die ihm aus der Darmſtädter Hof-Bibliothek in reicher Auswahl zu Gebote ſtanden. Die Chemie beſchäftigte ihn ſchon damals, gerade nicht zum Vortheil ſeiner Gymnaſialſtudien, faſt ausſchließlich; in ſeinem vierzehnten Jahre war auf der ſo reichhaltigen Hofbibliothek wohl kein Band eines chemiſchen Journals, welchen er nicht durchleſen, es war kein chemiſcher Verſuch bekannt, welchen er nicht, nach Maßgabe ſeiner Mittel, wiederholt hätte; die Leichtigkeit, womit er ſich alles zu den verſchiedenen Experimenten Nöthige aus ſeines Vaters Geſchäft verſchaffen konnte, verſchafften ihm frühe eine große Gewandtheit in der Kunſt, Verſuche anzuſtellen; ſein Beobachtungstalent für alles empiriſch Wahrzunehmende ſchärfte ſich; die glückliche Gabe eines guten Gedächtniſſes trug viel dazu bei, daß er ſich damals ſchon eine große Menge chemiſcher Erfahrungen ganz zu eigen gemacht hatte. Seinem Wunſche, der Chemie ſich ganz zu widmen, gab ſein Vater nach; Liebig verſuchte den damals faſt einzig zur Ausbildung in dieſem Fache zu Gebote ſtehenden Weg, und trat 1818 bei einem Apotheker in Heppenheim bei Darmſtadt in die Lehre. Er blieb hier indeß nur 10 Monate, da ſein Sinn für wiſſenſchaftliches Studium der Scheidekunſt hier in keiner Weiſe Nahrung fand; er kehrte nach Darmſtadt zurück, brachte daſelbſt noch ein halbes Jahr zur weiteren Vorbereitung für die Akademie zu, und bezog dann die Univerſität Bonn und ſpäter Erlangen, wo er unter Kaſtner theoretiſche Chemie trieb, ſich auch mit den andern Wiſſenſchaften bekannt machte, und zugleich ſuchte, die verſäumten Sprachkenntniſſe nachzuholen. Für ſeine Ausbildung in weiterem Kreiſe ebenſowohl als in den Naturwiſſenſchaften ſpeciell wirkte der Umgang mit ausgezeichneten Männern ſehr anregend, welche gleichzeitig mit ihm in Erlangen ſtudierten, wie mit Platen, mit dem er noch lange nachher in freundſchaftlichem Briefwechſel ſtand, dem Botaniker Biſchof, Engelhard (jetzt Profeſſor der techniſchen Chemie in Nürnberg) u. A.; vielen Einfluß auch übten damals auf ihn Schellings Vorleſungen aus, ein Einfluß, über welchen er ſpäter als nachtheilig für ſeine Fortſchritte in praktiſcher Forſchung ſich ausſprach. — Gelegenheit zu ſelbſtſtändiger Ausbildung in der Chemie war damals auf deutſchen Univerſitäten wenig geboten; Bekanntſchaft mit den Fortſchritten dieſer Wiſſenſchaft erhielt ſich Liebig durch eifriges Studium der neuen Werke und Zeitſchriften, und durch Discuſſion darüber in einem durch ihn in Bonn und dann auch in Erlangen unter den Studirenden geſtifteten Verein für Chemie und Phyſik. Liebig verließ Erlangen 1822; damals ſchon waren einige Leiſtungen von ihm, über das Verhalten des Knallſilbers zu Alkalien, über die Bereitung mehrerer als Farbematerial dienenden Verbindungen u. A. bekannt geworden. Durch eine liberale Unterſtützung von Seiten des Großherzogs Ludwig's I. von Heſſen begünſtigt, ſetzte Liebig vom Herbſt 1822 an ſeine chemiſchen Arbeiten in Paris fort, wo er mit Runge, Mitſcherlich und G. Roſe bekannt wurde. Er beſuchte dort die Vorleſungen Gay-Luſſac's, Thenard's, Dulong's u. A., zugleich ſuchte er die bis dahin von ihm ziemlich vernachläſſigten mathematiſchen Kenntniſſe nachzuholen; für ſich arbeitete er noch weiter über die Verbindungen der Knallſäure. Die Darlegung der bei dieſer Unterſuchung gewonnenen Reſultate vor der Akademie der Wiſſen-

*) Geſchichte der Chemie von Dr. Hermann Kopp. Braunſchweig 1843.

ſchaften erwarb ihm die Aufmerkſamkeit und das Wohlwollen A. v. Humboldt's *), der ſich damals in Paris aufhielt; durch das Anſehen dieſes Gelehrten unterſtützt, konnte Liebig mit mehr Erfolg die vorzüglichen Hülfsmittel, welche ihm Paris bot, benutzen, und von dem größten Einfluß auf ſeine Richtung wurde namentlich die genauere Bekanntſchaft mit Gay-Luſſac, welche er gleichfalls Humboldt's empfehlender Einführung bei dieſem verdankte. An Gay-Luſſac gewann Liebig in jeder Beziehung eine feſte Stütze, es nahm ihn dieſer in ſein, ſonſt nicht leicht zugängliches Privatlaboratorium als ſeinen erſten Schüler auf; gemeinſchaftlich vollendeten ſie hier die Arbeit über die Knallſäure, und Liebig hatte Gelegenheit mit Gay-Luſſac's ausgezeichneten Unterſuchungsmethoden und Verfahrungsweiſen ſich vertraut zu machen. — Auf Humboldt's Veranlaſſung wandte ſich Liebig dem Lehrfach zu, nachdem durch des Erſteren Einfluß die Hinderniſſe beſeitigt waren, welche ſeiner Habilitation in ſeinem Vaterlande im Wege ſtanden, da er auf einer andern, als der Landesuniverſität promovirt hatte. Nach einem in Gießen beſtandenen Examen wurde ſein in Erlangen erlangter Doktorsgrad anerkannt, und er darauf 1824 in ſeinem 21. Jahre zum außerordentlichen Profeſſor der Chemie an der erſten Univerſität ernannt; zwei Jahre ſpäter erhielt er die ordentliche Profeſſur der Chemie. Die Anerkennung, welche ihm in dieſer Stellung durch Gewährung aller Hülfsmittel, chemiſche Unterſuchungen zu fördern und Andere darin zu unterrichten, zu Theil wurde, rechtfertigte und vergalt er durch ſein

) An Alexander von Humboldt!) Während meines Aufenthalts in Paris gelang es mir, im Sommer 1823, eine analytiſche Unterſuchung über Howard's fulminirende Silber- und Queckſilberverbindungen, meine erſte Arbeit zum Vortrag in der königlichen Academie zu bringen.

Zu Ende der Sitzung vom 28. Juli, mit dem Zuſammenpacken meiner Präparate beſchäftigt, näherte ſich mir aus der Nähe der Mitglieder der Academie, ein Mann und knüpfte mit mir eine Unterhaltung an; mit der gewinnendſten Freundlichkeit wußte er den Gegenſtand meiner Studien und alle meine Beſchäftigungen und Pläne von mir zu erfahren; wir trennten uns, ohne daß ich, aus Unerfahrenheit und Scheu, zu fragen wagte, weſſen Güte an mir Theil genommen habe.

Dieſe Unterhaltung iſt der Grundſtein meiner Zukunft geweſen, ich hatte den für meinen wiſſenſchaftlichen Zweck mächtigſten und liebevollſten Gönner und Freund gewonnen.

Sie waren Tags zuvor von einer Reiſe aus Italien zurückgekommen; Niemand war von Ihrer Anweſenheit unterrichtet.

Unbekannt, ohne Empfehlungen in einer Stadt, wo der Zuſammenfluß ſo vieler Menſchen aus allen Theilen der Erde das größte Hinderniß iſt, was einer näheren perſönlichen Berührung mit den dortigen ausgezeichneten und berühmten Naturforſchern und Gelehrten ſich entgegenſtellt, wäre ich, wie ſo viele Andere, in dem großen Haufen unbemerkt geblieben und vielleicht untergegangen; dieſe Gefahr war völlig abgewendet.

Von dieſem Tage an waren mir alle Thüren, alle Inſtitute und Laboratorien geöffnet. Das lebhafte Intereſſe, welches Sie mir zu Theil werden ließen, gewann mir die Liebe und innige Freundſchaft meiner mir ewig theuren Lehrer Gay-Luſſac, Dulong und Thénard. Ihr Vertrauen bahnte mir den Weg zu einem Wirkungskreiſe, den ſeit 16 Jahren ich unabläſſig bemüht war auszufüllen.

Wie Viele kenne ich, welche, gleich mir, die Erreichung ihrer wiſſenſchaftlichen Zwecke Ihrem Schutze und Wohlwollen verdanken! Der Chemiker, Botaniker, Phyſiker, der Orientaliſt, der Reiſende nach Perſien und Indien, der Künſtler, Alle erfreuten ſich gleicher Rechte, gleichen Schutzes; vor Ihnen war kein Unterſchied der Nationen, der Länder. Was die Wiſſenſchaften in dieſer beſonderen Beziehung Ihnen ſchuldig ſind, iſt nicht zur Kunde der Welt gekommen, allein es iſt in unſerer Aller Herzen zu leſen.

Möchten Sie es mir geſtatten, die Gefühle der innigſten Verehrung und der reinſten aufrichtigſten Dankbarkeit auszuſprechen.

Das kleine Werk, welches ich mir die Freiheit nehme, Ihnen zu widmen, ich weiß kaum, ob ein Theil davon mir als Eigenthum angehört; wenn ich die Einleitung leſe, die Sie vor 42 Jahren zu J. Ingenhouß Schrift „über die Ernährung der Pflanzen" gegeben haben, ſo ſcheint es mir immer, als ob ich eigentlich nur die Anſichten weiter ausgeführt und zu beweiſen geſucht hätte, welche der warme, immer treue Freund von Allem, was wahr, ſchön und erhaben iſt, welche der Alles belebende, thätigſte Naturforſcher dieſes Jahrhunderts darin ausgeſprochen und begründet hat.

*) Dedication der „Chemie in ihrer Anwendung auf Agricultur und Phyſiologie," von Juſtus Liebig. Braunſchweig bei Vieweg und Sohn. 1843. — 5. Aufl.

Feſthalten an der Gießener Univerſität, von welcher ihn die glänzendſten Anerbietungen anderer Staaten nicht abzuziehen vermochten *). — Seine Theilnahme für die Ausbreitung der chemiſchen Studien und für die Art, wie unſere Wiſſenſchaft in den verſchiedenen Ländern gepflegt wird, fand beſondere Anregung durch wiederholte Reiſen in Deutſchland, nach Frankreich und England, welche ihn mit den ausgezeichnetſten Forſchern in den Naturwiſſenſchaften in nähere Berührung brachten. Seine Verdienſte um die Wiſſenſchaft wurde von den meiſten Akademien durch die Aufnahme unter die Zahl ihrer Mitglieder, von der Univerſität Göttingen (bei Gelegenheit des Jubiläums dieſer Anſtalt) durch Ernennung zum Doktor der Medizin anerkannt.

Die Arbeiten Liebig's umfaſſen die verſchiedenartigſten Zweige der Chemie. Der unorganiſche Theil verdankt ihm viele einzelne Unterſuchungen, deren Aufzählung indeß hier unterbleiben mag, um uns ſogleich zur Beſprechung ſeiner Leiſtungen in der organiſchen Chemie übergehen zu laſſen, als deren vorzüglichſten Beförderer wir ihn hier zu betrachten haben.

Liebig's Einfluß in der Chemie gründet ſich auf das ſeltene Vermögen, zugleich mit anhaltender Ausdauer die mannichfaltigſten und umfaſſendſten Experimentalunterſuchungen ausgeführt zu haben, und auch mit ſcharfſinniger Combinationsgabe aus dem empiriſch Erkannten das Gemeinſame herauszufinden und zu theoretiſchen Anſichten zu vereinigen, deren Geltung dann über das Gebiet hinausragte, deſſen experimentelles Studium den erſten Anſtoß dazu bot. So haben viele theoretiſche Anſichten Liebig's, welche zunächſt aus Unterſuchungen in der organiſchen Chemie hervorgingen, auch für die unorganiſche Chemie die größte Wichtigkeit erlangt; ſo haben ſeine theoretiſchen Erklärungen von Erſcheinungen, welche ganz der wiſſenſchaftlichen Chemie angehören, über Thatſachen Aufſchluß geboten, welche zu der angewandten Chemie erſt in ihrer weiteſten Ausdehnung gerechnet werden können.

Die experimentellen Forſchungen Liebig's haben der organiſchen Chemie, außer der genaueſten Ausmittelung der qualitativen Vorgänge, den größten Vorrath an quantitativen Beſtimmungen zu Gebote geſtellt. Während vor ſeiner Zeit die Ausmittelung der quantitativen Zuſammenſetzung organiſcher Subſtanzen eine im Ganzen ſeltener verſuchte, nur von wenigen Meiſtern der Wiſſenſchaft mit Erfolg ausgeführte, allgemein aber als ſehr ſchwierige Aufgabe anerkannt war, brachte er es dahin, dieſer Operation den Grad von Leichtigkeit und Zuverläſſigkeit zu geben, welcher ihre Ausführung allgemeiner verbreitete, und jeden Chemiker in den Stand ſetzte, an der

---

Von der British association for the advancement of science habe ich 1837 in einer ihrer Sitzungen in Liverpool den ehrenvollen Auftrag erhalten, einen Bericht über den Zuſtand unſerer organiſchen Chemie abzuſtatten. Auf meinen Antrag hat die Geſellſchaft beſchloſſen, den Herrn Dumas in Paris, Mitglied der Academie, zu erſuchen, mit mir gemeinſchaftlich die Abſtattung dieſes Berichts übernehmen zu wollen. Dies iſt die Veranlaſſung zur Herausgabe des vorliegenden Werkes geweſen, worin ich die organiſche Chemie in ihren Beziehungen zur Pflanzenphyſiologie und Agricultur, ſowie die Veränderungen, welche organiſche Stoffe in den Prozeſſen der Gährung, Fäulniß und Verweſung erleiden, darzuſtellen verſucht habe.

In einer Zeit, wo das raſtloſe Streben nach Neuem, oft ſo Wertbloſem der jüngeren Generation kaum einen Blick auf die Grundpfeiler geſtattet, welche das ſchönſte und mächtigſte Gebäude tragen, wo dieſe Grundpfeiler des äußern Zierraths und der Tünche wegen, dem oberflächlichen Beobachter kaum mehr erkennbar ſind, wenn in dieſer Zeit ein Eindringling in fremde Fächer es wagt, die Aufmerkſamkeit und Kräfte der Naturforſcher auf Gegenſtände des Wiſſens zu lenken, die vor allen anderen längſt ſchon verdienten, zum Ziel und Zweck ihrer Anſtrengung und Bemühung gewählt zu werden, ſo kann man des Erfolgs nicht gewiß ſein; denn wenn auch des Menſchen Wille, Gutes zu bewirken, keine Gränzen kennt, ſo ſind doch ſeine Mittel und ſein Können in engere Schranken eingeſchloſſen.

Ganz abgeſehen von den beſonderen Beobachtungen, die ich darin zuſammengeſtellt habe, würde es für mich die größte Befriedigung ſein, wenn die Principien der Naturforſchung, welche ich in dieſem kleinen Werke auf die Entwickelung und Ernährung der Pflanzen anzuwenden Gelegenheit bekam, ſich Ihres Beifalls zu erfreuen das Glück hätten.

Gießen den 1. Auguſt 1840. Dr. Juſtus Liebig.

*) Liebig iſt indeſſen dennoch in neuerer Zeit einem Ruf nach München gefolgt.

Ausbildung der organiſchen Chemie durch Anſtellung von Elementaranalyſen mitzuarbeiten. Die großartigen, ſchwerer zu behandelnden und nur den Geſchickteſten anzuvertrauenden Vorrichtungen zur Analyſe organiſcher Subſtanzen wurden bald mit dem einfachen leicht zu handhabenden Apparat vertauſcht, deſſen Zweckmäßigkeit, ungeachtet der Einwürfe, welche hin und wieder gegen ſeine allgemeine Anwendbarkeit oder gegen ſeinen Gebrauch in einzelnen Fällen erhoben wurden, durch nichts evidenter bewieſen iſt, als durch eine Vergleichung der Kenntniſſe über die quantitative Zuſammenſetzung der organiſchen Subſtanzen — nach ihrer Zahl und nach der Richtigkeit ihrer Reſultate bemeſſen, — welche vor ſeiner Einführung erlangt waren, mit denjenigen, welche, ſeitdem ſich die Chemiker faſt allgemein deſſelben bedienen, zu Gebote ſtehen. — Die Verbeſſerung der organiſchen Analyſe beſchäftigte Liebig ſeit 1823, wo er mit Gay-Luſſac die bisherige Methode vervollkommnete; nach fortgeſetzten Verſuchen gelang es ihm 1830, dem analytiſchen Verfahren den Grad von Einfachheit und Leichtigkeit der Ausführung zu geben, welcher ſeinem Apparat ſo große Verbreitung geſichert hat.

Nicht blos die Angabe einer beſſern Methode zur Analyſe verdankt man Liebig, ſondern kein Chemiker wohl hat ſelbſt mehr derartige Beſtimmungen ausgeführt, die Elementarconſtitution einer größeren Anzahl organiſcher Subſtanzen ausgemittelt, wie er. Die organiſchen Säuren namentlich unterſuchte er genauer und in größerer Anzahl, als irgend Einer vor ihm; der Unterſuchung der Knallſäure, welche er 1822 begann und in den folgenden Jahren noch fortſetzte, folgten die der Kohlenſtickſtoffſäure (1827), die Entdeckung und Analyſe der Hippurſäure (1829) die Unterſuchung der Aepfelſäure, Chinaſäure, Roccellſäure, des Kampfers und der Kampferſäure, welche letztere als reines Oxydationsprodukt des erſteren er nachwies (1830), der Milchſäure und der Aepfelſäure (1832 und 1833), der Chinaſäure, der Mekonſäure und ihrer Zerſetzungsprodukte, des Asparagias und der Asparaginſäure (1833), der Harnſäure (1834), die Entdeckung und Unterſuchung der Oenanthſäure, dieſe gemeinſchaftlich mit Pelouze, ſodann die Unterſuchung der Mandelſäure und Ameiſenſäure (1836) und vieler anderer. Eine große Menge neuer Thatſachen lehrte er beſonders 1838 in einer Arbeit über die Conſtitution der organiſchen Säuren kennen, auf welche ich bei Betrachtung ſeines Einfluſſes auf die Theorie der Chemie zurückkommen werde.

Die andern Abtheilungen der organiſchen Chemie verdanken Liebig ebenſowohl Erweiterung und Vermehrung ihrer Erkenntniß, als die der Säuren. Ich hebe hier beſonders hervor ſeine Unterſuchung der vegetabiliſchen Salzblaſen, welche die Anſichten über die Zuſammenſetzung dieſer Subſtanzen weſentlich berichtigte und aufklärte. Er begann ſie 1830 und analyſirte damals ſchon die wichtigſten derſelben; er ſetzte die Unterſuchungen in den folgenden Jahren, bis 1838 fort. Er lehrte die beſten Methoden kennen, das Atomgewicht der Alkaloide zu beſtimmen, und trug das Meiſte bei zur Erkenntniß der Abhängigkeit zwiſchen ihren Verbindungsverhältniſſen und ihrer Zuſammenſetzung. — Die Kenntniß der aus dem Alkohol ſich ableitenden Verbindungen erweiterte er beſonders durch ſeine Arbeiten über die Verbindung der Schwefelweinſäure (1831 — 1835), über den Chloräther und die Produkte überhaupt, welche durch Einwirkung des Chlors auf Aether und Alkohol entſtehen (1831), wobei er die Entdeckung des Chlorals und anderer neuer Körper machte. — Die Theorie der Aetherbildung ſuchte er 1834 durch eine neue Verſuchsreihe aufzuklären. — Die aus der Eſſigſäure entſtehenden Verbindungen lehrte er durch ſeine Unterſuchung des Brenzeſſiggeiſtes (1831), des Aeetals (1832) beſſer kennen. Die Entdeckung des Aldehyds machte er 1835. Ueber die verſchiedenen Zuckerarten und die Umwandlungen, welche ſie erleiden, ſtellte er 1834 eine größere Unterſuchung an.

Ganz beſondere Erweiterung brachten Liebigs Unterſuchungen für die Erkenntniß der mit dem Cyan in Verbindung ſtehenden Körper. Seine Unterſuchung der Knallſäure gehört hierher; das Schwefelcyan lehrte er (1829) iſolirt darſtellen. An dieſe Entdeckung ſchloß ſich (1834) die der Zerſetzungsprodukte des Schwefelcyans, des

Melons, der Cyanurſäure, des Melams und mehrerer anderer Körper, deren Eigenſchaften und Verbindungsverhältniſſe er genauer unterſuchte. Noch über viele andere Cyanverbindungen verbreiteten ſeine Arbeiten beſſere Einſicht; ſo noch 1841 über die Bildung des Blutlaugenſalzes.

Es würde hier zu weit führen, alle einzelnen Experimentalunterſuchungen Liebig's in größerer Vollſtändigkeit aufführen zu wollen; wir gehen über zu der Berichterſtattung, welche theoretiſchen Anſichten er daraus ableitete. Um auch hiervon nur die beſonders wichtigen hervorzuheben, erwähne ich vor Allem der Lehre, welche er für die Theorie der Säure zu begründen ſuchte. Mit Dumas gemeinſchaftlich ſtellte er 1837 die Anſicht auf, daß es Säuren gebe, welche nicht, wie man bis dahin für alle Säuren ohne Unterſchied annahm, nach gleichen Atomverhältniſſen ſich mit Baſen zu neutralen Salzen verbinden, ſondern von denen ein Atom zu ſeiner Neutraliſation mehrere Atome einer Baſis nöthig hat. Die Lehre von den mehrbaſiſchen Säuren wurde hierdurch angeregt, und von Liebig beſonders durchzuführen geſucht, mit Zuziehung einer großen Menge eigener Beobachtungen, welche er namentlich in der ſchon erwähnten Arbeit von 1838, über die Conſtitution der organiſchen Säuren vorlegte. Im Zuſammenhang mit dieſer Lehre von den mehrbaſiſchen Säuren ſteht Liebig's Anſicht, daß der Maßſtab der ſauren Eigenſchaft einer Säure, ob ſie nämlich eine einbaſiſche oder mehrbaſiſche iſt, nicht von ihrem Gehalt an Sauerſtoff, ſondern von ihrem Gehalt an erſetzbarem Waſſerſtoff abhängig ſei; daß der Waſſerſtoff als das acidificirende Prinzip zu betrachten ſei; daß alle Säuren Waſſerſtoffſäuren ſeien, und daß der Uebergang von einer Säure in ein Salz nur auf der Erſetzung des acidificirenden Waſſerſtoffs durch ein Metall beruhe. Dieſe Anſicht über die Natur der Säuren, im Weſentlichen bereits von Davy aufgeſtellt, aber bis zu Liebig nur von wenigen Chemikern wieder aufgenommen, wird von ihm hauptſächlich vertreten, und iſt durch ſeine Autorität zu verbreiteter Aufnahme gekommen; wenn ſie gleich, ſowohl in Beziehung auf das Prinzip, daß der Waſſerſtoff das Acidificirende ſein ſoll, als auf die Anwendung, welche er in der Lehre von den mehrbaſiſchen Säuren davon macht, von vielen und bedeutenden Chemikern noch beſtritten wird.

Von andern theoretiſchen Leiſtungen Liebig's muß hier noch der Anſichten erwähnt werden, welche er über die Gährung und die damit verwandten Erſcheinungen aufſtellte. Die Theorie für die geiſtige Gährung des Zuckers und für die Eſſigbildung hatte er ſchon früher bearbeitet; beſonders vollſtändig entwickelte er dieſe von 1839 an, ſeine Erklärungen vorzüglich auf einen bis dahin in der Chemie noch nicht beachteten, jedoch auch jetzt noch von Mehreren beſtrittenen Satz ſtützend, daß nämlich chemiſche Action, das Eintreten von Zerſetzung, oder das Eingehen in eine Verbindung, für einen Körper dadurch eingeleitet werden kann, daß er ſich mit einem andern in Zerſetzung begriffenen oder für ſich ſchon des Eingehens in die Verbindung fähigen Körper in Berührung befindet.

Das Vorſtehende reicht hin, den wichtigen Einfluß zu bezeichnen, welchen Liebig auf die allgemeinſten Theile der theoretiſchen Chemie ſchon ausgeübt hat. Viele andere theoretiſchen Unterſuchungen deſſelben, von weniger allgemeiner Bedeutung als die erwähnten, mögen hier übergangen werden; zum Theil werde ich ſie noch berühren bei der weiter unten zu entwickelnden Betrachtung, welchen Antheil er an der Theorie der organiſchen Chemie im Allgemeinen, an der Lehre von den organiſchen Radicalen, genommen hat.

Liebigs Leiſtungen beſchränkten ſich nicht auf die Chemie im engen Sinn; ſeine darin erlangten Kenntniſſe, ſeine Fähigkeit, einzelne Erfahrungen unter allgemeine Erklärungen zuſammenzufaſſen, leiteten ihn dazu, die Chemie auch zur Auffaſſung der Erſcheinungen anzuwenden, welche anderen Wiſſenſchaften als abgeſonderte Gegenſtände zugetheilt ſind. Die Anwendung der Chemie zur Beantwortung phyſiologiſcher Fragen war es beſonders, welche ihn von 1839 an beſchäftigte. In den Erſcheinungen des Pflanzenlebens, in den Vorgängen des thieriſchen Organismus die

Erſcheinungen zu beſtimmen, welche auf chemiſcher Action beruhen, und die Anwendbarkeit der Chemie zur Erklärung dieſer Vorgänge und Erſcheinungen nachzuweiſen, war eine Aufgabe, deren Löſung anzuregen ſein Combinationsvermögen, ſeine Kenntniß der Wirkſamkeit chemiſcher Kräfte, beſonders berufen war. Er ſuchte das Materielle in den Bedingungen zu ermitteln, welche zu der Entwickelung der Pflanzen nothwendig ſind, und zu erforſchen, in welchen Verbindungen diejenigen Subſtanzen den Pflanzen dargeboten werden müſſen, durch deren Aufnahme dieſe ſich entwickeln; er ſuchte die Reſultate dieſer Unterſuchungen mit den Ergebniſſen in Zuſammenhang zu bringen, welche die Empirie bei dem Ackerbau, bei der Cultur der Pflanzen überhaupt dargeboten hat; er ſuchte den Erfahrungen der Agricultur auf dieſe Art theoretiſche Grundlagen zu bereiten, welche dann auf jenen Gewerbszweig fördernd rückwirken könnten, die Unternehmungen darin von einem bloßen Probiren zu einem Ausführen der Folgerungen, welche ſich aus conſtatirten Fundamentalſätzen ableiten, erhebend. Den Einfluß, welchen die verſchiedenen landwirthſchaftlichen Operationen auf den Boden, die Wirkung, welche die Zuſammenſetzung des Bodens auf das Gedeihen der verſchiedenen Pflanzen ausübt, ſuchte er genauer nachzuweiſen; und für die zahlreichen einzelnen Beobachtungen, welche zerſtreut vorlagen und die er durch neue vermehrte, allgemeine Geſichtspunkte zu gewinnen. Dieſelbe Unterſuchungsweiſe dehnte er zugleich auf die Thierphyſiologie aus, und ſuchte die Entſtehung der Gebilde des Körpers aus den Beſtandtheilen der Nahrungsmittel, die Umwandlung, welche die letztern bei ihrem Uebergang in die erſteren erleiden, den Antheil, welchen die Nahrung an den Lebensfunktionen, der Reſpiration, z. B. hat, den Zuſammenhang zwiſchen dem Stoffwechſel und der Krafterzeugung u. ſ. w. nach chemiſchen Grundſätzen zu erklären. Ich kann hier auf eine vollſtändige Darlegung des von ihm in dieſen Beziehungen Geleiſteten eben ſo wenig eingehen, als auf eine Beſprechung, welche Autorität ſeinen Anſichten beigelegt wird. Den neuſten Entwickelungen der Wiſſenſchaft angehörig, ſind dieſe Arbeiten noch der Gegenſtand der verſchiedenartigſten und heftigſten Discuſſionen. Wie alle Arbeiten, welche eine neue Richtung begründen, ſind auch dieſe von Liebig theils als nur ſchon Vorgebrachtes aufwärmend von einzelnen Gelehrten der Wiſſenſchaften, auf welche hier eine Anwendung der Chemie verſucht wurde, zurückgewieſen, — von andern als eine totale Reform der Thier- und Pflanzenphyſiologie bringend enthuſiaſtiſch aufgenommen worden. Wie alle ſolche Arbeiten werden auch dieſe hartnäckig bekämpft, — theils durch Beſtreitung einzelner ihnen angehöriger Gegenſtände, deren beſſere Erklärung nach anderen Grundſätzen behauptet wird — theils in ihrem Ganzen, als zu ausſchließlich die Chemie zur Schiedsrichterin in phyſiologiſchen Fragen erhebend. Es gilt auch für dieſe Arbeiten, was die Geſchichte für alle nachweiſt, welche eine neue Richtung einleiten: daß ſie ſtets in möglichſter Umfaſſendheit aufgeſtellt werden müſſen, damit längere Prüfung und der Conflict mit entgegengeſetzten Meinungen die richtigen Grenzen kennen lehren, in welchen die dabei als hauptſächlichſte Führerin gewählte Wiſſenſchaft ihren Einfluß auf die andern ausüben darf; daß die heftigſten Bekämpfungen, und die Verwerfung des Ganzen, von Denen ausgeht, welche in der Widerlegung von Einzelnheiten ein Zurückweiſen der ganzen Richtung erblicken, welche vergeſſen, daß der Werth einer Methode ſich erſt allmälig bewähren kann und daß eine neue Methode richtig ſein kann, wenn ſie auch Einzelnheiten nach den bisher unvollſtändig vorliegenden Materialien unrichtig, aber mit ſich ſelbſt conſequent, erklärt; daß eine ſolche Methode nicht deßhalb geradezu verworfen werden darf, ſondern daß ſie zur berichtigten Erklärung ſolcher Einzelnheiten ſelbſt die Anregung gibt.

Wir haben in dem Vorhergehenden eine Ueberſicht von Liebigs Forſchungen zu geben verſucht, zu deren Vervollſtändigung wir ſogleich noch Einiges hinzuzufügen haben. — Sein Einfluß auf das Fortſchreiten der Chemie wurde aber noch vergrößert durch ſeine Wirkſamkeit als Kritiker, wo er, auf viele eigne Controlarbeiten geſtützt, die Angabe der Thatſachen zuverläſſiger werden ließ und falſchen Richtungen wehrte;

beſonders aber noch durch ſeine Thätigkeit als Lehrer, wo er an einer großen Zahl wichtiger Unterſuchungen, die unter ſeinen Augen von jüngeren Chemikern ausgeführt wurden, den größten Antheil hat. — Es bleibt noch übrig, ſeine Wirkſamkeit als Schriftſteller zu betrachten.

Die Reſultate ſeiner Unterſuchungen legte er nieder in zahlreichen Abhandlungen, welche ſich in Kaſtners (1824 begonnenem) Archiv für die geſammte Naturlehre, in Schweiggers Journal der Chemie und Phyſik, in Poggendorfs Annalen, den Annales de chimie et physique, dem Journal de chimie médicale, den Comptes rendues der Pariſer Akademie u. a. finden, beſonders aber in der jetzt als Annalen der Chemie und Pharmacie herauskommenden Zeitſchrift (als Magazin der Pharmacie 1823 von Hänle gegründet, ſeit 1824 von Geiger fortgeſetzt, mit welchem ſich Liebig 1831 zur Redaction dieſes Journals vereinigte, das ſeit 1832 als Annalen der Pharmacie, ſeit 1840 als Annalen der Chemie und Pharmacie erſchien, und nach Geigers Tode 1836 theils von Liebig allein, theils von ihm in Gemeinſchaft mit andern Chemikern, ſeit 1838 mit Wöhler, redigirt wurde). — Von ſelbſtſtändigen Schriften publicirte Liebig eine Bearbeitung von Geigers „Handbuch der Pharmacie" (ſeit 1836); von dem allgemein theoretiſchen Theil dieſes Buchs erſchien eine franzöſiſche Ueberſetzung (Introduction à l'étude de la Chimie) 1837; die Abtheilung über die organiſchen Verbindungen (auch ſelbſtſtändig als „organiſche Chemie" ſeit 1839 ausgegeben) wurde gleichfalls in das Franzöſiſche (Traité de Chimie organique 1840) und Engliſche (in Liebigs und Gregory's gemeinſchaftlicher Bearbeitung von Turners Elements of Chemistry, 1840) überſetzt. In Gemeinſchaft mit Poggendorf und Wöhler gibt Liebig ſeit 1837 das „Handwörterbuch der reinen und angewandten Chemie heraus; einzelne ſeiner Arbeiten hierfür erſchienen auch ſelbſtſtändig, ſo 1837 ſeine „Anleitung zur Analyſe organiſcher Körper." Eine Ueberſetzung von Gay-Luſſac's Probirverfahren: „Vollſtändiger Unterricht über das Verfahren, Silber auf naſſem Wege zu probiren," gab er 1833 heraus. Seine phyſiologiſch-chemiſchen Anſichten faßte er zuſammen in den Schriften: „die organiſche Chemie in ihrer Anwendung auf Agricultur und Phyſiologie" (1840) und „die organiſche Chemie in ihrer Anwendung auf Phyſiologie und Pathologie" 1842, deren Verbreitung zahlreiche deutſche Auflagen und Ueberſetzungen in die franzöſiſche und engliſche Sprache bezeugen.

Zweites Buch.

Heſſiſche Liederchronik.

Geſchichte Heſſens aus dem Munde der Dichter.

Digitized by Google

Das Lied von den blinden Heſſen.

Nennt immerhin die Heſſen blind,
Die Heſſen wiſſen, was ſie ſind;
Sie wiſſen, was ſeit vielen Jahren
Sie treulich in der Bruſt bewahren,
In welchem Sinn Ihr auch das Wörtlein nennt,
Den Heſſen iſt's ein Kompliment.

Bedroht der Feind das Vaterland,
Die Heſſen ſind im Flug zur Hand;
Da greifen ſie voll Muth zur Wehre,
Und folgend nur dem Ruf der Ehre,
Wer immer auch der kecke Feind mag ſein,
Sie dringen blindlings auf ihn ein.

Der Heſſe gern in Freud und Leid
Sein Gut und Blut dem Throne weiht;
In ſeines Fürſten edlem Stamme
Nährt er getreu der Liebe Flamme.
Nenn' wer da will auch dieſe Liebe blind,
Sie geht mit ihm von Kind zu Kind.

Drum nennt nur fort die Heſſen blind,
Die Heſſen wiſſen, was ſie ſind;
Sie wiſſen, was ſeit vielen Jahren
Sie treulich in der Bruſt bewahren,
In welchem Sinn Ihr auch das Wörtlein nennt,
Den Heſſen iſt's ein Kompliment.

K. Chr. Tenner.

Druſus Tod.

Druſus ließ in Deutſchlands Forſten
Goldne Römer-Adler horſten,
An den heil'gen Göttereichen
Klang die Art mit freveln Streichen.

Siegend fuhr er durch die Lande,
Stand ſchon an der Elbe Strande,
Wollt hinüber ſetzt verwegen,
Als ein Weib ihm trat entgegen.

Uebermenſchlich von Gebehrde
Drohte ſie dem Sohn der Erde:
„Kühner, den der Ehrgeiz blendet,
Schnell zur Flucht den Fuß gewendet!

„Jene Marken unſrer Gauen
Sind dir nicht vergönnt zu ſchauen,
Siehſt am Markſtein deines Lebens,
Deine Siege ſind vergebens.

„Säumt der Deutſche gerne lange,
Nimmer beugt er ſich dem Zwange,
Schlummernd mag er wohl ſich ſtrecken,
Schläft er, wird ein Gott ihn wecken."

Druſus, da ſie ſo geſprochen,
Eilends iſt er aufgebrochen,
Aus den Schauern deutſcher Haine
Führt' er ſchnell das Heer zum Rheine.

Vor den Augen ſieht er's flirren,
Deutſche Waffen hört' er klirren,
Sauſen hört er die Geſchoſſe,
Stürzt zu Boden mit dem Roſſe.

Hat den Schenkel arg zerſchlagen,
Starb den Tod nach dreißig Tagen.
Alſo wird Gott Alle fällen,
Die nach Deutſchlands Freiheit ſtellen.

Karl Simrock.

Die Donnereiche bei Geismar.

Daß jeder Dienſt der todten Götter weiche,
Tritt Winfried hin: „Des Rieſenbaumes Schaft
Iſt Holz; in ihm iſt keine Götterkraft!
Ihr Diener vort Fällt ihn mit kühnem Streiche!

Die Heiden aber drob'n: „Der wird zur Leiche!
Des Baumes Frevler wird dahin gerafft!"
Und ſieh, es ſtürzt, eh' kaum die Rinde klafft,
Dreimal zerſtückt die mächt'ge Donnereiche.

Und Grauſen faßt der Heiden bleiche Schaar;
Gewendet ſind die Herzen wunderbar,
Und Alle treibt's, zum heil'gen Mann zu treten:

„Die Heidengötter ſind Betrug und Spott;
Nur mächtig iſt und war der Chriſtengott!"
Und ſinken hin, zum einz'gen Gott zu beten.

Ph. P. Welker.

Digitized by Google

Das Mainzer Wappen.

Saitenſpiel und Glockenklänge,
Jubelvolle Feſtgeſänge
Tönen hell im Mainzer Dom,
Tönen froh am deutſchen Strom.

Freude bei den Armen allen,
Freude in den reichen Hallen,
Freude an dem Rheine weit,
Freude in der Chriſtenheit.

Denn ein Hirte fromm und milde,
Gleichend Gottes heil'gem Bilde,
Ihm zu jedem Dienſt bereit,
Wird zum Biſchof eingeweiht.

Er, ein Armer, ſpeiſt die Armen,
Hat mit jedem Weh Erbarmen,
Gibt der Seele Himmelsbrod,
Heilt ſie von dem Sündentod.

Weil er ſelbſt durch Thaten ehret,
Was er weiſe Andre lehret,
Drum auch klingt der Troſt ſo ſüß
Von dem frommen Wilegis.

Aber wo der Menſchen viele,
Iſt der Teufel auch im Spiele,
Und er ſpricht auch hier mit Hohn:
„Iſt er doch ein Wagnersſohn."

Und die Adelſtolz-Bethörten,
Die das Wort des Spötters hörten,
Sprechen mit des Teufels Hohn:
„Iſt er doch ein Wagnersſohn."

Und verlockt vom böſen Neide
Nehmen ſie dann weiße Kreide,
Malen ihm mit kecker Hand
Räder rings an Thür und Wand.

Und es lauern dann die Frechen,
Was der Milde würde ſprechen;
Doch er ſpricht kein zornig Wort,
Geht des Weges ruhig fort.

Heißet, daß ein Maler komme,
Und zu dieſem ſpricht der Fromme:
„Male mir mit gutem Fleiß
Felder roth und Räder weiß;

Male ſie in jedem Saale,
Und dazu den Reim mir male:
Wilegis, o Wilegis,
Denk, woher du kommen biſt."

Seit geſprochen ſo der Milde,
Steht ein Rad im Mainzer Schilde.
Denk auch du an Wilegis,
Denk, woher du kommen biſt.

Guido Görres.

Rheinſage.

Am Rhein, am grünen Rheine,
Da iſt ſo mild die Nacht,
Die Rebenhügel liegen
In goldner Mondenpracht.

Und an den Hügeln wandelt
Ein hoher Schatten her
Mit Schwert und Purpurmantel
Die Kron von Golde ſchwer.

Das iſt der Karl, der Kaiſer,
Der mit gewalt'ger Hand
Vor vielen hundert Jahren
Geherrſcht im deutſchen Land.

Er iſt heraufgeſtiegen
Zu Aachen aus der Gruft,
Und ſegnet ſeine Reben,
Und athmet Traubenduft.

Bei Rüdesheim da funkelt
Der Mond in's Waſſer hinein
Und baut eine goldne Brücke
Wohl über den grünen Rhein.

Der Kaiſer geht hinüber
Und ſchreitet langſam fort,
Und ſegnet längs dem Strome
Die Reben an jedem Ort.

Dann kehrt er heim nach Aachen
Und ſchläft in ſeiner Gruft,
Bis ihn im neuen Jahre
Erweckt der Traubenduft.

Wir aber füllen die Römer
Und trinken, im goldnen Saft,
Uns deutſches Heldenfeuer
Und deutſche Heldenkraft.

Emanuel Geibel.

Die wiedergefundene Tochter.

Der König zog wohl über den Rhein
Zur Maienzeit;

Er dacht an's liebe Töchterlein,
Zur Maienzeit das Herz erfreut, von dannen das Winterleid.

Der König ritt vor eine Thür',
Der junge Wirth der trat herfür.

„Herr Wirth, gib du mir Wein und Brod:
Vor Hunger leid ich große Noth."

Der Wirth sandte sein Töchterlein,
Das bracht dem König Fisch und Wein.

„Den Fisch konnt keiner kochen
So gut, wie meine Tochter!

Sie ist davon gezogen, —
Mit einem Schreiber geflohen!"

Der Wirth und die Wirthin fielen auf's Knie,
Um Gnad' und Verzeihung baten sie.

„Du wollst uns, Vater, vergeben!
Wir verdienen nicht zu leben!

Ging ich um die Welt barfüßig,
So könnt ich es nicht büßen!"

Der König sprach: „Was habt ihr gethan?"
„Ich habe getrauert so manches Jahr!"

Der König sprach: „Solch edle Jagd,
Dran hätt' ich nimmermehr gedacht!"

Der König zog wohl über den Rhein
Zur Maienzeit,
Mit Schreiber und mit dem Töchterlein
Zur Maienzeit das Herz erfreut, von dannen
das Winterleid.

Volkslied.

Eginhard und Emma.

Die Fackeln sind erloschen in Kaiser Karls Palast,
Die Mädchen alle schlafen nach Tages Lust und Last;
Die Stunden geh'n so stille, und leise fällt der Schnee,
Doch leiser geht die Liebe auf leicht gehobenem Zeh.

Eginhard und Emma, liebeselig Paar!
Habt ihr nun einander? nehmt der Stunden wahr!
Sie lehnten Wang' an Wange, und flüsterten so sacht
Und küßten sich unterweilen wohl in der stillen Nacht.

Da sprang sie aus den Armen des Geliebten auf,
An das Fenster trat sie mit bebendem Lauf;
Ach, sie sah mit Schrecken dämmern schon den Tag,
Und daß in dem Hofe Schnee gefallen lag.

Ihre schönen Augen wurden thränennaß:
„Kaiser Karls Tochter, die sich so vergaß,
Bin ich nicht unselig und ein Unglückskind?
Geh, Guter, laß uns scheiden, eh' die Zeit verrinnt." —

„Warum also weinen? Morgen in der Nacht,
Wenn sie alle schlafen, komm' ich ja wieder sacht." —
„Nein geh, und nimmer wieder! Soll ich weinen nicht?
Erbarme dich des Mägdleins, der das Herz bricht." —

„Ja, gerne will ich gehen, aber schau doch nur,
Der Schnee im Hof verriethe meiner Füße Spur." —
„O so laß mich Arme sterben, lieber Gott:
Kaiser Karl's Tochter wird aller Welt zum Spott."

Helle Thränen flossen nieder in ihren Schooß,
In der Dämmerstunde ward ihr Schluchzen groß,
Da sprang sie auf, und Freude sprüht' aus den Thränen hervor,
Sie sprach: „Ich trage dich selber durch den Hof an das Thor."

Auf den schlanken Rücken nahm sie Herrn Eginhard,
Auf ihren schönen Hüften saß er nach Reiterart:
So lief sie mit zarten Zehen durch den dünnen Schnee,
Trug ihn stark und sprang dann zurück so leicht wie ein Reh.

Und warf alsbald sich nieder vor der Himmelsmagd;
Ach, mit pochendem Herzen hat sie Gebete gesagt,
Alle, die sie wußte, und aus dem Herzen noch mehr,
Daß die heilige Jungfrau ihr geschenket Kraft und Ehr'.

Kaiser Karl nun aber lag wach in selber Nacht,
Er dachte seines Reiches und dacht' an Krieg und Schlacht;
Doch wie er dann sah fallen draußen den leichten Schnee,
Dacht' er: „Nun, das ist Spurschnee, zu jagen Hirsch und Reh!"

Er trat an's Fenster: was sah er? er sah ein Mägdelein;
Drauf saß als wie zu Rosse rittlings ein Ritter fein;
Das Mägdlein war sein Töchterlein, der Ritter war Eginhard:
Da faßte Kaiser Karl sich gar seltsam in den Bart.

In der Morgenstunde zu Aachen vor dem Schloß
Ließ der Jägermeister zäumen Zelter und Roß
Und die Hunde koppeln; denn er dachte sich,
Kaiser Karl heut würde jagen lustiglich.

Im lockern Schnee scharrten die Rosse sonder Ruh',
An den Koppeln zerrten die Hund und bellten dazu;
Doch im Schloß die Fräulein suchten die Pelz' im Schrank,
Und die Ritter nahmen Armbrust und Bolzen blank.

Nur Kaiser Karl gedachte nicht der Jägerlust,
Hohen Rath zu halten gedacht' er in der Brust.
Allen seinen Helden er alsogleich befahl,
Zu Gericht zu sitzen im hohen Kaisersaal.

Und wie sie sitzen im Kreise zum hochernsten Gericht,
Und auf dem Thron' der Kaiser, siehe, der Kaiser spricht:
„Ihr meines Reiches Räthe, rathet mir ohne Hehl:
Eine Königstochter beging einen schweren Fehl.

„In ihre Kammer nahm sie zu Nacht einen Schreiber ein;
Wer weiß, was sie geprüfet? das aber sah man sein,
Daß, als der Morgen tagte und Schnee gefallen lag,
Das Königskind den Schreiber trug rittlings, Huckepack!"

Da scholl ein helles Lachen den Saal wohl auf und ab,
Nur Kaiser Karl saß ernst da, bis man sich deß begab.
Er sprach: „Ihr meine Räthe, wir sitzen zu Gericht;
Was nun verwirkt die beiden, das sagt und hehlt mir's nicht."

Und ferner sprach der Kaiser: „Gebt mir zum ersten Rath,
Was wohl die Königstochter verdient um solche That."
Sie riethen wohl verschieden; doch alle stimmten ein,
Daß in Sachen der Minne am besten wäre: verzeih'n!

Da schüttelte der Kaiser sein würdig Lockenhaupt:
„Erwägt, es ist die Sache wohl ernster, als ihr glaubt.
Nun aber gebet alle mir zum andern Rath,
Was wiederum der Schreiber verdient um solche That."

Sie riethen wohl verschieden; doch alle stimmten ein,
Daß in Sachen der Minne am Besten wär': verzeih'n!
Nur der Räthe Jüngster, der ward wohl bleich und roth;
Nun kam an ihn die Reihe; er sprach: „Er verdient den Tod!" —

„Den Tod nicht," sprach der Kaiser, „das wäre wohl zu hart,
Den Tod nicht, weil die Liebe ihn zwang, Herr Eginhard!
Nein, nimmermehr, es falle die Schuld auf beide gleich;
So dünkt es mich; nun redet ihr Herrn, wie dünkt es euch?"

Da prieſen alle Räthe Kaiſer Karl's Gerechtigkeit
Und ſeine große Milde jetzt und allezeit.
Dann aber fragten Manche Kaiſer Karl ihren Herrn,
Wer die Königstochter wäre; ſie meinten, er ſag' es gern.

Er ſprach: „Ja, wie ich ſagte, ſie iſt eines Königs Kind,
Doch jetzt eines Kaiſers Tochter ich ſah's, o wär' ich blind!
Doch wer der Mann geweſen, erkannt' ich nicht ſo recht,
Und weiß es euer einer, wohlan ihr Herrn, ſo ſprecht."

Da ſahen wohl die Räthe verwundert einander an;
Doch der da ſaß zu unterſt im Rathe, der jüngſte Mann,
Der ſprach: „Mein Herr und Kaiſer, ihr wißt und ich leugne nicht;
Ich war's! nun laſſet halten über mich Gericht!"

Da war ein großes Staunen wohl auf der Räthe Bank,
Da ging ein Murmeln und Staunen wohl den Saal entlang.
Dann aber fragten Manche Kaiſer Karl ihren Herrn,
Wer die Kaiſerstochter wäre; ſie meinten, er ſag' es gern.

Er ſprach: „Ich bin der Kaiſer: wer iſt an Macht ſo reich,
Und Emma iſt meine Tochter, wer iſt an Schmerz mir gleich?"
Da deckt' er mit den Händen, ach! ſein Angeſicht;
Helle Thränen floſſen, er bezwang ſie nicht.

Da war im Saal ein Schrecken und ein tiefer Schmerz,
Alle Räthe ſchwiegen, und Einer ſchlug ſich an's Herz;
Er warf ſich auf die Erde, er weinte bitterlich,
Er dachte den Schmerz des Kaiſers, er dachte nicht an ſich.

Da ſprach der Kaiſer ſtrenge: „Wo bliebe Zucht im Land,
Wenn an des Kaiſers Tochter ſolches würd' erkannt!
Ich ſage los von ihr mich; fort beide von Hof und Haus!
Sei euch der Himmel gnädig, ich aber ſtoß' euch aus!"

Da hob ſich von der Erde und ging Herr Eginhard;
Doch als des Kaiſers Tochter der Spruch gemeldet ward,
Da legte ſie vor Schmerzen die Hand an ihre Bruſt;
„Gnade Gott mir," ſprach ſie, „ich hab' es wohl gewußt!"

Nun ging in ihre Kammer die kummervolle Maid;
Da zog ſie aus wohl eilig ihr goldgewirktes Kleid,
Und löſt' aus ihren Haaren den Kranz von Edelſtein;
Das nahm ſie und verſchloß es jedes in ſeinem Schrein.

Ein graues Kleid der Trauer zog ſie dafür an,
Und auf den Tiſch die Schlüſſel legte ſie ſorgſam dann,
Und ſprach zu ſich beſinnlich: „That ich auch Alles ab?
Vom Vaterhauſe geht es, ach, wie vom Leben in's Grab!"

Noch einmal kam ſie wieder; ſie hatt' ein Täubchen zahm,
Das aus ihrem Munde ſeine Speiſe nahm.
Sie küßte die weiße Taube, Thränen brachen ihr aus:
„Wir müſſen beide nun ſcheiden, ſuche dir ein ander Haus!"

Herr Eginhard nun aber, ſo wie er ging und ſtand,
Nahm er den Weg zum Thore und in's beſchneite Land.
Er mußte die Spur ſich treten, der Mann mit düſterm Sinn:
Er ging neben der Straße, doch wußte er nicht, wohin.

Oft ſtand er voll Gedanken; da kam die ſchöne Maid
Des Weges auch gegangen in ihrem grauen Kleid.
Sie gingen geſchied'ne Stege, der Weg dazwiſchen lag,
Sie ſprachen nicht miteinander und ſagten nicht guten Tag.

So pilgerten ſie beide den ganzen Tag und die Nacht,
Wohl über'n Rhein und weiter. Wer hätte wohl gedacht,
Daß das die Füße vermöchten! Ohne Speiſ' und Trank
Pilgerten ſie drei Tage und drei Mondnächte lang.

Und an dem vierten Abend, es ging der Wind ſo kalt,
Da ſahen ſie ein Feuer in einem ſchwarzen Wald.
Es ſaſſen Waldleute in einer Felſenkluft,
Die brieten gutes Wildpret, daß war zu ſpüren am Duft.

Nun kamen die Müden beide und baten um Verlaub,
Sich an's Feuer zu ſetzen. Die Leute häuften Laub
Und machten ihnen Lager, warm, weich und breit,
Zwei beſondre Betten, doch von einander nicht weit.

Sie ließen drauf ſich nieder und ſchliefen ein gar bald;
Es rauſcht' über ihnen ſo ſanft der Tannenwald.
Sie ſchliefen bis zum Mittag: wie gönnt ihnen mein Herz
Ihren tiefen Schlummer ohne Traum und Schmerz!

Und doch als Emma erwachte, ſchien ihr Alles Traum.
Wie ſie hierher gekommen in dieſen Waldesraum.
Ach! bald mit wachen Augen ward ihr wohl wieder klar,
Daß ſie feen von Hauſe, verwaiſt, verſtoßen war.

Auch die Waldleute waren alle fort,
Zur Arbeit ausgegangen, und leer war der Ort.
Doch Eginhard, der ſchnarchte. Wie ſie ihn hört' und ſah,
Klopft ihr das Herz im Buſen, wie wohl ward ihr da!

Sie ſetzte ſich zu ihm nieder, doch ließ ſie ihm ſeine Ruh',
Mit Laub die ſchönen Glieder deckte ſie ihm zu;
Dann ließ ſie ihre Augen rundum ſpähend geh'n:
Da hat ſie an dem Feuer etwas braten geſeh'n,

Und auch den Duft gerochen, den das Wildpret gab:
Wie gern für den Geliebten ſchnitte ſie etwas ab.
Und ſiehe da, ein Meſſer — zwei Meſſer lagen hier,
Und Brod zwei gute Schnitte, und ſtanden zwei Krüge Bier.

Da leuchtete dem Mädchen gar bald klärlich ein,
Zur Labung ihnen Beiden ſolle dieſes ſein.
Mit raſchem Sprunge ſprang ſie zu Herrn Eginhard,
Mit ſüßem Ton ihn weckend und mit ſüßtrauter Art.

Wie der die Augen aufſchlug und ihren Ton vernahm
Und ihr Geſicht ſah lächeln, wie wohl ihm das bekam!
Sie aber kam geſprungen und bracht' ihm Fleiſch und Brod,
Zugleich auch in der Linken ſie ihm zu trinken bot.

Er trank zuerſt, dann aß er und ſie nicht minder trank;
Den guten Waldleuten ſagten ſie vielmal Dank,
Und wollten nun ſie ſuchen, doch finden war ſchwer;
Sie ſuchten immer weiter und kamen ab je mehr und mehr.

Sie kamen nun in Lande, da war kein Schnee zu ſeh'n,
Doch an des Berges Fuße ſah'n ſie den Mainſtrom geh'n.
Auch trat die Sonn' aus Wolken und ſchien ſo leicht und warm;
Sie ſprachen liebe Worte und waren ohne Harm.

Er ſprach: „Dich anzureden hatt' ich nicht den Muth,
Weil du um mich gelitten; du aber biſt ſo gut.
Vergib mir und vergiß nie, was ich dir gethan:
Du biſt des Kaiſers Tochter, mir ziemte nicht dir zu nah'n."

Sie ſprach: „Willſt du mich mahnen, daß ich verſtoßen bin
Von Vaters Haus und Herzen? Was bleibt mir noch Gewinn?
Und willſt du mir nicht bleiben, da Alles mich verläßt“ —
Hier hielt ſie ſchluchzend inne und ſchlang um ihn ſich feſt.

Er trocknet' ihre Thränen und ſah ſie freundlich an;
Da war Herr Eginhard wohl ein hochbeglückter Mann.
Er fühlte Herz an Herzen ihr hochwogend Blut:
Gern hätt' er ſie geküſſet, doch hatt' er nicht den Muth.

Sie ſah'n die Sonne ſinken. Da zog er ſein Schwert heraus
Und hieb vom Baum die Zweige und baute davon ein Haus;
Er hieb die Aeſt' und Zweige, ſie ſammelte und trug;
Und ſieh, ein Dach war fertig, für zwei groß genug.

Nun ſah'n ſie's an mit Freuden; doch ernſter wurden ſie:
„Sollen wir miteinander beide wohnen hie?
Und haben doch den Segen ſelbſt des Himmels nicht“ —
Da rollten wieder Thränen über ihr ſchönes Geſicht.

Er aber macht aus Scheiten ein Kreuz und ſtellt' es hin;
Da knieten vor dem Kreuze die Beiden mit frommem Sinn:
„Lieber Gott im Himmel, geſchehʼ der Wille dein,
Gib uns deinen Segen und laß uns ehlich ſein!

„Wir haben nicht verdienet, daß du uns gnädig biſt,
Doch nimm uns an zu Gnaden, gib uns zur Neue Friſt!
Um deines Sohnes willen, der hingab ſeinen Leib,
Gib deinen heiligen Segen und laß uns ſein Mann und Weib!“

Da ſchien die Sonn' aus Wolken mit rothgoldnem Strahl;
Verklärt in ſel'gem Glanze lagen Berg und Thal.
Dann hörten ſie ein Flattern, das hoch vom Himmel kam;
Das war eine Taube, die Sitz auf dem Kreuze nahm.

Sie knieten lang, dann ſtanden ſie auf, ſo frohbewußt,
Da gab es ein Umarmen, ein Preſſen Bruſt an Bruſt;
Da gab es ein langes Küſſen; Niemand hat's gezählt:
So wurde Fräulein Emma Herrn Eginhard vermählt.

Und wie ſie ſo ſich küßten, flatternd dränagte ſich
Zwiſchen ihre Küſſe die Taube wunderlich.
Sie wehte mit ſanften Flügeln beider Wangen an
Und drängte ſich mit dem Schnabel zwiſchen Emma und ihren Mann;

Denn das war Emma's Taube, die nachgeflogen kam,
Die ſonſt aus ihrem Munde die Speiſe nahm.
Wie Emma ſie erkannte, vergaß ſie aller Noth
Und koſ't ihr und gab ihr von der Waldiente Brod.

Nun kam des Abends Dunkel; ſie traten unter Dach
Und ruhten bei einander im niederen Brautgemach.
Sie flüſterten und küßten und ſchliefen ein gar bald,
Und ſüß zu ihren Träumen rauſchte der Bachenwald.

Und nun am andern Morgen, als ſie ſo friſch erwacht,
Wie lag zu Berges Füßen das Land in ſonniger Pracht.
Es ſprang in ihren Adern neugeſchaffen Blut;
Ihr Herz war voll Freuden; die Welt war ſchön und gut.

Wie Adam einſt mit Eva eintrat in's Paradies,
Nicht anders ſchauten Beide, was rings ſich ſchauen ließ.
Sie mochten gern erſpähen, wo ſie gebaut ihr Dach;
Und ſiehe da, dicht neben floß über Felſen ein Bach.

Sie folgten nun dem Waſſer durch's ſonnige Frühlingsgrün,
Und ſah'n in einem Grunde viel weiße Blüthe blüh'n,
Im Wald verſteckt, betreten von keines Menſchen Fuß:
Da bot'n ſie dem Grunde freundlich ihren Gruß.

Sie gingen bald nach Hauſe; Herr Eginhard rief aus:
„Nun muß ich mir auch ſchaffen gut Geräth in's Haus!
Zuerſt aus ſeinem Helme macht' er in Seelenruh'
Eine Schaal' und ſchnitzte auch zwei Löffel dazu.

Und ſchnitt ſich einen Bogen aus eines Baumes Aſt
Mit ſeinem Schwert und drehte die Senn' aus ſtarkem Baſt.
Dann hat er ſeinem Weibe „Behüt dich Gott!“ geſagt,
„Geſegne Gott das Waidwerk und gebe mir gute Jagd!“

Er ging am kühlen Bache bergab und thalentlang;
Da ſah er, wie am Waſſer ein junges Hirſchlein ſprang.
Raſch ſpannt' er ſeinen Bogen mit aller ſeiner Kraft;
Er ſchoß — das Hirſchlein ſtürzte, durchbohrt von des Pfeiles Schaft.

Froh mit der ſchweren Beute bergauf an Baches Rand
Zu ſeinem Weibe lief er, die er ſitzend fand,
Eine Hirſchkuh melkend in den Helm: die Kuh
Mit den frommen Augen ſah ihr ſelber zu.

So lebten nun die Beiden nach ſchönem Waldesbrauch:
Wie ſehr muß ich ſie neiden, wie gerne thät ich's auch!
Nun laßt uns aber ſchauen nach Kaiſer Karl zurück;
Dem war wohl entflohen ſeiner Tage Glanz und Glück.

Trüb' war ſein Blick, ſein Gang ſchwer, die Krone drückt' ihn faſt;
Was ſonſt ihm Luſt gewährte, war ihm alles Laſt.
Der Becher, den er leerte, mundete ihm nicht;
Er that nichts recht aus Freude, er that es nur aus Pflicht.

So lebt' er fünf Jahre; das war lange Zeit:
Am Tiſch' und in dem Hauſe fehlt' ihm ſeine Maid.
Er ſprach: „Ich habe Kummer und ſie hat Leid und Noth;
Vergebens war mein Suchen; ach, ſie iſt wohl ſchon todt!“

Und ſelbſt das frohe Jagen, das ſonſt war ſeine Luſt,
Erlabte nicht wie ehemals Kaiſer Karl's Bruſt.
Er ließ die Hunde jagen weit ab durch den Tann,
Er ſelbſt ging trüb und einſam, der kaiſerliche Mann.

So hatt' er auch verloren ſich einſt im Odenwald;
Er ließ in's Moos ſich nieder, Schlaf beſchlich ihn bald.
Da träumt' ihm, Räuber kämen und nähmen ihm ſein Schwert,
Und als er da erwachte, fand er ſich unbewehrt.

Da ſah er wohl ein Wunder; nicht Räuber waren da,
Ein kleines blondes Knäbchen war Alles, was er ſah.
Das Knäblein trug ein Röcklein von Pelzwerk bunt und werth,
Und hielt in kleinen Händchen des Kaiſers großes Schwert.

Da ſprach der Kaiſer lachend: „Ei da, du kleiner Fant,
Wo will das Schwert mit dir hin? gib mir's in meine Hand.“
Das Knäblein ſprach: „Ich geb's nicht, iſt dir auch nicht Noth,
Unſre Hirſch' und Rehe willſt du ſtechen todt.“

Da ſprach der Kaiſer lachend: „Du ſprichſt in einem Ton,
Du kleiner Waldgeſelle, als wärſt du Königs Sohn.“
Das Knäblein ſprach: „Und willſt du, Mann, nicht hören mir,
So geh' ich gleich zur Mutter, wart', ich ſag' es ihr!“

Der Kaiſer ſprach: „Ja, rufe deine Mutter her,
Sag ihr, ich wär der Kaiſer und hätt' ihrer Begehr."
Da ſprach das kleine Knäblein, ſein Beſinnen war nicht groß:
„Mutter kann nicht kommen, ſie hat das Kind auf dem Schoos."

Der Kaiſer ſprach mit Lachen: „So muß ich mich bemüh'n!"
Das Knäblein mit dem Schwerte lief voran durch das Grün.
Er lief und rief zur Mutter: „Mutter, nimm das Schwert,
Der Mann will mir's nehmen, dem hat es zugehört."

Da ſah der Kaiſer ſitzen ein wunderherrlich Weib,
Mit langen goldnen Haaren, von Antlitz ſchön und Leib:
Eine Königin des Waldes! voll ſtiller Mutterluſt
Säugte ſie ein Knäblein an ihrer blühenden Bruſt.

Voll Scham den ſchönen Buſen bedeckte ſie ſofort;
Sie ſah den Fremden und hörte nicht auf des Knaben Wort.
Den Mann von ernſter Hoheit mit greiſem Bart und Haar,
Sie glaubt' ihn wohl zu kennen, und wußte nicht, wer es war.

Er ſprach: „Gott grüß dich, Tochter!" — ſo ſprach er, weil ſie jung
Und ſchön war — „kannſt du reichen mir einen kühlen Trunk?"
Sie lief behend hinunter, wo die Quelle ſprang,
Und ſchöpft' und kam und reicht' ihm: er trank und ſagt' ihr Dank.

Sie ſprach: „Ihr müßt auch eſſen, ihr könnet ſo nicht fort;
Denn weithin in der Runde trefft ihr nicht Stadt, nicht Ort.
Nun ſetzt euch hier in's Kühle, gleich bin ich wieder da."
Mit Staunen ſich der Kaiſer die ſchmucke Hütte beſah.

Sie war aus glatten Stämmen gefügt mit Kunſt und Fleiß,
Geziert mit weißer Rinde und mit geſchältem Reis,
Und wohl mit grünem Mooſe gepolſtert und verwahrt.
Und hingen Hirſchgeweihe umher nach Jägerart.

Da kam zurück vom Jagen Herr Eginhard nach Haus,
Er bracht' auf ſeinen Schultern ein gutes Wild zum Schmaus,
Und Fiſch in einem Netze, die legt' er auf den Tiſch,
Und ſchaute drein ſo munter, ſo fröhlich und ſo friſch.

Doch wie er ſah den Fremden hat Staunen ihn erfaßt:
„Willkommen, herzwillkommen, ihr ſeid mein erſter Gaſt."
Er ſchüttelt ihm die Rechte und ſchlug ihm in die Hand,
Daß es Kaiſer Karl war, hat er nicht erkannt.

„Nun Weib, bring uns zu eſſen, denn es iſt Mittagszeit,
Ich habe gejagt im Walde, und der Fremde kommt von weit."
Doch Emma ſtand und lauſchte, und lehnt an die Wand ihr Ohr,
Ihr kam des Fremden Stimme ſo lieb und traulich vor.

Ihr ſchlug das Herz im Buſen, gleich wie vor Luſt und Schmerz,
Längſt entſchwundene Bilder ſtürmten an ihr Herz.
Dann mußte ſie zum Feuer; ſie wendete den Spieß;
Am Dufte ſchon der Braten ſich ringsum ſpüren ließ.

Den dampfend heißen Braten trug ſie unters Dach,
Die Schüſſel mit den Beeren trug ihr das Knäbchen nach.
Nun ſetzten ſich die dreie geſellig um den Tiſch:
Da gab es ſüße Früchte und ſchmackhaft Fleiſch und Fiſch.

Und Emma ſchnitt das Wildpret kunſtrecht wie ſich's gehört,
So wie es einſt der Vater zu Aachen ſie gelehrt.
Er ſchaute zu und freute ſich über jeden Schnitt —
Doch plötzlich eine Thräne Kaiſer Karl entglitt.

Und Alles, wie er's liebte, auf Blättern, Beeren roth —
Wie ſie nun freundlich bittend ſein Lieblingsſtück ihm bot:
Da rief er: „Emma! Tochter!“ — es wankten Fleiſch und Fiſch,
Wie ſie ſich wild umarmten — die Aepfel rollten vom Tiſch.

„O Vater, lieber Vater!“ — „O Emma, ſüßes Kind!
Geſegnet dieſe Stunde, da ich dich endlich find'!
Was hab' ich dich geſuchet — und das iſt Eginhard?!“
„Ich bin's,“ ſprach er von ferne aus ſeinem braunen Bart.

Da bot der Kaiſer wieder die Hand ihm traulich hin,
Der legte drein die ſeine mit ehrerbiet'gem Sinn.
Doch Emma ſprang von dannen, und kam ſo froh gerannt,
Den Säugling auf dem Arme, den Knaben an der Hand.

Der Knab' in ſeinem Fäuſtchen trug noch das große Schwert;
Er ſprach: „Ich ſoll dir's bringen, hat Mutter mich gelehrt.“
Der Kaiſer ſprach: „Behalt es, bis du groß worden biſt,
Dann führ' es mir zu Ehren!“ und hat ihn viel geküßt.

Da ſchollen Hörnerklänge luſtig durch den Wald,
Laut und immer lauter; nahe kam es bald.
Kaiſer Karl's Gefolge ſuchte ſeinen Herrn;
Jubelſtimmen ſchollen; ſie ſah'n ihn ſchon von fern.

Der Kaiſer ſprach: „Da ſehet, ich that den beſten Fang:
Dies hier iſt meine Tochtee, ich ſuchte ſie jahrelang!“
Da beugten ſich die Ritter, tief neigten Alle ſich;
Doch Emma ſah ſo freundlich nnd ſtand ſo königlich.

Der Kaiſer ſprach: „Beſcheidet die Roſſ' und Wagen her
Und bringet Wein zur Stelle, hier ſind die Krüge leer.
Nun, Kinder, ja, das lob' ich, ihr habt ein ſchönes Haus;
Doch über unſrer Freude iſt kalt geworden der Schmaus!“

Nun gingen ſie zu Tiſche; für alle war genug;
Die Ritter in dem Graſe füllten manchen Krug;
Sie tafelten im Grünen beim hellen Sonnenſchein;
Die Nachtigallen ſangen, die Becher klangen drein.

Doch als der Kaiſer mahnte zum Aufbruch aus dem Wald,
Da weinte Emma Thränen: „Willſt du von uns ſo bald?“
„Nicht ich von euch, ihr müſſet ja mit mir auf mein Schloß;
Nun rüſtet, macht euch fertig, es geht ſogleich zu Roß!“

Sie kleidete die Kinder in warme Pelzchen fein,
Und packte viel zuſammen, nur nicht das Haus mit ein.
Sie ließ die zahmen Hirſche aus ihrer Hürd' heraus:
„Lebt wohl, ich muß nun ſcheiden; leb' wohl, du Waldeshaus!“

Sie kamen nun zum Grunde im tiefen Wald verſteckt;
Da ſtanden alle Bäume mit Aepfel reich bedeckt.
„Seht meinen Obſtgarten!“ ſprach Emma hoch zu Roß,
„Wer wird den Segen pflücken? Ich zieh' auf des Vaters Schloß!“

Und weiter an dem Waſſer zogen ſie in's Thal;
Da wandt im Abendglanze ſich Emma noch einmal:
„Leb' wohl, o du Wald, nun lebe mir wohl, Du ſel'ge Statt!“
Nach dieſem Wort der Odenwald und der Ort den Namen hat.

Sie lebten nun mitſammen zu Aachen in dem Schloß;
Herr Eginhard am Hofe der Ehren viel genoß;
Er folgte ſeinem Kaiſer in großer Thaten Lauf;
Erſt half er ſie vollbringen und ſchrieb hernach ſie auf.

Und als ſie mußten ſterben, hat man ſie beigeſetzt
Zu Seligenſtadt im Kloſter; da ruhen ſie noch jetzt,
Beide bei einander: und wer mir das nicht glaubt,
Der kann die Steine leſen, ſie ruh'n ob ihrem Haupt.

Otto Fried. Gruppe

Aus dem Nibelungen-Lied.

Überſetzt von K. Simrock.

Erſtes Abenteuer.

Wie Chriemhilden träumte.

Die alten Sagen melden uns hoher Wunder viel
Von preiswerthen Helden, von kühnem Wageſpiel;
Von Freuden und Luſtbarkeiten, von Weinen und von Klagen,
Von kühner Recken Streiten, mögt ihr nun Wunder hören ſagen.

Es wuchs bei den Burgonden ein edel Mägdelein,
Wie in allen Landen kein ſchön'res mochte ſein;
Chriemhild war ſie geheißen, ſie ward ein ſchönes Weib,
Um das viel Degen mußten verlieren Leben und Leib.

Die Minnigliche lieben brachte nimmer Scham
Kühnen Rittersleuten; Niemand war ihr gram;
Schön ohne Maaßen war ihr edler Leib;
Der Jungfrau Tugend zierte wohl jedes andere Weib.

Sie pflegten drei Könige, edel und auch reich,
Gunther und Gernot, die Recken ohne Gleich,
Und Gieſelher der junge, ein auserwählter Degen;
Ihre Schweſter war die Fraue, die Fürſten hatten ſie zu pflegen.

Die Herren waren milde, von Stamme hochgeboren,
Von unerhörten Kräften, die Recken auserkoren;
Das Reich der Burgonden, ſo war ihr Land genannt:
Sie ſchufen ſtarke Wunder hernach in Etzels Land.

Zu Wormes an dem Rheine ſie wohnten mit ihrer Kraft;
Von ihren Landen diente viel ſtolze Ritterſchaft
Mit rühmlichen Ehren die ganze Lebenszeit,
Bis daß ſie jämmerlich ſtarben durch zweier edeln Frauen Neid.

Frau Ute ihre Mutter, die reiche Königin, hieß;
Ihr Vater hieß Dankrat; der ihnen das Erbe ließ
Bei ſeines Lebens Ende, vordem ein ſtarker Mann,
Der auch in ſeiner Jugend viel großer Ehren gewann.

Die drei Könige waren, wie ich kund gethan,
Stark und hohen Muthes, ſie hatten unterthan
Auch die beſten Recken, wovon man je geſagt,
Von großer Kraft und Kühnheit, in ſcharfen Streiten unverzagt.

Das war von Troneck Hagen, und auch der Bruder ſein
Dankwart der ſchnelle, von Metzen Ortewein;
Die beiden Markgrafen Gere und Eckewart;
Volker von Alzeie, an allen Kräften wohlbewahrt;

Rumolt der Küchenmeiſter, ein wackerlicher Degen;
Sindolt und Hunolt, die Herren mußten pflegen
Des Hofes und der Ehren, in der drei Fürſten Bann:
Sie hatten noch manchen Degen, den ich euch nicht nennen kann.

Dankwart, der war Marſchall; da war der Neffe ſein
Truchſeß des Königes, von Metzen Ortewein;
Sindolt, der war Schenke, ein auserwählter Degen,
Und Kämmerer war Hunolt; ſie konnten hoher Ehren pflegen.

Von ihres Hofes Stärke und ihrer weiten Kraft,
Von ihrer hohen Würde und ihrer Ritterſchaft,
Wie ſie die Herren übten mit Freuden all ihr Leben,
Davon weiß wahrlich Niemand euch ein volles Bild zu geben.

In dieſen hohen Ehren, da träumte einſt Chriemhild
Sie zöge ſich einen Falken, ſtark, ſchön und wild;
Den griffen ihr zwei Aare; daß ſie das mußte ſeh'n,
Ihr konnt' auf dieſer Erde kein größer Leid geſcheh'n.

Sie ſprach von dem Geſichte zu ihrer Mutter Ute;
Die wußte keine Deutung als dieſe für die Gute:
„Der Falke, den du gezogen, das iſt ein edler Mann:
Gott woll' ihn denn behüten, ſonſt iſt es um ihn gethan."

„Was ſagt ihr mir vom Manne, viel liebe Mutter mein?
Ohne Reckenminne ſo will ich immer ſein;
So ſchön will ich verbleiben, bis an meinen Tod,
Daß ich von Mannesminne gewinne nimmer Noth."

„Verſprich es nicht zu theuer," begann die Mutter ſo:
„Willſt du je von Herzen auf Erden werden froh,
Das kommt von Mannesminne; du wirſt ein ſchönes Weib,
So Gott dir noch vergönnet eines guten Ritters Leib."

„Die Rede laſſet bleiben," ſo ſprach ſie, „Fraue mein,
Es mag an manchen Weiben genug erprobet ſein,
Wie Liebe mit Leide zuletzt belohnen kann:
Ich will ſie meiden beide: nie übel ergeht es mir dann."

In ihren hohen Tugenden, deren ſie züchtig pflag,
Lebte das edle Mägdelein noch manchen lieben Tag,
Und hatte nicht gefunden, den minnen möcht' ihr Leib;
Dann ward ſie doch mit Ehren eines guten Ritters Weib.

Das war derſelbe Falke, den jener Traum ihr bot,
Den ihr beſchied die Mutter. Ob ſeinem frühen Tod,
Den nächſten Anverwandten wie gab ſie blut'gen Lohn!
Durch dieſes Einen Sterben ſtarb mancher Mutter Sohn.

Zweites Abenteuer.

Von Siegfrieden.

Es wuchs in Niederlanden eines edeln Königs Kind;
Sein Vater hieß Siegmund, ſeine Mutter Siegelind;
In einer reichen Veſte, ferne wohlbekannt,
Tiefunten an dem Rheine; ſie war Burg Santen genannt.

Ich ſag' euch von dem Degen, wie er ſtattlich ward:
Sein Leib vor allen Schanden war ſorgſamlich bewahrt,
Stark und vielgewaltig ward bald der kühne Mann;
Heil was er großer Ehren auf dieſer Erde gewann!

Siegfried war geheißen der ſchnelle Degen gut;
Er beſuchte viel der Reiche in hochbeherztem Muth;
Er ritt durch ſeine Stärke in manches fremde Land:
Heil was er kühner Degen bald bei den Burgonden fand!

Bevor der kühne Degen herangereift zum Mann,
Da hatt' er ſolche Wunder mit ſeiner Hand gethan,
Davon man immer wieder ſingen mag und ſagen;
Wir müſſen viel verſchweigen davon in dieſen Tagen.

In ſeinen beſten Zeiten, bei ſeinen jungen Tagen,
Mochte man viel Wunder von Siegfrieden ſagen,
Was Ehren er erworben, und wie ſchön ſein Leib;
Drum dachte ſein in Minne manches waidliche Weib.

Man erzog ihn mit dem Fleiße, der ihm geziemend war:
Was ihm hoher Tugenden der eigne Sinn gebar!
Davon ward noch gezieret ſeines Vaters Land,
Daß man zu allen Dingen ihn ſo recht herrlich fand.

Er war nun ſo erwachſen, um mit nach Hof zu gehn;
Die Leute ſahn ihn gerne, viel Frau'n und Mägdlein ſchön
Wünſchten wohl, er käme nach Hofe immerdar:
Hold wurden ihm gar Manche; deß ward der Degen wohl gewahr.

Selten ohne Hüter man reiten ließ das Kind;
Mit Kleidern ließ ihn zieren Siegmund und Siegelind;
Auch pflegten ſein die Weiſen, denen Ehre war bekannt;
Drum mocht' er wohl gewinnen die Leute und auch das Land.

Nun war er in der Stärke, daß er wohl Waffen trug;
Weß er dazu bedurfte, deß gab man ihm genug.
Da hub er an auf Werben nach ſchönen Frau'n zu ſinnen:
Die mochten wohl mit Ehren den kühnen Sieg'fried minnen.

Da ließ ſein Vater Siegemund verkünden ſeinem Bann,
Er ſtell' ein Hofgelage mit lieben Freunden an.
Da brachte man die Märe in anderer Könige Land:
Den Heimiſchen und Fremden gab er Roſſe und gut Gewand.

Wen man erkunden mochte, der Ritter ſollte ſein,
Von hoher Ahnen Stamme, die edlen Junker fein
Lud man nach dem Lande zu dem Hofgelag:
Mit dem jungen Könige nahmen ſie das Schwert hernach.

Man mochte viel Wunder von dem Feſte ſagen;
Siegmund und Siegelinde mußten Ehr' erjagen
Durch reichliche Geſchenke, die ſpendet' ihre Hand;
Drum ſah man viel der Fremden zu ihnen reiten in das Land.

Vierhundert Schwertdegen ſollten gekleidet gehn
Neben Siegfrieden: da war manch Mägdlein ſchön
An dem Werk geſchäftig; ihm waren alle hold;
Viel edle Steine legten die Frauen in das Gold;

Die wollten ſie mit Borten wirken in's Gewand
Der jungen ſtolzen Ritter; deß war ſo viel zur Hand.
Der Wirth ließ Sitz errichten für manchen kühnen Mann,
Zu der Sonnenwende, wo Siegfried Ritters Namen gewann.

Da gingen zu dem Münſter mancher reiche Knecht
Und viel der edlen Ritter. Die Alten thaten Recht,
Daß ſie den Jungen dienten, wie ihnen einſt geſchah:
Sie fanden Kurzweile und Freude die Fülle da.

Als man da Gott zu Ehren eine Meſſe ſang,
Da hub ſich von den Leuten gewattiglich der Drang:
Da wurden ſie zu Rittern nach ritterlichem Rechte,
Mit ſolchen hohen Ehren, wie kein Tag es wiederbrächte.

Sie gingen, wo sie fanden manch gesattelt Roß:
Im Hofe Siegmunds wurde das Ritterspiel so groß,
Daß man ertosen hörte den Palast und den Saal;
Die hochbeherzten Degen verbreiteten fröhlichen Schall.

Man hörte Stöße tosen von Jungen und von Alten,
Daß von der Schäfte Splittern die Lüfte wiederhallten;
Die Trümmer sah man fliegen bis zum Palast hinan
Aus manches Ritters Händen; das ward mit Fleiß gethan.

Der Wirth bat es zu lassen: man zog die Rosse fort;
Auch sah man zerbrochen viel starke Schilde dort,
Und viel der edeln Steine auf das Gras gefällt,
Vom lichten Schildbeschlage: die hatten die Stöße zerschellt.

Da folgten des Wirthes Gäste, als man zu Tische lud;
Sie schied von ihrer Müdigkeit viel edle Speise gut,
Und Wein, der allerbeste, deß man die Fülle trug;
Den Heimischen und Fremden bot man da Ehre genug.

So viel sie Kurzweile pflagen den ganzen Tag,
Das fahrende Gesinde doch kaum der Ruhe pflag;
Sie dienten um die Gabe, die man da reichlich fand:
Da ward mit Lob gezieret König Siegmunds ganzes Land.

Da ließ der Herr verlehen Siegfried den jungen Mann,
Das Land und die Burgen, wie sonst er selbst gethan:
Seine Schwertgenossen beschenkte reich seine Hand;
Da freute sie die Reise, die sie thaten in das Land.

Das Hofgelage währte bis an den siebenten Tag;
Die reiche Siegelinde der alten Sitte pflag:
Aus Liebe zu dem Sohne vertheilte sie rothes Gold;
Sie mocht' es wohl verdienen, daß ihm die Leute waren hold.

Bald war von den Fahrenden kein Armer mehr im Land;
Ihnen stoben gute Kleider und Rosse von der Hand,
Als hätten sie zu leben nicht mehr den einen Tag;
Ich weiß, daß nie Gesinde so hoher Milde wieder pflag.

Mit ruhmwerthen Ehren beschloß das Hofgelag.
Von des Landes Herren vernahm man wohl hernach,
Daß sie dem jungen Degen gern wären unterthan:
Das wollte nicht Siegfried, der tugendreiche Mann.

So lang sie noch lebten, Siegmund und Siegelind,
Begehrte nicht der Krone der Beiden liebes Kind;
Er wünschte nur zu herrschen mit aller der Gewalt,
Womit in den Landen wirkte der Degen kühn und wohlgestalt.

Ihn durfte Niemand schelten: seit er die Waffen nahm
Pflag er der Ruh nur selten; der Recke lobesam
Begehrte nur zu streiten und seine starke Hand
Macht' ihn zu allen Zeiten in fremden Landen wohlbekannt.

Ludwigs des Frommen Tod.

(840. Nieder-Ingelheim.)

Es kommt ein Schiff geschwommen
Herab den stolzen Rhein,
Die weißen Segel wallen
Im goldnen Mittagsschein;

Umgeben von Getreuen
Ruht drin gebettet weich
Der fromme Kaiser Ludwig
So krank und todesbleich.

„Legt an, legt an, ihr Schiffer,
Bei dieſer ſtillen Au',
Da weh'n durch ſchatt'ge Bäume
Die Lüfte mild und lau;
Da raſſeln keine Schwerter,
Da tönt kein Schlachtgeſang
Mir vom Verrath der Söhne
Mit fürchterlichem Klang."

„Und auf dem grünen Raſen,
Ihr Treuen ſpannt mein Zelt,
Auf daß in Frieden ruhe
Der Herrſcher einer Welt.
Schon rauſcht des Rheines Welle
Ein ſanftes Schlummerlied,
Und leichter wird ſich ſchließen
Mein Auge, trüb' und müd'."

Es ſprach's der kranke Kaiſer,
Da wird erfüllt ſein Wort,
Man trägt ihn auf ein Lager
Am kleinen Inſelport.
Wie blaß ſind ſeine Wangen,
Wie todesmatt ſein Blick,
Er richtet ihn voll Trauer
Nach Ingelheim zurück.

Und auf den Zinnen leuchtet
Der letzte Abendſtrahl,
Die hundert Säulen ſchimmern
Am ſtolzen Kaiſerſaal;
Da fühlt der fromme Ludwig,
Daß ſeine Stunde ſchlägt,
Er betet lang' und leiſe,
Und ſagt von Schmerz bewegt:

„Seht, wie der Glanz der Säulen
Verſchwunden iſt in Nacht, —
Bald wird auch ſo vergehen
Der Karolinger Macht! —
Sagt meinen fernen Söhnen
In Wehr und Waffen wild,
Daß ſie dies Herz gebrochen,
Zu weich und Vatermild.

„Doch will es gern vergeben,
Vergeſſen muß es bald
Der Erde Luſt und Schmerzen,
Haß, Liebe und Gewalt!
Ihr Ritter, nehmt die Krone,
Umglänzt von nicht'gem Schein,
Lothar ſoll ſie empfangen,
Er wird nun Kaiſer ſein.

„Und bringt ihm auch den Zepter,
Zu ſchwer oft meiner Hand;
Bringt ihm den Purpurmantel,
Mir genügt ein Sterbgewand.
Denn nun zum drittenmale
Vom ſtolzen Kaiſerthron,
Doch ach, in's Grab hernieder
Steigt, großer Karl, dein Sohn!

„Aus — aus —" ſein Auge ſinket,
Umhüllt von Todesnacht;
Er hat den Kampf beſtanden,
Er hat den Sieg vollbracht.
Doch um die Königsleiche
Knie'n traurig und voll Schmerz,
Die Ritter zum Gebet,
Für das gebrochne Herz.

Adelheid von Stolterfoth.

Ludwig der Springer.

(1076.)

Hell über Sachſens Forſte
Schwamm goldner Morgenduft,
Der Aar aus ſeinem Horſte
Erhob ſich in der Luft;
Auf Giebichenſtein, der Feſte,
Sitzt ein gewalt'ger Aar,
Der flöge gern vom Neſte
Zum Himmel blau und klar.

Graf Ludwig iſt's; gefangen
Blickt traurig er hinaus;
Wie muntre Lämmer ſprangen
Im Glanz des Morgenthau's;
Ein Hirſchlein dort im Thale
Stillt ſeinen Durſt am Bach,
Ein Nachen auf der Saale
Schwimmt leis den Wellen nach.

Da ſchwellt dem armen Ritter
Die Bruſt ein Klageton:
„O Spira!" ruft er bitter,
„O Feld voll Schmach und Hohn!
Wo unſre Fahnen ſanken
Vor Heinrich's Siegerhand;
Du haſt in ſolche Schranken
Manch freies Herz gebannt!"

„O Adelheid! ich ſehe
Wie du um Ludwig weinſt!
Geſtürzt von meiner Höhe!
Ich, deſſen Banner einſt
So ſtolz und freudig wallten,
Von Ketten, Kerkerduft
Und Moder feſtgehalten,
Lebendig in der Gruft!"

So ſieht er, bang durchirrend
Die Fluren mit dem Blick,
Da ſchiebt ſich leiſe klirrend
Des Kerkers Thür zurück;
Herein zu ihm tritt grüßend
Der graue Caſtellan,
Dem ſtrömt die Rede fließend
Vom Munde ohne Zahn:

„Herr," ruft er, „frische Zeitung!
Kampf gibt's und Streit genug!
Ich las die Vordedeutung
Längst in der Wolken Zug!
In seltsamen Gestalten
Sah ich manch dräuend Bild;
Ein Banner war's mit Fatten,
Ein Schwert, ein Roß, ein Schild!"

„Nun hat sich's so gestaltet,
Otto von Nordheim hat
Sein Banner schon entfaltet,
Es gährt in Land und Stadt;
Der Bauer und der Ritter
Sie hegen gleichen Zorn;
Lauscht nur! Ihr hört am Gitter
Manch gellend Sachsenhorn!"

„Heut in der Morgenfrische
Ging ich thalniederwärts,
Da sah ich durch die Büsche
Ein Schimmern, wie von Erz.
Von Manchem spricht die Kunde,
Der wider Heinrich schwor,
Auch sei in ihrem Bunde
Der siebente Gregor!"

Der Alte ist gegangen.
Hei! Ludewig! wie schwillt
Das Roth auf deinen Wangen!
Du lauschest; — vom Walde schrillt
Ein Horn zu dir herüber,
Du kennst die Klänge gut!
Es raset, wie im Fieber,
Zum Herzen all dein Blut.

Mit zaubrischen Gewalten
Zieht's dich zum Thal hinab:
Nicht länger soll mich halten
Gefesselt dieses Grab!
Ich will's nicht mehr ertragen,
Willkommner ist ein Tod
Das Haupt am Fels zerschlagen;
Als lange Kerkernoth!"

Zum Fenster eilt er bebend:
Hoch weh! — kein Hoffnungsstrahl!
Sein Kerker hänget schwebend,
Ein Nestlein, über'm Thal;
Jäh in der Saale Spiegel
Stürzt sich der Fels hinein.
„Ach", seufzt er, „hätt' ich Flügel
Wie jenes Vögelein!"

Er mißt die steile Tiefe
Wohl zehnmal mit dem Blick,
Dort unten tönt's, als riefe
Ihn nieder Ruhm und Glück;
Ein kurz Gebet! — Erklommen
Die Wand! — Ein Sprung! — Ein Stoß! —
Weich hat ihn aufgenommen
Der Fluß in seinen Schoos.

Das Ufer ist errungen,
Er eilt in schnellem Lauf
Zum Wald, von wo erklungen
Das Horn zu ihm herauf.
Bald grüßt er seine Fahnen,
Und seine Adelheid,
Und wandelt auf den Bahnen
Des Ruhm's auf's Neu' im Streit.

Bruno Lindner.

Kaiser Heinrich IV. in Bingen.

Der Nordwind braus't, es wogt der Rhein,
Und Nebel hüllt die Fernen ein;
Doch Kaiser Heinrich steigt auf's Roß,
Verläßt in Koblenz Herr und Schloß,
Und reitet fort mit kleiner Schaar,
Die stets ihm treu geblieben war;
Er will nach Mainz zum Reichstag geh'n
Und seinen Feinden Rede steh'n.

Der Abend sinkt; es steigt der Sturm;
Schon ragt Klopp's gewatt'ger Thurm
In dämmernder Gestalt empor,
Schon zeigt sich Bingens graues Thor,
Und an dem eisbedeckten Strom
Ragt in die Luft der alte Dom;
Doch Licht an Licht mit hellem Schein
Strahlt fröhlich in die Nacht hinein.

Gekommen ist die heil'ge Zeit,
Wo jedes Herz sich liebend freut;
Die Kinder denken an den Baum,
Die Eltern an den Jugendtraum;
Der Kaiser aber, gramerfüllt,
An sein Geschick so rauh und wild.
Er denkt, wie freudenlos und trüb'
Schon lang für ihn die Christnacht blieb.

Still schaut er in die dunkle Nacht,
Und manches finstre Bild erwacht,
Und manche feindliche Gestalt
An seinem Geist vorüberwallt.
Vergangner Zeit denkt er mit Schmerz,
Und vor der Zukunft zagt sein Herz;
Denn Pfaffentist und Feindeswuth,
Die brachen ihm den Lebensmuth.

An Heinrich denkt er, seinen Sohn,
Der frech gestrebt nach Reich und Thron,
Und der sein greises Heldenhaupt
Unwürdig einer Krone glaubt;
Der seinen Feinden sich verband
Und wild erregt das deutsche Land —
Ach! und der Vater ahnet nicht,
Daß er noch ganz das Herz ihm bricht.

Er glaubt' dem Heuchler und verzieh,
Als er vor ihm gebeugt das Knie,
Und nahm ihn wieder an sein Herz,
Vergessend allen Groll und Schmerz.
Doch Heinrich, voller List und Trug,
Eilt ihm voran mit seinem Zug,
Zu Bingen sinnend auf Verrath
Und gottverdammte Räuberthat.

Jetzt hält der Kaiser müd' am Thor,
Und Heinrich's Marschall tritt hervor,
Er beugt das Knie — „Herr, Euer Sohn
Entsandte treue Boten schon;
Gefährlich wär's nach Mainz zu geh'n,
Eh' dorten Eure Freunde steh'n:
Beliebt's Euch, weilt auf Klopp die Nacht,
Bis morgen Kunde wird gebracht."

Der Kaiser nickt — „„Ha, sahst ihr nicht
Dort drüben meines Sohn's Gesicht?""
Nacht hüllt die Stelle wieder ein,
Und seine Diener sagen: Nein.
Da zieht der Kaiser still hinauf,
Und Klopp thut seine Pforten auf;
Er steigt vom Roß, die Brücke fällt, —
Gefangen ist der alte Held.

Horch, eh'rne Tritte — Waffenklang;
Was rasselt durch den Bogengang?
Umleuchtet jetzt vom Fackelstrahl
Deckt um den Kaiser mancher Stahl;
„Verrath," so seufzt er schmerz erfüllt,
Und hat sein tapfres Schwert enthüllt:
„Ach, Heinrich, Heinrich," ruft er laut,
„Dir hat ein Vaterherz vertraut!"

Und kühn und fest um ihn gereiht
Kämpft seine Schaar den harten Streit,
Und jeder gibt mit hohem Muth
Für seinen Herrn das treue Blut.
Doch endlich siegt der Feinde Macht;
Und die Getreuen deckt Nacht;
Bleich steht der Kaiser und allein,
Im Blicke Wuth, im Herzen Pein.

„Ergebt Euch, Herr!" so tönt's umher,
„Ihr seid nicht länger Kaiser mehr.
Dem fünften Heinrich schwuren wir,
Der vierte bleibt gefangen hier."
Da sinkt das Schwert aus seiner Hand,
Er hat den Blick empor gewandt,
Und eine Thräne schwer und heiß
Rollt auf der Erde starres Eis.

Dann wankt er durch die Kriegerschaar,
Die still um ihn versammelt war.
Bald schließt ihn ein der hohe Thurm,
So wild umbrauf't vom Winterſturm;
Doch eine finstere Gestalt
Empfängt des Thurmes Schlüssel bald;
Sie schwindet, wie ein böser Geist,
Der Unglück oder Tod verheißt.

Und an des Kaisers Kerker wacht
Ein Krieger, kühn in jeder Schlacht;
Sein Schwert, das nie umsonst gedroht,
Ist noch vom Heldenblute roth;
Doch wie? — dem trüben Aug' entquillt
Jetzt eine Thräne fromm und mild?
Und des betrogenen Vaters Schmerz
Hat tief gerührt sein rauhes Herz!

Er denkt an seines Vaters Haar,
Das greis, wie Kaiser Heinrich's war,
Eh' er gezogen in die Welt,
Die ihn mit schnöden Banden hält;
Und schwört in seinem Herzen still,
Daß er den Kaiser retten will;
Doch daß der Schwur ihm heil'ger sei,
Legt er die Hand auf's Schwert dabei.

Und Wochen flohen trüb' und bang',
Eh' Heinrich's Rettung ihm gelang;
Doch endlich ward sie kühn vollbracht,
Und beide flieh'n in Pilgertracht.
Doch Er, der einst geherrscht im Reich,
Ist nun verstoßen, krank und bleich,
Und dankt dem Himmel — doch mit Schmerz —
Für dieses Eine treue Herz.

Adelheid von Stolterfoth.

Ludwig der Eiserne.

(1129 — 1172.)

1. Adelstyrannei.

Zu Wartburg auf dem Schlosse hielt Landgraf Ludwig Haus
Mit seinem Adelstrosse hellauf in Saus und Braus.
Waidwerk und Bankettiren behagt dem jungen Herrn,
Die Sorge für's Regieren, die läßt er Andern gern.

Da hieß es: Weh' dem Lande, deß König ist ein Kind!
Der Zucht und Ordnung Bande zerrissen gar geschwind.
Des Herrleins Vögt' und Schösser verhöhnten sein Gebot
Und häuften immer größer des Volkes Last und Noth.

Der Lehenspflicht vergeſſen, jedweden Zwangs beraubt,
Hob trotzig und vermeſſen der Edelmann das Haupt,
Und that, was ihm gelüſtet in Fehde, Raub und Brand:
Zertreten und verwüſtet lag rings Thüringens Land.

Da drückten ſchwere Laſten den Bauer bis auf's Blut,
Derweil die Ritter praßten mit frechem Uebermuth.
Den Pflugſtier muß er miſſen, der furcht das Herrenfeld,
Und was er umgeriſſen, ward nicht für ihn beſtellt.

Alltäglich von der Frühe bis wann der Mittag flammt,
Iſt er zur ſauern Mühe der Frohnarbeit verdammt,
Und hat er Roß' und Stiere, der Arme, nicht zur Hand,
Wird er, gleich einem Thiere, ſelbſt vor den Pflug geſpannt.

O grauſenhafte Sage! Wem bräche nicht das Herz!
Sechs Menſchen vor der Waage, der ſiebente führt den Sterz!
Und nebenher der Treiber, die Geiſel in der Fauſt,
Die auf die nackten Leiber zerfleiſchend niederſauſt!

Ha, Bluthund ſonder Gleichen und ew'ger Schande werth!
Sprich! kann Dich nichts erreichen, du Ritter Heinz von Heerd? —
Du thuſt was ſelbſt der Wilde, der Wüſte Sohn, nicht thut.
Du feuchteſt dein Gefielde, Barbar, mit Frauenblut!

Ein ſchwaches Weib in Thränen, — jüngſt ſchied ihr Mann dahin —
Jocht der Tyrann zu denen, die ſeine Furchen ziehn,
Und drängt mit Peitſchenſchlägen, bis ſie zuſammenſinkt,
Und, ihrer Qual erlegen, ihr Blut die Erde trinkt.

Iſt denn kein Recht im Lande? Trifft Frevler kein Gericht?
Hat denn der Fürſt — o Schande! — kein Ohr, kein Augenlicht?
Hört nicht des Volkes Klage? Sieht nicht des Volkes Noth? —
Fühlt nicht des Volkes Plage? Rächt nicht des Volkes Tod? —

Wach auf aus deinem Schlafe, du junges Heldenblut!
Der Wolf zerfleiſcht die Schaafe, derweil der Schäfer ruht
Wach auf mit edlem Grimme, wie ſich der Leu erhebt,
Daß von des Herrſchers Stimme der Thronvaſall erbebt.

2. Der Schmied zu Ruhla.

Einſt in den ſchönen Tagen, wo Frühlingsjubel hallt,
Will Landgraf Ludwig jagen tief im Thüringerwald;
Da ſcheucht er unverdroſſen den Hirſch durch Buſch und Moor,
Bis von den Jagdgenoſſen er jede Spur verlor.

Durch wüſte Waldreviere, die nie ein Fuß betrat,
Schlingt er auf müdem Thiere den ungewiſſen Pfad,
Und ſchon beginnts zu dämmern, ſchon bricht die Nacht herein,
Da hört er dumpfes Hämmern, ſieht ferner Funken Schein.

Er folgt der Spur behende, der jugendliche Held,
Bis er am Waldesende vor einer Schmiede hält.
Da ſprüht in Mitternächten der Eſſe Feuerpfuhl,
Da ſchafft mit ſeinen Knechten der Waffenſchmied zu Ruhl.

Wer ſeid Ihr? ruft der Alte. (Wohl kennt er ſeinen Mann.)
„Ein Fremdling, der dem Walde mit deiner Hülf' entrann,
„Aus Landgraf Ludwigs Troſſe ein Weidmann, irr und matt.
„Gib mir und meinem Roſſe Herberg' und Lagerſtatt."

Das Eiſen muß man ſchmieden, weil's warm iſt, denkt der Greis, —
Nie dürfte mehr ſich bieten ſolch Stündlein gleicherweis.
O daß mein Fürſt jetzt hörte, was ihm kein Höfling ſagt!
Wills Gott, wird der Bethörte vom Schlummer aufgejagt. —

Ihr dient dem Landverderber? ſpricht er, dem tollen Fant,
Dem Roß und Hund und Sperber mehr gilt, denn Leut' und Land?
Solch Männlein darf nicht hauſen in biedrer Leute Sach;
Geht, in dem Schoppen draußen iſt euer Schlafgemach!

Wär' ich an ſeiner Seite zu Wartburg auf dem Schloß,
Ich ſchmiedet' ihm Geſchmeide für ſolcher Schranzen Troß;
Halseiſen ſtatt der Helme dem adligen Geſind,
Handſchellen für die Schelme, Kettlein zum Angebind!

Nun rügt er ernſt und bitter des Hofes Schwelgerei,
Den Frevelmuth der Ritter, der Vögte Tyrannei,
Giebt treu dem Fürſten Kunde von ſeines Leichtſinns Frucht,
Sagt, wie aus Einem Munde das arme Volk ihm flucht.

Da flammt, wie Wetterleuchten, des Jünglings Augenlicht,
Und Zornesthränen feuchten ſein edles Angeſicht;
Beſtürmt von Scham und Reue, wankt er dem Lager zu
Und ſucht auf harter Streue nur Einſamkeit, nicht Ruh'.

Doch unbarmherzig hämmert an ſeiner Eſſe Pfuhl,
Bis daß das Frührot dämmert, der Waffenſchmied zu Ruhl,
Und ruft, daß Frucht ihm trage des Fürſten Gegenwart,
Bei jedem Hammerſchlage: Auf, Langraf, werde hart!

Und als auf Bergeszinnen ſein Gold der Morgen goß,
Beſteigt mit tiefem Sinnen der junge Fürſt ſein Roß.
Er drückt die Hand dem Alten: Hab' Dank und Gotteslohn!
Dein Wort ſoll fürder walten! Er ſprach's und ritt davon.

3. Der Adelsacker.

Zu Wartburg auf der Feſte da gab's der Gäſte viel,
Doch kamen nicht die Gäſte zu Feſtgelag' und Spiel;
Des Herrſchers finſtre Züge verſcheuchten Spiel und Scherz,
Und ob verdienter Rüge pocht manchem Schelm das Herz.

Der Landgraf thät erkunden, die wider Eid und Pflicht
Sein Volk unmenſchlich ſchunden und zog ſie vor Gericht.
Er ſtraft die Miſſethäter ohn' Anſehn der Perſon
Und bannt die Hochverräther fortan von ſeinem Thron.

Des Landes Noth zu ſtillen, die tief in's Herz ihn brennt,
Führt er mit ehrnem Willen nun ſelbſt das Regiment;
Er ſetzt den trotz'gen Rittern die Eiſenfauſt auf's Aug'
Und macht die Vögte zittern vor ſeines Wortes Hauch.

Doch wie dem Dammeshügel die Fluth entgegenſchäumt,
Wie gegen Zaum und Zügel das ſtolze Roß ſich bäumt,
Wie aus Gehag und Gitter Gewild zu brechen droht,
So ſträuben Vogt und Ritter ſich gegen ſein Gebot.

Sie rotten ſich zuſammen, ſie rüſten ſich zum Streit,
Des Aufruhrs blutige Flammen entlodern weit und breit;
Da ſtellt mit wenig Treuen der Held zum Kampf ſich dar,
Und vor dem Blick des Leuen erbebt der Wölfe Schaar.

Digitized by Google

Bei Neuenburg im Thale, da ſchlägt er ſie auf's Haupt,
Da wird mit Einem Male ihr trotziger Muth geraubt;
Sie fliehn in wilder Eile, Gewölk, vom Sturm geſcheucht,
Umſonſt! nach kurzer Weile hat ſie ſein Arm erreicht.

Drauf führt er ſie gefangen gen Neu'nburg auf ſein Schloß,
Und ſpeicht zum todesbangen verrätheriſchen Troß:
Wohl hätt' ich, euch zu Füßen eu'e Haupt zu legen, Macht,
Doch Schuld mit Blut zu büßen, wird Fürſten oft verdacht.

Wollt' ich zur Sühne nehmen all euer Gut und Recht,
Ich müßte deß mich ſchämen, habſüchtig wär's und ſchlecht.
Doch ſchenkt' ich euch, Verbrecher, großmüthig Straf' und Schuld,
Ihr freveltet nue frechee, hohnlachend meiner Huld.

Wohlan! ich will nicht minder euch treffen nach Gebühe,
Auf Kind und Kindeskinder ein Denkmal für und für.
Genau nach euren Werken geſcheh' euch allzugleich,
Daß männiglich ſoll merken, Recht herrſch' in meinem Reich.

Er führt hinaus in's Weite den Hochverrätherzug
Im Armenſünderkleide und ſchirrt ihn voe den Pflug;
Zuſammen Vier zu Vieren abwechſelnd eingeſpannt,
Durchfurchen ſie, gleich Stieren, drei Tage lang das Land.

Er ſelber auf dem Acker, der zornentflammte Held,
Handhabt die Peitſche wacker, daß Manchee wankt und fällt,
Und flehn ſie um Erbarmen den ſtrengen Rächer an:
Ha! ruft er, ha! den Aemen hat's auch nicht wohlgethan!

Drauf nimmt er ſie auf's Neue in Eid und Lehenspflicht,
Doch traut er ihrer Treue, traut ihren Schwüren nicht;
Er ſieht im Finſtern ſchleichen verhaltner Rache Wuth
Und iſt vor ihren Streichen alsbald auf ſeiner Hut.

Er läßt zu ſich entbieten den Waffenſchmied zu Ruhl:
Ein Wams ſollſt du mir ſchmieden an deinem Feuerpfuhl!
Haſt du mein Herz gehärtet, ſo härt' auch meine Haut,
Daß feſt und ungefährdet vor Meuchlern mir nicht graut.

Gehüllt in Stahl und Eiſen vom Scheitel bis zur Zeh',
Ward er fortan geheißen Ludwig der Eiſerne.
Das Feld, wo er die Plackee des Volks in Staub gelegt,
Heißt heut' noch Adelsackee, von Mauern rings umhegt.

4. Die eherne Mauer.

Einſt hielt in Neu'nburgs Hallen ein ritterlicher Gaſt,
Der Kaiſer, groß voe Allen, Friedrich dee Rothbart Raſt.
Was zeucht nach jenen Höhen des Reiches Haupt und Hort?
Die Schweſter will er ſehen, den wackern Schwager dort.

Herr Schwager, ſpricht der Kaiſer, als er das Schloß beſchaut,
Eu'r Ahnherr hat als weiſer Baumeiſter da gebaut,
Nur fehlt, die Burg zu ſchirmen vor jähem Ueberfall,
Umragt von ſtarken Thürmen, Ringmauee noch und Wall.

Nun wohl! in dreien Tagen, verſetzt der Eiſenheld,
Soll eine Mauer ragen, die Euch gewiß gefällt!
Der Kaiſer drauf mit Lachen: Ihr könnt, Herr Schwager traut,
Wohl Hokuspokus machen, daß Ihr ſo ſchleunig baut?

Denn trau'n! mit rechten Dingen läßt, wie Ihr ſelbſt wohl wißt,
Solch Werk ſich nicht vollbringen in dreier Tage Friſt;
Nähmt Ihr der Maurer Heere vom ganzen deutſchen Land:
Bei Kaiſerwort und Ehre! ſie brächten's nicht zu Stand.

Da lacht der Fürſt im Stillen bei ſich von Herzensgrund,
Und thut ſtracks ſeinen Willen den Thronvaſallen kund:
Es ſollten all' die Seinen in voller Waffenpracht
Vor Neuenburg erſcheinen zur dritten Mitternacht.

Und als zur ſelben Stunde die edle Schaar erſchien,
Stellt er ſie in die Runde rings am Burggraben hin;
Die Helme halten Knappen, die hinter Jedem ſtehn,
Und Andre vorn die Wappen, gar ſtattlich anzuſehn.

Die Ritter, eng geſchloſſen, gepanzert und bewehrt,
Gezückten Schwerts, entſchloſſen den Blick zur Burg gekehrt,
Und da, wo Thürme zieren, wie ſie die Reihe traf,
Mit fliegenden Panieren ein Freiherr oder Graf:

So ſtand im Morgenſchimmer die eherne Mauer da,
So ſchmuck und ſtark, wie nimmer ein Aug' eine Mauer ſah;
Wohlan! nun kommt, Herr Kaiſer! ruft Landgraf Ludwig laut,
Und ſagt mir, ob als weiſer Baumeiſter ich gebaut!

Der Kaiſer mit Behagen ſtreicht ſeinen goldnen Bart;
Bei Gott! hört man ihn ſagen, ein Bollwerk ſeltner Art!
Habt Ihr ſolch eine Mauer, reißt all' die andern ein!
Die gibt Euch Schirm und Schauer in Sturm und Sonnenſchein.

Das Kaiſerwort beflügelt durchläuft den ehrnen Kreis,
Und laut und ungezügelt ſchallt Friedrich Rothbarts Preis,
Und Jubelruf der Gäſte durchdröhnt die Neuenburg
Im Wechſel froher Feſte drei volle Tage durch.

Das Feſt zu krönen, kamen, Schönheit mit Schmuck gepaart,
Thüringens Edeldamen und Fräulein, hold und zart.
Da war man guter Dinge bei Minneſpiel und Tanz,
Und aus dem Eiſenringe ward nun ein Blumenkranz.

5. Der Doppeltod.

Was wallt von Neu'nburgs Zinnen der Trauerflor herab?
Schied Ludwig ſchon von hinnen? beſtellt man ſchon ſein Grab?
Wie? noch im beſten Alter, bei voller Manneskraft,
Wird Thüringens Erhalter ſchon ſeinem Volk entrafft? —

Verſenkt in dumpfe Trauer beweint des Volkes Kern,
Der Bürger und der Bauer, den väterlichen Herrn;
Nur Ritter und Vaſallen frohlocken ungeſcheut,
Mit Luſt ſieht man ſie wallen zu ſeinem Grabgeleit.

Sie bringen ihn getragen, ſie ſolgen ihm zur Gruft,
Doch ſtatt der Todtenklagen füllt Hohngeſchrei die Luft:
Nun hat's der Adel beſſer! Nun ſchreckt kein Machtgebot!
Da liegt der Eiſenfreſſer! Heida! der Löw' iſt todt!

Doch horch! was ſchleußt urplötzlich der frechen Spötter Mund?
Ein Donnertritt entſetzlich durchſtampft des Sarges Grund,
Der Deckel fleugt herunter! Der Fürſt im Stahlgehäus
Ruft lebensfriſch und munter in der Beſtürzten Kreis:

Erbebt, ihr feigen Hunde! Noch lebt, noch schnaubt der Leu'
So also gebt ihr Kunde von Ritterehr' und Treu?!
Eu'r Müthlein wollt ihr kühlen am Todten? — Pfui der Schmach:
Bei Gott! ihr sollt noch fühlen, was dieser Arm vermag!

Er führt, ein Neubelebter, mit männlich fester Hand
Noch Jahre lang das Zepter zum Segen für sein Land;
Er setzt den trotz'gen Rittern die Eisenfaust auf's Aug'
Und macht die Vögte zittern vor seines Wortes Hauch.

Doch als die Eisenknochen des Alters Rost umschleicht,
Als seine Kraft gebrochen den nahen Tod ihm zeigt:
Da heißt er zu sich kommen die Ritter allesammt,
Die zu des Landes Frommen er einst zum Pfing verdammt.

Mein Stündlein ist vorhanden; in Kurzem, bnd er an,
Schwingt aus des Leibes Banden mein Geist sich himmelan;
Drum sei euch kundgegeben mein letzter Wille klar:
So lieb euch Leib und Leben, befolgt ihn auf ein Haar!

In ehrerbiet'ger Stille, nach Schicklichkeit und Pflicht
Bestattet meine Hülle, sobald mein Auge bricht.
Und als bußfert'ge Dulder, zu sühnen meinen Zorn,
Tragt mich auf eurer Schulter zur Gruft gen Reinhardsborn. —

Mit Hand und Mund versprechen sie Treue dem Gebot,
Und wagen nicht zu brechen ihr Wort nach seinem Tod.
Sie fürchten, daß auf's Neue vielleicht der Eisenheld,
Zu prüfen ihre Treue, sich habe todt gestellt.

Drum han sie ihn getragen auf ihren Schultern breit
Mit Zittern und mit Zagen zehn volle Meilen weit.
Und wann in Busch und Hecken ein Lüftchen sich bewegt,
Schaun sie empor mit Schrecken, ob sich der Löwe regt.

An seiner Väter Seite schläft nun den ehrnen Schlaf
Der Held im Eisenkleide, der Herrscher fromm und brav;
Den Großen war er eisern, den Armen war er mild,
Vor Königen und vor Kaisern ein deutsches Fürstenbild.

Heinrich Christian Pfiz.

Ludwigs des Eisernen Mauer.

(1129 — 1172.)

Das war der eiserne Ludwig,
Von Thüringen der Graf,
Den man im Frieden und im Krieg
Nie, als in Waffen traf.

Einst sprach auf seinem Zug durch's Land
Beim späten Abendschein
Herr Friedrich Rothbart vielgenannt,
Der Kaiser, bei ihm ein.

Der Landgraf hieß ihn in dem Saal
Willkommen bei den Herr'n;
Er sorgte für ein kräftig Mahl;
Das sah'n die Ritter gern.

Beim gold'nen Weine ging am Tisch
Die Freude durch das Haus;
Der Kaiser trinkt den Becher frisch
In vollem Zuge aus.

„Stoß an! Den Frieden schirme Dir
Dies gastlich frohe Dach;
Denn, Brüder, diese Mauern hier
Im Krieg sind sie zu schwach."

Der Graf trinkt still den Becher aus
Und steigt zum hohen Thurm;
Er stößt in's Horn, in's Land hinaus
Dröhnt es, wie wilder Sturm.

Am andern Morgen stand um's Schloß
Des Landes Ritterschaar;
Gewappnet waren Mann und Roß
In Eisen ganz und gar.

Des Rothbarts helles Auge traf
Mit Staunen auf die Reih'n;
„Die werden," sprach mit Stolz der Graf,
„Im Krieg mir Mauer sein!"

Wolfgang Müller.

Landgraf Ludwigs Auferſtehung.

(1172.)

Ludwig der Eiſerne war todt
Und lag im finſtern Schragen;
Von Rittern, ſo wie er gebot,
Ward er zu Grab getragen.
Manch edler Herr mit dieſer Laſt
Sich wohl gezwungen nur befaßt;
Doch war es ja die letzte,
Die ihn in Freiheit ſetzte.

Die Schaar nun, ſo den Leichnam trug,
Begann darob zu ſchmälen,
Wie ſie der Landgraf thät genug
Bei ſeiner Lebzeit quälen,
Wie nur die Bauern er beglückt,
Die tapfern Ritter daß gedrückt,
Und gönnten ſeiner Strenge
Des dunklen Schreines Enge.

Urplötzlich fing im ſtillen Sarg
Es laut ſich an zu regen;
Die Hülle, die den Todten barg,
Hub an ſich zu bewegen.
Auf von dem Lager ſprang der Graf,
Den noch des Todes Arm nicht traf —
Vor ihm ſtand ſonder Zittern
Nicht Einer von den Rittern.

Und als er ſchaut im Kreis umher,
Thät ſich ſo Mancher ſchämen:
„War euch die Prüfung ſchon zu ſchwer,
Will euch noch beſſer zähmen!“
Er ſchränkte daß die Ritter ein,
Bis wirklich ihn im engen Schrein
Verſchloß des Herrn Wille —
Da trugen ſie ihn gar ſtille.

Theodor Oelkers.

Landgraf Ludwig und der Löwe.

Der heil'ge Ludwig tritt hervor
Aus Wartburgs hochgewölbtem Thor;
Er grüßet fromm den Morgenſtrahl
Und ſchaut herab auf Stadt und Thal.

Und wie er ſo hinunterſchaut,
Schreckt ihn ein donnergleicher Laut;
Er wendet ſich nach dem Geſchrei,
Und ſieht beſtürzt den Löwen frei.

Den Löwen, den man ihm geſchenkt,
Der ſeinen Kerker heut geſprengt; —
Sein Haupt von Mähnenhaar umrollt,
Bewegt er wild, die Stimme grollt.

Und ſeiner Augen Flammenſtern
Iſt ſtarr gerichtet auf den Herrn;
Doch dieſer blickt ſo feſt ihn an,
Wie ihm der Löwe kaum gethan.

Und Auge feſt in Auge ruht;
Der Landgraf aber droht voll Muth:
„Gleich lege dich, mein edles Thier!
Bei meinem Zorn befehl' ich's dir!“

Da hat der Löwe ſich, erſchreckt,
Zu Ludwigs Füßen hingeſtreckt;
Es hielt die Rieſenkraft in Bann
Der Zornblick von dem frommen Mann.

Ein feſter Blick, ein kühner Muth,
Die ſind zu allen Zeiten gut.
Der Leu des feindlichen Geſchicks
Weicht oft dem Feuer kühnen Blicks.

Ludwig Bechſtein.

Ludwigs des Heiligen Abſchied.

Kaum glänzt die Morgenröthe
Am blauen Himmelsdach,
So ſchmettert die Trompete
Viel' edle Pilger wach.

Der Landgraf, der genommen
Das Kreuz aus Prieſterhand,
Mit einer Schaar von Frommen
Zieht in's gelobte Land.

Er hält ſein Weib umfangen,
Ihm iſt ſo weh um's Herz;
Todtbleich ſind ihre Wangen
Vom großen Seelenſchmerz.

Nicht wiſſen ihre Kleinen,
Was das bedeuten ſoll;
Sie beben tief und weinen,
Das Herz ſo trauervoll.

Horch! da erſchallt auf's Neue
Das Schmettern vor dem Haus;
„Nun lebe wohl, Getreue!“
Ruft ernſt der Landgraf aus.

„An wem vereinſt ihr ſchauet
Dies Ringlein meiner Hand,
Dem glaubet, dem vertrauet:
Er kommt von mir geſandt.“

Am Ringlein aber zeigt sich
Ein weißes Gottesiamm;
Die Fromme sieht's und neigt sich
Getröstet wundersam.

Drauf drückt der Fürst die Kleinen
Mit Inbrunst an sein Herz;
Er möchte heiter scheinen
Und bannen ihren Schmerz.

„Seid," ruft er, „Gott befohlen,
Der stets uns Allen nah;
Ich will Euch Blümlein holen
Vom heil'gen Golgatha."

Adolf Bube.

Die heilige Elisabeth.

Die heilige Elisabeth
An ihrem Hochzeitfeste
Verließ den stolzen Fürstensaal,
Verließ heimlich die Gäste,
Ging in dunkeln Wald hinaus,
Wo eine heil'ge Kapell' erbaut,
Der Mutter Gottes zu dienen.

„O Mutter Gottes, welches Leid,
Ich muß jetzt von Dir scheiden!
Die letzten Blumen bring' ich heut,
Fort muß ich, ich muß meiden
Jetzt Deinen heil'gen Gnadenort,
Muß weit hin in die Fremde fort;
Ade, Du Heilandsmutter!

„Du Bild, so heilig, gnadenreich,
Mein Aug' steht voller Zähren;
Daß ich jetzund Dich nicht mehr schau,
Das will mich schier verzehren!
Leb wohl, leb wohl, Du Mutter mein,
Mit Deinem lieben Kindelein!
Ade zu tausendmalen!"

Sie betet, flehet also lang',
Und will darob nicht beben,
Daß sich ein scharfes, blankes Schwert
Jetzt über ihr erhebet;
In reiner Gnade schwebt ihr Blick
Und achtet nicht des Räubers Tück',
Der sie da will ermorden.

Als der Räuber diesen Blick vernahm
Und schaut die heil'ge Frauen,
Schwere Reue ihn da überkam,
Sein Herz beginnt zu grauen.
Legt' ab sein Schwert und seinen Spieß,
Auf seine Knie' sich niederließ,
Wagt dann sie anzublicken.

„„Um Dich sind Gottes Engel rings,
Den Lockenschmuck zu schützen;
Ich muß mein Leben lang dies Knie,
O Fraue, vor Dir beugen!
O Tugendreiche, betet für mich,
Daß Gott der Herr erbarmet sich
Und mich in Gnaden segnet.""

Volkslied.

Elisabeths Rosen.

Sie stieg herab, wie ein Engelbild,
Die heil'ge Elisabeth, fromm und mild,
Die gabenspendende, hohe Frau,
Vom Wartburg-Schloß auf die grüne Au.

Sie trägt ein Körbchen, es ist verhüllt,
Mit milden Gaben ist's voll gefüllt.
Schon harren die Armen am Bergesfuß
Auf dee Herrin freundlichen Liebesgruß.

So geht sie ruhig — nach Argwohn stahl
Durch Verräthers Mund sich zu dem Gemahl.
Und plötzlich tritt Ludwig ihr zürnend nah,
Und fragt die Erschrockene: „Was trägst du da?"

„„Herr, Blumen!"" hebt's von den Lippen ihr,
„Ich will sie sehen! Zeige sie mir!"
Wie des Grafen Hand das Körbchen enthüllt,
Mit duftenden Rosen ist's erfüllt.

Da wird das zürnende Wort gezähmt,
Vor der edlen Herrin steht er beschämt,
Vergebung erflehet von ihr sein Blick,
Vergebung lächelt sie sanft zurück.

Er geht, und es fliegt ihres Auges Strahl
Frommdankbar empor zu dem Himmelssaal.
Dann hat sie zum That sich herabgewandt,
Und die Armen gespeist mit milder Hand.

Ludwig Bechstein.

Der Mantel der heiligen Eliſabeth.

In Wartburgs hochgewölbtem Saal
Vereint zum frohen Freudenmahl,
Saß Landgraf Ludwig, ſtolz und hehr,
Und ſeine Ritter um ihn her.

Und edle Frau'n in ſtolzen Reihn,
Geſchmückt mit Gold und Edelſtein;
Trompetenſchall und Jubelton
Umrauſchten rings den Fürſtenthron.

Und jedes Aug' im Saale war
Gerichtet auf ein holdes Paar,
Das hochbeglücket, Hand in Hand,
Im Kreis der Frau'n und Ritter ſtand;

Denn Herzog Heinrich ward vermählt
Mit Agnes, die er ſich erwählt,
Mit Agnes in dem blonden Haar,
Die Ludwigs ſchöne Schweſter war.

Und wie der Landgraf, hochbeglückt,
Von ſeinem Thron herniederblickt'
Da ſucht ſein Auge in dem Saal
Eliſabeth, ſein Ehgemahl.

Sie weilte ſorgſam in der Schaar
Der Armen, deren Troſt ſie war;
Zu üben heil'ge Chriſtenpflicht,
Verhindert ſelbſt das Feſt ſie nicht.

Dort, unterm reinen Himmelsblau
Stand ſie, die fromme, hehre Frau,
Und reichte mit demüth'gem Sinn
Die Gaben ihrer Liebe hin.

Und in der Armen Mitte war
Ein ſchwacher Greis im Silberhaar;
Er blickt ſie an, er redet nicht,
Doch himmliſch ſtrahlt ſein Angeſicht.

Da reicht ſie Speis und Trank ihm hin,
Und pfleget ſein mit Engelsſinn,
Reicht ihm den Fürſtenmantel dar,
Der ihr zum Schmuck erkoren war.

Und als ſie ſeiner treu gepflegt,
Dem Himmelsluſt das Herz bewegt,
Und wie ſie zu der Frauen Kranz
Hinwandelt ſonder Schmuck und Glanz;

Da hat ihr eines Engels Hand
Gebracht ein himmelblau Gewand,
Mit güldnen Sternlein ausgeſchmückt,
Und hat ſie freundlich angeblickt.

So trat ſie in den hohen Saal,
Umglänzet von des Himmels Strahl;
Ihr Blick ſo engelmild und rein,
Verdunkelt Gold und Edelſtein.

Der Greis, der in der Armen Schaar
Als Bettler ihr erſchienen war,
Der Heiland war 's, er hat geſandt
Den Engel ihr mit dem Gewand.

Der Frauen Schmuck und Ehrenkleid
Iſt Wohlthun und Beſcheidenheit.
Wer wohlthut, ſegnet und begtückt,
Der wird mit Himmelsglanz geſchmückt.

K. G. Mey.

Der heiligen Eliſabeth Handſchuh.

Eliſabeth, der Frommen,
Naht' einſt ein armer Greis
Halb blind an ſeinem Stabe,
Und fleht' um eine Gabe
Mit feuchtem Blick ſo heiß.

Da griff ſie in den Säckel,
Und fand nichts mehr darin;
Voll Mitleid und Erbarmen
Gab ſie bereits den Armen
Die Baarſchaft all' dahin.

Da war ihr Herz voll Jammer,
Doch bald mit frohem Muth
Ließ ſie von ihrer Linken
Den reichen Handſchuh ſinken
Still in des Alten Hut.

Der That, die ſie erfüllte,
Mit wahrer Himmelsruh',
Sah tiefgerührt ein Ritter
Durch ſeines Helmes Gitter
In ihrer Nähe zu.

Er nahte raſch dem Armen,
Und ſprach: „Gib mir das Pfand!
Alf, zög're nicht ſo lange;
Die Börſe hier empfange
Dafür aus meiner Hand."

Und als ſich bei dem Tauſche
Der Alte nicht beſann,
Schlang ſchnell der edle Ritter
An ſeines Helmes Gitter
Das theure Kleinod an.

Bald zog er drauf von hinnen
Zu Joppe's fernem Port,
Und focht mit Saracenen,
Der Wüſte wilden Söhnen,
An manchem heil'gen Ort.

Und da er, nie verwundet,
Stets Sieg und Ruhm gewann,
Schien ihm des Helmes Zierde
Bei ſeiner Kampfbegierde
Ein treuer Talisman.

Digitized by Google

Als ſpät er glücklich kehrte
Zum lieben Vaterland,
Hing an dem Helm noch immer
Im halbverblichnen Schimmer
Der Schmuck der frommen Hand.

Mit freudevollem Herzen
Ließ er des Handſchuh's Bild,
Den Enkeln zum Ergötzen,
Von einem Künſtler ſetzen
In ſeines Stammes Schild.

Und als ſich ſeine Seele
Loswand aus treuer Bruſt,
Ließ er vor allen Dingen
Sich nur den Handſchuh bringen,
Und küßt' ihn noch mit Luſt.

Adolf Bube.

St. Eliſabeth.

Eliſabeth, die Fromme,
Vor'm Kloſterthore ſteht,
Die Armuth zu betheilen,
Die dort um Hilfe fleht.

Jedweder, der vertrauend
Der Heiligen genaht,
Der kehrt von ihr nur wieder
Mit Spende oder Rath.

Und als beſchenkt ſie Alle
Nun fort in Thränen geh'n,
Da ſieht ſie, ſchüchtern ferne,
Nur noch ein Mägdlein ſteh'n.

Ein blühend junges Röschen,
Mit Augen treu und klar,
Und langen goldnen Flechten,
Wie nie ſie ward gewahr.

Die hängen um die Schulter
Der Kleinen bis zum Fuß,
Daß ſelbſt darob erſtaunen
Die fromme Heil'ge muß.

Da winket dieſe milde
Das Mägdlein zu ſich hin;
Mit ſchüchtern kleinen Schritten
Naht dies der Spenderin,

Und ſinket vor der Hohen
Voll Demuth auf das Knie,
Doch voll von Liebe blicket
Die Heilige auf ſie.

„Wie Allen, die mir nahten,
So ſoll auch Dir geſcheh'n,
Nicht ohne Wohlthat, Kleine,
Darfſt Du von hinnen geh'n."

So ſpricht ſie drauf und wendet
Sich um zur Kleriſei:
„Hol' Ein's mir eine Scheere
Vom Kloſter ſchnell herbei!"

Verwundert blicken Alle
Wohl auf die Fromme hin,
Doch Keiner weiß zu deuten
Sich dieſer Spende Sinn.

Als aber eine Nonne
Die Scheere nun gebracht,
Da preßt das Haupt der Kleinen
An's Knie die Heil'ge ſacht,

Und trennt, wie von der Roſe
Der Wind ein Blatt ſich raubt,
Die langen gold'nen Flechten
Mit raſchem Schnitt vom Haupt.

Aufſchreit wohl da die Kleine:
„Weh mir! Mein höchſtes Gut!"
Und ſinkt zur Erd', ſie netzend
Mit heißer Thränenfluth.

Und all die Andern ſtehen,
Vor Schreck erſtarrt und ſtumm,
Wie ſteinerne Gebilde
Um jene Zwei herum.

Die Heil'ge aber wiſchet
Vom holden Angeſicht
Der Jammernden die Thränen
Mit ſanfter Hand und ſpricht:

„Nicht zürne, arme Kleine,
Und ſieh mich freundlich an;
Wiß', eine Wohlthat war es,
Was ich an Dir gethan."

„Denn ließ ich Dir die Flechten,
Die Dich ſo reich umhüllt,
So hätte bald der Hochmuth
Dir Herz und Sinn erfüllt.

„Es hätt' als goldne Ketten
Der Böſe ſie gebraucht,
Bis in den Pfuhl der Sünde
Er gänzlich Dich getaucht.

„Nun aber kannſt du wahren,
Was nicht ſo ſchnell verbleicht,
Die Schönheit Deiner Seele,
Der keine ird'ſche gleicht."

Joh. Nep. Vogl.

Der Mäuſethurm.

Aus dem Froſchmäuſeler.

Fürwahr es iſt kein Zweifel dran,
Daß die Maus gar wohl ſchwimmen kann:
Denn als Hatto, Biſchof von Menz,
Das Korn samuelt' in ſeiner Grenz,
Und arme Leut kamen gelaufen,
Um für ihr Geld ihm Korn abzukaufen,
Verſperrt' er die in einer Scheur
Und ließ ſie verbrennen im Feur.

Als aber die gefangenen Mann
Ihr Jammergeſchrei huben an,
Lacht der Biſchof von Herzensgrund,
Sprach mit ſeinem gottloſen Mund:
„Wie ſchön können die Kornmäus ſingen!
Kommt, kommt, ich will euch mehr Korn bringen."
Von Stund' an ſah er Abenteur:
Die Mäus liefen zu ihm vom Feur,
So häufig, daß Niemand konnt wehren;
Sie wollten ihn lebend verzehren.

Darum baut' er mitten im Rhein
Einen hohen Thurm von rothem Stein,
Den Eure Viele haben geſehen,
Darauf den Mäuſen zu entgehen;
Aber es war verlorne Sach:
Sie ſchwammen ihm mit Haufen nach,
Stiegen muthig den Thurm hinauf,
Fraßen ihn ungebraten auf.

Georg Rollenhagen.

Der Mäuſethurm.

Raſch fliegt mein Schiff von dannen,
Die mächtigen Ufer flieh'n,
Und an den dunklen Bergen
Seh' ich die Wolken zieh'n.

„Sag' an, mein alter Schiffer,
Wie heißt der graue Thurm,
Den dort auf kahlen Felſen
Umbrauſ't der Wogenſturm?"

„„Der dort ſo traurig raget,
Umbrauſ't vom Wogenſturm
Seit längſt vergangnen Zeiten,
Das iſt der Mäuſethurm.""

„Wer wohnt in ſeinen Hallen?
Ich ſeh' ein ſchwaches Licht,
Das aus den Fenſterbogen
Mit irrem Strahle bricht."

„„Dort wohnet Biſchof Hatto
Neunhundert Jahre ſchon,
Und kann zur Ruh' nicht kommen
Auf ſeinem Felſenthron.

Er hat zu Mainz im Grimme
Die Hungrigen verbrannt,
Als ſie um Brod geſchrieen,
Mit Waffen in der Hand.

Hört ihr die Mäuſe pfeifen?
So rief er höhnend aus,
Als ihre Todesklage
Tönt' aus dem Flammengraus.

Da kommen alle Mäuſe
Rings aus dem Land umher,
Nicht Ruhe konnt' er finden
Vor ihrem grimmen Heer.

Man bracht ihm alle Katzen,
Die beſten weit und breit,
Doch keine that von allen
Den Mäuſen was zu Leid.

Wollt' er die Meſſe halten
Und hob den Kelch empor,
So ſprang mit lautem Pfeifen
Raſch eine Maus hervor.

Und wollt' er ſich beim Male
Erfreu'n im hohen Saal,
So ſprangen tauſend Mäuſe
Umher zu ſeiner Qual.

Und ſchloß er ſeine Augen
Voll Schlaf und Kummer zu,
Da weckten ihre Schaaren
Ihn bald aus kurzer Ruh.

All nächtlich muß er träumen
So furchterlich und ſchwer,
Ihm iſt als ſchwebten viele
Geſtalten um ihn her.

Die Frau'n und Kinder kommen,
Die Männer aus dem Grab,
Sie wogen bleich und drohend
Wie Nebel auf und ab.

Er hat ſie einſt geſehen,
Er hat ſie einſt gehört,
Eh' ſie zu Staub zerfielen,
Von wilder Glut verzehrt.

Da ſieht er voll Verzweiflung
Auf jenen Thurm im Rhein,
Und wähnt ſich endlich ſicher
Und ſchläft beruhigt ein.

Als Mitternacht gekommen,
Weckt ihn der alte Klang,
Es nagt an der Thüre,
Es pfeifet auf dem Gang.

Und mit Entſetzen ſieht er
Beim bleichen Lampenſchein,
Die Mäuſe ſind gekommen
Auch durch den wilden Rhein!

Und wieder in die Seele
Kommt ihm der Traum so schwer,
Ihm ist als schwebten plötzlich
Gestalten um ihn her.

Sie kommen immer näher,
Er kann sich retten nicht,
Und schleudern schwarze Mäuse
Ihm in das Angesicht.

Da faßt ihn finstres Grauen
Und banger Todesschmerz,
Gebrochen ist sein Auge,
Gebrochen ist sein Herz. —

Oft schon in stillen Nächten
Schifft' ich am Thurm vorbei,
Und sah die Lampe schimmern,
Und hört' den Todesschrei. —

Seht ihr wie aus den Fenstern
Ein schwacher Schimmer irrt?
Horcht! — hat nicht durch die Lüfte
Ein banger Ruf geschwirrt — ?""

A. v. Stolterfoth.

Luginsland*).

1235.

Wo die Mittagssonne jetzt glühend reifet
Zu Worms den fürstlichen Wein,
Wo das Auge weithin tuget und schweifet
In's reiche Land hinein;
Da ragt empor einst ein stattlicher Thurm
Und trotzte kühn den Wettern und Sturm.

Die deutschen Kaiser liebten vor allen
Städten im heil'gen Reich
Worms mit seinen Kirchen und Hallen,
Der an Treu' keine Stadt war gleich.
Wenn es überall in dem Reiche gestürmt,
War der Kaiser in seinem Worms geschirmt.

Gezogen nach dem heiligen Lande
War der Kaiser Friederich **),
Regieren sollte im Königsgewande
Statt seiner Heinerich,
Der schon erkiesen zum römischen König
Geisteskräftig und körpersehnig.

Da erhob sich der Knabe pflichtvergessen
Gegen den Vater und sprach:
Als Herrscher darf ich wohl fragen: „Wessen
Ist das Reich?" — O Schmach!
Ein Sohn im Kampf mit dem eignen Vater,
Der ihn selbst bestellt zu des Reiches Berather.

Doch der alte Kaiser war bald gerochen,
Er besiegt den Sohn in der Schlacht;
Gott hat selbst das Urtheil gesprochen,
Es beugt sich der Sohn der Macht.
„Im Schooße der treuesten Stadt im Reich,
Sollst fortan mir ruhen ganz sicher und weich."

Im Thurme, der ragt in die reineren Lüfte
Sitzt Heinrich und klagt jetzt gebannt:
„Senden die Blumen zum Gruß auch Düfte
Herauf in mein Luginsland,
Sehn' ich mich doch, wenn zieh'n die Störche
Nach dem Heimathland, in Apuliens Berge."

Sein Wunsch wird erfüllt. An seiner Kette
Stirbt der pflichtvergessene Sohn,
Doch weinend ruft an der traurigen Stätte
Der Kaiser: „Zum Hohn und Lohn
Soll der Thurm, wo mein Heinrich saß gebannt,
Fortan gescholten sein Luginsland!"

H. Künzel.

Heinrich Frauenlob.

In Mainz ist's öd' und stille, die Straßen wüst und leer,
Nur Schmerzgestalten ziehen im Trauerkleid einher,
Nur Glockentöne schwirren gar bange durch die Luft,
Nur eine Straße füllt sich, und die führt in die Gruft.

---

*) Einst ein stattlicher Thurm an der Wormser Stadtmauer nach Westen, jetzt nur noch ein Mauerüberrest. Der Wein, welcher an der Mauer entlang auf einer kleinen Strecke wächst, wird für noch vorzüglicher als die Liebfrauenmilch gehalten und von dem Besitzer Valkenberg als „Luginsländer" verkauft.

**) Friedrich 2., der Hohenstaufe.

Und wie der Ruf vom Thurme verklingt in leisem Flug,
Da naht dem heil'gen Dome ein stiller, ernster Zug,
Viel' Männer, Greis' und Kinder, der Frauen holde Zahl,
Jedwed' im Auge Thränen, im Busen herbe Qual.

Sechs Jungfrau'n in der Mitte, die tragen Sarg und Bahr',
Und nah'n mit dumpfem Liede dem reichen Hochaltar;
Der gibt statt Heil'genbilder der Menschheit Wappen kund:
Ein weißes Kreuz ganz einfach auf rabenschwarzem Grund.

Auf schwarzem Sargtuch ruhet ein frisches Lorbeerreis,
Die grüne Sängerkrone, der hohen Lieder Preis,
Und eine goldne Harfe, die lispelt leis und lind,
Die Saiten beben trauernd, durchweht vom Abendwind.

Wer ruht wohl in dem Sarge, von Todesbaad erfaßt?
Starb euch ein lieber König, daß Alt und Jung erblaßt?
Ein König wohl der Lieder, der Frauenlob genannt,
Ihn ehret noch im Grabe das deutsche Vaterland.

Der schönsten Himmelsblume, die mild auf Erden blüht,
Dem holden Preis der Frauen klang einst sein heilig Lied;
Drum, ist auch welk die Hülle und alt der Säagersmann,
Sie lohnen doch, was Liebes der Lebende gethan.

Und selbst das hohle Auge der schwarzen Mitternacht
Sieht weinend manches Mädchen, das noch am Sarge wacht;
Sei klanglos auch die Harfe, vom Trauerflor umhüllt,
Es klingen da die Lieder, es lebt des Sängers Bild.

Anastasius Grün.

Frauenlob.

Umsonst nicht stimmte Frauenlob sein Saitenspiel den Frauen,
Warum er saag der Frauen Lob, ich will es euch vertrauen.
Sie wußten, was man liebt und hofft und in verschwiegner Laube
Entzückten sie den Sänger oft beim süßen Saft der Traube.
Da wandt er ganz auf ihren Preis zum Dank des Liedes Gabe,
Und als er starb ein munterer Greis, Sie trugen ihn zu Grabe.
Und träuften auf die Dichtergruft des Weines solche Fülle,
Ein gold'aer See mit würz'gem Duft amwogte seine Hülle.
Dem sie den sangesheisern Schlund im Leben gern begossen,
Dem kam nun auf geweihtem Grund die Neige nachgeflossen.
Der ganze Kreuzgang schwamm im Wein, es war so mancher Eimer:
Noch duftet um sein morsch Gebein der edle Laubenheimer.
So ist ein Dienst des andern werth, umsonst will ich nicht singen:
Die in die Laube mich begehrt, der soll mein Lied erklingen.

K. Simrock.

Otto der Schütz *).

(1339.)

„Herr Homburg, dies mir kundgethan:
Du kamst so eben erst hier an,
Da bog vor Einem sich Dein Knie,
Dem wurde solche Ehre nie.

Der Bursch mir sonst gar wohl gefällt,
Zum Schützen hab ich ihn bestellt,
Und weil er stets ins Schwarze flammt
Ward ihm des Schützenkönigs Amt."

*) Otto war der erstgeborene und so viel man weiß, auch der einzige Sohn Heinrichs des Eisernen. Die Erzähler, welche seine Abenteuer entweder nach den Bruchstücken eines alten Gedichtes oder nach eigener Erfindung ausgeschmückt haben, nennen ihn den Schützen. Eine elfenbeinerne mit einer Schlangenhaut überzogene Armbrust (nebst einen Jagd-

Dient der als Schütz am Hofe hier,
Der unſres Landes Hoffnungszier?
Ihn aufzuſuchen muß ich ziehn,
Denn groß iſt Heſſens Noth um ihn.

So reiches Erb auf ihn erſtarb,
Dieweil er hier um Minne warb.
Ich wüßte wohl, wonach er ſchießt:
Eure Tochter, wenns Euch nicht verdrießt.

„Mein Mädel Der? Nun ja doch, recht,
Es iſt landgräfliches Geſchlecht.
Heſſen für Clev. das Herzogthum:
Ei nun, das nehm ich gar nicht krum.

„Schafft mir den Pfaffen gleich ins Haus:
Wir führen einen Handſtreich aus.
Der beſte Schütz bin ich dies Mal:
Mein Lärchen iſt nur klein und ſchmal."

Man fand den Schützen nirgendwo,
Weit über Berg und Thal er floh.
Er bat den Homburg wohl geſeh'n:
„Solls wieder in ein Kloſter geh'n?"

Das iſt der jüngern Söhne Loos;
Doch Otto achtet es nicht groß:
„Was iſt das faule Leben nütz?"
Da riß er aus und ward ein Schütz.

Doch diesmal holen ſie ihn ein:
Da marſch in die Kapell' hinein!
Schon ſteht die Braut vor dem Altar.,
Du biſt's zufrieden doch, nicht wahr? —

„Herr, treibt mit mir nicht ſolchen Hohn,
Wägt treuen Dienſten beſſern Lohn." —
Bei meinem Eid! es iſt kein Spott;
Wie ziemte der? wir ſteh'n vor Gott.

Der Prieſter traut das Paar geſchwind,
Laut weint die Mutter um ihr Kind:
„Nun ſage, wofür hältſt Du mich?
Zur Schützenkönig ſicherlich.

„Ja fehlgeſchoſſen! Abgeſetzt,
Landgraf von Heſſen biſt du jetzt.
Ich aber traf in's Schwarze heut,
Wenn Dich die Heirath nicht gereut."

Karl Simrock.

Otto der Schütz*).

Von Gottfried Kinkel.

Drittes Abenteuer.

Der Meiſterſchuß.

Horch, ein Trompetenſtoß! Am Ziel
Erſcheinen blanker Schützen viel,
Auf guten Roſſen, wohlbewehrt,
Des Grafen Mannen hochgeehrt,
Sie reiten langſam durch die Bahn
Und ſäubern ſie von Gaffervolke,
Dann im Galopp zum Ziel heran,
Daß ihnen folgt des Staubes Wolke.
Sie ſpringen ab, und Jeder nimmt
Den Platz, den ihm ſein Rang beſtimmt.

ſtatſche) zeuget noch von der Lieblingsneigung dieſes Prinzen, und von einer Art ſie zu befriedigen, welche damals bei der erſten Ausbreitung der Schießgewehre in Europa einen beſonderen alterthümlichen Reiz hatte. Als Otto in die Jünglingsjahre getreten war, mochte der häusliche Zwiſt, der nicht allein ſeine Mutter betrübte, die erſte Veranlaſſung zu ſeiner Reiſe in's Ausland ſein. Die damalige Zeit, ärmer an glänzenden und kleinlichen Formen und unbekannt mit der Kunſt, durch erkünſtelte Bedürfniſſe, den großartigen Sinn für Entbehrungen zu ſchwächen, hatte noch einen romantiſchen Schwung, der ſich beſonders durch die Großthaten der Vorfahren in dem fürſtlichen Gebläte erhielt. Alſo mochte Otto freiwillig den Plan faſſen, unerkannt nach Cleve zu gehen, wohin ihn die Verwandtſchaft des Hauſes, der Ruf von der Schönheit der Tochter Dietrichs des Elften, des letzten Grafen von Cleve, vielleicht auch die Ausſicht auf eine reiche Erbſchaft zog. Otto, der in Cleve die Stelle eines Schützenhauptmanns erwarb, wurde bei der Durchreiſe eines Miners von Homberg dem Grafen entdeckt. Graf Dietrich, der Einwilligung Otto's und vermuthlich auch ſeines Vaters gewiß, benutzte dieſe Entdeckung, um Otto, Eliſabeth, ſeine Tochter und den ganzen Hof ſeiner Ritter und Vaſallen zu überraſchen.

Otto war ſein Tochtermann. Nachdem Otto mit ſeiner Gemalin zuerſt Frankenberg, wo ſie ihre Morgengabe und die Huldigung der Bürger empfingen, hierauf das neu erworbene Grafenberg bezog, wo ſich das Andenken beider erhalten hat, ward er Theilnehmer der Regierung ſeines Vaters und des Kaiſers Statthalter zu Mühlhauſen. Er erhielt auch die Schlöſſer Rotenburg und Friedenwald von ſeinem Vater pfandweiſe, die Dörfer der Herren zu Völkershauſen im Amte Wanfried kaufte er an ſich. Otto hatte von Seiten ſeiner Gemalin Anſprüche auf einen Theil der Grafſchaft Cleve; aber nachdem Johann, der kinderloſe Bruder des Grafen Dietrich des Elften geſtorben war, verdrängte Margaretha, die ältere Tochter Dietrichs, ihre Schweſter Eliſabeth, und verſchaffte ganz Cleve ihrem Gemal, dem Grafen Adolph von der Mark und ſeinen Erben.

Ed. v. Rommel.

*) Der Inhalt dieſes ſchönen epiſchen Gedichtes, das aus 12 Abenteuern beſteht, iſt kurz folgender: Landgraf Heinrich von Thüringen, der auf der Wartburg waltet, hat 2 Söhne, von denen der Aeltere, ſchwach und zaghaft wie ein Weib, das Reich erben, während Otto, der Jüngere, voll ritterlichen Muthes und früh geübt im ſichern Schuß auf der Armbruſt, nach des Vaters Machtſpruch Mönch werden ſoll. Dieſem Zwang entzieht ſich Otto durch die Flucht; er kommt glücklich zum Rheine, thut beim Schützenfeſt, das der Graf Dietrich von Cleve veranſtaltet, den Meiſterſchuß, begibt ſich ſeines hohen fürſtlichen Ranges, tritt unerkannt in Dietrichs Dienſte, um am Clever Hof weilen zu können und gewinnt ſich durch den Adel ſeiner Erſcheinung das Herz der ſchönen Elsbeth, der Tochter des Grafen. Er wirbt jedoch nicht offen um ſie, ſondern thut blos im Liede ſein geheimſtes Sehnen kund, wird aber von dem neidiſchen, verläumderiſchen Ebbo, einem ſeiner Mitdiener verrathen, und darf nicht mehr allein in Elsbeths Nähe weilen. Auf einer Jagd wird Elsbeth von einem Auerochs verfolgt, ihr ſcheues Pferd wirft ſie in einen nahen Weiher. Otto ſpringt ſchnell nach und rettet ihr das Leben. Nun vertrauet er dem gräflichen Förſter Hugo ſeine fürſtliche Abkunft und ſeine Flucht. Einige Monate darnach kommt der wackere Homberg, den Heinrich auf Kundſchaft ausgeſandt hatte, an den Clever Hof und Otto wird ſogleich von ihm erkannt. Nach kurzer Minneprobe und nachdem Homberg die Kunde gebracht hat, daß der ältere Bruder geſtorben ſei und Otto nun Landgraf zu Thüringen und Herr zu Heſſen werden ſoll, da wird Otto mit Elsbeth verlobt und kurz darauf vermählt. Durch dieſe Vermählung werden die deutſchen Lande vom Elbſtrom bis zum Rheine vereinigt.

Jetzt tritt der Graf aus seinem Zelt,
Ein Lebehoch durchbraust das Feld.
Der Edelknappe schenkt ihm ein
In neuen goldnen Becher Wein.
Den hebt er hoch und schauet mild
Die Schützen an und ruft: es gilt
Jedwedem Mann der Trunk, der brav
Heut oder je in's Schwarze traf.
Den Becher aber setz' ich dran
Als Preis dem Schützenfürsten heute,
Er sei nun einer meiner Leute,
Er sei ein fremd und freier Mann!

Zum zweitenmal Trompetenstoß.
Die Schützen werfen rasch das Loos,
Das ihrer Schüsse Ordnung mißt
Und abwehrt Zank und Hinterlist.

Nun schweigt das Feld, die Schützen auch,
Und stumm nach Sitten und Gebrauch
Tritt zu dem Scheibenstand heran
Mit seiner Armbrust jeder Mann.
Du hörst mit starker Arme Kräften
Die Sehnen in die Kerben heften.
Und drauf der Bolze schneidend Pfeifen,
Die wie ein Blitz die Luft durchstreifen
Und neckisch bald in's Blaue irren,
Bald krachend in die Scheibe schwirren.
Dann nennt am Ziel des Herolds Stimme
Der Ringe Zahl mit lautem Schrei;
Doch blieb das schwarze Rund noch frei,
Und nur mit schlecht verhohlnem Grimme
Lels murrend bösgelauntem Glück,
Kehrt jeder Schütz vom Stand zurück.

Zuletzt nun tritt der Förster vor.
Da raunt das Volk sich rings in's Ohr:
Der hat so oft den Sieg gewonnen!
Aus tiefem Waldgrund ist's der Starke,
Erwachsen fern vom Blick der Sonnen
Und aufgenährt mit Bärenmarke!
Vor trat er fest und keck und wild,
Ein erzgegossen Mannesbild,
Auch hier in der Entscheidungsstunde
Verlassen nicht von seinem Hunde.
Als wär es gleich ihm, ob's ihm glückt,
Faßt er sein Schießzeug, zielt und drückt —
Laut klappt's! mit Klang und Eselsohr
Hüpft munter der Hanswurst empor,
Der künstlich hinterm Ziel versteckt
Vom Bolze ward heraufgeschreckt.
Sieg ruft der Herold. Sieg! erschallt
Der laute Ruf von Jung und Alt.
Der Schütz mit lässig stillem Schritt
Vor seines Fürsten Auge tritt:
Ihm winkt der Kranz, Trompetenton
Begrüßt den Schützenkönig schon.

Doch halt! so ruft's vom Scheibenstand,
Es steht ein schlanker Jüngling dort:
Euch ist der Jüngling wohlbekannt,
Er kommt zu lösen nun sein Wort.
Er spricht: Gestrenger Herr und Graf,
Ihr botet Jedem euern Becher:
Wohl hielt sich Euer Schütze brav,
Doch mir ist Arm und Blick nicht schwächer.
Gestattet mir den Schuß zu proben:
Ihr sollt den bessern Schützen loben.

Es winkt der Herr: die Bahn wird leer;
Rings steht das Volk, ein brausend Meer;
Durch Alle schwirrt ein leiser Ton,
Mitleid bei Fraun, bei Männern Hohn,
Und nur dem Förster bange pochte
Das Herz, wie er's auch hehlen mochte.

Der fremde Jüngling neigt sich hold,
Daß ihm der Locken sonnig Gold
Als Schleier vor den Augen webt;
Dann steht er aufrecht fest und stät,
Wirft Haupt und Haar sich in's Genick
Und mißt die Bahn mit freiem Blick.
Die Armbrust faßt er nun mit Kraft,
Es war von Ebenholz ihr Schaft,
Darin von Elfenbeine weiß
Viel Blumen eingelegt mit Fleiß.
Am Kolben reich mit Silberglanz
Von Jägerspiel ein bunter Kranz:
Ein Hirsch vom Hörnerton gehetzt,
Ein Hund vom Eberzahn zerfetzt,
Ein Fräulein mit dem Federspiel,
Auch Auerstier und Bären viel,
Des Waldwerks Pracht mit Lust und Grauen
Gab schmuckes Bildniß hier zu schauen.
Der Bügel, blau von Stahl und blank,
Wie eine Glocke hell erklang,
Mit Sorgfalt prüft der Schütz die Sehne,
Ob sie sich leicht und fügsam dehne;
Selbst hatt er sie in Winterstunden
Aus wilden Marders Darm gewunden.
Inmitten, wo die Sehne faßt
Des Bolzes tödtlich schwere Last,
Da schürzt, daß nicht im Schuß sie springe,
Zum Knoten er die Doppelschlinge.
Und als die Spannung wohl vollbracht,
Die Sehne schnellt er nun mit Macht;
Laut, wie der Harfe höchste Saite,
Erklang der schnell'ge Ton in's Weite.
Nun aus dem Köcher nimmt er Bolze,
Geschnitzt aus festem Eichenholze;
Er wählt den glättesten, der scharf
Gekantet blanke Lichter warf.
Und wie er Alles wohl erprobt,
Mit Lächeln er das Schießzeug lobt.
Er setzt den Bogen vor die Brust,
Er spannt ihn leicht mit stolzer Lust,
Und staunend sah'n die Schützen an
Den starken Arm bei zartem Mann.
Wild blitzt sein Aug' auf's Ziel gewandt,
Als wollt' er's sengen mit dem Brand;
Doch bändigt er des Herzens Wellen,
Die hoch in Siegeshoffnung schwellen,
Er kühlt sich den entflammten Sinn,
Klar, fest und stille schaut er hin;
Er drückt — der Bügel mächtig klingt,
Lautschwirrend sich die Sehne schwingt,
Es saust der Bolz — er hat getroffen!
Da stand mit weiter Spalte offen
Des Försters Bolz, ihn schnitt in's Mark
Des Jünglings Schuß gerecht und stark.

Der Herold tritt zum Scheibenhaus,
Er zieht die Bolze beid' heraus
Und legt ſie in des Grafen Hand,
Der ſtaunend ob dem Wunder ſtand.
Des Förſters Bolz war ganz zerſchmettert,
Gleich einer Roſe aufgeblättert,
Es ſaß darin der zweite Bolz
Feſt eingekeilt in's harte Holz.
Und war hinfort kein Zweifel dran,
Wer hier den **Meiſterſchuß** gethan.

Gutenberg.

1450.

Leis athmet der Dom, die große Stadt,
Dem Schlaf in den Arm geſunken,
Im Zimmer blickt die Lampe matt,
Und nicket ſchlummertrunken:
Er aber iſt wach, und groß und klar,
Wie draußen die Sterne glühen,
Durch Geiſt und Gemüth ihm wunderbar
Gedanken, göttliche, ziehen.

Entfaltet liegt vor ihm ein Pergament,
Drauf Gottes Wort geſchrieben,
Und wie er lieſt, für die Menſchheit entbrennt
In ihm ein gewaltiges Lieben:
„O, Gottes Augen, die aus der Schrift
In's Herz mir brennen und leuchten,
O, macht' ich brennen und leuchten eu'r Licht,
So weit die Himmel reichten!"

Und Jahre um Jahre ſchon ſinnt er nach,
Am Tag, in den Mitternachtsſtunden,
Ob die Lampe nickt, ihn hält es wach,
Da ruft er: „Ich hab' es gefunden!"
In Holz die bedeutſamen Zeichen hat
Er gegraben mit künſtlichem Stiche,
Und hundertfach leuchtet vom weißen Blatt
Der Abdruck der göttlichen Sprüche.

Und unten in ihrem trüben Dunſt
Erzittern der Finſterniß Geiſter,
Ihr Reich bedrohet die neue Kunſt,
Sie ſchrecket der ſinnende Meiſter.
Und wie er grübelt und wie er wacht,
Seinen Geiſt zu leih'n der Maſchine,
Da tritt zu ihm in bänglicher Nacht
Der Verſucher mit täuſchender Miene.

„Laß ab, laß ab, ſchon iſt ſie fort,
Die Hälfte von Deinem Beſitze,
Erloſchen Dein Aug', die Jugend verdorrt,
Laß ab, es iſt Dir kein nütze!
Von Haus und Hof verſtoßen und krank,
Ein Flüchtling am Bettelſtabe,
Verfolgung und Haß der Welt zum Dank,
Wirſt Du Dich ſchleppen zum Grabe!"

„„Und werd' ich, Verfolgung und Haß zum Dank,
Ein Flüchtling am Bettelſtabe,
Von Haus und Heimath verſtoßen und krank,
Einſam mich ſchleppen zum Grabe:
Ich ſchaffe im Dienſte meines Herrn,
Ihm will ich ſterben und leben,
Und alles Irdiſche werd' ich gern
Um das Unſterbliche geben.""

Er ſpricht es, und plötzlich iſt leuchtend jach
Ein Blitz aus dem Haupt ihm geſprungen,
Was ſeinem großen Werk noch gebrach,
Es iſt ihm vollendet gelungen,
Es bewegen und fügen wie geiſtdurchweht,
Sich feſt die metallenen Lettern,
Und tauſendfach Gottes Wort ausgeht
Im Druck, die Welt zu entgöttern.

Doch während am Werk er ſchuf und ſann,
Iſt er um Alles gekommen,
Sein Letztes ſchon hat er geſetzt daran,
Sein Werkzeug ſelbſt wird ihm genommen,
Fort ſtößt ihn hinweg von Hof und Haus
Der Feinde Wuchern und Haſſen,
Er wandert leer in die Welt hinaus,
Doch ſpricht er freudig-gelaſſen:

„Gott ſteckte durch mich ein Lichtlein auf,
Ich ſeh' es dämmern und flimmern,
Bald wächſt's zur Sonne, ſie ſteigt herauf,
Der Tag wird weltenhell ſchimmern!“
So ſtarb er, und ruhmlos begruben ſie ihn,
Fern von der Heimath, den Lieben,
Das Irdiſche alles gab er hin;
Das Unſterbliche iſt ihm geblieben.

Noch bauet er fort an der Gottesſtadt
Unſichtbar im Reich der Gedanken,
Was Weisheit, was Kunſt wo erſonnen hat,
Nicht kennt es mehr Grenzen und Schranken.
Der des Staatenwohles, der Freiheit Quell,
Den Gedankenſtrom der Geiſter,
Durch Meere und Länder umleitet ſchnell,
Hans Geuſefleiſch Gutenberg heißt er.

Wilhelm Zimmermann.

Das Bild zu Gernsheim.

Zu Gernsheim auf dem Markte ſteht
Ein hohes Bild von Stein,
Und wer allda vorübergeht,
Der fragt: wer mag es ſein?

Kein Herrſcher iſt's, kein Kriegesheld;
Es blickt ſo ſchmucklos-mild,
So frei und ſegnend in die Welt,
Das hohe, ſchöne Bild.

So höret denn des Bildes Mähr',
Und ehrt es hoch fortan;
Denn wenn's ein Held, ein Herrſcher wär',
Hätt's Größres nicht gethan.

Einſt gab der liebe Gott den Stahl
Dem Menſchen in die Hand;
Der ſchärft' ihn aber ſich zur Qual,
Und hat ihn Schwert genannt.

Und was er d'raus ſich Beſſres ſchuf,
Es unterlag dem Schwert,
Das in des Kriegers wildem Ruf
Für ſich die Welt begehrt.

Da kam der Schöffer, der im Bild
Zu Gernsheim ſteht am Markt,
Und hat den Stahl, ſo ſtarr und mild,
Zum Geiſtesſchwert erſtarkt.

Es grub in ihn der große Mann
Die kleinen Zeichen ein,
Durch welche fernhin reden kann
Der Menſchengeiſt allein.

Durch welch' er wahrt vor Untergang,
Was er gebaut, gedacht,
Und, die getrennt Jahrtauſend lang,
Zu Zeitgenoſſen macht.

Durch welch' er führt den heil'gen Krieg
Der Wahrheit und des Rechts,
Und einſt erringt den ſchönen Sieg
Des menſchlichen Geſchlechts.

Er hat zum Heiligſten den Stahl,
Der längſt durch Blut entweiht,
Am reinen Geiſterſamen-Strahl
Durch ſeine Kunſt gefeit.

Das iſt der Schöffer, deſſen Bild
Am Markt zu Gernsheim ſteht,
Und deſſen Ruhm ſo ſegensmild
Durch alle Zeiten geht.

Wilhelm Treunert.

Kaiſer Maximilian.

1495.

War einſt zu Worms ein groß Turnier
Vom Kaiſer ausgeſchrieben,
Das lockt die Ritter rings herbei,
War keiner heim geblieben.
Den ganzen lieben langen Tag
Man tummelte und Lanzen brach,
War Abends Tanz und Zechen.

Da kam auch aus dem Frankenreich
Ein Mann mit ſtarken Wehren,
Er ritt heran, als wollt er gleich
Die ganze Stadt verzehren.
Ein rieſengroßes Schwert er ſchwang,
Sein Roß war ſieben Ellen lang,
Vier Ellen in der Höhe.

Manch ſeltſam Wort und Wundermär
War ihm voraus geflogen
Und trug den Schrecken vor ihm her;
So kam er angezogen,
Kehrt in den beſten Gaſthof ein,
Läßt ſeinen Schild mit hellem Scheln
Hoch aus dem Fenſter leuchten.

Und rief: „Wer mich im Kampf beſiegt,
Dem geb ich mich zu eigen,
Doch muß auch, wer mir unterliegt,
Sich mir als Sklave neigen.“
So harrt' er ſieben Tage lang,
Doch wollte keiner ſich den Dank
Mit ſeiner Haut gewinnen.

Der Kaiſer, den das Ding verdroß
Und ſeiner Ritter Zagen,
Rief manchen tapfern Schildgenoß,
Den kühnen Strauß zu wagen;
Doch ſchon die zweite Woche ſchwand
Und keiner noch dem Ritter ſtand,
Der immer ſtärker pochte.

Da ritt auf hohem, ſtolzem Roß,
In Waffen goldenhelle,
Ein Ritter von des Kaiſers Schloß
Und rief: „Wohlauf, Geſelle!
Heraus zum Kampf auf Spieß und Schwert,
Kannſt einen Dank der Mühe werth
Mit ſtarker Fauſt dir holen.“

Der Rieſe langte von der Wand
Den Eichbaum, ſeine Lanze,
Er nahm das breite Schwert zur Hand
Und rief zum Waffentanze.
So kamen ſie zum weiten Plan.
Das Volk zu tauſend zog heran
Dem Kampfe zuzuſchauen.

Da brachen auf einander los
Zwei leuchtende Gewitter,
Wie Donner kracht der Lanzenſtoß
Feſt ſaßen beide Ritter.
Die Roſſe aber kraftentmannt
Hinſtürzten keuchend in den Sand
An allen Gliedern bebend.

Und drauf die beiden Ritter ſchnell
Sich aus den Sätteln ſchwangen,
Die Schwerter zogen, daß ſie hell
Auf Stahl und Panzer klangen.
Wie Eichenſturz des Franken Schlag,
Wie Blitze ſchnell und zuckend brach
Des Deutſchen Schwert hernieder.

Da zum gewalt'gen Streiche ſchwingt
Der Rieſe ſeine Wehre,
Der Ritter ſchnell zur Seite ſpringt,
Entgeht des Hiebes Schwere
Und ſchlägt mit einem Schlag gewandt
Dem Franken ab die rechte Hand:
Der ſank im Schmerz zuſammen.

Und an des Himmels weitem Schoß
Bricht ſich der Jubel wieder,
Der Sieger ſchlägt den Helmſturz los,
Das Volk ſinkt dankend nieder:
Der Ritter, der mit ſolcher That
Den deutſchen Ruhm gerettet hat,
War Kaiſer Max geheißen.

C. v. Rappard.

Digitized by Google

Der reichſte Fürſt.

1486.

Preiſend mit viel ſchönen Reden
Ihrer Länder Werth und Zahl,
Saßen viele deutſche Fürſten
Einſt zu Worms im Kaiſerſaal.

„Herrlich," ſprach der Fürſt von Sachſen,
„Iſt mein Land und ſeine Macht,
Silber hegen ſeine Berge
Wohl in manchem tiefen Schacht."

„Seht mein Land in üpp'ger Fülle,"
Sprach der Kurfürſt von dem Rhein,
„Gold'ne Saaten in den Thälern,
Auf den Bergen edler Wein!"

„Große Städte, reiche Klöſter,"
Ludwig, Herr zu Baiern, ſprach,
„Schaffen, daß mein Land dem euern
Wohl nicht ſteht an Schätzen nach."

Eberhard, der mit dem Barte,
Würtembergs geliebter Herr,
Sprach: „Mein Land hat kleine Städte,
Trägt nicht Berge ſilberſchwer;

Doch ein Kleinod hält's verborgen:
Daß in Wäldern, noch ſo groß,
Ich mein Haupt kann kühnlich legen
Jedem Unterthan in Schooß!"

Und es rief der Herr von Sachſen,
Der von Baiern, der vom Rhein:
„Graf im Bart! Ihr ſeid der Reichſte,
Euer Land trägt Edelſtein!"

Juſtinus Kerner.

Der Reichstag zu Worms.

Im hohen weiten Saale, der Tauſende umfaßt,
Da thronet ſchon der Kaiſer in ſeines Schmuckes Glaſt;
Um ihn des Reichs Kurfürſten, ein Jeder, ſeine Macht
Dem Kaiſer auch zu ſpiegeln, umringt von königlicher Pracht.

Und Reih'n ob Reih'n die Grafen und Ritter allzumal
Der Aebte und Doctoren und Mönche große Zahl,
Und in den Bogenfenſtern gedränget Mann an Mann
Und vor dem offnen Thore, ſo viel die Halle faſſen kann.

Auch Hutten ſteht am Thore mit ſeiner Freunde Schaar,
Daß der nun kommend Luther erſt ihrer ſei gewahr;
Und da er eintritt, klopfet ihm Frundsberg auf den Arm
Und ſagt: „O Mönchlein, Mönchlein, mir ward ſchon oft in Schlachten warm."

„Doch einen alſo heißen und ernſten Gang, wie nun
Du machſt, hatt' ich in allen den Schlachten nicht zu thun.
Dafern Du aber rechter und feſter Meinung biſt,
Fahr' zu im Namen Gottes; erzeige, daß Er mit Dir iſt."

So rufet ihm auch Hutten mit lauter Stimme zu:
„Wenn ſie Euch überliefern — des Worts gedenke Du —
Dann ſorgt nicht, was Ihr reden und wie ihr reden wollt;
Euch wird zu ſelber Stunde gegeben, was Ihr reden ſollt."

Und wie nun in der Mitte des Saales Luther ſteht,
Im erſten Augenblicke vor all der Majeſtät
Befangen ſcheint, ertönet der Ruf: „Gott ſelber ſpricht:
Nicht fürchtet, die den Körper, die Seele aber tödten nicht!"

Der Kaiſer aber liſpelt dem Aleander hin:
„Ich denke, nicht verkehren wird mir der Mönch den Sinn."
Doch Friederich der Weiſe winkt ſeinem Luther zu,
Getroſt zu ſein; und dieſer faßt Kraft ſich wiederum und Ruh.

Und nun wird angehoben. Kund thut der Reichsmarſchall :
„Hier, Luther, ſieh, mit Namen ſteh'n Deine Bücher all';
Du biſt dafür gebannet. So ſprich denn kurz und ſchlicht :
Willſt Du, den Bann zu löſen, ſie widerrufen oder nicht?"

Und Luther, da die Schriften er all' ſich nennen ließ,
Hob an nun ſanften Tones, wie ſeine Ruh' ihn hieß,
Und zeigt, wie ſeine Bücher auf Gottes Wort beſteh'n.
Sie widerrufen hieße, dies und der Seelen Heil verſchmäh'n.

Und immer leiſer lauſchen die Tauſende dem Mann,
Der wunderbar die Herzen ergreift und lenken kann.
Wie Augenblicke ſchwinden die Stunden, und die Nacht
Bricht ein, da wird mit Leuchtern noch mehr erhellt des Saales Pracht.

Und herrlicher erſtrahlet des Mann's Prophetenhaupt,
Und immer mutherfüllter ſpricht fort er, wie er glaubt.
Er ſchließt; da ſagt ſein Gönner, der weiſe Friederich :
„Es möchte ſein, der Kaiſer nicht ganz verſtanden hat er Dich."

„So wiederhol' lateiniſch, was Du uns trugeſt vor;
Wohl leiht noch eine Weile der Herrſcher Dir das Ohr."
Der Kaiſer nickt; und wieder beginnt der Rede Fluß,
Den Freunden zum Erſtaunen; dem Widerſacher zum Verdruß. —

Sein Kurfürſt Friedrich lächelt dem Redner zu vergnügt,
Derweil des Kaiſers Miene die offne Freiheit rügt.
Er ſagt : „Zwar zuverſichtlich und furchtlos ſpricht der Mann,
Doch Dinge, ſo die Kirche von je belegte mit dem Bann."

Da ſpricht in ſeinem Namen der Reichsmarſchall : „Du haſt
Des Kaiſers und der Fürſten Geduld ermüdet faſt;
Sie ſind nicht hergekommen, Dich im gelehrten Streit
Zu unterweiſen deſſen, was ſtets geglaubt die Chriſtenheit.

Sie wollen einzig hören mit Worten kurz und ſchlicht,
Ob Du willſt widerrufen die Irrlehr' oder nicht."
„So will ich denn," ſagt Luther, „wenn dies der Kaiſer heißt,
Kurz eine Antwort geben, die weder Horn noch Zähne weißt.

So lang ich mit der Bibel nicht überwieſen bin,
Denn Päpſte und Concilien entſcheiden nicht hierin,
Will nichts ich widerrufen. Und alſo ſteh' ich hier
Und kann nicht anders; Amen, der Allerhöchſte helfe mir!"

Laut wird jetzt ein Erſtaunen. Der Kaiſer winkt : genug!
Und Luthern heimgeleitet das Volk im Siegeszug.
Die ſtolzen Spanier einzig verlachen ihn, derweil
Ihn Viele ſelig preiſen und rings ihm ſchallet Ruhm und Heil.

„Der Kaiſer muß ihn ſchützen!" erlönt's aus einem Mund,
Auch will es Keiner glauben, als dann es wurde kund :
Wie über ihn geſprochen die Acht und Aberacht
Und wie die Römer haben des ſichern Geleit's gelacht.

Fröhlich.

Die Luthersulme in Pfiffligheim bei Worms.

1521.

Es war zur Zeit, da helle
Das neue Licht erwacht,
Das mächtig ſich entſchwungen
Der dumpfen Kloſternacht;
Das Licht, von deſſen Glanze
Wie Spreu im Sturm zerflog
Das Pfaffenheer, das lange
Die Herde irre zog.

Zwei Weiber gingen ruſtig
Die Straße ſpät am Tag
Gen Pfiffligheim, das drüben
Im Abendſcheine lag.
Von Worms die Beiden kamen,
Wo juſt von nah und fern
Den Kaiſerthron umringten
Die Fürſten und die Herr'n.

Wo vor dem Thron geächtet
Der Doktor Luther ſtand,
Den heil'gen Zorn im Blicke,
Die Bibel in der Hand;
Wo er mit Liebe lohnte
Die Uebel und die Schmach,
Von Gottes Wort durchdrungen
Manch kräft'ge Weiſung ſprach.

Die Weiber, fürbaß eilend,
Sie tauſchten manch ein Wort
Von Luther und dem Reichstag
Zu Worms, der alten, dort.
Der Einen Herz erglühte
Mit Macht für Luther's Lehr',
Verneinend wiegte die Andre
Das Haupt, von Zweifeln ſchwer.

Die Eine hielt am Lichte,
Dem neu erwachten, feſt,
Der Andern war die Binde
Vom Auge nicht gelöſ't.
Sie ſprach: „Iſt, wie du rühmeſt,
Das Wort des Mannes rein,
Und hat er mit der Hölle,
Dem Teufel nichts gemein,

So ſoll ein Stab, der dürre,
Zum hellen Baum erblüh'n,
Und feſte Wurzeln ſchlagen
Tief unter'm Wieſengrün."
Drauf ſtieß ſie in die Erde
Den falben Pilgerſtab,
Und wallte mit der Andern
Gen Pfiffligheim hinab.

Das Wort, es iſt erklungen, —
Das Wunder iſt geſcheh'n:
Man ſah nach wenig Tagen
Den Stab in Blüthe ſteh'n;
Man ſah ihn wachſen, ſteigen,
Zum ſchlanken Baum erblüh'n,
Umrauſcht von dunkler Krone,
Mit Zweigen friſch und grün. —

Das iſt die Lutbersulme,
Dem Pfälzer wohlbekannt,
Die Schutz ihm beut und Schatten
Im heißen Sonnenbrand.
Noch rauſcht im Windesſauſe
Ihr Wipfel blüthenſchwer. —
Zu Pfiffligheim erzählet
Dir jedes Kind die Mähr'.

Fried. Otte.

Laufen.

1534.

Anno fünfzehnhundert und vier und dreißig
Arbeitete Landgraf von Heſſen*) fleißig,
Den Herzog Ulrich von Wurtemberg,
Lang ſeiner Gewohnheit Augenmerk,
Nach erzrebelliſchem Widerſtande
Nun einzuſetzen in ſeine Lande,
Und ſandte keine geringe Zahl
Fußgänger voraus, die überall
Den Feind verjagten. Ein Bot' erſchien
Sie führten zu Heſſens Landgraf ihn.
„Wo ſind die Feinde?" — rief, lenkend den Hauſen,
Der Landgraf, und Jener ſprach: in Lauſen.
(Das iſt ein Städtchen am Neckarſtrand,
Aus welchem der Feind im Hui verſchwand.)
„Hört," rief der Landgraf, „ihr, meine Krieger! —

*) Philipp der Großmüthige.

Die beſte Vorbedeutung für Sieger! —
Die Feinde ſind im Laufen!“ Sein Zug
Verfolgte die Flüchtigen, drängt' und ſchlug
Die zerſtreuten Widerſacher im Flug.
Und ſo vollführt im Hui, wie begonnen,
Ward durch ein Wortſpiel das Land gewonnen.

Hauch.

Volkslied.

1546.

Ain Schön news Lied,

gemacht zu Lob vnd Eeer Röm'ſcher Kaiſerlicher Majeſtat, wie ſy im 1546. jar vor Ingolſtadt widere Landtgraffen von Heſſen, vnd Hertzog Hanſen von Sachſen zu feld gelegen.

Imperio populos regito tu, Carole magne
Hae tibi erunt artes, pacique imponere morem,
Parcere (parcere) subjectis et debellare (debellare) superbos.

In der Weyß, wie die Schlacht von Pauia. (Holzſchnitt.)

Gedruckt zu Augſpurg, durch Hans Zimmermann.

Zv ſingen will ichs fahen an,
Zv lob der Kaiſerlichen kron,
Dem Landtgraffen zu laide,
Wie es im dann ergangen iſt
Vor Ingolſtat um kurtzer friſt;
Das iſt im warlich laide.

An einem Erchtag morgen frü,
Wie das der Landtgraff ruckt herzu
Sein leger thet er ſchlagen,
In weytem feldt vor Ingolſtat,
Er maint der Römiſch Kayſer drat,
Wurd ja von ſtund an fliehen.

Zu morgen hub er zu ſchieſſen an,
Wol vber die Kaiſerlichen kron,
Mit Karthaunen vnd mit Schlangen,
Das trib er mer denn drey gantz tag,
Dieweyl er dann vor Ingolſtat lag,
Der ſchimpff der wolt ſich machen.

So will ich mir nit grauſen lan,
Da ſprach die Kaiſerliche Kron,
Meins vnglücks muß ich lachen,
Scheuß her ſcheuß lieber Landtgraff,
Mein glück das ſteet in Gottes krafft,
Erſt wöll wir dapffer fechten.

Der Kaiſer iſt ain eerlich man,
Allzeyt iſt er der fodriſt dran,
Zu Roß vnd auch zu fuſſen,
Seint wohlgemut jr Lanzknecht gut,
Da ſprach der Edle Kaiſer gut,
Wir wöllen vns nit ergeben.

Der Kaiſer die gantzen ſchantz außreyt
Der Püchſenmaiſter mit langer peit,
Er thet gar dapffer ſchieſſen!
Wol vnder d'landgräffiſchen Reiter gut,
Sy ſchuſſen hinaus mit friſchem mut
Es thet ſy ſeer verdrieſſen.

Der Kaiſer reyt im leger vmb,
Er ſprach jr liebe Lantzknecht frumb,
Laßt vns gar dapffer ſtreyten,
Seind die ſeind aller eeren werdt
Als vnſers hertz gemüth begert,
Wir wöllen jr erwarten.

O Ingolſtat du gmaurtes hauß,
Das het ich dir doch nit vertraut,
Daß du zu mir beſt geſchoſſen,
Da ſprach der Landtgraff zum Schertl gut,
Die Stat iſt vns nit wol zu mut,
Wir wöllen nit drauff bawen.

Den Püchſenmaiſter ſagt man preyß,
Sy ſchuſſen hinauß mit gantzem fleyß,
Man hört die Kugel ſingen
Ain yeder ſach ſein Leger an,
Mit Püchſen, ſpieſſen, in ſchlachtordnung ſtan,
Harniſch vnd Helm auffſpringen.

Der Landgraff warff die Augen auff,
Auß mancher Püchſen gieng der Rauch,
Ich hör das man thut ſchieſſen,
Da ſprach der Landtgraff zum Schertl zhand
Wir verſchieſſen Leut, Eer vnd Land,
Nit lenger wöln wir beitten.

Der Kaiſer ſprach die Teutſchen an,
Verhieß jn auch bey ſeiner kron,
Von jn wolt er nit weichen,
Dieweyl jm Gott das leben geit,
Glück, Eer vnd Sig inn Ewigkait,
Chriſtus von Himmelreichen.

Der Schertl ſprach die Raiſigen an,
Went euch jr lieben Ritters Mann
Weicht ab von dieſem Schieſſen,
Sonſt werden wir auf dieſen tag,
Dwail kain widerſtand nit helffen mag,
Vil Raiſigen zeug verlieren.

Der Landgraf vnd Schertl wurden zrat
Vnd wie ſy theten dieſer that,
Der Kaiſer hat ſich verpawen,
Fallen wir in ſein leger ſtark,
Die Raiſigen ſend ſo arck,
Jſt jn nit wol zuuertrawen.

Der Landtgraff hat ſeer lang geflucht
Sich am Römiſchen Kaiſer verſucht,
Jch main er hab jn funden,
Jch ſag dir lieber Landtgraff gut,
Vbermut der thut kein gut,
Der Kaiſer iſt kain Kinde.

Landtgraff Du darffſt nit ſchelten noch fluchen,
Der Kaiſer wird Dich ſelber noch ſuchen,
Auff mancher grüner Haide,
Gſchicht das nit bald, mit groſſem gwalt,
Zu yeder zeit inn ſeiner gſtalt,
Wirſtu haben groß laide.

Landtgraff das ſag ich Dir fürwar,
Der Kaiſer kriegt nit auff ain jar,
Darzu nit auff vier wochen,
Wens jm ain jar nit eben iſt,
So ſetzt er jm ain andere friſt,
Man muß jms anderſt kochen.

Dem Landtgraffen kamen newe meer,
Wie das der Herr von Pyrn kommen wer,
An ſtat des Kaiſers Schweſter,
Da ſprach der Landtgraff zum Schertl gut
Das iſt vns nit wol zu mut,
Es ſeind vns ſeltzam geſte.

Der Landtgraff ließ ſchlagen vmb
Wolauff jr lieben Lantzknecht frumb,
Von danuen wöln wir weychen,
Ain halbe meyl vom leger hindan,
Hiemit beſchirmt wird der gemain man,
Ein dorff heißt Gerelſingen.

Der Landtgraff ließ zinden an,
All leger, rückt im rauch darvon,
Jſt war, vnd nit erlogen,
O Jngolſtat ich muß dich lon,
Het ich die ſach recht griffen an,
Der Teufl hat mich betrogen.

Der Landtgraff nam die wacht in hnt
Dieweyl macht er ain Schiffbruck gut,
Darüber eylt er balde,
Er eylt dahin auff Revburg zu
Daſelbſt da was nit lang ſein ru,
Der Kaiſer thet jn ſuchen.

Noch hat er weder raſt noch ru,
Auff Thonauwerdt da ruckt er zu,
Wol in ſein alte ſchantze,
Daſelbſt da wolt er warten ſein
Des Kayſers bey dem külen wein,
Sich halten auff finantze.

Kain Lantzknecht waißt zu diſer Friſt
Wo der Landtgraff hinkommen iſt,
Der Kaiſer hat jn vertriben,
Jch ſag Dir lieber Landtgraff mein,
Dein krigen hetſt wol ain ding laſſen ſein,
Daheim werſtu wol bliben.

Wer iſt der vns das Liedlin ſang,
Ein freyer Lantzknecht iſt er genant,
Er hats gantz wol geſungen,
Jſt dreymal vor Ofen gelegen,
Geb jm Gott das ewig leben,
Jſt allzeyt wider kommen.

Laeta comes sequitur justum victoria bellum,
Numquam pars valuit stare maligna diu.

Aus dem Leben Philipps des Großmüthigen, Landgrafen von Heſſen.

1) Des Landgrafen Gefangennahme zu Halle.

Zu Caſſel liegt der Landgraf ſtill,
Wie nach dem Kampf der Löwe;
Doch iſt es Philipps feſter Will,
Daß er ſich neu erhebe.
Da wird ihm durch die Mühlberger Schlacht
Ein Strich durch die ganze Rechnung gemacht.

Der Kurfürſt Johann Friederich,
Des Landgrafs Bundesgenoſſe,
Hat ſich gewehrt erſt ritterlich,

Geflüchtet dann zu Roſſe;
Gefangen hin vor den Kaiſer gebracht
Wird an ihm vollzogen des Reiches Acht.

Der Landgraf Philipp ſchüttelt's Haupt,
Als er die Kunde höret:
„Des beſten Freund's bin ich beraubt,
Wir waren beid' bethöret.
Ach hätten zuſammengehalten wir zwei,
Gefangen wäre der Kaiſer; wir — frei!"

Er ſagt in Caſſel Lebewohl
Den Kindern und den Räthen,
Und bittet ſein Gemahl, ſie ſoll
Recht fleißig für ihn beten.
Er zieht nach Halle des Weges fort.
Der Kaiſer hält eben ſein Hoflager dort.

Der Landgraf ſpricht ſo Manches vor ſich hin:
„Will lieber Abbitt' thuen,
Will zu des Kaiſers Füßen knie'n,
Kann doch mein Heſſen ruhen."
Die Kurfürſten Moriz und Joachim
Verſprachen zu ſöhnen den Kaiſer mit ihm.

Als er in Halle reitet ein,
Da donnert's gerade heftig,
Zur Erde zückt manch heller Schein:
„Mir ſagt's der Himmel kräftig,
Was ich für'ne Verſöhnung erwarten ſoll,
Wie des Himmels Wuth, ſo des Kaiſers Groll."

Des Kaiſers Kanzler Granvella
Beut Philipp die Erklärung;
Mit klaren Worten ſtehet da
Vom Kaiſer die Gewährung:
„Nicht mit ein'gem Gefängniß ſei Philipp belegt,
Mit dem Landgraf der Kaiſer ſich heute verträgt!"

Und Philipp freudig unterſchreibt,
Als er das Wort geſehen;
Er denkt, wenn nur die Freiheit bleibt,
Mag alles ſonſt geſchehen.
„Abbitte zu leiſten dem Kaiſer bereit
Bin von jetzt ich demüthig zu jeglicher Zeit."

Der Kanzler Günterode lieſt
Ab ſeines Landgrafs Bitten,
Manch gift'gen Blick der Kaiſer ſchießt
Auf den, der kniet inmitten.
Auf deſſen Lipp' oft ein Lächeln ſich ſtiehlt,
Verhöhnend das Spiel, das man mit ihm ſpielt.

Die Stunde naht, auf hohem Thron
Sitzt Karl in dem Ornate;
Aus ſeinen Augen ſchielt der Hohn,
Nicht eines Kaiſers Gnade.
Der Landgraf kniet, das ſchauen die Herrn,
Vom Kaiſer entboten von nah und fern.

Der Kaiſer knirſcht, brummt in den Bart:
„Wart: will di lacken lehren:"
Als die Verzeihung drauf ſein Rath
Ablieſt, will mancher hören:
„Nicht mit ew'gem Gefängniß ſei Philipp belegt."
In der Kurfürſten Herzen Verdacht ſich ſchon regt.

Der Landgraf traut des Kaiſers Wort,
Auf ſteht er ungeheißen;
Der Herzog Alba führt ihn fort,
Mit ihm zu Nacht zu ſpeiſen.
Nach der Mahlzeit zieht ſich der Landgraf zurück,
Verſucht auf dem Brettſpiel zum Scherze ſein Glück.

Nicht lange tritt der Alba ein,
Naht ſich der Spieler Sitzen;
Er freut ſich, als beim Fackelſchein
Er ſieht die Waffen blitzen.
„Des Kaiſers Gefangner ſeid Ihr von jetzt,
Herr Landgraf!“ Jeden Ausgang die Wache beſetzt!

Der Kurfürſt Moriz ſchäumt und flucht,
Joachim zieht den Degen:
„Ein Judasſtreich, der iſt verrucht!“
Schreit Alba'n er entgegen.
„Nicht mit ein'gem Gefängniß iſt Philipp belegt.“
Spricht kalt der, „nicht ewig die Feſſeln er trägt.“

Pfui, wenn ſelbſt eines Kaiſers Wort
So frevelnd wird gebrochen!
Das gilt dem Deutſchen gleich dem Mord,
Der blutig wird gerochen.
Wo fort hinlenket der Kaiſer den Schritt.
Da zieht auch gefeſſelt der Landgraf mit. —

---

2) Des Landgrafen Philipp „Kuſtodie.“

1547 — 1552.

Der Landgraf liegt in ſtrenger Haft,
Sein Heſſenland verwaiſet;
Doch rechte Kraft bleibt unerſchlafft,
Wenn Unheil ſie umkreiſet;
Dann fühlt ſie ſich erſt groß und ſtark
Und zehrt vom eignen Lebensmark.

Des Krieges Geißel ſchlägt das Land,
Manch Heer dort überwintert;
Manch Dörflein gehet auf in Brand,
Manch Städtlein wird geplündert.
Die Heſſen halten treulich aus,
Sie ſeufzen: „Wär' der Herr zu Haus!“

Des Landgrafs Söhne ſtellen ſich
Mit dreißig edlen Heſſen
Zum Unterpfande ritterlich
Vor'n Kaiſer hin vermeſſen.
Der denkt in ſeinem düſtren Sinn:
Noch nicht für tauſend geb' ich ihn!

Die Landgräfin Chriſtine fällt
Zu Speier ihm zu Füßen:
Kaum die Erlaubniß ſie erhält,
Den Landgraf zu begrüßen.
Der ſchlingt um ſie den wunden Arm,
Sein Herz ſchlägt wieder froh und warm.

Und lebt er auch vom Lande fern,
Lebt er in allen Herzen;
Die Treuen tragen mit dem Herrn
Geduldig ihre Schmerzen;
Mit Heſſen trauert tief zugleich
Um ihn, der Freiheit baar, das Reich.

Liegt Philipp auch in Banden, frei
Regiert er in den Landen;
Denn was zu thun und laſſen ſei,
Sagt er durch die Geſandten.
So wird das treue Heſſenland
Regiert von ſeines Landgrafs Hand.

Will manchmal auch die Traurigkeit,
Wenn's dämmert, ihn beſchleichen,
Und will vor großem Herzeleid
Sein ſtarkes Herz erweichen;
So betet er recht fromm zu Gott:
Zu werden nicht der Feinde Spott.

Wohl könnt' ein einz'ges, einz'ges Wort
Aus Banden ihn erlöſen;
Doch das dünkt ärger ihm denn Mord,
Als eine Liſt des Böſen.
Ja beſſer, Land und Leut' verloren,
Als einen falſchen Eid geſchworen.

---

3) Der Fürstenbund.

1552.

Die Rache schleicht geheim und sacht
Daher auf dunkeln Wegen,
Dann bricht sie plötzlich aus der Nacht,
Ein Blitz mit Donnerschlägen;
Und trifft den Frevler auf das Haupt,
Der nicht an Treu' und Lieb' geglaubt.

Zu Feidwald, auf dem alten Schloß,
Im vaterlosen Lande,
Im Föhrenwald, auf grünem Moos,
Da schmiedet man die Bande:
Da schwöret manch' ein Fürstenmund
Zu Philipps Rettung einen Bund.

Und als die Fürsten sich im Saal
Die Hand zum Abschied drücken,
Da sieht man einen Wetterstrahl
Durch ihre Mitte zücken.
„Das Bündniß gilt:" ruft Frarineus,
Gesandt zum deutschen Fürstenkreis.

Nun rüstet Wilhelm, Philipps Sohn,
Sich schnell mit Hessens Rittern,
Die, treu wie um des Landgrafs Thron
Stark sind in Ungewittern.
Der Markgraf zieht aus Mecklenburg
Nach Hessen schnell manch Land hindurch.

Der Kurfürst steht längst kampfbereit,
Da ihm das Amt verliehen
Vom Kaiser ist, zu jener Zeit
Die Reichsacht zu vollziehen
An Magdeburg; das läßt er nun,
Um etwas Edleres zu thun.

So fegt das starke Bundesheer
Dem Sturm gleich durch die Länder,
Bald nennt der Kaiser sein nicht mehr
Die besten Unterpfänder;
Die Ehrenburger Klause fällt,
Die er für unbezwinglich hält.

Er muß sogar bei Fackelschein
Krank in der Nacht noch fliehen,
Er muß die Bundesfürsten ein
Nach Inspruck lassen ziehen.
Der Friedensschluß zu Passau d'rauf
Schließt Philipp das Gefängniß auf.

---

4) Des Landgrafen Philipp Rückkehr.

12. Sept. 1552.

Zu Löwen in den Niederlanden,
Da liegt der Landgraf schwer in Banden:
Des Kaisers Hauptmann hält ihn streng.
Da sprengten eines Tages Reiter
Zum Kerker hastig, froh und heiter
Entwindend sich dem Volksgedräng.

Der Landgraf staunt, als durch die Wache
Sie eilig dringen zum Gemache,
Und sich die Pforten öffnen weit.
Der Hauptmann spricht: „Kraft dieses Schreibens
Ist nun nicht mehr hier Eures Bleibens.
Nach Hessen habt Ihr frei Geleit!"

Die Fessel sinkt, Philipp will beten,
Da sieht er sich von seinen Räthen
Umschlungen wie ein Vater traut.
„Wie süß — die Freiheit! — Wiedersehen! —
Mein Gott — wie ist das All geschehen!"
Ruft Philipp aus und weinet laut.

Und wie vom Sturme fortgetragen,
Naht sich der Landgraf nach drei Tagen
Dem treuen Hessenlande schon;
Er springt vom Rosse, küßt die Erde,
Dann sinkt mit seliger Geberde
Er in die Arme jedem Sohn.

Und Jubel tönt durch alle Gauen,
Ein Jeder will den Landgraf ſchauen,
Den Vater Philipp, lang entbehrt.
Zwar iſt ſein Bart und Haar ergrauet,
Doch's Auge flammt, wenn's um ſich ſchauet
Wie wenn ein Blitz durch Wolken fährt.

Die Glocken ſchlagen all zuſammen,
In allen Herzen lodern Flammen,
Als er in Caſſel Einzug hält.
Er eilt, weil's Sonntag, erſt zum Dome,
Umflutbet von dem Menſchenſtrome,
Und danket dort dem Herrn der Welt.

---

5) Philipp des Großmüthigen Teſtament.

1562.

Das weite Land der Heſſen ſteht unter Philipps Hut,
Der für den heil'gen Glauben vergoß ſein Heldenblut,
Und frei vor Reich und Kaiſer zu Luthern ſich bekannt,
Darum die Welt zum Ruhme großmüthig ihn genannt.

Der Landgraf hält ſoeben zu Caſſel ſeinen Hof;
Die Großen ſind verſammelt, die Dame mit der Zof'.
Es rüſtet auf den Plätzen der Herold das Turnei,
Die Ritter aus den Gauen entbietet er herbei.

Schon ſchmettern die Trompeten, ſchon dröhnet Schwerterklang;
Da wird der Landgraf ſtille, im Herzen wird's ihm bang.
Er denket an ſein Scheiden, und träumt von ſeinem Tod,
Er denkt an Bruderzwiſte und an des Landes Noth.

„Laßt ſchweigen die Trommeten, dann ſei der Kampfplatz frei:
Wann ich mein Haus beſtellet, belohnt der Söhne Treu'.
Nicht eh'r ſoll mich ergötzen die Wonne, wo ſie weilt,
Bis ich die ſchönen Länder den Kindern zugetheilt."

Die edeln Söhne ſtehen im Saale vor ſeinem Thron,
Heer Ludwig und Heer Philipp und Georg, ſein jüngſter Sohn.
Sie ſind der Mutter Perlen, der höchſte Schmuck der Bruſt,
Des Heſſenlandes Sterne, der Damen Augenluſt.

Der Vater ſpricht zu ihnen: „Geliebteſte im Herrn,
Hört meinen letzten Willen, thut ihn genau und gern.
Ludwig iſt ein Gelehrter, d'rum ſoll ihm Marburg ſein;
Philipp ſoll Rheinfels haben, trinkt gern ein Gläschen Wein."

„Mein Marburg hegt Gelehrte gar viel und mannichfalt;
In Rheinfels birgt mein Keller den Rheinwein jung und alt.
Dort könnt ihr Wirthſchaft treiben, wie's eurem Herz gefällt,
Dort ſitzen die Gelehrten, da iſt der Wein beſtellt.

„Du Georg, der Söhne letzter, du hältſt am beſten Haus:
Mein Darmſtadt ſollſt Du haben, dort gibt man wenig aus.
Das Land hat Sand und Wälder; doch hauſeſt Du genau;
Wirſt Du in Fülle haben für Dich, für Kind und Frau'"

Die Söhne hoch in Freuden ergreifen Vaters Hand,
Und ſegnen Vaters Willen, der ſo getheilt das Land.
Sie küſſen Vaters Wangen und danken für das Glück:
„Laßt's gut ſein, liebe Jungen, nun kommt zum Spiel zurück!"

H. Künzel.

Klagelied Philipps, Landgraf aus Heſſen.

1547.

Schwer, langweilig iſt mir meine Zeit,
Mein Herz mich treibt zu Klagen,
Weil Untreu, Mißgunſt, Haß und Neid,
Ach, ich jetzund muß tragen,
Viel falſcher Liſt zu dieſer Friſt
Wird mir zu lang mit Schmerzen,
Daß ich oft klag
Alle Nacht und Tag,
Doch denk' ich Gotts im Herzen.

Schwer, langweilig iſt mir meine Zeit,
In Trauren bin ich ſitzen,
All meine Freund mir weichen weit,
Mich ſtellen an die Spitzen,
Zu denen ich hab' ſtetiglich
Mich aller Treu verſehen,
Die ſetzen gar
Mich in Gefahr,
Niemand will bei mir ſtehen.

Schwer, langweilig iſt mir meine Zeit,
Ach Gott mich wollſt ergötzen,
Steh du allzeit auf meiner Seit,
Auf dich mein Hoffen ſetze,
Sieh zu mein Gott, wie ich ein Spott
Bin unter meinen Feinden,
Ich ruf hinauf,
Ach Herr wach auf,
Laß deine Güt' erſcheinen.

Schwer, langweilig iſt mir meine Zeit,
Wie iſt es mir doch kommen,
All meine Macht und Herrlichkeit
Haſt du von mir genommen.
So weiß ich doch, wie tief und hoch,
Dein Gnad ſich ſtreckt am Ende,
Wie weit und breit,
Barmherzigkeit,
Die wolleſt du mir ſenden.

Schwer, langweilig iſt mir meine Zeit,
In Hoffnung thu ich harren,
Gedanken ſind mir Herzeleid,
Ach Gott, kehr' um die Karten,
Führ mich doch auf gradem Weg
Zu meinem Land und Leuten,
Zu Kindern mein,
Ach führ mich heim,
Ach Gott thu für mich ſtreiten.

Schwer, langweilig iſt mir meine Zeit,
Ich wollt mein Hörntein gellte,
In Jägerweiſ', nach gutem Brauch,
Durch's Holz und auch im Felde;
So Gottes Wort, mein höchſter Hort,
In meinem Land ſoll klingen,
Und hüten fein
Die Schäflein mein
Und Gottes Lob beſingen.

Schwer, langweilig iſt mir meine Zeit,
Gott öffne deine Ohren,
Denn meine Stimme iſt ſchwach vor Leid,
Mein Ruf iſt nicht verloren,
Mein Herz und Muth, mein Leib und Gut
Ergeb' ich ihm bei Zeiten,
Ich bin gewiß
Zu dieſer Friſt,
Er wird wohl für mich ſtreiten.

Schwer, langweilig iſt mir meine Zeit,
In Brabant muß ich warten,
Verbeißen iſt mir Gnadgelelt,
Wie grün iſt nun mein Garten,
Gott gab's, Gott nahm's in Lieb und Leid
Wie es ſich ſchickt auf Erden,
Wie's Gott gefällt
Von ihm beſtellt,
Sonſt kann nichts anders werden.

Schwer, langweilig iſt mir meine Zeit,
Zu Oudemar in Mauern,
Bin ich in Elend und in Leid
Mit ſchwerem Mund und Trauern.
Ade mein Kind und Land und Leut,
Bald iſt es überwunden,
Für meine Noth,
Beſcheer euch Gott
So viel ſel'ge Stunden.

Volkslied.

In Ketten aufhängen.

1552.

„O wehe, Heinz von Lüder, wie iſt um dich mir leid!
Du haſt die Stadt vertheidigt ſo tapfer lange Zeit!
Nun ſoll, bei Kaiſers Bann,
Sich ſelbſt zu retten,

Dich, seinen treusten Mann,
Der Landgraf hängen in Ketten!
O Ziegenhain, unselige Stadt,
Wo ächte Treu' solch' Ende hat!" —

Des Kaisers Abgesandter ruft: „„Hängt ihn an das Thor!""
Da führt' der Landgraf selber den edlen Helden vor:
„Wohlan! aus Kaisers Bann
Mich selbst zu retten,
Will ich den besten Mann
Nun hängen hier in Ketten:
Doch, weil er mir treu war und hold,
Nehm' ich die Ketten von lautrem Gold!"

Des Kaisers Abgesandter wend't nichts dagegen ein,
Der Landgraf schlingt um Lüder nun Kett' und Edelstein,
Hängt ihn nur wenig an
Mit solchen Ketten
Und spricht: „aus Kaisers Bann,
G'nüg' es mich zu erretten;"
Und löset ihn ohn' allen Schmerz:
„Komm, treuer Lüder, an mein Herz!"

Des Kaisers Abgesandter meint: „„das genüget nicht!""
Der Landgraf aber, Thränen und Zorn im Auge, spricht:
„Wollt Ihr des Kaisers Wort
Anders auslegen,
So meidet diesen Ort:
Ihr seid allzu verwegen!
Der Kaiser prüft mich, seinen Mann:
Ob ächte Treu' ich ehren kann!" —

August Kopisch.

Aus der Hessischen Reimchronik. Herausgegeben von Dr. J. V. Adrian *).

Landgraf Philipp von Hessen.

(Bruchstücke.)

Dieser Landtgraff Wilhelm erst nam.
Von Lothringen Fraw Irlandam,
Alls mann schreib Vierzehen Hundert Jar,
1497. Darzu Neunzig vnd Sieben zwar,
Gehn Cassell sie ihm wardt gebrachtt,
Vnd ein sehr schönner Hoff gemachtt,
Ein Sohn Wilheim sie ihm gebahr,
Doch der nichtt lannge im Leben wahr,
Vber zwey Jahr die Fürstin starb,
Darumb er baltt vmb ein andere warb.
Vonn Meckeleburgk ein Herzogin,
Hiß Anna, ist gefuhrett ein
Gehn Cassell in die furstlich Stadt,
Da mann schon Hoff gehaltten hatt,

*) „Mittheilungen aus Handschriften und seltenen Druckwerken. Von Dr. J. V. Adrian (Professor in Giessen). Frankfurt a. M. 1846." Mit Recht bemerkt Adrian in der Vorrede in Bezug auf die hessische Reimchronik: „Wer den Ton des Volksliedes nicht durch die hessische Reimchronik tönen hört, bemühe sich nicht um das Verständniß solcher Erzeugnisse." Ueber den Verfasser der Reimchronik äußert sich Adrian S. 136: „Es wird kaum zu ermitteln sein, von wem die hessische Reimchronik verfaßt worden ist. Leibknecht nennt Schrälter; aber die Gründe für seine Ansicht sind nicht gewichtig genug. Unsere Handschrift 410 hat auf dem Titelblatt den Namen: „Valentin Eckolt," und auf der Rückseite dieses Blattes ist bemerkt: „Ob dieser Valentin Eckolt oder wie er sonst genannt wird, Excellus, Autor oder bloßer Possessor dieser Genealogie sei, ist wohl in Consideration zu ziehen. Ich statuire das Erstere, weil Er solches selbst geschrieben und bis in das Jahr 1597 gehen auch die deutschen Verse dem Genre dieser Zeit conform." —

Als man ſchreyb Funfzeben Hundert Jahr
Vnd der Zwanzigſt im Weinmonat wahr,
Der Gemahlin ein Jda brachtt,
Dem Herrn ein Son durch Gottes macht,
Der Erſt ſtarb baltt, Wilhelm genant,
Der ander Philips iſt bekant,
Zu Marpurg am Sanct Brixentag,
Deß Morgens nach dem Fnnften ſchlag,
1504. Jm Funfzeben Hundert Vierten Jahr
Dieſer Landtgraff geboren wahr,
Funfzehen Hundert vnd Neun man zelt,
Als ſeine Abſcheidt von dieſer Weldt,
Landtgraff Wilhelm der mittler nam,
Vnd vom Elendt zur Ruge kam,
Am Eilfften tag im Hewmonatt
Starb er zu Caſſell in der Stadt,
Gehne Marpurgk man ſein Leichnam furth,
Da er zur Erdt beſtattet wurdt.

Landtgraff Philips, von dem ich meldt,
Das iſt der groß vnd tapffer Heldt,
Der mitt großer fürſtlicher That,
Gabr nahmhafftig gemachet batt
Sich ſelbs vnd dieſes Fürſtenthumb,
Jn aller Weldt mitt Preiß vnd Rhumb,
Sein Herr Vatter im abging baltt,
Da er allein Funff Jahr wahr altt,
Darumb in ſeinen jungen Jahre
Viell Anſtoß in dem Laude wahre.

Die Mutter wollt han das Regiment,
Die Reth wahre vntter ſich zertrennttt,
Etliche beygeſtannden findt
Der Fraw Mutter vnd Jhrem Kindt,
Den anndern das nichtt wahr lin ſinn,
Wahre anderß wo gerichtet hinn,
Daher ſich ein Entpörung fandt,
Wahrd die Regenden-Behd genannt,
Derhalb zu Wormbs vff dem Reichstag,
Dem Kayſer Carolo anläg
Die Mutter vnd etlich der Reth,
Das Er mitt gnadt zulaſſen thet,
Daß der junge Fürſt an die Handt
Die Reglerung in dieſem Lanndt,
Fur ſich möchtt nehmen vor der Zeitt,
Weill großer Verſtanndt vnd Weißheit,
An ihm wardt allbereit geſpurt,
Solches vom Kayſer verſtattet wurdt.

1522. Der Edle Franz von Sickinngen,
1523. Durch Behd in ſchaden thet bringen
Die Stadt Wormbs vnd den Stifft zu Trier,
Auch Pfalz, Heſſen vnd andere mehr,
Vom jungen Fürſten ſprach mit Hohn
Ein Kindt ich mitt eim Apfell ſöhn,
Der junge Fürſt, auß tapfernn muth,
Zum Krieg ſich baltt rüſten thut,
Seim Roß ein Apffell vff den ſchwanz
Vonn Goltt bandt, vnd ſucht den Franz,
Darzu kamen auch der Pfalzgraff.
Vnd dann zu Trier der Erzbiſchoff,
Zerſchoſſen ihm ſein ſchloße gutt,
Ein Holz den Franz erſchlagen thutt,
Sein Mutwill vnd ſein großer Prachtt,
Haben Jhn ſo vmbs Leben bracht.

1524. Christinam von Sachsen erkorn,
Zum Gemahl er hatt erkorn,
Ein Furstin tugentsamb vnd mildt,
Ein außerleßen Weideßbildt,
Gehn Cassell man sie zu im furth,
Ein trewe Landts Mutter sie wurdt,
1525. Als sich darnnach thet baldt herfur
Die erschreckliche Bawren Vffruhr,
Der junge Fürst vast der Erste wahr,
Der Angreiffen durfft dieße schar,
Eine tapffer redt er da gefurth,
Das sich solch Vffruhr nichtt geburt,
Der redt sich wundert mancher man,
Und griff den Feindt desto khuner ahn.
Beym Babst vnd seinem falschen thandt,
Der Fürst erstlich hielt hartt die Handt,
Das Luthers glauben Lehr und Schrifft,
Hielt er fur lautter ketzerisch gifft,
Verfolgt all die ihm hingen ahn,
Wardt aber baldt ein ander mann,
Als er so schön in teutscher Sprach,
Das New Testament vertiret sach,
Vnd daselbig mit Blaiß durch las,
Durch Gottes genadt er baldt genaß,
Das er das Herz zur Wahrheit kahrt,
Vnd wie Paulus bekehret wardt.

1526. Ein Landtag balt zu Homberg hielt,
Alle Monch vnd Pfaffen er befiehlt,
Sie sollten sicher kommen dar,
Vnd mitt Gottes wortt machen klar,
Das ihr sach darein sey gegrundt,
Vnd Luthers Lehr sich Kezers sundt;
Als die gelarten Monch im Landt,
Daselbs umher waren bey der Handt,
Vnd nichtt bewießed ihre sach,
Auß Gottes Wortt, auch das geschach,
Das diell dem Babstiumb wurden gram,
Vnd vberhandt die Wahrhaitt nam,
Daselbs geschloffen wardt mitt rath,
Das man balt gahr abschaffen that,
Was nicht in der Schrifft wahr fundirt,
Vnd den Gottesdienst reformirt,
1527. Weill der fromb Fürst auch wahrt gewahr,
Das der Monch abgöttische schar,
Webrenn ein faul freissig gesindt,
Daraus der Weldt kein Nuz entstündt,
Vnd solch Stiftung erst wahre gerichtt,
Vff Schulen, darein man vnderrichtt,
Die Jugent : vnd dann fürs Armuth,
Derhalb hatt er das Closterguth
Zu solchem Brauch auch wieder brachtt,
Eine hohe Schull fürs Landt gemacht,
Vnd dan Vier hohen Hospital
Fürs Armuth im Land überall.
1534. Balt thut der Fürst ein khuner that,
Der sich manch man verwundert hat,
Herzogk Ulrich von Wirtenberg zwar,
Seines gauzen Landes vertrieben wahr
Wohl Fünfzehn Jahr : König Ferdinand
Daselb Landt hatt in seiner Handt,
Sein Freundt in haben all verlahn,
Niemandt durfft sich seiner nehmen ahn,
Landtgraff Philips, sein Vetter gut,
Der fast eines tapffern Helden Muth,
Macht sich schnell auff mitt großem hehr,

Schlegt die Königſchaar auf der Wehr,
Jagt ſie baldt auß dem ganzen Landt,
Stellets dem Herzog wieder zur Handt,
Brengt auch die ſachenn zum Vertrag,
Das er das Lanndt behalten mag.

1546. Alls baldt in dem volgenden Jahr,
Der Krieg wieder den Kayſer wahr,
Der die Luttheriſchen woldt zu grundt
Thillgen vnd den Schmallkaldiſchen Bundt,
Landtgraff Philips za Feldt ſich thutt,
Vnd der Churfürſt zu Sachßen gutt,
Mitt einem gahr trefflichen Hehr
Die Herren gerüſt wahrn zu der Wehr,
Aber der Krieg nichtt woll außſchlecht,
Weill die Bundesgenoſſen wieder rechtt,
Nicht bilttten All, wie ſichs gebuertt,
Vnd der Furſt nichtt allein regiert
Den Krieg, und man kein Vollge thatt
Sein Vorſchlagen vnd guttem rath,
Darüber die ganz Sach turbirt
Und der Churfürſt gefangen wirdt.

Denn Landtgraffen man vberredt,
Das er ſich auch ergeben thet
Vff gnadt dem Kayſer in ſein Handt,
Das vnuerterbet plied ſein Landt,
Wie woll mann ihn vertröſtet ſein,
Daß er nicht ſollt gefangen ſein,
Doch die Verhafftung beider Herren
Biß inn das ſechſte Jahr thet wehren.
1552. Da hatt Laundtgraff Wilhelm der Son
Einen Bundtnuß getroffen ſchon,
Mitt dem Könnig auß Frankenreich,
Mitt Herzog Morizen deßgleich,
Von Sachßen, vnd Markgraff Albrechtt
Von Brandenburg, die Herren rechtt,
Ein großes Kriegsvolk verſamlet han,
Vnd Kayſer Karlen griffen ahn,
Vnd ihm der maſſen zugeſetzt,
Das er loißgedenn muß zu letzt,
Die gefangene Fürſten beidt zu gleich,
Vnd darzu ſchaffen in dem Reich,
Das man hinfurth ſollt pleiben lahn
Die Augspurgiſche Conſeſſion.

1567. Endtlich vonn dießem Jammerthall
Der Furſt verſchiedt chriſtlich vnd wohl,
Alls man zehldt Funfzehen Hundert Jahr,
Auch Sieben vnd Sechzig furwahr,
Am letzten Tag im Merz Monnatt,
Deß Abents nach Vierſchlagen ſpat,
Alls er hatt Drey vnd Sechzig Jahr,
Vnd lengern Lebenß wirddig wahr,
Zu Caſſell wardt ſein Leich beſtatt,
Gar manch mennſch die betrawert hatt,
Vnd daß zwar nicht an groß Urſach
Im Laundt ein großer Riß geſchach,
Ein trewen Vatter hatts verlohrn,
Wie man findther wohl hatt erfahrn,
Der arm Mann fühlts teglich mit nott,
Vnd klagt deß frommen Furſten thodt,
Mitt Negien ſottt außgraben gehrn,
Wennß möglich wehr den altten Herrn,
Vnſer Sündt brenngtt ſchwer Regiment,

So leufft die Weldt auch faſt zum endt.
Gott wollt vnns Allen gnedig ſein,
Das wir mögen behalttenn rein
Sein thewres Wort, ob wir dan ſchon,
Alhie ſoln Creutz vnd Leiden hon,
Nimpt ſolches doch Endt, wer dem Wort glaubtt,
Der wirdt vffs Creutz dorth haben Freudt.
Wir bitten Gott, er woltl regiern,
All unſer Furſten, das ſie führn
Das Regiment chriſtlich vnd wohll,
Wie nach ſeim Wort geſcheben ſoll.

Landgraf Georg I. von Heſſen-Darmſtadt und der Eichenzweig.

1577.

Habt von eingeſenkten Zweigen,
Liebe Leſer, ſchon vernommen
Habt auch ſelber ſchon dergleichen
Von der Pflanze abgenommen,
Von den Roſen, von den Nelken,
In den Boden ſie geſenket,
Daß die Zweiglein nicht verwelken,
Oftmals drauf den Blick gelenket.

Doch von grünen Waldeszweigen
Ward euch ſchwerlich ſchon berichtet,
Spräch' ich gar vom Zweig' der Eichen,
Hieltet ihr es für erdichtet;
Doch nicht ſo will ich erjagen
Meinem Lied den Namen „Dichtung"
Baare Wahrheit will ich ſagen. —
Nun, zu jenes Waldes Lichtung! —

Seht ihr dort nicht einen Reiter
Mit den Jagdgenoſſen traben?
Ha, wie ſprengt er luſtig weiter,
Sprenget luſtig über'n Graben;
Wie ſich friſch die Augen regen,
Feiſch von Leben, Kraft und Muthe,
An der Seite klirrt ein Degen,
Und ein Zweiglein wallt vom Hute.

„„Willſt du mir den Namen ſagen
Jenes Führers von dem Troſſe?""
Landgraf Georg kehrt heim vom Jagen,
Reitet nah' ſchon ſeinem Schloſſe;
Und ſein Blick mit Wohlbehagen
Ruhet auf den blanken Scheiben
Doch des Herzens heißes Schlagen
Läßt ihn ſchneller vorwärts treiben.

„Wär' es jetzt vielleicht geſchehen?"
Liſpelt's von dem bärt'gen Munde;
„Schwalbenflug und Windeswehen,
Gebt mir die beſchwingte Kunde!"
Landgraf Georg hat's kaum geſprochen,
Als aus ſeines Schloſſes Hallen,
Schnelle Reiter vorgebrochen
Und die Feſtpoſaunen ſchallen.

„„Herr, ein Sohn iſt Euch geboren,
Euch und Eurer lieben Frauen!
Als der Erbprinz auserkoren!"" —
Darf er ſeinen Ohren trauen?
Darf er jenem Blitzesleuchten
Höchſter Freude ſich ergeben?
Darf es ihm die Augen feuchten?
Hat er neues Recht auf's Leben?

Und der Landgraf ſpringt vom Pferde,
Beugt ſein Knie dem höchſten Willen;
Blicket ſinnend auf die Erde.
Denket Manches nach im Stillen:
„War mein Vater nicht gefangen,
Als ich einſt ihm ward geboren?
Meine Jugend — ſchnell vergangen!
Meine Aeltern — früh verloren!"

„Als der Jüngſte eingeſenket
In dies kleine Fleckchen Erde,
Hat mich früh der Wunſch gelenket,
Daß es groß und größer werde.
Aus Entbehrung und aus Sorgen.
Doch auch ſüßer Liebe Schooße,
Hebt aus Heute ſich ein Morgen,
Hebt die Knospe ſich der Roſe."

„Doch noch lieber zu vergleichen
Einem jungen Eichenſtamme
Und dem erſten Sproß der Eichen,
Nimm, Herr, meines Dankes Flamme!"
Und der Landgraf reicht vom Hute
Jenes Zweiglein, und er ſteckt es
In die Erd' mit frohem Muthe,
Und ein güt'ger Himmel deckt es.

Hundert vier und dreißig Jahre,
Unter Sohn und Sohnesſöhnen,
Breitet es die laub'gen Haare,
Die mit Sonnengold ſich krönen.
Längſt ſchon leckt um es die Flamme,
Seine Keimkraft ward zu nichte;
Doch von Georg des Erſten Stamme
Treiben Zweige, Blüth' und Früchte.

K. Buchner.

Digitized by Google

Das Eichenreis Landgraf Georgs I. von Heſſen.

24. September 1577.

Es prangt in Darmſtadt vor dem Schloß
Ein Eichbaum alt und rieſengroß;
Er hat der Geſchlechter viele geſeh'n!
In Freuden und Leiden vorübergeh'n,
Geborgen in des Schloſſes Schooß.

Einſt reitet Landgraf Georg zum Wald,
Das Hüftborn ruft, die Peitſche knallt.
„Friſch auf, Geſellen, zum fröhlichen Jagen,
Daß wir ein Wildpret nach Hauſe tragen!"
Und aus dem Thor geht's alſobald.

Sie reiten in den Wald hinein,
Es ſchwindet d'rin des Tages Schein.
Sie rennen und taufen und jagen und birſchen;
Herr Landgraf Georg fängt einen Hirſchen,
Den ſchleppen ſie nach Kranichſtein.

Das Waidwerk hat nun aufgehört,
Ein gutes Gläslein wird geleert:
„Es lebe Landgraf Georg von Heſſen,
In ſeinen Wäldern gibt's königlich Eſſen;
Das Trinken iſt bei ihm geehrt!"

Man lagert ſich im frohen Kreis,
Und ſingt ein Lied der Jagd zum Preis.
Die Eichen werfen kühligen Schatten,
Behüten die Glieder vor trägem Ermatten,
Brennt auch die Sonne noch ſo heiß.

Da läuft ein Mann zum Schloß gewandt,
Aus Darmſtadt iſt er weggerannt,
„Herr Landgraf, ein Söhnlein iſt Euch geboren!"
— Wie klinget ſo lieblich die Kunde zu Ohren —
„Euer Gemal hat mich geſandt!"

Des Fürſten Augen glänzen hell,
Daraus ſtrömt ſanft ein Thränenquell;
Vor Freude kann ſein Mund nicht ſprechen,
Es möchte ſein Herz ihm ſchier zerbrechen.
Man wirft ſich auf die Gäule ſchnell.

Sie reiten bis vor Darmſtadts Thor,
Da kommt ein langer Zug hervor;
Man reichet dem Vater den lächelnden Knaben:
„An dir will ich Freuden in Fülle haben!"
Zum Himmel hebt er ihn empor.

Ich dank' Dir Gott, mit heißem Fleh'n,
Daß Du mich ließ't ein Knäblein ſeh'n;
Mein Erſtgeborner ſoll Ludwig *) heißen,
Der Name klinget in ſüßen Weiſen,
Auf frommen Wegen laß' ihn geh'n!"

Als er ihn an ſein Herz gedrückt,
Da fällt ihm ein, er hätt' gepflückt
Ein friſches Eichreis beim fröhlichen Jagen,
Und hätte ſeine Mütze vor der Sonne Plagen
Sich feſtiglich damit geſchmückt.

Und ſchnell nimmt er von ſeinem Hut,
Das Eichenreis mit frohem Muth.
Da ſie nun kommen auf den Wall vor'm Schloſſe,
In die Erde ſenkt er die grüne Sproſſe
Behutſam, wie der Gärtner thut.

„Schlag' Wurzel, wachſe, werd' ein Baum,
Geſchmückt mit grüner Blätter Saum.
Wie Stürme über die Gipfel wehen:
So mögen ſie ſpurlos vorübergehen,
An Sohn und Enkel wie ein Traum!"

Noch prangt der Baum in friſchem Grün,
Die Wolken täglich d'rüber zieh'n
Und Georgs Geſchlechter in den alten
Gemächern über Heſſen walten!
Und ewig friſche Zweige blüh'n!

H. Künzel.

Ludwig V., der Getreue, Landgraf von Heſſen.

1622.

Im Oſten und im Weſten war ſchon der Krieg entbrannt
Der dreißig Jahr verheerte das deutſche Vaterland,
Als drohend Graf von Mannsfeld mit ſeiner wilden Schaar
'Gen Darmſtadt zog, der Feſte die ſtarken Schutzes baar.

Weh dir, Landgraf von Heſſen! Weh dir und deiner Stadt!
Euch beide hart zu ſtrafen der Feind geſchworen hat;
Weil ihr zu ihm nicht haltet. Doch dies iſt beiden fern
Denn treu bleibt Landgraf Ludwig dem Kaiſer, ſeinem Herrn.

*) Ludwig der Fünfte.

Entſetzen faßt die Bürger, die meiſten fliehn in Eil
Und auch Herrn Ludwig winket in raſcher Flucht nur Heil.
Beſtürmt dazu vom Volke flieht er in Bauerntracht
Mit Johann ſeinem Sohne bevor noch weicht die Nacht.

Mannsfelds Trompeten blaſen; die Thore öffnen ſich
Hinein ziehn wilde Schaaren, ſie blicken grimmiglich.
Man ſuchet Landgraf Ludwig. — Doch der iſt ja entflohn! —
Wie dies der Mannsfeld höret, ſpricht er: „Dies heiſchet Lohn!“

Er ſendet raſche Völker zum Odenwald hin
Den Grafen zu verfolgen und dann, mit hartem Sinn,
Befiehlt er ſeinen Schaaren zu plündern Stadt und Land
Als Sühn', daß ſeiner Rache der Landgraf ſich entwand.

Jetzt hub denn für die Städter ein Jammer an und Graus,
Die wilden Horden ſtürmten des Herrn, des Bürgers Haus,
Und plünderten und raubten mit thieriſch wilder Wuth
Und mordeten und ſengten und badeten im Blut.

O jammervolle Tage, die Darmſtadt da erlebt!
Noch heut', nach langen Jahren, das Herz darob erbebt.
Drum blickt zurück ihr Alle, die ihr nach Krieg verlangt,
Blickt hin! und ob des Wortes euch ſicher ſelbſt dann bangt. —

Der Landgraf eilt indeſſen den Bergen zu mit Haſt
Und gönnt dem ſiechen Körper, dem Sohne nimmer Raſt.
Schon nehmen Wald und Hügel ihn gaſtlich ſchirmend auf
Da ſieht er Knechte nahen im raſchen, eil'gen Lauf.

Die Hütte eines Köhlers verbirgt ihn alſobald;
Sie kann die Flücht'gen ſchützen im einſam ſtillen Wald.
Der Köhler kennt den Grafen, verehrt und liebt ihn gar,
Doch bangt ihm, denn ſein Bleiben den Seinen iſt Gefahr.

Schon nahen die Verfolger: „Haſt du den Herrn geſehn?“
So ſprachen ſie zum Köhler; doch der will nichts verſtehn.
Indeſſen gibt ſein Zittern der Antwort andern Sinn;
Das merkt der Troß der Häſcher und zieht daraus Gewinn.

Sie ſtürmen in die Hütte; die Flücht'gen finden ſie
Bei Weib und Kind des Köhlers, der ſinkt in die Knie.
Als jetzt der Führer brauſet: „Wer ſind die Beiden hier?
„Auf ſprich! — Sonſt weh euch Allen, dem Weib, den Kindern, dir!“

Die Degen ſind geſchwungen, die Opfer ſind bereit
Sie jammern, doch — ſie ſchweigen. Da bricht des Weh und Leid
Das Herz des edlen Grafen, er tritt hervor und ſpricht:
„Laßt ſie! denn den ihr ſuchet bin ich, ich läugn' es nicht.“

Wie jubeln da die Feinde; die Armen giebt man frei,
Doch mit der Grafen Freiheit iſt es zur Stund vorbei.
Gefangen führt man Beide des Feindes Lager zu.
Indeß daheim der Köhler nicht Raſt mehr hat noch Ruh.

* * *

Gefangen ſitzt der Landgraf im engen Kämmerlein,
Sein Blick iſt trüb und ſinnend. — Wo mag ſein Denken ſein! —
Es war bei Weib und Kindern, die wohl Gefahr umgiebt,
Es war bei ſeinem Volke, das wahr und treu er liebt.

Da tritt herein Herr Friedrich, der Churfürſt in der Acht,
Will ihm der kühne Mannsfeld, ſein' einz'ge Stütz und Macht.
Der ſpricht zum Herrn mit Drohen: „Willſt halten du hinfür
„Zu uns, dann lohnet Freiheit und Ruhm und Ehre dir.“

„Doch bleibſt du ferner feindlich 'gen unſre Sach geſinnt,
„Dann wehe all' den Deinen! Noch eh der Tag verrinnt
„Sind ſie in unſern Händen, mit ihnen Volk und Land
„Und alle ſoll'n empfinden des Siegers harte Hand."

Auch ſpricht noch Churfürſt Friedrich mit ſanfterm Wort und Blick:
„Ach Vetter, edler Landgraf nicht ſtoßet uns zurück!
„Wir ſind ja eines Glaubens, faßt einen Sinns uns fein
„Auf daß die Pfalz, mein Erbe ich wieder nenne mein!"

„Wohl ſind wir eines Glaubens!" ſpricht drauf der Landgraf mild.
„Wohl iſt uns Luthers Lehre gemeinſam Hort und Schild;
„Doch gleich dem Herrn der Welten ehr ich den Kaiſer auch
„Und halte meine Eide, das iſt bei mir ſo Brauch.

„Doch will bei ihm ich flehen für euch, für eu'r Geſchlecht,
„Daß Gnad' er läßt ergehen, ſtatt hart und ſtrenges Recht.
„Doch mit dem Schwert zu kämpfen, 'gen ihn! dies ſei mir fern,
„Denn nie brech ich die Treue dem Kaiſer, meinem Herrn."

* * *

Nacht wars und wieder ſitzet bei trüber Lampe Schein
Graf Ludwig ſtill und ſinnend im engen Kämmerlein.
Sanft ſchlummert ihm zur Seite trotz Haſt, trotz Sturm und Wind
Der draußen heult und brauſet, Johann ſein theures Kind.

Da horch! — es pocht am Fenſter — empor da ſchreckt der Graf.
Da pocht es wieder leiſe. — Wie Glück der Ton ihn traf,
Drauf ſchreitet er zum Fenſter und öffnets ſtill und ſacht,
Zwei Augen ſieht er leuchten wie Sterne durch die Nacht.

Wohl ſind es Hoffnungsſterne, vom Himmel ihm geſandt,
Denn jetzt vernimmt er Laute, ſo treu und ſo bekannt. —
Bei Gott, es war der Köhler, bei dem der Feind ihn fand,
Und der als Rettungsengel jetzt wieder vor ihm ſtand.

„Herr Graf, auf ſäumt nicht länger!" ſpricht er mit leiſem Ton,
„Bereit zur Flucht iſt Alles für euch, für euren Sohn.
„Seitdem man euch gefangen, bei mir, durch meine Schuld,
„Hat' ich nicht Raſt noch Ruhe, mich triebs mit Ungeduld.

„Den theuren Herrn zu retten. Drum auf! nicht weit von hier
„Da ſtehn zwei gute Roſſe, ich holt' beim Feind ſie mir.
„Auch kenn ich gute Wege und eh die Nacht verrinnt
„Seid glücklich ihr geborgen daheim bei Weib und Kind."

Wie danket da Herr Ludwig dem Herrn mit frohem Muth,
Daß ſolche Herzen ſchlagen im Volke treu und gut.
Den Sohn dann raſch er wecket, der weiß nicht wie's geſchieht
Als ſchon durchs offne Fenſter der Vater mit ihm flieht.

Der Köhler führt behutſam ſie jetzt dem Garten zu;
Ihr leiſer Schritt ſtört nimmer die Wächter in der Ruh.
Bald liegt das Dörfchen ferne, bald nimmt der Wald ſie auf,
Da finden ſie die Roſſe, jetzt geht es fort im Lauf. —

Der Graf mit ſeiner Linken den Sohn drückt an die Bruſt,
Indeß die ſtarke Rechte den Zügel faßt mit Luſt;
Zur Seit der Köhler reitet! — Hui! über Stock und Stein,
Durch Wald und Feld im Fluge gehts in die Nacht hinein. —

„Herr Landgraf, reitet ſchneller! Um Gott nicht rückwärts ſchaut
„Ich höre durch die Stille verrätheriſchen Laut,
„Es klingt wie Roſſeſtampfen. Hört nur — es naht ſich ſchon!"
Der Landgraf hört's und feſter drückt er ans Herz den Sohn!

„Um aller Heil'gen Willen, gebt eurem Roß den Sporn,
„Hört nur, wie's fernhin klinget, das iſt des Pfälzers Horn,
„Man iſt auf unſrer Fährte; auf Landgraf, nicht geſäumt."
Der Landgraf hörts und blutig ſein Roß im Schmerz ſich bäumt.

„Iſt erſt die ſteile Höhe, die vor uns liegt, erreicht,
„Dann ſind wir wohl geborgen, bergab gehts raſch und leicht."
Doch weh! das Roß ermattet, nur langſam klimpts empor
Und ſchon bricht aus dem Walde der Feinde Schaar hervor.

„Herr Graf, wir ſind verloren! Auf, eilt und ſäumet nicht
„Allein erklimmt die Höhe, mich rufet andre Pflicht
„Ich bleibe hier im Thale und halt' die Feinde auf
„Bis dahin trägt euch ſicher das Roß die Höh hinauf."

Der Graf in Schweiß gebadet eilt vorwärt's unverwandt;
Im Thal da hält der Köhler das Schwert in ſtarker Hand,
Sein Auge folgt dem Grafen. „Herr Gott, ich fleh zu dir
„Bis er die Höh erreichet gieb Kraft und Ausdau'r mir."

Da brauſet aus dem Walde der Feind wie Sturm herfür!
Du arme, treue Seele jetzt gehts zu End mit dir!
„Fort über ihn!" ſo brüllt es — doch ſtockts — welch wirr Gedräng
Denn feſt ſteht unſer Köhler und Thal und Paß ſind eng.

Da ziehen ſie die Schwerter, der Köhler hoch es ſchwingt,
Wie fallen da die Hiebe, daß weit es blitzt und klingt.
Schon liegen manche Feinde erſchlagen auf dem Grund
Doch blutet auch der Treue aus mancher tiefen Wund.

Und immer raſtlos weiter Herr Landgraf Ludwig fleucht,
Bald hat ſein Roß die Höh, den Rettungspunkt erreicht.
Da ſchnauben wild die Feinde und führen grimmen Schlag
'Gen ihren tapfern Gegner der jetzt der Macht erlag.

Schon fühlt er ſich verloren! doch ſchlägt die blut'ge Hand
Noch manche tiefe Wunde, ſtreckt manchen in den Sand.
Jetzt ſinkt er, da den Wunden das Leben raſch entrann
Und über ſeinen Körper hinweg fliegt Roß und Mann.

Sein ſterbend Aug' noch ſuchet den Grafen, doch er ſieht
Ihn nimmer, denn Herr Ludwig bergabwärts längſt ſchon flieht.
„Hab Dank mein Gott gerettet iſt er, jetzt ſterb ich gern,
„Nun nützte ja mein Leben dem Grafen, meinem Herrn."

Er ſprichts und ſinkt zurücke; ſein Herz, ſein Auge bricht:
Verklärt ſchwebt ſeine Seele empor zum Sternenlicht. —
Sein Lob ſoll hoch erſchallen, ja immerdar aufs neu,
Denn So für den Herrn zu fallen, das nenn ich Heſſentreu.

* * *

Herr Landgraf Ludwig ſitzet daheim bei Weib und Kind
Inmitten ſeines Volkes und Tage ſanft und lind,
Sie lächeln ihm, da wieder die Friedensſonne ſcheint,
Doch denkt er oft des Treuen und oft ſein Auge weint.

Dann ſpricht er zu den Seinen: „Die Treue hoch verehrt!"
„Ich habe ſie erprobet und ihren hohen Werth.
„Drum wehl im Leichenluche mir noch den Wahlſpruch ein:
„Treu ſeinem Gott, dem Kaiſer will Landgraf Ludwig ſein'"

Ernſt Pasqué.

Die vierhundert Pforzheimer.

6. Mai 1622.

Georg von Baden zog zum Streit
In blut'ger, unheilvoller Zeit,
Vor Tilly's wilden Schaaren
Sein Vaterland zu wahren.

Dem Herrscherstab, dem Fürstenhut
Entsagt der Fürst mit starkem Muth,
Und spricht zu seinem Sohne:
„Sitz' Du auf meinem Throne!

Mich ruft zum Kampf die höh're Pflicht,
Die Noth ist groß! Hilft Gott uns nicht,
Wird uns das Schwert bekehren
Von Luthers reinen Lehren.

Doch ferne sei mir's, Mord und Brand
Zu locken in mein friedlich Land;
Ich will das Schwert erfassen
Und Dir das Scepter lassen.

Nimm's hin, mein Sohn! und trag' es weis'
Zu Deines Volks und Gottes Preis,
Des heil'gen Rechts Beschützer,
Der Schwachheit Unterstützer."

Er sprach's und schwang sich auf sein Roß;
„Leb wohl, du meiner Ahnen Schloß!"
Viel heiße Thränen rannen,
Doch rastlos ging's von dannen.

Da half kein Rath, kein warnend Wort,
Ein blind Verlangen trieb ihn fort,
Wie einst in bessern Zeiten
In offner Schlacht zu streiten.

„Der Feigling sucht den Hinterhalt,
Ich trau' auf meines Arms Gewalt;"
So rief er, „kühn Beginnen
Muß uns den Sieg gewinnen."

Und unaufhaltsam rückt er vor,
Und trifft den Feind*) vor Wimpfens Thor,
Viel Tausend wohlgerüstet,
Die all' des Kampfs gelüstet.

Die Trommel ruft, das Schwert wird bloß,
Wie Blitze folgen Hieb und Stoß,
Es donnern die Kanonen,
Die Freund und Feind nicht schonen.

Und mancher stürzt' und mancher sank,
Und Mancher kämpfte sterbenskrank,
Hat schweren Tod gelitten,
Denn blutig ward gestritten.

Es stach der Sonne heißer Brand
Den Fürsten, der im Freien stand;
Doch kühles Obdach hatten
Die Feind' im Waldesschatten.

Da hat gar mancher Held geklagt;
Der Markgraf streitet unverzagt,
Und Mancher muß erbleichen
Vor seines Armes Streichen.

Doch sieh! welch schwarzer Höllenkampf
Steigt dort empor und stört den Kampf?
Horcht, wie es kracht und wettert
Und Alles rings zerschmettert!

Des Fürsten Heer wird schnell zersprengt,
Und Herr'n und Knechte flieh'n vermengt;
Ein Schreckensruf verkündet:
Das Pulver ist entzündet!

Umsonst war Bitten, Mahnen, Droh'n,
So Muth als Ordnung war entfloh'n;
Doch focht, vom Feind umgeben,
Der Markgraf für sein Leben.

Nun spitzt das Ohr und hört die That,
Die nirgend ihres Gleichen hat,
Vernehmt sie und bewundert
Von Pforzheim die Vierhundert.

Ein Häuflein klein, doch edler Art
Hat um den Fürsten sich geschaart,
Aus jener Stadt gebürtig,
Des Schwabenlandes würdig.

Sie standen vor dem Fürsten dicht
Wie Säulen fest, und wankten nicht,
Sein theures Haupt zu retten
Aus ew'ger Knechtschaft Ketten.

Und Mancher stürzt' und Mancher sank,
Das Blut der treusten Herzen trank
Der nimmersatte Boden,
Ein weites Feld von Todten.

Sie kämpften bis der Letzte blieb:
„O weinet nicht, ihr Mütter lieb!
Der Ruhm von euern Söhnen
Wird alles Land durchtönen!"

So ward der edle Fürst befreit
Durch seiner Bürger Tapferkeit;
Denn Lieb' ist bess're Wehre,
Als Furcht und mächt'ge Heere.

Und Ihr, Ihr Herren edeln Bluts,
Begeht Euch Eures stolzen Muths,
Und ehret und bewundert
Von Pforzheim die Vierhundert.

Eduard Braner.

---

*) Die ligustische Armee unter Tilly.

Landgraf Georg II. von Heſſen-Darmſtadt und das Gymnaſium zu Darmſtadt.

12. April 1629.

„Was der Vater mir geboten,
Was ich ſelbſt mir anbefahl,
Jenes Wort des edeln Todten,
Jenes Wort der eignen Wahl:
Eine Schule, gut und tüchtig,
Der Gelahrtheit Schirm und Hort.
Eine Schule, rein und züchtig,
Sei nicht länger bloßes Wort!“

„Endlich in das Blau der Lüfte
Strecke ſich's durch Quadern aus;
Hier, wo meines Stammes Grüfte,
Hier, wo meines Lebens Haus,
Wo vor zweiundzwanzig Jahren
Ich dies Leben ſelbſt begrüßt,
Will ich pflegen, halten, wahren,
Was des Lebens Reiz verſüßt.“

Es geſchieht. An ſtillem Orte
Hebt die Schule ſich empor;
Mählich wölbt ſich Gang und Pforte,
Steigen Treppen, glänzt das Thor:
Nach dem Hof, welch zieres Wappen!
In dem Hof, welch friſcher Quell! —
Der Gelahrtheit Ritter, Knappen,
Alſobald ſeid an der Stell'!

Eines Tags, da man zu Neune
Sechszehnhundert zwanzig ſchreibt,
Der April im Morgenſcheine
Seine zwölfte Woge treibt,
Oft von Pulverdampf umhüllet,
In der Zeiten Qual und Noth,
Hat ſich treu und wahr erfüllet
Unſres zweiten Georg Gebot.

Wie die guten Städter ſchauen:
Wie ſich Alles drängt heran!
Wie ſich Alles will erbauen,
Aus den Gaſſen, auf dem Plan! —
Seht die Mäntel, bunt und faltig,
Seht der Lehrer feſten Gang,
Seht die Schüler vielgeſtaltig,
Höret ihren Feſtgeſang!

Durch des Schloſſes weite Hallen
Geht's zum ſchöngefügten Saal,
Und mit inn'gem Wohlgefallen
Sieht es Georg und ſein Gemal;
In dem Auge Glück und Segen,
Auf der Lippe Dank und Gruß,
Treten ſie dem Zug' entgegen
Und dem Rector Klinckerfuß.

Feſtlich ſteht des Landes Adel,
Schwarz des Städtleins Geiſtlichkeit,
Seine Räthe, ohne Tadel,
Sind um Landgraf Georg gereiht:
Feſtgeſang und Feſtgebete, —
Würdig hochgelahrter Art,
Und romantiſch klingt die Rede
Kanzler Wolfs von Todtenwart.

Als der hehre Act vollendet,
Geht's zur Kirche ſtill und kühl,
Hoch zum höchſten Herrn gewendet
Iſt Bewußtſein und Gefühl;
Mit der Orgeltöne Rauſchen
Mit der Predigt ſtrömt es fort,
Wie ſie All' der Weihe lauſchen
Heil'gen Werks an heil'gem Ort!

Jene Lehrer, fünf gezählet,
Ihrer Schüler Dutzendzahl,
Sehn wir bald gequält, geſtählet
Durch die Peſt und Kriegesqual;
Landgraf Georg ging zu den Todten,
Zu den Todten ſein Gemal,
Doch die Schule ward zum Boten
In der Zeiten Abendſtrahl.

K. Buchner.

Der Sturm auf Alsfeld.

1646.

In dem alten Lande Heſſen
Nenne mir die ält'ſte Stadt,
Wo einſt Kaiſer Karl geſeſſen,
Luther einſt gepredigt hat,
Die zur neu gereinten Lehre,
Sich vor allen hat bekannt,
Gern für Vaterland und Ehre
Ihre Streiter ausgeſandt!

Ihre Streiter! Ja ſie ſtritten,
Alsfelds Söhne ſtritten gut;
Komm: ich führe dich inmitten
Pulverdampf und Rauch und Blut:
Sechszehnhundert ſechsundvierzig,
Jahr der würgevollen Schlacht,
In dem Weine kühl und würzig
Werde oft noch dein gedacht!

Sind es Deutſche, ſind es Brüder,
Die ſo finſter auf ſich ſehn,
Alsfeld, deiner Söhne Glieder
Mit der blut'gen Sichel mäh'n?
Feuerbälle nach dir jagen,
Deiner Wälle Kraft verſehrt,
Deine Mauern dir zerſchiagen,
Deine Häuſer dir zerſtört?

Habt ihr alſobald vergeſſen,
Daß von neunundſiebzig Jahr
Philipp: Herr von Niederheſſen
Und auch Herr von Alsfeld war?
Daß er mit dem Feuerblicke
Euch zur Liebe auferzog,
Daß er Niederheſſens Glücke
Mit dem Glücke Alsfelds wog?

Doch im wüſten Gang der Zeiten
Trennen Vater ſich und Sohn:
Gilt es hier für Georg zu ſtreiten,
Kämpft man dort um Wilhelms Thron.
Alsfeld war dem jüngern Stamme
Zugetheilt und feſtverzweigt; —
Sieh' wie raſch die Feuerflamme
Schon von Dach zu Dache ſteigt!

In der Kirche Sankt Kathrinen,
Die ſo manches Grab bedeckt,
Haben kummervolle Mienen,
Frau'n und Kinder ſich verſteckt:
Ihr Gebet verklingt im Sturme,
Und es ſchweigt ihr Feſtgeſang, —
Horch: da rauſcht vom Kirchenthurme
Weltgerichts-Trompeten-Klang!

Eine Bombe ſinkt hernieder,
Wühlt bei Gräbern ſich ein Grab,
Schreckensvoll die zarten Glieder,
Stürzt zugleich ein Weib herab:
Ihren Säugling feſt umſchlungen,
Gleich dem Säugling ſchnell entſeelt,
Von des Todes Kraft bezwungen
Iſt die Angſt, die ſie gequält.

Mählich beſſer wird's im Kampfe,
Denn der Büchſe fehlt das Blei;
Während dort aus Pulverdampfe
Kugel, Kugel drängt auf's Neu',
Ruft man: „Auf des Pfarrers Dache,
An den Kanten, hoch und ſcharf,
Haftet feſt für Kampf und Rache
Unſer nöthigſter Bedarf!"

Selbſt Magiſter Happel winket
Eifrig nach dem Dach hinauf:
„„Was an Blei herunterſinket,
Schmettre in des Feindes Lauf!
Gibt nicht Jeder gern ſein Leben
Ruft das Vaterland ihn wach,
Und ſollt' ich das Blei nicht geben
Freudig ſelbſt vom eignen Dach?""

Doch wer mag ſich wohl vertrauen
Solchem luftig hohen Sitz,
Drauf des Feindes Augen ſchauen,
Drauf er lenket ſeinen Blitz?
Schnell — noch zagen alle Geiſter,
Vollgeſchüttet iſt das Maas, —
Steigt zum Dach der Bürgermeiſter,
Steigt der tapfre Konrad Haas.

Und Magiſter Happel reichet
Ihm hinauf das ſcharfe Beil;
Jeder handelt, Jeder ſchweiget,
Denn hier gilt's geſchäft'ge Eil';
Zu der Erde ſinkt in großen,
Schweren Maſſen das Metall,
Und in Kugeln umgegoſſen,
Stürmt es in der Feinde Fall.

Rückgedrängt iſt ſchon die Maſſe
Von dem Markte nach dem Thor,
Sieh' da treibt die Mainzergaſſe
Friſcher, hoher Brand empor!
Gleich der buntgezackten Fahne,
Gleich dem farbig-hellſten Strauß,
Iſt es nicht, ererbt vom Ahne
Unſres Bürgermeiſters Haus?

Ruhig ſieht er in das Feuer,
Haus und Hof und Gut vergehn,
Was noch mehr ihm lieb und theuer,
Soll ja drinnen auferſtehn.
Nur noch mehr geſchäftig, ſendet
Er des abgehau'nen Blei's,
Das den Abſchiedsſegen ſpendet,
Geiſtlich, aber tödtlich heiß.

Und ſo hat ſich die Gemeine
Niederheſſens bald zerſtreut,
In dem ſalben Abendſcheine
Iſt ſie ſchon von Alsfeld weit:
Ihr Geſangbuch ſcheint verloren
Auf dem allzuraſchen Gang,
Und manch Opfer ward erkoren
Von der Kugeln Klingelklang.

Von dem Dach der Bürgermeiſter
Zu den Seinen niederſteigt,
Und ihm huld'gen alle Geiſter,
Und er fühlt ſich froh und leicht;
Aber dankbar den Magiſter
Happel er dem Volke zeigt:
„Seht, ihr lieben Herrn, das iſt er,
Der mir friſch das Beil gereicht."

K. Buchner.

Prinz Friedrich II. von Heſſen-Homburg bei Fehrbellin.

1675.

„Ziehet, Prinz von Heſſen-Homburg, unſerm kleinen Heer vorauf,“
Sprach der große Friedrich Wilhelm, „nehmt den beſten Reiterhauf,
Spähet nach den Feindesſchaaren; aber laßt euch nicht verleiten,
Schnell und wagend, wie ihr immer, mit der Uebermacht zu ſtreiten.“

An der Spitze ſeiner Schaaren treibt er durch das grüne Feld
Ueber Berg und Wieſenthalen und erſpäht des Feindes Zelt.
Hui! da blickt es ihm herüber, und die hellen Waffen blitzen;
O, wie winkt es ihm hinüber, lockend mit den Schwerterſpitzen!

Fern herüber fliegt verwegen mordbegieriges Geſchoß,
Und es ſtreift des kühnen Helden kampfbegierig Schlachtenroß;
Und der Reiter ſpornt den Rappen, und es folgen ihm die Schaaren,
Und vermeſſen ſtürzen Alle in die tödtlichen Gefahren.

Schwingen ſie bebend die Schwerter, fällt auch mancher Heldenſtreich,
Sinkt auch mancher kühne Schwede auf die Wieſe todt und bleich,
Zehen fechten gegen Tauſend, die an ihrem Blut ſich letzen,
Ihres Ruhmes junge Scharten an den Siegern auszuwetzen.

Armer Prinz von Heſſen-Homburg, arme nothgedrängte Schaar,
Mitten unter Feindeskugeln aller Hülf' und Rettung baar!
O, wer möchte da die Streiche, die an ihre Panzer ſchlugen,
Und die rothen Wunden zählen, ſo die tapfern Streiter trugen!

Armer Prinz von Heſſen-Homburg, arme nothgedrängte Schaar,
Jetzo biſt du überwunden und verloren immerdar! —
Doch den Donner des Geſchützes hört der Kurfürſt in der Weite,
Und er ahnet was geſchehen, und er fliegt zu Kampf und Streite.

Wie die graugepeitſchte Woge an die Felsgeſtade brauſt',
Wie der Sturmwind an den Wipfeln alter Eichenwälder ſauſt',
Flog herbei mit ſeinem Volke Friedrich Wilhelm wohlgerüſtet,
Wie Orion's Sterne funkeln, wenn er durch die Nacht ſich brüſtet.

Und der Feinde dichte Rotten ſeh'n den ſtarken Helden nah'n,
Seh'n die tapfern Brandenburger, und ein Zittern faßt ſie an.
Tauſend heiße, rothe Quellen fließen plötzlich nach dem Sande:
Fliehet, ihr kühnen Schweden, fliehet: fliehet ſchnell in eure Lande!

„Großer Kurfürſt Friedrich Wilhelm, der den großen Sieg gewonnen,
Der das Werk zu Ende brachte, das bei Rathenau begonnen,
Sei geprieſen Landesvater, Landesretter immerdar,“
Ruft ihm jubelvoll entgegen ſeine Brandenburger-Schaar.

„Lebt der Prinz von Heſſen-Homburg?“ fragt er ernſt, und voller Bangen
Kommt der Ritter ſchuldig, reuig, todtenbleich herbeigegangen.
„Prinz, ihr habt den Tod verdienet für die übereilte That.“
Todt verdient von ſeinen Brüdern, ruft der ganze Kriegesrath.

„Aber ſoll mich Gott behüten, dieſen Tag, der Feinde Schrecken,
„Mit dem Blute eines Prinzen meines Stammes zu beflecken!
„Tretet her und dankt dem Himmel, daß der Sieg der unſre war!“
Und es knieten alle nieder, und es dankte Gott die Schaar.

Julius Curtius.

Ludwig VI. und das Glockenſpiel zu Darmſtadt.

1670.

Zu Utrecht in dem Dome ſteht
Herr Ludwig, Graf zu Heſſen.
Sein Auge ſinnend ſich ergeht
Auf einem Stein, der deſſen,
Der einſt gelebt, ihm Kunde gibt;
Was er gehofft, was er geliebt,
Sagt ihm im Stein der Todte.

„Zum Sterben bin ich, Herr, bereit;
Harrt doch auf anderm Sterne
Der Seele mein Unſterblichkeit,
Drum ſterb', o Herr, ich gerne."
So lautete der Theil der Schrift,
Der tief das Herz des Grafen trifft,
Der ihn verſenkt in Sinnen.

Wol dir, ſpricht leiſe jetzt ſein Mund,
Du hatteſt feſten Glauben!
Und ſelbſt der Tod in letzter Stund
Konnt' nimmer dir ihn rauben.
Glaubt' ich doch auch ſo feſt wie du,
Dann zög' ins Herz mir Troſt und Ruh!
Wer gibt mir dieſen Glauben?

Da horch! Durchs hohe Fenſter klingt
Ein Lied von hellen Glocken.
Der Landgraf hört's! Ins Herz ihm dringt
Ein himmliſches Frohlocken.
„O Jeſus meine Zuverſicht!"
So tönt das Lied, das zu ihm ſpricht:
An ihn mußt du dich wenden!

Und auf die Kniee ſinkt der Herr,
Schaut ſelig auf nach oben;
Sein Herz iſt leicht, das vorhin ſchwer,
Kann Gott den Herren loben.
Und nach inbrünſtigem Gebet,
Geſtärkt er aus dem Dome geht,
Geſtärkt fürs ganze Leben.

* * *

Was hebt in Darmſtadt ſich ein Bau
Im alten Herrenſitze?
Ein Thurm ſtreckt nach des Himmels Blau
Verlangend Dach und Spitze,
Und drinnen hängen groß und klein,
Der Glocken viel, und voll und rein
Vermögen ſie zu ſingen.

Herr Ludwig denkend jener Stund,
Als durch der Glocken Singen
Ihm Troſt und Hülfe wurde kund,
Ließ dieſen Bau vollbringen.
Damit die Glocken jeder Zeit
In Glück und Luſt, in Schmerz und Leid,
Stets mahnend ihn umklingen.

* * *

Die Jahre fliehn; Herr Ludwig liegt
Zu Tode krank. Ergeben
Er ſich in Gottes Willen fügt,
So war ja ſtets ſein Leben.
Und zu den Seinen ſpricht er ſtill:
„O weinet nicht! So Gott es will,
Seh'n wir uns drüben wieder.

„An ihn nur glaubt, dann iſt der Schmerz
Der Erde zu ertragen,
Der Glaube ſenkt ins wunde Herz
Stets Troſt in trüben Tagen.
Auf Jeſum hofft und baut allein
Dann wird euch nimmer bange ſein
Vor ernſter, letzter Stunde."

Er ſprich's und ſinket matt zurück;
Da tönt die zweite Stunde
Und ſieh; verklärt trifft jetzt ſein Blick
Die Seinen in der Runde.
Denn feierlich dringt in den Saal
Ein hoher, herrlicher Choral,
Von Glocken hell geſungen!

„O Jeſus meine Zuverſicht!"
So haucht er noch, dann ſchwinget
Die Seele ſich empor zum Licht,
Und Licht den Saal durchdringet.
Die Sonne war's, in goldner Pracht
Schien wieder ſie nach Winternacht,
Ein Bote neuen Frühlings!

* * *

Und heut noch hört man Stund um Stund
Es hell vom Thurme klingen,
Die Glocken mit metall'nem Mund
Dort hohe Lieder ſingen.
Wenn Troſt in's gläub'ge Herz dann quillt,
Iſt Ludwigs heil'ger Wunſch erfüllt,
Sein Bau prangt nicht vergebens!

Ernſt Pasqué.

Landgraf Ludwig VIII. von Heſſen-Darmſtadt oder die Begegnung bei Heuſenſtamm.

29. März 1764.

Der Morgen graut, es ſchimmern goldne Funken
Hoch um den blätterloſen Hain,
Und in der Fenſter weite Reih'n,
Ob hier ein Kranich aus der Luft geſunken,
Vielleicht ein Stein ſein rothes Blut getrunken? —
Das alte Schloß iſt Jagdſchloß Kranichſtein.

Heut' ſchweigt der Lärm, der ſonſt in tauſend Wellen
Hervorgefluthet aus dem Jägerhorn,
Und links und rechts geſtrebt durch Buſch und Dorn.
Das Jagdroß weilt in ſeinen Ställen;
Nur ungeduldig lautes Hundebellen
Ruft häufig wach des Jägers Zorn.

Heut' ſchweigt der Lärm; durch ſeine Zimmer ſchreitet
Ludwig der VIII., bleibt oft ſinnend ſteh'n,
Manch Bildniß an den Wänden zu beſeh'n,
Und wie das Auge dran vorüber gleitet,
Hat eine Landſchaft ſich ihm ausgebreitet,
Um die der Jugend Zaubernebel weh'n.

Nicht jene Landſchaft, die ſich abgeſchloſſen,
Dem hellen Teich mit Schwänen eingeſtreut,
Noch heute gern des Städtlers Blicken beut,
Wenn er hinaus mit fröhlichen Genoſſen
Zum Weine zieht mit blanken Jagdgeſchoſſen,
Zum edlen Waidwerk, das die Seele freut.

Noch einmal blickt der Landgraf nach dem Bilde
Thereſia's und nach dem Kaiſer Franz,
Umgeben von der Kinder blüh'ndem Kranz:
Hier waren ihm die freundlichen Gefilde
Emporgetaucht aus Liebe, Kraft und Milde,
Und halb verſunknem Sonnenglanz.

Im Silberhaar, mit tief gebeugtem Rücken,
Gleich einer Pappel, die ſich zitternd rührt,
Wird Landgraf Ludwig durch den Gang geführt
Den heute noch die Hirſchgeweihe ſchmücken,
Von dannen ſie zum Hof hinunterblicken
Stolz, wie dem Zackenwald gebührt.

Ein Wagen hält. Die treuen Roſſe fliegen
Schnell übers Feld und durch den Buchenhain,
Um den die Märzenveilchen Düfte ſtreu'n,
Schneeglöckchen über's Eis des Winters ſiegen,
Die Lerchen hoch ſich in den Lüften wiegen
Und ſchnee'ges Waſſer träufelt über'n Rain.

„Nach Heuſenſtamm!" ſo ſpricht die welke Lippe
Landgrafen Ludwigs vor ſich hin;
„Dort werden ſie anheut vorüberzieh'n!"
Und wieder lenkt in waldiges Geſtrüppe
In eines Hohlwegs zackiges Gerippe
Der raſchen Pferde feuriges Bemüh'n.

Hier iſt der Ort. Die dunkeln Tannen ſchweigen,
Es ſchweigt die Flur, doch mit der Stunde Klang,
Die g'rade jetzt vom Dorf herüber drang,
Wird auch der Kaiſer ſich dem Landgraf zeigen,
(So ſprach ſein Bote) ſich ihm gnädig neigen.
Und näher ſchon tönt Ruf und Roſſeklang,

Der Kaiſer iſt's Thereſias Anvermählter,
Es iſt der gute Kaiſer Franz,
Sein Joſeph iſt's im friſchen Jugendglanz;
Als Deutſchlands König, als vom Reich Gewählter,
Die Wange röther und das Aug' beſeelter,
Zieht er dahin zu Frankfurts Mauerkranz.

Dort will der Vater ihn zum Dom geleiten,
Zum alten Römer, zu dem Roßmarkt auch,
Zu Pomp und Feſt und lang bewährtem Brauch
Schon ſieht er ſich die Zeil hinunterreiten,
Hört Vivatruf und lautes Glockenläuten,
Und Feſtmuſik im friſchen Morgenhauch.

Da hält der Zug. Vom hohen Kutſchenſchlage
Steigt Kaiſer Franz, es folgt ihm raſch der Sohn,
Und zitternd ſpricht mit würdevollem Ton
Ludwig der VIII.: „An ſo ſchönem Tage,
Dran ſelbſt verſtummt des Alters ſtrenge Klage,
Darf ich nicht fehlen an des Kaiſers Thron."

„„Kommt mit nach Frankfurt! denkt der ſchönen Zeiten
Als Ihr im Heidelberger Thal
Mir zugebracht die Kunde meiner Wahl!"" —
„O gnäd'ger Kaiſer, dieſes liegt im Weiten,
Gern möcht' ich Euch und Euren Sohn begleiten,
Doch müd und ſchwach wank' ich im Römerſaal."

Der Landgraf ſpricht's und eine junge Fichte
Dient ihm als Stütze, und zum holden Blick
Kommt einmal noch die Jugendzeit zurück,
Als wenn ſie ſich von ſet'gen Welten flüchte;
Auch um des Kaiſers würdig-ernſt Geſichte
Spielt Heiterkeit und friſch gekeimtes Glück.

Und ihrer hohen Herrin denken Beide,
Der Kaiſerin Thereſia:
Stets war mit Huld ſie Landgraf Ludwig nah';
Er zog für ſie zum blutgetränkten Streite,
Im Fürſtenpomp und in des Jägers Kleide
Freut er des Blicks ſich, welcher auf ihn ſah.

Als nun der Worte Wiederſpiel geendet,
Da nimmt der Kaiſer freudig Ludwigs Hand,
Und drückt ſie feſt und hält ſie unverwandt:
„Ihr ſeid der beſte Freund, der mir geſendet!"
Der Kaiſer ſpricht's. Zum Wagen hingewendet
Iſt Jeder ſchnell und eilt durch Flur und Land.

Indeß in hohen, reichgeſchmückten Tagen
Vater und Sohn zu Frankfurt ſich ergeh'n,
Juwelenlichter um die Scheitel wehn,
Läßt Landgraf Ludwig eine Münze ſchlagen,
Auf ferne Zeit die Kunde noch zu tragen
Von Heuſenſtamm und ſeinem Wiederſehn.

K. Buchner.

Anmerkung. Ludwig der Achte war vor allen Fürſten ſeiner Zeit ein Freund und Anhänger des kaiſerlichen Hauſes. Die von ihm zärtlich verehrte Maria Thereſia machte ihn im Jahr 1741 zum General-Feldmarſchall und ihr Gemal, welchem Ludwig das Dekret der Kurfürſten, das Franzen zum Kaiſer erwählte, nach Heidelberg überbrachte, ſchenkte ihm bei ſeiner Krönung einen koſtbaren Brillantring, worin das Bildniß Maria Thereſia's und einen auf 7000 fl. geſchätzten Degen. Als hierauf Kaiſer Franz ſeinen Sohn Joſef nach Frankfurt begleitete, wo er zum Kaiſer erwählt und gekrönt wurde, trafen beide hohe Perſonen mit dem damals ſchon 74jährigen Landgrafen Ludwig auf einem Waldflecken bei Heuſenſtamm, zwiſchen Seligenſtadt und Frankfurt zuſammen. Es war der 29. März 1764. Der altersſchwache Landgraf hielt ſich an eine Fichte, um das Geſpräch länger fortſetzen zu können. (Göthe's Werke, Octav-Ausgabe, 17 Bd., S. 310.) Nach Andern mußte er ſich von Zweien ſeines Gefolges halten laſſen (Dieffenbach, Verſuch einer Geſchichte der Reſidenz Darmſtadt. S. 74.) Vielleicht geſchah Beides. Kaiſer Franz ſoll bei dieſer Gelegenheit ausgerufen haben, Landgraf Ludwig ſei ſein beſter Freund. Der Landgraf ließ in der Folge zur Erinnerung an jenen Tag eine Denkmünze ſchlagen. Das Jagdſchloß Kranichſtein, unweit Darmſtadt, war viele Jahre hindurch der Aufenthaltsort des Landgrafen Ludwig des Achten.

Digitized by Google

Des Landgrafen Ludwig VIII. Tod.

17. October 1768.

Vom nahen Jagdſchloß Kranichſtein
Nach Darmſtadt brauſet ein Geſpann,
Sechs weiße Hirſche ziehen d'ran,
Der Wagen ſchließt Herrn Ludwig ein.

An dem Theater hält der Zug;
Der alte Herr ſteigt haſtig aus;
Schon harret ſeiner ſtumm das Haus,
Die Glocke eben ſechſe ſchlug.

Ein ernſtes Stück wird aufgeführt:
Schnell wird ein reicher Kaufmann arm
In London, und der Gläub'ger Schwarm
Nach ſeiner Habe gierig ſpürt.

Es trilt mit Klagen auf ein Weib,
Verloren hat ſie Hab' und Gut,
Verloren ihres Lebens Muth,
Verloren ihrer Schönheit Leib.

Die gute Frau ſpricht drauf das Wort:
„Auf Menſchen kann ich nimmer bau'n,
Der Gnade Gottes muß ich trau'n,
Die Erde iſt nur Prüfungsort!“

Der Landgraf ruft: „Recht Mütterlein,
Der Gnad' allein vertrau' ich mich!“
Erhebt noch einmal haſtig ſich,
Und ſchläft dann ruhig für immer ein.

Auf Gnade hat der nur gebaut,
Der viele Gnaden ſelbſt verlieh;
Daß ihn ſein Glaube täuſchte nie,
Bekannt' der Fürſt im Sterben laut.

H. Künzel.

Die Heſſen auf der Breſche von Badajoz in Spanien *).

6 — 7 April 1812.

Vollendet iſt der Sonne Lauf,
Feurig glühen ihre letzten Strahlen
Drohend ſteigen ſchwarze Wolken auf,
Die in Abendglu:h ſich blutig malen;
Schaurig hüllet die Natur
Sich in finſtre Schatten ein
Und es ſchweiget jede Creatur.
Einſam ſchreitet nur allein
Abgemeßnen Schrittes durch die Nacht
Noch der Poſten, welcher wacht
In der Feſte unten am Glacis. —
Horch! jetzt rufet er: „qui vit!“
Nein, es war des Todtenvogels Schrei,
Der, im Feindeslager aufgeſchreckt,
An der Feſte flog vorbei.
Oft ſchon hat er uns geneckt!
Ihm verleiht der aberwitz'ge Wahn,
Thöricht, die prophet'ſche Gabe,
Als künd' er den Todesengel an
Und berufe Opfer zu dem Grabe. —
Horch! es ſtöhnt und ächzt
Dort im Schutte und Getrümmer
Jener Breſche. — Nein, es krächzt
Nur das Käutzchen. Immer
Hör' ich's zu derſelben Stunde,
Wo der Poſten an dem Thurme ſteht,
Wenn vor Mitternacht die Runde
Auf dem Walle hin und wieder geht.
Auch mag's Mancher nicht wohl leiden,
Denn ſein Krächzen ſoll nicht Gut's bedeuten.

Will's wohl glauben,
Daß es uns nicht's Gutes mag verkünden.
Dennoch ſoll es uns den Muth nicht rauben
Und uns ſtets auf unſerm Poſten finden.
Sind wir nicht die alten wackern Heſſen?
Hat der Sieg uns nicht ſchon oft gelacht
Wenn wir uns mit Kampf'egier gemeſſen
Mit dem Feind in blutig, heißer Schlacht?
Fanden wir nicht bei Zornoſa ſchon
Unſers Muthes ehrenvollen Lohn?
Standen wir nicht brav und kühn
In der Schlacht bei Medellin?
Rückten wir nicht muthig wacker vor
In dem Kampf bei Meſa de Ypor?
Oder in Aſturiens hohen Felſenrücken,
Wo der Spanier nie dem Mauren wich,
Ließen wir uns ſiegreich vort nicht blicken,
Als der Feind bei Salas ſetzte ſich?
Krönt' uns nicht der Sieg an beiden Orten,
Wie im Süden dort, ſo hier im Norden?
Ward nicht hier, wie dort die feindliche Kanone
Unſerm Muth zum wohlverdienten Lohne?
Pochte nicht das Herz des tapfern Heſſen hoch,
Als von Arzobiſpo ſich der Feind zurücke zog?
Und in Talavera de la Reina's Völkerſchlacht
Schlugen ſich die Heſſen nicht bis in die Nacht?
Zogen ſie dann muthig nicht zum Taſoſtrande,
Als der Feind ſich nach der Mancha wandte,
Und als dort auf's Neu entzündet ſich der Krieg,
Theilten ſie nicht bei Almonacid den Steg?

*) Aus: „Zum Feſt der alten Lieb' und Treue der braven Kameraden, zur Erinnerung an unſern letzten Kampf in Spanien vor 40 Jahren, gewidmet von ihrem alten Waffenbruder Georg Phil. Maurer. Darmſtadt am 6. April 185?.“

Fochten sie nicht tapfer in dem Heere,
Als der Spanier 30 Tausend streckten die Gewehre
Bei Ocana, in der Mancha Herz? —
Achtete der Hesse je Gefahr und Schmerz?
D'rum, mag Todtenvogel, oder Käutzchen schrein,
Muthig wird der Hesse stets im Kampfe sein!

Eingeschlossen hat des stolzen Britten Uebermacht.
Die zu Lusitaniens Schutze er hierher gebracht,
Uns mit seinen Bundsgenossen zwar
Hier in dieser Feste Wallen;
Doch wir trotzen standhaft der Gefahr
Und an unserm Muthe soll sich seine Kraft zerschellen!
Drohend donnerts aus den feindlichen Geschützen
Lange schon in unser krieggewöhntes Ohr,
Und wenn auch, getroffen von des Todes Blitzen,
Manchen Braven blutend unser Herz verlor,
So wird darum doch des Hessen Muth nicht sinken,
Sollt' der Tod ihm auch aus tausend Feuerschlunden winken:
Kuhn entschlossen und bereit
Stehet er gerüstet da zum Streit. —

Doch, was regt sich dort am Horizonte?
Gleich den Meereswogen strömt es durch die Nacht;

Sieh'! es flimmert dort im bleichen Monde,
Als bereite sich der Feind zur Schlacht.
Näher stets und näher kömmt's herangezogen,
Schweigend wogt es von der Ferne her,
Wie die schwarzen, sturmbewegten Wogen
Auf dem fernen Abendmeer.
Sieh'! es blitzt, wie nahes Wetterleuchten,
Dort im Rücken an der Citadelle;
Prasselnd folgt mit schnellen, leichten
Donnern jetzt der Schall des Blitzes Helle. —
Auf! an eure Posten, tapfere Hessen!
Jetzo will der Feind sich mit uns messen.
Horcht auch auf der rechten Flankr,
An der Palmas Pforte, hör' ich 'was —
Brullend stürzt der Feind dort in die Schranke:
Wie das stürmet ohne Unterlaß!
Jetzt, Kam'raden, stehet auf den Breschen
Muthig trotzend der Gefahr!
Unsern heißen Kampfesdurst zu löschen,
Bietet die Gelegenheit sich dar.
Seht! nun drängt's in dichten Haufen
Sich heran auf dem Glacis:
Theuer sollen sie das Wagestück erkaufen.
Ueberein Lohn für ihre saure Müh'!
Nimmer soll's dem kühnen Feind gelingen,
Wo wir kämpfen, in die Feste einzudringen.
Ha! schon stürzet, gleich der wilden Fluth,
Sich der Feinde Strom hier in den Graben —
„Feuer!" — Halt! Kam'raden, mäßigt euren Muth:
Ruhig, fest entschlossen wartet bis sie haben
Unsre Breschen erst bestiegen —
Jetzt! Kam'raden! „sterben, oder siegen!"
Ha! wie schmettert durch die dichten Glieder
Unser tödtliches Geschoß und mäht,
Gleich der Sichel, sie zu Hunderten danieder,
Wo der Hessen Siegesfahne weht!
Horch! es öffnet mit des Donners Krachen
Sich der Minen Höllenrachen;
Wie aus speiendem Vulkan
Schlägt die Flamme himmelan;
Hundertfach verbreitet sich der Knall
In des Echo's aufgeschrecktem Wiederhall,
Und es bebt umher der Feste Grund
Ueber diesem Schreckensschlund:
Weithin, unter der Verstümmelten Gewimmer,
Schleudert's das zerborstene Getrümmer.

Grollend brüllt der Donner der Geschütze
Durch die kalte, mitternächt'ge Luft,
Feurig zucken schlangenzüng'ge Blitze
Und der enge Kampfplatz wird zur Gruft;
Blutig roth entzündet flammt der Himmel
Und es rast das heiße Kampfgetümmel.

Hundertpfünd'ger Bomben Rachen
Bersten jetzt mit lautem Krachen,
Mit zertrümmertem Gesteine
Fliegen der Zerschmetterten Gebeine
Sausend durch die Luft
In die offne Gruft. —

Streitet muthig hier
An dem Cavalier!
Seht! da wollen sie herein!
Schlaget wacker drein,
Meine Kameraden!
Werfet die Granaden
In die dichten Rei'hn! —
Hört ihr, wie sie schrei'n?
„Ha, wie glüh'n die Röhre
Unserer Gewehre" —
Nehmt die Pique zur Hand!
Haltet tapfer Stand!
Seht! da drängt sich's wieder:
Stoßt sie nieder!
Bravo! meine Brüder:
Ha! sie weichen
Unsern Streichen!
Victoria! ihr Lieben,
Unser ist der Sieg geblieben!"

Ja, Kam'raden, unser ist der Sieg;
Doch hat theure Opfer er verlangt!
Aber anders ist es nicht im Krieg:
Blutend fühlt's das Herz, doch bangt
Dem Soldaten nicht, wenn seine Brüder
Rafft der Heldentod an seiner Seite nieder. —

Ach! auch Du, mein Trauter, o mein Freund!
Den das Bruderband so innigst mir vereint,
Mußte Dich das Schicksal schon so früh erreichen?
O, auch Du, mein Bruder, mußtest mir erbleichen!
Konnte Dich auch selbst die Freundeshand nicht schützen?
Ach, auch Du mußt' hier Dein edles Blut verspritzen!
Schwarz entquoll der Lebensstrom dem Herzen,
Kalt und starr ist nun die warme Brust,
Die so liebend schlug in Freud' und Schmerzen,
Die ich oft umschlang in Lieb' und Lust.

Trüb', erloſchen ſind der Augen Sterne;
Abgeſtorben iſt der treue Blick!
Aus des edlen Herzens Demantkerne
Strahlt nicht mehr der Seele Glanz zurück;
Und der Mund, der reinen Seele Pforte,
Iſt verſiegelt von des Todes Hand:
Nimmer hör' ich mehr des Freundes Worte,
Die mein treues Herz ſo gut verſtand! —
Heiße Thränen, die der Schmerz vergießet,
Edle Perlen, die die Freundſchaft weint,
Trocknet! Wenn auch mich der Tod geküſſet,
Wird der Freund dem Freunde ja vereint. —
Lebe wohl! mein braver Kriegsgefährte,
Lebe wohl in jenem Sternenzelt!
Ja, zu rein und edel für die Erde,
Schiedſt Du ſiegend hier, als junger Held!
Lebet wohl! Ihr Braven und ihr Lieben,
Lebet wohl, die ſiegend Ihr geblieben!
Aus dem Heldenblute, das Ihr hier vergoſſen,
Sind des Lorbeers ew'ge Kränze Euch entſproſſen.

Aber ſehet, wo der Feind zurücke
Hat vom Kampfplatz eben ſich gezogen
Drängen ſich auf's Neue ſchwarze Wogen:
Näher brauſen ſie im Augenblicke!
Brüder ſeid bereit
Abermals zum Streit!
Muthig, wackre Heſſen, nur gefochten!
Euch wird abermals ein Lorbeerkranz geflochten.

Schmetternd raſet durch die Reihe
Schon das tödtliche Geſchoß auf's Neue;
Wüthend, gleich dem tobenden Orkan,
Stürmt der Feind zur Breſch' hinan;
Doch entſchloſſen auf den Parapeten
Stehen wir dem Heer' von Bajonnetten
Muthig gegenüber,
Und wir fallen lieber
Von des Heldentodes Streichen,
Als daß ſchimpflich wir dem Feind weichen.
Dichter immer wird nun das Gedränge
Und die Breſchen ſind bereits erſtiegen:
Doch da kömmt's zum heißen Handgemenge
Und der Feind muß abermals erliegen.
Sauſend wüthen die gewalt'gen Waffen
Durch die dichten, hartbedrängten Glieder,
Weit und ſchauderhaft die Todeswunden klaffen
Und es ſtürzet Leiche über Leiche nieder.
Von dem blutgefärbten, tödtlichen Getrümmer
Ziehet eilig ſich der Feind zurücke
Bei der Brüder kläglichem Gewimmer,
Die er hinterläſſet dem Geſchicke. —
Wild empöret jauchzt der rohe Muth
Bei dem Anblick ſeiner Feinde Blut,
Und die ſiegestrunknen Blicke weiden
Sich an des gefall'nen Feindes Leiden. —
Doch die Menſchlichkeit behauptet bald ihr Recht,
Und der Krieger ehrt ſein Handwerk ſchlecht,
Der an dem beſiegten Feinde nicht
Liebevoll erfüllet ihre heil'ge Pflicht:
„Auf! ihr Brüder, traget aus dem Streite
Die verwund'ten Feinde hier bei Seite!" —

Edler Jüngling, Dir ward auf der Breſche Krone,
Statt des Lorbeers nur der Tod zum Lohne!
Doch Du wollteſt, da Du ſie erſtiegen,
Ja nur ruhmvoll ſterben, oder ſiegen.
Kaum noch blühteſt Du in voller Kraft der Jugend,
Strebend nach der höchſten Heldenthat,
Als Du fielſt ein Opfer Deiner Heldentugend.
Ehre dem, der ſich der Ehre ſelbſt geopfert hat!

Ruhig war es auf dem Kampfplatz nun geworden,
Einhalt war geſcheh'n dem wilden Morden;
Doch es war der Streit noch nicht entſchieden
Und erneuern ſollte ſich des Kampfes Wüthen.
Jetzt, zum dritten Mal, mit größrer Macht
Wogt es durch die finſtre Nacht: —

Nun wohlan, es ſei!
Hört ihr das Geſchrei?
Wie es dröhnt an allen Orten,
Auf den Wällen an den Pforten!

„Werft die Feuerkugel dort aus der Batt'rie!"
Helle, wie der Tag, gelichtet
Strahlet jetzo das Glacie,
Und es liegen aufgeſchichtet
Die Verwundeten am Boden
Grauſenhaft vermiſchet mit den Todten.
Bei dem jammervollen Wimmern
Ihrer unglückſel'gen Brüder,
Und des Feuers bleichem Flimmern,
Rieſelt es den Feinden durch die Glieder;
Bei dem ſchauderhaften Anblick feiern
Sie noch einen Augenblick, ehe ſie den Kampf erneuern;
Doch das Licht verflickert jetzt im Dampfe
Und ſie ſtürzen blind heran zum Kampfe.
Jetzo kommen ſie der Brüder Tod zu rächen
Und die eig'ne Schmach:
Doch ſie können unſern Muth nicht brechen:
Unſer bleibt zum dritten Mal der Tag!
Heil **Victoria!** ihr Brüder,
Singet frohe Siegeslieder!
Auf der Wahlſtatt ſteh'n wir ſiegestrunken,
Opfernd dem gewalt'gen Kriegesgott
Tauſende der Feinde, die geſunken
Und gefunden hier den Heldentod.

* * *

Aber auf dem Feld der Ehre traue Keiner ſeinem Glücke!
Denn der Kriegesgott iſt falſch und lohnt mit Tücke:
Und der Götze opfert ſeine Prieſter dem Geſchicke.

Ach! indem wir auf den Breſchen ſiegen
Und der Feind muß weichen unſerm Muth,
Hat er anderwärts den Wall erſtiegen
Und den Sieg errungen ohne Blut;
Denn die weitgedehnten Feſtungswerke
Waren hier und da nicht wohl bewacht
Und der ſpärlichen Beſatzung Stärke
Ueberbot des Feindes Uebermacht;
Und das Haupt, das überwachet, fehlte,

Denn es floh der feige Philippon *),
Als der Kampf noch unſre Herzen ſtählte,
Ehrenlos, mit unſerm Fluch', davon.

Schmerzlich hören wir die böſe Kunde
Auf der **ſieggekrönten Stätte,**
Und der Lorbeer wird zur übeln Stunde
Uns zur harten Eiſenkette.

Tief erſchüttert von des Schickſals Schlage,
Blicken traurig wir mit ſtummer Klage
Auf die theuren Todesopfer nieder,
Die auch wir dem falſchen Gott gebracht,
Auf die vielen treu geliebten Brüder,
Die gefallen, ach umſonſt! in dieſer Nacht.

Doch **umſonſt ſeid ihr ja nicht gefallen,**
Denn ihr ſtarbt den ſchönen Heldentod;
Euer Ruhm wird ewig laut erſchallen,
Denn Ihr ſtelt, wie Ehre Euch gebot!

G. Maurer.

Das Lied vom Prinzen Emil von Heſſen.

1812. 1813.

Wie lodert ſo hell das Feuer
In finſtrer Mitternacht,
Wer ſtehet von tauſend Leichen
Umlagert, auf einſamer Wacht?

Wer ſind die müden Krieger,
Entſchlummernd auf Schnee und Eis?
Wer hat ſie grauſam gebettet
Den Adlern und Wölfen zur Speiſ'?

Wie brauſen und ſauſen die Stürme
Die Haide hinauf und hinab;
Wie werfen mit wildem Geheule
Sie Leichentücher auf's Grab!

Es ſchimmert kein Stern am Himmel
In finſtrer Winternacht,
Vier Männergeſtalten nur halten
Am Feuer einſam die Wacht.

Noch bluten die klaffenden Wunden,
Gebohrt vom verfolgenden Feind;
Ihre zitternden Glieder durchwärmet
Das Feu'r, das nur Fetzen beſcheint.

Die durchlöcherten Mäntel breiten
Sie mit den Armen aus,
Und bau'n einem Fünften zum Schutze
Sich ſelbſt vergeſſend ein Haus.

Und ſchauen mit ſorglichen Blicken
Auf den Fünften in ihrer Huth;
Und freuen ſich ſelig im Herzen,
Daß in ſeligen Träumen er ruht.

So ſteh'n ſie im Kreiſe gebannet
Durch die lange, bange Nacht;
Und ſchüren ſchweigend die Flammen,
Und halten getreulich die Wacht.

Das Feuer erliſcht. Da bepurpurt
Die Sonne des Himmels Saum,
Die Viere ſtehen noch ſtille,
Sie träumen den ewigen Traum.

Doch der Fünfte wohl erhalten,
Drückt ihnen noch einmal die Hand:
„Träumt fort, ihr treuen Gefährten,
Schlaft ruhig im fremden Land!

Ich kann euch nicht lohnen die Treue,
Eine Treu', wie die Welt ſie nicht kennt;
Ein König könnt' ich nicht lohnen
Euch Vieren vom Regiment!"

Wohl rinnet der Thränen manche
Hinab auf das Eis und den Schnee;
Die Viere bleiben ſtehen,
Nicht fühlend des Fünften Weh!

Wer ſind die hohen Geſtalten
Und wer der Fünfte zumal?
Vier heſſiſche Leibgardiſten! —
Prinz Emil, ihr Feldmarſchall.

H. Künzel.

Prince Emilius of Hessen-Darmstadt.

From Hessen-Darmstadt every step to Moskwa's blazing banks,
Was Prince Emilius found in fight before the foremost ranks;
And when upon the icy waste that host was backward cast,
On Beresina's bloody bridge his banner waved the last.

---

*) On s'attendit à récevoir les ordres du Gouverneur, on avait envoyé de tous les points, pour connaitre ses intentions, on ne le trouva pas parceque déjà il n'était plus dans la place.

Cfr. Rapport au Ministre de la Guèrre; par le Chef de Bataillon au Corps Imp. d'Artillerie Lespagnol et le Capitaine du Génie Lefaivre, certifié et signé par 3 Colonels, 5 Chefs de Bataillon et 42 Officiers subalternes.

His valour shed victorious grace on all that dread retreat;
That path across the wildering snow; athwart the blinding sleet;
And every follower of his sword could all endure and dare,
Becoming warriors strong in hope or stronger in despair.

Now, lay and dark, along the storm the demon Cossacks sweep
The hungriest must not look for food, the wearlest must not sleep;
No rest, but death, for horse or man, whichever first shall tire; —
They see the flames destroy, but neer may feel the saving fire.

Thus never closed the bitter night nor rose the savage morn,
But from that gallant company some noble part was shorn,
And, sick at heart, the Prince resolved to keep his purposed way,
With stedfast, forward, looks, nor count the losses of the day.

At length beside a black-burnt hut, an island of the snow, —
Each head in frigid stupor bent toward the saddle bow, —
They paused, and of that sturdy troop, that thousand handed men,
At one unmeditated glance he numbered only ten!

Of all that high triumphant life that left his German home,
Of all those hearts that beat beloved or lookt for love to come,
This piteous remnant hardly saved his spirit overcame,
While memory raised each friendly face and called each ancient name.

Then were his words serene and firm — „Dear brothers it is best
That here, with perfect trust in Heaven, we give our bodies rest;
If we have borne, like faithful men, our part of toil and pain,
Where'er we wake, for Christ good sake, we shall not sleep in vain."

Some uttered, others lookt assent, they had no heard to speak;
Dumb hand were prest, the pallid lip approacht the callous cheek;
They laid them side by side; and death to him at least did seem
To come attired in many robe of variegated dream.

Once more he floated on the breast of old familiar Rhine,
His mother's and one other smile above him seemed to shine;
A blessed dew of healing fell on every aching limb,
Till the stream broadened and the air thickened and all was dim.

Nature has bent to other laws of that tremendous night
Past o'er his frame exposed and worn and left no deadly blight;
Then wonder not that when refresht and warm he woke at last,
There lay a bounDless gulf of thought between him and the past.

Soon raising his astonisht head he found himself alone,
Sheltered beneath a genial heap of vestments not his own;
The light increast the solemn truth revealing more and more;
His soldiers corses self-despoiled closed up the narrow door.

That very hour, fulfilling good, miraculous succour came,
And Prince Emilius lived to give this worth deed to fame.
O brave fidelity in death! O strength of loving will!
These are the holy balsam-drops that woful wars distil.

R. M. Milnes,
Mitglied des Parlaments 1840.

Prinz Emil.

Von Heſſen-Darmſtadt jeden Schritt, bis Moskau's Flammengluth
Focht Prinz Emil in erſter Reih mit wahrem Heldenmuth;
Als dann das Heer auf eis'ger Flur zu Tode wird gehetzt,
Auf Bereſina's Brücke weht ſein Banner noch zuletzt.

Siegreichen Glanz goß aus ſein Muth auf all den düſtren Zug,
Der ihren Schritt durch Eis und Schnee, der blind macht, endlos trug;
Und die da folgen ſeinem Schwert durch Regen, Eis und Schnee,
Bald hoffen ſie, bald faſſet ſie verzweiflungsvoll ihr Weh.

Der Hunger darf nicht ſchrei'n nach Brod, den Müden darf kein Schlaf
Erquicken, da ihn der Coſack ſonſt mit der Lanze traf;
Nicht Ruh für Roß und Mann, nur Tod, wer zögernd rückwärts weilt,
Das Feuer wärmt nicht, das er ſieht, es tödtet, den's ereilt.

Schließt ſich die bitter kalte Nacht, ſteigt auf der junge Tag,
Ein edler Theil der tapfern Schaar in Todesſchlummer lag;
Im Herzen krank, hält ein der Prinz den blutgetränkten Pfad,
Mit hellem Gruß, mit hellem Aug', ſo oft der Tod auch naht.

An einer Hütte, ſchwarz verbrannt, langt endlich an der Zug,
Und jedes Haupt beugt ſich im Schmerz herab zum Satteldug;
Sie halten; — und vom ganzen Trupp der tapfern Heldenſchaar
Wird ſchnell ſein Aug', um ihn vereint, ach zehn, nur zehn gewahr.

Von allen, die da zogen fort, laut jubelnd und geſund
Vom heim'ſchen Boden, küßten warm beim Abſchied Liebchens Mund,
Dies ärmlich Häuflein übrig iſt, gerettet wunderbar,
Ihr naſſes Auge wird bald der Geſchiedenen gewahr.

„Das Beſte iſt," ruft feſt der Prinz und mild den Brüdern zu,
„Daß unſern Leibern wir im Schuß des Herrn gewähren Ruh;
„Und haben wir getreu bis jetzt getragen Angſt und Pein,
„Wird unſer Schlaf in Jeſu Chriſt auch nicht vergebens ſein."

Sie winken Beifall; ſchon verſtummt iſt ihnen Herz und Mund,
Sie drücken ſchweigend ſich die Hand und lagern auf dem Grund;
Und Seit' an Seite liegen ſie auf eiſ'gem ödem Raum,
Der Tod ſcheint ihnen wenigſtens zu nah'n in ſüßem Traum.

Noch einmal weilen ſie im Geiſt am lieben Vater Rhein,
Noch einmal ſchau'n ſie Liebchens Blick, des Mutterauges Schein;
Erquickung fällt wie ſanfter Thau auf jedes Glied herab,
Bis rings das Eisfeld ſtille wird, ſo ſtille, wie das Grab.

In dieſer furchtbar kalten Nacht, vom furchtbarſten Gebot
Verſchont den Prinzen die Natur, von ihm bleibt fern der Tod.
Kein Wunder, daß, als warm und friſch am Morgen er erwacht,
Er kaum ſich noch beſinnen kann auf Alles vor der Nacht.

Als er erſtaunt das Haupt erhebt, ſieht er ſich ganz allein,
Erwärmt von Kleidern, die alsbald erkennt er als nicht ſein;
Das Sonnenlicht enthüllet die erhabene Wahrheit bald:
Der Treuen nackter Leib, die ihn geſchützet, liegt da kalt.

Ihm nahet Rettung wunderbar noch zu derſelben Stund,
Zu rühmen ſeiner Heſſen That mit dankerfülltem Mund;
O, deutſche Treue bis zum Tod, der Liebe heil'ge Kraft!
Das iſt der Wunderbalſam, den der grimme Krieg uns ſchafft! —

H. Künzel.

Romanze von dem Prinzen von Homburg.

An die Prinzeſſin Wilhelm von Preußen.

1813.

Fürſtenblut gefloſſen
In der Lützenerſchlacht —
Wie ſo gern vergoſſen,
Willig dargebracht!
Kattenblut, Heſſenblut,
Schönes deutſches Blut!

Es entrann dem Kühnen
All ſein Lebensblut,
Freudig zu verſühnen
Schlechten Fürſtenmuth.
Rothes Blut, warmes Blut,
Schönes Opferblut!

Und es tönt kein Wehe
In des Vaters Schloß —
Homburg an der Höhe
Zeugt noch manchen Sproß.
Reiches Blut, junges Blut,
Schönes Prinzenblut!

Für des Landes Sache
Floß auch eures gern
An dem Tag der Rache,
Brüder jenes Herrn.
Kattenblut, Heſſenblut,
Schönes Freiheitsblut!

Wendet ſchnell die Roſſe,
Boten, heimathwärts;
Auf dem Königsſchloſſe
Zagt ein Schweſternherz!
Stolzes Blut, mildes Blut,
Schönes Frauenblut!

Du von Homburg's Höhen
Herrlich Fürſtenkind,
Wirſt ihn wiederſehen,
Lebensluſt gewinnt.
Freudig Blut, Heldenblut
Schönes Bruderblut!

Alle Herzen ſchlagen,
Herrin, ja für Dich;
Alle Zeugen ſagen
Deinen Namen ſich.
Reines Blut, frommes Blut,
Schönes deutſches Blut!

Max von Schenkendorf.

Valet an's liebe Vaterland

von dem freiwilligen Jäger

Karl Baur,

ſeinen braven Kameraden geweiht, zu ſingen in der Abſchiedsſtunde *).

1814.

Ade, mein liebes Vaterland!
Will fort für dich zur Schlacht:
Jüngſt als ich Büchs und Degen nahm,
Hab' ich an dich gedacht.

An dich und an den beſten Mann,
An Vater Ludewig;
An euch gedacht ich allererſt,
Zu allerletzt an mich.

Hätt' ich um eitel Glanz und Ehr'
Den Degen umgethan, —
Wär' dann nicht werth der heil'gen Zeit,
Wär' dann kein deutſcher Mann.

Und wär' kein wackerer Soldat,
Und könnt' es auch nicht ſein:
Dann in der Stunde der Gefahr
Fiel mir mein' Sünde ein.

Und jede Kugel, die da käm',
Und pfeifend um mich führ' —
Ha! — dächt' ich — die hat Gott geſandt,
Die Kugel, die gilt dir.

Ich bückte mich und könnt' nicht ſchau'n
Dem Tod in's Angeſicht,
Und wär' zur Schmach für's Vaterland
Ein elend-feiger Wicht.

Nun aber ehrlich deutſch ich bin,
Und feſt geſtützt auf Gott,
Geh' ich mit Freuden in den Kampf,
Mit Freuden in den Tod.

Ade, ade, lieb Vaterland!
Nur du treibſt mich zur Schlacht,
Denn als ich Büchs und Degen nahm,
Hab' ich an dich gedacht.

---

*) „Gedenkbuch der Freiwilligen des Großherzogthums Heſſen von 1813—1814. Zuſammengeſtellt und ſeinen braven Kameraden gewidmet von dem ehemaligen freiwilligen Jäger Ernſt Becker. 1853."

Ludewig I., Großherzog von Heſſen.

Der 10. April 1830.

Er war — und wie verwaiſ't die Hülle
Vom hohen Geiſte ſchweigend liegt:
Sinkt auf uns nieder dumpfe Stille,
Als ob der Tod die Welt beſiegt.

Ja, unſer Volk liegt überwunden!
Wir ſteh'n betäubt und faſſen's nicht:
Der Glanz der Sonne iſt verſchwunden,
Wenn eines Vaters Auge bricht.

Wir ſah'n die ſchwarze Stunde kommen,
Wir wähnten uns gefaßt und ſtark;
Sie kam, der Funke iſt verglommen,
Und Todesgrau'n dringt uns durch's Mark.

Die Mutter*) ſchied, und winkt beim Scheiden
Der Hoffnung Gruß dem Vater zu;
Der Himmel hört's und öffnet Beiden
Die Pforte zu dem Land der Ruh.

Sie ſind vereint! Nach ſel'gen Höhen
Schwang ſich zum Herzen auf das Herz,
Sie jauchzen nun im Wiederſehen;
Doch, ach, uns bleibt der Trennung Schmerz!

Sie waren unſer, wie die Ihren!
Das fühlen wir mit Leid und Luſt:
Und möcht ſie Gott dem Blick entführen,
Ihr Bild lebt fort in unſrer Bruſt.

Sein theures Bild wird uns umſchweben,
Verklärt, wie es der Enkel ſchaut,
Im tiefſten Herzen ewig leben:
Denn da ſteht ſein Altar erbaut.

Wer wird auch deß vergeſſen können,
Der Allen wollte Helfer ſein?
Wenn wir den Namen Vater nennen,
So fällt uns Vater Ludwig ein.

Er war ein Mann; ihr Männer, klaget,
Bergt nicht die Thränen, Ihm geweint!
Das Leid, ſo ihr um Ludwig traget,
Tragt ihr um einen Menſchenfreund.

So weit des Forſchers Auge reichet,
Sind Heſſens Herrſcher treu und gut;
Doch keinem Seiner Väter weichet
An Treuſinn Er und Edelmuth.

Für's Höchſte ſeh'n wir ihn entbrennen,
Nie wich Er von der Milde Bahn;
Hätt' Er die Welt beglücken können,
Mit ſeinem Blut hätt' Er's gethan.

Die Herrſchaft trug Er als ein Lehen,
Die Tugend war ſein Eigenthum:
Solch ein Beſitz kann nicht vergehen,
Unſterblich iſt ein ſolcher Ruhm!

Rein, wie es kam aus Gottes Händen,
Blieb auch ſein Herz in falſcher Zeit;
Vom Rechten war's nicht abzuwenden:
Denn es war ganz voll Biederkeit.

Wer hat von allen Seinen Ahnen
So viel als Er gedacht, gethan?
Er führt Sein Volk auf neuen Bahnen
Zu höh'rer Wirkſamkeit hinan.

Der Landmann ſä't auf wüſten Gründen,
Auf öden Halden wallt die Saat,
Und Schnitter ſieht man Garben binden,
Wo einſt der Dorn gewuchert hat.

Der Städte Pracht hat Er erhoben,
Mit manchem edlen Bau geziert,
Das Werk muß ſeinen Meiſter loben,
Und wunderbar ward's ausgeführt.

Ihr, Bürger Darmſtadt's, Ihr vor Allen,
Die Seine Näh' beglücket hat,
Zu Ludwigs Aſche müßt Ihr wallen,
Ein Denkmal iſt Ihm Eure Stadt!

Er baute in der Weltgeſchichte
Auf's Neu der Heſſen Namen ein;
Und Der nur droben im Gerichte
Kann Seiner Thaten Lohner ſein.

Gleich wie der milde Thau befeuchtet
Rings alle Blumen auf der Flur;
Gleich wie des Himmels Sonne leuchtet,
Belebend jede Creatur:

Hatt' Er für Alle Eine Liebe
Umfaßte ſie mit Einem Blick,
Und wirkt mit väterlichem Triebe
Für Seines Volkes Ruhm und Glück.

Wer ſchirmte ſo der Geiſter Freiheit?
Wer ehrte ſo das freie Wort?
Ihn ſchreckte nicht der Dinge Neuheit,
Zum Beſſern wirkt Er fort und fort.

Sein Gottesdienſt war — mäßig Leben,
Und Sein Gebet — Arbeitſamkeit,
Sein Glaube — Höherm nachzuſtreben,
Sein Himmel — Andrer Seligkeit.

So ſtandhaft, wie Heroen waren,
Den Vätern gleich an Männlichkeit,
Ging er die Wege der Gefahren
Im wilden Sturm empörter Zeit.

Des Staates Ruder feſt erfaſſend,
Den Blick den Sternen zugewandt,
Vor Klippen nicht, noch Sturm erblaſſend,
Lenkt Er Sein Schiff, das Vaterland.

---

*) Die Großherzogin Louiſe.

Er lenkt es kräftig, klug und weiſe,
Den Seinen ſtets ein ſtarker Hort,
Und führt von ſturmbedrängter Reiſe
Das Schiff gerettet in den Port.

Perikles wird Er Seinem Lande;
Ein Solon an erhab'nem Sinn,
Führt Er durch des Geſetzes Bande
Sein Volk zur Eintracht Tempel hin.

Ermüdet von des Lebens Drängen,
Sucht Er der Muſen heiteren Hain,
Und bei Euterpes ſanften Klängen
Vergaß Er oft des Lebens Pein.

Wer mochte ſolchen Troſt beneiden
Ihm, der ſo Vielen Tröſter war?
Wer ſich nicht freu'n bei Deſſen Freuden,
Der uns ſo manche Luſt gebar?

Nun hat jed' Lied ihm ausgeklungen,
Ihm lohnt nicht irdiſcher Geſang;
Zum Reich der Geiſter aufgeſchwungen,
Entzücket Ihn der Sphären Klang.

Karl Baur.

Die Ludewig'sſäule am 14. Juni 1853.

Es tönet heut' ein Wunderklang
Durchs treue Heſſenland,
So rein wie himmliſcher Geſang,
Als Segens Unterpfand;
Er tönet aus dem Bild von Erz,
Ihn kennet jedes Heſſenherz.

Das iſt der Klang der Lieb' und Treu',
Die Volk und Fürſten eint;
Die uralt zwar, doch ewig neu
Im Heſſenſtamm erſcheint;
Drum ſei gegrüßt Du ehern Bild,
Das auf uns ſchauet ſegnend mild.

Ein lang Jahrhundert endigt ſich,
Seit uns geboren ward
Der Vater Heſſens, Ludewig,
Von ſeinem Volk erharrt,
Du prangeſt auf der Säule Schaft,
Unſterblich Bild von Geiſt und Kraft.

Er war ſo bieder, willensſtark,
Liebt' Wahrheit, Ehre, Recht;
Die waren ſeines Lebens Mark!
Fürwahr der kannt' ihn ſchlecht,
Der anders glaubte ſeinen Sinn —
So ſah ſein Volk, die Welt auf ihn.

Und Großherzog hieß er nicht blos
Von Heſſen und bei Rhein,
An Geiſt und Seel war er groß,
Wie konnt' er anders ſein;
Und was er ſchuf mit ſeinem Wort,
Das lebt durch Sohn und Enkel fort.

Drum töne ewig heil'ger Klang,
Durchs treue Heſſenland,
So rein wie himmliſcher Geſang,
Als Segens Unterpfand;
Tön' ewig rein Du Bild von Erz,
Wahr' treu den Klang Du Heſſenherz!

H. Künzel.

Die Ludewig'sſäule.

In duftig milder Juninacht,
Bevor der Frendentag erwacht,
An dem vor hundert Jahren Ihn
Zuerſt das Licht der Welt beſchien,
Da nahen hold und feierlich
Drei Feeen ſeiner Säule ſich,
Sie ſchweben alle drei hinan,
Wie lebend ſie umſchwebt den Mann.

Drei Liebesfeeen ſind es wohl
Und vielbedeutend als Symbol:
Die Erſte, mild von Angeſicht,
Volksliebe iſt's, wer kennt ſie nicht!
Mit ernſten Mienen dann die Zweit',
Die Liebe der Gerechtigkeit,
Und die ſo ſchwärmend blickt empor,
Kunſtliebe iſt die Dritt' im Chor.

Wie ſegnend ſchweben jetzt die Drei
An dem ehrwürd'gen Haupt vorbei,
Und ſieh, wo ihre Hand geweilt,
Da wird die Nacht vom Licht zertheilt:
Dicht ob des alten Herren Stirn
Erglänzt ein dreifaches Geſtirn,
Die Strahlen wunderbar und rein
Leuchten in jedes Herz hinein.

Die Sterne flammten — und die Feeen
Sah leiſe dann in's Schloß ich geh'n;
In ſeinen Räumen ſind zu ſchau'n
Gar oft wohl dieſe weißen Frau'n.
O mögen ſie ſo bald nicht ruhn,
Viel haben ſegnend ſie zu thun
Und zünden wie voreinſt dem Ahn
Dem Enkel jetzt die Sterne an.

Dräxler-Manfred.

Digitized by Google

Drittes Buch.

Mundarten des Großherzogthums Heſſen und bei Rhein.

I. Oberheſſen.

Der Vogelsberg.

(In Vogelsberger Mundart.)

Mitgetheilt von E. Wiegand.

Wei oanſt dear Doiwel ſich geage nëſſe Herrgott uffgelehnt hatt', um vunn ſeallem aus em Himmel enaus gejagd wearn ſollt', do boat e' ſich erſcht noch dei Gnoad aus, deß enn doch uëß leiber Herrgott entwearre'r iwig Herchehan, Elweshauſe oder Sichehauſe erunner ſterze möacht, wail ear do doch vielleicht uff e Struhdach falle, unn ſai Leabe erhahle kinnt.

Uëß leiber Gott in ſeiner Langmauth, dear ja neit die Dued des Seanders weall, thaut em de Gefalle unn leäßt enn iwig Herchehab'n erunner ſchmaiße; unn reachtig, der Robekail kimmt uff e Strubdach ze falle. E' poar Reappe hatt 'r ſich frailich zeknackt, unn ach om Fauß ſeall e ſich en klane Schare geduh'n hawwe. Hierdorch kom's, doß ſich dieſer ſaubere Geſeall oanige Zeit in nëſſerer Geagend bis zu ſeiner Wirrerherſtealling vewaile muſt.

Von uëſſerer Geagend hott e überenſig behabt, ſei gefeil em ſu gaut, daß er glabt, ſei unn dei heiſige Meanſche wiarn goaß fear die Doiwel geſchaffe, unn wann dei veile Bügel, vorablich dei Wachtelmeännerche neit wiarn, dei eu immer im Schloaf ſtiarn deathe, ſu deafts en eiwes onkomme, deaß e ſain bleibende Uffenthalt do neämme death. Zu ſeiner Baſſeledanz trieb 'r allerlai Koatzwail, wovuhn aich goaſſe Obende verziehle kinnt, doch nortz weage dem Nome Vugelsbergk a'n Geſchichtche.

E oarmer Schmeid, dear ag gearn emol dei Fraide de Wealt gekoſt hätt, woar ſu domm, unn verſchraibt em ſai Siehl, ſehr veil Geald und ſehr drei Johr, dei em der Doiwel deine ſollt. Dei Sach ieß em ſu glablicher, deaß ſaich der Doiwel ach emol als Schmeid verſucht hobe kinnt, wenn merr bedeankt, deaß jo der gruße Kaiſer Pieter vunn de Ruſſe veile Juhr ſpiarer ag ſai Pleaſir dron gehatt hott, dei Ziëmmermanns-Profeaſſion ze learne. Der Schmeid hat ſich ewwer iam Cuntract ausgehahle, doß der Doiwel noch dene 3 Juhr ach drei Prube vunn ſainer Geſchicklichkait unn Piſſigkeit ablege mießt.

Wei naun dei drai Juhr iehrem Eann noh woarn, do fings earſcht uëſſem Schmeid ohn, ſchmurig ze wearn; das Eaſſe und Trianke, wovuhn err ſnaſt e ſu grußer Fraind woar, ſtëng alle Toag ohn, em wiënger ze ſchmeacke, unn von dem ſchiene Schmealzerche, doß 'r ſich in der leatzte Zait angezoge hatt, wuer bald naut mieh zauſeſeatze.

Deaßhalb irrt er ach ganz zerſtürt in de Fealler unn Wealler erum unn wußt ſaim Leabe kan Roth. Do troff ſichs, per Zaufall, daß em e ahl buckliſch Waibche begeahnt, unn ihn weage ſeim üwwele Ausſtäh zur Readt ſeatzt. Er waicht aus, unn ſäkkt err in's Geſtächt, daß ſei em doch kahn Truſt geabe kinnt. Sei awwer ſäckt, wer waß, freaſch eraus! E verziehlt err alſo ſai Geſchiächt mit dem Doiwel, unn daß die Zait der Prub bahl gekomme wier. Sei miärkt ſich fer Allem dei drai Prubſtücker, unn ſäckt zau em, er wiar a dummer Hans, en ſoll dau wei ſen hahſe thiät.

Zauierſt: Dau giſt dem Doiwel e Hahnd voll vunn Daine krauſe Hoarn, dei ſoll e grod ſchmiere.

Zwaddens: Mußt Dau e Diang ſchmiere, deaß ſaich zan zwaerla brauch liäßt, z. B. wu mer e Feuerſchipp unn e Krauthack eraus mache kann; hierauff freakſt De de Doiwwel woas deaß geabe ſoll; ſpreacht e, e Schipp, ſu ſchmaißt'es fromm und ſäckſt Pruſt de Mahlzeit, e Hack ſulls geabe.

Dreattens: Leäßt Dau Dei Fra ſich in em Backtrugk voll Daik erimm wealgern, ſchnaidſt dann Dei Fearrer-Beatt uff, unn loaßt ſe ſich ach do drinn orrendlich wealze, deann ſeatzt De ſe uff e Vugelsſtang, und freagkſt de Doiwel, wos deß fer e Vugel wiar? Die Antwort blaibt e Derr gewieß ſchillig! —

Obsgleich uëſſerem Schmeid noch nait goaß e wuhl woar, ſu woar e doch in eabbes getrüſt. —

Wei nau der Doag zur Prub kom, unn derr Schmeid de Doiwel ſchun ſu halb drimpfirn ſoh, ſäckt e Brauerhearz lach neit zu freuh, zur Arwait.

1) Er gitt em alſu zanierſcht dei krauſe Hoar. Mai Doiwel alſo mit en uff de Ambus unn feängt on ze hämmern; je mieh err awwer druff ſchmaißt, eamm ſe groad ze ſchmaiere, deaſte krauſer wearn ſe!

Wei em nu der Schweatz alleweage erausläßt unn der Drem ausgidd, gieabt er deaß Prubſteack verloarn! —

2) Mai Schmeid alſo gidd zur zwadde Prub unn heallt em e Steack Aiſe hin, daß wei e Schipp ausſieht, unn freackt enn, wos ſull deaß geabe? Mai Doiwelche ſeackt goaß trouhearzig, unn es mahnt es heätts reacht klug gemacht, woas wird deaß geawe ſelle, as wei e Schipp! Der Schmeid awwer ſchläckts in zwaa Hikk krumm unn ſeäckt, gruße Dank, e Krauthack ſoll's geabe! —

Woar der Doiwel ſchon verdutzt, daß er zwamol im Erame dorchgefalle iß, ſo wußt e gar neit, wos er ſan ſollt, wei em der Schmeid den bewußte Vugel zaigt; Hei iß em, wei ſchu mieh gruße Männer, der Verſtahnd ſtieh gebliewwe!

Nachdem earn vou alle Saide in Ageſchain genomme unn nortz e gewiſſe Aehnlichkeit mit errer Kroppganß oder errer Ilmetritſch gefunne hatt, woar e anßer ſich, weil er jetzt erſcht gemerkt hott, daß en der Schmeid hinnerſch Licht geführt hott unn weage ſaim Wierrerwiealle geage dei veile Vügel in uëſſerer Geagend ach noch autze wiell! — Er hott alſo geſchworrn, daß er ſai Leabtog unn in der goaſſe Wealt ſu kan Vugel geſiehn hätt' wei in dem verfluchte Vugelsbergk und is mit Geſtank in die Luft gefahrn! —

Vunn ſealler Stunn an hott uëſſere Geagend den Rohme „Vugelsbergk."

Brief eines Vogelsberger Soldaten aus dem Kriege an ſeinen Bruder in die Heimath.

Leiber Brauder!
Schreib Dau mer goar naut mieh
Vau Futtraſchirn un Plingern;
Scheck Geald, doß batt maich dos,
Aich ka doch neit verhingern;
Dau hoſt mai Siel ka Rub
Bei Deier decke Lies,
Do hoi gitts annerſt her
Hai kreit mer Reapperſtieß.
Dau waſt, daß Aich Der ſchrieb
Mer hätte dei Spannier von Dekkebach gejagd,
Un doß, doß wur ach wuhr,
Allan ſei kuhma wierrer
En ſchlue Der mei Siel,
Dei goaß Armie dernierrer. —
Do hieß lef, lef ſei kumme,
Deß gruß en kla Gewiehr
Fing greulich on ze brumme,
Dei Kuein fluhe Der wei Hahel durchenan
Es fuhr Der mer an durch mei link Bureban
Do loag aich oarmer Tropp
Der Doiwel hol mit goar em blautge Kopp;
Aich heulte Roß wei Waſſer,
Aich grawwelt' uff, wollt laſe,
Mai Bure woarn zerreſſe,
Aich hatt ach, mit verlab, für Angſt e ninn geſch....

Aich ſan Der, ſcheck mer Geald,
Un grieß mer neſſer Lies;
Scheckſt Dau mer ower naut
Do wearn aich wertich dies.

Dau Dau mers in en Breif
Un ſcheck mers uff der Poſt,
Wann Dau nur oiwes Leid
Zu Deinem Beauder hoſt.

Aich bleibe Dain oarmer on zwa Ban
gebieſſirter Brauder

Hammichel Derrkles.

An
main Brauder Hancurt
eddo en zegtaich obzegeawwe.

Volksliedchen.

(Mundart an der Grenzgegend der Wetterau nach dem Vogelsberg hin.)

Aich ſai(n)[1] d'r bezegealle[2] gout;
Worre,[3] dou m'r aach?

Wann aich daich ſee(n),[4] doo lächert's mach;
Worre, aich daich aach?[5]

1 ich bin. 2 herzgülden, d. h. von ganzem Herzen, in hohem Grade. 3 nicht wahr, gelt.

4 ſehe. 5 d. i. ich lächere dich auch.

Schlafliedchen.

(In der Alsfelder Mundart.)

Sauſe, Kingche, ſauſe.

Sauſe,[1] Kingche, ſauſe!
Kätzche well net mauſe;
Kätzche well net fleißig ſein,
Schlaf', mein liebes Kingche, ein!
Sauſe, Kingche, ſauſe!

1 d. h. ſchlafe. — Melodie: Erk's deutſche Volkslieder, 3. Band, 1. Heft. Nr. 7.

Der Schlitzer Veteran.

(In der Schlitzer Mundart.)

(„e" neigt ſich in der Ausſprache häufig zu „i," und „a" zu „o." Auch dieſe Mundart liebt die Vorſchlagſylbe „ge" in einigen Zeitwörtern, z. B. „gewer," werden, „geſchwatz," ſchwatzen, „geglöu," glauben.)

Gon[1] Awend, Bäeſt![2] Gon Awend, Klas!
Bas[3] guckt er mich ſo a?
Jä, jä, ich ſen[4] en Veteran,
Mi Zeiche[5] hon[6] ich da (auf die Bruſt ſchlagend).

No, ſetzt Auch[7] uf de Owebank,
Ihr Liet![8] — Halt Rauh,[9] ihr Keng![10] —
Etzt well ich Auch emal verzehl,
Be's[11] in der Staad nächt[12] geng.

De Morjend geng der Spaß ſchond los,
Es war noch net recht Dag(l),
Da trommelte ſe dorch de Staad
O[13] ſchoſſe Schlag(l) uf Schlag(l).

O nachd[14] — es war e Herrlichkeit,
Ihr gelle Herze-Keng![15] —
Marſchierte mer,[16] be ſellemal,[17]
Be's fort nach Rußland geng.

Met Fahne on Muſik füra,
On onſe Offizier
De teſſe[18] der ons ahte Kiez[19]
Met Stecke exerzier.

Nachd macht der Paer e Predget[20] her,
O be e[21] fertig war,
Da hell[22] der Kreisrath au noch ei,[23]
Ich ſchleff[24] der äwer rar.[25]

1 guten. 2 Sebaſtian. 3 was. 4 bin. 5 d. i. mein Felddienſtzeichen. 6 habe. 7 euch. 8 Leute. 9 Ruhe. 10 Kinder. 11 wie es 12 geſtern. „ehndeſnächt" heißt: vorgeſtern, ehegeſtern. 13 und.

14 nachher, dann 15 ſo viel als: ihr herzlichſten Kinder. „gelle" güldene 16 wir. 17 ſelbigmal, damals. 18 ließen. 19 alle Kanze. 20 Predigt 21 und wie er 22 hielt. 23 eine. 24 ſchlief. 25 d. i. herrlich.

O nachd — du, Liesche, lang[26] mer doch
E Kölliche,[27] — so, 's es[28] got! —
Da kame drr[29] zwelf Mäderchen,
De war'n de Melch o[30] Blot.

Met Wiß o Roth scheb[31] abgetbab,
(De Denger war'n Auch feck,[32])
De steckte ons de Zeicher a
An onse Kerchereck.[33]

Nachd äwer kam des Allerbest,
Im Werttshus in der Staad
Da gab drr'sch Sopp o Fleisch o Worsch
O Brade on Solat.

O Wie,[34] der gab's genung(k) o sat,
Wer tranken en de Born,[35]
Ich traff mich äwer ordentlich,
Ich daecht ; Hit[36] es net morn.[37]

O korz o got, das san[38] ich Auch,
Ich well mich glich taß henk,
Bann[39] ich net uf mim Dodebett
Noch a der Dagik) gedenk!

26 d. i. bringe. 27 ein Köhlchen (zum die Pfeife). 28 ist. 29 dir. 30 und. 31 schon. 32 so viel als frisch, munter, hübsch. 33 unsere Kirchenröcke, d. i. unsere besten Röcke.

34 und Wein. 35 d. i. wie Wasser. 36 heute. 37 morgen. 38 sage. 39 wenn.

Der Fleischträger Römer *).

Gedicht in der Wetterauer Mundart (Salzhausen), verfaßt im Jahr 1794 von

Karl Friedrich Langsdorf,

geboren 1772 zu Homburg, gestorben 1852 zu Salzhausen.

Wäi gitts, Härr Langsdorf? goure Dooch!
Do sai mr jo mennannär!
Doos gung dr mol en aanär Raasch! —
Aich buun uch Schdekkär Dissellaasch,
Aas schinär, wäi ds annär!

Aß gäst koom aich vnu Laabach här;
Do goobs e Schauweschaise.
Dr Unwwärtirschdär Zimmermann
(Ach wärrtich, 's ess e gourär Mann!)
Lest aach de Babbe grouse.

Doos woor e Hezz on woor e Schdaab!
En woor e Last zom schdarwe!
Naa owwär aich nidd sout un moocht
Mai Hosse ross en tis en doocht,
Ds Zoül möcht soßt värdärwe.

Moid woor aich; säzt maich hinnäre Baam.
Do koom e Dunnärwärrär!
Ds Fauär suur däi Kroüz un Zwärch;
E dekkär Naa vuum Buchchälsbärch
Näzt maich bs off ds Lärrär.

Moo iis! aich sai doch immär frou,
Soll maich dr Doiwäl hole!
Mol eß äß bibsch, mol eß äß schläächt,
Mr ninunts, wäis nusär Härrgott määcht,
Där kanns uus nidd gemole!

Jo, Härrche, wann aich nidd su weer,
Woos sell aich oormär Schtokker!
Drim buun maich aach di Loüd su gärn;
Aich komm zou manchem schiine Härrn,
Un mache Schbäß wäi Zokkär.

So schduurn dr dann däi Marrärchär,
Un all däi Kinnär tache!
Ach, Rimär, denk aich, best de doch
E aatär Kärl, traibst izzed noch,
Mai Sitl, Schdourennesache!

Doch — woos aich saat — aich koom noch Bäärschd,
Zom Urbon, Pärrnärs Schwoocher;
Doos eß dr dann e Maun su sai,
Der gitt mr schditts zwaa Glisär Wai
Buum grouneschdärrär Loochär.

*) Der Fleischträger Römer aus Langd, einem Dorfe in der Wetterau, ohngefähr zwischen den beiden Landstädtchen Nidda und Laubach gelegen, pflegte zu jener Zeit wöchentlich einmal Ochsenfleisch von Laubach, wo des kleinen gräflichen Hofes (Solms-Laubach) wegen besser geschlachtet wurde, zu holen und die Wohlhabenderen der Gegend von Nidda damit zu versorgen. (Im Gedichte sind namentlich genannt die Orte Salzhausen, Nidda, Geiselnidda und Beisstadt.) — Das Gedicht stellt Römer dar, wie er in Salzhausen, einem einsamen Salzwerk bei Nidda, (seit 1825 auch ein besuchtes Soleubad.) ankommt und den Verfasser, damals ein 12jähriger Jüngling, anredet. Nach der eigenthümlichen Weise dieser Leute kommt er aus dem Hundertsten in's Tausendste. Das Bild soll treu nach dem Leben gezeichnet sein und erhielt sich darum seit beinahe 50 Jahren in dem Munde Vieler, — der zahlreichen, aber meist ganzlich verdorbenen Abschriften, die sogar unbefugter Weise und unter den ärgsten Entstellungen den Weg in öffentliche Blätter gefunden haben, nicht zu gedenken. — Die im Gedichte vorkommenden Persönlichkeiten und so harmloser Art, daß sie nicht als ein Hinderniß, dasselbe dem Druck zu übergeben, betrachtet werden konnten, sie dürften vielmehr dazu dienen, bei den Nachkommen der im Gedicht Genannten, — denn von diesen selbst und nur noch ganz wenige am Leben, — das Interesse für dasselbe zu erhöhen. — Die Erläuterungen und Anmerkungen fügten wir in der Absicht bei, um mannichfaltigeren Interessen zu genügen.

Sai Schwäsdär därt ze Gaisnidd hott
E Maddche, Härr, zom Fräffel
Drim good aich 'r e Schdrkk gor schi!
Se leßt maich aach nidd aamol gli,
Aich kräie mai se Aesse.

Däi bäärschdär Waidsloüd komme dekt,
Ds Kromärsch offzewäkke;
Do schbaßt en lacht dr Kammärrod
Med saim Härr Musje Candidod, —
Mr maant, mr moest värräkke.

Aich koom uch izt zom Sobbärndeut, —
Aer aß dann äbbels Schinke, —
Där schenkt mr schditts de Brandewai
Härr, saar aich, aich well mainer Drai
Norts sai Gesondhait drinke.

Aer eß gewaals uffrichtig, ach!
Su läiblich, wäi sai Schwäsdär; —
Jo, wurre, wär mr Froündschaft dout,
Diim sain aich bärze-gälle-gout,
Där eß mai allärbäßtär.

Sai Maddche eß su wusselich,
Däi kann dr ebbes schbringe!
Härr, wann mr aas buuchmourich iß,
Un gaa die Wäll su mürrisch biis:
Doos sai mr schläächte Dinge!

Schun daufichmol huun aich gesaat:
Off kaas sain aich värbichtär,
Als off däi Suud en Langsdorfs Haus!
Do sin aich doch Joor en Joor aus
Nurts froündliche Gesichtär.

Jez traan aich noch mai Flaasch noch Näid,
Zom Ambmann, zom Inschbäkdär;
Därnoch laaf aich zou maanär Fraa,
Verzeel 'r aus dr Wärreraa,
Un mach se offgewäkkdär.

Zom Hälse huun aich izzed naud;
Mai Suu eß ausgewaanärt.
Aeß woor em vörm Soldore bang.
Dr annär hott saich noch nidd lang
Därt on e Mensch väraanärt.

Anmerkung. Die Selbstlauter, unter welchen ein Strich angebracht ist, müssen sehr stark durch die Nase gesprochen werden, z. B. mai (mein), sai (sein), sai (sein), Wai (Wein), Raa (Regen), gaa (gegen), maa (mein), naa (nun), aas (eins), aamol (einmal), nus (uns), Suu (Sohn), schun (schon), vun (von), sin (sehen), schin (schön), moo iis (mag's sein), buun (haben), traan (tragen), väraanärn (verändern, verheirathen —) u. s. w.

Mr für mär, mir. Es ist ein Fehler der gemeinen Mundart hiesiger Lande überhaupt, und nicht blos der Volkssprache, daß sie das wir und mir in der Art verwechselt, daß sie letzteres für ersteres gebraucht; „da sind mir" statt „da sind wir."

Aß gäst, als gestern, — eine eigenthümliche Redeweise, so viel wie: zur Zeit von gestern, am gestrigen Tag. Eben so: „als in voriger Woche geschah's," d. h. in der Zeit der vorigen Woche, also während der vorigen Woche u. s. w. — Die gemeine Mundart gebraucht noch ein als, welches die Schriftsprache ebenfalls nicht kennt. „Ich kam als in die Stadt," deutet an, daß der Sprecher zu einer gewissen Zeit manchmal oder auch öfter in die Stadt kam.

Man erinnere sich der kurzen Hosen der altväterischen Tracht, welche ohne Hosenträger getragen wurden; sie mußten, wenn sie den Leib zu sehr zwängten, auf die Hüften heraufgehoben werden, was besonders nöthig sein mochte, wenn sich ein Lastträger in schnelleren Gang setzen wollte. Denn laufen ist nur der allgemein übliche volksthümliche Ausdruck für schnellen Gang.

Zoük, Zeug — nämlich das Fleisch in seiner Kieze.

Ein dicker, das heißt ein dichter, also ein heftiger Regen, so wie man sagt: ein dicker Brei, was sich auch nicht auf die räumliche Ausdehnung, sondern auf die Dichtigkeit der Masse bezieht.

Der Vogelsberg, das östliche Grenzgebirge der Wetterau.

Bis auf die Haut.

Moo iis, wörtlich: mag es, so viel wie: mag's immerhin so sein! Die ganz eigenthümliche Form iis für es, das sonst äß lautet, kommt nur in dieser feststehenden Redensart vor.

Die gemeine Mundart, namentlich die Volksmundart, kennt die abgeleitete Form denn und wenn nicht, sondern gebraucht für sie die ursprünglichere dann und wann. Dann kommt im 7., 8. und 11., wann im 6. und 7. Verse des Gedichtes vor, wo im Hochdeutschen denn (verstärkend) und wenn (bedingend) stehen würde.

Die Redensart „Studentensachen" gründet sich auf die Meinung, daß Studenten vorzugsweise närrische Streiche machen.

Ein feiner Mann, so bezeichnet die Volkssprache den Gebildeten; den letzteren Ausdruck kennt sie nicht. Erst der Kleinstädter, der überhaupt schon eine gezwungene Sprache spricht, redet von gebildet sein.

Wein von Grünstadt in der Rheinpfalz, wo der Genannte begütert war.

Der nichts weniger als ursprüngliche und in der That auch sehr abgeschmackte Ausdruck Frauenzimmer ist bis jetzt nicht in die Volkssprache übergegangen; hier heißt es Weibsleute. Wenn der Erzähler die Berstädter Weibsleute nennt, so meint er vorzugsweise die vornehmen Frauenzimmer von Berstadt, welche ihre Verwandten in Geisnidda besuchen. Er sagt, sie kämen dick, was so viel heißt, wie oft; denn dick bedeutet hier wie oben im 4. Vers, dicht, d. h. in kurzen Zeiträumen auf einander. Aufwecken bedeutet ermuntern, erheitern. S. im vorletzten Verse.

Das verketzerte Wort Muoje bedeutet so viel als einen jungen, noch unselbstständigen Menschen, und ward, bevor die Sprachreinigung in den letzten 25 Jahren diesen Ausdruck nach und nach beim Volke vertilgte, bei jedem gebraucht, den der Sprechende für ein wenig vornehm hielt, oder den er ehren wollte. Herr Muoje heißt also so viel, wie Herr junger Herr, ähnlich wie Herr Junker.

Dann äbbets, dann eben. Dann steht hier keineswegs zeitanzeigend, sondern ist, wie oben schon bemerkt, das hochdeutsche denn, welches nur das zeitanzeigende eben verstärken soll. Es ist also zu übersetzen : er aß denn eben, oder : er aß gerade.

Schenken für einschenken, darreichen.

In dem Munde des Volks haben die Beiwörter oft ganz andre oder doch eine abweichende Bedeutung, als in der Sprache der Gebildeten. Aufrichtig zeigt hier ein gerades, offenes, biederes Wesen, keineswegs aber Offenherzigkeit an. Uns dünkt hier der volksmäßige Sinn des Wortes der richtigere. Manchmal macht aber auch der gemeine Mann aus bloßer Unbeholfenheit des Ausdrucks Fehler, die mit seinen Gedanken im Widerspruch stehen. So pflegt er z. B. niederträchtig für herablassend oder leutselig zu sagen. „Ein niederträchtiger Mann" ist ein Lob.

Läiblich, leiblich, d. h. beleibt, wohlbeleibt; nicht zu verwechseln mit loiblich, lieblich.

Wurre, nicht wahr; offenbar verwandt mit woor, wahr. Das Treuherzige, was in diesem Ausdrucke liegt, tritt besonders in folgenden Worten hervor :

Aich sain dr härze-gälle-gaout;
Wurre, daou mr aach?
Ich bin dir von ganzem Herzen gut;
Nicht wahr, du mir auch?

Härze-gälle-gaout. Der Sinn dieses Wortes ist : von ganzem Herzen gut; über die sprachliche Bedeutung von gälle vermögen wir keine Auskunft zu geben.

Sund oder Sode, d. h. Siederei, Salzwerk, nämlich Salzhausen.

Der Verfasser dieses Gedichts, der älteste Sohn dieses Hauses, hatte, die Schwestern ungerechnet, noch sieben Brüder, die sich alle gern mit dem Fleischträger zu schaffen machten.

Lauf' ich, so viel wie eil ich. S. oben.

Die Grenze zwischen dem Vogelsberg als dem Gebirg und der Wetterau als der Ebene ist völlig schwankend, da beide durch hügeliges Land in einander übergehen. Wenn Römer, dessen Dorf, Langd, in der Wetterau liegt, sagt, er wolle seiner Frau aus der Wetterau erzählen, so meint er damit die flache Ebene (die sogenannte offene Wetterau), aus der er dann kommt, im Gegensatz zu der hügeligen Gegend um Langd.

Eben ſo würde er vom Vogelsberg, an deſſen Fuße doch Langd liegt, als von etwas Entferntem reden.

Zom Hälſe, wörtlich: zum Helfen, zur Hülfe, nämlich im Hausweſen.

Römer ſagt hier, ſein Sohn habe Angſt gehabt, Soldat werden zu müſſen, weshalb er denn lieber (als Handwerksburſche) auf die Wanderſchaft gegangen ſei. Die Redensart ſtammt aus der Zeit, als der Bedarf an Soldaten willkürlich ausgehoben wurde und noch nicht das Loos entſchied.

Veraanern heißt verheirathen. Was die Wurzel dieſes Wortes iſt, wäre noch zu unterſuchen; ſie würde gewiß auf eine ſinnvolle Bedeutung führen. „Ein Menſch," ſächlichen Wortgeſchlechts, bedeutet ein unverheirathetes Weib, und der Ausdruck hat im Munde des Volkes eben ſo wenig, wie „Weibsleute," eine geringſchätzige Nebenbedeutung. Aehnlich bedeutet im Hochdeutſchen der Ausdruck „ein Menſch", männlichen Wortgeſchlechts, nur einen Mann, und zwar in der Regel gleichfalls nur einen unverheiratheten. — Da Römers verheiratheter Sohn ſeinen eigenen Haushalt angefangen hat und für den Vater ſo gut als nicht mehr da iſt, ſo nannte er den jüngeren, der noch dem älterlichen Hauſe angehört, ſchlechthin ſeinen Sohn, als hätte er nur den einen. Der gemeine Mann iſt in ſeinem Gedankenausdruck nicht logiſch ſtrenge; dafür ſagen ſeine Abweichungen von der logiſchen Ordnung oft viel mehr, als ſich durch Worte umſchreiben laſſen würde. —

Die Wetterauer Mundart, überhaupt volltönender als das Hochdeutſche, läßt das o a ungleich häufiger und entſchiedener hören, und unſerm kleinen Wortſatz im Gedichte nach zu urtheilen, ſtehen ſich die Wörter, welche o, und die, welche a zum Hauptlaute haben, der Zahl nach ungefähr gleich. Zur beſſeren Vergleichung laſſen wir einige ähnliche Wörter hier folgen:

gar, gar	—	Joor, Jahr
waar, ich war	—	woor, wahr
nach, nach	—	noch, noch
Daach, Tag	—	doch, doch
	—	doocht, ich dachte.
awwer, aber	—	owwar, oder.

Es geht aus dieſen Beiſpielen zugleich hervor, wie oft ſich das a des Hochdeutſchen in unſerer Mundart in das tönendere o und o verwandelt. Beim Leſen wird man übrigens leicht dahin gelangen, den ungewohnten Buchſtaben o richtig und fließend auszuſprechen, wenn man ſich vorſtellt, man habe ao zu leſen, z. B. gaor, und dann aus dem Doppellauter den einfachen Mittellaut nimmt.

Die Bezeichnung der Selbſtlauter einer Schriftſprache beruht faſt allgemein auf bloßem Herkommen, und oft bezeichnet der Buchſtabe weiter nichts, als daß hier ein Selbſtlauter vorkomme, während ein ganz anderer (den die Nation kennt) ausgeſprochen wird. Im Deutſchen, das ſich im Richtigſchreiben vor vielen Sprachen auszeichnet, gilt dieſe Bemerkung beſonders vom a und e. Hier nur zwei Beiſpiele, die ſich bei einigem Nachforſchen ſehr vermehren laſſen. Wir ſchreiben „erzählen," oder wenn man das dehnende, lautloſe h durch die Verdoppelung des Selblauters erſetzt: „erzäälen," ſprechen aber „ärzeelen" aus; eben ſo ſchreiben wir „ich wär'" und „wer fragt," ſprechen aber aus „ich weer" und „wär fragt." Mit Ausnahme derjenigen abgeleiteten Wörter, deren Stammwort ein a hat, (wie in den Wörtern Aeſte von Aſt, Wärme von warm, Lämmer von Lamm,) wird im Hochdeutſchen überhaupt der Laut ä faſt immer mit dem in der deutſchen Schrift viel gemißbrauchten Buchſtaben e ge-

ſchrieben, ſo daß das geſchriebene e häufiger wie ä zu leſen iſt, denn wie e. Wie ä lautet es in den Wörtern eſſen, weſſen, meſſen, leſen, geben, Leben, eben, Eber, Leber, echt, Welt, Welle, Erde, Erbe, welcher, der, des, es, in der Vor- und Nachſilbe er u. ſ. f.; wie e in Ehre, edel, Eſel, Ekel, elend, jeder, mehr, Meer, gehen, in der Vorſilbe ge und der Nachſilbe e u. ſ. w. — Zur Uebung in der richtigen Unterſcheidung des ä und e ſetzen wir noch folgende Wörter aus der Wetterauer Mundart hierher:

ẽar, her — Heer, Heer
ẽar, wer — weer, ich wäre
ẽall, Welt — well, ich will
ẽaſt, der beſte — beſt, du biſt
ẽaß, es — eß, er iſt
ẽall, dort — ſell, ich ſoll.

Die Wetterauer Mundart zeichnet ſich vor dem Hochdeutſchen auch noch durch ihren Reichthum an Doppellautern aus, und wir gaben uns die ſorgfältigſte Mühe, ſie richtig aufzulöſen und zu ſchreiben. Aus dem Hochdeutſchen vermögen wir uns nur drei Doppellauter zu entſinnen, wenn man nicht etwa das ui in dem Empfindungslaute pfui (der in der Wetterauer Mundart fui lautet) noch hinzurechnen will. Als Schrift zeichnen ſie ſich durch ihre falſche Schreibweiſe aus. Sie ſind:

das ai, theils mit ai, meiſt aber mit ei geſchrieben, in ſein, Saite, Seite, weiß, Waiſe, Weiſer, Feier, Laib, Leib, Neid, Zeit, bei, ſei, zwei u. ſ. w.

das au, in den Wörtern, welche im Stammwort au haben, mit äu, ſonſt aber mit eu geſchrieben, in Heu, Feuer, Zeuge, Gräu-el, Bäume u. ſ. w.

das au, in Laub, grau, Baum, Auge, aus u. ſ. w. oder in folgenden Wörtern:

Eis	— äußern	— aus
Ei	— euer	— au
beide	— Beute, Bäue	— Bau
leiten	— Leute, läuten,	— Laut
heiter	— heute, Häute,	— Haut
heiſer	— Häuſer	— Haus
Breite	— Bräute	— Braut
reich	— räuchern	— Rauch
leicht	— Leuchter	— Lauch.
feil	— Fäule	— faul.

Daß die vorſtehend gewählte Bezeichnung au ſtatt äu oder eu die richtige ſei, davon wird man ſich überzeugen, wenn man z. B. lieſet: Ha-u, was zuſammengezogen, das Wort Heu gibt, wogegen Hä-u oder He-u ganz andere, für uns nur ſchwer auszuſprechende Wörter geben.

In der Wetterauer Mundart ſind uns dagegen 10 Doppellauter bekannt, ohne daß wir behaupten möchten, alle damit erſchöpft zu haben. Nämlich:

ai, in aich, ich; Waib, Weib; Drai, Treue, u. ſ. w. ai, in dai, die; wai, wie; krai-e, kriechen, bekommen, u. ſ. w.

oi, in Doiwal, Teufel; Oiß, Ochs; Hoiſſe, Hoſen; Hoink, Honig, u. ſ. w.

ou, in Fround, Freund; Loud, Leute; grouße, grüßen; Zoul, Zeug, u. ſ. w.

au, in naud, nichts; Haus; Fauar, Feuer; dauſich, tauſend, u. ſ. w.

au, in faul, faul; gaut, gut; daut, er thut, u. ſ. w. ou, z. B. zou, zu;
oe, (nicht zu verwechſeln mit dem einfachen Laute ö,) z. B. in moed, müd; moeſt, ich müßte;
ea, z. B. in Peach, Pech;
ie, z. B. in Diente, Tinte.

Der Laut ei kommt in der Wetterauer Mundart ſo wenig vor, als im Hochdeutſchen. Unſers Wiſſens iſt er nur einigen niederdeutſchen Mundarten eigen, und gewiß einer der häßlichſten Laute, welche zuſammengeſetzt werden können, ſo wie denn auch der Laut ai der Wetterauer Mundart nicht zur Zierde gereicht.

Die Dehnung der Silben, d. h. daß die Stimme auf dem Selbſtlauter verweilen ſoll, haben wir bei einfachen Selbſtlautern jedesmal dadurch angezeigt, daß wir denſelben verdoppelten; bei Doppellautern kommt der Fall, daß ſie willkürlich verlängert oder verkürzt werden könnten, der Natur der Sache nach nicht vor. Wir haben hierdurch die in der Rechtſchreibung des Hochdeutſchen noch üblichen zwei beſonderen, eben ſo ſtörende, als verkehrte Dehnungszeichen, nämlich die Einſchiebung eines lautloſen h nach dem Selbſtlauter (z. B. in Wahrheit, Währung, Lehre, Sohn, Röhre, Ruhm, Rührung, ſtatt Waarheit, Wäärung, Leere, Soon, Rööre, Ruum, Rüürung) und die Einſchiebung eines ſtummen e nach dem i (z. B. in Liebe, Biene, Wieſe, ſtatt Liibe, Biine, Wiiſe,) nicht nöthig gehabt. — Die Schärfung der Silben, d. h. daß die Stimme vom Selbſtlauter ſchnell zum Mitlauter übergehen ſoll, haben wir folgerichtig durch die Verdoppelung des auf den Selbſtlauter folgenden Mitlauters angezeigt, und dabei die nicht minder, als die Einſchiebung des dehnenden h und e, ſtörende Verkehrtheit, womit im Hochdeutſchen ſtatt kk — ck, ſtatt ſſ — ß und ſtatt zz — tz geſchrieben wird, (z. B. Locke ſtatt Lokke, daß ſtatt daſſ, jetzt ſtatt jezzt,) ebenfalls vermieden. Wo weder Dehnung noch Schärfung der Silbe eintritt, ſondern ſowohl der Selbſtlauter als die Mitlauter ihr natürliches Tonverhältniß behalten, ſtehen ihre Buchſtaben auch nur einfach.

Bei den vielen langen Selbſtlautern würde die Wetterauer Mundart noch weit voller lauten, als ſie wirklich lautet, wenn nicht mehrere, namentlich das gedehnte a, häufig ſtark durch die Naſe ausgeſprochen würden. Wir haben dies jedesmal durch einen unter den Selbſtlauter geſetzten Strich angedeutet. Mit dieſer Lautbildung iſt zugleich etwas ſo Eigenthümliches in der Betonung verbunden, daß wir bezweifeln, daß es Jemand, der die Mundart nicht gehört, gelingen könne, den Laut zu treffen. Als Beiſpiele mögen folgende Wörter dienen:

Raa, Regen,	Suu, Sohn,
traan, ich trage,	huu, haben,
maant, er meint,	fuu, von,
naa, nein,	ſchuu, ſchon,
gaa, gegen,	uus, uns,
Waa, Wagen,	Wai, Wein,
moo, ich mag,	mai, mein,
gii, gehen,	ſai, ſein,
ſchii, ſchön,	ſai, fein.

Da unter den Mitlautern das n der eigentliche Naſenlaut iſt, ſo hat zwar allerdings die fragliche Ausſprache einige Aehnlichkeit mit der Ausſprache des n, allein es würde demohnerachtet ganz falſch geweſen ſein, dieſelbe durch ein ſtummes n anzudeuten, denn abgeſehen davon, daß jeder ſtumme Buchſtabe ein Widerſinn und Anlaß zu Irrthum im Leſen iſt, ſo iſt in obigen Naſenlautern wirklich kein Mitlauter enthalten;

man kann ſie, wie jeden reinen Selbſtlauter, forttönen laſſen, während ein darauf folgender Mitlauter, z. B. ein n, ſie ſogleich abſchließen würde, ſobald er mit ausgeſprochen wird, wie dies bei den Wörtern traan und uus der Fall iſt.

Wenn im Hochdeutſchen ein n vor einem g oder k kommt, ſo wird das n nicht ſtreng, ſondern als Kehllaut ausgeſprochen, z. B. in bang, Bank, ich fing, der Fink, ſingen, ſinken u. ſ. w. Daſſelbe findet bei der Wetterauer Mundart ſtatt, z. B. in gung, ging.

Von keiner geringen Bedeutung iſt es, daß nicht auf tonloſe Silben ein Ton gelegt werde, indem dieſer Fehler die ganze Haltung einer Mundart verdirbt. Dergleichen Silben ſind:

die einſilbigen Wörter ar, er, dar, dir, mar, mir oder man, aß, es, das, bas, bis, — e, ein (der Artikel), em, ihm, en, in, en, on und un, und, de, du, den, ſe und ze, zu, di, die;

die Vorſilben ar, er, far, ver, und ge;

die Nachſilben ar, er, dar, tar u. ſ. w.; char, al, chal u. ſ. w.; narn, nart, narſch, — e, be, we u. ſ. w.; che, em, — ich, lich, tich u. ſ. w.; und iſch.

Wenn man ſolche Silben mit einem andern Buchſtaben geſchrieben ſieht, als man es gewohnt iſt, (hier namentlich mit ä ſtatt e,) ſo iſt man nur zu geneigt, denſelben im Leſen den vollen Ton zu geben, ſtatt ſie halb zu verſchlucken. Wir würden gerne mit Tonzeichen nachgeholfen haben, wenn nicht durch das Uebereinanderbauen der Zeichen der Druck am Ende etwas Ungeheuerliches erhalten haben würde.

Eine Mundart, welche noch durch keine Schrift feſtgehalten wird, bedient ſich ihrer vollen Freiheit, und es entſtehen zahlloſe Abſchattungen in ihrer Lautung, welche die Schwierigkeiten, ſie richtig zu ſchreiben, nicht wenig vermehren. Die Selbſtlauter, beſonders der kleineren Redetheilchen, ändern ſich, je nachdem das Lautverhältniß oder der Ausdruck der Rede dazu auffordern. So lautet im Gedichte das Wörtchen und bald en, bald on, bald un, und wir erinnern uns, von den zärteren Geſchöpfen unter den Redenden oft ien gehört zu haben, und wie weichen di und däi für die, ſo wie ſe oder ze und zou für zu nicht von einander ab!

Eine ſinnige Eigenheit eines ſolchen Naturzuſtandes einer Mundart, — und namentlich iſt es unſerer Wetterauer Mundart eigen, — iſt, daß ſich die Lautung oftmals nach der Perſon ändert, mit welcher der Redende ſpricht, und häufig auch nach dem Alter und den Verhältniſſen des Letzteren verſchieden iſt. Die Männer unter einander ſprechen rauher, als die Frauen oder als wenn ſie mit Vornehmeren ſprechen; ebenſo ſprechen die Kinder und die Einwohner der Landſtädtchen zärter als die Alten und die Dorfbewohner, und überhaupt die jüngeren Geſchlechter glätter, als die Ausſterbenden. Die volleren Selbſtlauter machen feineren Platz oder erhalten ſich nur in alten Zuſammenſetzungen.

Die betrübende Folge dieſer Feſſelloſigkeit iſt aber, daß eine ſolche Mundart mit der abgehenden Schrift auch der Grundlage einer dauernden Selbſtſtändigkeit entbehrt, und es iſt bei dem wachſenden Verkehr und der ſich erweiternden Bildung des Volkes nicht zu bezweifeln, daß der Einfluß des Hochdeutſchen dergeſtalt geſteigert werde, daß er das Uebergewicht über das Heimathliche erlangt und die unvergleichlich kräftige Mundart ſich nach und nach gänzlich abſchleift.

Der Dorfnachtwächter.

Von K. F. Langsdorf.

Naujoors-Noocht! Loſſ maich met Gkeſaa [1]
Elf Auer [2] ezzed [3] klooſe!
Aich ſtuurn [4] hei mouerſeelche laa [5]
Aſſ Wäächter dorch dei Stroofe. [6]

Wei ſchlieft des gaaſe [7] Dorf ſu ſöas,
Wann aich em Dinkel [8] dabbe
Un Maut enn Aage [9] offiperrn möus,
Un nooch dem Schtooſ hei ſchnabbe. [10]

Möud ſain aich noch aff wei e Hond
Buum Aerrwern [11] enn vuum Höure. [12]
Doch, eſſ mer Laib on Siil gkeſond,
Se hotts naut ſe bedöure. [13]

Wei ſchworz enn kaal [14] eſſ izt di Wäll [15]
On ſtellrr wei e Möusje!
Naurts zeelt uns [16] raicher Schols [17] ſai Gäll,
Verwoort erſt hibſch ſai Höueje,

Määcht Lääre [18] zou; ſoocht [19] heert mern [20] denn
Dubblone Deſchvoll bläſtern! [21]
Härrngaa [22] mai ſrchs lebendche Kenn [23]
Dei hingern [24] noch vuu geſtern.

Wuhäär wirds leiwe Bruudche morrn [25]
Firr Aauch, [26] ihr Würmcher, komme!
Des Gäller-Zoole [27] gitt doch ſorrn, [28]
Soſt wird merſch [29] Hemd gkenomme.

Ach! wann mai Fraa mal Schrkſool weſſt,
Se görr [30] noch en der Aeäre! [31]
Därt [32] rout ſe ſaaſt [33] en Jeſu Chreſt,
Zou deem well aich izz bääre. [34]

Dei Kapp erſt ob! [35] de Stoob [36] gkeſtözt!
Dei Henn [37] hibſch droff gkeſaale!
Wei därt e Stärn dorch Wotke blözt,
Suu löucht Gott en maich Aale! [38]

Er ſäät mer: Sai ſefrirre, [39] Hans!
On faſſ de Sproch ze Härze:
Neid [40] emmer gkeklich määcht der Glanz!
Aach Härrn huun [41] Angſt on Schmärze.

Jo horch! wei därt dei Kranke all
En's raiche Haakoors [42] jemmern!
Do gitts haut Noocht e Duures-Fall, [43]
Dann horch! dei Oeule wrmmrrn.

Wei flattchern [44] ſe dei Kröuz un Duäär!
Mer ſeibt des Licht verläſche.
Bai Stäffe [45] därt gitts [46] annerſt häär,
Do heert mer loſtig dräſche.

Dann raiche Aeärne [47] loſtig määcht!
Doch girn [48] ('s eſſ zom Bedauern)
Uff daufig [49] oorme Daoglubus-Knäächt
Nuurts [50] zwanzig raiche Bauern.

Uus Jooſt därt mrt der Haadladerrn [51]
Gitt, nooch dem Veih ſe [52] gkukkr,
Firrn Froſt aach Struu [53] en Stall ſe zerrn,
Dann ſerkina [54] well dei Mukke. [55]

Baim tröawe Lembche [56] ſezt gkebekt
E Murrerche [57] oom Oowe,
Un bott kaa Holz — ſe ſreiert, ſtrekt, [58]
Ua ſingt, de Herrn ſe [59] toowe;

On ſpennt un neeht dei gaaſe [60] Noocht
On engſtigt ſaich ims Zoole. [61]
Buum Houſte eſſ ſe aach gkebloocht,
Drs Aalrr [62] hott ſai Quoole.

Aach ſtraicht er [63] goor ſchr [64] ſpez dei Loſt
Dorch Schaiwe vuu Babaier, [65]
Dann alle Stroofe ſai voll Doſt,
Aſſ wei e ſchworzer Schleier.

Ezt wairer! [66] — Mord Schwiernuut mai Baa! [67]
Doos haaſt [68] mer mool gkeſtuuſe!
Wer ſtällt groob en de Wreg de Waa? [69]
Ai, krei doch dei Franzuſe!

Sait geſter Doowed [70] ſtitt der Gaul
Em Froſt hei [71] ohn Erboorme —
Des Deier [72] heugt ſai Schlabber-Maul,
Der Fuhrmann ſezt em Woorme.

Do ſaufe ſe ſech knöbbel-dek [73]
Un Alles ſpeitt di Koore; [74]
Horch! ezzed wird des Wirtshaus ſlek! [75]
Se ſlabche ſaich dei Schwoore! [76]

Blout, Schnaps enn alle Söuerai
Flöuſt drenn wei Poink [77] enn Borrer! [78]
On durchenaa febrt Flouch enn Schrai:
Ach helf, ach hrlf, Gkvorrer! [79]

Doos eſſ mer a Naujoors-Noocht ſal!
Doos kann aich nitt gkelaire! [80]
Dei Krenk moog hei der Wäächter ſai!
Aich gien hri wek ens Waire. [81]

Stell kann mer därt em Owwerdorf
Dorch Noocht un Näwwei wannern.
Nuurts kraiat die Foon, [82] der Wend gitt ſchorf,
Aa Gikkel [83] reift dem annern.

Hei ſchmaiſt e Loare [84] off un zon,
Därt määtert Gaas [85] un Lemmche,

---

1 Geſang. 2 Uhr. 3 fehlt. 4 klöhre. 5 hier mutterſeelchen allein. 6 Straßen. 7 ganze. 8 im Dunkeln. 9 und Augen. 10 ſchnappe. 11 Arbeiten. 12 d. i. Viehhüten. 13 ſo hat es nichts zu bedeuten. 14 kalt. 15 Welt. 16 unſer. 17 Schulze. 18 Läden. 19 ſacht. 20 man ihn. 21 pflaſtern. 22 hingegen. 23 Kinder. 24 hungern. 25 morgen. 26 euch. 27 das Gelder-Zahlen. 28 geht doch voran. 29 mir das. 30 weinte. 31 Erde. 32 dort. 33 ſanft. 34 beten. 35 ab. 36 Stab. 37 Hände. 38 Alten. 39 zufrieden. 40 nicht. 41 haben. 42 Johann Konrads. 43 Todesfall. 44 flattern. 45 Stephan. 46 geht es.

47 Ernte. 48 gehen. 49 tauſend. 50 nur. 51 Handlaterne. 52 zu. 53 Stroh. 54 denn ferkeln. 55 Mutterſchwein. 56 Lämpchen. 57 Mütterchen. 58 ſtrickt. 59 zu. 60 ganze. 61 um das Zahlen. 62 alter. 63 ihr. 64 zu. 65 Papier. 66 weiter. 67 Bein. 68 heißt. 69 Wagen. 70 Abend. 71 hier. 72 Thier. 73 knüppeldick. 74 Karten. 75 flügge. 76 Schwarte. 77 Honig. 78 und Butter 79 Gewitter. 80 leiden. 81 in's Weite. 82 d. i. Windfahne. 83 Hahn. 84 Laden. 85 Ziege.

Oms Käthche brüllt im Stall bei Kou,
Hei gärrt [86] e Kend oms Memmche. [87]

Därt gkigkakts hell met Gais! [88] Worim?
Stell stell! do klärrern [89] Deiwe!
Mer beert debai e Jirre-Si min. [90]
Dei fiche gärn im Trewe.

Fusch! da! se wurre [91] maich gkewoor!
Seltanne [92] fäbt se taafe!
Doos woor en [93] Zait! Morrn mach aichs ktor, [94]
Do gitts e gruus gruns Straafe! [95]

Kaan Lärme izt! dann buuch stouriert
Uus Pärner [96] därt fäi Brerich. [97]
Do ess er goor nitt gärn gkestiert.
Doos weer, mai Stil! aach derig. [98]

Mer denk emool, woos su e Mann
All möus em Kobb bekraise! [99]
En Kabb un Schloofrok schraibt de [100] dann
Tei Roocht durch; raacht [101] sai Paise.

Do määcht er sain Raujoorwunsch gout
Sirr Schotres [102] on sirr Schäbbe, [103]
On maache [104] Stich gitts, där nitt blout, [105]
Morrn aus der Kirche se schtäbbe. [106]

Därt sezt sai Kirche-Senioor
Im Feester [107] met der Brelle,
Lest Beiwel. [108] singt sirrs naue Joor,
Enn böösst sirr aale [109] Grelle.

Un benne [110] in dess Höusi [111] stait [112]
Uus Hanjörg [113] zou saim Leibche.
Gieh! — säbt se — dlet vuum Hals mir wait!
Därt ess dai Härzes-Deibche!

Do brozt er sort, — se reist em schte [114]
Un flennt [115] saustdekke Drobbe.
Naa! säär [116] er, Liebett, nemmermie!
Ezt well se saich verrobbe, [117]

On griemt saich ruud. Uus Hanjörg gitt
Därt en die Spennstob spöule. [118]
Do sehlt kaa Bursch, kaa Maddche nitt, —
Dei singe, sauchze, wöule. [119]

Woos stehn aich ezt dei Gass eborch [120]
Im waire Feld därt onne?
E Irrwisch, wei e dekker Lorch, [121]
Der söust voom Wissebronne.

Schau, wei er därt su glöuig gitt,
Un blazt en bonnert Lichter!
Oom wille wille Wall [122] därt stitt
Der Kärt, un schnaid Gkesichter!

86 weint. 87 Mutterbrust. 88 Gänsen. 89 Kettern. 90 Judenstimme. 91 wurden. 92 dorthin 93 ihnen. 94 d. i. bekannt. 95 Streifung. 96 unser Pfarrer. 97 Predigt. 98 ebdricht. 99 im Kopf begreifen. 100 er. 101 raucht. 102 Schultheiß. 103 Schöffen. 104 machen. 105 bluter. 106 zu schleppen. 107 Fenster. 108 Bibel. 109 und büßet für alte. 110 hinten. 111 dessen Häuschen. 112 steigt. 113 Johann Georg. 114 schön. 115 weint. 116 sagt. 117 zerraufen. 118 spielen, d. h. schwatzen, kosen. 119 wühlen. 120 hindurch. 121 im Holsteinischen „Lork" : Kröte. 122 Wald.

Aich taafe furt — doch bei, [123] woos hällt
Maich oon der Kirchhofs Mauer?
Woos schwäbt wei Laiche? blinkt wei Gäld?
Woos ströubt sich oon der Schauer? [124]

Woos biebs't su soocht, — woos säusett sai
Wei Sommertost dorch Zechre? [125]
Ach Gott! des Roochts e Wächter sai
Doos ess e hort Gkschechte!

Doch naa! Mer seibt aach menche Spass
Dorch Zeester bai de Lambe, [126] —
Mer beert aach veit, — schlaicht dorch di Gass
On test sai Paisge dambe.

Stell — borch! Wei härzegelte [127] teik
Drenn zwaa zesamme schmatze!
Doch — morrn ess wirrer alles treib, [128]
Do sain se wei die Katze!

Ezt droll aich noch dib [129] Sroos enob, [130]
Dei ess ganz stell wei Duure! [131]
Nuurts schnoorcht baat bei baat därt aans krob, [132]
Nuurts beert mersch Möusche schruure. [133]

On, wei der tistje [134] Döuwel, busch
E schworzer Ratz vuum Gkiwwel!
Des Wiesel, wais on leiblich, [135] musch
Saich därt em Struugkeriwwel!

Därt schlaicht e Fochs zom Höuerstall [136] —
Woort! Träff ich daich, dou Limmel!
Baff! haa! uus Jägers Bikseknall
Der raibt em schuu [137] de Kimmel.

Woos autscht! ach wieh! uus Roochbersmann
Ess oo di Haad [138] gkedroffe,
Der aach dem Fochs zor Offbass [139] stann!
Izt kimmt des Dorf gketoffe.

Off aamool bornt [140] der Stall vom Schoss —
Mer disch, [141] mer lesch em Stelle —
Mer zwingts, gottluub! met Wassergoss —
Kröucht wirrer en sai Helle. [142]

Bewoort des Fauer [143] un des Licht!
Wei oft soll aichs Uch finge?
Domet der Stood [144] naut Laads [145] gkschicht!
Loobt Gott de Herrn der Dinge!

Der biese Faind traibt Roochts sai Speil.
Doch jezz ess Alles roulig.
Nuurts rauscht uus Millersch Klabbermeil [146]
On knarrt em Ais drai-schouig.

Nuurts horrt mer noch e Honds-Gkhöul
On Kazze blärrn un dennern; [147]
Nuurts scharrn on schnause Päächters Gout.
Des Wärrer [148] well sich ennern.

123 hier. 124 Scheuer. 125 Fichten. 126 Lampen. 127 herzegulden. 128 trüb 129 diese. 130 hinab. 131 Todte. 132 jemand grob. 133 schroten. 134 lustige. 135 lieblich. 136 Hühnerstall. 137 schon. 138 Hand. 139 Auf passen. 140 brennt. 141 vertuscht. 142 Hülle. 143 das Feuer. 144 Stadt. 145 nichts Leids. 146 Klappermühle. 147 donnern. 148 Wetter.

Ezt gien aich noch oons Pärrnhaus därt,
Dann baald baafts wirrer : blooſe.
Därt eſſ Daas,[149] Schmaus enn gkruus Conzert,
Do glääfts[150] wait en di Stroofe!

Do träät[151] merſch mench Raujoorsgkeſchenk!
Raut baim Joſtizrooth dronne!
Dann alles bott ſu ſat Gkelenk —
Där wird naut gäwwe konne, —

Där bott veil Aerwet,[152] veil Verdroß,
Veil Kenn[153] un Nooringsſorje.
Läbt ſtell on brov, haßt Weltakenoß,
Aechzt Noochts bis von de Morje.

Sai Fraa, goor leib, eſſ immer krank.
Därt bäät er off de Kneie!
Ach trieſt daich, Oorner! Gott ſai Dank,
Aach Ungtiko-Joore fleie![154]

Wanns ſchworz, wei izt, off Aeäre wird,
Se löucht uns bell ſai Hemmel!
Un wachſem ſchaut der gkruuſe Hird
Off unſer klaa[155] Gkewemmel!

Des Läwe eſſ e kraus Gkemeſch
Zomm Kraie[156] enn zomm Lache,
Der aa fengt ſchier em Schlooſ de Jeſch,
Der anner kaan[157] em Wache, —

Moo ins![158] Doos eſſ mer alles räächt!
Soll maich der Henker hoole!
Mer nimmts, wei's unſer Heergott määcht,
Der kanns uns nitt gkemoole![159]

Wei ſtell eſſ endlich izt alenn![160]
Em gaaſe Dorf wei Läiche!
Kaa Möuſi reegt ſich ezzed[161] drenn,
Mer beert di Zait ſo ſchtäiche! —

Izt berch! Zwölf Auer ſchläätz! Blez! Knall!
Buff! Baff! aus bonnert Flinne!
Dei Stärn gien off, dei Wolke all
Un ſchworze Newwel ſchwinne.

Wei Speigel löucht uns Schnie on Als,
Es glezzern Selwerblokke![162]
Dem Durſt kimmt Traut, dem Honger Spais,
Klink Klank aus alle Gklokke!

Dehuu! Dehuu![163] Naujoor, Glik zou!
Reiſt loſtig bei mai Hörnche.
Muſik, Daas, Speil, en Koſſ dezou!
Der Tornmann[164] bieeſt vuum Törnche.

E fraarig[165] Joor der gaaſe Wäil!
Fort Krankbet, Gkroom[166] un Sorje!
Ach daß, wei aich, uns Herrgott wöll!
Se wern mer[167] all gkeborje.

149 Tanz. 150 glänzt es. 151 trägt. 152 Arbeit. 153 Kinder. 154 flehen. 155 klein. 156 Weinen. 157 keinen. 158 mag es, meinetwegen. 159 malen. 160 an allen Enden. 161 jetzt. 162 Silberglocken. 163 dahu. dahu. 164 Thürmer. 165 freudig. 166 Gram. 167 ſo wären wir.

D's Läidche vo(n) d'r Wearrerah.[1]

(Friedberg und Umgegend.)

Die Wearrerah, die Wearrerah,
Däi eaß vom deutſche Reich die Ah,[2]
Do wihſt[3] d'r Waas[4] eann Gehrſcht eann Koarn,
Eann abch die Rus ohm Heckedoarn,
Eann uff de Aeppelbehm d'r Wein,[5]
Su gout, aß wäi e[6] kimmt vom Rhein.
Die Wearrerah ſoll leawe!

Die Wearrerah, die Wearrerah,
Doo bloikt[7] die Wiſſ' eann doſt d's Hah,[8]
Doo fläißt d's Waſſer heall eann freſch,
Eann heppe[9] ean d'r[10] Bach die Feſch,[11]
Eann uff de Aeſt eam[12] groine Wahld
Do peife Vijei[13] junk eann ahld.
Die Wearrerah ſoll leawe!

Die Behrje eann d'r Wearrerah,
Wäi gleatzern däi eam Moarrjedah![14]
Eann wann ſealt[15] aach kahn Traub'[16] mihn wihſt,
Eann doſir m'r die Quetſche[18] lihſt,[19]
Dann[20] denkt, ſu giht's noun ean d'r Wealt,
D's Rau,[21] doas kimmt, d's Ahld, doas fällt. —
Die Wearrerah ſoll leawe!

Se Friwwrig[22] ean d'r Wearrerah,
Do kräit m'r Sache allerlah,
Do trinkt m'r von d'm beſte Wein,
Eann eßt m'r, wärrtich doas eaß fein!
Joa, ſchunn die Ahle[23] hunn geſaht[24]
Sealt[25] von d'r goure[26] Schnoawwelwahd.[27]
Die Wearrerah ſoll leawe!

Ahch Treu eann Ehrlichkat, däi zwaa
Däi woahſe eann d'r Wearrerah.
Uhns Firſchte ſain 's[28] läib eann gout,
Eann kimmt d'r Feind, ſe hunn mer[29] Mout;
Joa, komm' nuhris wirrer her, Franzus,
Die Wearrerah gihr uff deich lus! —
Die Wearrerah ſoll leawe!

1 Weiterau. 2 Au. 3 wächſt. 4 Waizen. 5 d. h. Aepfelwein. 6 er. 7 blüht. 8 daſtet das Heu. 9 hüpfen. 10 „Bach" wird weiblich gebraucht. 11 Fiſche. 12 im. 13 Vögel. 14 Morgenthau. 15 dort. 16 Traube; auch: "Draubel." 17 mehr. 18 Zwetſchen. 19 leſen. 20 ſo. 21 Reue. 22 zu Friedberg. 23 Alten. 24 haben geſagt. 25 dort. 26 guten. 27 Schnabelweide, Johann Juſt Winkelmann in ſeiner gründlichen Beſchreibung der Fürſtenthümer Heſſen und Herofeld rühmt (S. 177) in Hinſicht der fruchtbaren Gegend von Friedberg, die Kaiſer hätten ſich oft hier aufgehalten der herrlichen Schnabelweide wegen. 28 uns. 29 haben wir.

Die Wearrerah, die Wearrerah,
Do leabt m'r ahch näit zon genah,[30]
Do hot m'r nohch d'r Erwet Frad[31]
Eann uff d'r Kirb[32] ſein Loßberkat,
Do greint die Gei[33] eann brommt d'r Baß,
Eann dahnzt ſich Borſch eann Madche naß!
Die Wearrerah ſoll leawe!

Eann giht 'r[34] aus eann ſucht e Frah,
Se[35] giht nuhrts ean die Wearrerah!
Schtoatsmarercher,[36] geſcheid eann ſchihn,
Däi ſeandt 'r do, woas[37] wollt 'r mihn?
Waß Goatt! ahn Keaßmaul[38] nuhrts von ahm,
Ihr giht nohch dem[39] eann weirer kahn[40] —
Die Wearrerah ſoll leawe!

30 genau. 31 nach der Arbeit Freude. 32 Kirchweihe. 33 Geige.

34 ihr. 35 ſo. 36 d. h. prächtige Mädchen. 37 was. 38 Kuß. 39 nach dem (d. i. Mädchen). 40 weiter keinem

D's Ammiche,[1] mei(n) Schätzi.

(Friedberg.)

Ihr ſollt emol mein Ammi ſehn!
Doas Madche hott ſein Mucke!
Eann[2] wann Dou mahnſt, ſäi wihr' näit[3] ſchihn,
Do wirſchde deich verguckе.

Doas eaß[4] emol e Menſch,[5] däi hott
D'r Backe wäi e Roſe,
'R Hals wäi Healfeban,[6] waß Goatt!
Eann woas konn[7] ſäi geſchmuſe![8]

Eann Abge[9] hott ſe D'r[10] eam[11] Kopp,
Däl wearſt ſe ronderimmer,[12]
Eann uffem Kopp 'n ſchihne Zopp,
Eann woas lacht ſäi D'r immer!

Woas ſoll aich D'r noach väli do ſahn,[13]
Säi eaß e Zuckerſtengel,[14]
Eaß näit ſe[15] gruhß eann näit ſe klahn,
Eann ſingt[16] — no![17] wäi 'n Engel.

Eich ſahn's,[18] eich hunn ſe goar ſche[19] läib,
Eich mehcht ſe bahl gefreaſſe![20]
Kahn Abgebleack — ſain eich e Däib! —
Kennt' eich D'r ſche[21] vergeaſſe.

Säi hott[22] maich oawwer ahch rehcht gehrn,
Rehcht gehrn, — waß Goatt eam Himmel! —
Dach, wann mir[23] zwa e Pärche wihrn,
Do wihr eich D'r eam Himmel!

Aß[24] ſäi meich läibt,[25] kann goar näit ſehn;[26]
Eich moahcht ſu mein Betroahchting.
Eß[27] loß D'r emol d' Spaß verzehn,[28]
Eann geaww' e Biſſi Oahchting!

Noach goar näit iang, ſein m'r groareann[29]
D'r Hoahrig[30] eanonner gange,
Su ganz minahn,[31] do borr[32] ohm Eann[33]
D'r Wällche[34] ohngefange.

Do ſahr[35] eich groar ohm Heckerahn:[36]
„Guck', Schätzi,[37] allerweilche,
Eß ſein m'r emol gaanz elahn,[38]
Eß geaſt[39] De m'r e Mäulche!"[40]

Do ſaht ſäi: „Nahn!"[41] Do ſahr eich:
„Joa!"
„Dach!" ſahr eich, „gealle[42] Schätzi!
De geaſt m'r ahch e Mäulche, joa!
Guck, häi,[43] guck, uff doas Bläzi!"[44]

Do wollt ſäi oawwer noach näit drohn,[45]
Eann ſaht: „Gib nuhrts,[46] Deich kenn' ich,
Hunn eich D'r emol d' Weann[47] gedohn,
Dann kimmſt De m'r beſtennig."

Eich läiß ſe oawwer goar näit gihn:
„Dach Ammiche, mein Schätzi!" —
Eann, wuppdich! ihn[48] eich malch verſehn,[49]
Harr'[50] eich D'r joa e Schmätzi.

Dach ſu e Maul,[51] wäi eich ahns krog,[52]
'S kann naut[53] Soißerſch geawwe;
Eich leacke noach d'6 Maul denohch,
Als krätr'[54] eich's Keaßmaul eawwe.

„Dach Ammiche, mein Ammiche,
„Dou beaſt eann blaiſt[55] mein Schätzi!
„Geall,[56] Ammiche, läib Ammiche,
„Dou geaſt[57] m'r noach e Schmätzi?"

1 Anne Mariechen. 2 und. 3 nicht. 4 iſt. 5 nicht im verächtlichen Sinne, ſondern ſo viel als: eine ſtarke, tüchtige Weibsperſon. 6 Elfenbein. 7 kann. 8 koſen, vertraulich ſich unterreden. 9 Augen. 10 dir. 11 im. 12 rundherum. 13 ſagen. 14 Zuckerſtengel, ein Liebkoſungswort. 15 zu. 16 ſingt. 17 nun. 18 ſage es. 19 zu. 20 freſſen. 21 ſie. 22 hat. 23 wenn wir. 24 daß. 25 liebt. 26 fehlen. 27 jetzt. 28 erzählen.

29 gerade-ein, genau, juſt. 30 Hartig ein an Wald ſich anlehnendes Obſtbaumfeld; vergl. althochd. „hart" Hochwald, Bergwald. 31 mit einander. 32 bat. 33 am Ende. 34 Mädchen. 35 ſagte. 36 Heckenrain. 37 Schätzchen. 38 allein. 39 giebſt. 40 Küßchen. 41 nein nein. 42 güldenes. 43 hier. 44 Plätzchen. 45 dran. 46 nur. 47 Willen. 48 ehe. 49 verſehe. 50 hatte. 51 Kuß. 52 kriegte, bekam. 53 nichts. 54 kriegte, bekäme. 55 bleibſt. 56 gelt. 57 giebſt.

Hannes eann Mädleene. [1]

(Umgegend von Friedberg.)

'S woar emool e langer Raa(n), [2]
Doo bleabb [3] die Näid [4] dann aach näit klaa(n); [5]
D's Waſſer, deazz [6] gong ean die Hih,
Eann Wiß eann Week, [7] däi woar'n e Sii,
Dann alles woae iwwer eann diwwer. [8]

Eatzt driwwe [9] woar e Schteack [10] vom Oart [11]
Eann hiwwe [12] aa(n)s [13] e biſſi fort,
Eann wollt' m'e oo(n) die Breacke [14] hii(n),
Doo muſt m'r uff 'r Mauer giih(n),
Aach däi woar ſchuu(n)d innig 'm [15] Waſſer.

Eatzt hiwwe woar kaa(n) Wirthshaus näit,
Aß [16] m'r e Kännche [17] goure [18] kräit, [19]
Eann aach kaa(n) Koahrte [20] woar'n näit doo,
Eann oo(n) d'm Himmil noach naut bloo [21] —
Doas woar, mai(n)er Siil! e Schlammaſſil. [22]

Rou(n) driwwe wohnt aam [23] Borſch ſai(n) Schatz,
Eatzt deank' m'r ſaich oo(n) dem ſain Blatz;
Hee(n) [24] hätt' ſe goar ſche geern gekeaßt,
Doach wäi enibb ? [25] wann hee(n) doas weaßt'! —
D's Herz eam Laib horr 'm geſchlabbert. [26]

Woas dour e [27] nou(n)? Eatzt hoallt e ſchii(n)
Vo(n) ſaine Kommeroare [28] zwii(n) [29]:
„Gebreurer, [30] bealſt m'e aus d'r Nuuth!
Eatzt geatt m'r Rooth, [31] ſoſt ſain [32] aich duut!
Die Moadleene konn naut mii(n) [33] woarte."

Doo ſäät d'r aa(n): „Gedold, doas eaß
Kaa(n) klaa(n) Geſchwätz, doas hott ſai(n) Fleaß! [34]
Dann vom Verſanſe, wer doas moo(n), [35]
Doo ſain aich D'r kaan Freunn devo(n).
Däi Moadleene, däi moo(n) noach woarte."

„„Naa(n), Brourer, naa(n)! doas moo(n) ſäi näit!
Drimm ſchafft nuurts Rooth, wäi ſäi maich kräit;
Die Läib, däi leaßt m'r goae kaa(n) Rouh,
Waß Goatt! ſäi girrt [36] eann aich dezou. —
Die Moadleene konn naut [37] mii(n) woarte.""

Rou(n) ſäät d'r Dreatt: „Eatzt hiirt maich oo(n),
Denooch [38] Kuraaſchi, eann dann droo(n)!

Eatzt ſolkt [39] maim Rooth eann giiht nuurts hu(n)
Eann hoallt au Backtröö [40] alle zwii(n)!
Die Moadleene ſoll naut mii(n) woarte!"

Doo läiffe [41] ſe meatt honnert Baa(n) [42]
Eann deare [43] all ir Backtröö draa(n). [44]
Eann wuu m'r ficht, guckt aa(n)s [45] eraus
Eann freekt [46]: „Nó! wu will doas enaus?
Woas wonn [47] dann däi Borſch nuurts gebacke?" [48]

Gebacke? — Naa(n), doo weaßt 'r [49] naut!
D'r Hannes will zou ſai(n)er Braut.
„Woas? Braut?" — Nó, wann ſes [50] noach näit eaß,
Se [51] wird ſes noach, doas eaß geweaß!
Giiht, beandt uch [52] die Blatz' [53] oo(n) die Gaaſin! [54]

Eann ſchwinn, aß deat [55] m'r Amen ſaa(n),
Doo ſaalte [56] ſe die Tröok oonaa(n), [57]
Eann dräie [58] Hooke, [59] aß aam grauſt,
Eann aach e Blatſche [60] ean d'r Fauſt, —
„Eatzt firoo(u), Kuraaſchi, Gebreurer!"

Rou(n) kimmt d'm aan ſai(n) Motter noach:
„Oach! Reakleeſi, [61] ſe blaib m'e doach!"
Joa! wuu harr aanee Zeit zoamm Hirn! [62]
Fort geang's, aß deat's d'r Daawil fihrn,
Aß wollte ſe haut noach nooch Frammfert. [63]

Eann hoi! [64] aß wäi m'r ſchleekt 'n Tromp, [65]
Doo woar'n ſe ſchuu(n)d oom Heackeſchtomp; [66]
Eann ſchwinn, aß wäi m'r dout 'n Peaff, [67]
Doo woar ſchuu(n)d oo(n) d'r Näid d's Scheaff.
Eatzt Dahchting, ſoſt giht's wäi bai Belgradd!

Die Näid, aß mäich [68] ſe ſich's zer Ehr',
Aß wann ſäi e gruuß Waſſer wär',
Däi leatt gedeallig [69] Schubbch uff Schubbch, [70]
Eann driwwe woar'n ſe ean aam Schwubbch. [71]
„Gebreurer, eatzt hu(nn) m'r [72] gewonne!"

Die Leut, däi läiffe all minaa(n),
Eann ſaare: „Soll m'r näit geſaa(n)!" [73]
Eann freekt aa(n)s: [74] „Nó, woas eaß de Miir?" [75]
Se häis: „E Schteackelche giiht fir,
Suu ſeaht 'r au Leabbte [76] kaa(n)s wirree!"

1 Magdalena. 2 Regen. 3 blieb. 4 die Ridda. 5 klein. 6 dies. 7 Wiese und Weg. 8 über und über. 9 drüben. 10 Stück. 11 d. i. Dorf. 12 hüben, diesseits. 13 eines. 14 Brücke. 15 schon unter dem. 16 daß. 17 Kännchen, ein kleines Maß für Flüssigkeiten. 18 guten, d. i. Branntwein. 19 kriegt 20 Spielkarten. 21 nichts blau, d. h. der Himmel hellte sich noch nicht auf. 22 ein böser und verdrießlicher Zustand; ital. schiammazzo, Geschrei, Lärmen. Die eigentliche Bedeutung des Wortes „Schlammassil" dürfte sein: was Geschrei und Lärmen verursacht. 23 einem. 24 er. 25 hinüber. 26 zitternd, gewackelt. 27 that er. 28 Kameraden. 29 zwei. 30 Gebrüder, Brüder. 31 Rath. 32 sonst din. 33 mehr. 34 Schwierigkeiten. 35 mag. 36 weint. 37 nichts, nicht. 38 darnach.

39 folgt. 40 eure Backtröge. 41 liefen. 42 mit hundert Beinen. 43 thaten. 44 tragen. 45 d. i. jemand. 46 fragt. 47 wollen. 48 backen. 49 ihr. 50 sie es. 51 sie. 52 bindet euch. 53 Schmitze, Platze. 54 Geißel, Peitsche, dieses bezieht sich auf den Gebrauch, daß auf Dörfern, wenn ein Bursche Verlöbniß (Weinkauf) hält, die andern Burschen vor das Haus, worin das Freudenfest stattfindet, mit Peitschen und alten Gießkannen kommen und klatschen und trommeln, worauf der Bräutigam ihnen gewöhnlich einen freien Trunk giebt. 55 that. 56 seilten, banden mit Seilen. 57 an einander. 58 beugen. 59 Haken. 60 Platsche, das breite Brett zum Festschlagen des aufgeladenen Mistes. 61 Nickäschen. 62 Hören. 63 Frankfurt. 64 hui. 65 schlägt einen Trumpf. 66 Heckenstumpf. 67 Pfiff. 68 machte. 69 litt geduldig. 70 Schub. 71 in einem schnellen Schwung. 72 haben wir. 73 sagen. 74 d. i. jemand. 75 Mähe. 76 Lebtage

Moarieenche, guck! wer kimmt doo? wer?
„Ai, Hanneſi,[77] wu kimmſt De her?
Ai, beaſt D'e oarree[78] beaſt D'e näit?“ —
„„Aich komme groarean aus d'r Näid;
Die Cangetänner konnes näit beaſſer!““

Eann wuppdich! hong hee(n) ihr oom Hals,
Eann dreackt ſe rrecht eann kraßt ſe alls[79]
Doo ficht m'r, woas die Läid näit dout!
Woas ſchmatzt hee(n) eann woas ſchmeackt's
'm gout!
Reecht, Hanneſi, reecht! wuhl bekomm'
D'rſch![80]

Eatzt wäi ſe ſaich hu(nn) fort gekeaßt,
Aich ſäi's[81] uch geern, wann aich's noach weaßt',
Eann zehlt' nch aach die Mäuler[82] all;

Gennnk! 's gong uch Knall uff Knall,
'S horr[83] aam d'e Maul gloat[84] gewäſſert.

Rou(n) woar'ſch baal Oowet :[85] „Eatzt adjees!
Eann noach e Maul, lead wuht! adjees!“
Säi guckt 'm heannenoch[86] e Schteack,
Eann moahcht' 'n reecht veriäibte Bteack, —
„Oach, Hanneſi! Hannes! mai(n) Läiwes!“

Eam Wirthshaus woar'n ſe gloat wäi doll,
Doo woar die Schubb geſchwubbchte voll.[87]
„Nooch[88] honnert Joor,“ doaht Alles ſaa(n),[89]
„Verzehlt's eam Oart noach Gruuß ean Klaa(n),
Eann ſeanges[90] die Borſch zou d'r Gaiſe.“

83 hat. 84 ganz und gar. 85 Abend. 86 ihm hintennach. 87 voll zum unfreiwilligen Hin- und Herbewegtwerden. 88 nach. 89 ſagen. 90 ſingen es.

Owedläidche vom Bräuem führſch Ammiche.

E Wearreraer Stennche.

Schloff wuhl, ſchtoff wuhl, mein läiber Schatz!
Gunn Nohcht! ſchtoff wuhl! gunn Noahcht!
's hott ſich Alles, Houn eann Spatz,
Schuhud lang eans Bett gemoahcht.

Eann Alles ſchleft, nuhrts eich noach näit,
Eich komme noach ße gihn,
Eann finge d'r e Owedläid,
Mein Schatz, woas willſte mihn?

Aach Ammiche, läid Engelche!
Schtoff wuhl, deck deich hibſch zou!
Die Engetcher eamm Himmelche,
Sein ſchihner näit aß dou.

Eann drahmſt de hibſch, ſu denk' ohn meich!
Aich ſein d'r ſoa ſu gout;
Imm deich, läid Ammiche, imm deich,
Geaww eich ſoa Gout eann Blout.

Wäi gteatzern d'r näit all die Stern',
Däi ohn d'm Himmel ſtihn;
Säi hunn deich ahch, läid Herzi, gehrn,
Drimm gteatzern ſe ſu ſchihn.

Eann wäi d'r Muhnd ſu läidlich eaß!
Woas ſoll m'r näit geſahn!
Mir eaß, aß kräir' eich daufig Keaß
Groar eann von dir minahn.

Joa, Ammi, ſei dou nuhrts mein Braut,
Woas ſein eich do e Kerl!
Gahn meich eaß do de Rothſchild naut,
Dou beaſt mein Kruhn, mein Perl!

Dann eich hunn deich goar mächtig läid,
Dou beaſt mein ahnzig Frahd!
Dach nahn, ohn deich kimmt joa kahn Däid,
Eann dout d'r naut ße Lahd.

Ohn mir mußt de dein Borſch geſpihrn,
Kahn Ahg douhn eich d'r zou;
Dann wann d'r eabbes deht baſſiern,
Do härr eich goar kahn Rouh.

Eann moarje froih, wann's väier läut,
Groar nff de Gioackeſchloak,
Do breng eich d'r meat groi Gekränt
'n Strauß zoamm goure Doak.

Eann lahf d'r ohn dein Bettche hin,
Su ſchwinn, aß wäi e Gaut,
Eann ſahn: Wäi beaſt de doach ſu ſchihn!
Eann geawwe d'r e Maul.

Do wachſt de uff.... Ihr läiwe Keann,
Woas ficht m'r do e Broahcht! —
Etz ſein aich meatt d'm Läid om Eann;
Etz, Ammiche, gunn Noahcht!

Anmerkung. Bränem, Bräutigam. Houn, Huhn (altd. huon, wetterauiſch on = altd. uo). Herzi, Herzchen (alle auf s, ſch, ß, z auslautende Wörter bilden ihre Verkleinerungsform wetterauiſch mit i, die übrigen mit che, d. i. chen). geſahn, geſagen = ſagen. daufig, taufig (altd. tûsinc) = tauſend. Ammi, Anne Marie. Borſch, Burſch = Liebhaber. geſpihrn, geſpüren = ſpüren. eabbes, etwas. Broahcht, Pracht.

D's Männche uffm Aſt.

E Verzehling.

(Wetterau.)

Eß wem's drimm raß, der komm' efür
Eann horch', dann eabbes eaß demihr!
Aich geie nochhet weirrr kahm;
Dann wer näit kimmt, der blai dehahm.

E Männche woar, deaß gong ean Wahld
Sein Kaffdeppe, doas ſtonn kahld;
Drimm ſaht' die Frah: „Doas mächt m'r Braſt!"
Gih ean de Wahld eann hoall 'u Aſt!"

Drimm gong d's Männche ean de Wahld,
Do woarſch 'm oawwer doch ße kahld;
Drimm gong e ehrſcht ean's Pirrer'ſch Haus
Eann bahſt ſein Keanche Korze aus.

Hehn hatt's 'm näit imſoſt gedirmt,
Dann ſu e bloer Zworn, der wirmt;
Nuhrts näit ſe väit, ſoſt kimmt e noach
Ean Groawe eann ean's Lameloach.

Eann wäi e noun ſein Beilche nimmt,
Se guckt' e, oab kahn Jäjer kimmt.
Eann dabbilt fort eann kimmt ean Wahld,
Do ſton e Ahchbahm, der woar ahld.

Eann ohn d'm Ahchbahm woar e Aſt,
Der hatt' die Gahning von 'r Laſt,
Do packt hehn on rann ſtaikt einuff,
Eann wäi d's Ungleck woar e druff.

No? gealt ihr Leut', doas mehcht' e ſein!
Woas dour e Kennche Branndewein! —
Eß neawe dron konnt' hehn näit ſtihn,
Do ſoaß e druff — Woas wollt 'r mihn?

„Eß nuhrts Gedold, dou muß m'r oabb!"
Hehn ſäht's zoum Aſt eann hähkt eroabb,
Eann hähkt, aß hehn v'rhairer ſchweaßt,
Aß wammer für de Blatte ſeßt.

Hehn hähkt, aß alle Hahk hehn kreaſt,
Eann hähkt, eann hähkt, d'r Aſt häil feaſt
Eann doat kahn Riwwel von 'm Krach,
Do flucht e gloat d's Ungemach.

No! wammer will eann's dont's ahm näit,
Do ſimelirt m'r, wäi m'r'ſch kräit.
Hehn ſimelirt eann ſoann doach nant,
Do wollt' e foahrn aus ſeiner Haut.

Uff ahmmol dohcht' e ean ſeim Kopp;
„Woas hatt meich all doas ſchlehcht Geklopp!
Eich wuppge, rann do muß e oabb!"
Hehn wuppgt, eann blomb! — do gongs enoabb.

Sealt läie Aſt eann Mann eann Beil.
Eann kahns hott ſeich gerehkt e Weil'; —
Eß woar e Somp do on d'r Ahch,
Doas woar e Gleck, do fäil e wahch.

Delehzt, do kreucht e on de Bahm,
Do kimmt's 'm für. aß wäi e Drahm,
Eann wäi's 'n deucht, ſein Bahn wihr' kromm,
Do fär e: „Hannes, doas woar domm!"

Hehn nimmt ſein Aſt eann fäht kahn Woart,
Eann heckilt fort, eann kimmt eans Oart, —
Do ſahn ſe noach von ſeallem Strahch:
Mach's, wäi d'r Hannes uff d'r Ahch!

Dann woar ahch noach e rehchter Streit,
Wu on dem Mann ſein Huppaß leit:
D'r Ahu, der dirmt's d'm Kennche gleich,
D'e Anner d'm B'rſtirrermeich.

Eß hihrt, ihr Herrn, eann loßt uch ſahn:
Hahkt ihr 'n Aſt, gruß oarter klahn,
Se ſeßt uch nuhrts näit voarne druff,
Soſt giht's uch bihs, eann ihr ſchnappt uff.

Anmerkung. eß demihr, iſt der Märe = zu erzählen, zu ſagen. (Schon im Heldenbuch 1590. Bl. 164: Wer klopffet so ernstliche? — Was mag der maere sein?) Der Braſt, das Herzbrechen, der Kummer. ean's Pirrer'ſch Haus, in des Peters Haus. bahſt aus, paſſt aus = trinkt auf einen Wurf-(zug) aus. imſoſt, umſuſt (altd. umbe sust), umſonſt. gedirmt, getirmt = beſtimmt, zugedacht (altd. tërmen, determinare). Gahning, Gegenung, d. h. ungefähre Größe. v'rheirer, verheiter = ärger (bei Roſenblüt: Einen verheien = ihn ärgern, unwillig machen). kreaſt, kroſtet = kreißtet, krächzt, ſtöhnt. kahn Riwwel, keinen Nibel = kein geriebenes Krümchen, d. h. gar nichts. gloat, glatt = gar. wammer, wann man. wuppge, wuppigen = wippen (niederdeutſch wuppen). fär e, ſagt er. B'rſtirrermeich, Verſteht ihr mich = Verſtand (der Verſteht-ihr-mich).

Owedläidche von 'm Läibhoawwer.

(Wetteran.)

Alles eaß ſu demmrig ſchuhnd,
Eann di Stern däi gleaßern
Drowwe meatt dem läiwe Muhnd,
Eann di Stroahn, däi zweaßern.

Dach! d'r Himmel eaß ſu blo
Wäi meim Schatz ſein Age,
Eann d's Erdreich ſtiht d'r do,
Mahnt m'r näit, 's deht rahche.

On dem Wahld, do giht d'r Weand
Eann di Behm däi rauſche.
Komm, mein Schatz, mein gealle Keand,
Loſſes Mäuler dauſche!
Dach, eich hunn deich joa ſu täib,
Herzgebobbelt Schätzi!
Poſt dou maich dann abch rehcht läib?
Komm ſealt uff doas Blätzi!

Moarje gitt's 'n ſchihne Doak,
Eann di Räting ſinge,
Dann aich hihrn d' Woachtelſchloak
Aus d'm Koarnfeld klinge.
Spürſte näit ſealt von d'r Ah
Koll e Leiche komme!
Guck, wäi abch vom Oweddah
Blinke all di Blommel!

Dach, die Ruſe ſein ſu ruth,
Wäi meim Schatz ſein Backe!
Sealt eaß abch noch Oweddruth
Goar e ſchihner Blacke.
Sichſte, gealle Schätzi, ſealt!
Geaww e Mäulche, Läibche!
Läiwer joa dann all di Wealt,
Beaſte m'r, mein Däubche!

Dach! eich ſein d'r goarſche gout,
Gourer, wäi meim Leawe.
Joa mein tetzte Drobbe Blout
Doun eich im deich geawwe.
Ammiche, mein herze Keand.
Joa mein Läib holt Dauer.
Dann, guck, ean meim Herz do brennt
Naut wäi Läiwesfauer!

Anmerkung. zweatzern, zwitzern = flimmern. Mahnt, meint. näit, nicht (altd. niet, niut, vergl. unten naut). 's deht, es thät'. gealle, gülden. Herzgebobbelt = wovon einem das Herz voll iſt, daß es aufgequallt, aufgebl (bobbeln, poppeln = quallen. S. Schmeller's bayer. Wörterb. I., 291), ein Liebkoſungsausdruck. geatts, gibt's (altd. git ſtatt gibt). Die Räling, die Röhlinge = grünen Waſſerfröſche (v. röheln = röcheln, grunzen, brüllen. S. Schmeller's bayer. Wörterb. III., 78). Blacke, Placke. goarſche, gar ze = gar zu. Drobbe, Tropfen. im, üm = um (altd. üm, umbi). herze, herze (altd. hërzi) = herzig. naut = nichts (altd. nâ̈t, vergl. oben näit). Läiwesfauer, Liebesfeuer (Feuer altd. für).

Sagen aus der Umgegend von Staden in der Wetterau.

Ean d'r Wearreraa lair [1] e Schtädtche uff 'm goar ſchiine Blätzi oo(n) d'r Näid, [2] doas haaßt Schtoare, [3] doas woar ſirr Aalerſch [4] e gruuß Schtoahdt, ſäi eaß oarrer [5] ean de Krije zoamm grißte Daal [6] innergange. Eatzt oo(n) dem Schtädtche verzehlt m'r allerlaa. Wann 'r druff Baß hu(nn) [7] wollt, ſuu will aich uch [8] e poahr Schteackilcher verzeh(n). [9]

Wammer ſe [10] Schtoare d'm Innerdoar [11] erausgiiht eann iwwe [12] de Broil, [13] ſe kimmt m'r iwwig [14] 'n Schteahk [15] ean die Oosgaß; [16] wammer nou(n) wairer giiht de Muckſchter [17] Weahk [18] d'r Noahchtwaad [19] enuff iwwe de Meattilgroawe [20] ean de klaane Bruch, ſe kimmt m'r deleatzt [21] ean de Wiſſe uff Lenner, [22] däi ſai(n) de Schtearer, [23] ſäi laie oarrer [24] e Virtelſchtonn oo(n) Schtoare, eann m'r haaßt ſe de Aa(n)hoob. [25] Doo, ſaa(n) die Leut, doo hätt ſirr Aalerſch e Kluuſter geſchtanne. M'r maa(n)t oarrer näit, aß miilich [26] wäär', dann wann's Waſſer wiiſt [27] eann gruuß wird, doo eaß ſealt [28] alles iwwer eann diwwer. [29] Nó genunk! vom Amthaus ean Stoare, doas oo(n) d'r Breacke lait, wuu m'r ean's [30] aalt Schloaß giiht, doo giihr [31] e Gank innig d'r Eare, [32] der, ſaa(n) [33] ſe, geang biß ean de Aa(n)hoob, eann wammer d's Noahchts die Noahchtwaad eann de klaane Bruch enuffer [34] giiht, ſe giihr alls [35] e groo Mennche mearr amm. [36] Juſt [37] eaß näit; [38] eatzt hiirt nuurts oo(n)! 'S woar emool, doo gräiwe [39] ſe eam Aa(n)hoob, eann doo gräib aach e Maad [40] d's Schteack oo(n) irer Herrſchaft. Woas geſchicht? Wäi ſe ſuu griibt, eann aan Scheappe [41] voll Eare nooch d'r annern

1 in der Wetterau liegt. 2 an der Nidda. 3 heißt Staden. 4 Alters. 5 iſt aber. 6 Theil. 7 Acht haben. 8 euch. 9 erzählen. 10 wenn man zu. 11 Unterthor. 12 und über. 13 Brühl, eine Wieſe mit Sumpfſtellen. 14 über. 15 Sieg. 16 Ochſengaſſe. 17 Mockſtädter. 18 Weg. 19 Nachtweide. 20 Mittelgraben. 21 zuletzt. 22 Länder. 23 Stadener. 24 ſie liegen aber. 25 Einhof. 26 möglich. 27 wächſt. 28 dort. 29 über und über. 30 in's. 31 geht. 32 unter der Erde. 33 ſagen. 34 hinauf. 35 immer, gemeiniglich. 36 mit einem. 37 d. i. geheuer. 38 nicht. 39 gruben. 40 und da grub auch eine Magd. 41 Schüppe.

erimmer [42] wirſt, doo blait [43] 'r uff aa(n)mol die Scheappe heanke, eann ſäi doocht [44] ean irem Seann, ſäi wäär' doo innig e Rais oarrer innig e Baamworzin [45] geroore. [46] Nou(n) heabbt ſäi eann heabbt, aß müßt 'r d'r Herzbeannil [47] krache, 's giihr [48] aach e Biſſi ean die Hih, oawwer 's woar kaa(n) Gedanke, aß [49] ſäi ir Scheappe eraußer breecht. [50] Eatzt hott ſäi gedoocht: Nó, de mußt doach emolche geſeah(n), [51] woas doo fir e U(n)gleacksdeank [52] innig d'r Eare lait. Wai ſäi oarrer [53] guckt, ſe [54] mächt ſäi e Poahr Aage, wäi e Boack wann's kiſſilt; [55] dann doo honk ir Scheappe oo(n) 'm Heankil vo(n) 'm gruuße gruuße Keaſſil, eann der woar geſtreache voll Geald. Wann ſäi eatzet [56] bibichemäuſicheſchteall [57] geſchweeje hätt eann hätt alls ean ir Schirrduch [58] enean [59] geſchärrt eann gerafft, ſe hätt ſe ir Leawedoahl genunk hu(nn) [60] konne; ſuu hott ſe oarrer gemaa(n)t, ſäi müßt den Keaſſil eruff heawe [61] eann kräit wirrer ir Scheappe eann doaht geheawe, [62] aß ſe kreaſt. [63] Säi broocht 'n oawwer kaa(n) Biſſi mii(n) [64] eruff, eann doo kreaſch ſe ohne Iwwerlejes [65] Annern zou, däi ſealt erimm gräiwe: „Ir Leut, helft!" Doo doaht's uff aa(n)mol 'n Rappil, eann d'r Keaſſil meattſammt d'm Geald woar innergeſunke eann ſe horr [66] 'n ir Leabbte [67] naut [68] mii(n) geſeah(n); nuurts [69] d'r Heankil woar doo gebleawwe, den hatt ſäi oo(n) d'r Scheappe heanke. —

Eatzt wammer vo(n) Schtoare nooch Bloowild [70] giiht, doo muß m'r ean d'r aale [71] Doahrmſteerer Tirmenai [72] iwwig de Wi(n)gilsbeerk. [73] Den Weahl giiht aach emol e Mann ean d'r Noahcht eann wäi hee(n) oo(n)'s [74] eerſcht Schteak oom Wi(n)gilsbeerk kimmt, ſuu breannt doo e Fauercke [75] uff d'm Acker, doas breannt ſuu gaa(n)z ſchteall eann's fläije koar kaa(n) Iſſin [76] devo(n) uff. Hee(n) hott ſai(n) Bedroahchting driwwer eann nimmt ſain Schteacke [77] eann ſchärrt e Biſſi Kohn [78] devo(n) eann giiht fort. Wäi e nou(n) de annern Moarrje wirrer ſereack [79] kimmt, ſee deankt e [80] doach: „De [81] willſt emolche ſiih(n), woahs doas ſirr e Fauercke woar," eann giiht oo(n) d's Bläzi. Doo findt e oawwer kaa(n) Kohn eann naut, aß wann goar naut doo geweaſt wäär'; wäi hee(n) oawwer nooch deene Kohn guckt, däi e eweackgeſchärrt hott, doo laie [82] doo laurer ſchiine Ducoate. —

Iwwig den Wi(n)gilsbeerk zäilt [83] aach d'r weall [84] Jäjer. E Mann aus Laadheacke [85] eann e Schuſtergeſeall aus Schtoare meatt ſaim Schatz, däi hu(nn) ean d'r Noahcht uff d'm Bloowiller Weahl die Laadheacker Danne [86] uff 'm Wi(n)gilsbeerk ean aam Fauer [87] geſeah(n), eann uff aa(n)mol eaß ſuu e Lärme eann e Weand [88] geweaſt, aß [89] m'r gemaa(n)t hott, die Beem [90] eann alles deeht innerſchdreewerſcht [91] gewoarſe wäärn eann d'r jingſt Doahl wäär' doo, eann bai dem all hott ſaich kaa(n) Baam gereekt. [92] Ach wonn [93] froierhi(nn) annern Leut geſeah(n) hu(nn), aß bai ſuu 'm Lärme, den d'r weall Jäjer mächt, aus 'm oabbgeſchoaſſene Thoarn [94] ean [95] d'm aale Schloaß ſe Schtoare, [96] der deneekſt [97] d'm Meattilgroawe eaß, e lank Schtang eraus komme wäär' meatt 'r gruuße gruuße healle Leuchte, eann däi hätt doo gehonke, biß d'r Zukk v'rbai [98] geweaſt wäär'. — Doas eaß oawwer wuur, [99] aß d'r aalt Hannheannerich [100] emol ean d'r Noahcht vo(n) Bloowild komme eaß, eann doo eaß e Herr ſir 'm hergange ean 'm reatzeruure [101] Mantil, dem eaß e noochgange, eann uff aa(n)mol woar der Herr naut [102] mii(n) doo eann

---

42 herum. 43 bleibt. 44 dachte. 45 oder unter eine Baumwurzel. 46 gerathen. 47 Herzbendel, Herzſchnur. 48 geht. 49 daß. 50 brächte. 51 ſehen. 52 Unglücksding (verwünſchender Ausdruck). 53 aber. 54 ſo. 55 hagelt. 56 jetzt. 57 viechchenmäuschenſtill. 58 Schürze. 59 hinein. 60 haben. 61 heben. 62 that heben. 63 daß ſie krächzt. 64 mehr. 65 Uebertegung. 66 hat. 67 Lebtage. 68 nicht, nichts. 69 nur. 70 Blofeld, ein Dorf, eine Stunde von Staden. 71 alten. 72 Grenze, Grenzgegend. 73 Weingartenberg, ein Berg bei Staden in altheſſiſcher Grenze, welcher noch im vorigen Jahrhundert mit Reben bepflanzt war. 74 und wie er an's. 75 Feuerchen. 76 Funken. 77 Stecken. 78 Kohlen. 79 zurück. 80 er. 81 du. 82 liegen. 83 zieht. 84 wilde. 85 Leidhecken, ein Dorf, eine halbe Stunde von Staden. 86 Tannen. 87 in einem Feuer. 88 Wind. 89 daß. 90 Bäume. 91 unterſt zu oberſt. 92 geregt. 93 wollen. 94 Thurm. 95 in. 96 zu Staden. 97 zunächſt. 98 Zug vorbei. 99 wahr. 100 Johann Heinrich. 101 grellrothen. 102 nicht, nichts.

d'r Hannheannerich hott innigem [103] Gallje geſeaſſe. Doo kreaſch e denooch [104] eann doo hiirt 'n e Fleeſchter [105] Mann, der koom aus d'r Schtearer Miun [106] meatt Meahl eann hott de Hannheannerich innigem Galje eſirgezoue [107] eann horr [108] 'n uff ſaim Gaul meattgenomme. Eann noach waaß ka(n) Meanſch, wäi d'r Hannheannerich groarean [109] die Schteahk iwwig die Greawe [110] geſonne hott eann die Breacke iwwig die Näid, [111] aß hee(n) [112] ean e gaanz anner Feald innig de Gallje komme eaß. — Eann aach emol horr e Mann aan [113] zweerch iwwig de Beerk komme geſeah(n) eann hott ſirr ſaich gedoocht : Nó, wuu will deer hi(nn) zweerch iwwiges [114] Feald? Wäi hee(n) 'n oawwer ſicht komme oo(n) die Laadheacker Hoh(n), [115] doo ſchrait [116] e groahd driwwig [117] eweack eann eaß alls fort gange. Doo hott ſaich oawwer d'r Mann kaa(n) klaa(n) Biſſie gefeecht [118] eann hott ſaich haam gemoahcht. —

---

103 unter dem. 104 darnach. 105 Florſtädter; Florſtadt (in der Mundart : „Flooſcht") iſt ein Dorf bei Staden. 106 Stadener Mühle. 107 hervorgezogen. 108 hat. 109 gerade-in, juſt. 110 Stege über die Gräben. 111 Nidda. 112 er. 113 einen, jemanden. 114 über das. 115 Hohlweg. 116 ſchreitet. 117 darüber. 118 gefürchtet.

Kinderliedchen und Kinderreime aus der Wetterau.

Miller Miller Moahler.

(Von den Kindern geſungen beim Anblicke eines Schmetterlings oder auch des Mühlknechts, der das Mehl auf die Dörfer bringt und die Frucht zum Mahlen abholt.)

Miller [1] Miller Moahler,
Geabb m'r 'n Sack voll Doater,
Geabb m'r 'n Doater ean die Haa(n)d,
Se [2] foahrn aich meatt nooch Engellaa(n)d.

1 Müller, auch : Schmetterling; in Baiern iſt „Mile-male" ein Kinderwort für : Schmetterling.

2 ſie.

Liedchen beim Anblicke eines Storches.

Stoahrk [1] Stoahrk Staane, [2]
Flái [3] iwwer Haane! [4]
Flái iwwerſch Beckerſch Haus,
Stuuß drei Weck eraus!
Mir aan, [5] dir aan,
Dahrme Schealme goar kaan. [6]

1 Storch. 2 d. i. langbeinige Geſtalt (bei Menſchen nur von weiblichen Perſonen). 3 fliege, auch „flái." 4 Hanau.

5 einen. 6 keinen; das „n" iſt klingend mit ſtumpfem „n" wäre „kaan" ſo viel als : „keine."

Liedchen beim Anblicke eines Raben.

Roawe Roawe Dorrbaa(n)! [1]
Die Leut faa(n), [2]
De häſt [3] aa(n). [4]

1 Dürrbein. 2 ſagen. 3 du hätteſt. 4 des Reimes wegen ſtatt : „aa(n)s," eines, nämlich Bein.

Saft Saft Sinn.

(Beim Losklopfen der Rinde vom Weidenstäbchen, um eine Weidenpfeife zu machen.)

Saft Saft Sinn!
Koann[1] ean die Minn,[2]
Schdaab[3] oan die Bach!
Dout mai(n) Paifche 'n healle healle Krach.

1 Korn, Roggen. 2 in die Mühle. 3 Staub.

Droß droß drill.

(Wenn man ein kleines Kind auf dem Knie reiten läßt.)

Droß[1] droß drill![2]
D'r Bauer horr e Fill,[3]
D's Fillche will näit laafe,
D'r Bauer will's verkaafe.
Droß droß drill!
D'r Bauer horr e Fill.

1 reite (mit hupfendem Körper). 2 trolle trabe. 3 hat ein Füllen.

Patsche patsche Kichelche.

(Wenn man einem kleinen Kinde die Händchen zusammenklatscht.)

Patsche patsche Kichelche![1]
Mir eann dir e Schickelche,[2]
Mir eann dir e Heallerche,
Sai(n) m'r[3] zwaa Geheallercher.

1 Küchelchen. 2 Schübchen; „Schuck" Schub. 3 sind wir.

Volksliedchen.

Gealt, mai(n) Schatz, doas sai(n) d'r[1] Sache!
Wann aich mearr[2] 'r Annern lache.
Gealt, mai(n) Schatz, 's dout d'r wii,[3]
Wann aich zou 'r[4] Annern gii(n).

1 dir. 2 mit. 3 weh. 4 einer.

Das Liedchen, welches die Kinder beim Losklopfen der Rinde vom Weidenstäbchen, um eine Weidenpfeife zu machen, singen wird auch in folgender Weise gehört:

Saft Saft Sinn!
Koann ean die Minn,
Schdaab ean die Bach!
D'e Miller hott[1] sai(n) Fraa verloarrn.
E sucht se innerm[2] Dach.
D's Meusi[3] hott se sonne,[4]
D's Kätzi schluck[5] die Dromme,[6]
D's Häsi läif[7] 'm Beeark[8] enuff
Eann hott zwaa ruure Schdrimbercher[9] oo(n),
Eann wäi d's Häsi wirrerkoom,[10]
Doo woar mai(n) Patsche ausgedoo(n)[11] (doon) doo(n)!

1 hat. 2 unter dem. 3 Mäuschen. 4 gefunden. 5 schlug. 6 Trommel. 7 lief. 8 Berg. 9 rothe Strümpfchen. 10 wiederkam. 11 ausgethan, d. h. die Rinde vom Holze gelöst.

Räthſel.

Boarne wäi e Saut,[1]
Meatte[2] wät e Knaut,
Eann heanne[3] wäi e Pannestäil.[4]
Woas eaß doas?

1 Schuſterahle; in der Kölniſchen Mundart: Sübl; ſchwediſch syl. 2 mitten. 3 hinten. 4 Pfannenſtiel. (Auflöſung: eine Elſter [Aßel].)

Es ſoll ſich halters Kainer mit der Lieb abgewe.

(Gegend von Butzbach.)

Es ſoll ſich halters Kainer mit der Lieb abgewe,
Se bringt ſo manche ſchiene Kerle ims Lewe.
Geſtern hat mer mai Trutſchel die Lieb ofgeſabt,
Aich hun ſe verklaht.[1]

So giehts, wammer[2] die Menſche zum Tanze
täßt geie,[3]
Do muß mer in Aengſte un Sorge 'rum ſchweiſe,
Do führt ſe der Deuwel zum Schultze ſaim Hans,
Der führt ſe zum Tanz.

Nu ſchmeckt mer kai Eſſe un ſchmeckt mer kai
Trinke,
Un wann aich ſoll ärwern,[4] ſo möcht ich ver-
ſinke,

Un wann aich ſollt ſchwätze, aich hätt ſe net[5]
lieb,
Dann wär ich e Dieb.

Un wann aich geſtorwe bin, dann loßt mich
begrawwe,
Un loßt mer vom Schreiner ſiwwe Brerrer[6]
abſchawe,
Un loßt mer zwa feurige Herze druf male,
Aich will ſe bezahle.

Un loßt mer anſtimme die Sterwesgeſänge:
Do leit[7] nu der Eſel die Quer un die Länge,
Im Lewe do bot mer ſai Liewesaffärn,
Je Dreck muß mer wern.[8]

1 verklagt. 2 wenn man. 3 gehen. 4 arbeiten. 5 nicht. 6 Bretter. 7 liegt. 8 werden.

Des Kränzi.

(Mundart zwiſchen Butzbach und Friedberg.)

Gritt. Noochberſche,[1] weſterſch[2] dann aag ſchund, daß den Owend e Kränzi[3] eſſ en der Eck dronne bei's Hammechils[4] Anne Moarie?

Noochberſche. Woas, e Kränzi? a woas eſſ dann doas, Gritt? do hun eich joa noach goar naut devo[5] gehirt.

Gritt. Weſter dann doas noach näit?[6] do kimmt mer ſeſomme, wäi die Viernehme, Männer en Weiwer, en do werd Kaffee getrunke en Krebbil dezeau[7] gegeſſe oawwer[8] woas mer groad hot. Etzt woar ah's[9] ſe Dorem,[10] do woanere[11] ſchund mih,[12] — doas woar oawwer feer[13] die Junge, do koome Uch joa bei fufzehe Maarercher[14] ſeſomme, en woarn bei fufzehe Meſte Verſchoas[15] zeau laurer Krebbil gebakke. En wäi ſe de Kaffee offem Deſch harre[16] ſtih, ſe koome aag e Stecker zehe Vorſch dezeau. Däi woarn näit engeloare,[17] ſe woarn oawwer doach haamlich beſtellt woarn; weil ſe nu do woarn, ſe konnt merſche[18] doach aag näit ſot haaſſe gih.[19] Däi trunke nu de Kaffee met en huhn[20] aag di Krebbil helfe eſſe. Doas hot nu di Ale[21] kapetoal geärgert. Doas merkteſe aag bal. Woas däre[22] oawwer däi Vorſch? däi koome her en legte ſeſomme en hun Uch joa e gaanz Dachtil[23] Ehmge Wei[24] lange[25] loſſe. Wäi ſe den nu harre, ſe legteſe des Fäſſi[26] of de Deſch, en hu[27] ſe-

1 Nachbarin. 2 wißt ihr es. 3 Kränzchen, Geſellſchaft. 4 Johann Michaelis. 5 davon. 6 nicht. 7 dazu. 8 oder. 9 eines. 10 zu Dorheim. 11 waren ihrer. 12 mehr. 13 für. 14 Mädchen. 15 Vorſchuß, d. i. das beſte Mehl. 16 hatten. 17 eingeladen. 18 man ſie. 19 gehen. 20 haben. 21 Alten. 22 thaten. 23 Achtel. 24 Wein. 25 d. i. hoten. 26 Fäßchen. 27 haben.

lang getrunke, bis kah Riwwilche [28] mih drenn woar. Doas ſoll joa gedauert hu des di Noacht üm zwo Auer. [29]

Roochberſche. Woas de ſehſt, [30] Gritt! Seit wann es dann doas met dene Kränzercher Mohre? [31]

Gritt. Seit den Wenter. Häi [32] komme ſe oawwer dereeſt of; däi ſe häi gehale hu, däi woarn näit ſo gruß. Se woarn näit all komme, däi ſe engeloare harre, en Annere, däi ſich drof geſpetzt harre, däi koome näit dezeau.

Roochberſche. No, doas muſſ ich ſah, [33] ſo Ebbes hun ich aag noach näit erläbt en ſei [34] ſchund ſo aalt woarn. Die Welt kimmt doach alle Toag weirer, en mer ſieht aag, daß die Bauern wirrer [35] Gäld hu, en daß der Wahs [36] Ebbes gelt. Wann doas näit weer, ſe [37] miſteſes aag wuhl bleiwe loſſe.

Gritt. A noh, däi huns joa geaut weh, [38] doas ſei reiche Leut; uhſer Ahner kannſen [39] nateerlich näit noachmache, en wannſe ihr Brut offem Berkwerk verdäine miſte, dann wehrſchen [40] aag vergih ſo konneſes oawwer.

Roochberſche. Waaſte woas, Gritt, do eſſ wuhl Mancher debei, der hot ſe väil Scholde wäi eich en deau; [41] ſe loſſes oawwer näit oh [42] ſich komme, en de Gruße der muſſ doach gemoacht weern, als wammerſch [43] näit weſt! [44]

Gritt. No, woas eſſ [45] all demet; ſe hu noach näit Ureegt [46] däi Leut, — wammerſch kinnde, dere [47] merſch [48] aag. Brauche dann däi Biernehme en dem Friwwerg [49] en en dene annern Städ elahn [50] alles Geauts ſe [51] genäiſe? Naa [52] der Bauer kann ſichs aag emol geaut ſchmecke loſſe. Däi Leut ſei nor ſe ſchleegt, [53] ſonſt dereſe als emol Ebbes näit ohſehe en deres ſer ſich behaan. [54] Eſſes dann näit genunk, daß mer dem reiche Gezeug alles deau [55] muſſ, ſoll mer näit aag emol ebbes Geauts genäiſe? Naa, noach Reegt huſe [56] däi Leut, wannſes deau.

Roochberſche. Joa, ſchwätz deau, woas de wit, [57] zeau meiner Zeit hot mer geläbt en harre kah [58] Kreuzercher en hot aag geaut [59] geſſe en getrunke. Oawwer alleweil [60] do wonnſe [61] all viernehm ſei, en beſonnerſch däi junge Weiwer. Doas ſieht mer aag oh dene gruße Flerrhauwe, däiſe alleweil drah [62] met Blomme [63] drof, en oh dene Grolle, [64] däiſe veermache. Do maaneſe nu Wonner, wäi oabſcheulich ſchieh [65] doas weer en es ſtihien [66] doach all naut, [67] der Bauer guckt doach eraus. Eſſes dann nerie [68] Schann? alleweil drah die Berkmannsweiwer viernehme Hauwe, wannſe of de Friwwerger Mahd [69] gih. Wannſe aag als bezoahlt weern, däiſe of dere [70] ſetze; do hun ich oawwer etzt von Ahner gehert, däi hot ſich ſchund vir zwaa Joahr ſo Hauwe loſſe mache en ſei haut [71] noach näit bezoahlt. En ſo hnmer [72] noach mih. [73] Doas kimmt oawwer all doher, wammer de Biernehme en Allem noachmache will. En of däi Kränzerchee gäwwich goar naut, doas eſſ Grußdeauerei, do wonnſe ſich uor demet ſeh loſſe. Es werren [74] oawwer noach vergih, wäiſen [75] komme eſſ.

Gritt. Eich glaawe, Ehr ärgert Uch do driwwer? Giht, woas ſeit Ihr [76] e abfällig [77] Fraa!

Roochberſche. A woas kannſt deau mich dann abfällig baaſſe? deau beſt joa norz [78] noach e Läusdink.

Gritt. Om En [79] wollter [80] Uch aag noach met aam [81] zänke? Giht lus! Wammer Uch norz als goar naut [82] verzehle deht! [83] Gith! gith!

---

28 d. i. Bischen. 29 Uhr. 30 du sagst. 31 Mode. 32 hier. 33 sagen. 34 bin. 35 wieder. 36 Weizen. 37 so. 38 wagen. 39 kann es ihnen. 40 würde es ihnen. 41 und du. 42 an. 43 wenn man es. 44 wüßte. 45 ist. 46 Unrecht. 47 thäten. 48 wir es. 49 Friedberg. 50 allein. 51 zu. 52 nein. 53 d. i. einfältig; „schlegt" mit kurzem „e" bedeutet: schlecht. 54 behalten. 55 thun. 56 haben sie. 57 willst. 58 keine. 59 gut. 60 jetzt. 61 wollen sie. 62 tragen. 63 Blumen. 64 an den Locken. 65 außerordentlich schön. 66 steht ihnen. 67 nichts. 68 nicht eine. 69 Markt. 70 thäten. 71 heute. 72 haben wir ihrer. 73 mehr. 74 wird ihnen. 75 wie es ihnen. 76 die verschiedenen Formen: „ihr," „ehr," „er" dürfen nicht auffallen. 77 einfältige. 78 nur. 79 Ende. 80 wollt ihr. 81 einem. 82 nichts. 83 thäte.

Der Fuchs on der Wolf.

(Mundart in der Gegend von Gießen und Wetzlar.)

Der Fuchs hot emol dem Wolf von dem Menſche ſeiner Sterk verzehlt. Ka Deier,[1] ſaat er, kennt em Gehepart hole,[2] on ſe mißte Liſt brauche, om ſich vör em ze rerre.[3] Do autwort der Wolf: „Wann aich nortz[4] emol aan[5] ze ſihn beläm, aich willt doch wohl uf en luusgihn.“ „„Dozou kann aich der verhelfe,““ ſaat der Fuchs, „„komm nortz morje freih zou mer, ſu will aich der aan weiſe.““ Der Wolf kimmt freihzeirig, on der Fuchs gung mer[6] em oou de Wäg, wu der Jejer alle Dog herekom. Zeerſcht kom e aaler abgedankter Soldot. „Is dos e Menſch?“ froogt der Wolf. „„Na,““ antwort der Fuchs, „„dos wor aner.[7]““ Dernochert kom e klaaner Buub, der in die Schuul wollt. „Is dos e Menſch?“ „„Na, dos will erſcht auer wärn.[8]““ Endlich kom der Jejer, die Doppelflint uf em Buckel on de Herſchfänger oon der Seit. Do ſaat der Fuchs zum Wolf: „Seihſte, do kimmt e Menſch, uf den mußte luusgihn; aich will maich owwer fortmache in mei Loch.“

Der Wolf gung nu uf de Menſche dar. Der Jejer, wei der en ſeiht, ſaat: Schaad, daß aich ka Kueln gelaare[9] hun, — legt oon on ſcheißt dem Wolf dei Schroot ins Geſicht. Der Wolf verzeiht dos Geſicht mörderlich; doch läßt er ſich nit verdutze on giht vöran. Do git em der Jejer die zwett Laaring.[10] Der Wolf verbeißt dei Schmerze on rickt dem Jejer doch uf de Belz. Do zeiht der ſein Herſchfänger on git em links on rechts dichtige Hibb, daß er vun owe bis unne blourig[11] zum Fuchs zericklaaft on heult.

„No, Brourer Wolf,“ ſaat der Fuchs, „wei biſte met dem Menſche fertig gewoorn?“ „„Ach,““ ſaat der Wolf, „„ſu hun aich mer dem Menſche ſei Sterk nit vörgeſtellt. Erſcht nohm er en Stecke vun der Scholler[12] on bleis enein; do fluck[13] mer ebbes ins Geſicht, dos kitzelt maich ganz mörderlich. Dernochert bleis er noch emol in de Stecke, do fluck merſch[14] om dei Naas wei Blertz[15] on Haagelwerrer.[16] On wei aich em ganz noh wor, do zuck[17] er e blank Repp aus em Leib, dodermit hot er ſu ferchterlich uf maich luusgeſchlaan, daß aich baal[18] dud leie[19] gebliwe wär.““ „Seihſte,“ ſaat der Fuchs, „wos de[20] vor e Großmaul ſeiſt.[21] De werfſt dos Beil ſu weit, daß de's nit werrer[22] hule kannſt.“

---

1 kein Thier. 2 halten. 3 retten. 4 nue. 5 einen. 6 mit. 7 einer. 8 werden. 9 geladen. 10 Ladung. 11 blutig. 12 Schultee. 13 flog. 14 mir es. 15 Blitz; die Einſchiebung des „r“ iſt ſehr gebräuchlich, z. B. Kirnd (Kind) u. ſ. w. 16 Hagelwetter. 17 zog. 18 bald. 19 liegen. 20 du. 21 biſt; aich ſein, de ſeiſt, ee benn, mer benn, der bidd, ſe benn. 22 wieder.

Proben der Hinterländer Mundart bei Biedenkopf.

Von Dr. L. Glaſer.

Knabengeſpräche.

(Knaben kommen aus dem Wald; ein anderer begegnet ihnen.)

Düe 'bu wätt' dah' hih'? (Du, wo willſt du dann hin?)

Do 'nib, äich ſoll mol nohch Mechels Stoffel, aut freje. (Da hinüber, ich ſoll einmal zu Michels Stophel, etwas zu fragen.)

Owwa, Jerje, 'n Bähreplatz, alles geräre voll ſchwoze Bähre, dribb biww'm Eſch.bergk nohch de diffe Lächa 'nib. (Aber, Georg, ein Beerenplatz, alles geſäet voll ſchwarze Beeren, drüben über'm Eſchenberg nach den tiefen Löchern hinüber).

Seihſt'n, mäi Moul, 'bie ſchwotz? (Siehſt du mein Maul, wie ſchwarz?)

Och, düe, binne'm Roßbergk häwwe mer aach kräije, die 'born gütt, ſo decke, 'bie mäi gruße zehwe; deſſe Annern ſei mer do g'wähſt. (Ach, Du, unter'm Roßberg haben wir auch gekriegt (bekommen), die waren gut, ſo dick, wie meine große Zehe; dieſen Nachmittag *) ſind wir da geweſen).

Deß Schetze Hannes hätt aach Schleene abgebleckt en hätt' ſe en' Schepper g'doh', deß es viel gewwe ſellt? (Des Schützen Hannes hat auch Schlehen abgepflückt und hat ſie in den Schöpfer gethan, daß es viel geben ſollte.)

Och, ihr Lei're; äich hätt' e Krühs met ſiſſe Melche metnomme, en die äs mer oll decke 'bore. (Ach, ihr Leute! Ich hatte einen Krug mit ſüßer Milch mitgenommen und die iſt mir all' dick geworden.)

(Ein vorübergehender Knabe gibt Veranlaſſung zu Streit.)

Wett' dah' ſchmäiße? D' wärſt ohgezäi't (Willſt Du dann ſchmeißen? Du wirſt angezeigt.)

(R. ſchlägt und läuft fort.)

Jörge, lähf' ſchwinne, däß d' ee kräiſt; hou' em ene, hou' em ene! (Georg, laufe geſchwind, daß du ihn kriegſt, hau' ihm eine, hau' ihm eine).

(Ein anderer zu einem andern.)

Gumm'mohl do, den Honne guckt dem Fenſter eneh'. (Guck' einmal da, der Hund guckt dem Fenſter hinein.)

Giſt' e 'rohba, Honne! (Gehſt du herab, Hund!)

Wätt' en gih lebße, den äs gor ſchlemme, 'e wärd däich bäiße. (Willſt du ihn gehen laſſen, der iſt gar ſchlimm, er wird dich beißen.)

Mäich? 'Bos glähbſt de dah', äich 'bärd doch där gebanne? (Mich, was glaubſt du dann; ich werde doch den bannen?)

Do hoſt der Stäcka, off 'n! (Da haſt du den Stecken, auf ihn!)

Hannes, geihſt' e merre of inſern Ackern? Aeich ſoll inſa Mähd häm' rüſa. (Hannes, gehſt du mit auf unſern Acker? Ich ſoll unſre Magd heimeuſen.)

'Bu äs där dah? (Wo iſt der dann?)

Biwwe 'm Schwotzebachs Wähgk, gläiche binne 'm Gäierſchoß; gih märre, äich gäwwe d'r aach 'n gläſerne Knigkkern, ſeihſt' e do der, 'bonn de märre geſt. (Ueber 'm Schwarzenbach's Weg, gleich unter 'm Geierſchuß; geh' mit, ich gebe dir auch einen gläſernen Knickern, ſiehſt du, da den, wann du mit gehſt.)

No jo, 'bonn de mer aach der Platz wätt ſah', 'bo de die Roupe häſt kräije? (Nun ja, wann du mir auch den Platz willſt ſagen, wo du die Raupe haſt kriegt? (bekommen?)

Jo, owwa d'm Emmel's Ouuſt naut **) geſai't! (Ja, aber dem Emanuels Auguſt nichts geſagt!)

(Gehen; einer will einen Stock aus dem Schmutz aufheben).

Läß 'n leie, 'bos wätt' de dah' d'mätt? (Laß ihn liegen, was willſt du dann damit?)

Neh', den Stäcka äs noch gütt, der well äich mer nomma. (Nein, der Stecken iſt noch gut, den will ich mir nehmen.)

'Bie wäire äs 's dah' of ouern Acken? (Wie weit iſt es dann auf euern Acker?)

Sett onne kimmt ä gläige; do die dräi Acken ſei inſam Vetta Theoffel. (Dort unten kommt er gleich; da die 3 Acker ſind unſerm Vetter Theophil.)

Düe, Douba's Philepp hätt däs Lina en däs Emile vort't mätt ärr Gärre gehoue; ſe 'bonn 'n ohzäige. (Du, Daubers Philipp hat die Lina und die Emilie vorhin mit einer Gerte gehauen; ſie wollen ihn anzeigen.)

---

*) „Annere" erinnert an das engliſche afternoon, Nachmittag.

**) naut, das engliſche naught, nichts.

Du, dätt, en Hoſſe, von hie kennt' ma der geſchäiße. (Au, dort ein Haſe, von hier könnte man den ſchießen). U. ſ. f.

(Leute ſprechen mit einander.)

Aeich glahwe, däß mer häire ken Räh' mih kräije. (Ich glaube, daß wir heute keinen Regen mehr bekommen.)

Oh, noh decke, däß äs aa mihlich; 'ber kann däß encke geweſſe? (O, noch tüchtig, das iſt auch möglich; wer kann das gewiß wiſſen?)

Anmerkung. Die Dialecte des Hinterlandes weichen im Ganzen von denen des ſonſtigen Oberheſſens, von den Wetterauer, Vogelsberger, ſelbſt den um Gießen weſentlich ab. Auch läßt ſich eine Verſchiedenheit der einzelnen Hinterländer Striche nicht lang verkennen, wenn man z. B. die Edergegenden um Hatzfeld, Dodenau und Battenberg mit dem Lahngeund, dieſen wieder mit dem Breidenbacher Grund oder der Gladenbacher Gegend vergleicht. Als Gemeinſames möchte ich etwas Singendes, Gezogenes, Hellvocales bezeichnen. Die volltönigen groben, in O überſchlagenden A-Laute (das volle niederdeutſche a in den engliſchen Wörtern all, fall, walk etc.) des Vogelsbergs ſind zwar vorhanden (ich will ſie o bezeichnen), doch in gemilderter Form. Sonſt liebt der hieſige Dialect die reinen A, O und U nicht; die letzteren lauten hier „ä." Ä-, E- und I-Laute in gedehnten, gezogenen Diphtongen, ferner Naſenlaute, beinahe wie im franzöſiſchen en oder an (ich will ſie ſchreiben ah'), herrſchende End-E, wo ſie nicht hin gehören, beſonders eingemengte ſonderbare Provinzialismen oder Grammatikalfehler ſind das dem Fremden bei hieſiger Gegend am meiſten Auffallende. Etwas Näheres möge ſich der Leſer aus voſtehenden fingirten Geſprächen entnehmen, worin es übrigens unmöglich iſt, die Art der hieſigen Betonung, Dehnung und Schärfung ordentlich anzudeuten, ſo daß doch nur ſolche, welche Eingeborne wirklich ſprechen hören, eine richtige Vorſtellung der Hinterländer Mundart bekommen.

II. Starkenburg.

Die weiße Fra im Schloß zu Dammſtadt.

(Darmſtädter Mundart.)

Von der weiße Fra hob ich allahand geheert, ſchon mei Vatta unn Großvatta wußte zu verzähle. Wann domols e Saldoht uf dem lange Gang im Schloß Poſte geſtanne is, hot er gemaant, er mißt die Schwerhacke kriege, do is manch Werſche [1] gege die Forcht genumme wore. Die Weiß ſoll e reich Gräfin von Dalaminde geweſe ſeyn. Sie hatt ihre Mann in de beſte Johr begrowe laſſe, und manchmol wors ihr ganz wohrm ums Heaz. E Wittfra is freilich e Aſt, wo an Bledche noch dem annern erunnerſchmeiſt, am Enn is er rappelderr. Die Gräfin Agnes hett nun gor ze gern zu ihre zwa Kinnercha nach de zwate Mann gehatt. In der Näh lebte der Ritta Albrecht, e Staatsmann, beſonnerſch wann er uf ſeim Gaul vorbeigeſtaabt is. Sie hott ihm gefalle, er ihr. Hamlich, ſchickt ſiem e Briefche, wo obedruf e feirig Heaz obgebildt wohr und leßt em ſage, wanns ihm recht wär, ihr wär's aach recht, ſo wollte ſe e Päercha were. Mei Ritta aber ſegt, ſunſt mit dem greßte Vergnige, aber jetz kennt er net, bis der Doht vier Aage geſchloſſe hett. Domit hot er ſein Eldern gemaant, die er bis an ihra Doht fläge und net verloſſe wollt. Die Gräfin ower verſteht en miß und denkt nur an ihr Kinna, die ihr doch gor ze lieb wohre. Sie greint und waaß ſich nett ze helfe. Endlich ſchickt ſe en olda Cujon, es wor ihr Hofmeiſta, mit dene Klane in de Wald, daß er ſe umbringe ſollt, und verſpricht ihm zum Deiwelsdank e Schloß und enn Kumb voll breißiſche Tholer. Der Uldemu [2] ſchleppt die Klane in die Hecke und mecht ſe kabutt. Allei jetz treibt en ſein Gewiſſe, er hot kei Ruh und kei Raſt meh, bis Alles dem Richta geſtanne und gebießt wor am Galge. Der Fra Gräfin konnt mer [3] nix duhe, dann ihr wißt die Rett [4] von de große und klane Dib. Awer e Pilga aus dem Morgeland, der gleich dernochert uf dem Schloß wohr, hott ihr de Text geleſe und verkindigt, ſie mißt — nett feirig, ſonnern weiß gehe, bis der ganz Stamm von dem Herzallerliebſta ausgeſtorwe währ. Nu ſeyn awer mit dem Ritta die mehrſte Ferſchteheiſa [5] in Deitſchland verwannt, er wor nemlich e Grof von Zollern. Des hott mein Pilga nett iwerlegt; es werd alſo noch lang währn, eh daß die weiße Dam zur Ruh kimmt. Jedesmol drei Dag vorme Dohtesfall leßt ſe ſich in de Schleſſa ſehe, ſeifzt und rabbelt mit eme Gebund Schliſſel, und Jedes waaß, was der Mähr is.

1 Schluck Branntewein. 2 Erzſchurken. 3 man. 4 Rede. 5 Fürſtenhäuſer.

Ich wollt' e Bäämche ſtaije.

(Darmſtädter Mundart.)

Ich wollt' e Bäämche [1] ſtaije,
Das net ze ſtaije wor,
Do baikte [2] ſich die Aeſtercher,
Ich fiel in's grine Gras.

Ach, wenn es nor mei Schätzche wißt,
Daß ich gefalle wär,
Do däht ſe gleichen weite Sprung,
Bis daß ſe bei mer wär.

1 Bäumchen. 2 beugten. — Melodie: Erk's deutſche Volkslieder, 2. Band, 4. Heft, Nr. 35.

Darmſtädter Local-Poſſen von E. Streff *).

1.

Aus: „Des Burſchen Heimkehr oder der tolle Hund."

(Perſonen: Knippelius, Metzger. Katharine, ſeine Frau. Fritz, Student. Bärbel, Karlchen, ihre Kinder. Puttel, Bierbrauer. Margarethe, ſeine Frau. Sabine, ihre Tochter. Nachtſchatten, Kammmacher. Valentin, Schneidergeſelle. Ein Auslaufer. Mehrere Polizeidiener. Eine Magd. Volk.)

Vierter Act.

Vierte Scene.

Knippelius.

Der Jung dauert mich, owwer ich kann-em net helfe. Ich halt's for's Beſt, ich ſchick-en widder nooch Gießе, daß-em die Straach vergehn, dann ich hob gehehrt, wann Ahner rechtſchaffe ſtudirn deht, do kennt gor kah anner Narrheit in ſeim Kopp ufkumme. So hot's mei Vadda ſeelig mit mir aach gemocht. Ich hatt do e Aag uf e Mädche in der Nochberſchaft geworfe, — Evche hot ſe gehaaße — un wie's mei Vadda net zugewwe wollt, aus driftige Grinde, ſtell ich mich jo mir nix dir nix uf die Hinnerfihß un ſoog: es hilft un batt nix, ich nemm-ſe doch, un wann der Deiwel uf Stelze geht! Mei Vadda ſeelig wor e verninftiger Mann un wor lang in Schleſinge gewäſe, wos fehlt der dazu? Kah Silb! Awwer e poor Woche druf kimmt er mit eme Brief in der Hand un ſehkt: Balſer, do how' ich en Brief krickt vun eme gute Freind in Dibborg, er breicht en Geſell, mach dich ferdig. Des wor mer e Schlook in's Kondohr, owwer ich hob gewißt, daß mei Vadda ſeelig kahn Spaß verſtanne hot, pack der mein Bindel und ſtolber nooch meim Dibborg. Do how-ich zwaa Johr bei Ahm nomens Blenz geſchafft, des wor e ornblicher Mann un hot die beſte Werſch in ganz Dibborg gemocht. Ohfangs wor ich e ganzer Narr, un hob de Kopp henke loſſe, wie-e krank Schoof, owwer nochgehends hot ſich's verlohrn, ich hob geſchafft wie e Feind, breß druf geſchlecht un Werſcht mache helfe, un do driwwer is mer mei Liebſchaft aus dem Kopp kumme. Un wos wor'ſch ſo gut! Des Evche hot indeſſe en Gewerzkrecmer genumme, hot Stange in Kopp krickt, die Haushaldung wor ſchlambig un lidderlich, un es hot e bees Enn mit-er genumme. — Des Puttels Mädche is, ſoweit mer hehrt, ganz ornblich: wo ſe owwer ſchun verſproche is, ſoll mei Fritz ſein Schnawwel davoh loſſe, wo er ohnedem vor de erſchte zeh Johr an kah Heirothe denke kann.

Fünfte Scene.

Knippelius. Fritz (eine Schürze vor, mit aufgeſtreiften Hemdeärmeln).

Fritz.

Wos dann mit dem iwwerig gebliwwene Speck gemocht ſollt wern?

Knippelius.

Wos Dunnerwetter, wie kimmſt-de zu dem Ufzuck?

---

*) Elias Niebergall aus Darmſtadt, pſeudonym E. Streff, war geboren in Darmſtadt als Sohn des Kammermuſikus Niebergall; beſuchte das Gymnaſium ſeiner Vaterſtadt und dann die Univerſität Gießen, wo er Theologie ſtudirte. Von da begab er ſich nach Dieburg, wo er eine Hauslehrerſtelle bekleidete und von wo er mehrere, durch ihr bedeutendes Erzählungstalent ausgezeichnete Novellen in belletriſtiſchen Blättern veröffentlichte, ſowie auch das Luſtſpiel in Darmſtädter Mundart: „Des Burſchen Heimkehr oder der tolle Hund," welches damals auf verſchiedenen kleinen Theatern mit vielem Erfolg gegeben wurde. Später erhielt derſelbe eine Lehrerſtelle an einer Erziehungs-Anſtalt in Darmſtadt und ließ den „Datterich" drucken. (Darmſtadt 1840. 2te Aufl. Friedberg 1855.) Körperliche Krankheiten und eine tiefe Hypochondrie, die ihn befiel, rieben ſeine Kräfte auf und er ſtarb als junger Mann im Anfang der 40er Jahre in Darmſtadt. Die beiden genannten Luſtſpiele in Darmſtädter Mundart ſind in ihrer Art claſſiſch.

Fritz (gleichgültig).

Ich hob drauß dem Melcher e bisje Worſcht hakkele helfe.

Knippelius.

Schlookfluß! Sieht er net aus, wie e gelernter Metzjer! No, es is ſchee vun der, daß-de beim Badda ſei Metjé net verachtſt. So wor ich als Bub aach, do wor des Worſchthakkele mei greeßt Bläſihr. Den narrige Rock hoſt-de aach in de Schank gehenkt, den Unfloth vun-eme Hund hoſt-de obgeſchafft — alle bunehr. — Jetz ſetz dich nor ordlich uf die Hoſe — des Werſchthakkele will ich der weiter net verwehrn, nor Alles mit Moos un Ziel, daß dei Wiſſenſchafte kah Noth drunner leide, dann du ſollſt mer widder nooch Gieße. Geh her, drink emol mit mer! No, wos is des for e Geſicht? Ich kann mer'ſch denke, wos-der im Kopp erum geht — drink, es werd nix draus, es geht net.

Fritz (trinkt, ſtellt das Glas hin und ſeufzt).

No, ſoll dann der Speck volligeb unner die Worſcht gehakkelt wern?

Knippelius.

Des breſſirt net. Mach dich ferdig, in e Wochener vier machſt-de widder nooch Gieße.

Sechſte Scene.

Vorige, ein Auslaufer.

Auslaufer.

Wann Se Luſt hette, do bring ich Ihne e Buch zor Eiſicht, des is der Mih werth, daß mer'ſch kaaft.

Knippelius.

Wie ſchreibt ſich's dann?

Auslaufer.

Es hot's e Dammſtädter fabricirt, e geſcheiter, ſtudirter Mann, dem mer'ſch gor net ohſieht, awwer er hot's hinner de Ohrn ſitze. Des Buch fihrt de Titel: der Fihrer dorch Dammſtadt, un werd iwwerahl reißend gekaaft.

Knippelius.

Wolle-Se mich zu eme Na(rr) mache? Des ſchlecht Ding kaafe? Wann's noch haaße deht: der Ohfihrer dorch Dammſtadt, do ließ ich mer'ſch eher gefalle, dann wer'ſch kaaft, is ohgefihrt.

Auslaufer.

Sie loſſe jo kah gut Stickelche droh!

Knippelius.

Wos brauch' ich en Fihrer, wo mer weiſt, daß die katholiſch Kerch net viereckig is, un wo des Rothhaus ſteht! Wos Der mer ſoge will, how-ich ſchun längſt widder vergeſſe. Wer wiſſe will, wie's in der Stadt ausſieht, der kann jo ſei Aage ufdub. Wann Se awwer des Ladernemennche howwe, do henk ich nei Kreizer droh, die ſoll's werth ſey, weje de ſcheene Bordrätter.

Auslaufer.

Es ſoll e Wort ſey, ich bring's Ihne. Adjees!

(Ab.)

Siebente Scene.

Knippelius. Fritz.

Knippelius.

Do iwwerlahfe ſe ahm mit ſo zammegeſchmierte Bicher, als wann mer des Geld zum Fenſter enaus zu werfe hett. Do wort ich liewer noch e poor Woche, do krie ich des Buch doch zu leſe, wann mer die Leit Worſchtbabier verkaafe. Gell du kannſt gor nix ſchwätze? Schneid mer nor ſo kah Geſicht, wie e Hausknecht, wo kah Drinkgeld krickt!

Fritz (räuſpert ſich).

Sehe Se, Vadda, ich hob ebbes uf dem Herze —

Knippelius.

Des merkt mer ſchun die ganz Zeit. No, eraus mit, nor kah Sparjemente, die kann ich net riche.

Fritz.

Ach, es is mer lahd, daß ich ſtudirt hob.

Knippelius.

Mir aach, Gott ſoll's wiſſe, un meim Geldbeidel am allerlahdſte! Du wer'ſcht hinnedrin doch noch de Buckel voll Schulde howwe, Verſchje!?

Fritz.

Gewwe-Se Ocht, Sie wern mer net Unrecht gewwe. Ich hob kahn Luſte gehatt, des wiſſe-Se, un es hot Hitz genug gekoſt, bis ich nor emol dorch die Klaß geritſcht wor, un hatt des Exame mit Ach un Krach beſtanne. Wer wor awwer droh ſchuld? kah annerer Menſch, als die Mudda: die hott emol abſelut gemahnt, ich mißt emol als Dokter de Leit e Unnerkunft uf dem neie Kerchhof verſchaffe.

Knippelius.

Wann's meim Sinn noochgange wehr, wehrſch-de Sahler worn.

Fritz.

Do derzu hatt ich aach kah Schneid *).

Knippelius.

No, zu wos dann. Daagdiewe?

Fritz.

Des wern-Se net von mer denke. Wie ich nooch Gießе bin kumme, do hatt ich immer mein Bekummer, daß ich ſo weit vun Ihne ewek wor, un kennt Ihne net unner die Aehrm greife.

Knippelius (wohlgefällig).

Schee vun der, Fritz.

Fritz (ermuthigt).

Mit dem Medezin ſtudirn wollt mer'ſch aach net in de Kopp, des is der Ihne e Sauerei, des glaawe-Se gor net.

Knippelius.

Do muß mer ſich droh gewehne.

Fritz.

Ich how-en ordliche Obſchei dageje krickt. Wann ich mer als do gedenkt hob: ſich, jetz kennſt-de bei deim Vadda ſey, un kennſt em beiſpringe, daß er net

*) Luſt.

ſoviel zu duh hett; un hob mer des ſo recht ausſimelirt, wie ich newe Ihne deht ſteh am Hackklotz: do is mer's allemol ganz lahrmithig worn.

Knippelius.

Ja, des is emol jetz net mehr zu ennern.

Fritz (lebahft).

Un doch, Vadda — Sie derfe mer'ſch awwer net iwwel nemme — enſchullige Se's mit meiner kindliche Lieb! —

Knippelius.

Wos werd do widder zum Vorſchei kumme!

Fritz.

Ich wor Ihne dorch un dorch melancholiſch; — kah Eſſe un kah Drinke hot mer mehr geſchmeckt — (bei Seite) Gott verzeih' mer mei Lijje! — (laut) ich bin erumgedorzelt wie e Schatte. Do hot mer dann e Dokter geroothe, ich ſollt's Studirn uſgewwe, des deht mer de Kopp als nor noch mehr vericke, un do how-ich —

Knippelius.

No, wos?

Fritz (ſchnell).

Do how-ich gemocht, daß ich relegirt worn bin, un jetz bin ich do, un will Ihne Ihr Lewe verſihße.

Knippelius (auf's Höchſte überraſcht).

Verſihße?! Verſauern willt-de mer mei Lewe, du ſchandborer Menſch, du! Muß mer des aach noch erlewe!

Fritz (an der Thüre).

Jetz wiſſe Se's, Vadda — iwwerleje Se ſich's. Ich hob als Kind ſo hannele miſſe. (Ab.)

Knippelius.

Ja, als e ungeroothe Kind, Galjenvogel!

Achte Scene.

Knippelius, Frau Knippelius, Bärbel.

Fr. Knippelius.

Gott, wos verfihrt der Mann widder vor e Gekriſch, drei Heiſer weit muß mer'ſch hehrn kenne und die Nochberſchleit miſſe denke, mer hette uns an de Kepp! Wos is dann los?

Bärbel.

Gewiß iwwer de Fritz, do wollt ich wette.

Knippelius (erbittert zu ſeiner Frau).

Jetz hoſt-de's mit deine dumme Blehn! O, ich hob mer'ſch gedenkt, ich hob's glei brofezeit! Schmeißt des Geld in de Dreck, mer howwe jo zuviel!

Fr. Knippelius (zu ihrer Tochter).

Wahßt du, wos der Mann will?

Knippelius.

No, ſo reißt eier daawe Ohrn uf: der Fritz is regalirt! Alleweil hot er mer'ſch geſtanne.

Bärbel.

Do howwe mer de Froſt!

Fr. Knippelius.

Des is kah ſo groß Uhglick. Mer howwe de Fritz jo doch von Gießе ewek gedoh.

Knippelius.

Wie de's verſtehſt in deim ahfellige Sinn! Jetz derf er net mehr nooch Gießе; wie ſoll's dann do mi'm Studirn geh? he?

Fr. Knippelius.

Ich mahn, des Ding mißt mer mache kenne. Do deht mer ſich an ſei Broſeſſer wenne in eme heefliche Schreiwens, un deht-en die Sach recht auslehje; die loſſe'n gewiß widder nooch Gießе, daß er fortſtudirn kann, do drum kann er jo als redegirt ſey.

Knippelius.

Geh, ſchwei, es werd mer ſchlecht! Heſt-de mer nor ſelwigs-Mol gefolgt! Ich hob's jo immer geſogt, zum Studirn hot er kahn Kopp; ſei Frah Mudda do hot owwer gemahnt, er hett die Geſcheidigkeit mit Leffel gefreſſe : als uf des Studirn los, wie der Bock uf de Hawwerkaſte. Ja, folg Ahner de Weibsleit! Wahßt-de dann, wos er jetz wern will?

Fr. Knippelius.

No, Dokder, wie ich's immer hob howwe wolle.

Knippelius.

Gepiffe, owwer kah Dokdor : Metzjer will er wern!

Fr. Knippelius.

Daß Gott erbohrm!

Knippelius.

Do brauchſt-de net zu lamendirn. Wos bin ich dann, un ich wor-der doch aach net zu ſchlecht gewäſe! Mir zu Gefalle moog er jetz iwwrigens wern, wos er will, meintweje Ladernebutzer : ich weſch mei Hend in Unſchuld.

Bärbel.

Wos wern do des Puttels driwwer juwele, wann ſe hehrn, daß es mi'm Studirn doch noch zu beeſe Heiſer gange is!

Fr. Knippelius.

Wos dauert mich der ohrm Jung!

Knippelius.

Dauern?! Es werd'em recht geſchehe ſey, do ſetz' ich mein Kopp geje e Nußſchool. No, er ſoll Metzjer wern : mir is Alles ahns!

Bärbel (ſieht durch's Fenſter).

Wos renne dann do die Leit ſo zamme? Dunnerſchdoog, do kimmt der Fritz, un fihrt die Frah Gevaddan am Ohrm — mer mahnt, ſie wehr ohmächtig — des Bienche is aach dabei, un fihrt ſei Mudda uf der annere Seit : es muß ebbes baſſirt ſey, die Leit bleiwe aach all ſteh.

(Knippelius und ſeine Frau eilen an's Fenſter.)

Fr. Knippelius.

Ach, ſie muß ſchlecht worn ſey, ſie ſieht aus wie e Handuch, und des Bienche kreint ferchterlich : ſpring um Gotteswille Ahns enaus!

Knippelius.

Sie kumme jo erei. Do muß ebbes Ordliches der Mehr ſey, dann die hot ſonſt Nerve wie Batzeſtrick.

Neunte Scene.

Vorige. Fritz und **Binchen** führen **Frau Puttel** herein und ſetzen ſie in einen Seſſel. Neugierige drängen ſich nach.

Fritz.

Do hette mer Ihne im Druckene, Frah Gevaddan. Vadda, gewwe-Se geſchwind vun dem Biddere her, do werd's Ihne glei beſſer wern.

Fr. Puttel.

(Wehrt mit der Hand).

Knippelius.

Wos wälſcht-ſe dann? Des kann jo kah Sau verſteh.

Bärbel.

Jo, ich hob's verſtanne — ſie will kahn Schnabs.

Knippelius (zu Fritzen).

Mit deim Schnabs! Er hilft wohl in viele Fäll, owwer bei ere Ohmächtigkeit halt er nix. Do is Odlewang.

(Binchen kniet weinend neben ihrer Mutter nieder und ſtreicht ſie mit wohlriechenden Waſſern an, unterſtützt von Fr. Knippelius und Bärbel.)

Fritz (zu Frau Puttel).

Gewwe-Se ſich nor zufridde! Es wor jo nor e vergäwenſer Schrecke — er hot jo Kahns gebiſſe.

Knippelius.

Wos is-er dann zugeſtoße?

Fritz.

Es wor e wohr Glick — ich how-em owwer ſor die Werm gewwe! (Leiſe zu Binchen.) Do ſiehſt-de jetz, wos der Rochtſchadde ſor e Fitch is: nimmt die Bah uf die Ochſel, un laaft, als deht's hinner'm brenne.

Binchen (ohne ihn zu beachten).

Muddache! Ach! — Sinn-Se widder bei ſich?

Knippelius (zu Fritz).

Ei ſo ſoog dann ins drei Deiwels Nohme —

Fritz.

Ja ſo, Sie wiſſe's noch net? Wiſſe Se net, letzt is ausgeſchellt worn, es wehr e doller Hund hier. — Ich geh-der vorhin do iwwer die Gaß, un begäjen der Frah Gevaddan un dem Bienche — do der bees Rochtſchadde wor aach dabei.

Knippelius.

Un der doll Hund?

Fritz.

Der kimmt glei, worte-Se nor e Bisje. Wie ich an-en vorbei geh un ſchwing *), do kreiſche uf Ahmol die Leit — es wor grood an der Viehofsgaß — do kreiſche die Leit: der doll Hund! Ich guck mich um, un ſeh aach werklich ſo en wolfsſtrahmige Hund erbei renne: de Schwanz hot er henke loſſe un die Zung ohrmslang zum Hals eraus geſtreckt. Des Puttels miſſ's ſcheint's net gehehrt howwe, dann die ſinn als duſchuhr ihrn Gang fortgange, bis der Hund e poor Schritt hinner'n wor: do

*) Die Mütze abziehen.

hehrn ſe's, wie die Leit kreiſche, un gucke ſich erum. En Kriſch duh un in e Ohmfaß — wollt' ich ſoge, in e Ohmacht falle wor Ahns bei der Frah Gevaddan, un den Rochtſchadde, den hätte-Se ſehe ſolle, der wor mit Ahm Satz ere Hausdihr drin. Gott verdoppel, denk' ich, ſpring-der erbei un verkaaf-der mit meim Aaichſtock dem Hund ah uf die Schnut: dort hot-er geleje un wor mausrackedoht. Nu how-ich un des Bienche die Frah Gevaddan uſgepackt un howwe-ſe erei gebrocht, weils neher zu uns wor.

Knippelius (faßt Fritzen an der Hand).

Schee gehannelt, Fritz — des wor wie e rechter Chriſt — nor ſein Reckſte net im Stich geloſſe! (Erblickt die Neugierigen). Wolt-er rahſe! Do wern kah Maulaffe fahl gehalde! (Sie entfernen ſich tumultuariſch). Lumbezeik! (Klopft Fritzen väterlich auf die Schulter). Fritz, du hoſt zwor beeſe Sache in Gieſe gemocht — ſchwei mer, es hot ſei Richdigkeit! — owwer verdorwe beſt-de net. Ich will der'ſch net noochdrooge. Wann-der dann des Studirn net gefellt, ſo fattel meintweije um, un wer in Gottes Nohme e Metzjer un e brover Mann!

Fritz (erſtaunt).

Vadda, Sie mache mich glicklich, bis uf Ahns —

Knippelius (mit einem Blick auf Binchen).

Bſcht! — nix verrechent!

Fritz (bittend).

No, Vadda! Warum dann net?

Knippelius.

Wer'ſch wahß, werd's wiſſe. Ob un zor Ruh! (Bei Seite). Es ging aach net, un wann ich aach wollt.

Zehnte Scene.

Vorige. Nachtſchatten.

Fritz (zu ſeinem Vater).

Der kimmt hinneher, wie die Frah vun Benſem.

Nachtſchatten.

Sie verzeihen, daß ich mir die Freiheit nehme; aber die Stimme des Mitgefühls ſpricht lauter, als die Etikette. (Eilt auf Frau Puttel zu). Hochgeſchätzteſte Frau Puttel, welch' ſchreckliches Ereigniß —

Fritz (ſchiebt ihn unſanft zurück).

Ich deht liewer noch e Bisje ärjer kreiſche, wo die Frah net bei ſich is! Sinn-Se verrickt?

Nachtſchatten (überraſcht).

Ach, Sie ſind es? Von Ihnen bin ich Dergleichen ſchon gewöhnt. (Stellt ſich neben Binchen). Sie ſind wohl ſehr erſchrocken, ſüßes Kind?

Fritz (für ſich).

Duckmeiſer, verdammter! (Reißt ihn noch heftiger weg und ſtößt ihn in die andere Ecke des Zimmers). Do kenne-Se ſteh bleiwe! Wann ſo viel Menſche um de Seſſel erumſtehn, krickt die Frah gor kan Othem. Nemme-Se doch Ihr Bisje Verſtand zuſamme! Jetzt dricke-Se ſich erbei: wehrn-Se vorhin bei der Spritz gebliwwe.

Knippelius.

Wos hoſt-de dann mit dem Menſche vor, Fritz?

Fritz.

Es is e Schnelllahfer, Vadda, vorhin hot er ſei Kunſt bewiſſe.

Fr. Puttel (mit ſchwacher Stimme).

Um e Hoor wor-ich des Dohts! Ich ſeh noch dem Hund ſein ſerchterliche Rache, wie er'n geje mich ufgeriſſe hot! Gott ſteh am bei!

Binchen (freudig).

Ach, Gott ſey Low- und Dank, ſie kann wieder ſchwätze!

Knippelius (bei Seite).

Ja, wann die Weibsleit emol net mehr ſchwätze, do is Maddeh am Letzte.

Fr. Puttel.

Wo is er, der brov Mann, daß ich-em mei Dankborkeit obſtatte kann.

Nachtſchatten (drängt ſich herbei).

Ich bin entzückt, Ihr theures Leben aus aller Gefahr gerettet zu ſehen!

Fr. Puttel.

Herr Nochtſchadde, kumme-Se neher! (Er tritt an den Seſſel und faßt ihre Hand). Wann Sie net geweſt wehrn, hett mich der doll Hund am End in Sticker verriſſe, wo ich dazu mei ſchwazmerinoen Klahd ohhob — ich wohlt's doch ausloſſe, mer mahnt, es hett-mer geſchwant. (Betrachtet ihr Kleid.) Vollrr Spritz bis eruf, ahner newe'm annern! (Zu Binchen). Des kannſtde morje in kalt Waſſer ausweſche; wann die Flecke nor erausgeh, es wor e Kriskinnche vun meim Mann.

Fritz (hält Fr. Puttel ein Riechfläſchchen vor).

Riche-Se noch e Bisje, Frah Gevaddan, es is gor geſund vor'n Schrecke. (Bei Seite.) Wann der Kerl net uf neie Bradicke ausgeht, loß ich mich unnerſchterewwerſcht ufhenke. Wos er dere Puttelen vorpiſchpert — der lickt gewiß widder, daß Ahm die Aage iwwergehn. Ich will dem Ding doch emol zugucke, wieweit er ſei Unverſchämtheit dreibt: dann werd-er effentlich blamirt.

Nachtſchatten (zu Frau Puttel).

Pflicht, Menſchenpflicht, weiter nichts! Seyen Sie verſichert — einen Hund todt ſchlagen — Kleinigkeit — wahre Kleinigkeit — ich bedauere nur —

Fr. Puttel.

Ach, wos! Sie brauche gor nix zu bedauern — Sie worn mei Schutzengel — Ihne verdanke ich mei Lewe un daß mei Klahd net ganz de Katze is: mei Dank werd owwer net ausbleiwe, uf Barohl, er werd net ausbleiwe!

Knippelius (heimlich zu Fritzen).

Ich mahn, du heſt jo de Hund doht geſchmiſſe?

Fritz.

Nadihrlich; — worte-Se nor: ich will nor emol ſehe, wie weit der Kerl ſei unverſcheemte Lijje dreibt.

Fr. Puttel (pathetiſch).

Wie kann ich Ihne vegelde: foddern-Se! Ihne kann ich nix obſchlooge!

(Fritz hat ſich indeſſen neben Binchen geſtellt und redet lebhaft zu ihr. Anfangs ſcheint ſie kalt; nach und nach aber erheitert ſich ihre Miene.)

Nachtſchatten (zu Fr. Puttel).

Ihre Güte beſchämt mich. Ach, ich wüßte ein Kleinod, zu dem ich aber kaum die Augen aufzuſchlagen wage, weil mich die Strahlen ſeiner Herrlichkeit blenden!

(Er wirft zärtliche Blicke auf Binchen, welche ſich abwendet.)

Knippelius (für ſich).

Des is e rechter Kumediant!

Fr. Puttel.

Ach ſo? des genſig Mädche? des wolle-mer ſchun mache! Awwer wo is dann mei Mann, die ſchleecht Schloſſapp? Dehre is Alles ahnerlah!

Knippelius.

Nemme Se's net vor iwwel, Frah Gevaddan, ich hob ſo äwe nooch-em geſchickt.

Fr. Puttel.

Danke Ihne! wos werd der e Frahd howwe, wann er hehrt, wos ich for ere Gefohr entgange bin.

Knippelius (für ſich).

Des freegt ſich!

(Fritz und Binchen treten auf die eine Seite des Vordergrundes).

Binchen.

Du heſt mich alſo net geuhzt?

Fritz (legt die Hand 'auf's Herz).

Ich hob-der ſowenig en Boſſe gedoh, als ich des Pulwer erfunne hob! Wie geſogt, die ganz Geſchicht rihrt blos vun meim Vadda her, un der hot's net ſo bees gemahnt.

Binchen.

Owwer die Olte!

Fritz.

Loß mich nor mache: die will ich ſchun uf unſer Seit bringe, un den Nochtſchadde do fihr-ich iwwer'n Dreck, do geww-ich mei kanoniſch Cerevis druf.

Bärbel (ſchleicht herbei).

No, brotzt-er net mehr min-anner?

Fritz (ärg-rtich).

Drick dich, Kalfaktern, die de biſt, un ſteck dei vorwitzig Nos in's Rehkerbche! Dir bin ich ſo noch uf der Muck, hiht dich nor!

Bärbel.

Seyn-Se nor halb ſo grob, gnediger Herr! (Sie geht auf die Seite.) Wann er mich nor net verreth! Er hot de Valdin beſtimmt gekennt.

Elfte Scene.

Vorige. Herr Puttel.

Puttel.

Gun-Dach beiſamme! (Wirft einen Blick auf ſeine Frau.) Jammerſchad for den ſcheene Hund; alleweil bin ich-em begägent, ſie howwe'n gedrooge, e Stootshund, ſog-ich. No, wos macht mei Fraache?

Fr. Knippelius.

Es geht ſoweit widder beſſer.

Fr. Puttel (ſeufzt).

Ja, beſſer! Ich bin ſo ferdig wie e ausgeblooſe Ei. Ich wor in ere ſcheene Gefohr! Wann's net noch Menſche gäb, wo ſich mehr um Ahm bekimmern, als du, do wehrſch'de e Wittmann.

Puttel.

Ja, die Leit miſſe ſich aach um Alles bekimmern. (Zu Knippelius.) Es dauert mich nix, als der ſchee Hund. Ich how-en genau gekennt. Geſcheit wor-er, wie der liſtig Deiwel, un batſch-dich! werd er doll!

Knippelius.

Des ſind mer aach bei de Menſche : grood die Allergeſcheitſte ſchnappe iwwer.

Fr. Puttel (wendet ſich indignirt zu Fr. Knippelius).

Redd mei Mann aach noch dem Hund des Wort, wo mei Lewe uf der Schnepp geſtanne hot! Is es net zum Dollwern?

Puttel (zärtlich).

Mach-der kahn Kummer, Fraache, doller werſcht-de net, als de biſt, der Hund hot dich jo net gebiſſe.

Fr. Puttel (grimmig).

Wort, loß uns nor daham ſey, ich will dich bedolle!

Puttel (hat es überhört).

Gefehrlich bleibt's immer. Die Bolezey ſollt beſſer invögelirn : hett' ich wos bei der Sach zu ſege, jeder doll Hund miſt mer ſein Maulkorb drooge!

Knippelius.

Un Sie mißte'n-em ohlehje!

Puttel.

Wos iwwrigens des Nehere vun äwe dem Hund bedrifft, ſo kann ich mit diene. Es wor Ahner vun dere korzhärige Ohrt, wo glei mit geſtutzte Ohrn uf die Welt kumme, un gehn ſchwernothsgern in's Waſſer; die Nooſe vun dere Raß ſinn geſpalte, daß mer ganz bequem e Fauſt enei lehje kann.

Knippelius.

Der Herr Gevadda hot owwer werlich en rechte Hundsverſtand, des muß mer'm loſſe.

Puttel.

Ja, verſtehn-Se, es wor vun jeher mei Liebhawerei. Der Hund, vun dem ich ſo äwe geredd hob, wor unner Brider ſei zwah Kallin werth.

Fr. Puttel.

Do wehr er mer liewer wie du, un wann-de die zwah Kallin im Sack heſt. Jetzt halt mer dei Maul!

(Sie erhebt ſich, tritt in die Mitte des Zimmers, und ſpricht mit vieler Würde :)

An mir is es jetz, mein Dank zu beweiſe : hett mich der Hund gebiſſe, ſo mißt ich's bleiwe loſſe. — Ich redd net alah vun meim Lewe : meiner Dochter ihrſch is faſt äweſoviel werth : dehre ihrſch is aach gerett worn. Mer hot heidiges Doogs viel Exembel, daß Menſche undankbor gewäſe ſinn, owwer zu dene gehehr ich net, do kann jedes de Puttel frooge. Is es net wohr, Puttel? (Sie hält einen Augenblick inne) — Kannſt-de net redde?

Puttel (zu den Uebrigen).

Des wollt ich mahne, ſie kann merkwerdig dankbor ſey, wann ſe will.

Fr. Puttel.

Drum-äwens will ich mich aach jetz net hinne finne loſſe. Wo is der edelmithig Mann, wo uns unſer Lewe gerett hot? — Ich ſeh-en vor meine Aage, owwer er is zu beſcheide — er ſchehmt ſich.

Nachtſchatten.

(Tritt vor und will reden).

Fr. Puttel (huldvoll).

Schweie-Se, mei liewer Herr Nochtſchadde — glei werd die Reih an Ihne kumme, loſſe-Se mich nor ausreedde. Ich wehr e ſchlecht Frah, wann ich Demjenige net vergelde wollt, wo ſei aage Lewe for Ahm in die Schanz geſchlooge hot.

Fritz (leiſe zu Binchen).

Des ſchlecht Dos duht, als het er de Hund kabenirt.

Fr. Puttel.

Derntweje ſoog-ich jetzt laut, un will ſchlecht ſey, wann ich mei Wort net halt : — (zu Nachtſchatten gewendet) Wo is der rechtſchaffe Menſch? Er ſoll kumme : ich will em mei Beſtes gewwe, wos ich hob : kah Annerer ſoll mei Dochda howwe.

(Sie ſtreckt die Hand nach Nachtſchatten aus, welcher äußerſt einfältig daſteht, Fritz aber eilt herbei und ergreift ſie).

Fritz.

Ich hob des Glick gehatt, Frah Gevaddan, Ihne behilflich zu ſey —

Fr. Puttel (im höchſten Grad erſtaunt).

Wos? Du!

Knippelius (zu ſeiner Frau).

E ſchwernothſer Bub! Wos will mer mache?

Fr. Knippelius.

Loß-en nor emol gewähren.

Binchen (etwas ſchüchtern).

Ja, Mudda, der Fritz un kah annerer Menſch : — der Herr Nochtſchadde ſinn ſchnell in e Haus gelaafe. Sie woen glei vun ſich, ich hob owwer Alles geſehje.

Nachtſchatten.

Unerhört! Aber auf Ehre, ſo laſſe ich mich nicht zurückweiſen.

Puttel (gutmüthig).

No, Fraache, du hoſt dich desmol widder emol gebeitſcht.

Fr. Puttel.

Schwei! (zu Fritz). Des is e auner Korn : do muß ich mei Wort zueicknemme.

Fritz.

Des wehr ſchee, Frah Gevaddan! Vadda, lehje-Se doch e gut Wort for mich ei.

Knippelius (zu ſeiner Frau).

Der oofig Jung ſetzt Ahm ordlich uf Schrauwe.

Fr. Knippelius.

Er benimmt ſich recht fei.

Nachtſchatten (tritt giftig auf Fritzen zu).

Meine bisherige Geduld iſt jetzt gänzlich erſchöpft. Ich weiß nicht, wie ich Ihr Betragen nennen ſoll, lächerliche Anmaßung oder Narrheit : aber ſoviel weiß ich, daß ich meine wohlbegründeten Anſprüche auf jenes Frauenzimmer um keinen Preis aufgeben werde. Haben Sie mich verſtanden?

Fritz.

Sie ſcheine e koez Gedächtniß zu howwe, weil-Se ſchun vergeſſe howwe, wos ich Ihne letzt im Herrngorte geſogt hob. Weil-Se owwer doch ſo ſchandbor unver-

ſcheemt ſinn, ſo will ich emol do de gejewrtige Leit ſoge, wos-Se for e bees Frichtche vor ſich bowwe. Der Menſch do, wo vor Ihne ſteht, Herr Gevadda, hot ſich letzt in ſeiner Vollheit im Schwane iwwer Ihne ausgeloſſe, un hot geſogt, Sie wehrn Ahner vun dene gude Hambel, vor die's Schad wehr, daß ſe net glei mit Herner uf die Welt kumme wehrn: des Geſcheidſt an Ihne wehr, daß-Se Geld hette.

Puttel (zwingt ſich zum Lachen).

Des wehr doch e Biſje e growwer Spaß gewäſe, ſo zu ſoge, Herr Schochtmadde.

Fritz.

Verloſſe-Se ſich druf, Herr Gevadda, er hot's geſogt. Es hatt mich e guter Bekannter von der Hochſchul in Schwane rufe loſſe, do how' ich's gehehrt. Wolle-Se's leigene?

Nachtſchatten (zu Fr. Puttel)

Glauben Sie es nicht, werthſte Frau Puttel; wie ſollt ich dazu kommen? So einen achtungswerthen Mann —

Fr. Puttel (gereizt).

Es wehr owwer aach e Schann un e Schimp, nemme-Se mer'ſch net iwwel.

Fritz (zu Fr. Puttel).

Sehe-Se, ich hett mein Rand*) ganz gehalte, owwer ſoll ich ruhig zugucke, wann Ihne ſo e Kerl am Rannſahl erumführt? Wos er Ihne nochgeſogt hot — ich ſchehm mich ordtlich, owwer es is mei Schulligkeit: bei alle Leit hot er geſogt: des Binche do kehm em vor wie e verwinſcht Brinzeß, un Sie wehrn der feirig Drach, wo ſe bewache debt; — Sie hette ſich aach falſche Zäh eiſetze loſſe.

Fr. Puttel (fährt wüthend auf Nachtſchatten zu).

Wos, du ſchlechter Kerl, hoſt-de des geſogt? Du Schnabseil willt mer en iwwele Rohme mache?! Ich e feiriger Drach? Bin ich dei feiriger Drach, he? (Nachtſchatten retirirt.) Ich falſche Zäh?! Hoſt-de mer ſchun in's Maul gegukt, du Hungerleider? Dei ſcheele Aage kratz' ich-der aus deim Käsmaddegeſicht! Du willſt mei Dochda? Ich will-der jes Maul ſauwer halte, du hergeloffener Doogdieb, du! Ich will der'ſch weiſe! (Sie hält ihm die geballte Fauſt unter die Naſe; er weicht nach der Thüre zurück.)

Knippelius (begütigend).

Loſſe-Se'm nor ſei Biſje Lewe!

Zwölfte Scene.

Als Nachtſchatten gerade im Begriff iſt, ſich fort zu machen, erſcheinen **mehrere Polizeidiener.** Er fährt erſchrocken zurück.

Erſter Polizeidiener.

Sie wern entſchullige; es ſoll gewiß hier e Menſch ſich beſinne, Rohmens Nochtſchadde.

Fr. Puttel.

Ja, do is er, ſteckt-en ei, daß er vun de ehrliche Leit eweck kimmt, der Hallunk!

Erſter Polizeidiener.

Des ſoll aach geſchehe. (Zu Nachtſchatten). Alleh, duzwitt, Sie ſinn Arreſtant!

Nachtſchatten (erſchrocken).

Wer? ich?

*) Mund.

Erſter Polizeidiener.

Ich glaab, der frehkt aach noch. (Faßt ihn am Kragen und zieht ihn fort.)

Knippelius.

Wos hot-er dann prxirt?

Zweiter Polizeidiener.

Er is zwahſpennig dorch's Stinkgäßje gefohrn, un do ſteht e Kriminalſtroof druf.

Knippelius.

Sie ſinn mer e rechder Spaßmacher!

Zweiter Polizeidiener.

No, ich will's Ihne ſoge, er hot falſche Kaffeſchei mache helfe, un do werd er nooch Breiße abgeliwwert.

Puttel.

Do derfor bliht-em e lewenslenglich Dohtesſtroof wie e Weck uf dem Lohde.

Knippelius.

Er trickt de Staabbeſem.

Zweiter Polizeidiener (tritt wichtig auf Knippelius zu).

Ich wann (warne) Ihne freundſchaftlich, halte-Se Ihne Ihrn Hund ei, odder lehje Se'm en Maulkorb um die Schnut: wie's der Polezeirooth odder ſunſt Ahner vun uns erfehrt, howwe Se finf Gulde uf dem Buckel. Ärjehs!

Knippelius.

Ich will's ausrichte. Fellmich!

(Die Polizeidiener mit Nachtſchatten ab.)

Dreizehnte Scene.

Die **Vorigen**, ohne Nachtſchatten.

Knippelius (zu Puttel).

Mit dem Menſche hot's e bees End genumme. Sie kenne ſich gradeliru, daß Se ihr Dochda net an ſo en Bedrijer eweck geworfe howwe.

Fritz (ſtößt ſeinen Vater).

Loſſe-Se mich net im Stich, Vadda.

(Er tritt mit einer anſtändigen Verbeugung vor Fr Puttel.)

Frah Gevaddan, ich hob mein Blahn ufgewwe, zu ſtudirn: ich wer jetz Metzjer, un iwwernemm emol meim Vadda ſel Geſchäft. Ich hob Ihne ihr Bienche gern: gewwe-Se mer ſe, wann ich Maaſter bin. — Gell, Binche, du hoſt nix dageje?

Binche (birgt beſchämt ihr Geſicht in's Schnupftuch).

Fr. Puttel (freundlich).

Des kimmt mer e Bisje geſchwind. Awwer, du hoſt uns unſer Lewe gerett, Fritz; ich hob Demjenige mei Dochda verſproche: wos ich emol ſoog, dobei hot's ſei Bewenne. Wann-de Metzjermaaſter biſt, dann kumm widder, ich will des Bienche ſo lang ufhewe. Der Puttel is es zufridde, es froogt ſich nor —

Knippelius.

Ich for mei Dahl geb mein Kunſens; des Binche werd-mer zwor noch e Bisje bees ſey vun weje — no, ich will ſchweie — es worn ſchwernothſe Geſchichte: — owwer wann der Fritz emol is, wos ſel Vadda is, ſoll er'ſch widder gut mache. Biſt-de's zufridde, Binche? — No, ſo geb' mer en Kuß! (Küßt ſie.)

Fr. Knippelius (zu Fr. Puttel).

Frah Gevaddan, des Herz boppelt mer vor Frahd. Kumm, Binche, trick mich um de Hals, ich hob-der de Fritz ſchun lang zugedenkt gehatt (Umaemt ſie).

Puttel.

No, un du, Bäewelche? Du ſtehſt jo ſo ellahns do?

Bäebel.

Ich frah mich iwwer die Annern.

Vierzehnte Scene.

Vorige, Valentin (in völligem Staat).

Valentin (verlegen beim Anblick der Geſellſchaft).

Ich empfehl-mich Ihne. Sinn der Herr Knippelius net do?

Knippelius.

Do ſtehn-ich jo vor Ihne, gucke-Se nor. Wos ſteht zu Befehl?

Valentin.

Ich hett Ihne unner vier Aage — (wieft verlegene Blicke auf Bärbel).

Knippelius.

Soge-Se's glei — es ſinn lauder Bekannte, die derfe Alles wiſſe.

Valentin (zögernd).

Mei Unkel hot mer heit ſei Geſchäft iwwergewwe —

Knippelius.

Un do wolle-Se ſich rekummandirn? Sie ſinn e broover Mann, un duhn net ſo viel Lappe in die Hell, wie die annern Schneider: ich wer Alles bei Ihne mache loſſe, wie ſeither aach.

Fr. Puttel.

Un mei Mann ſoll's aach duh.

Valentin (verlegen).

Dank Ihne, awwer derntweje bin ich eigentlich net kumme (Sieht ſich verlegen um).

Bärbel (ſtößt ihn heimlich an).

Soog's nor, Valdin, alleweil is grod die beſt Zeit.

Knippelius.

No, wos howwe-Se ſunſt for e Ohlijje? Deitſch von der Lewwer ewed!

Valentin (ermuthigt).

Weil mer mei Unkel des Geſchäft gewwe hot, derntweje hot er geſogt, ſollt-ich mer Jemand ohſchaffe, wo mer helfe deht —

Knippelius.

Als breß druf Geſelle genumme, daß's kracht!

Valentin.

Verzeihe-Se, er mahnt, e Frah wehr beſſer. (Blickt Bärbeln an).

Knippelius.

Alleweil rich-ich de Broode, Frah Gevaddan! (Scherzhaft drohend zu Valentin und Bäebel). Schwernoths Volk, als die Olde iwwer'n Leffel balwirt!

Valentin (bittend).

Gewwe-Se mee Ihe Bärwelche!

Knippelius (abwehrend).

Bſcht! Alles hot ſeine Zeit, ſehkt der weiſe Salomo : des geht net ſo uf de Stutz! Erſcht Iwwerlehjung!

(Valentin und Bärbel knieen vor ihm niedee und ergreifen ſeine Hand.)

Knippelius.

Verrutſcht eich die Knie net mit dene Theaderboſſe!

Valentin.

Gewwe-Se mer des Bärwelche, ich kann net ohne-ſe lewe!

Fritz (zu ſeinem Vater).

No, gewwe-Se ſe'm, ſunſt meegt-er am End ſterwe.

Fr. Puttel.

Jetz mache Sie's, wie ich's vorhin gemocht hob : ſoge-Se : ja.

Puttel.

Duhn-Se'n de Gefalle!

Fr. Knippelius.

Sie baſſe zuſamme; ſoog : ja.

Knippelius.

No, in's drei Dei— ſteit uf! Wolle-Se ſich battuh en Klotz an's Bah henke- ſo kann ich's net hinnern. Ich kenn' Ihne als en ordliche Menſche : wann der Fritz ſei Hochzeit helt, ſollt-ee eier aach halte.

(Beide ſpringen auf und umarmen ihn.)

Bringt mich nor net um's Lewe!

(Die Geſellſchaft gruppirt ſich; in der Mitte die Aeltern, auf beiden Seiten die Brautpaare.)

Fritz (zu Binchen)

No, hoſt-de dein liewe Nochtſchadde vergeſſe?

Binchen (hält ihm den Mund zu).

Ach, ſchwei-mer vun Dem!

Valentin (zu Bärbeln).

No, how-ich dich net erowert?

Bärbel.

Grood wie der Nidda in dem ſcheene Buch, wo ſei Freilein noch krickt hot.

Valentin (heimlich zu Fritzen).

Du ſollſt aach bedankt ſey, daß de mich net verroothe hoſt.

Fritz (ohne ihn zu verſtehen).

Wos?

Valentin.

Du hoſt mich doch gekennt? Wann de mich keickt heſt, ich glaab, du heſt mer mit deim ooſige Beil de Hernkaſte eigehaage. Ich hob der owwer aach die Bah geworfe!

Fritz.

Du worſcht's? Jetz guck emol! Ihr ſeyd mer zwah Sauwere!

Bärbel.

No, ſey nor ſtill, — es wor des Erſchtemol, daß er do wor.

Knippelius (tritt pathetiſch vor).

Jetz noch aah Wort, korz un bindig! Spitzt eier Ohrn, ihr Gelbſchnäwwel do, un ſchweit emol ſtill: de Weibsleit will ich's net zumuthe, dann die kenne net. (Zu F. Puttel.) Verzeihe-Se, Frah Gevaddan.

Mer hehrt vun viele Menſche im graueſte Olderduhm un in de zukinftigſte Zeite oft:mols ſoge: der Ehſtand is e Wehſtand. So ſehkt zum Exembel der Franzos: le Marriahſch — (nach einigem Beſinnen.) No, wie's weider geht, fellt mer net bei, genunk, es hott e jedwedd Nation ihrn Spruch dervor, un des laaft All uf Ahns enaus. Die Leit howwe Recht un Unrecht, wie mer'ſch nimmt. Nix Schenneres in der Welt, als wann ſich Zwah aus purer Lieb enanner nemme, wie ich's vun Eich hoff: do is die Frah dem Mann ſey Aagappel, un der Mann der Frah ihrer, un Ahns laaft for'ſch Anner dorch's Feier. How' ich Recht, Herr Gevadda?

Puttel (wiſcht ſich die Augen).

Sie redde werlich wie geſchmiert, es werd Ahm ordlich waachherzig um's Gemith erum.

Knippelius.

Ich will owwer de Fall ſetze, daß in ere Eh' kah Ahnigkeit zu dreffe is, wo die Frah die Hoſe ohhott, un laaft Kaffathe, un der Mann muß dahahm die Winnele weſche un Kinchesbrei koche, bis die gneedig Frah aus der Viſitt hahm kummt: des is die vakehrt Welt, liewer uf dem Blocksberg geſeſſe zeh Johr lang! Derntweje ſorg ich eich zwah junge Leit: kumm mer Kahner, der ſich unner de Pandoffel bringe leßt! Nemmt's eich ad nodam! Seyd fleißig un ehrlich, dann werd-es eier Auskumme howwe, un des net zu frih, wie ſeller Lumb geſogt hot. Ich ſor mei Dahl winſch eich Glick un wos ſunſt der Gebrauch is.

Puttel.

Vivat hoch! Die Brautleit ſolle lewe!

Fritz und Valentin.

Un die Schwiejerältern danewe!

Der Vorhang fällt.

Ende.

2.

Aus dem: „Datterich*)."

(Perſonen: Datterich, Particulier. Bennetbächer, Spirwes, Knerz, ſeine Freunde. Dummbach, Drehermeiſter. Babette, ſeine Frau. Marie, ſeine Tochter. Schmitt, Drehergeſelle. Steiſchächter, Schneidermeiſter. Bengler, Schuhmachermeiſter. Fritz Knippelius, Metzgermeiſter. Evchen, Mariens Freundin. Liſette, Kellnermädchen. Polizeidiener. Zwei Muſikanten. Einige Handlanger. Ein Wirthsjunge. Ein kleiner Junge.)

Erſtes Bild.

Vierte Scene.

Datterich, Schmitt (ſetzt ſich an einen anderen Tiſch) und Liſette.

Datterich (für ſich).

Den kennt mer vielleicht melke, er hot ſo en guthmihdige Zug um die Nos herum. Laſſe ſie emol des, Liſettche, ich will noch e Bisje pauſiren. (Zu Schmidt.)

*) „Datterich. Localpoſſe in der Mundart der Darmſtädter. In ſechs Bildern. Friedberg. Scriba. 1855. Zweite Auflage."

Wolle Se ſich net liewer daher ſetze? Sie hawwe hier e beſſer Ausſicht un kenne die Soldate vabeimaſchirn ſähe.

Schmidt.

Wann Se's erlauwe, da bin ich ſo frei.

Datterich.

Sie hawwe mer ſo e bekannt Phyſionomie, ich mahn, ich mißt Ihne kenne. Sinn Se net, um Vergebung der Herr Aſſeſſer Ranſt?

Schmidt.

Sie vazeihe, ich haaß Schmidt un bin meiner Profeſſion e Dreher.

Datterich.

Ach, alleweil kenn ich Ihne! Was haw-ich erſcht Ihne ihrn Herr Vadda ſo gut gekennt! Mer worn Dutzfreind. Er is doch recht geſund?

Schmidt.

Vazeihe-Se, de Michelsdaak worn's ſiwwe Johr, daß er doht is.

Datterich.

Mei ſchwernoths korz Gedächtniß: Ich war ja mit bei der Leich. Ja, ſo lahd hat mer noch kahner gedah. — Alſo Dreher ſinn Se? Dazu braucht mer alleweil geſcheite Leit: Sie ſcheine mer aach ganz des Schenie dazu zu hawwe, Sie hawwe ſo geiſtmäßige Aage.

Schmidt.

Mache Se mich net ſchaamrethlich.

Datterich.

Die Wahrheit zu redde, liebes Freindche, des ziert de Mann: ich bin ſo e deutſcher Michel und ſag's grad, wie mer'ſch um's Herz is. Gut Deitſch odder an Galje! Es freit mich werklich ausnehmend, ſo en liebenswerdige junge Menſche kenne zu lerne. Wie ſchmeckt Ihne der Wein?

Schmidt.

Ach, er is net iwwel, ſoviel ich davon vaſteh — ich komm ſelte in's Werthshaus.

Datterich.

Erlauwe-Se! (verſucht ihn.) Der is werlich recht gut — ich hatt da vorhin ſo en beeſe Rambaß. Liſettche, e Glas! (Zu Schmidt.) Nachher geb ich en Schoppe; ich wollt eigentlich fortgeh, awwer Ihne zu Gefalle will ich noch dableiwe.

Schmidt.

Sehr ſchmeichelhaft.

Datterich.

Alſo ſolid ſinn Se aach, komme net oft in die Werthsheiſer — des gefellt mer ausnehmend, un ſeyn Se iwwerzeigt, wo ich Ihne helfe kann, duh ich's: dann — (geheimnißvoll.) wie Se mich da ſehje, mei Stimm gilt ebbes an alle Kollege.

Schmidt (ſchüchtern).

Derft ich Ihne froge, mit wem ich die Ehr —

Datterich (wichtig).

Mei Name is Datterich. Gäjewertig bin ich ohne Amt — (hochtrabend.) früher bekleidete ich eine Stelle im Finanzweſen — ich hab ſe niddergelehkt, dann Sie wiſſe wiſſe — (geheimnißvoll.) ich hatt en Große zum Feind — mei Verdienſte um des Finanzielle ſinn vakennt worn. Ich wollt beſerdert ſey — nix da! Da hobt-er

aach Deß, haw-ich geſagt (mit einer Bewegung, als würfe er etwas hin) un hab mich in's beſcheidene Privatläwe zurückgezoge.

Schmidt.

Ich wollt, Sie hette des Amt noch, do kennte Se vielleicht mache, daß mich die Dammſtädter als Mahſter recebirn dehte.

Datterich.

Laſſe Se mich gewährn. Ich ſag's Ihne im Vadraue — es dauert kah halb Johr, do haaßt's; der Datterich is widder ohgeſtellt, un Selwiger is ab, un dann wer ich mich an Ihne erinnern: Sie ſinn Drehermeiſter in Dammſtadt! (trinkt.)

Schmidt.

Sie ſinn ſehr gihtig. Mammeſell, noch e Budell!

Datterich.

Des reimt ſich. Nemme Se rohde, der is hier vorziglich.

Schmidt (zu Liſetten).

Bringe-Se uns rohde! (Zu Datterich.) Enſchullige Se mei Freiheit, awwer es deht mer werlich nethig — ich bin jetz ſoweit in der Reih, awwer ich derf als noch net mei elge Werkſtadt uffſchlage: ich bin e Beſſunger, un die Dammſtädter wolle mich net ufnehme.

Datterich.

Nor Geduld! (Scherzhaft drohend.) Hawwe-Se ſich ſchon ſo was ohgeſchafft? Es is net gut, daß der Menſch allein ſey; ich geb Ihne Beifall. Sie hawwe alſo ſchon ſo e lieb Mädche, wo uf Ihne baßt?

Schmidt.

Ach — ja — ſo — net grood —

Datterich.

In eme halbe Johr ſinn Se Mann und Frah. Ich laad mich eweil uf die Hochzeit ei. (Stutzt mit ihm an.) Uf die Brautleit! Sähe-Se, Freindche, ich bin der greeßt Freind vom Ehſtand — un doch bin ich leddig.

Schmidt.

Korjos! Un wie is des zugange?

Datterich.

Des will ich Ihne ſage. Auch ich war in Arkadien geboren, ſehgt Schiller; ich wor aach emol jung, un wann ich aach net Ihne ihr ohngenehmes Giffere hatt, ſo hatte mich doch die Mäderger gern. Gewwe Se Acht — ich erzehl's net gern, dann es is e drauerig Geſchicht — awwer weil's Sie ſinn — es wahß-es ſonſt kah Seel — Ihne will ich's bei ere Flaſch Rohde verdraue.

Schmidt (geſchmeichelt).

Mammſellche, e Flaſch Rohde.

Datterich.

Asmannsheiſer! Alſo gut, ich fang der Ihne Bekanutſchaft mit eme Mädche oh — e wahrer Engel, e Staatsmädche war'ſch: geſcheit, brav, ſchee, heislich, kerz Alles wor ſe. Es wor ſo weit gut, unner uns wor Alles richtig — do kimmt ihr Vadda — des wor Ahner von dene Hochgeſtochene — un fehlt: Nein! — Ich leid's net, fehlt-er. Mei Luwische erzehlt mer des un die helle Drehne ſinn er die Backe erunner gelaafe.

Schmidt.

Des ohrm Mädche!

Datterich.

Ja wohl, des ohrm Mädche! En Baron ſollt-ſe heirahde. Sie kenne ſich en Begriff von meiner Lag mache; awwer ich war korz reſolvirt. Des Läwen iſt der Gibber hechſtes nicht, haw-ich zu mer ſelbſt geſagt, zieh mei ſchwarze Klahder ah un begeb mich in dem Baron ſei Loſchement : er hot owwe enuf im Drauwe loſchirt.

Liſette (für ſich).

Der lickt widder, daß die Balke krache.

Schmidt.

Vageſſe Se des Drinke net. (Sie ſtutzen).

Datterich.

Wie ich hihkam, ſitzt er in ſeim blimmige Schloofrock uf ſeim Kanabee und lutſcht Kaffee. Ich guck der'n Ihne oh : es wor e widderwertiger Menſch, un ſo derr, daß er e Gaas zwiſche de Herner hett kiſſe kenne. „Wer ſind Sie?" frehkt er mich. Jetzt konnt ich awwer mein innerliche Gram net mehr zurickhalte. „Ich ſchreib mich Datterich und verlang Rechenſchaft von Ihne iwwer mei geſtehrt Läwensglick!" haw-ich geſagt un haw-en mit eme dorchbohrende Blick obgeguckt. (Er ſpringt im Affect auf.) Mei Herr Baron hot e Geſicht gemacht, ſo lang! „Was ſcheer ich mich um Ihne ihr Läwensglick," ſebkt er iwwer e Weilche un ſteit uf. „Awwer ich ſcheer mich drum, Sie Donnerwedda!" kreiſch ich un ſterz uf en zu, da hot er awwer ſchon die Klingrl gehatt un hot droh geriſſe, daß die Kordel abgeplatzt is. Des war ſei Glick. „Ich will Ihne nix Beeſes winſche," ſagt' ich, „awwer des Gewidda muß Ihne uf de Kopp fahrn!" ich geh fort — uf der Drepp finn mer vier Bediente begäjent und finn all zurickgehuft, ſo ſchreckhaft haw-ich ausgeſähe.

Schmidt.

Des haaßt mer Koraſch.

Datterich.

Ja, die beſitz ich in eme hohe Grad. Gewwe-Se nor Acht, wies weiter geht. Ich ſchick der Ihne en gute Freind noch deſelwige Daag in mein Drauwe und laß meim Barenche ſage, es ſollt de dritte Daag an die Balleseich komme — dort wollte mer uns dreffe. Ich ſchieß-der Ihne nu, wie der Deiwel, miſſe Se wiſſe; ich ſchieß-der Ihne e naſſauiſch Sechskreizerſtick uf ſechzig Gäng aus dem Maul, ohne daß ich Ihne de Mund verletz, wann's nur ſoviel erausguckt — nächſtens wolle mer die Brohb mache.

Schmidt.

Ich bin's aach ſo iwwerzeigt.

Datterich.

Alſo haw-ich mich vor meim Mann net gefercht. Der Daag kam; — er denkt mer mei Lebdaag : — es war grad Freidaag un die Judde hatte Lawerhitte : — un richtig, mei Baron kimmt obgeſtoche mit noch eme Annere in Uniform.

Schmidt.

No?

Datterich (langſam, ſtößt ſein Glas kräftig auf).

Mer ſchieße uns! Er hatt de erſchte Schuß. Batſchdich peift mer ſei Kuchel am Backebort vabei. Der Kerl macht kahn Spaß, dacht' ich bei mer ſelbſt, du willſt-em uf de Belz brenne, daß de'n los biſt. Ich leg der Ihne oh. —

Schmidt.

Dem mog des Herz gekloppt howwe!

Datterich.

Ob's em gekloppt hot; Mei Barenche macht ſich-der ganz klah, un ſo ſchmaal,

ſo ſchmaal, er wehr Ihne dorch e Stoppnadelsohr gange. — Jetz how-ich en uf dem Korn — er war valohrn — ſei Geſicht wor wie Keesmodde —

Schmidt.

In Dem ſeiner Haut hett ich net ſtäcke mehje —

Datterich.

Glaab's Ihne ohne geſchworn. Awwer, baſſe-Se Acht, es ſollt net ſo komme. Wie ich-der alleweil losdricke will, ſetzt ſich der ſo e Schmaaßmick, ſo ahner von dene dicke, blaue Schmaaßert, graad uf mei Viſier un butzt ſich ganz bumadig die Fihß. Ich ſchittel — des Oos bleibt ſitze; — mei Gäjeſekendant kreiſcht: „ſchieße Se doch, nein Herr, un zittern Se net ſo!“ — vaſtehn Se, er hat geglahbt, ich deht zittern, weil ich die Oſemick erunner ſchittele wollt — „Ich zittre nie, Sie Dunnerwedda! es is nor e Schmaaßmick!“ kreiſch ich em zu, un drick los — un dreff nix! (faßt Schmidt bei'm Arm) un dreff nix!!

Schmidt.

Ja, ſo e Schmaaßert! — mer ſollt's net denke.

Datterich.

Sie hawwe Glick, ſagt' ich; der Schmaaßert wor Ihne ihr Schutzengel. Jetz hatt er widder de Schuß. Ich denk: adje Battie, un nemm mer vor, de Kerl gewiß net zu fehle, wann ich noch emol uf en feiern deht; dann, des wußt ich, bei dem Racker hengt des Läwe an eme Zwernsfadem — do knallt's un ich lei uf der Erd und hehr nor noch, wie mei Gäjemann ſehgt: der hat de Krach ohne Dokder. Ich war ohmechtig, ewäck, wie dem Babbe ſei Duus, un wie ich widder zu mer komme bin, hatt mer die Kuchel de vorderſchte Backe uſgeriſſe un ich hab dahahm in meiner Stub geläje.

Schmidt.

Is des davoh do näwe an Ihne ihrm Backebort?

Datterich.

Des ſchreibt ſich davoh her.

Liſette (ſpöttiſch).

Ich mähn, ich wehr dabei gewäſe, wie Se bleſſirt worn ſinn.

Datterich.

Sie, Engelche? Da hett ich gewiß mehr Glick gehatt.

Liſette.

Ohne Spaß. War'ſch net ſelwigesmal, wie Se den blatternarwige Krickmann draus im Heeſche zum Beſte hawwe hawwe wolle, un er hat Ihne mit der Budell uf's Ohr gehaue?

Datterich.

So ſchee Se ſinn, ſo voller Uhz ſtäcke Se. Awwer, Liebche, mache Se ſo kah Späß, der Herr da kennt am End glahwe, es wehr ſo. Alſo weider —

Schmidt.

Un Ihr Luwiſche?

Datterich.

Ich hab ſiwwe Woche uf-em Sack geläje. Endlich bei mei'm erſchte Ausgang erfahr ich, daß ihr Badda geſchwind die Geläjenheit benutzt hatt un hot ſe mit dem Baron koppelirn loſſe. Sie wor'n uf ſei Gihder in Holland: awwer es hat kah Verteljahr gedauert, da hot ihr Badda in die Zeidung ſetze laſſe: „Freinden und Verwandten zeige ich hiermit das frühe Hinſcheiden meiner Dochda Luwiſe, verehelichte Baronin Dings, an und bitte um ſtille Beileidsbezeigungen.“

Schmidt.

Die hat der Kummer um's Läwe gebracht.

Datterich.

Nix annerſcht. O ich Unglücklicher, dacht ich, un ſeit däre Zeit haw ich mer vorgenomme, leddig zu bleiwe.

Schmidt.

Sie hawwe's gehalte. Liſettche, do leit unſer Schulligkeit.

Datterich (fährt in den Sack).

Des kann ich net zugewwe!

Schmidt.

Sie nemme dem Herrn nix ab.

Datterich

Liſettche, unnerſtehn Se ſich und laſſe Se ſich von dem Herr — (raſſelt mit den Schlüſſeln in der Taſche).

Liſette (ſpöttiſch).

Ach, Herr Datterich, duhn Se nor die Haud aus em Sack: ich wahß ja wie die Akzie ſtehen.

Schmidt (zu Datterich).

Sie beleidige mich. —

Datterich.

No, wann des is, da wolle mer'ſch gut ſei laſſe — uf e annermol is die Reih an mir.

Liſette (für ſich).

Ja, wann die Kuh en Batze gilt.

Datterich (zu Schmidt).

Wo enaus zu's gehn Se?

Schmidt.

In die Schloßgaß.

Datterich.

Da geh ich e Stick Wähls mit Ihne. No, Liſettche, gäwwe Se mer zum Abſchied noch e Kußmeilche.

Liſette (für ſich).

Uf's Maul ſchmeiße will ich der. (Laut.) Gehn Se nor fort.

Datterich (pathetiſch).

Sie ſähe mich net ehr widder, Sie Grauſame, als bis —

Liſette.

No?

Datterich.

Heit Awwend, wann ich von Drahſe hahmkomm.

(Beide ab.)

(Der Vorhang fällt.)

Ende des erſten Bildes.

Zweites Bild.

Erſte Scene.

Traiſa. Wirthſchaftslocal im Freien. Auf der einen Seite des Vordergrundes ſitzt Dummbach, ſeine Frau und Tochter, auf der andern Bennelbächer und Spirwes.

Dummbach.

Ich geh net gern an ſo Orde, wo mer kah Zeidung zu läſe krikt.

Marie.

No Vaddache, wann mer hahm komme les ich ſe Ihne all vor.

Dummbach.

Ich bin werlich geſpannt uf die Franzoſe. Eh mer ſich umguckt, hot mer ſe widda un werd-ſe ſo bald net los; dann des is ſo ihr Art, daß ſe de Krieg in annern Lender ſpiele.

Frau Dummbach.

Do kennt mer widda de ganze Daag am Hährd ſteh un kennt franzeeſch Supp koche.

Dummbach.

Allerdings. Iwwrigens haw' ich aach, wie ich äwe bemerk, die Beilag im Sack ſtäcke. (Zieht ein Zeitungsblatt hervor und lieſt.)

Marie.

Daß der Schmidt net komme is, wo er ſich doch denke konnt, daß mer ſpazirn geh dehte.

Dummbach.

Er werd bei de Gemahnderäth erum lahfe, daß ſe'n ohnemme.

Spirwes (am andern Tiſch).

Unſa guta Datterich bleibt aus. Wann er nor do wehr, do kennte mer doch e Spielche mache.

Bennelbächer.

Ich for mei Dahl ſpiel net mehr mit em : ma kann nor beim valihrn. Mit ſeine poor Batze, wo er in ſeim brodkrimmelige Sack hot, will er Ahm des Geld erausluppern : wie er gewinnt, do werd's vafreſſe un vaſoffe, un Ahm ſei Geld is aus dem Spiel. Valihrt er, do bleibt er'ſch Ahm ſchullig un mer krikt nix, un iwwadem bemohkelt er, daß mer'm net genug uf die Finger gucke kann. Mich ſoll er lahfe loſſe.

Spirwes.

No, jeda Menſch hot ſei Schwachheite.

Dummbach (zu ſeiner Frau).

Do driwwe ſitzt aach der bees Spirwes. Deht er mer mei Rechnung bezohle. (Spirwes ſieht herüber.) Fellmich, Herr Spirwes! Aach erausgange bei däre ſcheene Witterung?

Spirwes.

Ja, bei ſo ſchee Wedda muß mer ſich eraus mache.

Dummbach (für ſich).

Awwer wort, ich will-der des Geld noch aus de Rippe bringe!

Spirwes (leiſe zu Bennelbächer).

Daß der Deiwel aach grood den Kerl herſtern muß!

Dummbach (zu ſeiner Frau).

Do findt mer die beeſe Kunne. For'ſch Werthshaus howwe-ſe Geld.

Spirwes (zu Bennelbächer).

Do will mer ſich e Vagnihje in der freie Nadur mache, un ſteeßt glei uf ſo en Liewe, der'ſch Ahm nicht genne dubt.

Frau Dummbach (zu ihrem Mann).

Aerjer dich nor net.

Bennelbächer (zu Spirwes).

Schlage-Se ſich-en aus dem Sinn, ich mahn, er mißt des Wohrte bei Ihne gelernt howwe.

Zweite Scene.

Die Vorigen. Datterich, gleich darauf Schmidt.

Dummbach.

Do kimmt noch Ahner von de ſiwwe Sihße; der hot noch gefehlt.

Marie (ängſtlich).

Ach Gottche, ma mahnt, der Schmidt wehr bei-em.

Dummbach.

Es hot ſey Richtigkeit — er is es.

Frau Dummbach.

E ſauwer Geſellſchaft, des muß ich ſoge.

Datterich (zu Spirwes und Bennelbächer).

Willkommen, meine Freinde!

Spirwes.

Mer howwe gemahnt, Sie kehmte net.

Datterich.

E Deitſcher helt ſey Wort: wann's Mihlſtah geräjent hett, wehr ich ohne Barbleh drunner hergange. (Nachläſſig) Wie is der Eppelwei? (Nimmt Bennelbächers Glas und trinkt.)

Bennelbächer (nimmt ihm das Glas vom Mund).

Bleiwe-Se nor net aus!

Datterich.

Die Brih hat ſo e abgenehm Eſſigſeire. (Zu Schmidt.) Was trinke mir dann, Freindche? (Indem er ihn vorſtellt.) Sie ſähe hier en neie Freind, de obgehende Drehermeiſter Schmidt.

Bennelbächer (zu Spirwes, leiſe).

Den werd-er gut auszukele.

Schmidt (bemerkt jetzt erſt die Dummbachiſche Familie, und geht zu ihr).

Ach, Sie finn aach da? Wie ſteht's, Marieche?

Marie.

Recht gut, Kall. Warum biſt-de dann net mit uns gange?

Dummbach.

Mer hatte zu-der geſchickt, du wor'ſt awwer net dahahm. Wie kimmſt-de dann zu Dem, den wo de do bei-der hoſt?

Schmidt (geheimnißvoll).

Des ſag ich Ihne uf e annermol. (Leiſe zu Marien.) Er macht, daß ich reebirt wer.

Marie.

O geh, loß dich nix weiß mache : der macht der kahn Somma und kahn Winda.

Schmidt.

Do hoſt de Vaſtehtermich net davoh. Ich wer wiſſe, was ich wahß.

Datterich (nähert ſich, ſehr artig).

Gehorſchamer Diener, Herr Dummbach. (Deutet auf die daliegende Zeitung.) Es ſteht alleweil blitzwenig drin.

Dummbach.

Doch, vazeihe Se, wer die Verhältniſſe vaſteht, wo äwe in Eiroba ihrn Umlahf howwe, der findt des Wichtigſte in de geringſte Nachrichte. Zum Exempel, wann do ſteht : der un der Ferſcht macht e Raaß do un do hih, do raaſt er net for ſey Bläſihr wäje, ſonnern des hot ſey bolitiſche Raube. Vaſtehn Se? So is-es mit Allem.

Datterich.

Was Sie awwer aach ſo genau unnerricht ſinn!

Dummbach.

So is-es mit Allem. Zum Beiſchbiel : Die Franzoſe vagrehßern ſich uf Unkoſte annerer unfiveliſirder Nazione in Afrika, um de Ruſſe de Wähk nooch dem Kaukaſus obzuſchneide. Allgemei hehrt ma von Iwwerſchwemmunge; die Viktoria hot dahfe loſſe, un, wann ich mich net err, die Gloria aach; ferner : Alles riſt't; die Franzoſe hawwe Geil im Vogelsberg gekaaft, un der Kenig von Werdemberg ſchickt erbräß Leit nooch Perſie, daß ſe Geil hole. Mahne Sie, all' dieſe Ereigniſſe wehrn ſo per Zufall?

Datterich (der ſehr aufmerkſam zugehört hat, zuckt die Achſeln).

Ja, da leßt ſich Manches driwwer redde.

Dummbach.

Alleweil werd Babris inwennig un auswennig mit Fordifikazione vazingelt, daß Kahns eninn un eraus kann — ich wahß net, wieviel Thern's ellab gäwwe — Dann — (Datterich verräth Zeichen der Ungeduld.) — Dann — hehrn-Se mich aus. — Der Don Kallos ſitzt in ſeim Frankreich un die Chriſtine in ihrm Neapel; (nimmt eine Priſe) in Erland ſinn die Leit des ewig Kadoffelfreſſe mihd, weil-en der O'Connell geſagt hat, es gehbt noch beſſere Speiſe : die Schwäwelfrag mit Neapel is zwar ſo weit erleddigt —

Datterich (höflich unterbrechend).

Die Großzimmerer ſolle e Geſandſchaft geſchickt hawwe : ſie hette dorch die Streichfeierzeige ſchon ſo viel Schade, un wehrn rujenirt, wann aach noch der Schwäwel ufſchlage deht.

Dummbach.

Des is mer unbekannt. Allein in der Schweiz balge ſich die Herner mit de Klaue erum; in Hannover is mer mit der Verfaſſung noch immer in unwilliger Beziehung; in Pordegal hat mer neierdings Inſurgente endeckt : — Wann mer nu Des all zuſamme nimmt : — was halte Sie von der Sach?

Datterich.

Schlimm, ſehr ſchlimm, uf Ehr.

Dummbach.

Während dem Des vorgeht, ſitzt der Sultan in ſeim Diwan un lacht ins Feiſtche. Der baßt blos druf, bis ſich ganz Eiroba an de Kepp hot: dann kimmt er. Mir erläwe's net, awwer ſie wern ſähe, daß ich recht hob: in funfzig Johr ſinn mer all Derke!

Datterich.

Der Deiwel, do derfe mer ja kahn Wei mehr drinke!

Dummbach.

Wos halte-Se iwwrigens von der ſpanniſche Fraag?

Datterich.

Ja, da wahß kah Staatsmann e geſcheit Antwort druf.

Dummbach.

Ich wahß es awwer: des werd noch gedahlt, wie Bole. Dann in Algier —

Datterich.

Vazeihe Se, ich hab ebbes Nehdiges mit eme Herr dort zu redde — mer ſetze nachher des intereſſante Geſpräch fort. (Datterich und Schmidt gehen an den andern Tiſch.)

Spirwes.

Hot er Ihne de Sack voll Broſezeihunge gäwwe?

Datterich (ſetzt ſich).

Ich hob ſatt. Awwer, meine Herrn, wolle mer net e Bieje in Wolfgang Reiters zwei un dreißigblätterige Gebetbuch blättern?

Bennelbächer (kurz).

Ich ſpiel net.

Datterich.

Korjos. No, da vertreiwe mer uns die Zeit mit unnerhaltende Reddensarte. Was gilt alleweil e Vatzelaabche?

Spirwes.

Frooge Se, wos e Vatzeſtrik koſt, ich kaaf Ihne ahn.

Bennelbächer.

Sie wehrn e wohrer Zierrath for en Galje.

Datterich (mit einem Blick auf Schmidt).

Bſcht! Menaſchirn Se ſich, Freind!

Bennelbächer.

No, es wor gut gemahnt.

Frau Dummbach (zu Marien).

Sie howwe ſchunt die zwaht Budell.

Marie.

Un der Schmidt hot-ſe alle bahd bezahlt.

Dummbach.

Von dem Menſche muß er ſich loſſe, obwohl er ſehr verninftige Einſichte in der Bolidik hot, — ſunſt —

Frau Dummbach.

Do kann er ſei poor Kreizer los wern.

Datterich.

In Nirnberg werd iwwermorje e Selbſtmerder gekeppt.

Spirwes.

Ja, dort ſinn ſe ſchwernothsſtreng.

Datterich (zu Bennelbächer).

Hawwe-Se aach Ebbes for des Hermannsmonement unnerſchriewe?

Bennelbächer.

Wann ich des Geld zu freſſe hett! Mir ſetzt aach Kahner ahns, wann ich emol doht bin.

Datterich.

Sie läwe im Gedächtniß von Ihre Freind, da braucht mer kah Monement.

Spirwes.

Warum will mer dann Dem zwah ſetze?

Schmidt.

Wie ſo zwah?

Spirwes.

In Maiuz ſteht ja ſchon ahns; es wor doch Der, wo die Buſchdawe erſunne hot?

Datterich.

Nein, liewer Freind, des war e ganz Annerer: Der hat Deitſchland befreit.

Spirwes.

Ganz wohl, des wiſſe mer aach, awwer er hot Blicher gehaaße, des wor der Maſchall Vorwärts.

Datterich.

Aach net. Der Hermann hat vor lange Zeite gelebt un hot die Remer abkameſolt.

Bennelbächer.

Ich will nix von dene Monemente wiſſe. Ich war in Gernſem, wie ſe dem Schoffer do ahns geſetzt howwe: Gott, wann ich noch droh denk! Mer hot gemahnt, der Deiwel hett ſein Sack mit Menſche ausgeleert gehatt: Alles wor der Ihne ſinde-deier un for ſei Geld hot mer net emol ebbes krije kenne. Mei Frah is mit Ahm Schuck hahmkumme un mir hat ſo e Rheiſtejjel mei Peif aus dem Maul geſtoße, daß ſe kabutt gange is. Ahmol bei eme Monement un net mehr.

Spirwes.

Do howwe-Se ganz mei Reljon.

Datterich.

Sie ſinn mer ſcheene Padriote! Wann der Hermann net gewäſe wehr, do hette die Remer Deitſchland ganz unerjocht.

Schmidt.

Alleweil dehte mer vielleicht ladeiniſch ſchwätze.

Bennelbächer.

Des wehr recht gut, do deht mer doch aach dene Advekate ihr ladeiniſche Brocke vaſteh.

Dritte Scene.

Die Vorigen. Zwei Spielleute, ein Geiger und ein Clarinettenbläſer treten auf.

Schmidt.

Des is dem Paganini ſei Bruda.

Datterich.

Wos? Ei der kann's noch beſſer; dann dee Paganini geit blos uf ahner Seit; un Der uf drei.

Spirwes.

Ja, un gibt's doch wolfeier.

Bennelbächer.

Mer wollen-en en Groſche gäwwe, daß ſe ufheben.

Marie (zu ihren Eltern).

Horcht-er? ſie ſpiele en Kerwewalzer, den how-ich uf der Beſſunger Kerb vorm Johr mi'm Kall gedanzt.

Frau Dummbach (zu ihrem Mann).

Er laut faſt grood, wie der Straußiſch Walzee, der uf unſerer Hochzeit geſpielt worn is.

Datterich (u Schmidt).

Hawwe-Se kahn klahne Groſche? Ich mehkt net wächſele laſſe.

(Schmidt gibt ihm den Groſchen.)

Datterich (zu den Spielleuten).

He! Bſcht! Freind, mit Eirer Gei!

Der Geiger (kommt näher).

Solle mer emol ſpiele: „in der Stadt Mainz war ein Soldat?“

Datterich

Ich wollt, Ihr wehrt bei em. Da is e Groſche: wann-er gar net geſpielt hett, herr-er ſechs Kreizer leickt.

Der Geiger (ſteckt den Groſchen ein).

Sie vaſtehn ka Kunſt.

Datterich.

Gebt uns e ſterker Drommelfell, dann vaſtehn mer-ſe eher.

(Der Geiger geht brummend an den andern Tiſch.)

Dummbach.

Ihr hobt eier Sach recht gut gemacht. Da! (gibt ihm Geld.) do dafor ſpielter uns noch de Lauderbacher.

(Die Spielleute beginnen ihre Muſik wieder.)

Datterich.

Trink-Se ſchnell aus, meine Herrn, die Kerl geie un bloſe uns de Eppelwei noch ſauerer. (Hält ſich die Ohren zu.) Wann ſe ufhern, meine Herrn, ſage ſe merſch, dann ich hab mei Ohrn net geſtohle.

Spirwes.

Wos der Kerl an ſeiner Klanett kaut!

(Datterich fängt an zu pfeifen.)

Der Geiger (tritt giftig auf ihn zu).

Uhze Sie ſich mit annern Leit, wann-Se wos wiſſe wolle! Gucke-Se en annern Wähk, wann-Se unſa Spiel net hehren wolle odder ich haag Ahm die Gei uf die Badderie, daß er des Zawwele krickt, Sie —

Datterich (kaltblütig zu den Andern).

Guckt emol de beleidigte Kinſtlerſtolz! (Zu dem Geiger.) Ich will Eich emol en Roth gäwwe: kinftig fihrt als Bahwoll nach un dahlt-ſe an die Zuherer aus, eh-Er mit Eierm Concert ohfangt, dann werd ſich kahner die Ohrn zuhalte, mei liewer Krazmichel.

Der Geiger.

Sie ſinn mer vieler zu ſchlecht —

Datterich.

Geit Eich hahm und vaderbt des Wetta net!

Schmidt.

Laßt Eier Grobheite un geht Eiern Wähk!

Datterich.

Macht e Paus, Liewer, die hehr ich von Eich am Allerliebſte.

Der Geiger (boshaft).

Jetzt grood net. (Er winkt ſeinem Begleiter und die Muſik beginnt von Neuem; Datterich hält ſich die Ohrn zu; die Muſikanten gehen ſpielend ab.)

Datterich (ruft ihnen nach).

Halt! Kommt iwwermorje zu mer, ich hab Meis in meiner Stub, Ihr ſollt mer e halb Stunn muſezirn, daß ſe kabutt gehn!

Spirwes (zu Datterich).

Der hot Ihne emol de Krage erausgemocht.

Bennelbächer.

Ich hett merſch von ſo eme Bellmann net gefalle loſſe.

Datterich.

Was wollt ich dann mit-em mache? So e Menſch is kah Gäjeſtand for mein Zorn: je mehr ſo Ahner um ſich ſpeit, deſto mehr Spaß macht mer'ſch. So wollt ich's grad hawwe.

Dummbach.

Mer mahnt Wunner, wos der for e diffenſil Gehehr hett. Der Mann hatt ganz Recht: ich loß mer aach mei Mettjeh net ſtumpirn.

Frau Dummbach.

Es zickt owwer do, wie all nix guts. Mer wolle uns liewer in e Stubb ſetze.

Marie.

Ja, ſonſt howwe-De morje widder en Backe, ſo dick.

Dummbach.

Mer mahnt, ihr Weibsleit wehrt von merwe Daaig. No, ſo kummt!

(Sie gehen ab.)

Datterich (zu Schmidt).

War des diejenige, welche —

(Schmidt nickt mit dem Kopfe.)

Datterich.

Nei iwwel. Wann's Ihne Spaß macht, will ich Ihne emal morje e Mädche

weiſe — es is e Bäsche von mer : da gucke Se ſich die Aage blind, un, wos des Beſt is, ſie hat Majes und ihr Vadda ſitzt im Gemahnderath.

Bennelbächer.

Herr Datterich, ich hab kah Geld mer bei mer, wolle Se mer gefelligſt die nein un dreißig Kreizer gäwwe, wo Se mer am vawichene Mondaag ſchullig gebliwwe ſinn?

Datterich (ſtellt ſich, als höre er es nicht).

Der alte Dummbach is werlich der greeßt Zeidungsna(rr), den mer zwiſche-m Rhein un Mai finne kann.

Bennelbächer.

Guck, do will des Oos nix hehrn!

Datterich.

Meine Herrn, ich ſtimm davor, daß mer noch e Bisje uf's Dippels Hof gehn, do is äwe e Bergſträßer, der ſucht ſeines Gleichens, uf Ehr.

Bennelbächer.

Wann ich mit ſoll geh, do gäwwe-Se mer die bewußte nein un dreißig Kreizer.

Datterich.

Des hätt ich vageſſe. No komme Se nor, uf dem Dippelshof ſolle Se's hawwe — (Zu Schmidt). Sie gehn doch aach mit uns?

Schmidt.

No ja; eigentlich ſollt ich mich e Bisje mehr um de Herr Dummbach bekimmern, er hot gern, wann ich-en e Bisje unnerhalt.

Datterich.

Wann-Se e Zeidung wehrn, hett-er Ihne noch liewer.

Spirwes.

Warum ſoll dann net do gebliwwe wern?

Datterich (deutet hinter die Couliſſen).

Dort gucke-Se! Kenne-Se Den?

Spirwes (ſteht ſchnell auf).

Der Deiwel, des is jo der grob Bengler. Alleh, meine Herrn, dem mag ich net in die Kralle falle.

Datterich.

Haw-ich's net geſagt? Der kennt Ahm die Seel aus dem Leib reiße un mit Fihße druf erum drähte, ſo en Gift hat er, wann mer emal e Rechnung e halb Johr lenger ſteh leßt. Wos e Glick, daß er uns net kennt, dann es is e ſchähler Giwick.

Spirwes.

Ja, Gottlob, uf zwanzig Schritt kann er en Menſche net von eme Schaaf unnerſcheide.

Datterich.

Es giebt Menſche, bei dene kann ich aach de Unnerſchied net finne, un wann ich an ihrer Seite geh. (Er geht an Spirwes Seite nebſt den Uebrigen ab.)

(Der Vorhang fällt.)

Ende des zweiten Bildes.

Drittes Bild.

Fünfte Scene.

Datterich (allein).

Wann Kahns mehr an de Koborjer valohrn hat, als wie ich, do macht gewiß Kahner Bankrott. Mir zu Gefalle hette alle Ferſchte von Eiroba ihr Minz erunner ſetze derfe, dann ich hatt nix, ich hob nix un wer nix hawwe. Geh emol her du ohrm Greſchje! (Zieht einen Koburger aus der Taſche). Gell dei Herr Vadda will nix von der wiſſe un die Zeit is der lang worn in dem Sack, wo de gor kah Kamerade haſt? No, wort, Herzje, ich bring dich doch unner die Leit, du ſollſt e luſtig Herrſchaft grijje, ich geb dich de Muſegande. (Er betrachtet den Groſchen mit Rührung). Dreeſt dich mit mir! Bei uns Menſche geht's groob ſo: wann mer unſer Dienſte gedah hawwe un mer ſinn iwwerflüſſig, do degradirt mer uns aach, un mer gelte aach net mehr ſer voll, auſſer im Werthshaus, un ſelbſt do helt's manchmol ſchwer, bis mer's dazu bringt. (Nach einer Pauſe). Was for en Dreeſter werd mer dann der Himmel heit ſchicke? Der Schmidt, — des is e guter Menſch, mit dem muß ich mich halte. Ich muß mich em nothwennig mache: er muß ſich in mei Bäsje verſchamerirn, dann is mei Spiel gewunne, dann kann er mich net enbehrn, un ſo em Verliebte kimmts uf e Poor Flaſche de Daak net ah. — Der Deiwel — do kimmt owwer Ahner der Drepp eruf gedappt, den kenn ich an ſeim Gang — — des is wahß Gott der unheeflich Bengler! Heiliger Bafanueius, ſteh mer bei! (Läuft umher). Der Kerl is im Stand un haagt mich in meim eigene Kwatier — ſo Schuſter ſinn des Deiwels — Kah Rijjel — nix do! — Halt! — An eme Kranke werd er ſich net vagreife! —

(Er bindet ſich ſchnell ſein Schnupftuch um den Kopf und wirft ſich auf's Bette. Es klopft mehrmals heftig an; er antwortet mit lautem Stöhnen).

Sechſte Scene.

Datterich mit gebrochenen Augen auf dem Bette liegend, Bengler.

Bengler.

Lickt die Eil noch uf der faule Haut! Gäſtert widder voll gewäſe, he? Des Geld verſoffe, ſtatt mich zu bezohle?

Datterich (ſchlägt die Augen wieder auf).

Ach lieb Großmutta — ſinn-Se widder do aus der Derkei?

Bengler.

Wos, Kerl! Sinn-Se noch voll? Ich will Ihne begroßmuttern! Mei Geld — odder — Sie wiſſe, wos ich Ihne gedärmt hob.

Datterich (breitet die Arme aus).

Komm' an mei Herz, Hulda! Was willſt du, ſchwatzbärtiger Krieger? Willſt du mir vabieten, auf dem Deppich der Nadur zu wandeln?

Bengler.

Er helt mich in ſeim Suff vor en Teroler, weil er von Debch ſchwätzt. Wort, Oos, ich will dich nichtern mache! (er rüttelt ihn). Geld will ich, odder Ihr Buckel ſoll mer'ſch bezohle!

Datterich
(mit einer durch das Rütteln abgeſetzten Stimme).

Es lijje jetz Bi-i-i-ihrn — genug — hunne — wos for e Bech — wann Ahns kehmt — Schiddel doch — des ohrm Be-em-che net — ſo! Schorſch — du iwwer — dreibſt's!

Bengler (tritt verwundert zurück).

Er muß doch net voll ſei. Entwedder is er meſchukke odder leit er im Fiewer.

Datterich (ſcheint zu ſich zu kommen).

Dreier Freind, Alonſo, kanſt-de mer zwah breißiſche Dahler lehne? (Schwach). Du willſt mer die Auge zudricke?

Bengler (wüthend).

Herr! — Nor net geſtorwe, dann do kennt ich aach mit zor Leicht gehn: erſcht bezohle-Se mich, dann kenne-Se in Gottes Nohme mache, wos Se wolle.

Datterich (ragirt wild mit den Armen).

Verräder, willſt du deinen Judasſold? Nimm dieſen Edelſtein aus Perſiens Krone! (Matt). Ha — ich ſterbe!

Bengler (in der Stube umherlaufend).

Do leit des Laſter jetz un is am Obſtattern! Net genug, daß er im Läwe die Leit um ihr Sach gebracht hot: — er balwirt-ſe noch dorch ſein Doht! — (Grimmig den Stock ſchwingend). Wos deht ich-en ſo gern haage, awwer er ſpihrt doch nix mehr un es wehr aach net ganz menſchefreindtich. (Stürzt an's Bett). Awwer wort, wer mer nor widder geſund, do will ich der'ſch weiſe! (Er ballt die Fauſt und geht ab).

Datterich

(ſpringt auf, ſchägt einen Entrechat und dreht ihm eine Naſe).

Grob biſt-de, awwer doch noch net geſcheit genug! Wie mich der Limmel hett ſchmeiße wolle, hett ich mich doht geſtellt, wie e Kläwwer, do wehr-er gewiß zurickgehuft.

Hett ich nor mei Stiewel von dem Doſeſchuſter: der werd aach ſchon widderſpenſtig. Do ſtehn mei un ſperrn die Meiler uf. (Es klopft an). Is dann heit der Deiwel ganz los? Awwer vor de Annere fercht ich mich net. Entrez!

Siebente Scene.

Datterich, Schmidt.

Datterich (mit offenen Armen).

Des is Recht! Wort gehalte! Wo komme-Se her?

Schmidt.

Von daham. Ich wollt Ihne zu eme Spaziergang abhole, es is heit ſo ſchee draus.

Datterich.

Glei Deierſter, ich will mich nor e Biſje ohrappele. (Er kleidet ſich an). Stäckt Ihne des ſchee Mädche noch im Kopp? Wann-Se Ebbes an ſe auszurichte hawwe, ich beſorg's Ihne.

Schmidt.

Ach, do des Eyche?

Datterich (indem er den Rand ſeines Hutes mit Tinte ſchwärzt).

Sie is ganz verna(rr)t in Ihne.

Schmidt.

Loſſe-Se's emol vor der Hand ſei; — ich hab driwwer nochgedocht — der Wei war mer e Biſje im Kopp —

Datterich.

No, mer redt nor daoo. (Kommt an ſeine Stiefel; höchſt verwundert.) Ei der Deiwel! Jetz gucke-Se emol die ſchlechte Schuſter! Vor verzeh Daag vorgeſchuht: —

variſſe! Ja un glahwe-Se, ich kennt mei annern drei Poor krijje? Des ſinn wohre Landlijjener, die Schuſter! — Wos mach ich? — Ich kann net vor die Schwell.

Schmidt.

Wiſſe-Se wos? Sie ziehe-ſe als eweil ob un gehn mit mer hahm, do gäww'-ich Ihne e Poor von meine, wann ſe Ihne baſſe.

Datterich.

Ja die Schuhmacher, die howwe e Gewiſſe, des läßt ſich ziehe wie Bech. (Zieht die Stiefel an.) E ſchee Fußwerk! Awwer ſo was ſchenirt en große Geiſt net. Komme-Se, Sie gehn uf meiner rechte Seit un bedecke mit chriſtlicher Lieb mei Bleeſe. Auf nach Sewillja! (Beide ab).

Mundart der Bergſtraße.

Kinderlied.

(Mundart in der Gegend von Alsbach.)

Stork Stork Stane,
Fligk iber Hane,[1]
Fligk iber's Bäckerhaus,
Gukke drei Boppe[2] 'raus,
D' An' ſpinnt Seide,
Die Anner' wickelt Weide
Die Dritt' gibt on 'n Brunne,
Hot e Kindche funne;
Wie ſoll's haaße?[3]
„Hokkete Hokkete Gaaſe."
Wer ſoll's hebe?
„Der Bäcker odder der Peter."
Wer ſoll die Winnete wäſche?
„'S Kathche mit der Lappentäſche."
Stork, Stork, Stork!

1 Hanau. 2 Puppen.

3 heißen. — Melodie: Erk's deutſche Volkslieder. 2. Band. 3. Heft. Nr. 56.

Frühlingslied*).

Summer, Summer Maaje!
Die Hinkel[1] lege die Aajer;
Sie lege ſe hinner's Loch,
Do finne mer[2] ſe doch!
Ha ri ro,
Der Summer der is do!
Bretzel drein, Gillewein,[3]
Alle gure Sache 'nein!
Staab aus! Staab aus!
Dem Winter gehn die Aage aus;
Sie ſeilen uns die Blumen,
Sie bringen uns den Summer!
Ha ri ro, der Summer der is do!
Frau Mutter is en' brave Frau,
Sie gibt uns was aus ihrem Haus:
Aajer eber[4] Speck,
So gehn mer gleich eweck.[5]

*) Dieſes Lied ſingen die Bergſträßer Kinder zum Beginn des Frühlings. Mit einem von bunten Bändern ausgeſchmückten Tannenſtrauch in der Hand ziehen ſie von Haus zu Haus, und erhalten von den Leuten allerlei Geſchenke, als: Eier, Speck u. dergl.

1 Hühner. 2 wir. 3 Guldenwein, d. h. vom beſten Wein.

4 oder. 5 weg. — Melodie: Erk's deutſche Volkslieder. 2. Band. 2. Heft. Nr. 36.

Mundart des Odenwaldes.

Bemerkungen eines Odenwälder Bauers über Frack, Hut und Kappe.

Ein Odenwälder Bauer, der früher die Tuchmacherei im Kleinen getrieben hatte, hörte den Artikel: „Weg mit Hut und Frack", aus Nr. 55 des Allgemeinen Anzeigers, der mit Held unterzeichnet war, laut vorleſen. Da läßt er ſich alſo vernehmen:

„Meinad [1] der Held muß doch e ganzer Kerl ſein, daß er ſo üwer die garſtige neumodiſche Hüt, Hoſe un Kappe losfahre thut; do dott er owwer ach ganz recht, do is awwer Niemand dro ſchuld, als wie die Spitzbuwe Fawerikke; zeerſcht hawweſe dene orme Duchmachercher 's Broud vorm Maul weckgenumme und hawweſe kabut gemocht, dernot hawweſe die ſchäine kortze un enge Hoſe un lange Strümp un die houche Stiwwel obgebrocht un hawwe lange und weite Hoſe ufgebeocht, daß jo die Leut recht viel Duch brauche un die Strumpwewer ag nix mäi verdiene, un ganz zeletſcht hawweſe jetz ehr Dücher ſo dünn gemoocht, daß mer ahm dorch die Hoſe 's Käſebroud im Leib ſicht, awwer des wor en als noch net genunk, ag die Hutmacher wollte ſe verderwe, und deswege hawweſe die garſtige düchene Kappe un die babirne Hüt ufgebrocht, un die Fräck ſin nor dodevor do, daß auer mäi [2] Röck hawwe muß. Mäi [3] Dreiſpitz-Hut des is doch ag e Kleidungsſtück vor de Summer un vor de Winder, un vor de Sun un vor de Rege, un die hätt mer loſſe ſolle; die kan mer uffchloge, ſchäi [4] unnern Orm nemme un kan en ſchäi ohpacke, wan mer en Serwiteur mache will, ſoll ahm die Sun net ins G'ſicht ſcheine, ſou ſchläigt mern uf aner Seit runner, un regents odder ſchneits, ſo mächt mer en ganz runner, un do is mer im Knick un im G'ſicht g'ſchützt."

---

1 bei meinem Eid. 2 mehr. 3 mein. 4 ſchön.

Tanzreime aus Lindenfels.

1.

Häww' e gor ſo ſchein Schätzel,
Wanns nor e ſo bleibt,
Unn ſo ſtell ich's vor's Zinſchter
Unn ärger die Leit.

Häww' e gor ſo ſchein Schätzel,
Awwer reich is es net,
Unn was batt mich der Reichthum
Beim Geld ſchlof ich net. —

Mein Schätzel is fort
Unn will nimmein kumme,
Unn der Stock der ſteht noch
Unn trägt widder Blumme.

Wann alle Leit heiern,
Do heier ich a,
Unn do heier ich mein Modder,
Do häww ich e Fra.

Die Linnefelſer Mädchin
Sein gor e ſo klug,

Unn ſie gewwe ihr Hoor
Zor e Franzehalsduch.

2.

(Aus Glattbach, einem nahe gelegenen Dorf, kommen Bauernmädchen um auf der Lindenfelſer Kirchweih zu tanzen, aber ſie finden keine Tanzer und die eiferſüchtigen Lindenfelſerinnen, die ſich noch dazu dem „Landvolk" gegenüber als Städterinnen fühlen, höhnen ſie alſo:)

Die Glattbächer Mädchin,
Stein draus vor der Deer.
Unn ſie trete die Buwe:
Danz a e mol mit meer!

Sie kenne e weil trete,
Sie kenne e weil ſtein,
Denn die Linnefelſer Mädchin,
Die danze zu ſchein.

Der Lindenfelſer Burſch geht über Feld und ſingt:

Wenn ich nach Michelbach geh,
Schwenk' ich mein Hütel in d' Höh'!
Wann ich ſtüch nauſe kumm,
Schau ich mich rumdidum —
Seh ich wol Lindefels ſtein,
Awwer mein Schätzel nimmein.

Reeſe-Rapport vumme Dorewäller Bauer über die Eiſebahn vunn Mannem uff Heerelbergk.

Potz Sapperment, was meent er, henn[1] ich g'ſehe!
Ich weeß noch gar nit, wie mer is geſchehe.
Die Eiſebahn iſſ gange, deß tobt eich verzehle,
Deß iſſ e Herewerk, es kann ſich gar nit fehle.
Wie ich de Zins 'em Herr Geheimerath gebrocht, —
Er will mit 'm Reſcht noch waarte, — hot er g'frogt:
Ob ich die Eiſebahn aach ſchunn geſehe hett,
Heut ging ſe aan, 's wär Schaad wann ich's verſeime deeth.
Ich denk', deen Weegk will ich mich nit verdriehe loſſe,
Unn geh' vorr's Mann'mer Thor, aach anzeſeh'n die Boſſe.
Kotz Blitz, was henn ſe doo Gebäuer uffgeſtellt!
So groß unn lang, deß koſcht gewiß e Heeregeld.[2]
Der Bahnhoof heeßt's — der Langezell'r iſſ nicks dergege, —
Na, denk' ich, du gehſcht 'nein, doch war ich ganz verlege.
Gleich kummt ſo Eener her unn jagt mich keck enaus,
Doch Herre, häw' ich g'ſehe, die loßt mer ein unn aus.
Mir[3] g'ringes Bau'revolk ſteh'n üw'rall hinne draan.
Ich guck mich um unn denk: du kumnſch wu annerſcht aan.
Ich geh de Bau enunn'r unn uf die anner Seit'.
Doo baſſe ſe. Uff eenmool awer heeßt's, es kummt!
Horch, was war deß e Piff, horch, horch, wie's ſchnauft unn drummt!
Doo iſch's, — verſchrocke bin ich, die Wohrheet eich ze ſaage.
Dann 's kummt im volle Laaf e großer ſchwarzer Waage;
Nit annerſcht hott's mich g'mahnt, ats wie e Ungeheu'r,
Dann vorn' unn hinne 'naus ſpeit's an eem Stück fort Fei'r.
Unn was mich heut noch wunnert, 's geht ſo flott,
Ganz ohne Ochſe, Geil, ganz ohne „haar unn hott"![4]
Unn wie geht's? Langſam eerſcht, dann awer peilgeſchwind,
Wettrenne, wärrlich! könnt's mit jedem Werbelwind,
Unn hinne hängkt e ganſſi Reih' vunn Wähe[5] draan,
Mit Leut unn mit Gepäck. Vivat die Eiſebahn!
's iſſ in 're Vertelſtuun in Mannem, gelt die Wett?
Wammer[6] noor aach derzu, wie Ann're, Batze hett!
Ich meecht eich gar zu gern emool ſo mitkutſchiere,
Doch unſereens därf nit vunn ſoo was proffetiere.
Doo mitzefahre, muß erſchrecklich deier ſein,
Neen, deß iſſ nicks vor Een, der trinkt noor Batzewein.
Aach iſſ es Deiwelswerk, do könnt' mer leicht ſeeht dappe
Ich reit uff Heeretbergk unn heem uff's Schuſchters Rappe.
E kleeni Bierwerthſchaft iſſ bei der Eiſebahn,
Mit erre[7] ſcheene Summerwerthſchaft neewe draan.
Doo ſchteht was druff vunn "Reſcht", verſchtanne häw' ich's nit,
Was eſentlich dann vor e Reſcht gemeent iſſ mit.
Ich b'ſtell m'r e Schoppe Bier unn duh zwee Kreiz'e eraus.
Doo heeßt's: he, guter Freund, drei Kreizer koſcht'r doo haus.[8]
Aha, denk' ich mer glei, ſo werrd m'r[9] g'macht geſcheid,
Jetzt iſſ mer's aach ganz kloor, was doo der „Reſcht" bedeit.
Doo häw' ich ſo nit gaar e kleeni Schtuun geſeſſe,
Unn zu meim deire Bier e Käſebrod gegeſſe.
Doo heeßt's mit ernemmoot: horch, horch, ſie kummt retour,
Unn richtig kummt ſe her peilſchnell die Rexefuhr.
Knapps iſſ ſe nooh bei eem — unn in eem Hui vorbei.
Deß Dings iſſ nit ganz juſcht, — es ſtreeft an Zauberei.
Wann's gut geht, toww' ich's, — mich macht's duſ'lig ganz unn dumm,
Meer faahrt die Eiſebahn tuſchur[10] im Kopp erumm.

1 habe. 2 Heidengeld. 3 wir. 4 in der Fuhrmannsſprache: links und rechts

5 Wagen. 6 wenn man. 7 einer. 8 draußen. 9 man. 10 franz. toujours.

Geſpräch zwiſchen einem Forſtmeiſter, einem Bauer und ſeiner Frau.

Bauer. Gu'n Tag, Herr Forſtmaſter.

Forſtmeiſter. Sezt euch.

Bauer. Mit Verlaab.

Forſtmeiſter. Wie geht es euch?

Bauer. 's is mer net ſo recht räächt [1] un ſchun a Weil. Mei Geblüts is mer ſau uffrühriſch un 's ſtäßt mer deck [2] uff, daß mer, mei Ad! [3] der Herzbennel ordentlich krache thut. Ich heb' mer a ſchun brauche [4] ſoſſe, 's hot eberſt [5] nicks gepatt [6] un des Apethekersſaches kun [7] ich net nemme.

Mer hobe a en Oleigents [8] an en, Herr Forſtmaſter. Ma Fra ſoll's em emol verzeile.

Bäuerin. No, ſau horch er emol! Am Suntag ſein mer [9] in die Kerch gange. Mei Herle [10] un mei G'ſchwei [11] worn ach derbei. Do is ſei Woldförſter mit ſeiner [12] ach derzu kumme un hot zu mer geſat: Anlies, geſt [13] heb' ich dich uffgeſchriebe, weil de [14] Futter gemocht hoſt im Berkeſchlag.

Wos? heb' ich geſat, des red er net wie an rechtſchaffener Mann; un wenn er mer ſau kömmt, ſau will ich en ſau zu Schanne moche, daß kan Hund mei [15] an Stick Braut von em nemmt. Mant er, ich wißt net, daß er en Aichbaam unberuffe geholt hot zu ſeiner neue Hoffert? [16] Do is ebe [17] ſeine [18] uff mich drei un hot mer an Stuß uff die Mampel [19] gebe, daß ich met meim Nochtmolsmutze [20] ſchier uff die Molpertsbauſe [21] in die Wies geſtergt wär, un hot gegriſche: wos willt du, du willt mein [22] ſchlecht moche, reg dich norr, du mit deiner Hooranke, [23] or [24] ich geb' der ans in die Laffitte, [25] daß der die rauth Brüh iber dein Goſche [26] laſt. Sell [27] waas [28] jeder, daß an Haus net hält, wonn kan Holz derbei is, des mer unberuffe geholt hot. [29]

Do hot mich ebe der Zorn norr ſau in alle Lüfte gehobe, un wie ich ſe heb' an der Kartauſe [30] kriege un er [31] die Neſthaube [32] von eren Laispäd [33] runner reiße wolle, ſau is zu erem Gottesglück der Parre [34] kumme un hot Friede gebotte.

No wöll [35] ich en norr gebitt haun, [36] Herr Forſtmaſter, daß er dem Woldſchütz ſei Geſchreibſel net glabt. Daß ich im Berkeſchlag grwäſt wär, ſell is meiner Seil! gewiß un wohrhaſtig erſtunke und erloge. Ich heb' norr ſo an klan Biſſel nebrümm [37] gegraßt.

Forſtmeiſter. Gut, ich werde die Sache unterſuchen; aber ihr und der Waldſchütze liegt auch immer in den Haaren.

Bäuerin. 's is wohr, etter [38] ich will em ach ſoge, worüm. Guck er, des Woldſchütze ſeine is de hoffährtigſt un rachgierigſt Fra im ganze Dorf. Weil ehr Mann an Schütz is, ſe mant ſe, ſe wär's; [39] un wonn ſe mer on meim Acker or on meim Gorte vorbeigeit, ſau ſtrüppt ſe mer 's Korn ob, or röppt [40] mer mei Planze aus un trägt ſe ham. [41] Ich heb's ach 'em Borgermaſter ſchun vörgeſchmuſſe, etter der hot's mit ehr, [42] un ſchneit mer an G'ſicht, als gotterſprich [43] ich wär ſchold.

Forſtmeiſter. Wie geht es ſonſt?

Bauer. A, 's geit als ſau anne! [44] Daß die Fraun [45] un der Zeern [46] uffgehobe ſin, ſell gefällt de Leut recht. Vorgeſt is der Grof ze reite kumme. Deß muß mer etter ſoge, 's is gor an niederträchtiger [47] Herr. Er hot mit olle Kinn [48]

---

1 recht wohl. 2 oft. 3 bei meinem Eid. 4 d. h. ſympathetiſche Mittel. 5 aber. 6 geholfen. 7 kann. 8 Anliegen. 9 wir. 10 Großvater. 11 Schwiegermutter. 12 d. h. ſeiner Frau. 13 geſtern. 14 du. 15 mehr. 16 Hofreithe, Hofſtätte. 17 aber. 18 d. h. ſeine Frau. 19 Brüſte. 20 Nachtmahlskleid. 21 Maulwurfshaufen. 22 d. h. meinen Mann. 23 Haarumſchlag im Nacken. 24 oder. 25 Geſicht. 26 Mund. 27 ſelbiges, ſolches, das. 28 weiß. 29 ein zur Beſchönigung des Holzdiebſtahls verbreiteter Aberglaube. 30 Schopf. 31 ihr. 32 eine etwas vornehmere Haube. 33 d. i. Scheiteln der Haare. 34 Pfarrer. 35 will. 36 haben. 37 neben herum. 38 aber. 39 d. h. etwas Beſonderes. 40 rupft. 41 heim. 42 d. h. hält es mit ihr. 43 wolle er ſagen, gleichſam. 44 an, hin. 45 Frohnde. 46 Zehnte. 47 d. i. teufliſcher. 48 allen Kindern.

geſprocht. In mei Hoffert is ach er kumme, hot im Stall geguckt, hot noch [49] ollem gefrägt un ich heb' ehm a [50] mein Heri un mein Staier [51] rausloſſe müſſe.

Itzert [52] bin ich ach noch Darmſtadt gecitirt geweſt, vun wege am Preceß. Obends heb' ich gedenkt, de muſcht doch ach emol ins Kumedie geihn, weil's doch ſau viel Geld koſte thut, wie de Leut ſoge. No, ſell wor otter [53] ſchoin, des muß wohr ſein. Ei, ei! wos hebe ſe do vor Strach [54] gemocht! Un ani [55] wor derbei, die hot ehr Sach ebe recht gekent. Die hot geſunge, es wor norr amol. Die is geſtiege, geſtiege wie an Lerche, is geſalle wie an Wachtel, un hot an Triller geſchloche [56] wie mei Ban. [57] Ha, ha, ha!

Kumm, Fra, mer wölle [58] ham.

Bäuerin. Wort noch an wink; [59] 's gewettelt [60] ſau grauſam.

Bauer. Itzert [61] hörts uff. Mer [62] müſſe fort. Ich heb' hait noch kan Mumbel [63] Braud geſſe, un's Vieg [64] werd ach de Wampe leer haun. [65] Der Herle [66] konn [67] net mee [68] füttren, er is ze liederlich [69] uff de Bane, un de Ochſebu hot de Ohrſchlechte. [70]

---

49 nach. 50 auch. 51 Namen, welche gewöhnlich den Ochſen gegeben werden. 52 kürzlich. 53 aber. 54 Streiche. 55 eine. 56 geſchlagen. 57 Bein. 58 wir wollen. 59 ein wenig. 60 ſtürmt. 61 jetzt. 62 wir. 63 Mundvoll. 64 Vieh. 65 haben. 66 Großvater. 67 kann. 68 mehr. 69 d. i. ſchwächlich. 70 Kinderblattern.

Geſpräch zwiſchen Hans Odel (Hans Adam), welcher Soldat in der Stadt iſt und zwiſchen Hans Jörg, der ihm begegnet.

(In der Mundart des Weſchnitzthales.)

Hans Odel. Ei gu'n Tag, Hans Jörg, wou kümmſcht du dann her ſou früh?

Hans Jörg. Ich kumm' alleweil vun Hammelboch, ich hew e Manne [1] voll Halebëiern [2] gelangt. [3] Näght [4] um zëihe Uhr bin ich mit mei'm Schwähr [5] die Berkſtroß awe [6] gange hieber.

Hans Odel. No, wos gitt's dann Neues deham [7] im Durewold? [8]

Hans Jörg. Ei wul, 's gitt mein Aad! [9] net veel. Dein *) Atzel [10] iß geſcht [11] verreckt, fällt mer alleweil bei, die wou [12] ſou ſchöi geplaurert [13] hot. Du hoſcht ſe hennemols [14] geſange, wie mer hewwe louſe [15] müſſe.

Hans Odel. Mein Atzel iß verreckt? Wëier, [16] deß dutt mer lahd.

Hans Jörg. Ja, ſie hot z'veel vun dem Veeh gefreſſe, wos dei'm Vatter kaputt [17] gange iß. Ich heb's glei geſoht.

Hans Odel. Mei'm Vatter ſein Veeh iß kaputt gange? Wos de [18] net ſëigſcht! [19]

Hans Jörg. Ja, all' mi'nanner! wie 'm 's Haus unn die Scheuer obgebrennt iß, do iß 's mit verbrennt.

Hans Odel. Herr Jeiſes! Mei'm Vatter ſein Haus iß obgebrennt?

Hans Jörg. Ja wärlich, wie dein Vatter doudt wor henn [20] ſe in der Noght die Ampel uff 'm Haborrem [21] ſteihn loſſe unn do iß Alles z'ſamme gebrennt.

---

*) In den Wörtern: dein, mein, ſein, ſchöin, ſteihn, zwein, houn, gedoun, wird das „n" als ein ſchwacher Naſenlaut ausgeſprochen.

1 Korb. 2 Heidelbeeren. 3 d. i. geholt. 4 geſtern Abend. 5 Schwiegervater. 6 ab, herab. 7 daheim. 8 Odenwald. 9 Eid. 10 Elſter. 11 geſtern. 12 welche. 13 geplaudert. 14 damals. 15 loſen. 16 fürwahr, auf Ehre. 17 todt, zu Grunde. 18 du. 19 ſagſt. 20 haben. 21 Heuboden.

Hans Odel. O du grouſser Gott! Mein Vatter iſt geſchtorwe!

Hans Jörg. J-ja, er hot ſich z'veel Breſchte [22] gemocht, weil dein zwo *) Schweſtern, dein Liſſel unn dein Greidel, alle baad [23] zwa Kinner kriekt houn, [24] zwein Buwe, unn wor bei ka'm [25] e Vatter dezu do. — Tröiſcht 'n Gott! 's wor e regtſchaffener Mann! Ewwer der Parre horr [26] 'm aach e ſchöini Leicheprerigt gedoun. Sunſcht waaß ich holt net veel Neues.

---

*) „Zwein" wird bei männlichen Hauptwörtern, „zwo" bei weiblichen und „zwa" bei ſächlichen gebraucht. Man ſagt z. B. zwein Buwe, zwo Schweſtern, zwa Kinner.

22 Kummer. 23 beide. 24 haben. 25 keinem. 26 hat.

Idiotismen und characteriſtiſche ſprüchwörtliche Redensarten der Provinz Starkenburg *).

In der Provinz Starkenburg, welche den Odenwald, die Bergſtraße und die Ebene zwiſchen Rhein und Main umfaßt, finden ſich die nachfolgenden intereſſanten Idiotismen und characteriſtiſchen ſprüchwörtliche Redensarten, zunächſt an einzelnen Wörtern: abpflapgen d. h. ſchlagen; aber d. h. arbeitſam; abkappen, abſtumpfen d. h. Jemanden mit Worten etwas ſo vorhalten, daß er ſchweigt; äbſch d. h. verkehrt; anlaufen d. h. übelwegkommen; anblaten d. h. anſtücken; anthun d. h. beheren, aber auch bekleiden; aufbrechen d. h. zum Reden bringen (z. B. brich ihm das Maul nicht auf, d. h. bring' ihn nicht dahin, daß er Dinge erzählt, die dir zum Nachtheil gereichen); auswiſchen d. h. Ohrfeigen geben; ſich aufblaſen d. h. großthun; babbeln d. h. ſprechen (beſonders von Kindern, wenn ſie zu reden anfangen, dann auch: Geheimniſſe verrathen); bampeln d. h. nachläſſig, herabhängen (die Kleider bampeln auf dem Leib); batten d. h. helfen („batt's nichts, ſo ſchadt's nichts"); beſabern d. h. ſich mit Speichel verunreinigen (daher: Sabermaul); Bettel d. h. geringe Habe; Bleſſe d. h. bei den Pferden der weiße Fleck auf der Stirne (daher: „er heißt Bleß", d. h. er hat einmal einen böſen Namen); brotzeln d. h. kochen, brodeln; puffen d. h. jemand mit den Händen (Fäuſten) ſchlagen; dapper d. h. hurtig, geſchwind; dick (oft) dickſatt d. h. vollkommen ſatt; (jemand dickſatt haben d. h. ganz überdrüſſig ſein); dußlich d. h. ſchwindlich; fegen d. h. viel tanzen, dann an vielen Orten in der Welt geweſen ſein, endlich: jemand ausſchelten; durchhecheln d. h. über einen Abweſenden Böſes ſprechen; durchſchwingen d. h. jemand mit Stock, Gerte oder Peitſche ſchlagen; Fraache d. h. Großmutter; fummeln d. h. ſäubern, reinigen; galern d. h. im Scherz mit einander raufen; Gackel d. h. ein Menſch, der ſich geckenhaft, poſſenhaft benimmt; gaafen d. h. fehlen (beſonders Kleinigkeiten); geier d. h. Futter verſchmähend (meiſt vom Hausthier gebräuchlich); Gickel d. h. Hahn; Gothe d. h. Pathe weiblichen Geſchlechts; Hährche d. h. Großvater; hapern d. h. Anſtände finden; holgen d. h. fortgeben; Hinkel d. h. Huhn (desgleichen ein furchtſamer oder einfältiger Menſch); kickeln d. h. unnöthigerweiſe oder auf eine kindiſche Art lachen; kollern d. h. ohne Urſache zanken; knollern d. h. Alles nicht recht finden; langen d. h. herbeiholen (aber auch ausreichen); luck d. h. locker (beſonders beim Backwerk); müll d. h. weich, mürb (beſonders beim Obſt); muckſen d. h. regen; mummeln d. h. von einer Sache, die noch nicht lautbar iſt, heimlich ſprechen (daher: „es geht in der Mummelung"); Obrſchlichter d. h. Menſchenpocken; otterfett d. h. ſehr feiſt; Pätter d. h. Pathe männlichen Geſchlechts; präpeln d. h. in Unmuth ſprechen; protzen d. h.

---

*) Vaterländiſche Berichte für das Großherzogthum Heſſen. Von G. W. Freiherr von Wedekind. Darmſtadt 1835.

ſchmollen (wenn 2 Perſonen aus unbedeutenden Urſachen nicht mit einander ſprechen); purzeln d. h. herunterfallen: rappelköpfig d. h. jeden Augenblick anderen Sinnes ſein; rappeln (von einem Geräuſch); rachgierig d. h. habſüchtig; rack d. h. ganz ermattet bis zur Gliederungelenkigkeit; rehe d. h. ſteif in den Gliedern (beſonders bei Hausthieren); rinſen d. h. eine Sache wiederholt zur Sprache beingen; rücheln d. h. eine Sache zur Sprache bringen, die ein anderer nicht geene hört; ſcheel d. h. ſchielend, einäugig; ſchepp d. h. ſchief, ungerade; ſchofel d. h. ſchlecht; ſteampeln d. h. mit den Beinen ausſchlagen; Schuſſel d. h. ein Menſch, der nicht viel überlegt und öfters unbedachtſame und närriſche Handlungen begeht, (das öſterreichiſche „Schuſſ'l" oder „Schußpartl"); ſchrankeln d. h. einen unſicheren Tritt führen, entweder in Folge einer Trunkenheit oder einer Keantheit; Tollpatſch d. h. ein Menſch, der ſich in ſeinen Bewegungen oder im Speechen ungeſchickt benimmt; Trappe d. h. ein Tritt, der ſich im lockeren Boden ſtark ausgedrückt hat; trappeln d. h. kurze Schritte machen (trippeln); Truckſer d. h. ein Menſch, der in allen ſeinen Handlungen ſehr langſam iſt; ſich tummeln d. h. eilen; tummlich oder dormelich d. h. täumlich, ſchwindlich; Unneressen d. h. das Eſſen zwiſchen Mittag- und Abendmahlzeit oder das Vieruhreſſen; vergeben d. h. vergiften (wie in Oeſterreich); verbabbeln d. h. eine Ungereimtheit begehen oder ſich dazu überreden laſſen, dann: Geheimniſſe ausplaudern; verkeumpeln d. h. zerknittern; verthun d. h. verſchwenden („auf einen Sparee kommt ein Verthuee"); ſich verthu'n d. h. ſich übereilen; verpraſſeln d. h. die Habe auf eine leichtſinnige Weiſe durchbringen; wackeln d. h. nicht feſtſtehn („es wackelt bei Jemand" d. h. die Vermögensverhältniſſe ſind im Verfall); Waſſem d. h. Raſen; wetterleiniſch d. h. träge; Windhaltung d. h. eine vorm Wind geſchützte Stelle im Freien (daher: „in der Windhaltung iſt es warm"); winſch d. h. verkehrt, verdreht 1) die Leiter iſt winſch d. h. die Leiterbäume ſind verkehrt oder haben ſich geworfen, 2) wenn ſich ein Menſch zur Arbeit ſchlecht anſtellt; wunſchlich d. h. recht munter und flink, ſchnell in den Bewegungen des Körpees. Chaeakteriſtiſch ſind folgende ſprichwörtliche Redensaeten: Er macht den Bündel noch nicht (er iſt noch nicht ſo arm, daß er nicht bezahlen könnte); er lacht in die Fauſt (freut ſich heimlich über eines andern Schaden); er kann eine Fauſt machen (er iſt wohlhabend und kann deßhalb etwas unternehmen); er kann die Hände nicht halten (er entwendet, wenn ſich die Gelegenheit dazu bietet); es gibt zerriſſene Hoſen (wenn die Sache ſchlecht ausfällt, wird der Schaden groß ſein); er will mit dem Kopf durch die Mauer (eine ſchwer oder gar nicht ausführbare Sache mit trotziger Beharelichkeit ausführen wollen); ee teägt die Kirche ums Dorf (er ſucht eine Sache auf Umwegen zu erreichen, die er auf näheren Wegen leichter erlangen könnte); er muß die Pfanne placken (er muß zuletzt die Schuld Andrer tragen); die Platte putzen (entlaufen); er iſt nicht ſaubee (es iſt ihm nicht zu trauen, entweder 1) wegen Unreinlichkeit oder 2) daß er die Mittel hat, um ſeine Abſicht zu erreichen); es hängt ihm auf dem Rücken (er iſt einer Sache ganz und gar überdrüſſig); wenn's an Bindriemen geht (wenn die Sache zur Entſcheidung kommt); er iſt nicht recht bei Groſchen (er iſt nicht recht klug); die Hand im Sack haben (beſtändig Ausgaben haben); wer nicht hinauskommt, der kommt nicht nach Haus (wer keine Eefahrungen gemacht hat, kann von keiner Sache ſprechen); flüchtig wie Haarpuder (recht ſchnell); er iſt nicht kapitelfeſt (er iſt nicht recht geſund); den Karren umwerfen, (Konkurs machen); jemand an der Leine laufen laſſen (jemanden herumnarren, wiederholt verſprechen und nichts halten); vor dem Zapfen wegläugnen (jemand in's Angeſicht eine Sache abläugnen); aus den fünf Nähten ſchlagen (jemand recht ſchlagen); es rappelt ihm in der Peerüke (er ſpricht etwas ganz Verkehrtes) er hat Steine (Dreck) im Sack, (er handelt falſch gegen Jemand, dafür auch öfters: er hat ſein Pulver nicht in einen Schuß geladen.

III. Rheinheſſen.

E Stickelche.

(Mundart von Bodenheim am Rhein, zwiſchen Mainz und Worms.)

Es wor emol e Märe,[1] des hot noch zwa Brürercher[2] gehatt, vun dene das ane gar ſo onartig[3] war. Dene hor[4] emol ehr Motterche e Labrod, e Stück Kees un drei funkelreßneue Penning gewe, un ſaat, ſe ſollt emol in Wald geh un Arbarn[5] blicke.[6] Des war'n ſe aach ſefrirre[7] un ginge enauſer. Wie ſe draus war'n, verlor'n ſe ſich vun enanner. Uf amol is e britzegroes (kritzegroes) Motterche kumme, un waaßde,[8] war das war? Des war die Motter Gottes. Do hot die Motter Gottes geſaat, wo gehſtde dann heene? Ei, Arbarn blicke. Un wos hoſtde dann do? Do ſaat das Märe: E Stück Kees, e Labrod un drei Penning. Do ſaat das Motterche: Willſtde net ſo gut ſei, un mer ah e Biſſi gewe? Worum dann net, ſaat das Märe. Das gure[9] Märe hot dem Motterche Alles gewe. Dodruf war des Motterche ganz erfraat[10] un ſaat: Weil de ſo brav warſcht, ſo will ich d'r e Schachtelche gewe; wann d' 's d'haam ufmachſt, ſo duhſtd'es iwer e weiß Leinduch[11] halle. Das Märe ſaat: Sa' Dank. Wie's dann haame kumme is, do hot's Schachtelche ufgemacht; uf amol ſin do drei wunnerſchene Engel mit blitzebloe Aa'e[12] un ſchene weiße Flüh'l erumgedanzt. Die hun[13] e Kranz vun Veilcher geflecht, hun'en uf ſein Kopp geſetzt un hun's dann iwer e Rehebohebrick[14] gefährt, ſchnurgrad in Himmel. — Unner d'r Zeit wor dem Märe ſei Brürerche noch im Wald Arbarn blicke. Un zu dem is e alter Mann kumme, da froot[15] d'n Bue, wo er heene geh un wos er bei ſich het; er meh[16] em doch e Biſſi gewe, dann er het ſo Hunger. Do ſaat dar jemerige[17] Bue: Was ich hun, brauch ich for mich. Da is das Männche argerlich wor'n un ſaat: Sehſtde, ich bin dein Harrgott; du duhſt mich brauche, awer net ich dich. Dodruf horr'em[18] ah e Schachtelche geſchenkt, un denkt emol a, dar dumme Bue hot net emol geſaat: Sa' Dank. So warſch gut. Wie er haam kumme is, horre ah des Schachtelche ufgemacht, — awer wos wor do? 'N alter Grumbus,[19] dar hot e Ruth in der Hand gehatt, un hot d'n Bue ebbes[20] geſchlaa, un ſo, daß er ganz hoch gekriſche hot. Vun dar Zeit a is dar Bue frumm wor'n, un ſei Schweſter hot beim Harrgottche gebeere,[21] daß, wie'r uf emol morjens wackerig[22] wor'n is un erumguckt, wor er mit ſeiner Schweſter im Himmel.

1 Mädchen. 2 Brüderchen. 3 unartig. 4 hat. 5 Erdbeeren. 6 pflücken. 7 zufrieden. 8 weißt du. 9 gute. 10 erfreut. 11 d. i. Bettuch. 12 Augen. 13 ha en. 14 Regenbogenbrücke. 16 möge. 17 gelzige. 18 hat er ihm. 19 Teufel. 20 etwas. 21 gebeien. 22 wach.

Der wandernde Zwerg.

(Mundart von Heidesheim, zwiſchen Mainz und Bingen.)

(In Heidesheim herrſcht, wie an manchen Orten, die Sitte, daß an den Winterabenden die Mädchen in den Spinnſtuben zuſammenkommen, und beim Spinnen ſich durch Geſang und Erzählung ſchauerlicher und lieblicher, ernſter und komiſcher Geſchichten, Sagen, Mährchen u. ſ. w. den langen Abend verkürzen.)

'S war ſtermiſch Werre[1] drauß; der Schnee hot uff de Heiſer unn Feller g'lee;[2] die hungerige Veelercher[3] ſein vor der Deer unn uff'm Miſcht erumg'hippt, um e biſche Nahring ſe[4] finne. Awwer ſelbſt do warn ſe nit ſicher, dann do hunn[5] die Buwe Siewer uffg'ſtellt, um die Veelercher ſe fange.

1 Wetter. 2 gelegen. 3 Vögelchen. 4 zu. 5 haben.

In de Stuwwe hunn die Leit am Owe g'ſoße,[6] dann der Owend is immer neher erbei kumme. Anzelne Stern hot mer ſchunn am Himmel blicke ſih. In dar Zeit, unn warrlich! 's war nit angenehm drauß, is e klaaner Zwarg ins Ort kumme. Ar hot aam gedauert, ſo hots en gefrorn. Sei Klaare[7] warn dorchnaß, ſei Hoose warn dreckig bis eruf, ſei Henn warn ganz ſteif. Ar giht an e Finſter, kloppt, awwer vergewens; do jaat[8] en e Hund, dort e Maad fort, die argerlich is, weil er[9] Borſch ſo lang bleibt.

Am Enn vum Ort lewe zwaa alte Leit. 's Mitterche war ewe vum Beere[10] uffgeſtanne unn ſetzt ſich ans Spinnerad, um, wie ſe ſeet, noch e Stickche Duch vor zwaa Dorehemmer[11] fe ſpinne. Wann die fertig ſein, will ſe met ehrem Mann garn ſterwe, dann ſe ſein jetz zwaa unn fuffzig Johr verheirath. 's Vetterche ſitzt am Diſch, hot e klaa arde[12] Peifche im Maul, e Belzkappche uff'm Kopp unn leſt eifrig unn uffmerkſam in Pater Awerhaam. Eiterſch varzibt er's Maul zum Lache, endlich ſee're[13] hart: Gretche, 's is doch e nerriſcher Kauz, dar gut Pater. Ar waaß ordlich, was die Leit denke, unn ar ſeets en aach ordlich, na! dar nimmt kaa Blaat vors Maul.

Indem do kloppts am Finſter unn rieft: Macht uff! Gott ſolls eich lohne! 's Vetterche eilt ſchnell enaus unn leßt de klaane Zwarg erin. 's Mitterche ſtellt's Spinnrad eweg, um dem klaane Gaſt ebbes ſe eſſe ſe hole. Se brengt em e paar gequellte[14] Kardoffeln, e bische Botterbrod unn en Deller voll ſüß Milich. Als das Eſſe uffgetran war, do dringt dar Zwarg, dar ſich eweil am Owe gewermt hat, e klaa bische Milich unn ſeet: Ich eſſe zwar ſunſt ſo kaa rauh Koſt, doch jetz will ich e bische Milich drinke unn dann mei Raas[15] fortſetze. Ich dank eich vun Harze for eier Uffnahm. — Do ſei Gott dervor, daß mer eich in der Naacht, unn noch derzu in ſo er ſtermiſch Naacht, fortloſſe ſolle. Der[16] mißt bei uns bleiwe, morge kennt er weire[17] raaſe. Der Zwarg awwer wollt dorchaus nit bleiwe. Ich hunn drowwe uff'm Barg noch allerhand ſe beſorge. Halt eich wohl, der wart bald vum mer beern.

Kaum war die Naacht voriwwer, do bricht e gewaltig Gewirre[18] los; 's dunnert unn blitzt in aam Stick, der Wind reißt Beem um, ſchmeißt die Ziele[19] vum Dach, die Finſter rabbele, mer maant, dar jingſt Daag wer do. 's Waſſer kimmt vum Himmel, als wammerſch[20] met Kiwwel erunnerſchirre[21] det. Die Leit kreiſche unn beere unn rufe Gott unn alle Heilige a.

Mitte im Waſſer, das die ganz Gaß fillt, kimmt e großer Staa[22] geſchwomme; owwe druff ſtiht der Zwarg unn lenkt de Staa merre[23] lang Stang unn dreibt en de alte Leit vor ehr Haus, die en ſo gut uffgenumme harre. Doderdorch wendt ſich's Waſſer unn das Heiſche der gure Leit bleibt vum Uglick verſchont. Der Zwarg ward jetz immer greßer unn greßer unn raaigt endlich bis in die Wolke unn verſchwindt. Die gure[24] alte Leit falle uff die Knie unn danke Gott.

Oft fahrn die Bote Gottes aus,
Um ſe ſihn, was die Menſche mache;
Unn was das for en Zwarg geweſt,
Das is nit ſchwer ſe roore.[25]

---

6 geſeſſen. 7 Kleider. 8 ſagt. 9 ihr. 10 Beten. 11 Todtenhemden. 12 kleines irdenes. 13 ſagt er. 14 abgeſottene. 15 Reiſe. 16 ihr. 17 ihr weiter. 18 Gewitter. 19 Ziegel. 20 wenn man es. 21 herunterſchütten. 22 Stein. 23 mit einer. 24 guten. 25 zu rathen.

Das Landmädchen in der Stadt.

Waaß werklich nit, was ich do glaawe ſoll
Bun dene Harrn do in der groſse Stadt.
Die Harrn, denk nor, hunn Spohrn an ehren Stiwwel

Unn Beitſche in de Henn, — for was dann nor?
's ſein doch kaa Ritter, dann ſe hunn kaa Gail,
's ſein aach kaa Kutſcher, dann ſe ſein ſo niedlich.
Ich waas werklich nit, was ich glaawe ſoll.
Unn Reckelcher hunn ſe, die ſein kordelirt,
So ſaan ſie, glaaw' ich; unn bis an die Ohrn
Hunn ſe de Hals in Battermerder ſtecke,
Des ſein die Halskree, denk nor, Ammiche!
Die Naas guckt kaam ervor, unn uff der Naas
Hunn ſe e goldig Brill noch ſitze, maant mer dann,
Die junge Leit, die dere[1] nicks mi ſib!
Die Halsduchecke ſtihn uff baare Seide
Ervor, als wie die Herner an de Ochſe.
Guck nur emol die Hooſe, maant mer nit,
Die mißte plotze jeden Schlaag, ſo eng ſein die.
Unn an de Henn do hunn ſe Hemmerkrauſe,
Grad wie die Kinner Striffele bei uns
Am Hals hunn. — Was der Delwel is dann des?
Die hunn ſo Werſcht[2] im Maul unn raiche[3] dra!
Gih, do gefellt merſch gar nit in der Stadt;
Do laaf ich ſchnell, ſo ſchnell ich laaſe kann,
Zu unſern kerſcheſriſche Borſch
Uff unſer Dorf enaus.

1 thäten.

2 Würſte. 3 rauchen

Mundarten von Mainz.

Der Meentzer Mench.

(E ald Legend. Nei bearweid vun Philipp Walburg Kramer.)

„O Jerem, ihr wollt mer die Werkſtadd einäſchern!"
So hot der Hannes gekriſche, ganz vum Schrecke gelehmt,
Als ämol Owends mit freche Heſchern
Der dees Freind ereingedrunge is unverſchehmt.
Sie ſein komme, um de Guddeberg auszupände,
Un e Paar hatte Fackeln in de Hende.

„„Du verliß't uf der Stell do die Städd,
Dann was dei war, das is jez mei!
Du michſt uf dem Erdboddo dir dei Bett
Un nimmſt dir zum Koppekiſſe än Stei!
Weil dei Geräthſchaft mir is zugeſproche worde
Vun dem Gericht, dem unumſchränkte Orde.""

Un Guddeberg umklammert ſei Preß,
Sei Lipp ziddert un ſei Aag glitzt.
Sei Angeſicht bedeckt Leichebleß,
E Scorpion wacht ihm uf im Gemith.
„Mit mei'm Lewe will ich dich nor loſſe!"
Do winkt der Zorngickel[1] Fuſt de Heſcher unverdroſſe. — —

Do duht ſich Guddeberg uf ſei Knie ſchmeiße
Un hebt andechtig ſei Hend empor:
„Erbarm dich meiner, Allgit'ger, un entreiße
Der Hell mich, die ſich gege mich verſchwor.
O lerne mich zu dulde, mei Erleſer,
Du, dem ſei Leide war tauſendmol greſer!"

Do leid[2] im Kloſter jez die Morjeglock,
Un Guddeberg durchzuckt do e Gedank;
Er will ſich anduhn mit 'm här'ne Rock,
Eh noch die Sunn am Himmel verſank,
Er will ſich de frumme Mench verbridern,
Der Welt entſage un all de erdiſche Gidern.

1 Zornbahn. 2 läutet.

In der Zeit ware vergange viel' Jahr',
Als ämol e Wannersmann in das Kloſter tritt,
En alder Mann mit ganz weiß' Haar,
Un um 'n Beichtvadder bei'm Prior bitt;
Wo 'm ä Bruder Erfriſchung reicht
Un ſich in Bedſtuhl dann ſetzt zu d'r Beicht

Enſetzlich ſeifzend nu der ald Mann verkindigt,
Was for Schlechtigkeit ſei Gewiſſe drickt:
„Ich miſeraweler Kerl hawwe ſchwer geſindigt!
Un jez, wo ich dem Grab bin nah gerickt,
Do verfolge mich vun der Rei[3] die wilde Schlange
Un mich ergreift e ganz erſchrecklich Bange."

„'s war ämol ä Mann, der mit Begeiſtrung glihte
Vor heil'ge Wiſſeſchaft un Menſcheglick,
Der ſich im Dienſt vun ſeine Brider bemihte, —
Dem bin ich nah gedrede mit Hinnerliſt un Tick;
Un ſei Armud war mit mir im Bund,
Do haw' ich ſei'm Glick gewe die Dodeswund."

„An dem Guddeberg, dem vun Godd begabde Mann,
Der die gebrief'ne Druckerkunſt erfunne hot,
An dem haw' ich gefreweld un bin verfalle in Bann,
Aus dem Land vum Fride bin ich gejagd vun Godd,
Ich bin dem Himmel un mir ſelwer verhaßt,
Un iwerall wie d'r Kain 'n ungebedener Gaſt."

Un ä Drehn[4] benetzt die eingefallene Wang
Vum alde Mench: — Guddeberg is es ſo gewiß!
Er ſalb'd ſei Hend, ſchweigt ſtillche lang
Un beſinnd ſich, was 'm einſt geſchehe is.
Dann ſegned er den Sinder un ſeegt mit Beewe:
„„Geh hin in Fride, dann dir is vergewe!""

3 Reue. 4 Thräne.

Gloſſen eines Bauern über Gutenbergs Monument *).

Von Friedrich Lennig**).

In's Aangeſicht vun aller Welt
Hun ſe de Guddeberg ze Meenz hoch uffgeſtellt.
Dar hot de Druck der allererſcht erſunne,
Und hot ſich dodervorch die Welt zum Freind gewunne.
Das heeſt — de Druck ſo ſor ze leſe,
Der anner Druck, glaab eich, is lang dervor geweſe;
Un naoch der Hand hot halt der aan Druck un der anner
Ganz briederlich beſtanne newer nanner.
Den baaderlaa Druck ſtellt der Guddeberg ſelbſt vor,
Wie er do ſtieht, — betracht en nor.
Ar helt im linken Arm die heilig Schrift feſcht wedder,
En Stempel hot er rechts, ſor was? — ſor Stembelbletter!
Dar hot am Enn des Zeir, ei werſcht de net gedoocht,
Dorch ſeihn Erfinnung aach erſcht uffs Dabeet gebroocht.
Die Stempel, die dubn Geld indrahe,
Die heilig Schrift, die dubt die Wohrheit ſahe;
Deswehe is dar 's Maul mit Krabbe zugeſchloſſe,
Die Stempel — die ſeyn los geloſſe!
E Bauer dar micht aach ſeihn Gloſſe.

Die Stadewah is odder ſchihn!
Dar Karl hot e Paar Baan, mer meent ar wollt mit gihn;
Un e Geſicht, es gibt kaans klorer un geſcheider;
Un hot en Mandel ahn, als wie gemacht vum Schneider.
Un die zwaa Bilder unne — Sackerlot,
Reſchbeckt! war die ſo ausgeknichelt hot.
Do ſchmuſe der ganz haamlich zwaa,
Mer ſieht der ordentlich, was die enanner ſaa.
Der ahn am Pult ſeet: „Eetſch! do hun eich was."
Do ſeet der anner: „Krenk! was is dann das?"
Geld langt er emol kaans zum Pult eraus,
Dann ar ſieht gar net ſtolz un baßig aus.
Dar ſtieht, ſucht dem, dar ſitzt, Werm aus der Nahns ze ziehe,
(So kimmt meer'ſch vor) daß er'n dernohert draan kann kriehe.
Der Dokter Fauſt weerſch, heeſt's derzu,
Den noch der Deiwel hot gehoolt mit Strimp un Schuh.
Des anner Bild is odder mehr wie rar:
E Knecht, dar fleißig ſchafft, hinner ſeim Harrn ſogar!
Drum hun eich meihn Geſinn zwaamol hin loſſe renne,
Daß ſe e Beiſpiel hun drahn nemme kenne.
Dar drickt am Welledaam, und met Gewalt do hält er'n,
Als hätt er Siwnedreißiger ze keltern.
Sein Harr weiſt em de Rick un leeſt die Zeidung,
Wahrſcheinlich Lieherei oder nir vun Bedeidung.
Die Inſchrift 's vun Gold, do is ſe aach gediehe.
Wann eich der nor deß klar hätt kenne kriehe:
„Gensflaſch de Guddeberg", deß weer doch unbeſcheide,
Wann deß dem Guddeberg ſeihn Fraa gar ſollt bedeide.
S'is halt ladeihn, — ladeihn deß is gelehrt.
Nor deß hun eich der mormele gehoert,
S' ſtind druff, daß ganz Eirodia
Zu dar Geſchicht hett Gokes beigedraa.
Awer wie wenig! dann vor Alles auszugleihe
Hot, heeſt's, die Stadt noch tief in Säckel miſſe ſteihe.
So is es halt! die Leit loſſe ſich liewer drede,
Un loſſe ſich vun Kobb bis zu de Fiße knede
Als wie e ſprocker Rudeldahg,
Un wer'n am End zum Gewwe doch net wahg.
Mer mag dorch aller Harren Länner laafe,
Die mehrſchte Leit die ſollt mer „Gebhard" daafe.
Wie meer im Land hun vor e Orſel termeneert,
Mehr als mer haam hun broocht, hun mer do gar verzehrt;
Do hot uns alles, Groß und Klahn mit inbegriffe,
Sor unſer Orſel was gepiffe.

Beim Feſt do war eich net zugehe;
An unſer ahm is ſo aach nir gelehe;
Die Leit hun ſich jo doch zu Meenz knabs kenne rehe.
Awwer eich hun ball met, ball ohne Zwerdretwing,
Gewiß neihn-zehemol geleſe die Beſchreiwing;
Un war je wiſſe will, kann ſe vun vorn bis hinne
In alle Zeidunge un t'mme Buch aach finne.
Sey Gott dervor, daß eich mich quele,
Un wie e Atzel alles nochverzehle.
Wie's nor bei ſo viel Leit vun Ahnfang bis zuletzt
Kahn bludge Kebb bot abgeſetzt,
Is meer zu rund; bei uns, wann do kahn Brieel falle,
Do maane ſe, die Kerb die weer nir nutz gehalle.
Es ſtieht aach t'mme Buch, die Hollänner do unne
Die dähte ſaa, ſie hette's jo erfunne,
Der Guddeberg hett nix erſunne.
Was geb eich vor des Hollänner-Gekriſch,

*) Aus „Etwas zum Lachen" von Friedrich Lennig. Vierte mit dem Nachlaſſe des Verfaſſers vermehrte Auflage Mainz 1846. Herausgegeben von F. Sauſen.

**) Friedrich Lennig, geboren 1797 zu Mainz. Früher Kaufmann, ſpäter in unabhängigem Privatſtande zu Mainz lebend, ſtarb den 6. April 1838.

Bun jehar bannele die so met faule Fisch;
Die mache's ebren Fresch nooch in de Simp,
Un btose sich dick uff zu ehrem abgne Schimp.
Sich iwerhaabt met fremde Feddern butze
Hett nor vun elf bis zwelf, un kann nix nutze.
Do kimmt mer immer die Geschicht in Sinn,
Wo eich der selbst derbei gewese bin.
S' wae so: Der Guddeberg guckt ahm grad in's Gesicht,
Wo unser ahner als manchmot sein Schoppe micht.
Dort in der Werthstubb warn zwa Kumerade,
E Ladediener aus 'me Bicherlade,
Un e Gesell, dar Bicher druckt un setzt.
In ahm Continuo hun die vun sich geschwetzt,
De Disch verschtaa, un uff de Guddeberg gereit,
Un ats gekeische: „Meee, meer sein die erschte Leit." —
Was hot awwer e Annerer die do beschtahe!
„Ich will," so saht der Mann, „emot eich ebbes sahe."
„Ehr reit do gar en scheene stotze Gaul,
„Awwer eebscht uffgezahmt, ganz annerscht als am Maul.
„Wann's heit kahn Leit mehr geeb, die Bicher deete schreiwe,
„Wo wern die morje daun, die Hannel dermit dreiwe?
„War muß in eier Kich dann erscht die Brote schteppe,
„Daß ehr das Zett dervun sor eich bibsch ab kennt scheppe?
„Ehr seid am Titetblatt mehe'ndaals schun satt studeert,
„Wann ehr schun iwwer Gott un Deiwel reseneert.
„Do unser Guddeberg, deß war e Krenks-Schwerneeder!
„Erfinne is die Kunst, noochmache kann's e Jeder!
„Doch jedem heert seihn Recht; drum saa eich bis zur Stunn,
„War, was er micht, gut micht, hot Ehr dervun.
„S' is wohr, 's hot's Mancher weit gebroocht in eierm Fach;
„Drum leßt aach Jedermann jo garn eich eier Sach.
„Awwer e Schneider, dar en Rock bibsch mache kann,
„Derf noch net maane, ar — ar wär der Mann!
„Das Sprichwort heeßt zwar: Klader mache Leid;
„Doch Bicher drucke micht etaans uoch nit gescheid.
„E Saasesieder, dar viel dausend Lichter micht,
„Is dessentwehe selbst noch kahn gewaltig Licht.
„Un stickt des Feier aach in seine Lichter dreihn,
„Do kann er doch derbei e kalter Michel seihn.
„War Bicher schreibt, dar hot de Funke;
„Ehr all duht nir als Schwewelhetzer dunke.
„Eich waaß gescheide Leit vun eirer-baade Zunft,
„Die kreische awwer net wie ehr, — die hun Vernunft.
„Eich nooch wärn aach die Lumpebännler was;
„Aus Lumpe werd's Babier sor Bicher, wißt er das?"
Deß do war freilich gar zu geobb!
Doch die hun's an den broocht met ehrem Dischgekiobb.
Dem Mann seihn Redd die hot mee gut gefalle,
Drum hun eich dee se aach vun A bis Z behalle.

Daß dorch die Deuckerei die Welt, hot brosfendeert,
Sieht aach e Bauer eihn: s' is Alles uffgekisert.
Zu arig is mer noor, was eich hun aach gelese,
Als wann vorhar kahn Snnn wär uff der Ard gewese,
Un vor dreihunnert Johr die Leit wärn blind gekrawwett,
Un dette wie die frischgeworfne Hund gezawwett.
Daß es ganz dunkel war, glab eich, daß des nit wohr is,
Wie's aach bei viele Leit, trotz dem, noch jetzt nit ktor is.
S' is leicht die Alte dumm zu schenne,
Die aus em Grab sich net mehr wehre kenne!

Wann eich en Schoppe Weihn im Leib hun oddee zwaa,
S' is ganz kurjos! — do denk eich allerlaa.
Eh mee, docht eich, in e gedruckt Buch hot gegucki,
Do hot mer aach noch net gelohe wie gedruckt.
Gedeuckt kann ahner oft un unverscheemt jetzt tiehe,
Un braucht kaahn roth Gesicht derbei ze kriehe.
Awwer was hilft's dem Druck entgehe dowe?
Ae hot's letzt Wort, un kann sich selwer lowe.
Uns Bau'en, uns arme Teepp, uns duht die Welt nor schenne;
Nadeerlich! weit mer uns nit setzersch lowe kenne.
Kennte meer Bauern uns su lowe, wie mer wollde,
Meer dehte's, daß die Leit uns nit mehr kenne sollde!

Doch halt, oh! oh! eich schwetze iwerzwerg,
Un kumme so ganz ab vum Guddeberg.
Dar war, so wie mee heert, recht brav und wacker.
En Bauee den gemahnt deß Ding halt wie en Acker.
Der Guddeberg hot gut gesäet; das Feld,
Das er gesäet hot, is die Welt.
Dar Guddeberg, san eich, dae hot en Waaz gesäet,
Der immer blieht un immer dreht,
Un immer frisch werd abgemeht.
Leeft freilich zwischen Waaz aach als mit unner
E bissi viel vum Deiwels-Unkraut drunner, —
Genug, der Guddeberg hot Guts gestift,
Un Guts, das alle Mensche drifft.
Wo were heit ze Dah die Leit nor uffzutreiwe,
Die viel gedruckte Schein un Zeddel all zu schreiwe,
For Abfuhr, Ausfuhr, Einfuhr, Schoffee, Zoll,
Grundsteier, Umlag, Bier- un Brandeweihn-Controll,
Hundsteier — (jetzt noch werd vun Katze nix genumme,

Vielleicht wann unſer Harrn des nächſtmol
ſamme kumme?)
Im tiefſte Winter, wann dorch Schnee un Ketl
Mer abgeſchnitte is vun aller Welt,
Wann kahn Stoosvohel mer die Luft dorchzieht,
Un wann mer hechſtens noch im Feld en Huß-
jee ſieht,
Do kimmt met ſeiner Wahr der hinkend Bott,
Un bringt uns, was er Neies hot. —
Die bibeliſch Geſchicht is jetzt in jedem Haus,
Un unſer Kinner larne draus.
Eich predd'ge meine immer: „horcht,
Larnt nor hibſch 's Ahnmotaans un Goddes-
forcht!“

Freilich, uff dare Welt hot Alles ſeihn zwaa
Seide;
S' is Alles gut un ſchteecht, un muß ſein
Dadet teide.
Was net vum Himmel is, dogehe läßt ſich
ſchmuſe,
Nix beſſerſch ats der Weihn, — un dar hot ſo
ſeihn Druſe!
Der Wetttaaf, fellt mer manchmol eihn,
Is hatterſch ſo e Ding ats wie der Rheihn.
Reißt dar aach hie un do e gut Stick Land met
fort,
Do ſetzt er'ſch widder ahn an emme annern
Ort.

Wer's recht verſteht, dar kann en leide un aach
demme;
Ar teßt ſich awwer niemols benime.
War net laveert un will dem Strom entgehe-
ſahre,
Dem roth eich lieber gleich die Mih ſich ganz
ze ſpaare;
Un war gar ſteire will un net de Wind recht kenut,
Dem broſezeth eich, daß er wedderrennt.
Un gieht's aach manchmol hott, wo's haar ſoll
giehn,
Genug mer huſe net, und bleiwe aach net ſtiehn.
War ſo grad alles, meer nix deer nix, uff wollt
halle,
Dem deht am Enn die Welt ſelbſt uff de Buckel
falle.
Drum hun ſe ganz mit Recht, im Aag vun
aller Welt,
De Guddeberg ze Meenz hoch in die Luft geſtellt.
Wann mancher, wie mer heert, ſein Geiſer
driwwer leßt. —
Der Guddeberg dar ſtieht, ſeyd ruhig, ar ſtieht feſt.
Ehr dem, meen ich emol, muß ſeihn, dem Ehr
gebihrt;
Der Guddeberg zu Meenz hot e groß Werk
vollfihrt.
War, daß er leſe kann, ſich grämt,
Dar werf än Staan druff, wann er ſich nel
ſchämt.

Jerjels Geburt.

Von Friedrich Lennig.

Gteich graddeleert mer, war meich ſieht,
Mein Fraa die hot heit Nacht än Bube krieht,
Un was ſor aan? Ä Kloß, eich hab vor Fraad
geflent;
Jezt hot die Uhzerei uff aanmol all ä End.
Finf ganze Johr hot's faſcht gedauert,
Su lang ze zwatt ellaans, mer weern ball ver-
fauert,
Eich hun mein Dahl geflucht, ees hot ſein Dahl
gebeth,
Weil unſer Harr Gott uns net ſehene däht.
Dar Karle ballt ſein Faiſcht un hot ä Stärk
Un kreiſcht der in die Welt, ats wie ä Derk.
Grad wie aan Droppe Waſſer dem annern,
das erkläär
Mer anner jetzt ä Mol, ſu gleicht er meer;
Ä Naans hot er wie meini, bis uff die Dell,
Die hot er net, vun dare Weinbudell,
Die anner uff der Kerb korz himmet heitige klaan
Erzwaa geſchmiſſe hot uff mein'm Naanſebaan;
Mer ſieht mer's heit ze Dah noch aan,
Die Dell die hot er net, deß is aach net nadeertich,
Un, unner uns geredd, net ſu ganz reppedeerlich.
Sein Hoor die ſein ä biſſi woht verguld,
Dodraan is halt ſein Motter ſchuld.
Was duht deß? Dodorfor, die Amm, die Anne
Berwei,
Die hot's der erſcht gemerkt, do hot er aach
zwaa Werwel:
Zwaa Werwel, is ſo weltbekannt,
Deß gibt ä doppelte Verſtand;
Dann unner jedem Werwet teit ä Hern;
'S is grad ats wie ä Perſching met zwaa Kern.

Etch will der gteich zum Parre laaſe,
Mer wolle heit Middach noch daaſe.
Mein Schwieherwatter, 's is zu aarig, naan,
Dar hebt en, mein Fraa hot's annerſcht net
gedaan,
Vier Johr hun eich em's Haus gemeid,
Vun wehe dar Verdrießlichkeit.
Naun war eich dort, eich hun's jezl iwwer meich
gewunne,
Eich hun beinoh die Dehr im Daumei net ge-
funne:
Jezt war eich dort, ä Maus die krawwelt an
der Mauer,
Un werd er net wie meer der Gang ſu ſauer.
Der Anfang is gemacht vun meiner Seit, eich
ſeyn zu gut.
Naun will eich awwer ſiehn, was ar dergehe
duht.
Eich hunder Zorn genung enunner jezt gefreſſe,
Verzeihe kann eich, awwer net vergeſſe;
Der Arger hockt noch do (auf die Bruſt deutend), doch
ſoll, ſu wie eich denke
Heit der Kindettwein dervun ewek brav ſchwenke

Der Name Jerjel is mer aach net ſu ganz recht;
Zwar vum de Heilige do is ſo kaaner ſchlecht.
Wär'ſch annerſcht ausgefalle, do wär mein Schweſter Gäädche;
Doch beſſer, 's is ä Bub als nor ä Määdche.
Es wär ſo ſchimpertich, wann mer nix halle däht,
Weil alles ſich am End doch um de Achel dreht.
Erſcht kumme Roſeweck, dann Bretzel, Bund un Kuche,
Do kann ä Jedes viererlaa verſuche,
Un aus meim neie Faß do hol eich ſor de Suff
Finf Berthel Wein un fill's dernoch met Waſſer uff;
Deß Biſſie muß ſich drein verdahle un verziehe,
Als wann ä Mick in Dum däht fliehe,
Ar gilt doch, was er gilt, bedrohe is das net,
Dann war en ä Mol keeſt, dar bringt ſein Maul ſo met.

'S is nor ä Biſſi eng zu zwanzigſt uff aam Drupp
Um's Bett, hätt eich doch nor ä greeßer Stubb!
'S gieb'n in än klaane Stall zwar viel gedullge Schoof.
Wann nor der Larm mein Fraa net uffweckt aus em Schloof,
Sie is doch garn derbei und leßt ſich liewer ſtehre,
Als daß ſe ebbes, was geredd werd, net däht heere.
Kaan Fraa, aach wann ſe noch ſo ſchwach ausſieht,
Werd vum Schwetze un vum Danze mied.
Mein Fraa die werd ſich ſchun im Kinnbett kechele,
Do helf eich er a. ch die Hähnercher als knechele,
Wär nor der neinte Dah ſchun do, dann Mann un Weib,
Sääl's Sprichwort ſo, deß is aan Leib,
Die miſſe Fraad un Laad minanner drahe
Dobei duht jederaans, was in ſein Fach duht ſchlahe
Mein Fraa die kocht de Brei, eich kratze aus die Scharr,
Im Iwwerrenzige is es ellaans der Harr.
Am Kindche kann ſe wickele un wäſche, wie ſe will,
Do redd eich noch kahn Wort un ſeyn der Mauſe ſtill.
Nor 's Winnie Truckene am Owe,
Wann deß lang gut duht, will eich's lowe.
Deß Karlche werd uns aach im beſte Schloof als ſtehre,
Mer werr' en oft um aans un zwaa noch heere,
'S is mer ſchun bang dervor, weil, wo eich vorne leihe,
Der Wiehebennel uff mein'm Bauch erum werd geibe.
'S muß ausgehalle ſeyn uff dare Welt
Un koſcht aam owwedrein ä Haade Geld,
Straapulver, Schwämm un Brei ſor's Maul ze ſtoppe,
Doſor krägt eich än manche gute Schoppe.
Loß, 's werd aach annerſcht wääre mit der Zeit,
Ae Nuß die gitt än Baam, aus Kinner were Leit.
'S hot Mancher wie ä Worm in ſeiner Wieg geſtrampelt
Un kimmt iezt ferchterlich dohar gelampelt;
'S hot Mancher ſich am Schlutzer ſatt gezuckelt,
Dar jezt än ganze Hammelsbrote ſchnuckelt.
Die Hoffnung mecht aam Fraad, 's werd kaum ä Johr vergehn,
Do weißt er ſeiner Motter ſchun die Zähn;
In zwaa Johr kann er ſchun die Gäns in's Waſſer jahe,
In drei Johr dichtig uff die Ochſe ſchlah;
An dem erleb eich Fraad in meine alte Dah!

Die Standeswahl.

Von Friedrich Lennig.

Anmol ſor allemol, eich kanns ſo manteneere,
Eich ſeyn e ſchwerer Mann, mein Jerjel muß ſtudeere.
Was braucht mer dann am Geld ze laye? loſcht!
Un wamm mich's a dreihunnert Gille loſcht.
Un wär eich a ſu arem als wie Jobb,
Dar miß ſtudeern. ar hor en grauſam gure Kopp.
Meim Nochber Seiner, ar heeßt Schambediſcht,
Hot in der Stadt e Premia erwiſcht;
Un dar, wie ſoll eich ſah, e wunzig klaaner Kroße,
Hot in der kriſchtlich Lehr weit hinner Meim geſoße.
Des ganz' Ort muß merſch ſiehn, eich ſchwörſch feſcht un gewiß,
Des Meiner a net uf des Hern gefalle is.

Mer hot vun Juend uff ſich ſauer ſchun geploockt,
Bis merſch zu dem Vermehe hot gebrookt;
Was hot mer ausgeſtann, met Rindvieh un Geſinn;
Deß braucht mein Jerjel net, deß is e Reichmanns Kinn.
Dar, un ich waaß gewiß, 's is reecht, ſo wie ich's maane,
Muß e Gelehrter gebb', eich hun ſo nor de aane.
Giet er e Advokat, do larnt er a pleddeern,
Un kammer mein Prozeß meer em Gemandrath ſehr'n,
'S is ſo fein aſe Sach, — de kann er ibernemme;
Do brauch eich doch kaan annern anzenemme.
Gewinne muß eich doch, dann, Deibel hol,
Eich appeleer noch ſufzigmol.
Un wann er das net will, eich hun a nix dergehe,
Do kann er ſo uffs Krankedoktern ſich verlehe.
Do larnt er's Fieber abduhn, un de Gichtgeſchwulſcht,

Un gucke no der Sag, un fihle uff de Pulſcht.
Eich ſiehn en ſchun ſor's Bauchweh zu vertreiwe,
Bun dene Zerrerlchen, ſu for Merdeering ſchreiwe.
Do nimmt er a mein Geil als in die Kur;
Mer hun ſo doch all anerlah Natur.
Am liebſchte wär merſch aber, wann er unverdroſſe
Sich ded als Parre weihe loſſe.
Wann er, was e Pieſeer ſor mich, un ſor mein Frah,
Ded uff de Kanzel recht de Leit die Wohrheit ſah;
Zu uns ded Alles ſah, met heſtiche Geberde,
Net annerſcht, als: ehr Sohn Herr Hochewerde.

Zu Meenz, hun eich emol en Schoppe ausgebloße,
Dernochernd ſeyn eich uff eu gure Freind geſtoße;
Dar hot e parmol ſich um's Eck erum gekehrt,
Un bolzeſtracks mich an die Prieſing hingeſehrt.
Do, ſaht ich, giehn mer net enein
Saht ich, eich kann jo net e anzig Wort Latein
Saht ich. Do ſaht er: loß, was iſt dann dran gelehe
Saht er, mer wolle nor emol ä biſſi ſehe.
Nan, ſaht ich, dann do drein, do muß mer ſich ſcheneere.
Di ſaht er, giehst, eich megt mich iber euch bekehre.
(Saht er.)
E newwer un erewwer hun mer lang barleert,
Un ſein am Enn halt doch enein marſcheert.
Do war e Stub, ſu gruß wie unſer Kerch,
Un ſo geſtoppte voll als wie e Perch.
Ganz obe hun eich recht gedocht,
War ach e Kanzel angebrocht.
Uff Stiehl un Benk, der Siß war kaam verwehrt,
Hun do die Leit der Prieſing zugehert.
Seſſel hun vorn geſtann, herr eich derhaam ſu aan,
Eich glab 's war purer rurer Saffian.

Ganz in die Heh, in's G'ſicht vun aller Welt,
Hun ſich vier, fünf Sturente hingeſtellt;
Do hun die Berſchercher, auswennig e ſu grad,
Latein wie meer nix deer nix uffgeſad.
E paar vun dene Harrn, die hun ſich dran gewockt,
Un hun ſe deck recht dichdig ausgefrockt.
Dernocht is anner an en gruße Laie gange,
Un horr e Recheningserempel angefange.
Dar hot erausgebrockt, in er halb verthei Stunn,
Wie viel als jeder krieht, wann Nein ze dahle hun.
Het eich als junger Borſch deß ach ſo gut gekennt,
Wär eich mei meiner Erbſchaft net ſu angerennt.
Awwer deß allerſcheenſt, deß hot ſu newe anne,
E Landkart werſch, hnn ſe gefaad, geſtanne.
Deß Zeicks war gehl un ruth un blo, un grafegrihn.
Eich hun's im Anfang ſor e Kerchefahn verſtehn.
Do druff, ſaht anner, wer die ganz Welt iberhaapt,
Eich hun's em awwer ſauber net gelaadt,
Dernochernd hot er a der Ard ihr Zung gewiſſe;
Wo mer die ſehe kennt, deß mecht ich awwer wiſſe.
Die Welt die ging erum hot er a erblizeert,
Mer mahnt ar hei de neie Wein geſpeert.
Am Enn horr aner ſu e Fawei rezedert,
Wie do der Fuchs de Stork zur Imms hot invendeert,
Un's Freſſe uff en Deller hot gedahn;
Do kunnt' der anner mei ſeim ſpitze Maul net dran.
Mein Stork war klieher worn durch aagne Schare;
Was dud dar? Dar hot ach mein Fichſie eingelare,
Un dud des Flaaſch in e eng Dippe. Jetz war'ſch gut;
Naun hot dar nei enein gekennt met ſeiner Schnut.
Jetzt hot mein Stork ſor ſich ellans gezeecht,
Un hot den ah geutzt: Un das war reecht. —
Un noch ſu allerhand, wann eich die Zeit wollt ſtehle,
Do kennt eich noch en ganze Dah verzehle.
De annern Morjet, wie eich ham ſeyn kumme,
De hun eich mer ſu ſeſcht, als ebbes vorgenumme:
Anmol ſor allemol, du kannſchſt jo manteneere,
Du biſcht e ſchwerer Mann, dein Jerjei muß ſtudeere.

Der Bauer nach der Kur von Wiesbaden.

Von Friedrich Lennig.

Do ſeyn eich, Gott ſey Dank, daß eich do ſeyn.
Deß is e Kreiz, e Jammer un e Peinl
Eich war im Wißbad, un hun dort die Kur gebraucht,
Weil verzig Woche ſchun mein ganz Geſtell nix daugt.
Wie war eich ſchnn ſo ſerdig und ſo ſchlecht;
Mein Glirrer ſeyn mer noch als wie gekrecht.
Eich hun ſchun was geflucht un geſchimmt,
Wie nor ſu ebbes an ahm kimmt?

Beim Starnwerth ſeelig, (ar hot met ahm Aag geſchielt)
Hun mer als junge Borſch als Werfeiches geſpielt.
Voll ware mer. Do hols Diſchbuit gebb' um en Groſche,
Met Stubliban hun ſe do ze neint uff mer gedroſche.
Zeit dare Krankheit iſt merſch faſt,
Als herr eich geſtern erſcht mein Schieb gefaßt.

Unſer Feldſcheerer, nan, was wohr is, das is wohr,
Verſtieht ſein Handwark wie die Sunn ſo klohr.
Im ganz Großharzogdum ſehrt kahner beſſer
Zeit finf und dreißig Johr de Benzel un des Meſſer.

Ar waaß der wie e Bliß die Oder ze verſchlah,
Kriſchtiere gewwe kann er prechtig ah.
Ar hot mich, wie eich's Bett mußt hiere, oft
beſucht,
Un allerlah ammer broweert als un verſucht.
Kahn Dokter aus der Stadt krieht mich net in
die Klooe;
Dar kennt mich dorch und dorch, kann annern
dubn eich froh!.
Dann wam-mer ahn emol ſchun dreißig Johr
halweert,
Do waaß mer, wu's em fehlt, un waaß, was
em geheert.
Ar ſeht immer zu mer, wann's noch ſu arig ſticht:
„Bazzjenzea! 's is nir, als wie des laafend
Gicht."
Eich will vun Harze garn jo glawe, was ee ſeht,
Wann's nor emol zu jemand annerſcht laafe deht!

Vier Woche lang, ſu hot erſch hawwe wolle,
Härr eich de Dah e Stiunche dade ſolle.
Awwer eich hun mich hibſch gedummelt un ge-
hurreit,
Un hun mich nor ahn Woch de Dah vier Stunn
gepurreit.
Dann was ahn Gaul in viermol fort kann bringe,
Deß miſſe vier uff ahnmol zwinge,
Eich ſeyn e Karl, dar ſich geweiche hot;
Freilich, ob's helfe dud, deß waaß der liebe Gott
Wie eich getrickent war un abgewiſcht,
Do hun eich Oder loſſe, daß derſch wiſcht.
Dernoht hun eich geſchrefft, am Enn zu gurer
Leßt,
Hun ſe mer an ſechs Bläß Blutihel angeſetzt.
Jetz is gewiß kahn deſer Troppe Blut meh am-mer.
Saht eich, un ſeyn euuff gehickelt in mein Kammer.
Mer proweert allerhand; war hangt, dar dud
verlange.
Im Bad hatt' eich, es wär beinoh ze Schanne
gange,
Noch wrig Metrezin vun Jemand angetroffe;
Als gut ſor unſer ahn's, docht eich, un hun's
geſoffe.
Wie's drunne war, hot's was gepetzt un ge-
rummoort,
Als wam-mer ahns in Leib e Meſſer hätt gebohrt.
Dorch Schare werd mer klug, des Nächtsmol,
loſſ eich's bleiwe,
Dann 's war zum Schlucke nir, es war ſor
einzereiwe.
Eich hätt dran treiwe kenne giehn:
Drum loß als jeder hibſch, was en nir angieht,
ſtehn

De annern Nohmedtah hun eich de haaße
Brunne,
Ohne daß eich ahn Menſch hätt drum gefroht,
gekunne,
Wie bei em greſchte Feyer uff em Haard,
Quorrelt un broßelt dort des Waſſer aus der Ard.
Deß is der e Gekoch, un e Gegähr,
Mer ſollt net mane, daß es Menſche miehlich wär.
Was mah do drunne ſeyn? ze grawe härr eich
Luſcht,
Wann's ah die Hell net is, es is in kahm Fall
juſcht.

Die Haaptſach awwer is der Kurſaal, do druff
balle
Die Leit gewaltig viel, meer hot er net gefalle;
Dann ar is dumm gebaut. Mer kimmt gar net
eecht drauß,
Es ſeyn kahn Stockwark druff, wie uff em annern
Haus;
Kahn Armer kann drein wohne un kahn Reicher,
Ar hot jo net emol en ordentliche Speicher! —

Mein Stock un Sack hun eich uff e Seit miſſe
lehe,
Eh eich enein gedarft hun, awwer do dergehe
Hun eich en Zerrel krieht, met nein-e-verzig
druff;
Do froht eich: was is deß? deß Ding deß fiehl
mer uff.
Do ſahte ſe: deß wär e Zaiche un e Schein,
Daß mer dernochernd mich däd kenne, daß eich's
ſeyn.
Wohar hun die naun grad gewißt uff's Hoor,
Daß eich jetz alt ſeyn nein-e-verzig Johr?

Der Saal is gruß, un kann viel Batze koſchte;
Ar ruht uff acht un zwanzig ſtahnern Poſchte.
Deß ſeyn ze viel, in meiner Scheier ſtieht nor
ahner,
Dar treht genung; freilich, die is e gut Dahl
klahner.
De Borrem reiwe ſe dort als met Bettſtreich ein,
Daß mer hibſch falle kann, und daß er glatt ſoll
ſeyn.
Die glaſern Deere dun grad uff enanner ziehe;
Wam-merſch Gicht noch net hot, de kam-merſch
do noch kriehe.
Noch ebbes, denkt emol, uff dade Seite,
Eich hun mich drum befroht, 's ſeyn Getze vun
de Heide;
Stiehn der ſu Stadewa vun weiße Marmelſtahn:
Nix um hun die, ſui Deiwel, un nix an.

Vum gruße Saal do giehl mer in die Newwe-
ſtubb,
Do ſeyn die meerſchte Leit un ſpiele uff ahm
Trupp.
Dort hun ſe uff em Diſch ſu e rund Ding im
Spiel,
Deß leeft erum, wie's Rad an-ne-re Kaffemiehl.
Wie's is, deß waaß eich net, eich glab, 's ſitzt
ahner unne,
Un wo des Kichelche hin leeft, dar hot gewunne.
Dort flitze die Karlin im Abehlick eweck,
Bald hin, bald har, mer mahnt des Geld wäe
Dreck.
Do mache die verlehrn Geſichter, wie e Bauer,
Wann's Hußge zu em kimmt, ganz deiwelmäßig
ſauer.
Wam-mer vorhar wißt, wie dar Klicker fällt zeletzt,
Hätt unſer ahns emol ſor Spaß ab druff geſetzt.
Kahn Spiel is des deſcht Spiel, dann weiß deß
is net ſchwarz,
Un Eckſtahn is kahn Kreiz, un Schippe is kahn
Parz.
Kahn Deiwel waaß, ob er gewinne dud, do
weit eich;
Der Hunneich is mer lieber wie der Hätteich.

Deß Spiel ze Wißbad gieht in ahm Stick fort, ahn Leyer.
Glei vor em Saal do is e hibſcher Weiher:
Dort kumme Sundahs Gäſcht aus alle Ekke,
Un ſchneire Kumblemender zum verrekke.
Un duhn, was vornehm, ahns dem annern um die Wett;
Grad als wann alles Geld vollluff ze freſſe hätt'.
Die dreiwe der vun ahns bis in die Nacht ehr Weſe,
Die merſchte kumme an un fahre fort in Scheſe.

Ehr Leit! wann der noch net im Wißbad wart,
Gieht hin, ahnmol ze ſiehn, is es doch der mitwwarth.
Naun war eich driwwe, hot's aach nix gebatt,
Seht mer im Sprichwort, no, do hot's aach nix geſchatt; —
Ja ſchehn! — Mein Knolle Geld war fort in ahner Woch,
Die Knolle vum meim Gicht, adjes, die hun eich noch.

Die Kinderzucht.

Von Friedrich Lennig.

Wann's wohr wär, daß mein Annekät
Werklich e Ab uff den Schulmanſchter hätt;
Wann ſich in Arnſt ſu ebbes uff ded klehre,
Koß Helle dauſend Krenk, wie wollt eich deß kurreere!
Wie wollt eich dem, eich braicht kan Abdeereſchdroppe,
Die Heyrathsboſſe aus de Ribbe kloppe!
Do gebb eich's ehnder noch meim Knecht,
Als ſu-me Elendskloh, dar met der Fedder fecht.
Dann war ſich heit ze Dah zum Schulmanſchter verſteht,
Dar hot vun ſelbſcht s' Getibbt der Armuth abgeleht.
En Bauern, wie eich ſeyn, will eich zum Dochtermann,
Das Wein micht, daß mer ah ſich Noth's erdole kann;
Der, wammer zu-em kimmt, ahm aach e Paar Budelle,
Un net de Dindekruh nor uff de Diſch kann ſtelle.
Su will eich's huhn, un wann eich neinmol Unrecht hätt
De teid eich doch kan Widderredd.
Deß wär mer ſchiehn, die Kinn die miſſe horje,
Bnn der Wieh an, d-s daß ſe ſich verſorje.
Un ſeyn ſe, daß mer kaam an en enuff kann tange,
Su alt wie Enſel un ſu gruß wie Hobbeſtange;
De Buwe die net hehr'n, de Weibsleit beim Geſchnatter,
Hun eich's Recht druff ze ſchlah, dann doſor ſeyn eich Vatter! —
S' is ahm ſein Schuldigkeit, s' ſtieht in der heilig Schrift,
Daß war ſein Kinn garn hot, daß darſch als manchmol drifft.
Gottlob! deß hun eich net uff meim Gewiſſe,
Daß eich net iwwerig hätt druff un druff geſchmiſſe:
Dann in der Forcht ſeyn der Mein in die Heh geſchoſſe.
Eich ſeyn lang gut, nor muß mer meich gut loſſe.
Nie hun eich dorchgeſiehn, un vorab abgewehrt,
Wann ſe hun Flich un Schwier im Maul geſehrt;

Do ſahl eich: „Wann-der net glei dud deß Fluche ſpare,
„Solls bitter beeße Kreiz eich dorch die Knoche fahre!"
Wie eich der ſu mit Nobdruck hun grredd.
Eich mahne, daß des Fluche nohgeloſſe hätt.

Gebrummelt hun ſe als Sundahs Middahs beim Freſſe,
Wann eich des Flaaſch Ellaans ſor Hunger nff hun geſſe;
Do hun eich ſe geſchennt un ſaht: „Was ſellt eich ein,
„Unnitzig wollt ehr noch, glab eich, un geyer ſeyn?
„Freßt ehr nor Keſebrod, do bleibt-er ah geſund lang,
„Wann's ah net ſu gut ritſcht, die Gorjel ie kan Stund lang."

Am meerſchte awwer hun ſe ſich in Acht genumme,
Wann eich beſoffe hahm ſeyn kumme.
Bun owwe bis erunner abgeſtaabt
Hun eich ſe do, un Ordnung handgehaabt. —

Awwer mer is der jo, als wer mer glatt e Narr,
Iwwer ſein aigne Kinn jetz neer-emol net Harr.
Mer mah ſich noch ſu aarg dergehe wehre,
Die Poryle muß mer-en in toſſe ockeleere.
Greift ehr nor unſerm Haergott vor!
Ar krieht eich doch wn annerſchder beim Ohr.
Drum warn ſe blinn un ſchepp als wie die Dachſe,
Un ſeyn ſe der dernoh e Biſſi uffgewachſe,
Su daß mer ſche grad hibſch ded in die Aarwet brauche.
Do miſſe ſe in Schul, ſor Sache die nix dauche.
Zor was ſolls Leſe un des Schreiwe ſeyn?
Dem Bauern dreht deß noch s' ganz Johr kahn Batze ein.
Leſ't, wann-deer leſe wollt, die Beere uff, die falle,
Was braicht er eich met Bicher uffzehalle?
Su langs die Kinn net kenne, is mer ficher,
Do mache ſe ſich ah net hinner beſe Bicher;

Un hun ſe 's Schrewe net gelarnt, loſſe ſe s' bleiwe,
Do kenne ſe ſich ab dem Daiwel net verſchreiwe;
Do werd en wenigſtens doch der Verſtann net ſchirf.
Do kritzie ſe ſich aach kan Liewesbrief.

Leht hun eich Ahn geſiehn uff em Schaffott in der Stadt,
E Halsdruch hot der dar vun Eiſe an gehatt;
Dem huu ſe 's Hemm vum Buckel weggeſtruppt,
Un hun-em wie me Gaul de Brand hibſch druffgeduppt.
Wie e Froſch, wam-mern gickt, ſu horr-er do gezuckt,
S' hun meh als dauſend Mrnſche zugeguckt.
E falſch Quidding war ſchull an dem ſein Fall,
Sunſcht wär er noch ſu ehrtich wie meer All.
Eich hun an Larnerei mein Lebdah net gedoocht,
Un hun's jo doch ſu weit uff ſechzig Johr gebroocht.
Uff e erſcht Hibbedeek. s' ſeyn jetz e Johrer acht,
Hun eich drei Kreiz wie Holzbeck druff gemacht,
Eich mane dann, es hätt gegolle,
Wie eich de Akt ganz um hun ſtoße wolle,
Uff's Stroh geleht hun eich drum wäre ſolle.
Des Rechene ellans, des micht de Kobb ahm klohr,
Do hun eich noch Reſchbeckt dervor.
Awwrr mer is der jo, als wär mer glatt e Narr,
Iwwer ſein aigne Kinn jetz nerr-emol net Harr.
Do larne ſe s' Babrer linjeere,
Un kenne net de Piuh grad dorch de Acker fehre;
Do gewwe ſe ſich ab met Feddern krutze,
Un kenne der vor Gott kahn Obſtbaam ſintze.
Do wiſſe ſe wu Moska leit,
Un in der Ortsgemarkung kahn Beſcheid.
Do larne ſe, die Sunn die deb ſich net bewehe,
Un mache-ſ-er grad noh, un dun ſich ab net rehe.
Am Enn do wolle ſe geſchreiber ſeyn derhaam,
Als mer ſelbſcht is, un das biggeert un arzert ahm.
Awwer kans wächſt mer doch iwwer de Kobb enaus,
Ey'ch ſeyn un bleib der Harr im Hans.
Un ſeyn ſe, daß mer kaam an-en enuff kann lange,
Su alt wie Enfel un ſu gruß wie Hobbeſtange.
De Buwe die net hehr'n, de Weibsleit beim Geſchnattrr,
Hun eich 's Recht druff ze ſchlah, dann doſor ſeyn eich Vatter.

Der Gang auf den Markt.

Ein Zwiegeſpräch zwiſchen Margareth und Lieſe.

Von Friedrich Lennig.

Margareth.

He do! Frah Lieſi, laaf ſe net,
Un nemm ſe unſeraans doch met.
Was braiche mer uns abzehetze,
Mer kenne jo bis Meenz minnanner ſchwetze.
'S is ſpaſſig, wann des Maul ahm gieht,
Do kimmt mer vun der Wrh un warn die Bahn net mied.

Lieſe (rückwärts ſchauend).

Die Margareth, guck e mol an, gut Zeit!
Eich hun an eich gedenkt, grad eh-der kumme ſeyd.
Knabs hot mer eich geheert, der Winn dar gieht ſu ſtark;
No, no! was brengt dann ehr heit uff de Mark?

Margareth.

Was breng eich? Wilbert breng eich, die ganz Nacht
Hun eich met meine Kinner dran gemacht.

Lieſe.

Kennt ehr dann Wilbert mache?

Margareth.

No, mer nrhe
An Katze un an Fichs als Haſezehe.
Die Rawe ropt mer, un mein Bewwel
Micht de Frldhinket Schneppeſchnewwel.
In en Spieß Lerche ſteckt mer zwa, drei Spatze,
Wie ſauer warn ahm doch ſu e Paar Batze!
Mer ſenke ab de zahme Sei die Hoor,
Do gewwe's wilde, ſchwarz als wie e Moor.
An Vorrerſchenkel kumme Hinnerklohe.

Lieſe.

Deß haaßt mer awwer jo die Leit bedrohe?! —

Margareth.

Awwaß! 's is jo kan Gift, de Reiche in der Stadt
Schmeckts koſchper, un ſie wäre dervun ſatt.
Was will mer mehr? E Fuchs, e Spatz un aach e Raab,
Su gut als wie e Haas, is Gottes Gab;
Die darf mer net ze Grunn giehn loſſe,
Sie warn jo doch net umeſunſt geſchoſſe.
Un owwedrein, was mer net waaß,
Seht s' Sprichwort jo, micht ahm net haaß.

Lieſe.

Wann-der eraus kummt! — Habt er dann geheert,
Was geſtert in der Kerchgaß is baſſeert?

Margareth.

Jnnan.

Lieſe.

Ins Dalleſe war owets Streit.

Margareth.

Dort, heeßt's jo, wär der nix als Fridd un Anigkeit.

Lieſe.

Je winſche wärſch; die arem Frah,
Sie dauert meich; was braucht ſe awwer ah,
Wo ſe for ſich doch hauſe kann,
Met ſiwwe Kinner noch en junge Mann?
Dar glei vum allererſchte Morje
For ſu viel Meiler hot ze ſorje?
Eich waaß, daß er met Ahm verdrißlich hot geredd:
Wann eich die viele Leit nor net geheyrat hätt! —

Margareth.

Bei ehrem erſchte Mann, do war ſche immer dreckig,
In ehrem Wittwenſtann war ſche uff anmol geckig.
An ehren derre Hals e Kreizi met Karalle
Hot ſe noch angehenkt dem Berſchi ze Gefalle.

Lieſe.

Jetz hot ſe e gruß Kreiz ſich an de Hals gehenkt,
Eich glab, ſie hätt's ſchun garn eweck geſchenkt.

Margareth.

Ar war noch nerr-emol aus em Zuh, do is ſie
For ihn, mehr heeßt's in die Verſichrungskumbenie,
Un horr-em ſor ehr aje Geld
Noch iwwer Hals nn Kobb en Mann geſtellt.

Lieſe.

Was geb ſe, wann ſe jetz ſor ſich e Frah kenne ſtelle,
Die all die Schmiß ded drah, ſtatt ehr, die uff ſe prelle? —

Margareth.

Alt Schrumpel heeßt er ſche jetz immer nor.
Ar hot doch ehr Geſicht geſtehn gehatt zevor.

Lieſe.

Der Aelſcht horr-em die Nachtmohlskerz gedrah,
Un ſoll jetz Vatter zu em ſah.

Margareth.

Sie is recht brav, nor hot ſe e beeß Maul.

Lieſe.

Un ar ded ah baſſeern, nor ſaiſt er un is faul.

Margareth.

Mer redde-nen jo ah nir Beeſes noh,
Dann wie ſe ſeyn, deß waaß mer jo.

Lieſe.

Bei dene hot deß Iwwel doch en Grunn.
Awwer der Jonas Knoll met ſeiner Frah, die hun
Kan Kinn un ah kan Rinn, un laye doch s' ganz Johr
Wie Hunn un Katze ſich enanner in de Hoor.

Margareth.

Kan Wunner, daß die net gerecht minnanner kumme,
Die hot den Wiſchte grad nor wehem Geld genumme;
Den Baakes, dem mer all die Summerflecke
Met gruße Dahler zu hot miſſe decke;
Un owwedrein is er ſchalluh un grobb.

Lieſe.

Sie heilt ſich ball die Ahe aus em Kobb.

Margareth.

Die Alde hun ſe an Aldaar geſtummt,
Dort hot ſe wedder Wille Ja gebrummt.
En purrelnärſche Droſt hot er ehr Motter letzt
(Es hot ans zugeheert vun Weidem) vorgeſchwetzt.
„Wann der dein Mann aach net gefellt, do folg meim Roth,"
Saht ſe, „betracht nor als emol dein ſchean Kumnod."

Lieſe.

Deß is e Holz wie ar. Ar horr-aach gute Seite.
Drum meecht eich em aach net die Ehr abſchneide.

Margareth.

Halts Maul! wo nix mehr is, wär s' Schneide jo e Kunſcht,
Ar hot noch viele Nanye ſunſcht.
Wie horr-er ſein erſcht Frah gearjert un gevollt!
An Johr hot ſe gelebt, Gott horr-er wohl gewollt.
In ehrem Dodeamt hun eich ſchun vorgeſaht,
Daß dar glei widder heuerath.

Lieſe.

Ehr wißt aach Alles glei.

Margareth.

Deß will eich hoffe.
Mein Zaiche is do drein noch immer ingedroffe.
Wann Ahner noh-em letzte Sehe
Im Dodeamt ſich knabs dud rehe,
Un gar nix an ſich micht, un läßt gar s' Sackduch laye,
Do dud er ſchwerlich widder fraye.
Wann awwer Ahner no der Kerch
Erum guckt in die Kreiz un Queer un iwwerzwerg,
Un wiſcht vorab de Dreck recht ſauber vun de Knie,
Do horr-er ball e Anneri.
Eich gebb der immer acht, un hun's drum vorgeſaht,
Daß dar glei widder heyerath;
Dann wann en net ſein Schwoher hätt geſtoße,
Eich glab, ar ded noch wiſche an de Hoſe.
Ar wiſcht ſich doch net ſauber, wann er ah
Fort reiwe ded bis an de jingſchte Dah.

Lieſe.

Was gieht uns an, 's dud Jedes, was es will.
Drum, wie Aus vun-nen redd, do ſeyn ich mauſeſtill.

Margareth.

Eich ſah der jo immerfort, s' hot Jedes was bureert,
Wie wäre ſunſcht die viel Spitznahme ingefehrt?

Lieſe.

S' is wohr, eich kenne Jederahm ſein Klett,
Nor die vun's Erreſe, die waaß eich net.

Margareth.

Vun's Erreſe, deß ſollt-er vun meer behre,
Warum die ſechzig Johr ſchun den Spitzname
ſehre.
Ehr Urgroßvatter hot, wie's allgeman verlaut,
Ahm reiche Harrn vun Meenz die Wingert als
gebaut.
Noh bei ſeim Gutsharrn aus der Stadt
Hot der alt Erres ah e Verdelche gehatt.
Wie do gedingt is worn, hot er ſeim Harrn
zum Schare
De Miſcht grad geheniwwer abgelahre;
Do kimmt dar in der Scheeß uff anmol ange-
fahre; —
Un wie-er-n hot ze Redd geſtellt,
Do hot dar nix gewiſt ze ſchwetze uff der Welt,
Als daß er im Abſchneppe eer wär wore.

Lieſe.

Deß haaßt eich awwer doch de Kobb verlore.

Margareth.

Von ſeller Stunn, wo dar den Ardum hot
gedriwwe,
Is dar Spitznahme an en henke bliwwe.

Lieſe.

Soll's werklich wohr ſein? Nemmt doch Kahm
De gure Name, loßt en Jederahm.

Margareth.

War nimmt en dann? Ob deß aach ebbes dud?
Der Name dar is brav, wär'n nur die Leit als
gut.
Verzehle wollt ich eich noch hunnert Straich,
Wäre mer nor ſchun net uff der gruß Blaich.
Jetz laaſ eich in der Stadt mich lahm;
Mer giehn, verleicht um finf minnanner
widder hahm.
(Geht ab.)

Lieſe (allein).

Die hot der was e Maul, die kann die Leit
verhetze;
Die läßt met ehre Zähn an ahm kahn ganze
Fetze! —
Meer hot ſe ah ſchun manches angedicht;
Ey'ch ſeyn er freindlich in's Geſicht,
Wann eich ſe ſchun met ehrem Mann
In meiner Seel net riche kann.
Met ehrem nohgemachte Wilbertsbrode
Do hot ſe ſich verſchnappt und ſelbſcht verrothe.
Wie eich der hahm kumm, werd's geſaht,
Ey'ch waaß, dem ganze Ort michts Fraad;
Un morje deide uff ſe alle Kinn:
„Deß is die Haſemacherſchinn!“

Das Mühlrad.

Von Friedrich Lennig.

Stehl' beſſer! ſtehl' beſſer!
Vum Simmer drei Seſter,
Ich kann mich ſor's Mahle
Jo ſelber bezahle.

Des Nätze, des Nätze
Muß Alles erſetze,
Wo ſchwerer, wo naſſer,
Die Bach hot noch Waſſer.

Viel mahle, viel ſchlucke,
Der Mehlſtaab is trucke.
Des Waſſer is ſchlappig,
Die Gorjel micht's dabbig.

Wein ſauf ich am Krahne,
Dann owwe hot's kahne,
S' kann Alles nix badde,
Ich lay uff de Platte,

Un ſperre mein Maul uff,
Do krieht mich kähn Gaul uff,
S' leeſt in mich die Krenk doch,
Als wär ich ä Senkloch.

So fällt mer mein Lewe
Kähn Treppche dernewe,
Verbrech kähn Budelle
Beim Schwenke un Stelle.

Vum Zeche un Schlemme
Do werd mer nit warem;
Vum Finne un Remme
Do werd mer nit arem.

Des Kätzi deß ſeht nix,
Des Mäuſi verreth nix,
Wann doppelt ich moltern,
Der Bauer kann poltern.

Er werd doch bedenke,
Am Stähn bleibt viel henke,
Sein Korn dhut nix wiehe,
Was dhut erſcht verfliehe.

Statt Vorſchuß zum Kuche,
Do liwr' ich em Kleye,
Der Bäcker werd fluche,
Gott mag's em verzeihe

Un klagt er, ſo krieht er
Kähn Recht, un dann zieht er
Leer ab vor Gericht do,
Er hot ſein Gewicht jo.

Gips, Erbſemehl dhu ich
Aach ebbes derzu ich,
Das kann nix verderwe,
'S werd Niemand dran ſterwe.

'S reit Jedes ſein Gailche;
Die hot ä beeß Mailche,
Die ſchlumpt ſor de Nutze,
Die duht ſich gern butze.

Der Ähn micht Honores,
Der Anner Botſchores,
Der ſchmaußt uff de Jagde,
Was Annern ſich pachte.

Der babbelt beſtännig:
„Nein, zehe prozennig.“
Un will dann mit elfe
Seim Nechſte noch helfe.

Der do enſiehrt Mädcher,
Der dort ſeilt Dukätcher,
'S gibt allerlä Diebcher
Bun goldige Liebcher.

Stehl beſſer! ſtehl beſſer!
Bum Simmer drei Seſter,
Ich kann mich for's Mahle
Jo ſelber bezahle.

Meenzer Local-Poſſen *).

Von Carl Weiſer **).

1.

Aus: „Meiſter Oehlgrün und ſeine Familie.“

Carnevaltheater in 4 Acten vom Jahr 1840.

(Perſonen: Daniel Oehlgrün, Tünchermeiſter. Adelheid, ſeine Frau. Lore und Gretchen, ſeine Töchter. Baron. Spenlein, Tapezierer. Ganzinoti, ein italieniſcher Singlehrer. Ein Claqueur. Eine Holzhökerin. Ein Tüncherjunge. Ein Auslaufer. Kammerjungfer Lieschen. — Concertdiener. Bürger und Bürgerinnen. Ein Wirth von Hechtsheim. Bauern und Bäuerinnen. — Die Handlung geht in den erſten drei Acten zu Mainz, im letzten zu Hechtsheim vor.)

Erſter Aufzug.

Zimmer bei Oehlgrün.

Erſte Scene.

Oehlgrün und Frau Oehlgrün.

Oehlgrün (iſt mit Farbenreiben beſchäftigt, die Frau putzt Gemüſe.)

Frau Oehlgrün.

Es is aber gar nit permetirt, wann du emohl ebbes in deim Kopp drin hoſt, ſo kann dir's aach kän Deiwel mehr eraus brenge. — Nu ſoll ſich die Lore ſo mir nix und dir nix zu 'eme Geſchäft reſolvire, womit ſie ſich ernähre kann. — Ei ſo warts doch ab, un laß dem Meedche Zeit, bis es ſich e Reſolution gefaßt hot. Preſſirt dann des e ſo?

Oehlgrün.

Hör emohl, Adelheit, du kimmſt mer gar ze ähnfällig vor, wege was dann ſo viele Boſſe mit der Lore? Mit dem Gretche hoſt de lang nit ſo viel Umſtände gemacht, die is ohne weiters, gleich wie ſe zum Nachtmohl gange war in die Nähſchul geſchickt wore, un hat aach, Gott ſei Dank! e perfekt Näthern gewwe; was micht die vor ſcheen Weiszeig u Kläder, un näht iberwindlings, daß es e wahr Pracht is. Un wann ſe nix derhäm ze duhn hot, ſo hot ſe ihr Kundſchaft außerhalb in große Häuſer;

*) Mainzer Local-Poſſen, „Meiſter Oehlgrün und ſeine Familie,“ Carnevaltheater vom Jahre 1840 und der „Heirathsantrag im Wochenblatt,“ Carnevaltheater vom Jahre 1843 von Carl Weiſer. Eigenthum des Verfaſſers. Mainz 1843.

**) Carl Weiſer lebt zu Mainz als ſehr geachteter Vorſtand der Mainzer Löſchmannſchaft; er iſt decorirt.

un wie wäre do die Nähmeederchen behandelt? Morjens ihren delikaten Kaffee, um zehn Uhr Butterbrod un e Schnäpsge, Mittags derfeſe mitunner aach an der Herrſchaft ihrem Diſch eſſe. Um vier Uhr widder Butterbrod und Wein, Owens e ſcheen Nachteſſe, nochdem ihren Sechsbätzner, wanns aach nor zwanzig Kreutzer ſind, es is aber doch immer Geld, un mer braucht'r des ganze Johr nit vor e ſtickelche Muntur zeſorge. Aber ſag mer emohl, was dann die Lore ſchun verdient hot? Nix! gar nix! un widder nix! Aber woher kimmt des? — Weils e faul Meedche is, un im Bett leiht bis ihr die Sunn ins Maul ſcheint; aber die Gretche is jeden Morjen ſchun um fünf Uhr uff un arbeit vor die Leit, un ſo kann mer aach nor zu was kumme.

Frau Oehlgrün.

Die Lore ſchläft, des liebe Kind, es is wor; ſe ſchläft ſogar jezt noch, ach ſunſt hätte mer ihre liebe Silberſtimme ſchun längſt gehört.

Oehlgrün.

Mein, was geb ich vor e ſcheen Stimm, do werd mer nit fett dervun, die Meederchen verſäume ihr Arbeit, un wärn faul dodorch. Geld verdiene, des is die Hauptſach, un wo kän Geld is, is kän Fräd. Loß der emohl bis Oſtern de Hauszinß erbei ſinge, do wolle mer emohl ſehe wies geht.

Frau Oehlgrün.

Ach, lieber Daniel, du biſt heut widder ſehr ſpaſſig.

Oehlgrün.

Du biſt Schuld dran, du verwöhnſt mer des Meedche, ziehſt ſe immer der Gretche vor, was ſehr abſcheulich von dir iſt, (hochdeutſch) denn das Herz der Väter und der Mühter — figürlich geſprochen — muß ſein, wie eine Kürche worünnen wür uns einander gleich ſünd. — Jetzt wähſtes!

Frau Oehlgrün.

Aha, das war widder e Klugheitsred auff'm rothe Kopp odder auff'm Deibge, ſpar ſe bis uff e annersmohl. Die Lore, ſo viel de aach immer an er ze kretiſire hoſt, werd noch e beſſer Brod finne, als de der einbildſt. Der italieniſche Sänger, der drei Steg hoch Schambergardche wohnt, hot ihr ſein Prodiktſchon verſprochen.

Oehlgrün.

Adelheit blamir dich nit, es hähſt Produktſcheon un nit Prodiktſchon; der mag übrigens e ſcheener Produkter ſein. Des welſch Oos ſieht aus und ſingt wie e Bachſtelz, die de Schnuppe bot, der Musjö Ganzinoti. E bische in Geſellſchaft gehe, e paar Lieder aus der Stumme vun Portukal ſinge un dezu uff der Gitarr klimmpere, des is alles was er kann der Pleſſirmichel.

Frau Oehlgrün.

No wähſte was, wenn de dann doch de Verſtand Löffelweis getrunke hoſt, un aach Präſident im Deibche biſt, ſo ſchlag du enmohl e Geſchäft vor, worinn dein Dochter e Unnerkumme findt. Ich bin blos die Mutter, hab ſe unnerm Herze gedrahe, gebore, erzoge un gebildt. Du biſt der Vater, du mußt ſorge vor dein Kinner.

Oehlgrün.

Sehr vernünftig geſproche — des kimmt ſelte an dich (hätt mit der Arbeit ein und denkt nach). No, wähſte was, mer ſchicke ſe enuff in die Perlefabrik!

Frau Oehlgrün.

O! — was glabſt dann, ich wäre mer dem Meedche ſein Auge ſo verderbe loſſe in der Perlefabrik. Un mähnſte dann, daß der Tapezierer Spenlein, der zu der Lore kimmt, un den reiche Ohme hot, ſich entſchließe werd, ſo e Perlehinkel zu heirathe.

Oehlgrün.

Na, dann kann ſe aach Putzmacherin wäre.

Frau Oehlgrün.

Ja wohl Putzmacherin, jetzt hoſtes em gewwe! Nit wohr, ſo im Lade ſtehn, ſich vun de Herrn, die vorbeilahſe mit de Perſpectiſer betrachte loſſe, alle Meß nach Frankfort fahre, um die Waar einzukaafe, un im Markſchiff vun dene räſende Studente odder Kaafmannsdiener de Kopp doll mache loſſe, daß ſe de Frankforter Dum vor en Sauerwaſſerkrug anſieht? — Nä, do werd emohl gar nix draus!

Oehlgrün.

No, dann will ich dir noch was ſahe; loß ſe Freſir-Meedche wärn, die verdiene noch immer e hibſch Geld. Morgens geht ſe friſire, un Mittags kann ſe die Meenzer Zeitung odder's Wochenblätche rum drahe.

Frau Oehlgrün.

Des wär dann nu grad die recht Höh! — De ganze Dag in der Stadt erum renne als wie e Poſtgeilge, die Madame friſire, de Herren die Hoor ſchneide, wann ſe noch welche hawwe, mähnſt nit aach noch: Hühneraageſchneiderin? Zeitungen erum drahe. Nä, do werd nix draus! Mein Dochter is zu was Höherem gebore.

Oehlgrün.

No dann werd ſe wahrſcheinlich e Lähdecker wäre müſſe.

Frau Oehlgrün.

Mein, du ſiehſt nit, was du redt'ſt. (Man hört Lorchen hinter der Scene ſingen.) Ah, do läßt ſe ſich ſchon widder höre! Knapps is ſe aus'm Bett, ſo ſingt ſe aach ſchunt. Es is e göttlich Meedche!

Oehlgrün.

Ja, krähe, des is alles, was ſe kann. Do ſehe emohl des Gretche, die hot ſchunt widder ihr Strickezeug in der Hand un ſtrickt ſelbſt im Gehn.

Zweite Scene.

Gretche. Lore. Vorige.

Lore (ſingend).

Wünſche Ihnen guten Morgen.

Frau Oehlgrün (hat alles bei Seite geworfen, ſie liebkoſend).

Gute Morge, mein Deibge! Hoſt de gut geſchloſe, mein Kind?

Lore.

Trefflich! (Geht an's Fenſter und ſingt.) O wie hell die goldenen Sterne!

Oehlgrün.

Ja, die Sterne warte, bis de aus'm Bett krichſt.

Lore (ſingt).

O wie herrlich geht die Sonne hinter dieſen Bergen auf!

Oehlgrün.

Jetzt mähnt die gar, da drübe des Haus wär e Berg, daß de die überſpannt Krenk häſt.

Lore.

Ach, Vater, des is ja ein Lied aus der Schweizerfamilie. (Singt für ſich etwas Beliebiges.)

Frau Oehlgrün (wohlgefällig).

Nun hör doch, lieber Daniel, den Ton, den Klang, das Schmalz.

Lore (korrigirend).

Schmelz Mutter!

Oehlgrün.

Sing du emohl Butter erbey!

Frau Oehlgrün

Willste dann nit dein Kaffee drinke, mein Goldtöchterche? Aber er werd kalt worn sein. Gretche, geh gleich emohl enaus in die Kich, blos des Feier an un stell'm sein Kaffeeche uff.

Oehlgrün.

Loß do die Lore selbst gehe, du siehst, daß des Gretche Arweit hot. Allo Lore in die Kich un Feier angemacht.

Lore.

Ich Feier anmachen, Vater? Meine Hände beschmutzen? Da ist die Sodaseife viel zu theuer. Und der Geruch nach Rauch, pfui! (Hält ihrem Vater die Hand unter die Nase.) Da riech einmal, wie gut sie nach der Sodaseife riecht. (Singt): „Diese Hand, diese Hand zum Entzücken."

Oehlgrün.

Geh mer eweck mit deiner Sodasäf. Nemm du als Kernsaf von Kause, das is gescheidter. So werd aber das Geld vertändelt! — Am End muß ich noch in die Kich gehe, un dein Kaffee wärme. Nor zu! Ich geh aach bis Freitag mit uff de Mark, un drahe d'r de Henkelkorb hinne noh, wann de mähnst, daß es recht wär. Jetzt gehste gleich in die Kich un michst Feier an.

Lore (singt).

No, no, no, det will ik nit.

Gretche.

Ich wärn dir dein Kaffee wärmen (durch die Seitenthüre ab).

Dritte Scene.

Vorige ohne Gretchen.

Frau Oehlgrün.

Einzig! göttlich! Was des Meedche vor en Verstand, vor e Schenie hot. Sag doch, lieber Daniel, freut dich dann des gar nit?

Oehlgrün.

Ach mein, was kann ich dann an so eme Geblärr vor e Vergnüge hawe? Dich kenn so was ganz verblüffe, ich aber verlange en gesunde, hausbackene Menschenverstand um mich erum. Wo is dann mein Oehlfarbbenzel do hin kumme? Wer hat mer dann schunnt widder mein Oehlfarbbenzel do eweck gedahn? Alles schmeiße ähm die Weibsleut dorcheanner, es is nix sicher voren, als glühend Eisen un Mühlstähn. (Brummend ab).

Vierte Scene.

Gretche (mit dem Kaffee). **Frau Oehlgrün. Lore.**

Lore.

Der Vater ist heute sehr großartig, aber ich mache mir nichts aus seinem Brummen.

Gretche.

Der Vatter hat aach nor unser Glück im Aag, un die gute Lehre, die er uns giebt, sein nor zu unserm Beste.

Lore.

Biſt du auch da, du Schweſter Superklug? Schweig, oder ich werde das Echo zur Thür hinauswerfen. Du haſt keinen Begriff von Bildung und vornehmen Weſen. Wer einmal als Schubkarren geboren iſt, aus dem wird ſein Lebtag keine Chaiſe, wenn er auch noch ſo ſchön lakirt wird.

Gretchen.

Ich kann dich nur bedauern mit deiner Herzloſigkeit (ſetzt ſich an die Arbeit).

Frau Oehlgrün.

No, no, ſetz dein Schweſter nor nit gar zu ſehr erunner. Sie hat freilich die Bildung nit, als wie du, weil du immer ins Theater gehſt un dich dort cultivirſt, aber ſie hat doch aach ihre gute Seitr.

Lore.

O ja, es iſt rin recht gutes Mädchen, nur hat ſie zu wenig Ehrgeiz, und kennt kein andrres als (ſingt). Ei was braucht man um glücklich zu ſein.

Frau Oehlgrün (fällt rin).

Das wird ja den Hals noch nicht koſten! (lachend) es is aber aach e recht ſchön Liedche, ich globe aus dem Feſt der Handwerker. No, was des Grtchr anbelangt, is es e recht gut ähnfällig Meedche, das hotſe vun ihrem Vatter. Kann ſe nor ſo de ganze Dag ſtichele, un Suandags e paar Gulde in die Sparbicks werfr, ſo is ſe ſeelevergnügt.

Gretchen.

Des bin ich aach, un wann ich mir aach nur die Fräd dermit verſchaffe kann, denen, die ich liebe, an ihrem Namenstag eine klrine Ueberraſchung zu machen.

Frau Oehlgrün.

Ja, du biſt ſo weit e recht gut Meedche! (Es klopft). No, wer klopft denn?

Gretchen (ſchnrll).

Das iſt Spenlein!

Lore.

Mein Peter? Um dieſe Zeit? Wärs möglich? Herein!

Fünfte Scene.

Spenlein. Oehlgrün. Vorige.

Spenlein (nimmt an der Thürr von rinrr Magd einen Korb ab und tritt ein).

Oehlgrün (tritt von der andrrn Seitr auf).

Lore (ſingt).

Er iſt's! Er iſt's! Ich glaub es kaum.

Spenlein (lacht).

Auch nicht übel! Warum ſoll ich es dann nit ſein! Das wäre ſe doch ſehn, daß ich der liebenswürdige Spenlein bin. — Gute Morje, Madam Oehlgrün! Gute Morje, lieb Lorge, gute Morje, Papa Oehlgrün! Ich habe allerſeits e Bitt an Ihne.

Oehlgrün.

No, emohl eraus dermit.

Spenlein.

Mein Oehm, nit der arme, ſondern der reiche, vun vätterlicher Seit, der die geborene Schnuddelmeiern geheirath hot, der hot mer e delikate Sevilat Worſcht, e

Stick Weſtphälinger Schinke un en ganze Hahne zum Preſent gemacht, ſo wie aach zwä Budelle 34r aus ſeim Keller. Un darum wollt ich ſe bitte, ob ſe des klän Familienfrühſtückelche mit verzehre wolle.

Oehlgrün.

A was, lieber Peter, warum denn das nit, ſo oft de ze eſſe un ze trinke brengſt, hoſte immer Dawel uwär bei mir. So? So? Apropos, lieber Peter, wohnſte dann noch in der Bretzelsgaß?

Spenlein.

Nä, ich wohne jetzt in Litra Bab, Nr. Benzel.

Oehlgrün.

So? So? Allo, Adelheit, mach fort un deck de Diſch.

Spenlein.

Das is recht ſchee vun Ihne, daß ſe mir nicks abſchlage kenne. Ohnehin hätt ich e biſche was mit Ihne elähns ze reede.

Oehlgrün.

Allähns?

Spenlein.

Ja, ganz elähns, die Mutter Oehlgrün kann aber derbei ſein, und Lorche aach, die ganz Familie.

Gretchen (bei Seite).

Mich hot er noch gar nit angeſehe.

Spenlein.

Ach Herr je, des Mamſell Gretche hab ich ganz vergeſſe! Gute Morge, lieb Gretche! Ausgeſchlofe?

Gretchen.

O ja, Ich danke Ihne Herr Spenlein.

Spenlein.

Nun, das is ſcheen von Ihne.

Frau Oehlgrün (den Tiſch deckend).

No, Daniel, du ſtehſt widder do, un hälſt Maulaffe fähl.

Oehlgrün.

Ich kumme, ich kumme! (Er hilft ihr decken).

Spenlein.

Sie ſein immer ſo fleißig, Mamſel Gretche, lege ſe doch des Strickzeich hin un frühſtücke ſe e biſche mit uns.

Lore.

Ja, ſetz dich zu uns, wir wollen (ſingt) trinken, eſſen, eſſen, trinken, aufſtehen und zu Bette gehen.

Spenlein (küßt ihr galant die Hand).

Lorche, ſie ſein ähnzig — (nimmt beide Mädchen in Arm und ſchüttelt ſie). Ach, ihr Meedercher, was wird das vor e Vergnüge ſein, wenn ich euch zwä ſo in Arm henke, un mit euch in die Anlage ſpazieren gehe kann. Im rechten Arm Lorche, mein Fra, un im Linke die Grtche, mein Schwägerin.

Lore.

Das wird ſich allerdings recht gut ausnehmen.

Gretchen (ſeufzend).

Ach ja!

Spenlein.

No, Sie ſeufze ja, wo fehlts Ihne denn?

Gretchen (verlegen).

O mir fehlt gar nits, ich mähne nur, des mißt ſich hübſch ausnemme.

Spenlein.

Allerdings, wann nur Morge ſchund Hochzeit wär.

Lore.

Ich denke mir ſo einen Tag ſehr reizend.

Spenlein (ſich vor Luſt die Hände reibend).

Ob un wie! Morgen die Freſirerei, die Anzieherei, des Gefahr uff die Märie un in die Kerch, des Händgewwe un des Jaſage, des Kuppelire un dernochent des Eſſe un Drinke : des Tanze.

Lore (verſchämt).

O ſchweigen Sie, lieber Peter!

Spenlein (immer feuriger).

Dann des Geküß un des Gedrück, un des Lebe wie im Paradies, un des Papa wärn.

Lore.

Peter, bitte, bitte!

Spenlein.

Dann hot mer, eh mer ſich's verſieht, ſo en kläne Quarſer uff dem Arm, un ſpielt mit'm un tanzt mit'm un wann's kreiſcht, in die Wieg mit'm. (Singt) : „Schlaf, Kindche, ſchlaf, do drauſſe ſtehn die Schaaf."

Lore.

O Peter!

Spenlein.

Dann ſchläft's ein, dann wacht's widder uff un kreiſcht un ſpielt, un verreißt alles, un verbricht alles, un die Mama flickt wieder alles, und der Vatter leimt wieder alles.

Lore.

O zu viel, Peter, zu viel! Ihre kindliche naive Beſchreibung hebt mich mit Engelsſchwingen in ein noch fern liegendes Eden. O Gott, welch ſchönes Bild!

Spenlein.

O ich kann auch Schwärmer ſein.

Gretchen (bei Seite).

Gott, wie glücklich werde ſie ſein! Brich, aber verrath dich nit, du armes, tiefgequältes Herz!

Oehlgrün (trinkend).

So jetzt macht fort, ihr Kinner, es is alles parat.

Frau Oehlgrün.

Um Gotteswillen, Daniel, was michſte dann?

Oehlgrün.

A no, was is dann do? Ich hab nor emohl verſucht, ob er nit geſchmiert is.

Frau Oehlgrün.

Gott, wie kann mer nor ſo langmeilig ſein, un kann die Zeit nit abwarte.

Spenlein.

No jetzt zum Esse! (Er führt Gretchen und Lore an den Tisch). So, des Lorche uff mein Seit, Vatter Oehlgrün dicht neben die Mutter, un Gretche in der Mitt. Es muß grad ausſehe, als dehte mer in Zahlbach beim Kaffee ſitze.

Oehlgrün (ſchneidet den Hahn an).

Jetzt werd mit der Profeſſion umgeſattelt, im gewöhnliche Zuſtand meines Lebens, bin ich Tüncher, Maler un Stukedurer, alleweil wär ich aber en Schneider vorſtelle.

Spenlein.

Ein Vorſchneider! Ein guter Witz wie vom Langenſchwarz. Hahaha! Die Flügel gebe ſe de Meedercher, als Sinnbild der Leichtfertigkeit.

Oehlgrün.

Den Kopp, den kriecht die Lore, vun wegem kräbe, un de Berzel kriecht mein Fra, daß ſe beſſer babele kann.

Frau Oehlgrün.

Bleib derhäm mit deim Witz, er klingt nit mehr.

Spenlein (lacht).

Sie wern doch Spaß verſtehn. — Mir gebe ſe die Schenkel.

Oehlgrün.

Nä, Peterche, des ging gege mein alt Gewohnheit, die Schenkel ſein vor mich; denn noch immer, wann mer Martinis ſe Gans geſſe habe, da hab ich mer zuerſt die Schenkel abgeſchnitte, das bäbſt, ähner is gleich geſſe worn, un de annere in Pabier gewickelt vor Nachmittags zu eme Schoppe im Frankforter Hof.

Spenlein.

Auch nicht übel! — Nun hett jeder vorläufig ſein Dappe! — So hört, was ich eich ze ſage hab.

Oehlgrün (mit vollem Munde).

Ich höre!

Spenlein (aufſtehend).

Nun alſo? — Werthester Herr Oehlgrün, hochzuverehrende Gattin dieſes ſo geachteten Tünchers, Malers und Stukedurers. Ich werde nicht viel Umſtände machen, un die Kerch um's Dorf trage, ſondern ganz klar und deutlich erkläre: Ich liebe eure Tochter Lorche!

Oehlgrün (trinkt).

Das iſt was Altes!

Spenlein.

Das wohl, aber ſie wiſſe nit, daß ich ſie heirathe will?

Oehlgrün.

Das hab ich mir längſt eingebildt.

Spenlein.

So? — Nu das is auch nit übel. Allein, was Sie nit gewißt habwe, un aach nit wiſſe kenne, is nehmlich des: — daß ich ſie nit heirathe kann.

Alle

So?

Spenlein.

Namentlich nit vor einem Jahr, weil mein Oehm, — nit der arme, ſondern der reiche, der die geborne Schnuddelmaiern geheirath hot — en Menſch wie aus

Rinszunge gemacht, der gar kähn Begriff von Liebe und Leidenſchaft hot, denn er hat erklärt : Lore ſeiem zu power.

Lore.

Herr Speulein, mit uns iſt es aus.

Speulein.

No, des wär auch nit übel. Warteſes doch nur ab, un loſſeſe mich ausredde. Ich hab jetzt die Sach ganz anders überlegt; in einem Jahr, do wärn ich meirent, dann hot mer mein Oehm nicks mehr zu befehle, un da mache ich Ihne zu der Madam Speulein junior. He? das is auch nit übel.

Oehlgrün.

O ja! Das wär allerdings ſehr übel. (Mit Würde aufſtehend). [Hochdeutſch]. Ein Näwä, der die väterliche Autorität und Einfalt, ſo wie die mütterliche Rechtſchaffenheit und Sorgfalt ſeines Onkels nicht zu reſpektüren weiß, iſt ein undankbarer Sohn, und ein ungerathenes Kind, an dem der Herr kein Wohlgefallen hat. (Er trinkt). Und darum gebe ich ohne die Einwilligung deines Oehms odder Onkels ebenfalls deine Heirath mit Lore nit zu; erſtens vun wege dem Gehorſam, den du deinem Oehm ſchuldig biſt und zwätens, weil er dir dann kähn Penning vermache werd; und drittens, weil die Lore nicks gelernt hot, worauf ſie ſich ernähren kennt, und viertens; weil ſie jetzt erſt e Profeſſion lernen ſoll.

Frau Oehlgrün.

Fängſte dann ſchunt widder an mit dem dumme Zeich. E Meedche un e Profeſſion lerne, mer megt narrig wäre über dich.

Oehlgrün.

Wie's ihne gefällig is, Madam Oehlgrün, meinetwegen aach narrig, wenn's ihne Vergnige micht, awer mach mer nor de Kopp nit doll, ſunſt werd'r emohl ſehn, was es giebt. Korz un gut, die Lore lernt e Geſchäft, oder ich ſchlag alles himmel heilige klän.

2.

Aus : „Der Heirathsantrag im Wochenblatt."

Meenzer Local-Poſſe in 2 Acten.

(Perſonen : Schnufler, Oekonomierath. Auguſte und Thereſe, ſeine Töchter; Louiſe, ſeine Nichte; Zöglinge eines Inſtitutes. Dem. Grandgenre, Gouvernante in demſelben. Katharine, Magd im Inſtitut. Louis, Oberkellner. Ferdinand Weiler, Angeſtellter an der Eiſenbahn. Fritz und Guſtav ſeine Freunde. Ein Bauer aus der Pfalz. Klug. Speculant. Mad. Brechweinſtein, Mad. Borzier, Mad. Bitterſalz, Kaffeeſchweſtern. Ein Aufwärter. Ein Droſchkenkutſcher.)

Erſter Aufzug.

Gewöhnliches Zimmer im Inſtitut; rechts ein Tiſch, auf demſelben ſteht ein Tintenfaß; Federn, Zeitungen und Wochenblatt liegen darauf umher.

Erſte Scene.

Katharine (allein, iſt mit Reinigen des Zimmers beſchäftigt).

Ach Gott! was ſchorgelt mer ſich nit de ganze Tag ab in ſo eme Inſtidut. — Trepp enuff, Trepp enunner; bald will die äh Mamſell e Glas Waſſer, bald die Anner e Stück Gensfett-Brod, bald ſoll mer die äh zuſchniere, bald der Annere das

Kläd uffmache, die äh kreiſcht: „Katherine, mei Burniß!“ die Anner: „Katherine, mei Hut!“ die Anner: „Katherine, mei Stiewelcher!“ die Anner: „Katherine, mei Räfrock,“ un do hawweſe Räfröck ſo groß, daß's bald nethig wär vor jede en extra Kläderſchank mache ze loſſe. Ich mecht nor wiſſe, vor was die Räfröck ſein ſolle? Sie ſehe drein aus, als wie ſo e welſcher Gickel, der ſich recht uffbläbe thut. Vor ähni, die recht krumme Bähn hott, do megeſe gut ſein, weil ſich die Röck nit ſo leicht mit de Haxe verworſtele kenne. — Ja, un wann ſe Owends ſich ausziehe, do ſchmeiſeſe grad alles hin, wo ſe hinkomme, in die Mitt-Stub enein. Es is käni ſo ehrlich, daß ſe ihr Röck uff'n Stuhl hänke deht, Gott bewahr! des is alles gut vor die Kathrine; — und dann dem narrige Oekonomierath ſein Töchter, die ſein gar glat des Teuwels, was die de ganze Tag vore muthwillige Sträch mache! Letzthin ſein jo die ſchwernots Meedercher hergange und hawemer en Fuchsſchwanz angehenkt. Jetzt wie ich uff de Mark kumme bin, hawwe mich all die Leut ſo angeguckt und hawwe gelacht; do hab ich gedenkt, warum lache dann die Leut ſo? Do is mer uff ähmol eingefalle, daß ich wahrſcheinlich ſchwarz im Geſicht ſein möcht, was ähm aach recht gut paſſire kann, dann mer muß jo alleweil alle Arweit thun. Die Herrſchaft muth't ähm zu, daß mer die Kochheerd und die Oeſe ſelbſt ausputzt, un wie leicht is do, daß mer ähmol ſchwarz im Geſicht werd; jetz wie ich hiniwer zu de Hinkelhoke kumme bin, do fange die widder an ze lache, do hab ich awer ganz ſpitzfindig gefragt, was is? warum lacht'r? — mit was als mer umgeht, des hengt ähm an. Do haweſe noch mehr gelacht un hawe mer den Fuchsſchwanz abgehängt un ſagte: alſo Sie geht mit dem Fuchsſchwänze um? — Do ſoll ſich emohl e ordentlich Meedche nit driwer ärgere, dann ich bin meiner Lebdag nit mit dem Fuchsſchwänze umgange, un des Kalfaktere is ähmol mei Sach gar nit. — Bun all de Meedercher, wie ſe im Inſtidut ſein, is mer käbni der liebſt, als des Mamſel Lawiſche, dem narrige Oekonomierath ſei Bäsche. Ach! des is doch e gar gut Meedche, die is ſo eingezoge vor ſich, un ſitzt entwedder ganz aläh owe uff ihrm Stibche oder geht im Garte ſpaziere. Wann die Annere danze un ſpringe, do ſitzt ſe imme Eckelche un kreint. Des arm Meedche muß viel Kummer hawe, ich glab es is e unglicklich Liebſchaft. — Ja, ſo e Liebſchaft die kann ähm was ze ſchaffe mache, ich wähs wie mer's war mit meim Feldwewel, dem bin ich nach noch Frankfort un aach widder zerick, un für was war die ganz Liebſchaft? Vor nicks! Jetzt is er fort mit'm Transport. Ach Gott! was hab ich mich damals gekränkt, ich hab ihn noch begläbt bis Großgerau, dort hot er mich noch emohl an ſein Herz gedrückt un hot geſagt: „Labe Kadl, wahn nit, ſo bold i daham onkumma bin, do ſchreib i dir glei und donn kennſt nochi käna.“ (Sie weint). Ach Gott, er hott heut noch ze ſchreiwe! — Jetzt werd awer aach nicks mehr dernach gefragt, der erſt beſt, der kimmt, werd g'heirath un do mag er ausſehe, wie er will.

Zweite Scene.

Vorige. Oekonomierath.

Oekonomierath.

Guten Morgen! guten Morgen! liebes Katharinchen, wie gehts? was giebts Neues? Immer noch munter und geſund? Das Ausſehen bringts mit ſich. Die ſchönen rothen Backen.

Katharine.

O was die Backe anbelangt, des is Natur und nit geſchminkt, als wie e gewiſſe alt Mamſel im Haus, wannſe veleicht glawe.

Oekonomierath.

O daran hab ich noch nie gezweifelt, liebes Katharinchen, aber man muß dieſe ſogenannte alte Mamſel aufmerkſam machen, damit ſie ja vorſichtig in der Wahl ihrer

Schminke iſt, denn es gibt Schminke, die äußerſt gefährlich auf die Haut wirkt; ſo iſt z. B. die Wiener Schminke, die beſteht erſtens aus 2 Theilen Stärkmehl und ein Theil Cochenille, zwar nicht ſo gefährlich, aber das Stärkemehl verſtopft die Poren der Haut, unterbricht die Transſpiration und zieht Schnupfen und Kopfweh nach ſich. Die Pariſer Schminke iſt von demſelben Nachtheil. — Die beſte Schminke, die hier gekauft wird, bekömmt man bei Duch und Heck in der neuen Straße. — Nun hat man aber die Entdeckung einer ſehr wohlfeilen, ſowie der Haut weniger nachtheilichen und äußerſt einfachen Schminke gemacht; — es iſt nämlich die Schminke, deren ſich die hieſigen Harfenmädchen bedienen. Sie beſteht ganz einfach aus 3—4 Strängelchen roth leinenen Garns, welche man zuſammenballt und damit die Backen reibt. Es inſpirirt ein wenig die Haut und läßt eine ſehr ſchöne ſchmachtende Röthe zurück. — Jetzt gibt es aber noch eine — —

Katharine.

Erlaweſe, Herr Oekonomierath, ſoll ich vielleicht an Ihre Freile Töchter etwas ausrichte, ich muß enunner in mei Kich un emohl noch dem Feier gucke.

Oekonomierath.

Allerdings, liebes Katharinchen, Sie ſollen meinen Töchtern ſagen, — alſo nach dem Feuer in der Küche wollen Sie ſehen? ganz recht, aber erlauben Sie, liebes Katharinchen, was brennen Sie denn? Steinkohlen oder Holz?

Katharine.

Stähkohle. (Bei Seite). Ach du liewer Gott, wie werd ich den alte Narre los?

Oekonomierath.

Alſo Steinkohlen? ſieh das iſt charmant! Darüber kann ich Ihnen vielleicht recht viel Auskunft geben, denn ich bin Vorſteher des Vereins für Steinkohlen, kenne daher dieſes aus dem ff, und muß Ihnen ſagen, daß es ein himmelgroßer Unterſchied iſt, zwiſchen Steinkohlen und Steinkohlen. — Es giebt z. B.: Schmidtgeries und Fettſchrotbgeries und dann ganze Kohlen. — Auch hat einmal ein gewiſſer Kaufmann dahier die Leute mit Koaks übertölpelt mit der Verſicherung, daß dieſe beſſer brennen als Steinkohlen. Er kann allerdings recht haben, wenn er z. B. die Feuerung in Locomotiven, Dampfmaſchienen ꝛc. annimmt; aber in gewönlichen Kochöfen iſt der Zug nicht ſtark genug. — Jetzt was das Schmiedigeries anbelangt, dies hat die Eigenſchaft, daß man es mit dem ſogenannten Lettich nicht zu vermengen braucht, ſondern es vor dem Verbrennen nur etwas mit Waſſer befeuchtet und mit Tannenholz Feuer anmacht. Das Tannenholz hat die Eigenſchaft, daß es ungeheuer flacker brennt, und daher das Geries, welches man mit einer kleinen Schippe darauf legt, eher in Brand bringt. — Man könnte auch dazu Buchenholz nehmen, allein dies hat die flackrige Eigenſchaft nicht, verkohlt etwas mehr, und iſt bedeutend theurer im Ankauf.

Katharine (will fort).

Erlaweſe — —

Oekonomierath (hält ſie zurück).

Erlauben Sie, liebes Katharinchen, der Stecken Tannenholz koſtet im Durchſchnitt nur 7—8 Gulden, indem das Buchen 11—12 koſtet; und ſo iſt auch ein großer Unterſchied hinſichtlich des Maaßes bei den Steinkohlen; denn da giebt es Scheffelmaaß und Großherzoglich Heſſiſches Maaß; das iſt ein Unterſchied von 5 zu 4 — denn 4 Malter Scheffelmaaß geben 5 Malter Großherzoglich Heſſiſches Maas und ſo umgekehrt, — Da ich Vorſteher des hieſigen Vereins für Steinkohlen, welchen ich ſelbſt ins Leben gerufen habe, bin, können Sie leicht abnehmen, wie ſehr ich die Sach verſtehen muß.

Katharine.

Erlaweſe, Herr Oekonomierath, was ſoll ich dann an Ihre Mamſel Töchter ausrichte?

Oekonomierath.

Ja, ja, ganz Recht, hab ich Ihnen denn das noch nicht gesagt?

Katharine.

Noch nit e Silb.

Oekonomierath.

Ja, ja, seben Sie, so ist es, wenn man die dumme Leidenschaft besitzt wortkarg zu sein, und sich nicht über jeden Gegenstand deutlich genug ausspricht; das kömmt aber daher, weil ich bei meiner Großmutter erzogen worden bin, die auch den ganzen Tag nichts gesprochen hat. — Sie, liebes Katharinchen, haben sie freilich nicht gekannt; allein ich muß Ihnen doch eine kleine Biographie von derselben geben. — — Sehen Sie, meine Großmutter war eine kuriose Dame —

Katharine.

Sageſe vor alle Dinge, was ich Ihre Freile Töchter ausrichte soll?

Oekonomierath.

Ja, ja, schon recht! Sagen Sie daher meinen beiden Töchtern, sowie auch meiner kleinen Nichte, daß, weil heute das Wetter so außerordentlich schön ist, ich mir vorgenommen habe, sie an irgend einen Belustigungsort zu führen, den sie selbst wählen möchten, und mir darüber Antwort zukommen lassen wollten; aber vor allen Dingen ihre kleinen Schnäppermündchen nicht mitbringen möchten, denn ich kann mir nichts langweiligeres denken, als wenn ein Mensch den ganzen Tag in die Welt hinein schwätzt und ihm der Mund nicht stille steht.

Katharine (bei Seite).

Na, wann der ähmol sterbt, dem muß mer sei Maul extra todt schlage.

Oekonomierath.

Also, liebes Katharinchen, Sie haben doch verstanden, was Sie meinen Kindern ausrichten wollen? Ich habe Ihnen doch alles pünktlich gesagt.

Katharine.

O gewiß, wannſe mähne, so sageſe mers noch ähmol.

Oekonomierath.

Kann geschehen.

Katharine.

Danke! danke! ich wäbs Alles.

Oekonomierath.

Aber auch ganz gewiß? sonst —

Katharine.

Ja, ja, ganz gewiß, ich wähs Alles.

Oekonomierath.

Also, um wieder auf meine Großmutter zu kommen. — Sehen Sie, liebes Katharinchen, meine Großmutter war eine geborene Fräulein Schlagfertig — (Katharine geht unterdessen ab) die den damaligen churfürstlich Mainzischen Hoffriseur geheirathet hat, und diese Art Angestellten standen sich in jener Zeit äußerst gut, denn — (sieht sich um und vermißt Katharine).

Dritte Scene.

Oekonomierath (allein).

Nein! das ist aber zu arg! läßt mich das Mädchen mitten im Gespräch stehen. — So ist's, wenn der Mensch keine Erziehung hat! solche ordinäre Creaturen passen auch für gar nichts als Kochen, Waschen, Biegeln und Hausreinhalten. Meine Frau,

Gott hat ſie ſeelig, war freilich auch einigermaßen von dieſer Leidenſchaft geplagt, ſie ſelbſt konnte nichts dafür, denn ſie wurde ſo erzogen, ihre Mutter war ein leibhaftiger Satan mit lauter Putzen und Waſchen. Meine Töchter ſollen dermalen nicht zu ſo gemeinen Arbeiten erzogen werden. Deßhalb habe ich ſie gleich nach ihrer Mutter Tod in dieſes Inſtitut gebracht. — Wie kann ein Mann für ſeine Frau eingenommen ſein, die, wenn er nach Hauſe kommt, ihn mit ſchwarzen rußigen Fingern begrüßt, oder vielleicht gar aus der Küche entgegeneilt und nach geröſteten Zwiebeln riecht. — Wie doch ganz anders iſt's, wenn der Mann in's Zimmer tritt, die Frau ſitzt am Klavier und ſingt: „armes Herz trag deine Leiden" — oder ſonſt ſo eine ähnliche Romanze. Wie etwas ganz anders iſt es, wenn er mit ihr in Geſellſchaft geht, ſie ſpricht ein ganz feines franzöſiſch und verſteht ihre Bon mots nach allen Seiten hin zu ſchleudern. — Das nenn' ich bon ton, das nenn' ich Bildung, das iſt Erziehung. Pfui! wie lautet es, wenn der Mann ſtatt dem Klavier das Spinnrad ſchnurren hört, und wenn er die Frau Gemahlin einmal in Geſellſchaft führen will, er mit der Entſchuldigung abgeſpeiſt wird, „ich habe heute Waſch" — Pah! wie klingt das ſo proſaiſch! ſo ordinär! indem man doch für alle dieſe Arbeiten um ein Spottgeld Leute bekömmt, die mit der größten Pünktlichkeit dieſe Geſchäfte verrichten.

Der Mainzer Lauerkarcher *).

Von Carl Weiſer.

I.

Meine Harrn! ich loß mer gern als was gefalle,
Awer was z'viel is verreißt d'Sack,
Ich hab lang genug das Maul gehalle,
Jetzt werd awer e'mol ordlich ausgepackt.

Sehn' ſe ich bin e' Karcher, daß ſich Gott erbarm',
Schun vun Kurferſchtzeite her,
Wann awer nix's z'fahre is do laf dich warm,
Dann der Kurferſcht dar lebt nit mehr.

Domols warn ach noch ganz anere Zeite,
Do bawemer noch Schnalle-Schu gedrahe,
Jetzt kann mer awer ſein Geit dod reite
Un ans Dampfſchiff gehn, un Päckelcher drahe.

Was ſoll mer dann fahre alleweil?
Es brennt jo alles Stankohle,
Dozu brauch mer kan Karcher nnd kan Geil,
Dann die miſſe die Mehd uf'm Kopp ham hohle.

Bis mer alleweil kriht en Stecke Holz z'fahre,
Hot der Gaul ſchun vor'n Gulde Hai gefreſſe;
Do is geſcheiter mer ſetzt ſich e' nein in d'Bare
Un duht beim Brandewein ſein Elend vergeſſe.

Wann nit grad als e'mol ſo e Zimmermann deht kumme,
Vor die mer dann die Helzer ſchlafe,
Dann hette die Schuldleit uns ſchun lang das Bett genumme
Un mer kennt uns wann mer wolt verſafe.

Mit dene nimt's awer ach noch e' ſtinkig End'
Mit dene Karmenale-Meiter,
Seit dem's ietzt nit mehr in der Stadt ſo oft brennt,
Geweſes alle weil ſchund wohlfeiler.

Die Menſche hawe jo Bäuch wie die Engenatze Orgel,
Weil e' jeder nor vor's Freſſe ſorgt,
Letzt hot abner gehat acht Lewerklees in der Gorget
Un is noch nit e'mol dran verworgt.

Un wann mer mehnt mer hett e' paar Gulde,
Do kimmt der Jud un nimt's vor de' Gant abm ab,
Dann mee hot jo niks als das bisge Schulde,
Wann awer ſo e' Obs wieder kimmt kaaf ich em e' Kapp.

Mer tröſte uns halt mit de' Holzmeſſer,
Was ſein die alleweit ſo zahm,
Das ware ſunſt wahre Menſchefreſſer,
Jetzt rede ſe' doch als e'mol mit ahm.

Mit dene wars nun gar nit auszehalle,
Wie die erum geſtihe ſein am Rhein,
Ihr Hochmuth is 'n awer e' bisge gefalle,
Die trinke alleweil ach en anern Wein.

En Gaul is Knall un Fall verreckt vor Zeite,
Wann er verſchluckt hot nor e klan wunzig Fedder,
Jetzt awer kenne mer bald uf de Strohſeck reite,
Dann ſie freſſe jetzt Koppekiſſe un Unnerbetter.

*) Mainzer Carneval-Almanach. 1839. Herausgegeben von dem Hofnarren Sr. Allernärriſchſten Majeſtät.

Mein Groſchimmel, der klane Keib,
Es hot mein Fra recht gekränkt,
Warum? Ar hott ihren Salopp im Leib,
Daß em die Kaputz noch am Maul e' raus hängt.

Das haaſt, das werd nit ſo genumme,
Wie Sie ſichs verleicht do denke,
Die Sache ſein uſs Pandhaus kumme,
Dann alleweil duht ahm kan Menſch was ſchenke.

Sunſt hot kan annerer fahre derfe,
Als dar, dar e Karcherei gehatt;
Jetzt tißt e' jeder Kafmann ſein Geil ſcherfe
Un fehrt ſein Holz ſelwer in die Stadt.

Do kumeſe jetzt mit ihre Staatsgeil,
Mit boedirte Hüt un e' Kukart druf ſtecke,
Ich wolt nor niks als daß ſe alleweil
Dete all' in ahner Nacht verrecke.

For die Faſenacht do fahre'ſe ihre Geil bald tahm,
Mer megt die Krenkt glatt kriehe,
Wann's awer brennt, do bleiweſe d'ham
Un loſſe uns arme Karcher die Speitze ziehe.

Do ſieht mer kan anziche vun dene Kafleit,
Dar e' mot e Spritz det fahr'n,
O! die Harrn ſein gar ze' geſcheidt,
Mer mehnt nor grad meer wärn ihr Narrn.

Do haßt's, wer die erſt Spritz thut bringe,
Dar kribt zehe Gulde vun der Stadt;
Bis mer awer die kribt, do kann mer ſpringe,
Dann do drowe do haßt's abgewahrt.

Ja! wann vor jeder Spritz zehe Gulde bezahlt det ware,
Do wärn die Harrn Kafleit gleich d'rbei,
Do wollt en jeder Spritze fahre
Un an uns Karcher käm gewiß nit die Reih.

Weil's awer umſunſt geſchehe thut,
Do loſe'ſe ihre Geil in Ruh,
Dann do dervor ſein ſo die Karcher gut,
Sie ſtelle ſich lieber hin und gucke zu.

Uff kan Fall kann das jetzt ſo bleiwe,
Daß mehr immer die Eſel ſein;
Deue Kafleit muß mer de' Spaß vertreiwe,
Sunſt ſchla e Gewitter in die Karcherei enein.

Wann e'mol wider e' Feier ausbricht,
Do thu ich als deht ich's nit heere;
Ich bet jo die Krenk vun dare ganz Geſchicht,
Es kann ach e' mol en annerer ſein Gail uffſchere.

Jetzt wißt' erſch wies uſ n'annermol werd gehalle,
Wanns wider brennt, do bleiwemer in Ruh
Un wem's nit ſo kann gefalle,
Dar ſtell ſich en Stecke derzu.

II.

O! mer ſein noch lang nit am End.
Ich thun kan Mendelge deiwer decke,
Es is gut, daß 'r mich kennt,
Heit war ich's ach e mohl de annere ſtecke.

Die Rahſe hawe uns als eraus reiſe miſſe,
Die Leiareiterei bis bald in die Schweiz.
Soll ahm dann daß awer nit verdriſe,
Dann die hawe jetzt ach des Beſekreiz.

Die Rektaſchiffer, ja du liewer Gott,
Die hawe vun ſelbſt jetzt uffgehehrt:
Bis ahner alleweil e Bälge Ladung hot,
Do is im Voraus ſchun die Fracht verzehrt.

Zwar die ſein jetzt ach nit mehr ſo bredahl
Die verfluchte Schoppeſtecher;
Dehne is alleweil alles fahl,
Un in's Schiff do freſſe die Mäus Lecher.

Bis die noch Kelle kumme ſein mit dene paar Balle,
Die Zeit ſein ahm e halb Dutzend Geil verreckt,
Dann ſie hawe überall ahugehalle,
Wo unſer Hargott hot en Arm erausgeſtreckt.

Die Faſſenacht hott bei dene gar kan End genumme,
Ach! un was hawe die geſoffe,
Die ſein Dag un Nacht nit aus de Maske kumme,
Dunnerſtags ſeinſe noch als Derke erumgeloffe,

Seitdem aber die Damſchiff exiſtire,
Do geweſes ſchun wohlfeiler;
Ihr Hochmuth thut ſich jetzt ach verliere,
Un hawe ach nit mehr ſo bredahle Meiler.

Ganz natirlich, weil's Damſchiff viel geſchwinder geht,
Do ſchnappe'ſen des Gut vor der Nas eweck;
Das is e Sach, die ſich vun ſelbſt verſteht,
Awer am End ſitzemer allminanner im Dreck.

Die breiche ach kan Geil zum ziehe
Wege dem Feier, was im Keſſel brennt;
Ich wollt, daß ſe all in die Luft dehte fliehe
Die Starnſtandahreſakrement.

Un wann mer e mohl do mit will fahrn,
Do werd mer vor kein viel gut Geld
Grad als wie die Narrn
Owe newe de Radkaſte geſtellt.

Ich bin e mohl noch Binge vor zwa Jahr
Wege Familjeangelegenheite,
Do seht ahner zu mer : was will ohr ?
Warnm? sei er hübsch bescheide.

Do saht ich zu'em, nor nits iwertriwe,
Met de arme Leit e bisje gemach,
Sunst kriht er vun mir de Kimmel geriwe,
Dann ich bin ahner aus der Filzbach,

Als wann mer vor sein gut Geld
Ach noch de Hut mißt abziehe;
Ich will mohl sehn, wem das gefellt,
Die solle des Besekreiz krihe,

Mer wolle mohl sehn, ob daß nit noch e End nimmt
Mit dehne Großmohkel,
Wart e mohl, wann noch e Gesellschaft kimmt,
Do sitze se all uff der Schokel.

Es wäre am End noch soviel Damschiff kumme
Als es Wäge gibt uff der Post,
Daß mer umesunst werd mitgenumme
Un kriht noch derzu die Kost.

Mer ware mohl seh'n ine paar Johr,
Do kimmt's gewiß noch e mohl so weit,
Daß se stehn bis an's rothe Dohr
Un angaschiere dort die Leit.

So geht's emohl ganz gewiß,
Dann es verderbt ahner dem annere de Spaß,
Un wann er glabt, daß er im Drucke is,
Nan, do sitzt er erst recht naß.

Wann ich e mohl wieder uff die Welt kumme,
Do wär ich Schornsteseher un das bei Zeit,
Dann bei dene werd gar kan Rickficht genumme,
Wie die schikaniere die Leit.

Die kumme fünf und zwanzigmohl im Jahr,
Wo ich do alleweil wohne,
Do haßt's als, es is wege de Gefahr,
Nan! es is en wege de Bohne.

Die mache so en Uffwand, bei meiner Ehr,
Daß ahm der Verstand still steht,
Es sein jetzt ach kan Schornsteseher mehr,
Nan, es sein alleweil Kaminräth.

Dann wo was is do hotse der Deiwel derbei,
Un wie blose'se sich uff,
Es is awer nits als Windbeidierei,
Bei Licht betracht hot doch kaner nix druf.

Warum is mer dene grad so uf ihre Nutze,
Dene Hochmuthonarrn,
Ich kann mein Schornste ach selbst butze,
So gut ats wie die Kafleit ihr Holz fahrn.

Die Kafleit die loßt bei ihrer Hanneterei,
Die Schornsteseher die loßt kratze,
Uns loßt awer ach die Karcherei,
Un so verdient jerer sein paar Batze.

Wann mer uns nit ehlans thut fahre losse,
Un es behlt widder ahner Holz so e Keib,
Do mache mer wahrhaftig nit lang Bosse,
Un rennen en Scheerbahm in de Leib.

Jetzt nemt eich nor vor uns inacht,
Un kum nor kahner mehr an Rhein,
Sunst werd'er geworfe, daß em der Harzbennel
kracht,
Do sollt'er e mohl spüre, daß mer Karcher sein.

Das Factum.

Von Carl Weiser.

Vor dem hiesigen Correctionell
Auf des Beklagten Stell',
Steht ein schmutz'ger Jud
Des Kalbes-Diebstahls angeklagt,
Ganz bleich und ohne Muth,
Gesenkten Haupt's, zitternd und verzagt. —
Nachdem der Anklagact war vorgelesen
Und alle Zeugen vor der Thür' gewesen,
Schritt man zum Verhör,
Mit Fragen kreuz und quer.
Ein kleiner blasser Mann
Wurd' als Zeuge vorgeführt.
Man sieht ihn forschend an,
D'rauf wird examinirt :
„Wie heißt er?"
„„Hans Perrer Jag.""
„Und woher?"
„„Bun Zablbach.""
„Wie alt und wessen Standes mag er sein?"
„„E Leineweber sein eich,""
„Ein Leineweber?" fiel rasch ihm jener ein,
„Ein Leineweber?" — setz er sich. —
Unter andern kam auch noch
Ein Bauer als Zeuge vor.
Obschon von Anfang recht beherzt, doch
Er gar bald den Muth verlor.
Nachdem er nun den Eid hat hergesagt,
Ganz barsch der Präsident ihn fragt,
„Trag er die Kirch nicht lang um's Dorf herum;
„Sagt, was weiß er von dem Factum?"
Der Bauer etwas verlegen
Ueber dieses fremde Wort,
Glaubt jedoch des Anstands wegen
Dürft' Kalb man nicht sagen dort,

Und ſo fing der gute Bauersmann
Ganz gutmüthig zu erzählen an :
„„Es wae gead uf'n Freidag früh,
„„Do ſein aich uff der Gaagaß hie
„„Beim Berdolt ingekehet,
„„Weil Jeder aus unſerm Ort,
„„Bei dem Mann ſein Geld verzehrt;
„„Dann mer krieht en Schoppe doet,
„„Ich kanns Ihne ſah'n, er is gar net iwel,
„„Eich ſein d'r im Stand und ſauf'n aus 'm Küwel.““
Der Präſident ihn d'rauf anfuhr ·
„Wie wollen ja nichts wiſſen von ſeinem Vinum
„Sag' er uns doch nur,
„Was er weiß von dem beſagten Factum.“
„„Ei no, der Mann, dem das Factum bot gebehrt,
„„Is aach beim Berdolt ingekehrt,
„„Un wie ae's Factum bott vum Karen genumme
„„Un bott ſein Gaul in Stall gefehrt,
„„Is uff ah'mol do dar Jud do kumme
„„Un um das Kalb erum marſcheert;
„„Uff ah'mol bleibt er ſtrackes ſtih'n
„„Un packt des Factum uff.
„„Er glaabt es deht's Niemand ſieh'n.
„„Läft mit dem Factum die Gaß enuff;
„„Merr ſein d'r awer gleich hinne drinn kumme
„„Un hun 'm des Factum widder abgenumme
„„Un hun d'rn awer ſu geſchmiſſe,
„„Daß 'r no' alle Heilige bott gekriſche!
„„Su iſ es, wie eich's hun hargeſchwetzt,
„„Dann ich war ſo ſelbſt d'rbei,
„„Doch ah'ns ſahr' ich noch zeletzt
„„Macht mer nor mein Gaul nit ſcheu,
„„Eich ſein d'r aach nit grad ſo dumm
„„Deß war n' Kalb un kan Factum.““

Viertes Buch.

Hessische Sagen und Volksschwänke.

Einleitende Bemerkungen zu den heſſiſchen Sagen und Volksliedern.

Eine friſche Anſchaulichkeit des Volkslebens in Heſſen bieten vorzugsweiſe außer den mundartlichen Mittheilungen die Sagen und Volkslieder, an denen Heſſen, ohne nur den Umfang des Landes in Rechnung zu bringen, reicher iſt als jedes andere Land. In ihnen erſchließt ſich recht eigentlich das Gemüth des Volkes; ſie ſind ein reiner Spiegel, ohne falſchen Anhauch. Wie dieſe Sagen und Lieder aus dem Herzen der Väter gewachſen ſind, ſo klingen ſie auch immer wieder dem neuen Geſchlechte lieblich und unauslöſchlich in die Seele und erfreuen ſich durch dieſe lebendige Wechſelwirkung eines unſterblichen Lebens im Volke. Wenn wir im Geiſte W. H. Riehls eine naturgeſchichtliche Unterſuchung des heſſiſchen Volksthums unternehmen wollen, ſo müſſen wir die dichteriſchen und geſchichtlichen Strömungen dieſer Volkstraditionen in ihrer ganzen Breite und Tiefe berückſichtigen. Sagen und Volkslieder ſind vortreffliche Bauſteine zur naturgeſchichtlichen Grundlage der Wiſſenſchaft vom Volke, eines Kosmos des Volkslebens.

In Heſſen, kann man ſagen, wurde zuerſt reiche Aehrenleſe gehalten. Den Volksliedern ging A. Elwert*) in Heſſen nach, von J. G. von Herders „Stimmen der Völker in Liedern" angeregt; die Herausgeber von „des Knaben Wunderhorn" folgten, dann von Erlach, in neuſter Zeit Ludwig Erk**) und F. L. Mittler***). Auch unſer Landsmann W. von Plönnies bereitet ſchon längere Zeit eine Sammlung heſſiſcher Volkslieder vor.

Die Sammlungen von Erk und Mittler ſind vorzügliche Arbeiten, die nachfolgende Sammler in Heſſen höchſtens vervollſtändigen können. Ludwig Erk iſt zu Wetzlar 1807 geboren und in der Nähe des uralten Jagdſchloſſes Karl des Großen, zwiſchen Darmſtadt und Frankfurt a. M., zu Dreieichenhain erzogen, wo ſein Vater Lehrer war. Jetzt iſt er Lehrer der Muſik am königl. Seminar für Stadtſchulen in Berlin. Er hat die Volkslieder und, was noch werthvoller iſt, deren Melodien aus dem Munde der Landleute in Heſſen entweder ſelbſt oder durch geſangskundige Freunde aufzeichnen laſſen, zu denen ſein Schwager L. Glock, dermalen Lehrer in Meſſel, und ſein Bruder Friedrich Erk, Lehrer der Realſchule zu Düſſeldorf, gehören. „Als Sammler der Volkslieder, ſagt er im Vorwort zu ſeiner zweiten Sammlung, in ſeiner heutigen Geſtalt (wie es noch gegenwärtig im Munde des Volkes lebt) habe ich gewiſſermaßen die Pflichten eines Hiſtorikers zu erfüllen, indem ich mich beſtreben muß, Mitlebenden und Nachkommen ein edles Nationalgut, ſo weit es für eine lebenskräftige Production anzuſehen iſt, (denn es ſteht auch ihr eine Corruption, faſt Stück für Stück, zur Seite)

*) „Ungedruckte Reſte alten Geſanges von A. Elwert. Gießen und Marburg. 1784."

**) „Die deutſchen Volkslieder mit ihren Singweiſen. Geſammelt und herausgegeben von Ludwig Erk und W. Irmer. Leipzig 1843. 1.—6. Heft." 409 Lieder.

„Neue Sammlung deutſcher Volkslieder mit ihren eigenthümlichen Melodien. Herausgegeben von Ludwig Erk. Berlin 1841. 1.—5. Heft." 106 Lieder.

„Auswahl der vorzüglicheren deutſchen Volkslieder der Vorzeit und Gegenwart mit ihren eigenthümlichen Melodien. Herausgegeben von Ludwig Erk. Berlin 1853—1855." 2 Bände.

***) „Deutſche Volkslieder. Sammlung von F. L. Mittler. Marburg. Elwert. 1855." (886 S.)

mit aller Sorgfalt und Treue zu überliefern. Der Pädagog, der von dieſen Liedern Notiz nimmt, möchte häufig Gelegenheit finden, mir Zurechtweiſung über die Grenzen meines Werkes zu geben, wenn er vorausſetzt, auch dieſe Sammlung ſei entweder der Jugend beſtimmt, oder doch vorzugsweiſe der Verbreitung unter den niederen Volksklaſſen. Meine Abſicht iſt eben vielmehr das vorhandene Volkslied in ſeinem weiteſten Umfange, die ganz in den Mund des Volkes übergegangene lyriſche Maſſe als ein Denkmal unſerer Gegenwart hinzuſtellen, indem man einer großen Veränderung im Zuſtand dieſer Dinge entgegenſehen darf. — Die wichtigſte Förderung verdanke ich dem Umſtande, daß für einzelne Lieder 10—20 Aufzeichnungen aus den verſchiedenſten Gegenden unſeres Vaterlandes in Vergleichung gezogen werden konnten. Wenn auch immer nur die gebildeteren Formen mitgetheilt werden durften, ſo machte doch eben nur die Vergleichung möglich, die eigentlichen urſprünglichen Characterzüge der einzelnen Lieder zu erkennen und ſie von den Verfälſchungen zu reinigen, welche muthwillige Luſt am Poſſenhaften, weit öfter noch falſche Auffaſſungen verſchuldeten. — Eine gründliche Forſchung auf dem Gebiete des Volksgeſanges gibt eben ſo wichtige Aufſchlüſſe für die Geſchichte der Melodik wie für die lyriſche Poeſie.“ —

Ein Volkslied erhält erſt Leben und Bedeutung durch ſeine Singweiſe, durch welche es auch am längſten im Gedächtniß des Volkes haften bleibt; es geht verloren, ſobald es nicht mehr wirklich vom Volke geſungen wird. Deshalb ſind die drei Sammlungen Erks von großem Werthe, weil ſie die Singweiſen unmittelbar aus dem Munde des Volkes aufgezeichnet enthalten. Wir bedauern nur, daß wir mit den Liedertexten nicht auch die Singweiſen in unſerer Sammlung mittheilen können. Heſſen iſt gerade am reichſten in den Sammlungen Erks vertreten; in der älteren Sammlung finden ſich 112, und in den 4 Heften des Liederhorts bereits 26 Volkslieder aus Heſſen. Mittler hat die vollſtändigſte deutſche Volksliederſammlung geliefert; unter ſeinen 1561 Volksliedern gehören 66 Heſſen an. Auch er hat öfters verſchiedene Texte eines und deſſelben Liedes mitgetheilt; dagegen fehlen die Melodien. Urſprünglich hatte er mit der Sammlung der heſſiſchen Volkslieder begonnen, aber bald wurde er zu der Ueberzeugung geführt, „daß — abgeſehen von dem rein localen Intereſſe — eine auf einen einzelnen Volksſtamm oder Landſtrich beſchränkte Sammlung, wenn nicht beſondere Eigenthümlichkeiten des ganzen Volkslebens, namentlich der Sprache, prägnant hervortreten, nur als ein Theil der geſammten deutſchen Volkslieder, nicht als ein eigenes Ganze, Bedeutung anſprechen könne.“ Darin lag ihm die Veranlaſſung, die Sammlung heſſiſcher Volkslieder zu einer Sammlung deutſcher Volkslieder zu erweitern.

Obgleich wir die Lieder, welche noch gegenwärtig im Munde des Volkes leben oder früher in Heſſen geſungen wurden, für einen nothwendigen Beſtandtheil einer Geſchichte des heſſiſchen Volkes halten, ſo kann es doch nicht die Aufgabe des vorliegenden Werkes ſein, ſie vollſtändig mitzutheilen; es kommt für unſern Zweck hauptſächlich darauf an, nur eine Auswahl ſolcher Lieder aus obengenannten Sammlungen zu treffen, die die Sinnesart, die Meinung, den Character des heſſiſchen Stammes am beſtimmteſten bezeichnen. Wir halten es für das locale Intereſſe am zuträglichſten, die Volkslieder nach den Oertlichkeiten aufzuführen, wo ſie aus dem Munde des Volkes früher oder ſpäter aufgezeichnet wurden. Das eigentlich hiſtoriſche Volkslied, welches berühmte geſchichtliche Perſonen, Orte und Begebenheiten verherrlicht, iſt bereits in der zweiten Abtheilung dieſes Werkes, der heſſiſchen Liederchronik, berückſichtigt worden.

Zu den heſſiſchen Volksſagen. „Um alles menſchlichen Sinnen Ungewöhnliche, was die Natur und Landſchaft beſitzt, oder weſſen die Geſchichte gemahnt, ſammelt ſich ein Duft von Sage und Lied, wie ſich die Farbe des Himmelsblau anläßt, und zarter, feiner Staub um Obſt und Blume ſetzt.“ So ſprechen die Gebrüder Grimm in ihrer Vorrede zu den „Deutſchen Sagen.“ (S. IX.) Und ſie waren es, die zuerſt in ihrem heſſiſchen Vaterland aus dem Munde des Volkes die Sagen zu ſammeln anfingen, die damals noch als Aſchenputtel der Literatur angeſehen wurden. „Singen und Sagen iſt von jeher,“ ſagt der nach Jacob Grimm trefflichſte deutſche

Mythologe, J. W. Wolf, in seiner Vorrede zu den „Hessischen Sagen," „lebendig und unauflöslich verbunden, und wo es nicht mehr mundet, da schmeckt auch der alte Trank nicht mehr, da stirbt das ganze alte Gewand des Volkslebens ab. — — Die Wissenschaft drang in die Tiefen unseres Alterthums, trug Licht in die dunkelen Tage der heidnischen deutschen Vorzeit. Das war eine der größten Thaten der Zeit, deren weitgreifende Folgen zu würdigen unsern Enkeln vorbehalten bleibt. Ihre Urheber haben sich durch sie ein Denkmal aere perennius gesetzt und dankbar werden späte Zeiten den Namen der Brüder Grimm nennen." Um die hessischen Sagen erwarb sich in neuerer Zeit Verdienste Professor Philipp Dieffenbach in Friedberg, der in seinem trefflichen Werke: „Zur Urgeschichte der Wetterau, 1843," 19 Sagen der Wetterau sammelte. An ihn schließen sich Professor Weigand in Gießen, Pfarrer Oeser in Lindheim, in Kurhessen Lynker an, der leider auch schon seine kurze Lebensbahn geschlossen hat. Doch den Ehrenkranz nach Grimm hat sich Dr. J. W. Wolf in Jugenheim an der Bergstraße mit seinen „Hessischen Sagen, Göttingen 1853," errungen, den leider ein früher Tod seinem „heiligen Berufe" entrissen hat. Johannes Wilhelm Wolf war geboren zu Cöln 1817, und starb in der Nacht vom 28. Juni 1855. In seinen früheren Sagensammlungen, seiner „Deutschen Mythologie," seinen „Beiträgen zur deutschen Mythologie," in seiner „Zeitschrift für deutsche Mythologie" hat er mit bewunderungswürdigem Scharfsinn, mit großer Sorgfalt und Sicherheit der Wissenschaft neue Kreise aufgeschlossen. Er hat, wie er selbst einmal eben so sinnig wie wahr bemerkt, „vielen bis jetzt räthselhaften Gestalten (in der Sage und der Mythe) das Moos abgeschabt;" er hat in der deutschen Sage den Reichthum der mythologischen Bezüge, die „Sache in jeder Sage" nachgewiesen. So hat er im Schnellerts Wuotan, und im Rodenstein Donnar erkannt, und damit gezeigt, daß der „wilde Jäger im Odenwald" keine Erfindung moderner Phantastik und Sentimentalität, sondern eine den Urzeiten der Nation entstammende, freilich zum Gespenst herabgesunkene alte Gottheit ist, für deren Wirklichkeit jedoch jeder Bauer im Odenwald einsteht. Seine „Hessische Sagen" enthalten 278 einzelne Nummern, zu denen ebenfalls Wilhelm von Plönnies 48 Sagen geliefert, der den „Soldatenmund ausbeutete." Wie sich Keiner ein größeres Verdienst um die hessische Sage erworben hat, wie J. W. Wolf, so hat auch kein deutscher Schriftsteller Wahreres und Sinnigeres über die Bedeutung der Sage gesagt wie er. „Fragen wir die neuen Sammler," bemerkt er in der Vorrede (S. VII.), „wer ihnen die Liebe und Freude an diesen Dingen in's Herz gepflanzt, sie werden alle auf die Grimm hinweisen. Aber mit dieser Liebe und Freude ist noch eine andere verbunden, die am deutschen Wesen, die am Vaterländischen, und das ist ein eben so großer Gewinn, als der wissenschaftliche, den wir aus diesen Traditionen ziehen. Sie hoben die Erkenntniß des Tiefen und Sinnigen, was in unserem Volke lebt, sie luden Arm und Reich, und Jugend und Alt, und Groß und Klein an eine und dieselbe Tafel, zu einer und derselben Kost, sie halfen den alten, fast erstorbenen Gemeinsinn wieder mehr wecken, sie waren ein Mittelpunkt, um den sich die Höchsten mit den Niedrigsten einten, und das werden sie mit jedem Tage mehr. Um sie, die Wundererfüllten, geschaart, lernte man das nüchterne Vernünfteln vergessen; wer ihren Geist in sich aufgenommen, den können die raffinirten Romane der neufranzösischen Schule und ihrer deutschen Nachbeter nicht mehr befriedigen, denn arm und widerlich müssen diese Ausgeburten einer befleckten Phantasie und verdorbener Herzen erscheinen, sobald und wo unser Märchen die reinen, bunten Schwingen seiner duftigen Phantasie entfaltet und im leichten Flug Sterne und Sonne unter unsern Füßen erscheinen läßt, wenn die sinnige Sage ihre Aureolen um die Werke der Natur und der längst zum Staub zurückgekehrten Menschenhand spinnt, oder wenn der Schwank seinen kräftigen Tanz tritt, und jubelnd die alte Festfreude des Volkes an unsern Augen vorüberzieht." —

„Haben die Sagen, fährt Wolf fort, solche Macht schon in ihrer natürlichen Gestalt auf jedes nicht ganz erkaltete Gemüth, dann wächst diese Macht noch an Bedeutung, sobald wir sie des Gewandes entkleiden, welches die Jahrhunderte schützend

um ſie gewoben haben und ſie in ihrem alten Kern ſchauen. Da wird aus jedem dieſer buntfarbigen Bilder ein ehrfurchtgebietendes Denkmal alter Germanenherrlichkeit, vor dem die Väter vor mehr als einem Jahrtauſend gläubig ihre Kniee und die eiſernen Nacken beugten; da blicken aus ihnen die verloren geglaubten Götter und Göttinnen mit der alten Kraft und dem alten Trotz und Zorn, wie mit der alten Liebe, und Güte und Milde auf uns, wie auf jene nieder; da lernen wir uns ſtolz als ein Volk wieder fühlen und als das Volk, dem auch in den Finſterniſſen des Heidenthums Gott der Herr vor Allen nahe war, das er zum mächtigſten und glorreichſten Träger der erlöſenden Lehre erkor, das vor allen andern edel und rein und groß da ſtand, ſo daß mit Recht einer der beſten Römer ſeinem von unſern Modernen ſo vergötterten Volk unſere Väter als ein Muſter und Vorbild zur Nacheiferung vorhalten konnte."

Heſſen mit dem Vogelsberg, dem alten buchoniſchen Walde, mit dem Odenwald, der Lahn, dem Rhein, dem Main und Neckar, der Bergſtraße, mit den Gebieten des ehemaligen Erzbisthums Mainz, des Bisthums Worms, den Klöſtern Lorſch und Seligenſtadt, iſt reich an den vielfältigſten Reſten urdeutſcher Anſchauungen und Lebensformen. Wer der alten Religion, alter Sitte, altem Rechte auf die Spur kommen will, wer ſich Denken und Fühlen der Vergangenheit vergegenwärtigen will, der wende ſich an die Sagen dieſer Gebirge, Thäler und Flüſſe. Wir haben darum die Sagen, um auch hier den localen Intereſſen ganz zu genügen, nach den einzelnen Oertlichkeiten aufgeführt, natürlich nur in characteriſtiſcher Auswahl. Ausreichende Vollſtändigkeit lag eben ſo hier wie bei den Volksliedern unſerem Zwecke fern und dankbar haben wir die Quellen angeführt, aus welchen wir geſchöpft haben. —

I. Sagen aus Oberheſſen.

Die Fürſtinnen von Schotten.

Von W. W. v. Cleberg.

Zu der Zeit, als ſich das Chriſtenthum bei den Deutſchen ausbreitete, wurde denſelben die Lehre des Heils nicht blos von Männern verkündet; auch Frauen waren es, die der Beruf begeiſterte, für das Glück ihrer Mitmenſchen Ruhe und Reichthum, Erdenluſt und Leben aufzuopfern.

Es lebten damals zwei Königstöchter in Schottland, Dichamund und Roſamund, beide jung, ſchön und reizend, zugleich aber fromm, edel und begeiſtert. Die Seelen derſelben waren durchglüht von den Lehren des Chriſtenthums, und ihre Herzen wurden von der himmliſchen Luſt entzündet, den Fußtapfen der erſten Glaubensboten zu folgen. Da verließen ſie die Berge ihrer Heimath und entſagten den Freuden der Welt. Sie ſchifften über das Meer und kamen nach Deutſchland. Hier ſäeten ſie den Samen der ewigen Wahrheit aus und erquickten die Herzen mit himmliſcher Speiſe. Nachdem ſie lange gewirkt, kamen ſie einſt in den Vogelsberg im Lande Heſſen und ſahen mit ihrem Gefolge ein ſchönes Thal, durch welches die Nidda noch als ein Bach fließt. Und als ſie von dem Hügel herab in das Tahl ſtiegen, graſete an den Ufern der Nidda eine Hinde mit zwei Jungen. Ein Wolf aber ſprang aus dem Gebüſch und ſtürzte ſich mit geöffnetem Rachen auf die Jungen los. Die Hinde erſchrack, doch als ſie die Gefahr ihrer Jungen ſah, floh ſie nicht, ſondern eilte ihnen zu Hilfe. Sie ſtürzte dem Wolf entgegen, der zappend zu ihren Jungen gelangt war und ſie eben erwürgen wollte. Sie ſtieß ihn mit aller Kraft und da er über den unerwarteten Angriff wie erſtarrt war und ſich grade neben der Nidda befand, ſo ſtürzte ſie ihn den ſteilen Ufer hinab. Die Nidda war aber mächtig angeſchwollen und riß den Wolf mit ihren brauſenden Wellen fort. Die beiden Fürſtinnen waren über den ungewöhnlichen Kampf erſtaunt und hatten mit dem Zuge Halt gemacht. Und wie ſie noch den Ausgang des Kampfes bewunderten, ſahen ſie ein Neſt auf einem Baume an der Nidda, daſſelbe war mit Vögeln, jungen Meißen, angefüllt, welche fröhlich zwitſcherten. Da wand ſich eine Schlange dem Baum herauf und kroch auf den Aſt, wo das Neſt ſtand. Und ſie hob ihr Haupt über das Neſt und ſperrte den Rachen auf, um die Vöglein zu verſchlingen: Aber ein Vöglein flatterte aus dem Neſt; es floh nicht, ſondern vertheidigte ſeine Genoſſen. Es flog der Schlange auf den Kopf und pickte und hackte ihr in die Augen. Die Schlange aber, da ſie vorwärts ſchoß, verfehlte ihr Ziel, weil ſie nicht ſehen konnte, und ſo ſtürzte ſie in die Nidda, deren tobende Wellen ſie mit ſich fortriſſen. Als die Fürſtinnen dies alles geſehen hatten, ſprachen ſie: „An dem Ufer, wo der Schwache aus Liebe gegen den Starken gekämpft, wollen wir raſten! da hat der Herr das Thun der Räuber vereitelt und dem Wehrloſen Sieg verliehen; da hat der Allmächtige die Liebe beſchützt und geſegnet, die ſich dahin gab für das Heil Anderer!“ Sie ſchlugen hierauf an den Ufern der Nidda ihr Lager auf und raſteten daſelbſt die Nacht

Der Herr erſchien aber der Fürſtin Dichamund im Traum und ſprach: „Vertheidige deine Kinder!“ Da erröthete die Jungfrau, ſchlug ihre Augen nieder und

antwortete : „Herr du kennſt die Vergangenheit und die Zukunft, und weißt, daß in meinem Herzen nie irdiſche Liebe gewohnt hat, und daß all mein Dichten und Trachten nur auf das ewige Heil gerichtet iſt! Warum ſprichſt du alſo zu mir!“ Der Herr aber ſprach wieder zu ihr : „Vertheidige deine Kinder! und gedenke der Hinde, welche für ihre Jungen ſtritt!“ Damit ſchied der Herr von ihr und ließ ihre Seele in Zweifel zurück. Vor großer Unruhe wachte ſie aber auf, und ſie ſann über das Geſicht nach.

Der Herr erſchien aber im Traum hiernach auch der Fürſtin Roſamunde und ſprach : „Vertheidige deine Geliebten!“ Da erröthete die Jungfrau, ſchlug ihre Augen nieder und antwortete : Herr! dein Auge iſt heller, denn das Licht der Sonne, und mein Herz liegt offen vor dir! du weißt, daß daſſelbe der Jünglinge nur gedenkt als meiner Brüder, und daß mein Sinnen und Sehnen nur auf dich gerichtet iſt und das ewige Heil meiner Seele, und derer die ich von der Blindheit des Aberglaubens befreit habe! Warum ſprichſt du alſo zu mir?“ Der Herr aber ſprach wieder : „Vertheidige deine Geliebten! und gedenke der Meiße, welche die Genoſſen ihres Neſtes vertheidigt hat!“ Damit ſchied der Herr von ihr und ließ ihre Seele in Zweifel zurück. Vor großer Unruhe wurde ſie aber wach, und ſie fand ihre Schweſter ſchon munter. Sie ſprachen mit einander und erzählten ſich die Geſichte die ſie gehabt hatten. Keine wußte ſie aber zu deuten und ſie ſannen bis der Tag anbrach.

Da erſchienen zwei Fürſten der Heiden mit Gefolge im Lager und ſprachen : „Wir haben vernommen, wie ihr die alten Götter verachtet und ihre Heiligthümer und Hainen zerſtört, wie ihr einen neuen Glauben lehrt, der die tapferen Männer ſanft macht, und den Muth der Helden in Demuth wandelt. Darum ſind wir euch nachgefolgt in dieſes Land, wo ſchon der alte Glaube zerſtört iſt, daß wie euch fangen und die mit euch ſind tödten, im Lande aber wieder die alten Götter verehren laſſen.“ Und der Eine ſprach weiter zu Dichamund : „Auf gib mir deine Kinder, daß ich ſie den Göttern opfere, und du ſelbſt folge mir als Magd!“ Und der Andere ſprach zu Roſamund : „Auf gib mir deine Geliebten, daß das Schwert ſie verzehre, und du folge mir als Geliebte!“ Da wurde den beiden Jungfrauen die Deutung der Geſichte offenbar, die ſie in der Nacht gehabt hatten, und ſie verſtanden die Rede des Herrn. Darum ſprachen ſie zu den Fürſten der Heiden : „Sind unſere Lehren gleich ſanft, ſo machen ſie doch ſtark, und pflanzen wir gleich in die Herzen den Baum der Demuth, ſo trägt derſelbe doch die Frucht des Muthes. Sollten wir euch alſo ohne Kampf die Kinder unſerer Lehre geben, daß ihr ſie den falſchen Göttern opfertet, und unſere Geliebten im Glauben überantworten, daß ihr ſie vor den Bildern tödtetet, die ſelber todt ſind und nicht lebendig wie der ewige und allmächtige Gott! Wollet ihr nicht von eu'rem Vorhaben laſſen, ſo kämpfet erſt mit uns, daß wir ſehen, weſſen Gott der ſtärkere ſei!“

Die Heiden aber lachten zu dieſer Rede, denn ſie verachteten die Schwäche der Jungfrauen, und ſprachen : „Es ſtehet Männern nicht ſchön mit Weibern zu kämpfen! doch da ihr nicht anders wollet, ſo kämpfen wir mit euch; aber nicht mit Waffen wollen wir wieder euch ſtreiten, ſondern mit nackten Armen. Wir wollen euch fangen und eure Kinder und Geliebten tödten. Und die beiden Jungfrauen erwiederten : „So ſei es!“

Da rüſteten ſich die Fürſten der Heiden und die Jungfrauen zum Streite. Zuerſt ging Dichamund in den Kampf, und ſie hatte keine andere Waffe, als ihren Wanderſtab. Wie aber der Heide auf ſie losſchritt, ſtürzte ſich ein Falke von einem Baume herab auf ihn, ſchlug ſeine Krallen in ſein Geſicht und pickte in ſeine Augen. Da wurde der Heide verwirrt, und als ihn die Jungfrau mit ihrem Stabe berührte, ſank er todt zur Erde, der Falke flog aber wieder auf den Baum. Jetzt trat Roſamunde auf den Kampfplatz gegen den andern Heidenfürſten. Und da derſelbe auf ſie zuſchritt, ſtürzte der Falke auch auf ihn los. Die Jungfrau berührte ihn aber mit ihrem Stabe, da ſank auch er todt zur Erde und der Falke flog wieder von dannen.

Die Heiden aber, welche mit den beiden Fürſten gekommen waren, entſetzten ſich und es kam die Furcht des Herrn über ſie. Da ließen ſie ſich taufen und zogen bekehrt nach Haus. Die beiden Fürſtinnen aber und alles Volk, das mit ihnen war, machten ſich Hütten an der Stelle, wo dieß geſchehen war, und bauten daſelbſt dem Herrn eine Kirche. Und ſie wohnten dort bis zu ihrem Tode, die Stadt aber, die dort anwuchs, erhielt nach ihrem Vaterlande den Namen Schotten.

Anmerkung. Die Stadt Schotten liegt am Fuße des Vogelsbergs und ſoll ehemals zum Zeichen, daß ſie die Grenzſcheide zwiſchen der Wetterau und dem Vogelsberg bilde, auf dem Thore nach dem Gebirge zu das Bild eines Vogels, und auf dem Thore nach der Wetterau zu, das einer Fruchtgarbe gehabt haben. In der Kirche befinden ſich noch zwei hölzerne Bruſtbilder der angeblichen Gründerinnen Dichamund und Roſamund. Das Stadtwappen enthält einen Falken. Eine halbe Stunde von der Stadt war ehemals ein heiliger Hain. Das Dörfchen, welches darin entſtanden, erhielt davon den Namen Götzenhain, der ſich mit der Zeit in „Götzen“ abgekürzt hat.

In der Gemarkung der Stadt befindet ſich ein mit Wald bewachſener felſiger Hügel, der theils von Natur, theils durch Kunſt befeſtigt geweſen zu ſein ſcheint, und Altenburgskopf heißt. An dieſen Hügel ſind mehrere Sagen geknüpft, welche hier folgen.

Vor uralten Zeiten war dieſer Ort eine Feſtung für die Bewohner der ganzen Umgegend, wohin ſie ſich in Noth und Gefahr flüchteten. Einſt hatte ſich dahin ein König mit ſeinem ganzen Volk geflüchtet und wurde belagert. Da die Belagerten keine Rettung ſahen, ſo begruben ſie ihre Schätze und ſtürzten dann zum Kampfe heraus. Die Feinde tödteten Alle, konnten aber die Schätze, nach welchen ſie hier nachſuchten, nicht auffinden. Dieſe ſollen daher noch dort verborgen ſein. Alte Leute wollen von ihren Vorfahren gehört haben, daß früher ein Loch in dem Altenburgskopf geweſen, deſſen Tiefe man nicht habe ermitteln können. Jetzt iſt keine Spur mehr davon da.

Nach einer andern Sage ſah einſt ein Schäfer, der in den Altenburgskopf kam, dort eine uralte Frau ſitzen, welche emſig ſpann, zugleich aber auf den Felſen nmher gelben Waizen, dem Anſehen nach zum Trocknen, liegen hatte. Der Schäfer nahm ſich hiervon mit Bewilligung der alten Frau einige Hände voll, weil er ſo ſchönen Waizen noch nicht geſehen hatte. Bei ſeiner Ankunft zu Haus fand er indeß, daß der vermeintliche Waizen in Körnern von eitel Gold beſtand. Er ging hierauf wieder an Ort und Stelle, traf jedoch die alte Frau, wie oft er auch ſeinen Beſuch wiederholte, nicht mehr an.

Der alte Kaß.

Von W. W. v. Cleberg.

In alter Zeit lebte im Vogelsberg ein Mann mit Namen Kaß. Derſelbe war mächtig und angeſehn; er beſaß vieles Vieh und ſein war das meiſte Land weit umher. Das Gebirge war aber noch meiſt mit Wald bedeckt, und die wenigen Bewohner nährten ſich faſt alle durch die Jagd. Das Chriſtenthum war auch noch nicht bis hierher gedrungen und mit den andern Bewohnern war Kaß noch ein Heide. Er war aber fromm, gerecht und tapfer und deßhalb weit in dem Lande berühmt und geachtet. In ſeinem Alter nannte man ihn den alten Kaß, und er hatte vier Söhne, welche Lutz (Ludwig), Dietz (Dietrich), Götz (Gottfried) und Heinz (Heinrich) hießen. Als dieſe Söhne erwachſen waren, kam ein Bote des Chriſtenthums in den Vogelsberg, die Leute zu taufen. Derſelbe bemühte ſich mit aller Kraft, vor Allem den alten Kaß zum chriſtlichen Glauben zu bekehren; denn da derſelbe ein ſo angeſehener Mann war, ſo hoffte er, daß deſſen Beiſpiel auf viele wohlthätig einwirken werde. Die Bekehrung gelang ihm, und der alte Kaß war nunmehr ein eben ſo eifriger Chriſt, wie er früher ein eifriger Götzendiener geweſen war.

Aber keiner der vier Söhne wollte ſich zur Taufe verſtehen. Alle Mühe des Sendboten war vergebens, und umſonſt verwendete er eine lange Zeit auf ihre Bekehrung. Als er fortgezogen war, ſetzte zwar der alte Kaß das fromme Werk fort, allein auch er vermochte nichts. Die Söhne ſchienen deſto mehr den alten Göttern anzuhängen, je mehr ihnen zugeredet wurde, den neuen Glauben zu bekennen. Da wurde der alte Kaß in ſeinem Herzen betrübt, betete und weinte vor Gott: „O Gott! du Herr

und Schöpfer des Himmels und der Erde! meine Kräfte ſind zu ſchwach, in deine Hand befehle ich meine Söhne und Enkel! du haſt ihnen unverdient auf dieſer Erde Glück und Segen gegeben, ſo gib ihnen auch im Himmel unverdient das ewige Heil! Herr! du biſt ja allmächtig und deine Wege ſind wunderbar! —" Und er ging von ſeinen Söhnen fort, ohne Abſchied zu nehmen und ohne Jemand etwas von ſeinem Vorhaben zu ſagen. — Niemand erfuhr, wohin er ſich begeben hatte.

Die Söhne lebten nach ſeinem Verſchwinden lange in Gemeinſchaft zuſammen. Als aber mehrere Jahre verfloſſen waren, ohne daß ſie etwas von ihrem Vater gehört hatten, theilten ſie ihr väterliches Erbe und trennten ſich. Der eine, Götz mit Namen, bekam das Land nach Norden zu, in der Gegend, wo jetzt die Städte Lauterbach, Schlitz, Alsfeld, Homberg liegen; der andere, Dietz, empfing das Land nach Oſten zu, wo jetzt die Städte Herbſtein, Fulda, Schlüchtern, Freienſteinau, Birſtein, ſind; dem dritten, Heinz, wurde das Land zu Theil, welches nach Süden liegt, wo ſich jetzt die Städte Gedern, Büdingen, Ortenberg, Nidda befinden, und der Letzte, Lutz genannt, erhielt das Land nach Weſten zu, in der Gegend, wo jetzt die Städte Schotten, Hungen, Ortenberg, Laubach ſtehen. Ein jeder von ihnen war der reichſte, angeſehenſte und mächtigſte Mann in ſeiner Gegend, und der große Beſitz an Land und Gut verſchaffte einem jeden zahlreiche Anhänger. Sie wurden alle hochbetagt und bekamen Kinder, Enkel und Urenkel. Die Menge der Nachkommen eines jeden, die vielen Verwandten, die zahlreichen Anſiedler auf den Gütern und die übrigen Leute, welche in der Gegend wohnten, welche Jedem zugefallen war, wurden zuſammen nach dem Namen benannt. Es entſtanden ſo vier kleine Völkerſchaften mit den Namen Götzinger, Dietzinger, Heinzinger und Lutzinger. Und Jeder war wieder Häuptling des nach ihm benannten Völkleins, denn Jeder wurde ſtets im Frieden zum Richter und im Kriege zum Herzog gewählt. Die vier Brüder lebten lange in Einigkeit, und als ihre Haare weiß geworden liebten ſie ſich noch wie in den Tagen ihrer Jugend. Die Nachkommen und Angehörigen eines Jeden hatten aber nicht gleiche Liebe zu den Nachkommen und Angehörigen der Andern. Und als jedes Völklein immer mehr wuchs, da genügte ihm nicht mehr ſein Land und die Jagd darauf. Es erhob ſich Unfriede und Zwiſt über die Grenzen der vier Landſchaften, und nahm zu von Jahr zu Jahr. Umſonſt mahnten die vier Brüder zur Einigkeit, bald wurde von dieſem Völklein ſeine Grenze überſchritten, bald von dem andern; die Worte des Friedens und der Einigkeit waren wie ein Same, der auf den nackten Fels geworfen wird. Der Same des Haſſes und Zornes ging aber fröhlich auf und ſeine Frucht war Gewaltthat und Streit.

Da beſchloſſen die vier Brüder, mit ihren Völkern alle zuſammen zu kommen; und ſie ſprachen zu einander; laßt uns noch einen Verſuch machen, den Frieden zwiſchen uns und unſern Völkern zu erhalten und die Grenzen zwiſchen den Landſchaften in Güte abzumarken; kann es aber nicht ſein, ſo möge das Schwert ein Urtheil geben und der Speer entſcheiden, wer Recht hat und wer Unrecht! Und es zog Jeder mit allen ſtreitbaren Männern ſeiner Landſchaft an den Ort, den ſie zur Zuſammenkunft verabredet hatten. Es war dies die Heide und der Wald um den Taufſtein und den Hohenrodskopf im Vogelsberg, wo die Grenzen der vier Landſchaften zuſammenſtießen.

Als Alle zuſammen gekommen waren, traten die vier Brüder in die Mitte, nicht weit von dem Taufſtein zuſammen, und es begannen die Unterhandlungen. Aber ſie waren umſonſt; keiner konnte mit dem andern einig werden; die ſanften Worte verwandelten ſich in bittere, die Worte des Friedens in Worte des Unfriedens; es erhoben ſich Vorwürfe, Beleidigungen und lautes Gezänk. Jedes Volk ward unruhig und wollte ſeinem Führer beiſtehen. Die Männer drängten ſich herbei und miſchten ſich in das Gezänk; es kam zu lautem Toben und es erhob ſich ein dumpfes Geſchrei, wie es dem Anfall mit den Waffen vorherzugehen pflegt. Schwert und Speer wurden herbei geholt und die einzelnen Völkerſchaften ſtellten ſich zuſammen und denen gegen-

über, mit welchen ſie haderten. — Da ſchritt plötzlich ein hoher Greis mit ſchneeweißem Haupthaar und Bart den Taufſtein herab und ging auf die entbrannten Völker zu. Derſelbe rief mit kräftiger Stimme: „Halt!“ und alles Volk wurde durch dieſen Ruf auf ihn aufmerkſam, alle ſchauten nach ihm, und das Wuthgeſchrei verſtummte. Der Greis aber ging in die Mitte des Volkes, betrachtete die Häuptlinge der vier Völkerſchaften mit ſtrengem Auge und rief ſie mit ihren Namen. Alles Volk erſtaunte und erſtarrte, und den vier Brüdern war es, als rufe ihnen Jemand, der Gewalt über ſie habe, und dem ſie gehorchen müßten. Sie gingen zu dem Greis und ſtanden vor ihm demüthig; und er fragte ſie: „Kennt ihr mich nicht?“ Und ſie ſahen ihn an und ſchwiegen, denn wenn ſie ihn gleich nicht erkannten, ſo war es ihnen doch, als hätten ſie ihn ſchon geſehen, und es befiel ihre Herzen große Ehrfurcht, daß ſie nicht zu ſprechen wagten. Der Greis hub aber wiederum an und ſprach: „Alles auf Erden iſt vergänglich, das Reich Gottes aber iſt ewig! daß die Züge meines Geſichts eurem Gedächtniß entſchwunden, iſt Schwäche des vergänglichen Menſchen, der wie die Blumen auf der Haide kurze Zeit mit Farben prangt und dann verwelket; daß ihr aber meine Lehre vergeſſen, daran iſt die Verdorbenheit und Verſtocktheit eurer Herzen Schuld! Laſſet ab von dem Glauben des Verderbens und nehmet an den Glauben des Heils! wendet euch zu dem Herrn, der von Ewigkeit war und in Ewigkeit ſein wird! folget dem, welchem ihr nach dem Rathſchluß des Allmächtigen euer Leben verdankt, und den der Allweiſe über die gewöhnlichen Grenzen des Menſchenlebens auf ſeiner Wanderſchaft gelaſſen hat, damit er Denen das himmliſche Leben erwerbe, welchen er das irdiſche gegeben hat!“

Da erkannten die vier Greiſe ihren Vater! und ſie fielen vor großer Ehrfurcht vor ihm nieder und küßten ſeine Füße; dann erhoben ſie ſich, umarmten und küſſeten ihn und weinten und jauchzten. Und Alle, die gekommen waren, drängten ſich herzu! Schwert und Speer, Keule und Pfeile ließen ſie voll Scham aus den Händen ſinken, und Enkel, Urenkel und Ururenkel kamen, um den Vater ihrer Väter, Großväter und Urgroßväter zu umarmen und zu küſſen. Und der alte Kaß herzte und küßte alle liebreich, redete mit Allen milde und weinte Thränen der Freude. Dann hob er ſeine Augen und ſeine Hände zum Himmel auf und betete. Und Alle, welche um ihn ſtanden, fielen vor Ehrfurcht auf die Kniee. Sein Gebet war zuerſt leiſe, wurde dann lauter und lauter, ſo daß es Alle verſtanden. Als er aber geendet hatte breitete er ſeine Hände aus und ſegnete Alle, die um ihn knieten. Dann erhob er wieder ſeine Stimme und ermahnte ſie, von dem Götzendienſt zu laſſen und den wahren Gott, den Schöpfer des Himmels und der Erde, anzubeten. Und er belehrte ſie, flehte ſie an und beſchwor ſie.

Da wurden ihre Herzen erweicht, die verhärtet, und die Augen ihres Geiſtes offen, die geſchloſſen geweſen waren. Und alle gelobten von den Götzen zu laſſen, und den Gott anzubeten, der den Vater, Großvater und Urgroßvater ihrer Väter und Verſchwägerten ſo wunderbar erhalten und als Boten des Friedens geſendet hatte.

Es wurde ein Stein zum Taufbecken behauen und auf den Berg geſtellt, wo der alte Kaß gewohnt und gebetet hatte, ſeit er von ſeinen Kindern fortgezogen war. Dort taufte er ſeine Söhne und Schwiegerſöhne, ſeine Enkel, Urenkel und Ururenkel, deren Männer, Weiber und alle Verwandten und alles Volk, was mit ihnen lebte.

Er blieb bis an das Ende ſeines Lebens auf dem Berge, wo er ſo viele Jahre für ſeine Kinder zu Gott gebetet hatte, und ſo lange er noch lebte, taufte er noch alle Kinder, welche bei ſeinen Nachkommen geboren wurden. Und der Berg ſeines Aufenthalts, wo er ſeine Nachkommen getauft, wurde der Taufſtein genannt.

Einer der Enkel des alten Kaß, welcher Bruno hieß, zog zu demſelben und bediente ihn bis an ſeinen Tod. Derſelbe baute am Fuße des Taufſteins und Hohenrodskopfs ein Kirchlein, in das er den alten Kaß begrub. Dies Kirchlein iſt im Laufe der Zeit zerſtört worden und nur wenige Trümmer, deren Feſtigkeit der Zerſtörungswuth widerſtanden, ragen davon noch auf dem Kirchhof zu Breungeshain hervor.

Die Nachkommen des Bruno, die Bruninger, blieben in der Nähe wohnen, und ihr Wohnort wurde nach ihnen Bruningeshain genannt, welcher Ort später in Urkunden bald so, bald Breuningshain geschrieben wurde und jetzt Breungeshain heißt. Dort liegen auch nicht weit von der Kirche einige Stücke des Taufbeckens, welches früher auf dem Taufsteln war, und die Bauern schärfen jetzt ihre Aexte an diesem Stein, der einst bei der Bekehrung ihrer Stammväter und nachher viele Jahrhunderte bei der Taufe ihrer Väter zu diesem heiligen Zweck diente.

Anmerkung. Die Berge Taufstein und Hohenrodskopf, von welchen der Erstere eine Höhe von 2371 und der Andere 2076 Fuß hat, sind die höchsten in dem Großherzogthum Hessen. Der Vogelsberg gehörte früher zu dem Lande Buchen, in welchem sich Winfried sehr lange mit der Bekehrung der Heiden beschäftigte. Nicht weit von dem Hohenrodskopf ist eine Quelle, welche der Esel Winfrieds durch einen Fußtritt soll hervor gerufen haben. Bei dem Dorfe Meiches sind die eigenen Fußtritte Winfrieds in einem Felsen zu sehen.

Osmunde von Ilbeshausen.

Von W. W. v. Cleberg.

Osmunde war ein Mädchen, jung und schön, scheu wie ein Reh und doch zugleich stolz wie ein Hirsch. Die Beschäftigungen der Mädchen waren nicht nach ihrem Sinne; sie liebte nicht den Feuerherd, die Spindel oder den Webstuhl; sie besuchte nicht Spinnstuben oder andere Orte des geselligen Verkehrs; sie haßte es mit Burschen zu kosen oder zu liebäugeln. Ihre Gesellschaften waren Jagdhunde und Geschosse; ihr Haus und Gemach waren der Wald und der Schatten der Bäume und des Gebüsches; ihre Freude war es den schnellen Hirsch, den starken Bären, den grimmigen Wolf unter grünen Bäumen und im tiefen Schnee zu verfolgen und zu erlegen. Sie liebte vor Allem im Oberwald auf seinen Bergen und seinen Höhen umherzustreifen. Hier wurde sie einst von einem kühnen verwegenen Jüngling erblickt; derselbe wurde von ihrer Schönheit bezaubert und folgte beständig ihren Spuren. Aber Osmunde wieß ihn stolz und streng zurück; sie verlachte sein Flehen und floh ihn. Da überfiel sie der Jüngling einst des Nachts mit einigen Genossen und wollte ihr Gewalt anthun. Sie aber wehrte sich muthig und der Jüngling konnte sie nicht mit Hülfe seiner Genossen bändigen. Da ermordete er sie in der Raserei der Liebe und entfloh, als er seine blutige That verrichtet, in ferne Länder. Erst nach vielen Jahren, nachdem sein Haar gebleicht und seine Stärke entflohen war, kehrte er in seine Heimath nach Ilbeshausen zurück, um an der Stelle, wo er das Mädchen getödet, Buße zu thun. Es war Winter und unter Thränen bei Frost und Sturm zog er im Schnee zu der Stelle im Oberwald, wo er die unselige That verrichtet hatte. Dieselbe war von einem dichten fast undurchdringlichen Gebüsch umgeben. Als es ihm aber gelungen war, durch das Gebüsch durchzudringen, zeigte sich seinen Augen ein göttliches Wunder. Das Mädchen lag noch unversehrt und unverletzt da, gerade so, als wie er es vor vielen Jahren verlassen; es schien als sei sie eben gestorben, und während rings Berg und Thal mit Schnee bedeckt waren, das Wasser jedes Bachs sich in Eis verwandelt hatte, und die Bäume ihre nackten Aeste mit Eis und Schnee bedeckt in die Höhe streckten, blühten ringsum die Leiche-Blumen, und der ganze Raum war ein Frühlingsgarten, und die Vögel sangen von den Bäumen herab. Der Mörder fiel wie vernichtet nieder und als er wieder zu sich gekommen war, eilte er der ganzen Umgegend seine Unthat zu bekennen und das Wunder zu erzählen. Alles Volk eilte an die Stelle des Wunders und überzeugte sich von demselben. Da ward an dieser Stelle ein Kloster für reine Jungfrauen gebaut, und als es fertig und eingeweiht war, wurde die Leiche, die bis dahin unverändert geblie-

ben, in dem Kirchlein des Kloſters beerdigt. Die Nonnen erlangten von ihrer Heiligen das Recht, ſelbſt in dem Oberwald die Jagd auszuüben und die Beute zu behalten.

Jetzt iſt das Kloſter längſt verſchwunden, und von ihm und ſeinen Schutzheiligen nichts mehr übrig, als dieſe Sage.

Anmerkung. Ilbeshauſen ſchon um 800 in Urkunden erwähnt, liegt auf der öſtlichen Seite des Vogelsbergs, ganz nahe an dem Oberwald.

Die ſteinerne Frau in Herchenhain.

Von W. W. v. Cleberg.

Einſt lebte in Herchenhain, einem armen Dörfchen auf einem Bergrücken des Vogelsbergs neben einer nach ihm benannten Höhe, ein begüteter Mann, der drei Kinder hatte, zwei Söhne und eine Tochter. Nachdem er alt und gebrechlich geworden und ſeine Frau geſtorben war, vertheilte er ſein Gut und ſeine ſämmtliche Habe unter ſeine Kinder, die erwachſen und verheurathet waren. Dabei wurde, wie dies häufig bei Bauern geſchieht, ausbedungen, daß ihn ſeine Kinder auf die Reihe erhalten ſollten. Im Anfang that dies Verhältniß gut, allein bald wurde der Alte, der nichts mehr beſaß und nichts mehr verdienen konnte, den Kindern zur Laſt, und der Widerwille, ihre Schuldigkeit zu erfüllen, ſtieg bei ihnen von Jahr zu Jahr. Der Alte erhielt nur unter Murren, Nahrung und Verpflegung, ja die Kinder waren ſo gefühllos, ihren Unmuth über die Laſt, die ihnen die Erhaltung ihres Vaters verurſachte, durch Schelten, Zanken und Drohungen zu äußern.

Lange trug dieſer die Behandlung mit Geduld, theils aus Liebe zu ſeinen Kindern, theils weil er keinen andern Weg auffinden konnte, die Tage ſeines traurigen Alters zu friſten. Zuletzt vermochte er aber die Behandlung nicht länger ſtillſchweigend und in Ruhe zu ertragen; er machte dem Sohne, bei dem er ſich gerade aufhielt, bittere Vorwürfe, und ſo kam es zu offner unverhüllter Feindſchaft. Da verließ der Greis das Haus ſeines Sohnes, indem er ſchwur, dahin nicht mehr zurückzukehren. Er ſuchte nun Zuflucht bei ſeinem andern Sohne, allein auch mit dieſem kam es zum Streit, und er verließ auch deſſen Wohnung, indem er den Schwur wiederholte, den er bei Verlaſſung der Wohnung ſeines andern Sohnes gethan hatte.

Als einziger Troſt blieb ihm nur noch ſeine Tochter und er eilte nach deren Wohnung. Dieſe hatte indeß ſchon erfahren, was zwiſchen ihrem Vater und ihren Brüdern vorgefallen war. Sie hatte nun auch um ſo weniger Luſt, ihren Vater aufzunehmen, da ſie, obgleich noch nicht lange im Wittwenſtande, eine neue Heurath im Werk hatte und fürchtete, daß ihr Bräutigam zurückgehen möchte, wenn er erfahre, welche Laſt ihr durch die Erhaltung ihres Vaters aufliege. Deshalb verſchloß ſie ihre Hausthüre, als ſie ihren Vater kommen ſah, und wies ihn, aus dem Fenſter ſchauend, mit ſchnöden Worten und Scheltreden ab.

Der Greis entſetzte ſich, als ſein letzter Troſt verſchwand, und nachdem er nach einer langen Erſtarrung wieder zu ſich ſelbſt gekommen war, verfluchte er ſeine Tochter und verließ unter bitteren Thränen das Dorf, das ihn geboren, und wo er ſein langes Leben hindurch gewohnt hatte. Es verfloß hiernach das Frühjahr, wo dieß geſchehen war und der Sommer, ohne daß man erfahren hätte, wohin ſich der Greis in ſeiner Verzweiflung begeben hatte. Im Herbſt hielt die Tochter Hochzeit und nach der Trauung ging ſie mit ihrem Bräutigam in's Feld und auf die Herchenhainer Höhe. Als ſie hierbei von ſolcher etwas herab geſtiegen waren, und im niedrigen Geſträuch hin gingen, ſtolperte ſie über einen Gegenſtand, den ſie darin nicht wahrgenommen hatte; ſie ſah unwillig nach, und erblickte die Leiche ihres Vaters.

Dieſelbe war zu einem Gerippe abgemagert; die Finger waren angenagt, und es ſchien, als wenn er dies ſelbſt in den Qualen des Hungers gethan hätte.

Da entſetzte ſich die Tochter ſo, daß ſie leblos zurück gegen die Felſen fiel, neben denen ſie ſtand; ihr Blick erſtarrte und ſie verwandelte ſich alsbald zum ewigen Denkmal des kindlichen Undanks und der Gottloſigkeit in einen mächtigen Felſen, der noch heute, auf der öſtlichen Seite der Herchenhainer Höhe an die Felſen gelehnt, daſteht.

Ulrich Mull.

Von W. W. v. Eteberg.

Vor alter Zeit lebte in der Gegend, wo jetzt das Städtchen Ulrichſtein ſteht, ein armer Knabe mit Namen Ulrich Mull, welcher ſich durch das Hüten der Geiſen ſein Brod erwarb. Er hatte einſt ſeine Herde auf den Berg getrieben, der ſich ihm Norden von dem Dorf Kölzenhain erhebt und auf dem gewaltige Steine hervorragen, ſo als wenn ſie von Rieſen oder Zauberern künſtlich aufgeſchichtet worden wären. Als er ſich dieſem Felſen näherte, hörte er ein ſchwaches Gewimmer und ging deshalb voll Neugierde herzu. Da ſah er dann, daß eine große Schlange auf der Erde ſich krümmte. Es war aber ein gewaltiger Stein auf ſolche gefallen, und ſie ſuchte vergebens, ſich unter demſelben herauszuarbeiten. Der Knabe hatte ein mitleidiges Herz und dachte deshalb nicht an die Gefahr, die ihm durch die Befreiung der Schlange entſtehen konnte, welche beinahe die Dicke eines Mannes und die Länge von zwei Männern haben mochte, er ergriff deshalb ein Stück Holz, das in der Nähe lag, und wälzte, indem er ſich deſſelben als Hebel bediente, den gewaltigen Stein von der Schlange. Dieſe blieb nach ihrer Befreiung zuerſt eine Zeit lang erſchöpft liegen und kroch dann mit Mühe in eine Höhle zwiſchen den emporſtehenden Steinen, in welcher ſie bald verſchwand. Der Knabe ſah ihr neugierig nach und als ſie verſchwunden war, ſetzte er ſich auf den Stein, den er von ihr gewälzt hatte, und gab auf ſeine Geiſen Acht.

Plötzlich wurde er aber durch ein Geräuſch geweckt, und als er ſich umſah, nahm er wahr, daß eine gewaltige Schlange aus der Höhle zwiſchen den Felſen hervorkam. Dieſelbe hatte eine ſolche Größe, daß die Schlange, welche er befreit, im Verhältniß zu ihr war, wie ein Kind zu einem erwachſenen Menſchen. Auf dem Kopfe trug ſie eine Krone und ihr Auge leuchtete wie Feuer. Sie wandte ſich nach dem Knaben hin und ſprach mit freundlicher Stimme: „Du haſt mein Kind von großer Qual erlöſt, ohne dich zu beſinnen oder dir Lohn auszubedingen. Ich danke dir darum und will dir deine Wohlthat vergelten, ſo weit ich es vermag. Komm her zu mir, ich ſehe du biſt ein armer Knabe, du ſollſt aber nun reich werden, und Alles ſoll wohl gelingen, was du unternimmſt!“

Der Knabe war Anfangs erſchrocken, ging jedoch auf dieſe Aufforderung getroſt herbei. Die alte Schlange reckte ihren Kopf weit aus dem Felſen hervor, beugte ſich über das Haupt des jungen Geishirten und hauchte dreimal über ſolches hin. Hierauf ſprach ſie dreimal: „Fahre wohl!“ und verſchwand dann wieder zwiſchen den Steinen.

Der Knabe hatte bei den Worten der Schlange gehofft, von derſelben einen Sack voll Gold oder Silber, oder doch wenigſtens einige Hände voll zu erhalten, und war deshalb nicht wenig erſtaunt, als ſie ihm blos einigemal über den Kopf hinbließ und dann wieder verſchwand. Da er indeß trotz ſeines kärglichen Unterhalts zufrieden lebte, und keine größere Bedürfniſſe kannte, als ſeinen Hunger und Durſt mit den einfachſten Nahrungsmitteln zu ſtillen und die Blößen ſeines Leibes noth-

dürftig zu bedecken, was er bei seinem Leben thun konnte, so tröstete er sich bald, daß seine Erwartung nicht erfüllt worden war. Er ging wieder zu seinen Geisen und vergaß, während er solche hütete, den Vorfall.

Als er gegen Abend seine Herde nach Haus trieb, betrachteten ihn alle, welche ihm begegneten, mit erstaunten Mienen, und einige Buben riefen ihm nach: „Du Rothkopf! Du Fuchs!" Er wußte nicht, wie diese hierzu kamen, da er schwarzes Haar hatte, und zog ruhig weiter. Bei seiner Ankunft zu Haus sagte aber seine Mutter zu ihm: „Ei Ulrich! wo hast du deine Haare so gelbroth gefärbt; die glänzen ja, als wären sie von eitel Gold!" Er wollte dies nicht glauben; da hieß ihn seine Mutter, sich in einem Eimer Wasser zu betrachten; und nun überzeugte er sich selbst, daß sie wahr geredet hatte. Er erzählte darauf seiner Mutter, was ihm während des Tags begegnet war, und diese rief erstaunt: „Sei gutes Muths, denn Heil und Glück ist dir zu Theil geworden! du wirst es bald selbst sehen!" Des andern Morgens betrachtete sie wieder das Haar ihres Sohnes und sie wagte nun beinah zu hoffen, daß Gold unter demselben sei. Sie schnitt es ihm deßhalb und ging in die nächste Stadt, wo sich ein Goldschmied befand. Dieser sagte beim Erblicken des Haares: „Das ist das feinste Gold, was ich noch gesehen habe!" und kief es ihr mit vielem Gelde ab. Also war der arme Ulrich Mull auf einmal reich geworden. Sein Haar wuchs so schnell, daß er jede Woche einen Pack abschneiden konnte. Er wußte kaum, wo er mit seinem Reichthum hin sollte, und ließ eine prachtvolle Burg auf dem Gipfel des Bergs bauen, auf welchem die Hütte seiner Mutter stand. Dieselbe wurde nach seinem Namen „Ulrichstein" und auch „Mullstein" genannt, welchen letzten Namen sie im gemeinen Leben führt. Bei seiner Mutter Hütte bauten sich so viele an, daß ein Städtchen erwuchs, das ebenfalls den Namen Ulrichstein führt und im gemeinen Leben Mullstein genannt wird, und von ihm mit Mauern umgeben wurde. Ulrich Mull war aber nicht blos reich, sondern auch weise und rechtschaffen, ein Vater der Armen und eine Stütze der Bedrängten. Er ward von Jedermann geehrt und gab einen mächtigen Grafen, der weit und breit angesehen, von den Seinen geliebt und von den Feinden gefürchtet war. Seinen Nachkommen hinterließ er viele Reichthümer, und sie herschten viele Jahrhunderte auf der von ihm erbauten Burg, bis endlich im Laufe der Zeit seine Familie ausstarb.

Seinen lieben Landsleuten, den schwarzköpfigen Ulrichsteinern, laßt uns übrigens wünschen, daß über jeden einmal die Schlange hauchen möge.

Anmerkung. Die von Ulrich Mull erbaute Burg hat noch lange nach dem Erlöschen seines Geschlechts gestanden und mehrere Belagerungen ausgehalten. Im 15. Jahrhundert ernährten sich ihre Bewohner, wie ein großer Theil des niederen Adels vom Straßenraub. Deshalb zerstörte sie der Landgraf Heinrich I. von Hessen (1269 — 1308) nebst den eine und beziehungsweise einige Stunden davon entfernten Raubschlössern Petershain und Rudlos.

Der Nießgeist von Grünberg.

In der Gegend von Grünberg lag in einem Walde vordem ein Raubschloß, von welchem jetzt kaum noch eine schwache Spur übrig ist, über das aber in dem Munde des Volkes mancherlei Geschichten umgehen. In einer dunkeln Nacht ging ein Mann an dem Rande des Waldes entlang seinem Heimathsdorfe zu. Plötzlich hörte er neben sich im Walde niesen und im Glauben der Niesende sei ebenfalls ein Wanderer, den er der Dunkelheit halber nicht sehen konnte, sagte er: „Gott helf!" Keine Antwort erfolgte, aber nach einiger Zeit nieste es zum zweiten Mal, und wie es schien, noch näher als vorhin. Der Mann, obschon ärgerlich, daß ihm vorhin nicht gedankt worden war, sagte nochmals: „Gott helf!" Wieder keine Antwort; aber

gleich darauf nieſte es zum dritten Mal. „Nun," rief der Mann im Zorn, „wenn dir Gott nicht heifen ſoll, ſo mag dir der Teufei heifen!" Da erhob ſich eine klagende Stimme und ſprach: „Hätteſt du zum dritten Maie „Gott helf" geſagt, ſo wäre ich eriöſt geweſen, ſeit 300 Jahren wandere ich in dieſem Walde und warte vergebens auf Eriöſung, nun aber muß ich weiter wandern 100 Jahre.

Und heulend und klagend verlor ſich die Stimme, in der Tiefe des Waldes.

Erdenkt ſein Theil.

Oberheſſiſcher Volksſchwank.

Von Wiegand.

Vor vielen vieien Jahren hatte Ilbeshauſen einen Bürgermeiſter, der regeimäßig jede Woche einen Schubkarren voll Butter, welche in ſeiner Gemeinde ſehr gut bereitet wird, nach Frankfurt fuhr. Einſt, ais er ſeine Waare glücklich und ungewöhntich früh abgeſetzt hatte und ein wenig in Frankfurt herumſchlenderte, kam ihm der Gedanke, daß es doch eigentlich ſchicklich wäre, „ſain's Gloichem," dem Herrn Bürgermeiſter von Frankfurt auch einmai einen Beſuch abzuſtatten. Es war ihm in den langen Jahren, während er in Frankfurt Geſchäfte machte, noch nicht möglich geweſen, dieſer Pflicht der Höflichkeit zu genügen; auch war ihm, offen geſtanden, der Gedanke dazu noch nicht gekommen, der nur einer müßigen Stunde, mithin der Langweiie, ſeine Entſtehung verdankte.

Nun war aber der beſagte Herr Bürgermeiſter nicht der Mann, der einen guten Gedanken oder löblichen Vorſatz lange auf ſeine Erfüllung harren ließ. Gedanke und That war bei ihm in der Regei eins! So auch hier. Es genirte ihn deshaib auch gar nicht, daß gerade nicht die ſchickliche Stunde zu dergleichen Viſiten war. — Er dachte, was brauchts da Umſtände, kommt doch ein College zum Andern!

Er alſo in ſeiner Pelzkappe, ſchiichtem Wamſe, kurzen iedernen Hoſen, vogeisberger Schuhen und Gamaſchen in die Wohnung des regierenden Bürgermeiſters zu Frankfurt; wird auf erfolgte Anmeidung ais Beſuch angenommen, grüßt ſeinen Amtsbruder mit dem trauiichen Titei: „Gauten Doag moin's Gloichens!" und eröffnete ihm, daß er dem Drange nicht länger mehr habe widerſtehen können, auch einmal ſeinen Herrn Collegen in Frankfurt zu beſuchen. Dieſer iſt natürlich über die Ehre ſehr erfreut und läßt's, wie zu erwarten war, an zuvorkommender Behandlung nicht fehlen. — Es erfoigt eine Einiadung zu einem Gabeifrühſtück, weiches natürlich angenommen wird. — Während deſſeiben unterhielten ſich beide Potentaten über den Bereich ihrer Amtsgeſchäfte recht angenehm. Der Frankfurter Herr Bürgermeiſter frug hierbei auch ſeinen Collegen — im Hinblick auf ſeine wohibeſchuhten Füße — ob er nach Frankfurt zu Fuß gekommen oder gefahren ſei? Hieranf mußte Letzterer natürlich antworten: — Gefahren!

Nach eingenommenem Frühſtück wurde der Gaſt der Frau regierenden Bürgermeiſterin vorgeſtellt und von dieſer ſehr huldvoll empfangen, auch in ſämmtlichen Appartements herumgeführt, wobei namentiich ein Papagay, welcher ſeinen Disours mit dem Herrn Coiiegen (wie ihn die Frau Bürgermeiſterin gleich ihrem Manne immer nannte) ſogleich mit „Spitzbnbe" ꝛc. eröffnete, die Aufmerkſamkeit des ſchlichten Vogeisbergers auf ſich zog. Nach näherem Betrachten ſagte er: „Fra Collegin, ſu hun mer bai ues grod Büget!" — Dieſe war darüber ganz erſtaunt und bat, ſie bei ſeiner nächſten Anweſenheit in Frankfurt zu beſuchen, ihr aber auch einen Ilbeshäuſer-Papagayen mitzubringen. Beides wurde zugeſagt. —

Den nächſten Dienſtag alſo erſchien verſprochenermaßen der Herr Colleg von Ilbeshauſen und brachte ſeinen „Urhoibel" (Nachteule) mit. Nachdem nun der-

ſelbe mit aller der ſeinen Zuvorkommenheit behandelt worden war, die ſeine Stellung als College erforderte, und nachdem die freundſchaftlichen Beziehungen zwiſchen den Häuptern von Frankfurt und Ilbeshauſen ſich immer mehr befeſtigt hatten, wurde auch der Ilbeshäuſer mit dem Frankfurter Papagayen confrontirt. — Als nun der Frankfurter Colleg des Papagayen (denn dieſe waren in gewiſſem Sinne eben ſo gut Collegen, wie die beiden Herren Bürgermeiſter) ſeine Gelehrſamkeit producirt hatte und der Ilbeshäuſer ſich auch vernehmen laſſen ſollte, da half alles Bitten und Flattiren des gewaltigen Hauptes von Ilbeshauſen nichts, der Vogel bewährte ſich als ächter Begleiter der Göttin der Weisheit und blieb ſeinem Grundſatz getreu :

Reden iſt Silber, Schweigen aber Gold!

Auf die drängende Frage des Frankfurter Bürgermeiſters, der den Vogel ſogleich erkannt hatte und nur ſeinen Collegen noch ein wenig ſchrauben wollte, warum denn der Papagay gar nichts rede, wußte der redliche Ilbeshäuſer keine andere Antwort, als : „Er diankt ſoi Thoal!“ Seit jener Zeit ſagte man dann auch von maulfaulen Menſchen : „Er diankt ſoi Thoal, wie der Calbertshoäuſer Papagay!“

Die Görgskirche von Elbenhauſen.

Von W. W. v. Cleberg.

Es liegt ein Glöcklein vergraben
Im ſchmalen Wieſenthal,
Ein Brünnlein ergießt darüber
Des Waſſers kühlen Strahl.

Die Alten hört' ich erzählen :
Am Görgstag Morgens früh
Tönt laut die vergrab'ne Glocke,
Selbſt Todte hören ſie.

Da ſchlich ich Mitternachts leiſe,
Von Neugier heiß entbrannt,
Bis zu dem Bühl, drauf einſtens
St. Görgens Kirchlein ſtand.

Ich barg mich, verſtohlen zu lauſchen,
Still hinter den nächſten Baum,
Des Mondes gekrümmte Sichel
Drang durch den Nebel kaum.

Zwölf ſchlug die Kirchuhr zu Scholten;
Der Wind trug her den Schall;
Davon erwacht die Gegend,
Verwandelt allüberall.

Es ſtand auf dem Bühl ein Kirchlein,
Licht drang aus ſeinem Thor,
An dem Brünnlein hört' ich's rauſchen,
Es ſtieg Etwas hervor.

Ein Prieſter war's und ein Knabe;
Sie zogen ein Glöcklein auf;
Sie trugen es in das Kirchlein
Und hingen's dort hinauf.

Da tönte das Glöcklein helle,
Gewaltig, wunderhaft.
Wie der Blitz die Nacht, ſo die Stille
Durchdrang der Ton mit Pracht.

Rings kreiſte die Erde mächtig
In ſchwerem Mutterweh'n.
Aus ihrem Schooſe da ſah ich
Viel Männer raſch erſteh'n.

Sie ſchritten zur Kirche und knie'ten,
Von Schmerz und Weh' erfüllt.
Der Prieſter lag betend voran
Vor Görgens Feuerbild :

„St. Görg, du glühender Wiegand,
Wie iſt dein Urtheil ſchwer,
Weil wir dich einſt verleugnet,
Erzürnt dich einſt ſo ſehr!

Wir fürchten uns, als du rieſeſt :
Beſchützt mein Heiligthum!
Kämpft kühn für mich bis zum Tode!
Wer fällt, hat ew'gen Ruhm.

Wir haben die Glocke vergraben,
Dein Bild weh! gar verbrannt,
Gekniet vor der Heiden-Eiche,
Zum Götzendienſt gewandt.

Wann erhebt dein Kirchlein ſich wieder?
O laß es bald geſcheh'n!
Daß wir nach Jahren und Jahren
Zur ewigen Ruh' eingeh'n!

Und alle Betenden weinen,
Und rutſchen auf den Knie'n.
Das Bild zerſprüht in Feuer
Ha! wie darin ſie glüh'n!

Digitized by Google

Da kräht von dem Baum so helle
Ein Auerhahn herab.
Froh huschen sie auseinander,
Ein Jeder in sein Grab.

Der Priester und Knabe tragen
Die Glock' zum Born zurück.
In Nebel und Dunst verfließet
Die Kirch' im Augenblick.

Anmerkung. Das schmale Wiesenthälchen zieht von Schotten nach Rainrod hinab und ist großen Theils auf beiden Seiten mit Wald umgeben. Das Gerzgekirchlein stand auf einem ganz kleinen Vorsprung des westlichen Bergrückens und nur wenige Trümmer sind noch von ihm übrig. Von dem längst ausgegangenen, aus zerstreut liegenden Häusern bestehenden Dorf Elbenhausen, zu welchem das Kirchlein gehörte, findet sich keine Spur mehr. Die Quelle, in welcher die Glocke versenkt worden, liegt der Kirche gegenüber auf der östlichen Seite des Thälchens.

Die sieben Aborne.

Von W. W. v. Cleberg.

Es trieb mich herauf in geweihter Nacht;
Nach altem Brauch wird der Zauber vollbracht;
Ich umschritt siebenmal die heiligen Sieben,
Und jeglicher Stamm wird mit Blut beschrieben.

Dann lag im Gebet ich und stand erst auf,
Als Mitternacht zeigt der Gestirne Lauf,
Die Götter, die Sieben — o, furchtbares Schauern! —
Ich sah sie, ich sah sie, Männer und Frauen!

Gewürdigt des Anschau'ns, o Schrecken und Lust!
Wie starrte das Auge! wie hob sich die Brust!
In ihr Antlitz da blickt' ich; — ich ertrug sie die Gluten,
Die im Auge der Götter hellleuchtend ruhten.

Sie schauten mich an, sie grüßten mich laut;
Sie luden mich ein, — o beglückender Laut! —
Zu wandern den Weg zu den seligen Hallen,
Zu den Helden, die muthig gekämpft und gefallen.

Gefolgt bin ich ihnen; dir kündet's mein Blut;
Nach der Urväter Brauch, mit der Ahnen Muth.
Mein Herzblut, das kühn ich selber vergossen,
Den Göttern und Helden macht's mich zum Genossen.

Du Freund, der besorgt mich hier aufsucht,
Wart ab meines Lebens schleunige Flucht!
Begrab mein Gebein hier unter die Bäume!
Mein Geist geht ein in der Götter Räume.

Anmerkung. Der hohe Punkt des Vogelsbergs, welcher „die sieben Aborne" heißt, war in ältester Zeit ein heiliger Ort, wahrscheinlich 7 Gottheiten geweiht. Diese Heiligkeit erwarb ihm den Ruf, daß er die höchste Spitze des Vogelsbergs sei, was nicht der Fall ist. In späteren Zeiten diente er Landstreichern zum Versammlungsort und aus dieser Zeit stammt das Landstreicherlied: Unter den sieben Ohren (Aborne) bin ich geboren ꝛc. Die alten Aborne, welche ehemals den Platz bezeichneten, sind jetzt verschwunden, jedoch sollen sieben neue an ihre Stelle gesetzt worden sein.

Der wilde Stein bei Altenschlirf.

Von W. W. v. Cleberg.

Im wilden Stein, wer liegt darin?
Die wilde Frau mit grimmem Sinn!
Sie liegt im Bett bei Tag in Ruh',
Doch schließt sie nicht die Augen zu.
Sie will niemal belauschet sein,
Drum schau' zur Spalte nicht hinein,
Sonst wird's um dich geschehen sein.

Den Müller aus der nahen Mühl'
Trieb's lang schon zum gewagten Spiel.
Er schleicht so leis zum wilden Stein,
Schaut durch die Spalte keck hinein.
Da liegt die wilde Frau gestreckt,
Auf Moos, mit Fellen zugedeckt,
Die Augen beid' wie Kohlen glüh'n
Und gleich der Schmiede Funken sprüh'n.
Der Müller flieht, er flieht entsetzt,

Als würd' er wie ein Wild gehetzt,
Springt in sein Haus hinein im Nu,
Schließt hinter sich die Thüre zu.
Er hört da, wie mit mächt'gem Schritt,
Die wilde Frau zum Hause tritt.
„Wo berg' ich mich in ein Versteck',
Damit das Weib mich nicht entdeck'!"
Er legt sich auf den Bettkranz hin,
Und eilt den Vorhang vorzuzieh'n.
Die wilde Frau 'ne Gerte schwingt,
Vom Schlag die Thür' in Stücke springt.
In den Hausähm tritt sie hastig ein,
Bückt sich zur Stubenthür' hinein.
Den Müller trifft ihr Gertenschlag,
Da krümmt er sich mit Ach und Klag;
Es war sein letzter Lebenstag.

Anmerkung. Altenschlirf liegt auf der östlichen Seite des Vogelsbergs; seine erste Kirche wurde um das Jahr 800 von dem Bischof von Mainz eingeweiht.

Digitized by Google

Das Mädchen von Schlitz.

Von W. W. v. Cleberg.

Gar leiſe verließ das Mägdlein das Haus,
Zur heimlichen Buhlſchaft zog es hinaus;
Und als es beſchritten des Fluſſes Steg
Wer kam auf es zu auf ſchmalem Weg!
Der Vater! wie wird der erzürnen!

„Was ſoll ich ihm ſagen! wo berg' ich den Ring,
Den ich von dem Buhlen heimlich empfing!"
Es reißt ihn vom Finger, da wird er voll Blut,
Im Schreck läßt's ihn fallen; er ſtürzt in die Flut;
Dort ſchnappt ihn ein Fiſchlein behende.

Der Vater er nahet, er kennt es nicht.
Er ſchaut ihm ſtarr und entſetzt in's Geſicht.
Weit weichet er aus, er ſchreitet raſch zu:
„Ausſätzige flieh', was willſt hier denn du!
Geh' birg dich ſchnell in dein Hüttchen!"

Das Mägdlein kommt hin, wo der Buhle ſein harrt;
Er kennt es nicht, wie ſehr er's anſtarrt.
Es redet ihn an, da flieht er geſchwind;
Er ſcheut ſeinen Athem, er ſcheut ſelbſt den Wind,
Wenn her von dem Mägdlein er wehet.

Da beugt's ſich zur Flut, zu beſchau'n ſein Geſicht.
Weh'! Ausſatz bedeckt es; es kennt ſich ſelbſt nicht:
„O wehe, o wehe der ſchimpflichen Noth!
Zwar leb' ich, doch bin ich den Menſchen ſchon todt.
Die Hölle ſchon hab' ich auf Erden!"

Es ſteht an der Fulda ein Weidenbaum,
Da ſitzt es im Hüttchen, in ſchmalem Raum.
An langem Stab iſt ſein Napf geſteckt;
Die Schell' in der Hand, das Haupt bedeckt,
So fleht's an der Straß' um Almoſen.

Wie thut ihm der Froſt, wie die Hitze ſo weh!
Wie quält es der Regen, wie peinigt's der Schnee!
Oft kämpft mit dem Durſt und dem Hunger es ſchwer;
Schon morſchet ſein Hüttchen und ſchützt es nicht mehr;
Schon ſitzt es drin ſieben der Jahre.

Da kommt ein Ritter auf muthigem Roß;
Er ziehet zur Jagd mit blankem Geſchoß.
„Gebt mir ein Almoſen, o Ritter, o gebt!"
Er ſchauet das Mägdlein, ſein Herz erbebt;
Weiß ſelbſt nicht, wie ihm geſchiehet.

„Den Vogel ſieh' auf dem Baume hier!
Einen Fiſch zerreißt er zum Fraß mit Gier;
Er ſei meine Gabe! ihn trifft mein Pfeil!"
Schon ſtürzt er, das Mägdlein ergreift ihn in Eil'.
Was ſtaer'n, was ſtarr'n ſeine Augen!

Im Leib des zerriſſenen Fiſches ruht
Des Mägdleins Ring, benetzet mit Blut,
Es ſteckt ihn an Finger, ihr Herzelein lacht;
Geſund blüht es auf, wie nach finſterer Nacht
Die Morgenröthe erblühet.

„Süß Mägdlein! mein Bräutlein, das lang ich geſucht,
O endlich kehrſt du zurück von der Flucht!
Mein Ringlein trägſt du, es weiſſagt mein Glück.
Komm her an mein Herz! zu den Aeltern zurück!
Komm mit mir! komm mit zum Altare!

„Komm mit zum Altare, die Aeltern ſehn's gern!
Sie ſcheuten den Knecht, doch ich wurde zum Herrn.
Glück ward mir beſchieden in blutigem Krieg;
Doch jetzt erring ich den ſüßeſten Sieg;
Komm mit mir! komm mit zum Altare!"

Der Riedeſel Name.

Von J. W. Wolf.

Ein Kaiſer verirrte ſich eines Tages auf der Jagd im Walde und kam in große Noth und Gefahr ſeines Lebens, als ihn ein Ritter ſah und den Erkannten auf den rechten Weg und zu ſeinem Gefolge brachte. Zum Dank dafür ſchenkte ihm der Kaiſer ſo viel Land, als der Ritter in drei Tagen auf einem Eſel umreiten könne. Der Ritter ſaß ſofort auf und des Landes war keine geringe Strecke, welches er alſo zum Eigenthum erwarb. Von dem Ritt auf dem Eſel nannte ihn der Kaiſer aber Ritteſel, welches ſpäter zu Riedeſel wurde und gab ihm des Thieres Kopf in ſein Wappenſchild.

Digitized by Google

Die Lahn hat gerufen.

Von J. W. Wolf.

Noch immer, ehe eins in der Lahn bei Gießen ertrunken iſt, hat ſie gerufen und das haben die Müller und Bleicher, die an dem Waſſer ſind, ſchon oft gehört. Es geſchieht jedesmal Mittags zwiſchen elf und zwölf Uhr. Da rauſcht die Lahn auf, ſchlägt ſtarke Wellen und dann ruft es mit lautem Schrei aus dem ſo aufgeregten Waſſer :

die Zeit iſt da!
die Stund' iſt da!
wär' nur der Menſch da!

Nun hört man mit heimlichem Schauder erzählen : „Die Lahn hat gerufen, es ertrinkt bald wieder eins," und das iſt auch allemal zugetroffen, es iſt bald darauf wirklich eins in der Lahn ertrunken.

Bei Neuſtadt am Heßler ruft oft die Lahn in langen, dumpfen und hohlen Tönen : „Ich will einen Menſchen haben, einen Menſchen will ich haben." Dann gehen die Fiſche hauſenweiſe ins Garn, denn es wird ihnen bange.

Die Teufelskanzel im Hangelsſtein bei Gießen.

Von J. W. Wolf.

Wenn man den Weg von Gießen nach Heibertshauſen geht und kommt an dem großen Steinbruch im Hangelſtein vorbei, ſo ſieht man gleich rechts im Walde ein hervorragendes Felsſtück, das heißt die Teufelskanzel, denn da ſoll der Teufel alle Jahr einmal des Nachts predigen.

Die vermauerte Thüre.

Von J. W. Wolf.

Eine ſolche befindet ſich in dem Speiſeſaal des freiherrlich Riedeſel'ſchen Schloſſes Eiſenbach und von ihr gibt es folgende Sage. Jedesmal, wenn in dem Saal zwölf zu Tiſche ſaſſen, kam durch dieſe Thür, nie aber durch eine andere, der Dreizehnte dazu, ſo daß die ſchlimme Zahl voll wurde und einer aus der Geſellſchaft binnen Jahresfriſt ſterben mußte. Da hat man die Unglücksthür zuletzt vermauert und und ſeitdem wurde es anders und wie oft auch noch zwölf Gäſte ſich zur Tafel ſetzten, es erſchien kein Dreizehnter mehr.

Die treue Frau von Dalwigk.

Von J. W. Wolf.

Reinhard V. von Dalwigk, der Ungeborne genannt, weil er durch einen Kaiſerſchnitt zur Welt kam und durch das Erwärmen in dem Bauche friſch geſchlachteter Schweine erhalten wurde, wurde einſt (1448) in dem Schloſſe Weidelburg von dem heſſiſchen Landgrafen Ludwig belagert. Als er ſich nicht mehr halten konnte, verſuchten

ſeine Freunde, ihn durch Liſt zu retten. Sie verbargen ihn in einem mit Speck gefüllten Sack und luden dieſen auf einen Eſel, um ihn ſo unbemerkt durch die Belagerer zu entführen; aber die Liſt mißglückte: Reinhard wurde entdeckt und fiel in des Landgrafen Hände. Eine andere Sage erzählt, der Fürſt habe durchaus verlangt, daß ſich Reinhard in Perſon ſtelle. Da ſtieg Reinhards Frau in's feindliche Lager nieder und ließ ſich vor den Landgrafen führen, dem ſie weinend zu Füßen fiel, indem ſie ihn um Gnade für ihren Gemal bat. Da ſprach der Landgraf, obgleich er ſich vorgenommen, nicht einen Hund auf dem Schloß leben zu laſſen, ſolle doch ihr ſammt ihren Frauen uud Mägden vergönnt ſein, mit dem, was jeder lieb wäre und ſie tragen könne, frei abzuziehn. Der Junker aber und die andern Männer ſollten bis auf weitern Beſcheid oben verbleiben. Der Landgraf ſetzte ihr für die Haltung dieſes Verſprechens ſeine fürſtliche Treu zum Pfande. Nachdem ſie ſich wieder zur Burg begeben, bereitete ſie ſich mit ihren Frauen zum Abzug und gab denſelben ihre Kleider und Kleinode zu tragen; ſie ſelbſt aber nahm ihren Mann auf den Rücken und alſo zogen ſie ab. Da meinte zwar der Landgraf, von dem Junker ſei in der Beredung keine Rede geweſen, doch ſie ſprach: „Was würde mir anders lieb und koſtbar ſein, wenn ich meinen Herrn in Todesgefahren hinter mir wiſſen ſollte? Und bedünkt mich, Euch nicht zuwider gethan zu haben, weil mir erlaubt worden, mit zu tragen, was mir lieb ſei; deßhalb habe ich meinen theuerſten Schatz mit mir genommen.“ Solche Liebe und Treue brach des Landgrafen Zorn und er gab ſeinen blutigen Vorſatz auf.

Der Hausberg bei Butzbach.

Von J. W. Wolf.

Die Spitze des Hausbergs heißt Hoinbornkopp oder Hoinkopp. Auf der Seite bei Hochweiſel nach Niederweiſel iſt eine Stelle, welche man Hoinzerplatz nennt, wo vor Zeiten alljährlich von den Bewohnern der umliegenden Dörfer Markt und Tanz gehalten wurde, welchen man den Hoinzermarkt oder das Hoinzerfeſt nannte. Auf der andern Seite des Berges ſtand ein Hof, welcher die Iſſel hieß. Er iſt noch nicht lange abgebrochen, und das Ackerfeld in Wald verwandelt. Dieſe Namen ſind der Sage nach ſo entſtanden.

Auf dem Hausberg hatte ein alter heidniſcher Gott ſeinen Aufenthalt und die alten heidniſchen Bewohner wallfahrteten dahin, um ihm ihre Ehrfurcht zu beweiſen. Auf dem Hoinzerplatz befand ſich ſein Bild und dort geſchahen auch die Opfer. Daraus wurde in der Folge das Hoinzerfeſt.

Andere erzählen, auf dem Hausberg hätte eine alte Burg geſtanden, welche Hoinzerburg geheißen, wovon der Gipfel des Berges noch ſeinen Namen trage. In einem verſchütteten Brunnen befänden ſich noch die Schätze dieſer Burg verborgen. Aus der Ferne wären ſpäter Leute gekommen und hätten in der nahegelegenen Kapelle ſchwarze Hühner geopfert.

Auf dem Gipfel des weiter weſtlich gelegenen Berg's, der Heſſel, liegt ein Platz, der jetzt noch als Tanzplatz benutzt wird und der Gickel heißt.

Die beiden Schweſtern.

Von J. W. Wolf.

In einem Dorfe in Oberheſſen lebten zwei Schweſtern, davon war die Eine arm, die Andre reich. Eines Tages ging die Arme zur Reichen und ſprach, ſie ſolle ihr doch ſagen, wie ſie es anfangen müſſe, um auch reich zu werden. Die Andere

hieß ſie mit in ihre Küche gehen, ſchmierte ſich ſelbſt und ihrer Schweſter die Füße mit einer Salbe ein und ſagte, Alles was ſie jetzt thue, das ſolle ſie auch thun. Dann trat ſie auf den Heerd und ſprach :

„Fahr auf und fahr nieder,
Fahr nicht in alle Ecken wieder,"

und kaum hatte ſie ſo geſprochen, ſo fuhr ſie durch den Schornſtein hinaus. Die Andere wollte ihr gleich thun, hatte aber das Wort „nicht" in der zweiten Zeile des Versleins überhört, und ſprach :

„Fahr auf und fahr nieder,
Fahr in alle Ecken wieder,"

da fuhr ſie auch durch den Schornſtein in die Höhe, ſtieß ſich aber unterweges überall an, ſo daß ſie ganz voll Blut war, als ſie oben herauskam.

Nun flog ſie ihrer Schweſter nach, und Beide kamen bald auf einer großen Wieſe an. Hier waren ſchon gar viele andere Weiber verſammelt, und ein grauer Mann führte einer jeden einen ſchwarzen Geisbock zum Reiten vor. Die Böcke fingen nun an, wie toll mit ihren Hexen herumzuſpringen und zu tanzen, dabei ward gejubelt und geſchrieen und der graue Mann ſpielte dazu auf.

Als aber die Stunde ſchlug, fuhren auf einmal alle Hexen fort durch die Luft, nur die arme Frau wußte nicht recht, wie ſie es anfangen ſolle. Auf einmal fing der Bock an mit ihr fortzuſpringen und hielt nicht inne damit, bis er an ein großes Waſſer kam; hier warf er ſie ab und verſchwand. Sie raffte ſich auf und ſchaute ſich um, konnte aber die Gegend nicht erkennen. Zwei Tage lang ging ſie an dem Waſſer hin und her und ſuchte nach einer Brücke oder einer Fähre, traf aber keinen Menſchen an und kam faſt um vor Hunger und Durſt und Ermüdung. Am dritten Tag ſtand plötzlich der graue Mann wieder neben ihr und ſagte, wenn ſie ſich ihm jetzt ganz zu eigen geben, auch ihm die erſte Seele (das erſte Kind) verſprechen wolle, ſo werde er ſie nach Hauſe ſchaffen. Die Frau willigte ein, und der Graue fuhr mit ihr fort durch die Luft und ließ ſie wieder durch den Schornſtein ihrer Schweſter hinabfallen. Vorher aber hatte er ſie gefragt : ob er mit ihr eſſen ſolle, oder ob ſie mit ihm eſſen wolle? Sie hatte geſagt, ſie wolle mit ihm eſſen, und von dem Tage an brachte er ihr Alles, was ſie zur Speiſe bedurfte, auch Geld und was ſie ſonſt haben wollte, ſo daß ſie ihren Wunſch nach Reichthum erfüllt ſah, freilich um einen Preis, den kein ordentlicher Chriſtenmenſch gegeben hätte, denn das erſte Kind, welches ſie bekam, war des Teufels.

II. Sagen aus Starkenburg.

Darmstadt.

Walther von Birbach.

Walther von Birbach der kühne Mann,
Dienet Marieen!
Sein Sinn auf neue Siege sann.
Alle Himmel bieten ihr Ehre.

Zu Darmstadt ist ein Festturnier
Dienet Marieen!
Drum sprengt er durch das Waldrevier.
Alle Himmel bieten ihr Ehre.

Was begegnet ihm auf der Haide?
Maria im weißen Kleide.

„Maria, Himmelskönigin,
Heut gib mir Sieg, du Siegerin!"

Sein Herz in Freuden schwimmt und schwebt
Wenn er den Blick zur Jungfrau hebt.

Wohin ist ihm der Geist entrückt?
In Andacht kniet er wie verzückt.

Das nimmt die Benedeite wahr:
Da steigt sie nieder vom Altar,

Hebt ihm den Helm vom Haupte sacht,
Schon deckt er goldner Locken Pracht.

Den Harnisch löst sie leis und schlau
Und schnallt ihn an, die schöne Frau.

Sie nimmt ihm Harnisch, Schwert und Schild
Und spornt sein Roß durch's Korngefild.

Nicht lange währts, sie ist zurück,
Gibt Alles wieder Stück für Stück.

Sie rührt ihn mit dem Finger kaum,
Da kehrt sein Geist aus sel'gem Traum.

Noch einmal neigt er sich dem Bild
Und spornt sein Roß durch's Korngefild.

„Herr Ritter, wollt ihr zum Turnei?
Zu spät, zu spät, schon ist's vorbei."

Und wer ist's, der den Sieg gewann?
„Walther von Birbach, der kühne Mann."

Walther von Birbach? spottet nicht,
Sonst fühlt ihr seines Arm's Gewicht.

Doch wie er ritt zum Thor hinein,
Ihm neigen alle Fähnelein.

Und wie er lauscht, thut jeder Mund
Mit Preisen seinen Namen kund.

Drei Ritter kamen vom Turnei:
„Ach edler Sieger, gib uns frei!

„Wir bieten hohes Lösegeld,
Dein starker Arm hat uns gefällt."

Da tagt es in des Ritters Sinn:
„Maria war die Siegerin." —

„Nicht meine Kraft hat das gethan:
Kein Lösegeld darf ich empfahn.

„Ihr müsset dienen lebenslang,
Dienen Marieen!
Der lieben Frau, die euch bezwang,
Alle Himmel geben ihr Ehre."

Karl Simrock.

Der Herrgottsberg bei Darmstadt.

Von J. W. Wolf.

Vor alter Zeit sollte auf dem jetzigen Herrgottsberg eine Kirche gebaut werden und zwar in Folge eines Gelübdes, welches die Gemeinde Bessungen zur Zeit einer allgemeinen Noth gethan hatte. Man schaffte das Material dazu hinauf, Holz, Steine,

Alles, was zum Bau nöthig war und wollte denſelben in Angriff nehmen, als man eines Morgens alles das am Fuße des Berges wieder fand. Man hielt dieß für ein Werk böſer Menſchen und trug Holz und Steine wieder herauf, aber am folgenden Morgen fand man es von neuem im Thal. Da beſchloß der Baumeiſter ſelbſt Wache zu halten und ging nebſt einigen Geſellen Abends auf den Berg, wo er ſich verſteckte. Gegen Mitternacht ſah er eine ſchwarze Geſtalt, die das Holz nahm und mit Leichtigkeit herunterwarf, die größten Balken, wie die gewöhnlichſten Dielen. Obſchon erſtaunt und einigermaßen erſchrocken, wagte ſich der Baumeiſter doch hervor und fragte den Schwarzen, wie er ſich erkühnen dürfe, das für des Herrn Haus Beſtimmte frevelhaft vom Platz zu werfen und die Arbeit alſo zu hindern. Da lachte der Schwarze höhniſch und ſprach: „Eben weil ihr ſolch ein Haus bauen wollt, hindere ich die Arbeit, wollteſt du mir eins bauen, es ſtände ſchon da, bevor der Tag anbricht.“ Der Baumeiſter, ein kluger Mann, beſann ſich ſchnell und ſprach: „Wohlan, das Haus ſoll dein ſein, wenn es bis Morgen früh fertig daſteht.“ Er merkte nämlich wohl, mit wem er zu thun hatte und bedang ſich nur aus, daß der Schwarze nach dem bereits fertigen Plan bauen müſſe, was auch zugeſtanden wurde. Zufrieden mit ſeinem Handel ging der Baumeiſter nach Beſſungen zurück und geraden Wegs zum Pfarrhaus, wo er ſich mit dem Pfarrer berieth, bis die Sonne ſchon hoch am Himmel ſtand. Da läuteten unerwarteter Weiſe alle Glocken der Kirche und verwundert ſtrömte die Gemeinde zuſammen und Jeder fragte, was das wohl bedeute? Der Pfarrer trat unter ſie und ermahnte ſie, ſich raſch zu einer feierlichen Prozeſſion auf den Herrgottsberg zu bereiten. Es dauerte nicht lange, da zog ganz Beſſungen, das Kreuz an der Spitze unter Gebet und Geſang dem Berge zu, auf deſſen Höhe die Kapelle ſchön im erſten Gold der Morgenſonne ſtrahlte. In der Thür ſtand der Teufel und rieb ſich ſchon lang die Hände vor Freude, als er aber die heiligen Lieder hörte, wie ſie näher und näher drangen, wurde es ihm ſchwül und ſchwüler. Da blitzte ihm plötzlich das Kreuz entgegen, es rückte gleichfalls ſeinem Bau näher, er ſah, daß er überliſtet war und eilte von dannen, ſo daß die Prozeſſion ungeſtört in die Kapelle einzog. Aber er beſchloß ſich zu rächen und alle zu tödten, die eben in der Kapelle waren: er riß einen ungeheuren Felsblock los, erhob ſich mit demſelben in die Luft und warf ihn gegen das Dach des Kirchleins. Wäre ihm ſein Wurf gelungen, dann hätte nicht mancher Beſſunger ſein Leben gerettet, aber der Schutz Gottes war mit den Andächtigen, der Stein prallte ab und fiel, ohne Schaden zu bringen, neben der Kirche nieder. Da liegt er denn noch und als Wahrzeichen ſieht man an der Stelle, wo ihn der Böſe gefaßt hatte, deſſen Krallen eingedrückt.

Andere ſagen, nicht der Baumeiſter, ſondern ſein erſter Geſelle habe bei dem Bau gewacht und dem Teufel ſeine Seele verſchrieben, um des Baumeiſters Tochter, die er liebte, zu gewinnen. Der Meiſter, erfreut über die raſche und ſchöne Vollendung des Baues, habe ſie ihm auch ſofort gegeben und die Hochzeit ſei gefeiert worden. Da habe es Abends dreimal an die Thüre geklopft, der Bräutigam ſei herausgetreten, um nachzuſchauen, wer da ſei, aber nicht zurückgekehrt. Am folgenden Morgen habe man friſche Blutſpuren vor der Kapelle geſehen.

Die Teufelskralle auf dem Herrgottsberg.

Der Teufel iſt ein dummer Wicht;
Trotz aller argen Ränke
Führt mancher Schalk ihn hinter's Licht,
Das zeigen tauſend Schwänke.

Bei Darmſtadt liegt ein Fels im Wald,
Drauf ſieh'n des Teufels Krallen;
Der Böſe hat die Fauſt geballt,
Als er ihn laſſen fallen.

Am Herrgottsberge zeigt man noch
Eine geräum'ge Stelle;
Da ſtand vor grauen Jahren hoch
Die heiligſte Kapelle.

Digitized by Google

Doch dem verwitterten Geſtein
War länger nicht zu trauen;
Da riß das Haus der Meiſter ein,
Es ſchöner aufzubauen.

Der Teufel das mit Freuden ſah,
Verkleidet kam er eilig:
„Ei, Meiſter, ei, was machſt du da?
Iſt dir das Haus nicht heilig?“

Allein der Meiſter kannt' ihn ſchon,
Und rief: „Geſell, bedenke,
Dem Pfäfflein bauen wir zum Hohn
Hier — eine neue Schenke.“

Der Böſe dachte: Gut für mich,
Und mir nur zum Gewinnſte!
Verdingt' als Werkgeſelle ſich,
Und that getreue Dienſte.

Und ſchnell gefertigt war das Haus,
Eh' noch drei Tag' verſtreichen;
Er eilt und ſuchet einen Strauß,
Der Schenke muntres Zeichen.

Indeſſen hat der Meiſter ſtill
Ein Kreuz hervorgenommen;
Das ſtellt er hin als ſichre Wacht:
Nun laßt den Argen kommen!

Hu! wie zurück der Teufel prallt,
Als er das Kreuz geſehen!
Wie fleucht er durch die Lüfte bald
Zu nahen Felſenhöhen!

Er reißt den ſchwerſten Felsblock aus;
Er ſchwingt ihn in die Lüfte:
Gib Acht, nun fährt dein frommes Haus
Tief in des Abgrunds Klüfte!

Allein der dumme Teufel ſchwang
Den Stein ſchief von den Höhen,
Und ruhig blieb am Bergeshang
Das fromme Kirchlein ſtehen.

Wie das geſchah? Heiß war der Stein
Und ſenkte ſich zum Falle;
Drum drückte ſich auch tief hinein,
Man ſieht ſie noch, die Kralle.

August Rodnagel.

Drei Brunnen bei Darmſtadt.

Von J. W. Wolf.

Bei Darmſtadt, nach Reinheim zu, liegen die drei Brunnen, auch Milchbrunnen und Kinderbrunnen genannt; daraus ſtammen alle Darmſtädter.

Das Gewölbe auf dem heiligen Kreutzberg bei Darmſtadt.

Von J. W. Wolf.

Auf dieſem Berg ſtand in katholiſchen Zeiten die Kapelle zum heiligen Kreutz. Als man einmal an der Stelle grub, fand man einen Altar und als die Arbeiter weiter graben wollten, ſtürzten ſie plötzlich in ein unterirdiſches Gewölbe, worin ein ſteinerner Tiſch ſtand, auf dem ein Handſchuh lag und neben dem Handſchuh eine große Schlange. Was dieß zu bedeuten hatte und wovon der Handſchuh herrührte, das weiß Niemand.

Der Schatz im Schloß zu Darmſtadt.

Von J. W. Wolf.

Landgraf Ludwig VIII. lag eines Nachts in ſeinem Bette, da hörte er ein Geräuſch in dem Zimmer und als er um ſich ſchaute, ſah er einen geiſterhaften Mann, der vor ſeinem Bett ſtand und ihm mit der Hand winkte, mit ihm zu gehen. Obgleich nun, wie jedermann weiß, der Landgraf ein Herr war, der keine Furcht kannte, ſo zögerte er doch und ſchlug es dem Geiſt ab.

Digitized by Google

Am andern Morgen ließ er seinen Hofprediger kommen und erzählte demselben von der Erscheinung, fragte ihn auch, ob er der Aufforderung des Geistes folgen solle? Der Prediger stimmte ein, sofern der Geist kein böses Begehren an ihn stelle; vielleicht sei ja der Landgraf zu dessen Erlösung berufen. Als nun in der folgenden Nacht der Geist sich abermals zeigte, erhob sich der Landgraf, zog sich an, nahm seinen Stock, ein schönes spanisches Rohr, und folgte ihm. Da führte ihn der Geist in die Gewölbe unterm Schloß, die so ausgedehnt sind, daß sich einmal ein Maurer darin verirrt hat und lange nicht herauskommen konnte; auch sagt man, es führe aus ihnen ein unterirdischer Gang bis an die Tanne, nach andern bis an den Herrgottsberg, wo man noch heutzutage die Oeffnung eines Ganges sieht. Lange gingen sie in den Gewölben fort, da wurde es lichter um sie, ohne daß der Landgraf unterscheiden konnte, woher das Licht kam. Er stand aber in einem großen, runden Gewölbe und rings an den Wänden sah er große Fässer stehen, welche mit Geld gefüllt waren. Da lehnte er den Stock an die Wand und ging umher, sich die Fässer näher zu beschauen. Das dauerte eine Weile, da sprach der Geist: „Siehe dieser ganze Schatz ist deinem Sohn bestimmt, du genießest nichts davon. Jetzt aber komm, denn meine Zeit ist abgelaufen." Der Landgraf ging mit dem Geist zurück, vergaß jedoch in der Eile, seinen Stock wieder zu nehmen, und kam also auf sein Schlafzimmer, wo der Geist verschwand.

Morgens wäre er fast versucht gewesen, die ganze Geschichte für einen Traum zu halten, wenn ihm nicht sein spanisches Rohr gefehlt hätte; das aber war verschwunden und nirgends zu finden. Er ging nun, von mehreren Maurern begleitet in die Gewölbe und suchte, ob er den Weg, den er nächtens gemacht, wieder finde, doch das war unmöglich. Da hat er denn die ganze Sache zu Protokoll gegeben und dazu gesetzt, er könne sie mit einem Eid bekräftigen.

Sein Sohn und Nachfolger, Ludwig IX., war zwar ein vortrefflicher Fürst, hatte aber nicht des Vaters Muth und Entschlossenheit. Weil er nun die Geschichte von dem Geist wußte, hat er nie auch nur eine Nacht in dem Schloß schlafen wollen, sondern meist in Pirmasenz und anderswo gewohnt.

Der Hort im Fürstenschloß.

Im alten Schloß, im tiefsten Grund
Verborgen, ruht ein Hort,
Doch keiner Seele worden kund
Ist noch, allwo der Ort.

Es ist ein riesengroßer Leu
Von eitelfeinem Gold,
Der in den Augenhöhlen zwei
Demante feurig rollt.

Des Hauses Ahnherr also macht
Es alte Sage kund —
Hat ihn versenkt zur Mitternacht
Tief in der Erde Grund.

Hier rastet still der goldne Leu
Mit Augen von Demant,
Bis daß ein Enkel fromm und treu
Einst herrschen wird im Land;

Der sich mit ächter Vaterhuld,
All' jeder Noth erbarmt,
Und durch des Wohlthuns fromme Schuld
Am Ende selbst verarmt.

Dem wird der Ahnherr freundlich nah'n
In mitternächt'ger Hut,
Und ihm die Stelle zeigen an,
Allwo der Löwe ruht.

Wol mancher Enkel harrte sein,
Er aber hält sich fern,
Und harrt Jahrhundert aus und ein
Auf einen solchen Herrn.

Denn ob auch mancher sich voll Huld
All' jeder Noth erbarmt:
Noch ist kein Enkel durch die Schuld
Des Wohlthuns ganz verarmt.

E. Merck.

Digitized by Google

Das Schloß zu Darmſtadt.

Von J. W. Wolf.

Der Erbauer des alten Schloſſes zu Darmſtadt gab — wie er denn ein ſehr gütiger und gern vertrauender Herr war, dem Baumeiſter, der daſſelbe aufrichten ſollte, einen großen Schatz, um damit alle Koſten des Baues zu beſtreiten. Als das Schloß nun ſo weit fertig war, wie man jetzt ſieht, vergrub der Meiſter den Reſt des Schatzes und entflob, nachdem er noch einen guten Theil davon zu ſich geſteckt hatte. Als er ſpäter in der Fremde ſtarb, fand er keine Ruhe im Grab; er muß jede Nacht an das Schloß nach Darmſtadt, wo er an der Mauer kratzt und zwar an der Stelle, wo der Schatz liegt. Erſt wenn derſelbe wiedergefunden iſt, wird der Geiſt Ruhe finden.

Der ungetreue Baumeiſter.

Der Meiſter, der es einſt gebaut,
Umwandelt ſtill zur Geiſterſtunde,
Das alte Fürſtenſchloß und ſchaut,
Ob es noch ſteht auf feſtem Grunde.

Und wenn er ſpähend nun erkannt,
Daß feſt noch ſteht des Schloſſes Mauer,
Da flucht er ſeiner Meiſterhand,
Die es erbaut zu ſolcher Dauer

Und ängſtlich huſcht er hin und her
Und kratzt und klaubt an jeder Blöße,
Und fort und fort iſt ſein Begehr,
Wie er den Stein vom Mörtel löſe.

Da naht des Hauſes Schützerin;
Die weiße Frau mit ſtillem Drohen
Und ſtöret ihn in dem Beginn
Und alſobald iſt er entflohen.

Der Meiſter, der es einſt erbaut,
Das Schloß mit ſeinen Felſenwänden,
Dem ward ein großer Schatz vertraut,
Damit er ſoll den Bau vollenden.

Er aber ward am Schatz zum Dieb,
Und barg verzagt, was er entwendet,
Im tiefen Fundament. Es blieb
Der Bau des Schloſſes unvollendet.

Zur Hälfte ſteht es auf dem Platz,
Ein Rieſenwerk, das ewig dauert;
Zur andern Hälfte liegt der Schatz
Im tiefen Fundament vermauert.

Und als die Straf' ihn nun bedroht,
Da wandt er ſich und floh von dinnen;
Doch ſeinem Richter nach dem Tod,
Dem konnt' der Meiſter nicht entrinnen.

Nicht früher kann er ſeinem Haupt
Im ſtillen Grabe Ruh' erwerben,
Bis daß der Schatz, den er geraubt,
Gekommen an den rechten Erben.

Um Mitternacht muß er herauf,
Muß ſeiner Hände Werk verfluchen,
Und muß hinunter und hinauf
Die Mauern zu zerbröcklen ſuchen.

Des Hauſes Ahnfrau aber wehrt
Des Meiſters unheilvollem Streben;
Denn wenn der Schatz zurückgekehrt,
Dann wird der letzte Erbe leben.

Dann iſt das alte Fürſtenſchloß
Zerſtört in ſeinen Fundamenten;
Und mit des Hauſes letztem Sproß
Wird das Geſchlecht der Ahnfrau enden.

Sie aber, die es ſchützet, muß
Für ſchwer zu ſöhnendes Verſchulden
Hinunter nach des Himmels Schluß
Und bittre Höllenqual erdulden.

Was er zu ſtürzen iſt bedacht,
Sucht ängſtlich jene zu erhalten.
Das iſt zur ſtillen Mitternacht
Der Geiſter grauenvolles Walten.

Schon mancher wackre Veteran
Sah in des Schloſſes düſtern Hallen
Auf ihrer mitternächt'gen Bahn
Die Geiſter ſtill vorüberwallen.

C. Merck.

Erſcheinungen im Schloſſe zu Darmſtadt.

Von J. W. Wolf.

Seit alter Zeit weiß man, daß im Schloß die weiße Frau umgeht. Landgraf Ernſt Ludwig ſchlief einſt neben ſeiner Gemalin, als dieſe plötzlich erwachte und die weiße Frau in dem Zimmer erblickte, welche ihr winkte und ihr ſagte: „Komm und hebe den Schatz.“ Wie es ſcheint, hat die Landgräfin gezögert, dieß zu thun, oder ſie hat etwas anderes dabei verſehen, kurz der Geiſt verſchwand und ſie hörte nur noch die Worte: „Jetzt muß ich ſo lange herumgehen, bis Landgraf Ludwig IX. zur Regierung kommt und den Schatz hebt.“

Ein anderesmal hat Ernſt Ludwig den Schatz heben wollen, aber da erſchien ihm die weiße Frau und ſprach: „Du kannſt das nicht. Jetzt ſind noch goldene Zeiten, aber einſt werden ſchwere Zeiten kommen und großes Unglück, dann wird das Haus Heſſen durch den Schatz gerettet werden.“

Unter der Regierung Ludwig VIII. hat ſich die weiße Frau oft ſehen laſſen und geſagt: „Wenn der Prinz (Ludwig IX.) an die Regierung kommt, dann wird der Schatz aufgehen, wie der Mond aus den Wolken, aber Zeit und Stunde ſind nicht beſtimmt.“ Auch hat ſie ſich oft beklagt, ſie ſei durch böſe Geiſter von ihrem rechten Ruheplatz vertrieben worden und habe nur in der Schloßkirche Ruhe vor denſelben; ſie ſei der Schutzgeiſt des Schatzes. Einmal ſagte ſie geradezu: „Ludwig IX. iſt mein Erlöſer. Amen.“ Als man ſie fragte, ob ſie dieſelbe ſei, wie die weiße Frau im Schloß zu Berlin, ſagte ſie: „Mit der habe ich nichts zu ſchaffen.“ Als einer ſie eines Abends abfragen wollte, ſprach ſie: „Du ſollſt mich nicht anreden, ſondern nur den linken Fuß vorſetzen, dann will ich ſelbſt ſchon reden.“

Der allgemeinen Annahme zufolge liegt der Schatz entweder im Waſchhaus, wo man das Holz hinwirft, oder in dem zugemauerten Gewölbe zwiſchen dem grünen Thor und dem Mönchentreppchen.

Feuerbeſchwören.

Von J. W. Wolf.

Es hat einmal ein Fürſt von Heſſen gelebt, der große Zaubereien kundig war und u. a. auch über das Feuer Macht hatte. Wenn es irgendwo brannte, dann kam er hinzu, ging dreimal um die Flamme herum, beſprach ſie und warf ein Brod hinein. Dann hatte ſie keine Gewalt mehr, weiter um ſich zu greifen und das Feuer war bald gelöſcht.

Das Zauberhorn.

Von J. W. Wolf

Es war einmal ein Landgraf von Heſſen, der hatte einen Diener, der hieß Johann und verſtand ſich auf ſeine Künſte, beſonders was die Jagd betrifft. Er beſaß nämlich ein wunderbares Horn und wenn der Landgraf irgend ein Wild ſchießen wollte, ſo brauchte er nur zu ſagen: „Johann blas das Horn,“ und hatte nicht einmal nöthig, das Wild zu nennen. Sobald Johann blies, kam das Thier, welches der Landgraf ſich wünſchte und lief ihm in den Schuß.

Der Advokat und der Teufel.

Von J. W. Wolf.

In Darmſtadt lebte einmal ein Advokat, das war ein echter Leuteſchinder, der den armen Bauern das Fell über die Ohren zog, einen Proceß über den andern auf den Hals jagte, ſie von Haus und Hof trieb und Rechnungen machte, daß ſelbſt den reichen Leuten in der Stadt die Augen darob überliefen. Der ging eines Tages mit einem ganzen Sack voll Papieren nach dem Ried zu. Da geſellte ſich unterwegs ein Mann zu ihm, der war faſt gekleidet, wie ein Odenwälder Kaffer; er trug einen breitrandigen Hut, langen blauen Rock und kurze Hoſen, hatte aber ein paar Beine, wie Storchbeine ſo mager und dürr. Der ließ ſich in ein Geſpräch mit dem Advokaten ein, und lachte dabei zu allem was der Advokat ſagte und das Lachen klang ſo höhniſch und grell, daß es denſelben kalt überlief. Er ſchaute ſich den Kaffer genauer an, aber der hatte ein Geſicht, wie andre Leute auch. Erſt als er ihm zuletzt nach den Füßen guckte, da ging ihm ein Licht auf und er ſah, daß er den leibhaftigen Teufel zur Seite hatte. Da wurde es ihm noch ſchwüler und er überlegte bei ſich, was zu machen ſei. Er dachte, es ſei am Ende das Beſte, ſeinen Begleiter merken zu laſſen, daß er ihn kenne und ſprach keck heraus: „Was habt ihr denn im Ried zu ſchaffen, gibt's in der Hölle keine Arbeit mehr?" Der Böſe lachte und ſprach: Aha, wir kennen uns, ich muß eine Seele da holen, die ſchon lange für mich reif iſt und die die Leute oft zu mir wünſchen". Im Ried, dachte der Advokat und bekam neuen Muth, da bin ich alſo nicht gemeint, und er unterhielt ſich getroſten Herzens mit dem Teufel über ſeine Schelmereien und Plackereien, rühmte ſich ihrer auch und lachte darüber, wobei denn der Teufel jedesmal herzlich mitlachte.

Als ſie ſo ihres Weges dahin gingen, kam ein armer Metzger ihnen entgegen, der trieb ein Schwein nach Hauſe und das Thier ſchnüffelte und grunzte bald hier, bald dort im Koth herum. Der Metzger war deſſen müde und rief: „Der Teufel ſoll dich holen, wenn du nicht voran gehſt!" Sogleich war der Advokat bei der Hand und ſagte: „Da greif zu, das Vieh iſt dein." Aber da kam's heraus, daß der Advokat noch ſchlechter war, als ſelbſt der Teufel, denn der Böſe ſagte: „Das iſt nicht ſo ſchlimm gemeint, laß dem armen Mann ſeine Sau, er muß die ganze Woche davon leben." Der Advokat lachte ihn darüber aus und meinte, der Teufel habe doch ein gar zu weiches Herz, und fuhr dann fort, noch viel ärgere Schandthaten von ſich zu erzählen.

Als ſie in den nächſten Ort kamen, hörten ſie ein Kind flennen und die Mutter des Kindes ſchaute aus ihrem Fenſter, ballte eine Fauſt und ſchrie: „Wilt du dein Maul halten, oder der Teufel ſoll dich holen!" Aber das Kind flennte fort. Da ſtieß der Advokat wiederum ſeinen Kameraden an und ſprach: „Du, nimm's doch, wenn du kein Eſel biſt, es gehört ja dein." Aber der Teufel lachte, ging ſeines Weges weiter und ſprach: „Du hätteſt es nicht ſtehen laſſen, aber ich nehm's nicht, denn es iſt der Mutter einzig Kind und ſie würde ſich todt grämen, wollte ich zugreifen. Das war ſo ſchlimm nicht gemeint." Jetzt lachte ihn der Advokat noch mehr aus und ſprach: „Du biſt mir ein ſchöner Teufel, wenn ich ſo dächte, dann wäre ich längſt am Bettelſtab."

So gingen ſie weiter und der Schinder erzählte immer luſtiger von ſeinen Thaten, bis ſie an den Ort kamen, wo er gerade einem armen Bauern das Bett unter dem Leibe weg verkaufen wollte. Der Bauer ſtand mit ſeinen Nachbaen zuſammen auf der Gaſſe vor dem Hauſe. Als er den Advokaten ſah, fiel er und ſein Weib demſelben zu Füßen und ſie baten ihn unter Thränen, ſie doch nicht ganz unglücklich zu machen; aber der Advokat lachte und ſprach zum Teufel: „Jetzt ſollſt du einmal ſehen, wie ich das mache," gab dem Bauern einen Fußtritt und ſagte: „Fort ihr Canaillen, Alles wird verkauft." Da erhob ſich der Mann in hellem Zorn und ſchrie: „O du Henkersknecht, dich muß noch der Teufel holen, oder Gottes

Wort iſt gelogen!" Da lachte der Teufel laut auf und ſprach: „Siehſt du, Kamerad, das iſt von Herzen ſo gemeint," faßte den Advokaten und riß ihn durch die Luft mit ſich fort, und hat man nie wieder eine Spur von ihm geſehn. Die Darmſtädter Advokaten haben ſich alle mögliche Mühe gegeben, dieſe Geſchichte zu vertuſchen und geheim zu halten, es hat jedoch nichts geholfen.

Wie einmal der Teufel von einem Heſſen geprellt wurde.

Von J. W. Wolf.

Ein Mann, dem es ſchlecht ging, ſchlich trübſelig durch den Wald und dachte mehr an's Sterben, als an's Leben. Da trat ein grüner Jäger auf ihn zu und fragte ihn, was ihm fehle. „Mein Haus und Hof iſt abgebrannt," antwortete der Mann, „und ich kann ſie nicht wieder aufbauen, denn ich habe kein Geld und ohne Geld arbeitet keiner für mich. Meine Aecker müſſen gepflügt und geeggt und geſäet werden und alle meine Knechte haben mich verlaſſen." „Wenn's nur das iſt," ſprach der Jäger, „dem kann abgeholfen werden. Ich will dir dienen, wenn du mir nur immer Arbeit gibſt, haſt du aber keine für mich, dann biſt du mein. Willſt du das?" Der Mann dachte: „Arbeit will ich ſchon immer für dich haben, daran ſoll es nicht fehlen," und ging den Vertrag ein. Das Erſte, was er dem Fremden, der Niemand als der böſe Feind war, zu bauen aufgab, war natürlich das abgebrannte Haus, aber das machte demſelben nicht lange Arbeit, es ſtand ſchon am folgenden Morgen da. „Nun ackere und egge meine Aecker," ſagte der Mann, dem jetzt ſchon ein bischen ſchwül wurde, und am folgenden Morgen war alles Land in der ſchönſten Ordnung und der Böſe ſagte lachend: „Wo iſt mehr Arbeit?" „Baue mir eine Straße bis zur Stadt," ſagte der Mann, dem der Angſtſchweiß in dicken Tropfen auf die Stirn trat, denn er ſah wohl ein, wie leichtſinnig er gehandelt hatte, ſchlich auch den ganzen Tag trüb und finſter umher. Das ſah ſeine Frau und fragte ihn, was ihm denn jetzt noch fehle, da er ja Alles ſchöner beſitze, als vor ſeinem Unglück. Er wollte Anfangs nicht mit der Sprache heraus, endlich ſagte er ihr Alles und verſchwieg ihr nicht, daß er nicht manchen Tag mehr zu leben habe, weil der Böſe alle aufgetragene Arbeit ſo gar ſchnell fertig bringe. Da lachte ſie, ſprach, da ſei leicht zu helfen und gab ihm einen ſo guten Rath, daß er wieder ganz heiter wurde.

Am folgenden Morgen kam der Böſe wieder und fragte hohnlachend: „Wo iſt mehr Arbeit?" „Komm mit mir," ſprach der Mann und ging mit ihm auf einen Sandbuckel, nahe bei ſeinem Hauſe: „Das Seil am Brunnen iſt faul," ſprach er dort, „drehe mir aus dem Sand ein Seil, welches meinen Kindeskindern noch aushält." „Das hat dir ein anderer gerathen, der klüger iſt, als du," rief der Böſe wüthend und verſchwand, während der Bauer ihn herzlich auslachte.

Der Griesheimer Kuckuck.

(Ein Volksſchwank.)

Von J. W. Wolf.

Die Griesheimer werden ſpottweiſe „Kuckuck" gerufen, das ſchreibt ſich davon her. Sie hatten einmal einen Kuckuck gefangen und hielten den für eine ſo große Naturmerkwürdigkeit, daß ſie ihn durch eine Deputation feierlich dem Landgrafen überbringen ließen. Der Landgraf that, als ob er das Thier ſehr bewundere und

ſprach: „Ihr könntet mir noch eine Freude machen, wenn ihr mir auch das Neſt des raren Vogels bringen und mir zum Geſchenk machen wolltet.“ „Das müſſen wir erſt mit unſern Mitbürgern berathſchlagen,“ ſprachen die Deputirten und gingen nach Griesheim zurück. Dort wurde ſogleich der Gemeinderath zuſammenberufen und ihm die Frage vorgelegt. Sprach der Bürgermeiſter: „Das Neſt des raren Vogels iſt das ganze Eichenwäldchen drüben, wie ſollen wir dieß nun nach Darmſtadt bringen?“ Sie beriethen drei Tage darüber, machten an Ort und Stelle ſelbſt Pläne, aber es wollte nicht gehn. Da ſchickten ſie die Deputation wieder zum Landgrafen und ließen ihm ſagen, das Neſt gäben ſie ihm gern, aber er müſſe es ſich ſelbſt holen. Nachdem der Landgraf herausgebracht, was ſie unter dem Neſte verſtanden, ſprach er: Er danke für das ſchöne Geſchenk, aber er wolle der Merkwürdigkeit willen das Neſt da laſſen, wo es Gott hingeſetzt habe. So verloren die Griesheimer den ſchönen Eichenwald und erwarben ſich als Erſatz dafür den Spottnamen „Kuckuck.“

Andere ſagen, die Griesheimer hätten gehört, die Landgräfin wolle ſich eine Kuh halten und hätten ihr aus angeborner Liebe für ihre Fürſtin eine Wieſe geſchenkt, damit die Kuh darauf weiden könne. Da hätte einer geſagt, wenn die Landgräfin eine Kuh halte, dann müſſe man, um dem Landgrafen auch eine Freude zu machen, ihm zwei geben. „Was ſagt ihr?“ fragte der Bürgermeiſter, der nicht gut hörte. „Wovon iſt die Rede für den Landgrafen?“ „Von der Kuh, Kuh!“ ſchrie der Andere. „Recht ſo,“ ſagte der Bürgermeiſter, „wir wollen es im Rath verhandeln,“ und ſchlug dem Gemeinderath vor, dem Landgrafen einen „Kuku“ zu ſchenken und damit derſelbe auch ſeinen Unterhalt habe, das Eichwäldchen dazu, welches dann der Landgraf mit gnädigſtem Dank angenommen.

Bergſtraße.

Das Schatzheben bei Niederbeerbach.

Von J. W. Wolf.

In einer Mühle bei Niederbeerbach brannte oft auf dem Hofe ein Feuerchen, ſo daß kein Zweifel blieb, es müſſe ein Schatz da vergraben ſein. Man ließ einen Schatzgräber kommen und der ſprach, er bedürfe, um den Schatz zu heben, zwölf kühner und unerſchrockener, kräftiger Männer. Dieſe fanden ſich und er ſtellte ſie am folgenden Abend um die Stelle herum in einem Kreiſe auf, befahl ihnen kein Wort zu ſprechen, ſich nicht von der Stelle zu rühren und ja bei Leibe keine Furcht zu haben, möge nun kommen, was da wolle. Alsdann ging er in die Mühle und begann ſeine Beſchwörnng.

Bald flog das Hofthor auf und es fuhr ein Heuwagen herein, der hoch beladen war, aber nur ein Rad hatte, ſo daß es jeden Augenblick ſchien, er falle um. Er fuhr auf die zwölf Männer zu und als ſie ſteif ſtanden, hart an ihnen vorbei, aber ſie ließen ſich nicht ſchrecken und hielten aus.

Darauf kam eine andere Erſcheinung, die noch viel gefährlicher ausſah, (man wußte ſie mir nicht mehr zu nennen) aber die Männer ließen ſich auch da nicht irre machen.

Endlich ſprang der Teufel ſelbſt in den Hof und rief: „Ihr wollt den Schatz nehmen, ihr habt Recht, aber dafür muß ich einem von euch den Hals umdrehen.“ Da liefen ſie aber alle Zwölf, was ſie konnten, der in die Mühle, der in die Scheune, jener in den Stall und verkrochen ſich, während der Teufel ein Hohngelächter aufſchlug, denn nun verſank der Schatz tiefer, als er vorhin gelegen hatte und alle Mühe, ihn zu heben, war umſonſt.

Ritter Georg von Franckenſtein.

Heſſiſche Sage, erzählt von H. E. Seriba, Pfarrer in Niederbeerbach.

Einſt entwickelte ſich in dem Katzenborn ein ſcheußlicher Lindwurm, der, da er im Brunnen bald keinen Raum mehr fand, aus demſelben plötzlich hervorſtieg und nun die ganze Gegend in Angſt und Schrecken ſetzte, indem er alles, was er nur an lebenden Creaturen habhaft werden konnte, Menſchen und Thiere, mit unerſättlicher Wuth würgte und verſchlang. Ganz vorzüglich lüſtern zeigte er ſich aber nach dem Fleiſche junger Mädchen, und nur mit ſolchem geſättigt, zog er auf eine Zeitlang ſich auf ſein Lager am Katzenborn zurück, weßhalb ihm denn auch täglich ein ſolches Opfer von den Bewohnern des Thales geleiſtet wurde. Zu derſelben Zeit aber wohnte in dem nächſten Haus bei der Linde in der Mitte des Dorfes das ſchöne Anne-Mariechen, die Tochter eines verarmten Ritters, welcher den Herren von und zu Franckenſtein als Knappe und Förſter diente. Zwiſchen dieſer, der Roſe des Thales, und dem Junker Georg von Franckenſtein hatte ſich ein zartes Verhältniß geknüpft. Da aber daſſelbe ihren beiderſeitig auf ihre Ehre eiferſüchtigen Vätern ein Geheimniß bleiben mußte, ſo gaben gewöhnlich 3 kleine angezündete Lichtchen hinter dem Fenſter Anne-Mariechens die Zeichen zu des Förſters Abweſenheit und zu ihren geheimen nächtlichen Zuſammenkünften unter der Linde. Kurz vor dem Erſcheinen des Wurms war aber Junker Georg in Begleitung Mariechens Vater, ſeinem getreuen Lehrmeiſter in allen ritterlichen Künſten, hinweggezogen, um ſich die Ritterſporn zu verdienen. War auch ſchwer der Abſchied, ſo doch auch nicht ohne eine ſüße Hoffnung, denn der Junker hatte ihr ja bei allen Heiligen gelobt, ſie nach ſeiner Rückkehr, unbekümmert um allen und jeglichen Einſpruch, als ſein trautes Gemal heimzuführen. Doch jener Lindwurm erſchien; Opfer auf Opfer fielen; aber immer ſchrecklicher wüthete das Scheuſal, immer höher ſtieg ſein grimmiger Heißhunger nach Mädchenfleiſch! Da nahm das vor Angſt und Schrecken vergehende Volk ſeine Zuflucht zu der alten Urſula, welche allein draußen vor dem Dorfe, auf dem damals noch unbewohnten Pechkopfe hauſte, und mit den Kräften der Natur und den Geheimniſſen der Zukunft wohl vertraut, hier ihre mächtigen Zaubertränke braute und ihren Günſtlingen prophezeite. Aber ach! ihr Ausſpruch lautete: „Nur, wenn ihr dem Wurm das Schönſte und Liebſte, das euer Thal beſitzt, opfern werdet, nur dann wird ſein Heißhunger ſich ſtillen, und er wieder in den Born zurückkehren, der ihn erzeugt hat!“ O armes Mariechen! du warſt das Schönſte und Liebſte, des Ortes Stolz und Freude, die holde Blume des Thales! darum der Entſchluß des verzagenden Volkes dich am heiligen Adventsſonntag dem Wurme zu opfern. Da liegt ſie, die zu einem ſo ſchrecklichen Tode geweihte, am Vorabend des Feſtes händeringend vor dem Bilde des Gekreuzigten, heiße Gebete zu ihm hinaufſendend und zu der heiligen Jungfrau, deren Namen ſie trägt. Doch ſiehe! da wird es plötzlich hell um ſie; 3 Lichtchen flinkern freundlich von dem Franckenſtein durch die düſteren Scheiben in ihr Stübchen herein; der Geliebte iſt angekommen, und 3 andere Lichtchen ſtrahlen von ihr entzündet zu ihm hinauf, hilferufend für die drohende Gefahr. Und die Liebe glaubet, hoffet ja alles; darum erwartete ſie nun auch gefaßter den ſchrecklichen Tag, und dieſe hatte auch ihre Hoffnung nicht getäuſcht. Denn kaum hatte die Sonne ihre erſten Strahlen über den Breitlohberg geſendet, da ſtand auch ſchon der nunmehrige Ritter Georg von und zu Franckenſtein, wohlgepanzert und mit Schwert und Streithammer ausgerüſtet, am Katzenborn dem Ungethüm gegenüber. Sein erſter Gruß, den er der Geliebten zum fröhlichen Wiederſehen bringen wollte, es ſollte ja die Kunde ihrer Rettung ſein. Schrecklich war der Kampf, der ſich dort entſpann; denn der Wurm ſpie Gift und Geifer rings um ſich her, und mächtige Buchen fielen gleich ſchwachen Röhren von den gewaltigen Schlägen ſeines Schweifes darnieder. Doch mit dem Ritter kämpfte ein gar gewaltiger Gott, der Fürſt des Lebens, die Liebe! Wie auch der Wurm wüthen mochte, doch lag er nach einem halbſtündigen Kampfe, tödtlich in ſeinen weichen Seiten verwundet, beſiegt vor des Ritters Füßen.

Doch ach, war es nun in einem unſeligen Siegestaumel, oder um ſo beſſer den letzten Streich zu führen, der dem Scheuſal den Garaus machen ſollte, genug, der Ritter ſetzt ſeinen linken Fuß auf des Ueberwundenen Rücken; der Wurm aber rafft noch einmal ſeine ganze, noch nicht völlig erloſchene Lebenskraft auf, umringelt mit ſeinem gekrümmten Schweife des Ritters Bein und ſendet mit dem ſpitzen Ende deſſelben an einer geöffneten Knieſchiene ſein tödtliches Gift in deſſen Blut. Da liegen nun Sieger und Beſiegter friedlich neben einander, von dem düſteren Schlafe umfangen, von welchem kein Erwachen mehr iſt; laut jubelt und jauchzt das herbei geeilte Volk, aber dort hinter jenem Fenſter an dem Hauſe bei der Linde ſinkt entblättert die Roſe des Thales in den Staub. Doch ſo oft in den Wechſeln der Jahren bis zur neuſten Zeit der heilige Adventsſonntag erſchien, glänzten jene 3 Lichtchen in den Fenſtern jenes Hauſes auf, und hinter ihnen erſchien Anne-Mariechens bleiches Antlitz, wie es bittend und flehend zum Franckenſtein aufſchaut; und Jung und Alt im Dorfe ſammelte ſich dann unter der Linde, um die Zeichen treuer Liebe zu ſehen, und ſich die Mähre zu erzählen, die von den Vätern auf ſie gekommen war. Die Zweifelſucht will zwar wiſſen, daß der Wurm unter des Ritters Füßen an ſeinem Standbilde nichts anderes ſei, als eine Hinweiſung auf ſeinen Namensvetter, den Drachenbändiger Ritter St. Georg, und jene Lichtchen nichts weiter, als eine Strahlenbrechung eines von außen kommenden Lichtes in den verdüſterten Fenſterſcheiben, weßhalb man auch nichts mehr in denen des neuen Hauſes bemerke; allein gewiß iſt jedes liebende Herz ganz anderer Meinung; es glaubt und zweifelt nicht, daß eben durch die Niederreißung jenes Hauſes, dem Schauplatze jener Begebenheit, das Geſchick ſeine Vollendung erhalten, und das, was hienieden ſich in treuer Liebe bis in den Tod bewähret hatte, nun dort in einer ſeligen Wiedervereinigung ſich gefunden habe, wo kein Tod und kein Scheiden mehr iſt. Das einſt ſo klare und helle, vom Katzenborn herabkommende Bächelchen, welches jetzt nur langſam und träge von dem Blute des Wurmes geſchwärzt und verdickt, durch die Clinge in das Dorf herabläuft, trägt ſeit dieſer Zeit den Namen Dunkelbach. Und auf dem Pechkopfe, wo einſt die alte Urſula hauſte, glaubt es, denn es iſt wahr, wie die ganze Geſchichte, iſt es bis zur Stunde noch nicht geheuer, wie es mir Eine vertraut hat, die es genau wiſſen kann; darum Wanderer hüte dich vor der zwölften Stunde der Mitternacht!

Georg von Franckenſtein.

Was flüchten die Hirten mit Jammergeſchrei,
Was ſcheuchet die Herden von dannen?
Zieh'n feindliche Schaaren gewaffnet herbei,
Mit Rittern und Roſſen und Mannen?
Nicht Ritter und nicht Roß'
Zieh'n feindlich nach dem Schloß;
Der Lindwurm kam aus dem See hervor
Und ſonnt ſich drunten im feuchten Moor.

Zerriſſen ſchon hat er mit giftigem Zahn
Die weidenden Lämmer und Rinder;
Packt ſorgloſe Hirten, und weidet ſich dran,
Verſchlinget die ſpielenden Kinder.
Verödet liegt das Feld, —
Wo bleibt, wo weilt der Held,
Sich kühn dem Tode für's Volk zu weih'n?
Wo zögert ihr Ritter von Franckenſtein?

Da wappnet ſich flattlich und waffnet ſich gut
Der Ritter mit Hammer und Schwerte.
„Gern opfr' ich dem Volke mein Leben und Blut!
Das iſt's, was ich ſtets ja begehrte!"
Und früh im Morgenſtrahl
Dort ſteht er in dem Thal,
Ein Beiſpiel trefflicher Ritterſchaft,
Und ſchwingt den Hammer mit rechter Kraft.

Und kämpft mit dem Wurme, bedrängt ihn kühn,
Und trifft ihn mit kräftigem Schwunge.
Da taumelt er nieder in's Wieſengrün;
Der Ritter ſteht auf ihm im Sprunge:
Noch krümmt der Drache ſich,
Doch feſt und kräftiglich
Tritt mit dem Fuße der Frankenſtein
Dem Wurme Genick und den Nacken ein.

Da windet ihm ſterbend der häßliche Molch,
Sich feſt um den Fuß mit dem Schweife
Und drückt ihm der Spitze giftſpritzenden Dolch
In's Knie durch des Beinharniſch's Reife.
Da fällt der kühne Held.
„Mein Haus iſt ja beſtellt
Gewendet hab' ich des Volkes Noth:
So ſtarb ich ehrlichen Ritters Tod!

Und laß' ich dienieden mein irdiſches Glück, —
Dort winken die Engel mit Kronen!
Blick' aufwärts, mein Auge, — nicht ſchaue zurück!
Im Vaterhaus ſoll ich ja wohnen!"

So ging zum Vater ein
Herr Georg von Franckenſtein.
Noch ragt ſein ſchöner Grabſtein empor
Zu Niederbeerbach am Kirchenthor.

Albert Ludw. Grimm.

Schätze im Auerbacher Schloß.

Von J. W. Wolf.

Im Auerbacher Schloß liegen große Schätze vergraben, die waren alſo verwünſcht. Es ſollte ein Rabe über das Schloß fliegen und aus dem Schnabel eine Nuß in den Hof fallen laſſen. Die Nuß ſollte Wurzel faſſen und zu einem Baum erwachſen, und aus dem Baum eine Wiege gemacht werden und das Kind, was darin zuerſt gewiegt würde, ſollte den Schatz heben und die Königstochter erlöſen könne, welche bei dem Schatze wacht. Als nun Alles ſo gekommen und das Kind zum Manne geworden war, da träumte es ihm dreimal hintereinander, daß er Mittags in den Schloßhof gehen ſolle. Am vierten Tage ging er hinauf. Als er in den Schloßhof kam, da that es einen fürchterlichen Schlag und plötzlich ſtand eine wunderſchöne weiße Dame vor ihm, welche ihm ſagte, daß er ſie erlöſen könne und Beſitzer aller Schätze werden ſolle, welche in dem Schloß vergraben lägen. Die befänden ſich aber drunten im Keller und bei ihnen läge ein feueriger Hund und eine Ruthe, mit der man den Hund ſchlagen und forttreiben müſſe. Das alles müſſe morgen um dieſelbe Zeit geſchehen. Wenn er dann wiederkomme, ſolle er aber nicht erſchrecken, denn ſie werde ihm in ganz anderer Geſtalt erſcheinen.

Des andern Tags um zwölf Uhr Mittags ging der Mann getroſten Muthes in den Schloßhof. Da that es abermals einen Schlag und aus demſelben dunkeln Gang, woraus am vorigen Tage die weiße Frau gekommen war, ſchoß jetzt eine ſchreckliche Schlange, die einen Schlüſſel im Maul trug. Darüber erſchrack der Mann aber dermaßen, daß er laut aufſchrie „Helf Gott!" und fortlaufen wollte. Das war aber unnöthig, denn ſobald er das Wort aus dem Munde hatte, that es einen Schlag und Alles war verſchwunden.

Der Mann ſagte ſeitdem oft, ihm ſei nicht mehr zu helfen, er habe ſein Glück verſpielt. Die Jungfrau mit den Schätzen kann jetzt nicht eher erlöſt werden, bis derſelbe Rabe wieder eine Nuß in den Schloßhof hat fallen laſſen, aus dem Baum, der aus ihr wächſt, eine Wiege gemacht, in dieſer ein Kind gewiegt worden iſt, und dies zum Manne emporwuchs, der das Werk mit größerer Kühnheit vollbringt.

Felſenmeer und Rieſenaltar auf dem Felsberg.

Von J. W. Wolf.

Vor Zeiten, als es noch Rieſen gab, wohnte ein Paar derſelben in der Gegend von Reichenbach, der Eine auf dem Felsberg, der Andere auf dem Hohenſtein. Einſt hatten ſie Streit mit einander bekommen und warfen ſich in ihrer Wuth mit ungeheuren Felsblöcken. Dazumal war der Felsberg noch ziemlich kahl, auf dem Hohenſtein aber lagen Felsſtücke in Menge, ſo daß der da wohnende Rieſe gegen ſeinen Feind im Vortheil war. Er warf auch ſo heftig auf ihn los, daß der Felsberger in kurzer Zeit unter den Blöcken begraben wurde. Wenn man jetzt noch hart auf den Boden des Felsbergs auftritt, dann brüllt der ungeſchlachtete Rieſe drunten.

Daher kommt es, daß es auf dem Hohenſtein ſo kahl iſt an Felsblöcken. Das Einzige, was man noch daſelbſt ſieht, iſt eine Wand von des Rieſen Haus.

Andere wollen dagegen, der Felsberger Rieſe ſei Sieger geblieben und habe von vorn herein einen Felsblock herüber geſchleudert, deſſen Wucht den andern erſchlagen habe, und das ſei die Felswand auf dem Hohenſtein.

Nahe der Rieſenſäule liegt der Rieſenaltar, ein mächtiger Felsblock, an dem man vielfache Spuren von Bearbeitung ſieht. Gleich der Säule ſoll auch er, wie ſchon ſein Name ſagt, von den Rieſen herrühren. Vor dem franzöſiſchen Krieg kamen die Einwohner der umliegenden Dörfer in den Feſten bei ihm zuſammen und beluſtigten ſich mit Tanzen, Eſſen, Trinken und allerlei anderer Kurzweil.

Nicht weit vom Rieſenaltar liegt ein anderer großer Felſen, welcher der Rieſenſarg heißt und ein dritter, der die Teufelskanzel genannt wird, doch ſind von ihnen keine Sagen mehr übrig.

Das Ballſpiel auf dem Felſenmeer.

Einſt trieben auf kahlem Berge
Die Rieſen im Frühling ihr Spiel;
Es waren die winzigen Zwerge
Ihr zeitvertreibendes Ziel.

Es mußte die Zwergenſchaar wätzen
Granit'ne Blöcke zu Hauf;
Es ſchleuderten jene die Felſen
Zur flammenden Sonne hinauf.

Die Zwerge kreiſchten und ſprangen
Den Rieſen unter die Bein',
Dran ſah man die Zappelnden hangen
Wie in Neſtern die Waldvögelein.

Die Großen lachten, die Kleinen
Erholten ſich mählig vom Schreck;
Es war ihnen näher das Weinen
Als Lachen in ihrem Verſteck.

Mit Händen fingen die Rieſen
Gleich Kindern die Bällchen auf,
Für uns auf dem Berge ließen
Sie liegen die Felſen zu Hauf.

H. Künzel.

Die Zauberpfeife bei Lorſch.

Von J. W. Wolf.

In der Gegend von Lorſch, da wo jetzt der Seehof ſteht, lag vor Zeiten ein großer See. Die rings gelegenen Dörfer traf einſt eine arge Plage, ein Emſenregen, der ſo dicht war, daß die Felder von Ameiſen wimmelten und in wenigen Tage kein grünes Hälmchen mehr zu ſehen war. Die Bewohner wandten ſich in ihrer Noth an den Biſchof von Worms, daß er durch ſeinen Segen und ſein Gebet die Plage abwende. Der Biſchof hieß ſie in Prozeſſion die Felder durchwandeln und Gott um Abwendung der Plage flehen. Dieß geſchah. Als aber die Prozeſſion in der Nähe des See's an einem Feldaltar ſtille hielt, da trat ein Einſiedler in die Reihen und ſprach: „Mich ſchickt der Herr zu euch und wenn ihr gelobt, zu thun wie ich euch ſage, dann ſterben die Emſen im nächſten Augenblick. Gebet mir, jedes Dorf, welches die Plage traf, hundert Gulden; ich werde davon dem Herrn eine Kapelle bauen." Das gelobten Alle gern und willig und ſogleich zog der Einſiedler ein Pfeifchen aus ſeiner Kutte und pfiff. Da flogen alle Ameiſen herbei, ſo daß ſich der Himmel von ihnen verdunkelte, und bald ſtanden ſie wie ein ſchwarzer Thurm vor dem Einſiedler, der ſie mit einem letzten Pfiff ſämmtlich im See verſenkte. Als aber der Einſiedler zu den Gemeinden kam und den Gotteslohn verlangte, da ſchrieen ſie,

er ſei ein Zauberer und verdiene eher, verbrannt zu werden. So machten es alle zehn Dörfer, doch das ſchreckte ihn nicht. Er ſagte ihnen kurz, ſie würden ihre Strafe ſchon erhalten. Als er aber am letzten Hauſe des letzten Dorfes war, zog er ſein Pfeifchen aus der Kutte und pfiff und ſiehe da, die Schweine der ganzen Gegend brachen unwiderſtehlich aus Stall und Hof und folgten dem Einſiedler, der ſo rückwärts die Runde in den zehn Dörfern machte, ohne daß Jemand gewagt hätte, ihn zu halten oder auch nur ein Wort an ihn zu richten. So führte er die Heerde bis zum Lorſcher See, wo er mit ihr verſchwand.

Im nächſten Jahre verheerte ein Grillenregen die ganze Gegend. Da ſahen die Bauern wohl ein, wie ſehr groß ihre Sünde geweſen und ſie wandten ſich wieder an den Biſchof von Worms um Rath und That, doch dieſer wollte nichts mehr mit ihnen zu ſchaffen haben und ſagte, ſie hätten die Strafe wohl verdient. Von Neuem gingen ſie in Prozeſſion durch die Felder, um durch Gebet den Zorn des Himmels zu verſöhnen Als ſie ſo am Lorſcher See anlangten, da kam ein Köhler vom Gebirge daher, neigte ſich tief vor dem Venerabile und ſprach zu der Menge gewandt: „Die Strafe, die euch getroffen hat, wird alsbald von euch genommen ſein, ſo ihr mir gelobt, daß jedes Dorf mir fünfhundert Gulden zum Bau eines Kloſters zahle.“ Damit waren die Dörfer gern einverſtanden und ſie gelobten es feierlich. Zugleich langte der Köhler ein Pfeifchen aus dem Sack und pfiff und überall erhoben ſich die Grillen und folgten ihm nach dem Tannenberg, wo bald ein rieſiges Feuer ſie ſämmtlich verzehrte. Doch als der Köhler ſeinen Gotteslohn forderte, erging es ihm in allen zehn Dörfern nicht beſſer wie dem Einſiedler; er erhielt nicht einen rothen Heller. „Nun, wie ihr wollt,“ ſprach er ruhig und ſetzte ſein Pfeifchen wieder an und hinter ihm her zog alles Wollenvieh der ganzen Gegend und die Bauern ſtanden wie gebannt, ſo daß keiner ein Wort wagte. Er aber zog zum Lorſcher See, wo er mit der Heerde verſchwand.

Das folgende Jahr kam und mit ihm ein ſolches Heer von Mäuſen, als ob ſie vom Himmel geregnet wären. Nun wo die Noth wieder an Mann ging, konnten die Bauern auch wieder beten und bereuen und die Felder flehend und klagend durchzieben. Als die Prozeſſion wieder am Lorſcher See hielt, ſtand plötzlich ein Bergmännchen in ihrer Mitte, das ſprach: „Ich will die Plage ſchnell von euch nehmen, aber dafür muß jedes Dorf mir tauſend Gulden zahlen. Und wenn ihr denn euer Geld nicht Gott zu Lieb geben wollet, ſo gebt es wenigſtens für euren eigenen Nutzen. Ich baue euch dafür einen Damm an der Bergſtraße von Hendesheim (Handſchuhsheim bei Heidelberg) bis Ramſtadt, ſo daß die Gebirgswaſſer euren Fluren ferner nicht mehr ſchaden können.“ Wie ſchnell die Bauern wieder mit ihrem Eide waren! Eben ſo ſchnell griff auch das gelbe Bergmännchen nach dem Pfeifchen und dem Pfiff folgten die Mäuſe zu Millionen. So ging's nach dem Tannenberg, der ſich öffnete und als er ſich wieder ſchloß, war weder vom Bergmännchen noch von den Mäuſen eine Spur zu ſehen. Aber Undank iſt der Welt Lohn und den ärndtete das Bergmännchen nicht weniger, als der Köhler und der Einſiedler; doch ließ es wie jene die Strafe auch auf dem Fuße folgen und was war das für eine Strafe! Als es wieder pfiff, da folgten ihm alle Kinder ſelbſt bis zu den Säuglingen die ſich von der Bruſt der Mütter losriſſen und hinter ihm drein trippelten. Als der Zug am Tannenberg anlangte, öffnete ſich ein großes Felsſtück, das Bergmännchen trat in den Berg, die Kinder mit ihm und der Felſen ſchloß ſich wieder und nie ſah man mehr eine Spur von den Kindern. Da waren die Bauern mürb, ſie trugen, um nicht im nächſten Jahre eine neue Züchtigung zu erfahren, ſchnell das Geld zuſammen und ſchickten es dem Biſchof gen Worms. Seitdem erfuhren ſie keine derartige Plagen mehr.

Odenwald.

Die Muttergottes zu Dieburg *).

Inmitten der Stadt Dieburg von Hof und Mauer umgeben ſtand vor Alters eine ſchlichte Kapelle **). Ein bedeckter Gang führte vom äußern Thor in dieſelbe. Im Innern war ſie finſter und auch bei Tag wurden die mit alten Bildern, Wappenſchildern und andrer Zierrath behängten Wände nur durch die ewige Lampe ſpärlich beleuchtet. Ueber dem Altar ſtand in einem Glasſchrein ein Bild von der Madonna, in deren Schooß der Gottesſohn mit der Dornenkrone ruhte. Zur Zeit des dreißigjährigen Krieges wurde eine vornehme Edeldame aus Dieburg von den Schweden als Geißel weggeführt. Am Vorabend des Tages, an welchem ſie ihre Heimath verlaſſen mußte, beſuchte ſie noch einmal die kleine Kapelle. Sie empfahl ſich der Fürbitte der Gottesmagd, vor deren Altar ſie ſeit ihrer früheſten Jugend gebetet hatte und flehte ſie an, ihren Schutz ihr auch in der Ferne angedeihen zu laſſen. Am folgenden Morgen begann die Reiſe, aber ſiehe da, das Bild der Madonna begleitete die Dame überall hin und jeden Abend ſtand es über ihrem Lager.

In Schweden angekommen, wurde ſie krank und als ſie ihr letztes Stündlein herannahen fühlte, ließ ſie ihre Kammerfrau zu ſich kommen und trug ihr auf, das Bild zu ehren und jeden Abend ein Ave-Maria vor demſelben zu beten. Die Kammerfrau that nach dem Tode ihrer Gebieterin eine Zeit lang, wie ihr befohlen war. Als ſie aber ſpäter einen andern Dienſt annehmen mußte, ward ihr die fernere Erfüllung der übernommenen Pflicht läſtig, und eines Abends warf ſie ſich vor dem Bilde nieder, und bat es inſtändig nach ſeiner Kapelle zurückzukehren. Da verwandelte ſich das Bild mit einmal in eine weiße Taube und flog zurück nach Dieburg, wo man nicht wenig verwundert war, das Madonnenbild eines Morgens wieder auf ſeinem lang verwaiſten Platze zu ſehen. Später baute man eine ſtattliche Kirche über das Bild und noch heut zu Tag wallen jährlich Tauſende zu der wunderthätigen Muttergottes nach Dieburg und die Siechen beten um Heilung vor ihrem Altar.

Die Knodener Kunſt.

Von J. W. Wolf.

Allbekannt und weitberühmt war die Kunſt der Bewohner des Dörfchens Knoden im Odenwald, welche u. a. das Feſtmachen aus dem Grunde verſtanden. Das zeigten ſie ſchon im dreißigjährigen Krieg an einem Trupp fremden Kriegsvolks, der von ihnen erſt feſtgezaubert und dann Mann für Mann todtgeſchoſſen wurde. Einen Offizier dabei, welcher hieb- und ſchußfeſt war, ſchlugen ſie mit Stöcken todt und ſteckten dann ſeinen Kopf unter eine Brücke, an der von dem Tage an der Geiſt des Erſchlagenen ſpuckte.

In den jüngſten Kriegszeiten wollte ein Trupp franzöſiſcher Reiter das Oertchen plündern, da wurden ſie von einem Knodener, Namens Rettig, ſo feſtgebannt, daß ſie einen ganzen Tag lang im ärgſten Regen ſtille halten mußten und ſich nicht regen konnten. Als ſie am Abend der Rettig wieder losband, machten ſie, daß ſie fortkamen. Ein Hauptherenmeiſter in Knoden war der Bitſch-Nickel. Zu dem ſagte eines Tags

*) Mitgetheilt von C. Scriba aus Diebueg. Louiſe von Plönnies hat die Sage poetiſch behandelt.

**) Die jetzige Wallfahrtskirche in Dieburg ſteht am Ende der Stadt, da der Theil der Stadt, der jenſeits lag, im dreißigjährigen Kriege völlig zerſtört wurde.

der Pfarrer: „Hört mich Bitsch-Nickel, ich bitte Euch um Eurer Seele willen, lasset doch ab von Eurem hölliſchen Treiben!“ Der Bitsch-Nickel aber erwiederte, die Zauberei ſäße in der Maus ſeiner Hand und wäre nicht mehr herauszuſchaffen. Weil er nun ein ſchöner, großer Burſch war, wurde er von den Preußen um theures Handgeld angeworben und in eine Feſtung unter die Garniſon geſteckt. Als es ihm nicht mehr gefiel, deſertirte er eines Abends. Der Commandant aber, der auch Etwas von der Zauberei verſtand, that es ihm an, daß er nicht fort konnte. Nachdem er die ganze Nacht gelaufen, ſtand er Morgens früh wieder vor der Feſtung. Er verkroch ſich den Tag über unter einen Faſchinenhaufen. Die zweite Nacht ging es ihm wieder ſo, in der dritten Nacht aber ſiegte ſeine Zauberei und kam nach Knoden. Die Preußen ſchickten ihm einen Corporal mit ſechs Mann nach, die baten den Grafen von Schönberg um die Erlaubniß, den Deſerteur einzufangen. Der Graf ließ ihn zu ſich kommen, hielt ihm ſein Vergehen vor, ſagte aber, er wolle die Preußen zurückſchicken. „Laßt ſie nur kommen, Herr Graf!“ ſprach der Bitſch-Nickel und als ſie den Abend wirklich kamen und ihn aus dem Bette holten, ſteckte er ſich ein Pfeife an und ging mit nach dem Thal hinunter, bis ſie an den großen Felſen kamen, den man den Hochſtein nennt. Da ſagte er ganz ruhig: „So, jetzt hab' ich Euch weit genug begleitet, ihr könnt hingehen, wo ihr hergekommen ſeid, ich aber will wieder heim in's Bett.“ Somit kehrte er um, die Preußen aber mußten immer fortmarſchiren und konnten nicht einmal den Kopf nach ihm umwenden.

Ein anderer Bauersmann zu Knoden hatte ein Buch von der Knodener Kunſt in der Stube auf dem Kammbrett liegen. Als er eines Tags im Felde war, kam ein Fremder in das Zimmer, nahm das Buch und fing an darin zu leſen. Da kamen eine große Menge Raben geflogen, einer nach dem andern zum Fenſter herein, bis die ganze Stube voll war. Als aber der Bauer vom Felde aus die vielen Raben nach Hauſe fliegen ſah, ſprang er ſchnell nach Haus und hier ſah er nun, was er angerichtet hatte. Raſch eilte er hinauf auf den Speicher, holte einen Kumpf Erbſen herunter und ſtreuete ſie unter die Vögel. Dann nahm er dem Andern das Buch aus der Hand und fing an Alles, was derſelbe geleſen wieder rückwärts zu leſen; da flog ein Rabe nach dem andern hinaus, bis alle fort waren.

Die Knodener Kunſt ſoll hauptſächlich aus dem 5. und 7. Buch Moſis herſtammen.

Der Siegfriedsbrunnen bei Grasellenbach.

Von J. W. Wolf.

Derſelbe liegt bei Hilſerteklingen und Grasellenbach im Odenwald und an ihm ſollen zwei Männer einander erſchlagen haben.

Die Hirtenknaben gingen nicht gerne in den Mittagsſtunden in die Nähe des Brunnens, denn ſie ſagten, alsdann erſcheine dort der Siegfried, und der habe Hörner auf dem Kopfe, wie der lebendige Teufel.

Der Burggeiſt Rodenſtein *).

Was reitet vom Schnellerts? was rauſcht herab?
Horch, Pferde rennen Galopp und Teapp!
Was knarren die Wagen? horch, Peitſchenknall!
Was bellen die Hunde? ho, Hörnerſchall!
Der tolle Fritz iſt's von Rodenſtein;
So zieht er jetzt in die Waldburg ein. —

*) Die Sage iſt von vielen deutſchen Dichtern mit Benutzung verſchiedener Motive bearbeitet worden; ſo von Ludw. Tieck: „Der wilde Jäger,“ von Langbein: „Der Kriegs- und Friedensheld,“ von K. Buchner: „Der Burggeiſt auf Rodenſtein,“ von Gisbert Freiherr von Vincke: „Der Rodenſtein.“ Wegen Mangels an Raum habe ich leider dieſe Dichtungen nicht mittheilen können. Der Herausgeber.

Einſt zog er fern aus mit des Kaiſers Heer.
Es ſtürmten die Türken auf Wien daher;
Sie hätten die Stadt auch erobert gleich, —
Der Rodenſtein ſchützt ſie durch kühnen Streich. —
Gerufen ſteht er vor ſeinem Herrn;
Der Kaiſer lohnet dem Helden gern.

„Nun Ritter, dir dank' ich mein Erbe heut,
Drum nimm, was dir dankbar dein Kaiſer beut.
Es haben, ſo hör' ich, die Väter dein
Verpfändet dein Raubſchloß, Burg Rodenſtein.
Ich löſe wieder die Pfandſchaft dir;
Von heute trag' ſie als Lehn von mir."

„„Mein Kaiſer, ich nehme die Burg zu Lehn,
Und ewiglich ſollt Ihr mich dankbar ſeh'n.
Wo Euch und das Reich je ein Krieg bedroht,
Treu dien' ich im Leben Euch und im Tod.
Aus Todesſchlaf und aus Grabesnacht
Für Deutſchland zieh' ich noch aus zur Schlacht."" —

Im Frieden zog er zur Stammburg fort,
Treu hält er dem Kaiſer und Reich ſein Wort.
Begraben zwar liegt er auf Schnellertsſchloß;
Dort ſtarb er, — dort ſtürzt' er mit ſeinem Roß —
Doch wenn ein Krieg ſich entſpinnt im Reich,
So hört man Rodenſtein's Auszug gleich.

Albert Ludw. Grimm.

Deutſchlands Wächter.

Mein Vaterland, du biſt meine Luſt,
Mein Lieb, das ich ewig umfange,
Dir ſchwillet mein Arm, dir glüht meine Bruſt,
Dich feier' ich im brauſenden Sange;
Im Oſt und im Weſt, im Süd und im Nord,
Ich reite und ſtreite dir immerfort
Dein Herold zu Krieg und zu Frieden!

Der Rodenſtein rief es vom bäumenden Pferd,
Ihm folgten die wilden Genoſſen,
Es blinkte ſein Helm und es klirrte ſein Schwert,
Als ſtark er in's Weite geſchoſſen;
Er ſtürmte die Grenzen hinab und hinauf,
Und immer erklang und erſang aus dem Hauf
Das Lied von dem Vaterlande.

Und ſelten nur weilt' er daheim auf dem Schloß,
Dort wollt ihm die Ruhe nicht kommen,
Er freite kein Weib, er zog keinen Sproß,
Was ſoll denn die Heimath da frommen?
Seine Raſt ſind die Schlachten in Wald und in Feld,
Sein Bett iſt der Boden, ſein Schloß iſt das Zelt,
Die Braut ſein liebes Deutſchland.

Für's Vaterland kämpft' er als Mann und als Greis
Wohl fünfzig geſchloſſene Jahre,
Die bräunliche Locke ward ſilberweiß,
Doch blieb ihm die Seele, die klare;
Da rief er die Knappen, da zog er nach Haus,
Im Väterſchloſſe verklang das Gebraus,
Und nimmer ward er geſehen.

Doch nie iſt geſtorben der mächtige Held,
Und ſind auch die Thürme zerfallen,
Schaut blau durch das Dach auch das Himmetszelt,
Er herrſchet noch ſtets durch die Hallen;
Und droben dem Vaterland Krieg und Noth
Dann dröhnt durch die Veſte des Ritters Gebot
Und drinnen beginnt es zu leben.

Gewaltige Recken ſteigen hervor,
Gewappnet auf ſchattigen Roſſen,
Er führt in die Lüfte ſie Nächtens empor,
Die dunkeln, wilden Genoſſen.
Dort raſet ſein Horn, dort dröhnet ſein Schild,
Dort ſchnaubet ſein Roß, dort rufet er wild
Und warnet die heimiſchen Gauen.

So zog er voran noch jeglichen Krieg,
Den wild die Nachbarn entfachten,
Und feierte Niederlage und Sieg
In brauſenden Geiſterſchlachten;
Doch nahet der Frieden, er ſieht es voraus,
Und zieht mit dem wilden Heer nach Haus,
Doch ſtets noch brauſt er hernieder:

Mein Vaterland, du biſt meine Luſt,
Mein Lieb, das ich ewig umfange
Dir ſchwillt mein Arm, dir glüht meine Bruſt,
Dich feier' ich im brauſenden Sange;
Im Oſt und im Weſt, im Süd und im Nord,
Ich reite und ſtreite dir immerfort
Dein Herold zu Krieg und zu Frieden.

Wolfgang Müller.

Nächtlicher Reiter.

Von J. W. Wolf.

Eine Frau aus der Haal, einem Hof in der Nähe des Schnellerts, ging Abends ſpät noch außer dem Hauſe herum, da kam es ihr vor, als ob ein Menſch ſie ſtark anbauche. Als ſie ſich umſchaute, ſah ſie daß ſie unter dem Halſe eines

Pferdes ſtand, auf dem ein Reiter ſaß. In ihrer Angſt betrachtete ſie weder jenes noch dieſen näher, ſondern lief in die Stube zurück. Da ſagten ihr die Leute, es habe eben dreimal an einen Pfoſten geſchlagen, daß die Fenſter gezittert, welches der Schnellertsgeiſt ſtets zu thun pflegt, wenn er durch die Haal fährt. In den Protokollen über des Geiſtes Erſcheinen findet ſich, daß die Mutter des dort wohnenden Bauern denſelben Geiſt geſehen, wie er auf die Fenſter zuritt, worauf es zugleich dreimal ſtark an daſſelbe ſchlug. Als die Leute herausliefen, ſahen ſie wie gewöhnlich nichts, hörten aber am andern Morgen, wie der Geiſt vom Rodenſtein kommend zurück fuhr.

Die wilde Jagd auf dem Schnellerts.

Von J. W. Wolf.

Simon Daum ging einmal oben am Waldſaum in der Nähe des Schnellerts herum, als er plötzlich wie ein vollkommenes Jagdgeſchrei hörte, dazu Hundehetzen, Peitſchenknall und Hörnerblaſen. Es kam ihm befremdend vor, daß eine ſolche Jagd auf dem Berge gehalten werde, denn er dachte im Augenblick nicht an das Geiſterheer. Er ſagte ſelbſt einem armen Mann, der ihm begegnete und grade nach Oberkainsbach ging, er ſolle den Weibsleuten ſagen, daß ſie den Hund einſchlöſſen, indem derſelbe bei dem Jagdgetümmel leicht todtgeſchoſſen werden könne. Bei ſeiner Rückkehr vernahm er aber zu ſeiner größten Verwunderung, daß man zwar in der ganzen Gegend den ſchrecklichen Lärm gehört, aber nirgendwo Jemand geſehen habe, der auf den Berg oder herunter gegangen oder geritten ſei.

Der Geiſterwagen.

Von J. W. Wolf.

Der Pfarrer von Brensbach kam einmal von Kainsbach herunter in die Haal und fragte den Bauern verwundert, was er für einen vornehmen Beſuch gehabt habe? Der Bauer ſah den Pfarrer erſtaunt an und ſagte, er wiſſe von keinem Beſuch und habe keinen Fremden gehört noch geſehen. Da erzählte der Pfarrer, als er einige hundert Schritte vom Hofe entfernt geweſen, habe er einen vierſpännigen Reiſewagen aus dem Hofthor fahren ſehen, in welchem er, als derſelbe ihm näher gekommen, zwei Herren geſehen habe, deren einer mit mehreren Orden geſchmückt geweſen ſei. Das ganze Fahrzeug ſei koſtbar und jedes Pferd mit einem hohen goldenen Federbüſchel auf dem Kopf geziert geweſen. Er habe auch nicht unterlaſſen, ſeinen Hut abzuziehen und dieſer hohen Herrſchaft ſeinen Reſpekt zu beweiſen. Kaum ſei er einige Schritte von dem Wagen entfernt geweſen, da habe er ſich nochmal nach demſelben umgeſehen, jedoch keine Spur mehr davon entdecken können. Das ſei ihm ſonderbar vorgekommen, er ſei dann über den Bach gegangen und habe ihn dann wieder in einiger Entfernung erblickt. Der Pfarrer fügte noch die Bemerkung hinzu, die in dem Wagen Sitzenden müßten ſeines Compliments unwürdig geweſen ſein, weil ſie gleichſam vor demſelben verſchwunden wären.

Des Rodenſteiners letzter Auszug.

Von J. W. Wolf.

Dieſer fand im Jahr 1848 ſtatt, etwa vierzehn Tage vor dem Ausbruch der Revolution in Paris. Da kamen eines Morgens Leute zu dem Bürgermeiſter von Reichenbach, welche meldeten, der Rodenſteiner, der ſeit Menſchengedenken ruhig geweſen ſei, habe ſich wieder hören laſſen und ſei mit dem gewohnten Getöſe, unter Wagengeraſſel, Hundebellen u. a. durch die Luft nach dem Schnellerts gezogen. Der Bürgermeiſter wollte Anfangs nichts darauf geben, aber die Leute beſchwuren es hoch und theuer, und darauf hin ſagte er es dem Pfarrer und bat ihn, er möge es doch in die Zeitung ſetzen laſſen. Dieſer lachte über die Sache und ſagte, es ſei Aberglauben, aber der Erfolg hat das Gegentheil gelehrt.

Und als 1850 der Kampf gegen die rothe Sippſchaft ſich dem Ende zuneigte, da kamen andere Leute zu dem Bürgermeiſter und erzählten, in der verfloſſenen Nacht habe der Spektakel wieder angefangen und ſei es gerade geweſen, als ob ein ganzes Heer durch die Luft tobe. Damals hat der zeitige Pfarrer es in der Zeitung angezeigt und mancher Leſer dieſer Blätter erinnert ſich deſſen wohl noch. Dieß letztemal ging der Zug des Heers vom Schnellerts aus und wandte ſich dem Rodenſtein zu, wie das jedesmal der Fall iſt, wenn ein Krieg in Deutſchland zu Ende geht.

Der Kornweg.

Von J. W. Wolf.

Wenn der Rodenſteiner durch die Scheune in der Haal fährt, hört man ein Krachen, als wenn ein junger Eichbaum überm Knie zerbrochen würde.

In der Richtung, in welcher der Rodenſteiner vom Rodenſtein hinüber zum Schnellerts fährt, ſieht es auf dem Boden ordentlich wie ein Weg aus, und wo es durch Felder geht, lauft mitten durch das Korn ein Strich; da wächſt das Korn viel höher und gedeiht beſſer, als anderswo auf dem Acker.

Der Wildeweibchenſtein.

Von J. W. Wolf.

Nicht weit vom Rodenſtein, mitten im Walde, liegt der ſogenannte Wildeweibchenſtein, eine an einem Berghang aus gewaltigen Granitblöcken aufgethürmte Felſenmaſſe. Auf einem der oberſten Steine bemerkt man ein roh eingehauenes Kreuz und in der Mitte geht ein Spalt hinab, welcher den Eingang zu einer Höhle gebildet haben ſoll.

In dieſer Höhle wohnten vor Zeiten zwei wilde Weibchen. Das eine derſelben war ſehr ſchön, ſo daß ein Jäger um ſeine Liebe warb. Bald ſchenkte es ihm ein gar holdſeliges Knäbchen, aber da war — man weiß wie ſo Jäger ſind — des Jägers Liebe alle und er kümmerte ſich lange Jahre nicht mehr um das wilde Weibchen und vergaß es endlich ganz. Eines Tages kam er auf der Jagd an den Stein und da er müde von der Jagd war, legte er ſich darauf nieder, um auszuruhen und ließ ein Bein an dem Felſen herunter hangen. Indem kam das Knäbchen daher geſprungen. Er erkannte es natürlich nicht, wollte aber ſehen, was das Kind da mache, denn er hatte ſeine Freude an ihm und dachte, wie es dahinkomme und wem

es gehöre. Damit es aber ganz ungestört sei, drückte er seine Augen halb zu, als ob er schliefe. Ein Weilchen darauf kam auch das wilde Weibchen und rief dem Knäbchen zu: „Kind hebe deinem Vater sein Bein auf!“ Da erwachte plötzlich seine alte Liebe von neuem, er sprang auf und drückte das wilde Weibchen an sein Herz, blieb ihm auch von da an treu zugethan.

Die beiden Wildeweibchen sollen allerlei prophezeit und besonders mehremale geäußert haben: „Wenn die Bauern wüßten, zu was die wilden weißen Haiden und die wilden weißen Selben (Salbei) gut sind, dann könnten sie mit silbernen Karsten hacken.“ Einmal wurde eins von den Bauern gefangen, da rief ihm das andere nach, es solle nur ja nicht sagen, wozu die wilden weißen Haiden und die wilden weißen Selben gut seien.

Unweit des Wildenweibchensteins liegt die sogenannte Freiheit, ein aus einigen Gebäuden bestehendes ehemaliges freies Reichshaus, wie die Bauern melden. Da wurde vor langer Zeit einmal eine Hochzeit gehalten, auf der die wilden Weibchen erschienen, die Brautleute beschenkten, und tanzten.

Vom Neckar.

(Neckarsteinach.)

Der Landschadt.

Vier Burgen hat sich der Landschadt erbaut,
Der Teufel, der half sie ihm mauern;
Dem hat er sein Leben, sein Lieben vertraut,
Versprach ihm die Hälfte der Bauern.

Sein Weib, seine Kindlein versprach er ihm gar:
„Sie Alle sollst, Teufel, du haben,
Nur mußt du dafür mich noch fünfzig Jahr
Mit Erdenfreuden begaben.“

Das Weib und die Kindlein, die Bauern hat
Der himm'lische Vater gerettet;
Sie liegen begraben an heiliger Statt,
Er liegt in der Hölle gebettet.

Die Häupter der Burgen im Abendroth
Wie trauernde Geister sich baden,
Der Landschadt liegt im Blute todt,
Nicht wird er dem Land mehr schaden.

Die fünfzig Jahre waren entfloh'n,
Da hat ihn die Freiheit erschlagen;
Doch spukt sein Geist der Welt zum Hohn
Noch oft in unsern Tagen.

Wilhelm Genth.

(Hirschhorn.)

Der letzte Hirschhorn.

Zu Hirschhorn liegt im Sterben
Ein recker Greis,
Zur Brust das Haupt gesenket,
Wie Silber weiß.

Der spricht: „Vor dreißig Jahren
Da focht ich gut,
Da floß von meinem Degen
Des Gegners Blut.

„Zu Heidelberg am Markte
Erlag er mir,
Der Handschuhsheim, noch seh' ich
Ihn selber schier.

„Es warf sich seine Mutter
Wohl über ihn
Und fluchte mir, dem Mörder,
Als er dahin:

„„So wie du mir getödtet
Den einz'gen Sohn,
So soll auch dir geschehen
Zu blut'gem Lohn!

All deinen Kindern werde
Ein früher Tod!
Der Hirschhorn Letzter, end't
Du selbst in Noth!““

„Wohl ſind ſeit jenem Tage
Im Lauf der Zeit
Eilf Söhne mir gefallen
Im blut'gen Streit.

Noch aber lebt der Zwölfte
In Kaiſers Heer,
Darum auch fällt das Sterben
Mir jetzt nicht ſchwer."

Drauf faltet er zum Beten
Die matte Hand;
Da kommt's herein geraſſelt
Im Nachtgewand.

Vom Kaiſerheer ein Bote,
In bleicher Haſt,
„Was bringſt du?" ſchreit der Alte,
Von Angſt erfaßt.

„„Ach! — Euer Sohn"" — ſo lautet
Des Kriegers Spruch —
„Ich weiß genug! Es hat ſich
Erfüllt der Fluch."

Er rief's, da iſt erlegen
Sein Herz, der Stein;
So ging der letzte Hirſchhorn
Zur Ruhe ein.

Vogl.

(Wimpfen.)

Die drei Schwäne.

Volksſage von Wilhelm Henſel.

I.

Bei Wimpfen auf dem Berge
Wohl weiß ich einen See,
Da ſaß einmal ein Knabe
Wie Blümelein im Klee:

Und ſchaute in die Tiefe
In Wehmuth und in Luſt,
Als müſſ' er drin verſenken
Die ſehnſuchtvolle Bruſt.

Da ziehen drei der Schwäne
So rein und ſilberweiß,
Hin durch die tiefe Bläue
Den ahnungvollen Kreis.

„O könnt' ich mit euch ziehen,
Ihr Schwäne wunderſam!"
Und auf der Fluth geſchwommen
Ein ſchwankes Brettlein kam.

Der Knabe faßt es ſehnend
Und ſetzt ſich freudig drauf,
Und mit den Händchen rudernd
Beginnt er ſeinen Lauf:

Und folgt den ernſten Schwänen,
Den Schwänen wundermild,
Bis wo des See's Quelle
Inmitten rieſend quillt.

Die Schwäne will er faſſen,
Sie leuchten ja ſo nah,
Da iſt das Brett verſchwunden:
Was wohl dem Kind geſchah?

II.

Knabe liegt in duft'gem Moos
Auf ſmaragdner Wunderaue,
Und aus ſel'ger Träume Schoos
Schlägt er auf die Aeuglein blaue.

Drei der Jungfrauen, ernſt und mild,
Stehen zu des Bettes Füßen,
Und zum lichten Knabenbild
Neigend ſie herübergrüßen:

„Gottwillkommen, Erdenſohn,
Hier in unſren reichen Hallen!
Sel'ger Friede ſei dein Lohn
Willſt du ſtät hienieden wallen."

„Gerne wohl, ihr Jungfrau'n hold,
Will ich ewig mit euch wohnen
Unterm Dach von Sonnengold,
In dem Haus von Blumenkronen."

Und ſie führen weit und breit
Durch den Wunderbau den Knaben,
Daß er mög' in Seligkeit
Sich an Klang und Schauen laben.

Denn die Blümlein allzumal
Singen wunderliche Weiſe,
Die ſich dann in Duft und Strahl
Wiederum als Vögel kreiſen;

Und die Vöglein wunderſam
Rauſchen mit den Flügeln nieder :
Wenn der Ton zur Erde kam
Wird er gleich zur Blume wieder.

Und der Knabe wie vertraut
Blicket in des Schaffens Kreiſe,
Vor den Augen ſteht gebaut
Was er ſonſt geahnet leiſe.

„Nimmer wend' ich mich von hier!"
Ruft er ſelig zu den Dreien.
„Knäblein, Knäblein, ſieh dich für
Daß dich's nimmer möge reuen!" —

III.

Wohl war vergangen ſo mancher Tag,
Wohl war vergangen ſo manches Jahr,
Schön Knäblein immer in Blumen lag,
Vergaß der einſtigen Heimath gar.

Doch faßt ihn Sehnen dorthin, dorthin!
Die Arme ſtreckt er ſo liebend aus :
Und immer näher tritt ſeinem Sinn
Das ird'ſche, lang vergeſſene Haus.

Da Sang und Klang ihn wieget einmal
In ſüßen Schlummer, in ſüßen Traum :
Der zeiget ihm ſeiner Kindheit Thal;
Es liegt ihm ſo fern, er ſchaut es kaum.

Die alten Spiele, die alte Luſt,
Das freie Treiben durch Thal und Feld,
Zieh'n jauchzend ihm durch die junge Bruſt
Und locken hin ihn zur alten Welt.

Mit allen Kräften auf ſpringt der Knab :
Da iſt entſchwunden das luſt'ge Bild,
Doch nicht Erinn'rung — ein Freudengrab
Dünkt ihn das blumige Sanggefild. —

IV.

Knäblein mit den bleichen Wangen
Sag, um Gott, was hat dir ſo
Deinen Blumenſinn befangen :
Knäblein werde wieder froh!

Doch vergebens, all vergebens!
Immer zieht's des Knaben Sinn
Nach der Luft des frühen Lebens
Wie mit Zauberketten hin.

Und ſie ſinnen neue Spiele
Die verwunderſamen Drei,
Daß er zu dem ſel'gen Ziele
Wieder neu gezogen ſei.

Nicht verſteht er mehr die Lieder
So die Blumen ihm vertraut,
Und die Brücken ſinken nieder
Die von Sternen ſich gebaut.

Mit den Blumen muß er weinen
Die da klagen ſtill und fromm,
Doch er weiß nicht was ſie meinen
Nun ſein Blumenſinn verglomm.

V.

Nach langem Schlaf erwachet
Der Knab' in ſüßem Weh',
Da liegt er auf dem Berge,
Wohl an dem blauen See.

Er harrt mit bangem Sehnen
Auf ihre Wiederkehr,
Doch iſt es all vergebens :
Er ſchaut ſie nimmermehr.

Drei Schwäne ſeh'n herüber
Als wie mit Scheidegruß,
Und rühren ihre Schwingen,
Und tauchen in den Fluß.

Da ſteigt er traurig, weinend
Wohl nieder zu dem Thal,
Doch aufwärts muß er ſteigen
Mit erſtem Mondenſtrahl.

So kehrt allnacht er wieder,
Nur immer bleicher was,
Und gießet weiße Thränen
So still in's blaue Naß,

Und breitet ſeine Arme
Weit in die Nacht hinaus,
Und ſieht ſich ſchier die Augen
Nach ſeinen Schwänen aus.

Da will es 'mal ihm ſcheinen
Als ob ſie grüßend nah'n;
Sein Auge geht ihm über;
Hat's nicht mehr aufgethan.

III. Sagen aus Rheinheſſen.

Mainz.

Die goldne Luft.

Zu Mainz iſt eine Straße, die goldne Luft genannt,
Als einſt von Gaſſe zu Gaſſe die Peſt die Stadt durchrannt,
Und was darin gewohnet hinraffte in die Gruft,
Da blieb allein verſchonet, ſagt man, die goldne Luft.

Und als die goldnen Lüfte vertrieb der goldne Hauch,
Erheiterten die Grüfte der Stadt ſich wieder auch;
Ausgoß von dort allmählig ſich neue Bevölkerung
Und füllte bald unzählig die Stadt mit Alt und Jung.

So ward mir jüngſt erzählet von Einem, den ich mir
Zum Führer hatt erwählet, der zeigte mir die Zier
Der Stadt, die alterthümlich, einſt Deutſchlands Schutz und Wall,
Jetzt wieder prangt ruhmlich nach des Tyrannen Fall.

Die Peſt, die hier gehauſet, wem iſt ſie nicht bekannt?
Sie iſt es, die durchgrauſet das ganze deutſche Land.
Verſchont iſt nichts geblieben von ihrem Moderduft,
Bis daß ſie ward vertrieben von goldner Freiheit Luft.

Fr. Rückert.

Der arme Spielmann.

Zu Mainz ging einſt voll Harm und Leid ein Spielmann alt und arm
Mit weißem Haar, im Bettelkleid, die Fiedel in dem Arm.
Wie friert mich ſo, wie hungert mich, wie bin ich alt und ſchwach!
Wer, ach, erbarmet meiner ſich und nimmt mich unter Dach?
Als ich vor Jahren luſtig ſang, da prieſen ſie mich ſehr,
Wenn meine Geige hell erklang, war Alles froh umher.
Nun geh' ich armer Greis allein, der nimmer ſingen kann;
Sie ſprechen: Stell' dein Geigen ein, du altersſchwacher Mann.
Der Alte ging mit ſeinem Gram zu Mainz den Rhein entlang,
Als er zu einem Kirchlein kam, draus hell ein Glöcklein klang.
Er ſtellte ſtill ſich in die Thür und ſah auf dem Altar
Ein goldnes Bild in reicher Zier von einer Jungfrau klar.
Voll Andacht ſah er nach dem Bild und klagte ſeinen Schmerz;
Ihm war als ſpräch es ſüß und mild ihm Troſt in's kranke Herz.
Da weinet lang und weinet heiß vor ihm der alte Mann,
Und ſpielt dem Bild zu Lob und Preis, das Beſte was er kann.
Er ſingt dazu ſein Lied und ſpricht: du kennſt der Armuth Schmerz,
Du hörſt die alte Geige nicht, du hörſt mein warmes Herz.
Und als das Lied zu Ende war und Er wollt' weiter zieh'n,
Da warf den Schuh von Gold ſo klar das Bild zum Lohn ihm hin.
Der Alte hob ihn küſſend auf und dankte tauſendmal,
Zur Stadt dann ging er freudig hin, ihn trieb des Hungers Qual.
Die Häſcher aber faßten ihn und rieſen hart ihm zu:
Ei halt, wo eilſt du Alter hin? Geſtohlen iſt der Schuh. —

Den ſchenkte mir das Bild zum Lohn, ſo rief der Alte bang;
Sie aber ſprachen drauf mit Hohn : Dem Dieb gebührt der Strang.
Sie glaubten ſeinem Schwure nicht, verdammten ihn zum Strang,
Sie ſchleppten ihn zum Hochgericht den ſtillen Rhein entlang.
Und als er auf der harten Bahn zum kleinen Kirchlein kam,
Da hielt er bei dem Bildniß an und ſprach in ſeinem Gram :
Du ſelber litteſt größern Schmerz und gabſt für Gott dein Blut;
Ich opfre dir mein armes Herz, nimm mich in deine Hut.
Zum letzten nimmt der alte Mann die alte Geig' hervor
Und ſingt dazu, ſo gut er kann, ſein Lied dem Bilde vor.
Doch als das Lied geendet war und er wollt' weiter zieh'n,
Den zweiten Schuh von Gold ſo klar warf ihm die Heil'ge hin.
Voll Staunen und voll Rührung ſah das Volk dem Wunder zu :
Sie ſprachen : Gott der Herr iſt nah', geſchenkt ward ihm der Schuh.
Sie fielen reuig auf das Knie und beteten im Kreis
Und mit dem Spielmann ſangen ſie dann Gottes Lob und Preis.

G. Görres.

W o r m s.

Die Zaubergans zu Worms *).

I.

Streckend Leiche hin bei Leiche,
Griff mit Wuth um ſich die Seuche,
Schwarzer Tod genannt;
Aber ſchrecklicher zu ſchauen
Sind des Menſchen wüth'ge Klauen,
Wenn ein Wahn ihn bannt.

Dem was blutiger Haß erſonnen,
Daß die Juden in die Bronnen
Tödtend Gift geſenkt,
Ward von raubbegieriger Rotte,
Aller Menſchlichkeit zum Spotte,
Glauben gern geſchenkt.

Und ſo fielen in den Gauen
Deutſchlands, zahllos, Männer, Frauen,
Fielen Kind und Greis;
Aber mit beſonderm Geifern
Schien das alte Worms zu eifern
Um den blutigen Preis.

Wohl gab's hier und da ein Herze
Unter Chriſten, das mit Schmerze
Solchen Frevel ſah,
Aber, was es ſtill geſchlagen,
Freien Muthes laut zu ſagen,
War doch Keiner da.

Dennoch nahm theils hier Erbarmen,
Dort theils Vortheil, ſich der Armen
Still und heimlich an,
Und ſo hatte manche Pforte
Manchem ſich zum Zufluchtsorte
Nächtlich aufgethan.

Nie jedoch entſteigt der Hölle,
Aufgeweckt, ein Nachtgeſelle
An das Licht herauf,
Ohne daß im engſten Bunde
Aus dem jetzt erſchoßnen Schlunde
Foig' der ganze Hauf'.

Iſt's der Flammenmacht gelungen,
Daß ſie Freiheit ſich errungen,
Folgt die Raubſucht nach;
Haben dunkle Höllengeiſter
Aufgeworfen ſich als Meiſter,
Wird die Mordluſt wach.

Und ſo fand die wüthige Rotte
Hülfe in dem Höllengotte,
Der für ſeinen Kreis
Spuck und Zauber ſich erkoren,
Und unrettbar ſchien verloren,
Juda's letztes Reis.

Wo in Bangniß vor dem Morgen
Je ein Jude war verborgen,
Selbſt in Nächten wach,
Ließ ſich eine Gans hernieder,
Schlug verräth'riſch ihr Gefieder
Auf des Hauſes Dach.

Mocht' ein Häuschen einſam ſtehen,
Mocht' ein Haus auch angeſehen
Bieten Schutz und Wehr,
Kam der Vogel hergeflogen,
Stürzte gleich in dunkeln Wogen
Auch die Rotte her.

---

*) Der ſchwarze Tod wüthete 1349.

II.

Aber wo die Noth am höchſten,
Iſt auch Iſrael am nächſten
Immerdar ſein Hort;
Läßt er's auch ob ſeinen Sünden
Faſt bis zur Zernichtung ſchwinden,
Hält er doch ſein Wort.

In der Kirche Schaaß und Mitte
Lebte ganz nach ihrer Sitte
Aeußerlich ein Mann;
Aber Juda's Stamm entſproſſen,
Blieb er ſeinen Stammgenoſſen
Heimlich zugethan.

Einer nur, vom Prieſterſtande,
Der mit ihm im engſten Bande
Trauter Freundſchaft ſtund,
Wußte daß nach Sinn und Lehre
Iſrael er angehöre
Noch von Herzensgrund.

In des Freundes Prieſterhülle,
In des Herzens Drang und Fülle
Trat er nun hinan,
Und mit mächtigem Feuerworte
Sprach er, von geweihtem Orte,
Gegen Spuck und Wahn.

„Hier in dieſen heiligen Räumen,
Wagt kein Jude wohl zu ſäumen,"
Rief er, „dennoch ſchaut,
Ob nicht auf der Kirche Spitze
Dieſer Höllenvogel ſitze,
Dem Ihr ſo vertraut!" —

Und im Sturme ging's von hinnen,
Und als auf der Kirche Zinnen
Keck der Vogel ſtand,
Ward darob ihr Herz empöret,
Und was göttlich ſie verehret,
Spott jetzt und Verfolgung fand.

Durch Geſchrei und mit Geſchoſſen
Scheuchten ſie den Spuckgenoſſen,
Und er flog davon;
Und es wich der finſtere Glaube
Und die Gier nach blutigem Raube
Mit dem Höllenſohn.

Und mit Herz und Seel' ergeben,
So im Sterben, ſo im Leben,
Seinem Gott getreu,
Ohne Furcht und ohne Zagen,
Durfte an den Tag ſich wagen
Iſrael auf's Neu.

Tendlau.

Rabbi Juda Chaſid's Mauer zu Worms *).

Hin zur Frauen-Synagoge,
Die zu Warms am Rhein,
Führt ein Gäßchen, ihr zur Linken,
Dunkel, ſchmal und klein.

Hier verweilt dein Führer, deutet
Auf die Mauer d'ran,
„Rabbi Juda Chaſid's Mauer!"
Sagt' der alte Mann.

Eine Blende iſt es aber,
Was dein Aug' erblickt,
Wie von einem Menſchenkörper
Rückwärts eingedrückt.

Und befragt dein Blick den Alten,
Was dies heißen ſoll?
So beginnt er, aufwärtsſchauend,
Leis und wehmuthsvoll:

„Dies iſt auch nach ſo ein Denkmal
Aus der düſtern Zeit,
Wo zum Böſen uns der Gegner
Allzeit war bereit."

„Aber auf ein herrlich Zeichen
Von der Macht des Herrn;
Unſrer Zeit, ach, ohne Glauben,
Bleibt das Wunder fern." —

„Auf dem Weg zur Synagage
Ging einſt hier ein Weib,
Die den beſten Gottesſegen
Barg im Mutterleib."

„Plötzlich kammt ein Menſch geſahren,
Lenkt in's Gäßchen ein;
Nein, ein Menſch nicht, nur ein Däman
Kann's geweſen ſein!"

„Wüthend treibt er ſeine Pferde
Auf das Weib hinan,
Wa im Nu ein Doppelleben
Er zerdrücken kann."

„Todtenblaß drängt ſich die Aeme
An den kalten Stein,
Schließt, abwehrend, ihre Hoffnung
Mit den Händen ein."

*) Rabbi Juda, mit dem Beinamen Chaſid der Fromme, ſtarb 1217 zu Regensburg.

„Schon iſt ihr der Wüthrich nahe,
Hört ſie ſeinen Spott,
Und empfiehlt in Todesängſten
Leib und Seele Gott."

„Sieh, da weicht zurück die Mauer
Und verleiht ihr Schutz,
Und der Stein erbarmt ſich ihrer,
Menſchenwuth zum Trutz."

„Und vorüber rollt's Verderben,
Rühret ſie nicht an;
Denn ſie barg im Mutterſchooße
Einen großen Mann."

„Wohl war Rabbi Juda Chaſid
Solchen Wunders werth,
Und die Mauer trägt den Namen,
Den die Welt verehrt."

Tendlau.

Oppenheim.

Das Fenſter in Oppenheim.

Von J. W. Wolf.

In der Kirche von Oppenheim iſt ein prächtiges Fenſter, welches ſich vor den andern durch ſeine Schönheit auszeichnet. Man erzählt von demſelben, daß der Meiſter mit ſeinem Geſellen gewettet habe, er wolle das ſchönſte aller Fenſter in der Kirche machen. Jetzt ging's friſch an die Arbeit, aber als Beide fertig waren, zeigte ſich, daß des Meiſters Fenſter wohl ſchön, das des Geſellen jedoch bei Weitem beſſer und künſtlicher ausgearbeitet war. Das ärgerte den Meiſter ſo ſehr, daß er den Geſellen vom Gerüſt herabſtürzte.

Weſthofen.

Reiſe nach Venedig.

Von J. W. Wolf.

Zum Müller in Flarsheim bei Weſthofen kam jedes Jahr im Mai ein ſchöner Mann mit einem Mauleſel, der zwei Fäßchen trug. Dann freuten ſich die Knechte und Mägde, denn dann gab's Trinkgelder vollauf, und auch ſonſt belohnte der Mann jeden Dienſt, als wenn er ein Prinz geweſen wäre. Da kam auch einmal die Rede auf Venedig und der Müller meinte, das müſſe doch eine ſchöne Stadt ſein. Das glaube ich auch, ſprach der Fremde und erzählte ſo viel von den Herrlichkeiten Venedigs, von ſeinen ſchönen Kirchen und Schlöſſern, daß des Müllers Sohn ein über das anderemal ausrief: „Ei das möchte ich doch ſehen, da möchte ich auch einmal hin." „Das kannſt du haben," ſagte der Fremde, „und es koſtet dich ſelbſt nicht einen Heller, aber du mußt erſt trocken hinter den Ohren ſein."

Der Sohn wuchs heran, der alte Müller ſtarb. Einige Jahre nachher heirathete der Sohn und wie der Fremde vorher bei dem Alten eingekehrt war, ſo kam er jetzt mit ſeinem Mauleſel und den zwei Fäßchen zu dem jungen Müller. Eines Tags ſagte er: „Nun habt ihr noch Luſt einmal nach Venedig zu reiſen?" „Ja wer dazu Geld hätte," erwiederte der Müller. „Wie ich euch ſchon früher ſagte," antwortete der Fremde, „es ſoll euch nichts koſten und ihr logirt bei mir." „Ei dann nehm' ich's mit Dank an," meinte der Müller. Als nun die Zeit herankam, wo der fremde Mann gewöhnlich weg zu gehen pflegte, fuhr der Müller

eines Morgens früh mit Mehl nach Alzei. Unterwegs mußte er über einen Kreuzweg, an dem ein Birnbaum ſteht; aber an der Stelle erhob ſich plötzlich ein Wind, ergriff ihn und führte ihn durch die Luft fort und ehe ſich's der Müller verſah, ſtand er in einer prächtigen Stadt vor einem Marktbrunnen, der von purem Marmor war. Auf dem Brunnen ſtand aber mit großen Buchſtaben geſchrieben: Venetia. Noch ſtand er da und betrachtete den Brunnen und die Schlöſſer, welche um den Markt herum lagen, als ihn Jemand hinten an den Schultern packte, ihn nach einer Straße zu drehte und ſo vor ſich hin ſchob. In der Straße ließ der Jemand ihn los, als der Müller aber umſchaute, war der Mann verſchwunden. Er ging in der Straße weiter und ſah ein ſtolzes, prächtiges Schloß, ſo ſchön, wie ihm noch keins vor die Augen gekommen war, daraus trat ein ſchöner Herr in prächtigen Kleidern, welcher ihn fragte: „Nun Müller, wen ſuchet ihr?" — „Ja, wen ich ſuche," ſagte der Müller, aber da lachte der Herr laut auf und fragte: „Kennt ihr mich denn nicht?" „Ich wüßte nicht," antwortete der Müller, „ich komme eben aus dem Reich und weiß nicht, wie ich hierher geführt worden bin." „Kennt ihr denn den Mann nicht mehr, der euch jedes Jahr beſucht hat?" fragte der Herr; da ſchaute der Müller ihm ſchärfer in's Geſicht, aber er konnte ſich doch nicht erinnern, ihn geſehen zu haben, er war auch noch allzuſehr verwirrt. „Dann geht mal mit mir in mein Haus," ſprach der Herr und führte ihn in einen prächtigen Saal, ging aber ſelbſt in ein Nebenzimmer, aus dem er gleich nachher in ſeinem linnenen Kittel wieder hervorkam. „Aha," rief der Müller erfreut, „jetzt kennen wir uns" und ſchüttelte ihm treuherzig die Hand. Der Müller blieb vier Wochen bei ihm und der Herr zeigte ihm die ganze Stadt und fuhr mit ihm in der ganzen Gegend herum, wo nur etwas zu ſehen war. Er ſagte ihm, auch jetzt komme er nicht mehr in's Reich, denn er habe ſich in den Jahren bisher Gold genug da geholt, mehr als er verbauen und verzehren könne. Als der Müller fragte, wo das Gold denn liege, ſprach der Herr, das ſei ein Geheimniß, aber im Reich ſteckte noch mehr Gold in der Erde als man denke und er ſei es nicht allein, der ſeinen Reichthum da geholt. Dann beſchenkte er ihn reichlich und führte ihn eines Morgens wieder auf den Platz vor den Marktbrunnen. Als der Müller nach den Bildern an dem Brunnen ſchaute, warf der Herr ihm raſch einen Sack über den Kopf, der Wind erhob ſich wieder und etwa dreiviertel Stunden ſpäter fand der Müller ſich unter dem Birnbaum wieder. Er traute Anfangs ſeinen Sinnen nicht und rieb ſich lange die Augen; als er aber, um der Sache ganz gewiß zu werden, in ſeine Taſche griff, da waren Hände voll Gold darin. Jetzt eilte er Hals über Kopf nach Hauſe, wo ihn ſeine Frau, welche ihn bereits todt geglaubt hatte, mit freudigem Erſtaunen empfing. Da erfuhr er auch, daß er nicht vier Wochen, ſondern vier Monate unterwegs geweſen war. Von dem Gold, welches er mitgebracht, baute er die alte Mühle neu auf und behielt noch ein ſolches Sümmchen übrig, daß er für den wohlhabendſten Mann in der ganzen Gegend galt.

Bingen.

Giſela.

Volkslied.

Von Rüdesheim bis Bingen, da iſt der Rhein ein See,
Von Strand zu Strande klingen hör' ich ein Lied voll Weh.

Dort ſtand die Engelgleiche, entgeiſtert ſtand ſie da,
Das ſchönſte Kind im Reiche, die bleiche Giſela.

Die Drachen und die Heiden ihr Vater Brömſer traf,
Er konnt' es nicht vermeiden, ſie banden ihn im Schlaf.

Da lag er lang gefangen in unheilvoller Haft,
Bei Ottern und bei Schlangen verging ihm ſchier die Kraft.

Die Tochter rang die Hände, ſie liebt' ihn überaus:
Hilf, mach ein Ende und ſend' ihn heil nach Haus.

Sie hat ſo lang gerungen die ſchönen Hände wund,
Seine Ketten ſind zerſprungen, der Held entgeht geſund.

Und wie er kommt nach Hauſe, da iſt's ihr Ungewinn:
„Du wirſt in ſtiller Klauſe nun Gottes Dienerin.

Ein Kloſter will ich gründen dem Herrn, der mich befreit:
Da büße meine Sünden, du reine junge Maid."

Sie wollte nicht im Kloſter ſo jung begraben ſein,
Sie ſtürzte ſich getroſter wohl in den tiefen Rhein.

Die Wellen rauſchen, ſchlingen hinab das ſchöne Weib:
Beim Mäuſethurm zu Bingen am Morgen lag ihr Leib.

Der Vater ging ſie ſchauen, da ſchlug das Herz ihm ſchwer,
Viel Klöſter thät er bauen, ward doch nicht fröhlich mehr.

Ihr Väter büßt die Sünden nicht an den Töchterlein,
Und wollt ihr Klöſter gründen, ſo geht auch ſelbſt hinein.

Die Legende vom heiligen Rupert.

Nah bei Bingens Felſenufer, wo der Rhein im Wirbel ſauſt
Und im wilden Wellentanze nach der Tiefe donnernd brauſt,
Lebte an der Mutter Seite einſt ein Knabe hold und mild,
Rupert, der an Reiz und Güte war der Mutter Ebenbild.
Zu dem Fürſtenthron geboren, eines ſtolzen Herzogs Sohn,
Der im Streite früh gefallen um die oft bedrohte Kron,
Reizte dieſen ſanften Knaben nie ihr Glanz mit Perl' und Stein,
Und der Freudenthränen Schimmer ſchien ihm herrlicher zu ſein.
Armen Kindern, die er frierend, weinend auf der Straße fand,
Gab er nach des Heilands Lehre oft das eigene Gewand;
Brachte ſie zu ſeiner Mutter in das herzogliche Schloß,
Flehte in des Mitleids Tönen, während ſeine Thräne floß:
„Mutter, dies ſind eure Kinder, nehmt euch liebend ihrer an,
Was ihr thut an dieſer Einem meiner Brüder, habt ihr mir gethan:
Dies iſt Jeſu Chriſti Lehre! Theure Mutter, zürne nicht,
Daß wie Chriſtus es geboten, Rupert Brod den Armen bricht!"

Und die Fürſtin liebend drückte ihren Knaben an das Herz,
Und in heit'ger Ahnung blickte fromm ihr Auge himmelwärts.
So dem innern Drange folgend und des Heilands mildem Wort
War als zarter Knabe Rupert ſchon der Armen Troſt und Hort.
Wie ein kleiner Engel ſchwebte rettend er von Haus zu Haus,
Um zu theilen Armen, Kranken ſeine milden Gaben aus.
Eines Abends kehrt' er ſelig, einen Himmel in der Bruſt,
Von den frommen Wanderungen zu der Mutter heim mit Luſt.
Sinnend ging er an dem Strande vor dem ſchönen, klaren Rhein,
Und ihm war, als wiege murmelnd ihn die Flut in Schlummer ein.
Hin an eines Hügels Seite legte Rupert ſich zur Ruh,
Und des Schlummers Genius drückte leiſe ihm die Augen zu;
In den Schlaf des Kindes ſenkte ſich ein himmliſches Geſicht,
Wie der ſtille Waſſerſpiegel wiederſtrahlt der Sterne Licht.
Eine tiefe Stille herrſchte in der Schöpfung weitem Raum,
Hell und glänzend ſchien die Sonne, wie es nimmer ſonſt im Traum.
Ihre Strahlen tanzten flimmernd auf dem wunderſchönen Rhein,
Der im höchſten Glanze flimmernd ſchien ein Strom voll Edelſtein.
An dem Ufer ſah er ſtehen einen Greis ſo hoch und mild

Mit dem ſchönſten Angeſichte, ein erhaben, heilig Bild;
Viele muntre Knaben ſprangen fröhlich in den hellen Rhein,
Und der Greis wuſch in den Fluten alle Knaben weiß und rein.
Aus dem Waſſer ſtiegen Alle ſchöner, blühender hervor;
Sieh, da hob ſich aus den Fluten eine Wunderau empor.
Würz'ge Kräuter, tauſend Blumen prangten drauf in ſüßem Duft,
Hauchten ihre Wohlgerüche in die reinſte Maienluft.
Hohe, ſtolze Bäume ſtrebten aus dem blühenden Geſträuch,
Weiß und rothe Blüthe ſchmückte ſie mit goldner Frucht zugleich.
Zu der Bäume Blüthenkrone aus der Zweige grüner Nacht
Flogen Vöglein auf und nieder in der Federn höchſter Pracht.
Und wie neben Blüthen ſchwellte goldne Frucht im Blätterdrang,
Bei den Vögeln ſich geſellte Farbenpracht zu Himmelsklang.
Und der Greis rief alle Knaben auf der Inſel Wunderſtrand,
Und bekleidete ſie Alle mit dem reinſten Schneegewand,
Darauf wies er auf der Blüthen, auf der Früchte Ueberfluß,
Weihte ſie den muntren Knaben zum entzückenden Genuß.
Von dem Anblick hingeriſſen Rupert ſprach zum hehren Greis:
„Laß mich mit den andern Knaben auf der Inſel ſel'gem Kreis."
Sprach der Greis zu ihm: „Auf Erden, Rupert, iſt dein Bleiben nicht,
Früh wirſt du erhoben werden zu der Heimath höherem Licht.
Reich an Freuden iſt der Erde wundervolles Blüthenland
Für ein Herz, das friedlich wallet in der Unſchuld Schneegewand;
Aber höhre Wonnen ſtrahlen in des Himmels goldnem Licht,
Und dein reines Blick wird ſchauen des Verklärten Angeſicht.
Das mit himmliſchem Erbarmen deinen Brüdern du gewährt,
Wird in Jeſu Chriſti Armen dir zum reinſten Lohn verklärt,
Denn es bauten fromme Thaten eine Brücke dir hinauf,
Und der Erde goldne Saaten gehen dort dir herrlich auf."
Und als Rupert aufwärts blickte, da erhob ſich wunderbar
Aus der Inſel Blüthenbäumen eine Brücke hell und klar.
Durch der Lüfte blaue Wogen bis zum fernen Himmelsſtrand
War der ſchönſte Regenbogen hoch und glänzend ausgeſpannt.
Viele heil'ge Engel ſchwebten aus des Himmels ſel'gen Höh'n
Hin und her mit leichten Schwingen auf der Brücke, wunderſchön.
Hoch von Glanzgewölk umgeben in dem hellſten Strahlenſchein
Saß der heil'ge Chriſtusknabe, und Johannes fromm und rein
Kniete vor dem heil'gen Kinde, das in ſüßer Unſchuldluſt
Sanft ein weißes Lämmchen drückte an die himmelreine Bruſt.
Da zwei kleine Engel ſchwebten hin zu ihm mit dem Gewand,
Welches einem armen Knaben jüngſtens ſchenkte Ruperts Hand.
Chriſtus von den Engeln beiden ließ in das Gewand ſich kleiden,
„Rupert hat mir dies gegeben," ſprach er zu der Engelſchaar,
„Darum will ich ihn erheben, und ihn kleiden himmliſch klar;
Denn ich ſag' euch: Was auf Erden ihr an meinen Brüdern thut,
Wird euch hier vergolten werden mit des Himmels höchſtem Gut."

Von der reinſten Wonne trunken ſchlug des kleinen Rupert Bruſt,
Doch da war der Traum verſchwunden und des Himmels Glanz und Luſt.
Als er ſehnend vor ſich ſchaute, jener Knabe vor ihm ſtand,
Dem er jüngſt in frommer Milde gab das eigene Gewand.
Und des Traumes ſel'ge Deutung trug er ſtill in ſeiner Bruſt,
Welche Sehnſucht heiß verzehrte nach des Himmels Glanz und Luſt.
Dieſer Erde Reiz und Freuden ſchienen ihm ſo kalt und bleich;
Seine fromme Seele ſtrebte heimwärts nach dem Himmelreich.
Seine ganze reiche Habe gab er Dürftigen zum Theil,
Wallte nach dem heil'gen Grabe. D'raus erblüht der Menſchheit Heil,
Weihte dann der Krankenpflege ſeine letzte Lebenskraft,
Bis der Tod den Geiſt erlöſte aus der Hülle enger Haft:
Auf dem Grabe Ruperts glänzte manche Thräne hell und rein,
Und die Frömmigkeit umſtrahlet Ruperts Haupt mit heil'gem Schein.

Louiſe v. Plönnies.

Fünftes Buch.

Heſſiſche Volkslieder.

I. Oberheſſen.

Es ſteht ein Wirthshaus an der Lahn (auch : an dem Rhein).

Es ſteht ein Wirthshaus an der Lahn,
Da halten alle Fuhrleut an.
Frau Wirthin ſitzt am Ofen,
Die Gäſte ſitzen um den Tiſch,
Den Wein will niemand loben.

Frau Wirthin hat nen braven Mann,
Der ſpannt den Fuhrleuten ſelber an.
Er hat vom allerbeſten
Ulrichſteiner Fruchtbranntwein
Und ſetzt ihn vor den Gäſten.

Frau Wirthin hat ne brave Magd,
Die ſitzt im Garten und rupft Salat,
Sie ſitzt wol in dem Garten,
Bis daß die Glocke zwölfe ſchlägt,
Und wart auf die Soldaten.

Frau Wirthin hat einen braven Knecht,
Und was er thät das thät er recht,
Er thät gern careſſieren.
Des Morgens wenn er früh aufſtund,
Da konnt er ſich nicht rühren.

Wer hat denn diſes Lied erdacht?
Zwei Mann Soldaten auf der Wacht,
Ein ſchwarzer und ein weißer.
Und wer das Lied nicht ſingen kann,
Der ſang es an zu pfeiffen

Der Ritter und die Königstochter.

Aufgezeichnet in der Erk'ſchen Sammlung im Hopfgarten bei Alsfeld.

Es ritten drei Reiter wol über den Rhein,
Sie ſungen drei ſchöne Liedelein,
Sie ſungen auf dreierlei Stimmen,
Daß Berge und Alles thät klingen.

Dies hörte dem König ſein Töchterlein
In ihrem Ruheſchlafkämmerlein.
Das Singen iſt meine Freude,
Mit den Reitern da will ich es reiſen.

Sie ritten durch einen grasgrunigen Wald,
Bis daß ſich das Pferdchen wal ſtille ſtand;
Sie ritten in einer Eile
Dreihundert und ſechzig Meilen.

Er ſchaute ſeins Liebchen ins Angeſicht :
Feins Liebchen, warum biſt du ſo traurig?
Warum ſollt ich denn nicht traurig ſein?
Ich bin ja dem König ſein Töchterlein.

Warum ſollt ich denn nicht traurig ſein?
Ich bin ja dem König ſein Töchterlein.
Ach hätt ich meinem Vater ſeinem Rath gefolgt,
Eine Kaiſerin wär ich geworden

Sie hatte kaum das Wort geſagt,
Ihr Köpfchen ſchon an der Seite lag.
Ach hätteſt du ſtille geſchwiegen,
Dein Köpfchen wär dir geblieben.

Er kriegt ſie bei der ſchneeweißen Hand
Und ſchlenkert ſie über ein Eichenſtock :
Hier ſollſt du liegen und faulen,
Kein Reiter ſoll über dich trauern.

Vom plapperigen Junggeſellen.

Es waren drei Soldaten,
Die waren Kameraden,
Sie hatten alle drei
Einen heimlichen Rath,
Ja welcher unter ihnen
Das ſchönſte Schätzchen hat.

Es war ja einer drunter,
Der nichts verſchweigen kunnte:
Es hat mir geſtern Abend
Ein Mädchen zugeredt,
Ich ſollte bei ihm ſchlafen
In ſeinem Federbett.

Das Mädchen ſtund an der Wand
Und hört ſeine eigene Schand:
Gott gebe mir ja Glück
Zu meinem Verſtand,
Daß mir der böſe Reiter
Nicht kommt an meine Hand.

Es begab ſich in die Mitten,
Der Reiter der kam geritten,
Er klopft ſo leiſe an
Mit ſeinem Siegelring:
Schatz ſchläfſt du oder wachſt du,
Herzallerliebſtes Kind?

Ich ſchlafe nicht, ich wache,
Ich thu dir nicht aufmachen.
Reit du nur immer hin
In deinem ſtolzen Sinn,
Da wo du biſt geweſen,
Da reit auch wieder hin.

Wo ſoll ich denn hin reiten?
Es ſchlafen alle Leute,
Es ſchlafen alle Leute
Und alle Bürgerskind,
Es regnet und es ſchneit,
Es geht ein kubler Wind.

Da drunten auf grüner Heide
Da ſteht eine Donnereiche,
Da bind du dir dein Pferd
Mit deinem Silberzaum,
Und lege dich darunter,
So ſchläfſt du ohne Traum.

Die drei Weiſen aus dem Morgenlande.

Wir kommen hierher von Gott geſandt
Mit dieſem Stern aus Morgenland.

Mit dieſem Stern in aller Eil,
Kaum dreißig Tag, vierhundert Meil.

Kaum dreißig Tag, für Herodes ſein Haus,
Herodes ſchaut oben zum Fenſter heraus.

Herodes ſprach aus falſchem Sinn:
Ihr lieben drei Weiſen, wo wollt ihr hin?

Ihr lieben drei Weiſen, bleibt heute bei mir,
Ich will euch geben Wein und Bier.

Ich will euch geben Stroh und Heu
Und will euch halten ſicher und frei.

Ach lieber Herodes, das kann nicht geſchehn,
Wir müſſen den Tag noch weiter gehn.

Wir zogen mit einander den Berg hinaus,
Wir ſahen, der Stern ſtand über dem Haus.

Wir zogen mit einander das Thal hinein
Und fanden das Kindlein im Krippelein.

Wir fanden das Kind, war nackend und blos;
Maria nahms auf ihren Schoos.

Sanct Joſeph der ſich ſeiner erbarmt,
Er nahm das Kind auf ſeinen Arm.

Sanct Joſeph zog ſein Hemdlein aus,
Gabs Maria, die macht Windeln daraus.

Vom jüngſten Tage.

Aus der Diemelgegend in Kurheſſen.

Wenn der jüngſte Tag will werden,
Fallen die Sternlein auf die Erden,

Beugen ſich der Bäume Spitzen,
Wo die lieben Vöglein ſitzen;

Kommt der liebe Gott gezogen
Mit dem ſchönen Regenbogen
Und ſpricht: ihr Todten ſollt auferſtehn,
Ihr ſollt vor Gottes Gerichte gehn.

Ihr ſollt treten auf die Spitzen,
Wo die lieben Englein ſitzen;
Ihr ſollt treten auf die Bahn
Und unſern Herrn Jeſus Chriſtus beten an! —

Feinslieb im Grabe.

Es ſchliefen zwei verborgen
In einem Federbett
Vom Abend bis zum Morgen,
Bis daß die Sonne ſie weckt.

Ade mein Schatz, jetzt reiſ' ich,
Jetzt reiſ' ich weit von hier;
Bis über das Jahr im Sommer
Dann komm ich wieder zu dir.

Und als das Jahr herum nun war,
Die Zeit war mir zu lang.
Ich dachte wieder nach Hauſe,
Zu meiner Mariann.

Und als ich wieder nach Hauſe kam,
Guten Morgen fing ich an:
Ach großer Gott im Himmel,
Wo iſt denn meine Mariann?

Dein Feinslieb iſt geſtorben,
Heut iſt der dritte Tag.
Das Jammern und das Weinen
Hat ſie unter die Erde gebracht.

Jetzt will ich auf den Kirchhof gehn,
Will ſuchen Feinsliebs Grab,
Und will mein Feinsliebs rufen,
Bis daß ich Antwort hab.

Und als ich auf den Kirchhof kam,
Den Grabſtein ſchaut ich an:
Ach großer Gott im Himmel,
Iſt der denn meiner Mariann.

Ach ſchönſter Schatz bleib draußen,
's iſt gar ein finſtrer Ort.
Man hört kein Glöcklein läuten,
Sieht weder Sonn noch Mond,
Und auch kein Vöglein pfeifen:
Dein ſchönſter Schatz iſt todt!

Der Abſchied.

(Niedergeſchrieben auf der Ruine Gleiberg bei Gießen von Ch. W. Stromberger, 1845.)

Wo gehſt Du hin Du Stolzer
Was hab' ich Dir Leid gethan,
Daß Du an mir vorübergehſt
Und ſchauſt mich gar nicht an?

Du ſchlägſt Deine Augelein unter Dich,
Du ſchämeſt Dich meiner ſo ſehr,
Als wenn ich Deines Gleichen nicht
Niemals geweſen wär'.

Du brauchſt ja nicht zu trotzen,
Du biſt mir noch vieler zu jung,
Denn Deines Gleichen, wie du biſt,
Die find't man überall.

Der Abſchied iſt geſchrieben,
Das Körblein iſt gemacht,
Wärſt Du mir treu geblieben,
Keinen Andern hätt' ich mir erdacht.

So nimm nun das Körblein in die Hand,
Und lege den Abſchied drein,
Daß wir ſo viele tauſendmal
Geſchieden müſſen ſein!

Maria's Wanderung.

(Aus dem Fulda'ſchen und aus Oberheſſen.)

Maria die wollt wandern gehn,
Wollt alle Länder ausgehn,
Wollt ſuchen ihren Sohn.

Was begegnet ihr auf der Reiſe
Ein hübſcher feiner Mann,
Ganz traurig ſchaut ſie ihn an.

Habt ihr denn nicht geſehen
O Jeſum meinen Sohn,
Den ich verloren hab?

Ja ja ich hab ihn geſehen
In einem Judenhaus.
Ganz traurig ſchaut er raus.

Was trug er auf ſeinem Haupte?
Eine ſpitzige, dornige Kron,
Das Kreuz das trug er ſchon.

Wo ſoll ers dann hintragen?
Aus Jeruſalem vor die Stadt,
Wo er gekreuzigt ward.

Maria die ſtund auch dabei
Und weinet bitterlich
Um ihren Herrn Jeſu Chriſt.

Maria laß das Weinen ſein.
Die Wunden ſind ja klein,
Das Himmelreich und das iſt mein.

Maria kniet ſich nieder
Auf einen Marmelſtein
Und betet ganz allein.

Und wenn der Sünder ſterben will,
So ruf er Jeſum an,
So wird er bei ihm ſein,
Dem Sünder gnädig ſein.

Falſcher Sinn.

Aus Obergleen bei Alsfeld.

Jetzt kommt die Zeit, daß ich wandern muß,
Mein Schatz, mein Augentroſt!
Wann wirſt du wiedrum kommen,
Daß du mich erfreuen thuſt?

Und wenn ich wiedrum kommen thät,
Was würd es helfen dich?
Eine kleine Zeit werd ich dich lieben,
Heirathen aber nicht.

Und wenn du mich lieben thuſt,
Heirathen aber nicht,
So bitt ich dich ſchön Schätzelein,
Verführ mich aber nicht.

Und wenn ich dich verführen thät,
Die Schuld wär ſelber dein,
So oft als ich gekommen bin,
Haſt du mich gelaſſen hinein.

Ich hab dich herein gelaſſen
Aus lauter Lieb und Treu,
Die Eh haſt du mir verſprochen:
Gelt Schelm, es hat dich gereut?

Es iſt kein Aepfelchen noch ſo roth,
Es wächſt ein Kernlein drin,
Ein Knab von achtzehn Jahren
Führt ſchon ein falſchen Sinn.

Junge Haſen, die man ſchießen kann,
Die laufen in dem Wald;
Junge Mädchen muß man lieben,
Sonſt werden ſie zu alt.

Und wenn ſie alt und runzlig ſind,
Verſtell'n ſie ihr Geſicht.
Spricht Einer zu dem Andern:
Nimm du ſie, ich mag ſie nicht.

Die du nicht willſt, die mag ich nicht.
Wer Teufel? mag ſie dann?
Man ladt ſie in eine Kanone,
Schießt ſie nach Amſterdam.

Nach Amſterdam zu ſchießen,
Sie ſind den Schuß nicht werth.
Nur Schad für Blei und Pulver,
Das man verſchießen thät.

Liebesſchmerzen.

Kirtorf bei Alsfeld.

O Liebe wie lang ſoll ich noch,
Tragen das bittere Joch?
Du ſagſt du liebeſt mich
Aber du haſſeſt mich;
Alles ſcheint finſter und trüb,
Weil du vergiſſeſt die Lieb!

Wenn du mein Schätzlein willſt ſein,
Mußt du mich lieben allein;
Mußt hübſch zu Hauſe bleib'n,
Mußt andre Burſchen meid'n:
Wenn du daſſelbe nicht thuſt,
Haſt du zum Lieben keine Luſt.

Auf Felſen und Marmorſtein
Mußt du mich lieben allein.
Geh' hin und laſſe ſie,
Hör', was ich ſagen will:
Trau nur der Schönheit nicht gar,
Denn ſie bringt große Gefahr.

Die Müllerin.

Mündlich aus Hopfgarten bei Aisfeld.

Ich weiß mir eine Frau Müllerin
Ein wunderſchönes Weib,
Die wollt ja ſelber mahlen,
Das Geld wollt ſie erſparen,
Wollt ſelbſt der Mahlburſch ſein,

„Guten Tag, guten Tag, Frau Müllerin!
Wo ſtell ich hin meinen Sack?"
„„Stell ihn in jene Ecke,
Zu andern Bauern Säcke!
Kannſt mahlen, wenn du willſt.""

Und als der Müller nach Hauſe kam,
Vom Regen war er naß:
„Steh' nur auf, Frau Müllerin ſtolze,
Leg' du das Feuer voll Holze!
Vom Regen bin ich naß."

„„Ich ſteh nicht auf, laß dich nicht 'rein,""
So ſprach die Müllerin ſein;
„„Ich hab heint Nacht gemahlen
Mit fünf, ſechs ſchönen Knaben
Vom Abend bis am Tag
Daß ich nicht aufſtehn mag.""

„Stehſt du nicht auf, läßt mich nicht ein"
So ſprach der Müller fein;
„Thu ich die Mühl verkaufen
Das Geld thu ich verſaufen
Beim rothen kühlen Wein,
Wo ſchöne Jungfern ſein."

„„Thuſt du die Mühl verkaufen,
Was mach ich mir daraus!
So bau ich mir die Zweite
Dort oben auf der Haide,
Wo friſches Waſſer quillt —
's kann mahlen, wer nur will.""

Jungbrunnen.

Mündlich aus Obergleen bei Aisfeld.

Wenn alle Waſſer fließen,
So ſoll man trinken.
Wenn ich mein Schatz nicht rufen, ja rufen darf,
So thu ich ihm winken.

Wol winken mit den Augen,
Und treten auf den Fuß;
Es ſitzt eins in der Stube, ja in der Stube,
Das mir noch werden muß.

Warum ſollt es mir nicht werden?
Ich ſeh ſie ja ſo gern.
Sie hat zwei ſchwarzbraune Aeugelein, ja Aeugelein,
Sind heller als zwei Stern.

Und auch zwei rothe Backen,
Sind röther als rother Wein.
Denn ſolches Mädchen findt man nicht, ja findt man nicht,
Wol unter dem Sonnenſchein,

Ach herziger Schatz, ich bitte dich,
Ach laß mich gehen!
Denn deine Leute ſchmähen mich, ja ſchmähen mich,
Ich muß mich ſchämen.

Was frag ich denn danach,
Nach ſchlechten Leuten;
Und ſo lieb ich doch noch einmal, ja doch noch einmal,
Das ſchöne Mädchen.

Der Kukuk als Liebesbote.

Mündlich aus Obergleen bei Alsfeld.

Der Kukuk auf dem Zaune saß,
Es regnet sehr und er ward naß.

Er rupft ihm eine Feder aus
Und trug sie vor des Goldschmidts-Haus

Ach Goldschmidt, lieber Goldschmidt mein,
Schmied meinem Schatz ein Ringelein.

Schmieds ihm an seine rechte Hand,
Dann wolln wir ziehn ins Niederland.

Ins Niederland da mag ich nicht,
Keine langen Kleider trag ich nicht.

Denn lange Kleider und spitze Schuh
Die kommen keiner Dienstmagd zu. —

Das kriegerische Mädchen.

Hessisches Soldatenlied. Mündlich aus Obergleen bei Alsfeld.

Ein Liedlein wolln wir singen,
Mit Freuden ein schönes Lied
Von einer kapitänischen Dame,
Die hatte die Soldaten so lieb.

Ein Körblein trug sie am Arme,
Einen schönen Strauß in der Hand.
Sie ging so lange spazieren,
Bis daß sie das Lager fand.

Und als sie vor das Lager,
Wol vor das Lager kam,
Da kam der kapitänische Vater
Und schaute das Mädchen nicht an.

Ach Mädchen, ach liebes Mädchen,
Ach Märchen ach wärest du mein:
Schöne Kleider solltest du haben,
Ich will dich frisiren mit Gold.

Ach Vater, ach lieber Vater,
Ich habe Lust in die Welt.
Frei bin ich als Knabe geboren,
Frei lustig zieh ich ins Feld.

Im Felde da gibt es Kanonen,
Im Felde da möcht ich wol sein,
Da hört man die Trommeln und Pfeiffen.
Fües Vaterland bin ich bereit.

Abschied.

Mündlich aus Butzbach in der Wetterau.

Es ritten drei Reiter zum Thor hinaus, ade!
Feinsliedchen das schaute zum Fenster hinaus, ade!
Und wenn es denn soll geschieden sein,
So reich mir dein goldnes Ringelein,
Ade, ade, ade!
Ja, scheiden und lassen thut weh!

Und der uns scheidet, das ist der Tod, ade!
Er scheidet so manches Jungfräulein roth, ade!
Und wär doch geworden der liebe Leib
Der Liebe ein süßer Zeitvertreib.
Ade, ade, ade!
Ja, scheiden und lassen thut weh!

Er scheidet das Kind wol in der Wiegen, ade!
Wann werd ich mein schwarzbraunes Schätzelein kriegen? ade!
Und ist es nicht morgen, ach wär es doch heut,
Es macht uns allbeiden gar große Freud.
Ade, ade, ade!
Ja, scheiden und lassen thut weh!

Der Schäfer und der Edelmann.

Mündlich aus Alsfeld.

Es zog ein Schäfer zum Thor hinaus, hurrah!
Der Edelmann ſchaute zum Fenſter heraus, hurrah!
Iſt das dem armen Schäfer ſein Sohn?
Er hat ſo ſchöne Kleider an.

Ach Edelmann, laß mir mein Sohn am Leben, hurrah!
Ich will dir ſechshundert Stück Schaafe geben, hurrah!
Sechshundert Stück Schaafe iſt mir kein Geld,
Ich will den Schäfer laſſen hängen ins Feld.

Ach Edelmann, laß mir mein Sohn am Leben, hurrah!
Ich will dir ſechshundert Ducaten geben, hurrah!
Willſt du mir ſechshundert Ducaten geben,
So ſoll dein Sohn meine Tochter nehmen.

Keine Edelmannstochter heirath ich nicht, hurrah!
Ich bin ſo jung und heirathe noch nicht, hurrah!
Biſt du ſo jung und heirathſt noch nicht,
So bin ich ſo ſtolz und nehme dich noch nicht.

Drei Röſelein.

Aus Butzbach in der Wetterau.

Jetzt geh', ich an's Brünnele, trink aber nicht,
Da ſuch' ich mein herztaufigen Schatz, find ihn aber nicht.

Da laß ich meine Aeugelein um und um geh'n,
Da ſeh' ich mein herztaufigen Schatz bei einem Andern ſte'hn.

Und bei einem Andern ſtehn ſeh'n, ach das thut weh!
Jetzt behüt' dich Gott herztauſiger Schatz, dich beſuch ich nimmer mehr.

Jetzt kauf' ich mir Tinte und Feder und Papier
Und ſchreibe meinem herztaufigen Schatz einen Abſchiedsbrief.

Jetzt leg' ich mich nieder auf's Heu und auf's Stroh,
Da fallen drei Röſelein mir in den Schooß.

Und dieſe drei Röſelein ſind roſenroth:
Jetzt weiß ich nicht, lebt mein Schatz oder iſt er todt!

Was ich möchte.

Mündlich aus Gießen.

Ach was wird mein Schätzchen denken,
Daß ich bin ſo weit von ihr.

Gerne wollt ich zu ihm gehen.
Wenn der Weg ſo weit nicht wär.

Gerne wollt ich bei ihm ſchlafen,
Wenn die Nacht ſechs Jahr lang wär.

Gerne wollt ich ihm was kaufen,
Wenn ich wüßt, was rathſam wär.

Gerne wollt ich mit ihm ſterben,
Wenn der Tod nicht bitter wär.

Gold und Silber, Edelſtein —
Schönſter Schatz und du biſt mein.

Du biſt mein und ich bin dein,
Morgen ſoll die Hochzeit ſein.

II. Odenwald.

Der Baum im Odenwald.

Es ſteht ein Baum im Odenwald,
Der hat viel grüne Aeſt,
Da bin ich ſchon viel tauſendmal
Bei meinem Schatz geweſt.

Da ſitzt ein ſchöner Vogel drauf,
Der pfeift gar wunderſchön;
Ich und mein Schätzlein lauern auf,
Wenn wir mitnander gehn.

Der Vogel ſitzt in ſeiner Ruh
Wol auf dem höchſten Zweig;
Und ſchauen wir dem Vogel zu,
So pfeift er alſogleich.

Der Vogel ſitzt in ſeinem Neſt
Wol auf dem grünen Baum.
Ach Schätzel, bin ich bei dir geweſt,
Oder iſt es nur ein Traum?

Und als ich wieder kam zu dir,
Gehauen war der Baum;
Ein andrer Liebſter ſteht bei ihr,
O du verfluchter Traum!

Der Baum der ſteht im Odenwald,
Und ich bin in der Schweiz;
Da liegt der Schnee und iſt ſo kalt,
Mein Herz es mir zerreißt.

Lenore.

Es ſtehn die Stern am Himmel,
Es ſcheint der Mond ſo hell,
Die Todten reiten ſchnell:

Mach auf, mein Schatz, dein Fenſter,
Laß mich zu dir hinein!
Kann nicht lang bei dir ſein.

Der Hahn der thät ſchon krähen,
Er ſingt uns an den Tag,
Nicht lang mehr bleiben mag.

Weit bin ich her geritten,
Zweihundert Meilen weit
Muß ich noch reiten heut.

Herzallerliebſte Meine,
Komm, ſetz dich auf mein Pferd!
Der Weg iſt reitenswerth.

Dort drin im Ungarlande
Hab ich ein kleines Haus,
Da geht mein Weg hinaus.

Auf einer grünen Heide
Da iſt mein Haus gebaut
Für mich und meine Braut.

Laß mich nicht lang mehr warten,
Komm Schatz zu mir herauf,
Weil fort geht unſer Lauf!

Die Sternlein thun uns leuchten,
Es ſcheint der Mond ſo hell,
Die Todten reiten ſchnell.

Wo willſt mich dann hinführen,
Ach Gott, was haſt gedacht
Wol in der finſtern Nacht?

Mit dir kann ich nicht reiten,
Dein Bettlein iſt nicht breit,
Der Weg iſt auch zu weit.

Allein leg du dich nieder,
Herzallerliebſter, ſchlaf
Bis an den jüngſten Tag!

Sancte Catharina.

Aus Neunkirchen.

Der Kaiſer und der König
Die ſtritten Tag und Nacht
Wol um die Sanct Katharina,
Weil ſie die Schönſte war.

Der Kaiſer ſprach: Katharina.
Du ſollſt mein eigen ſein.
Ach nein, du ſtolzer Kaiſer,
Das kann fürwahr nicht ſein.

Der Kaiſer und der König
Faßten ſich einen grimmigen Zorn
Und warfen die Katharina
In einen tiefen Thurn.

Darinnen ſollſt du liegen
Bis auf den jüngſten Tag,
Bis dich die wilden Thiere
Und Würm verzehret habn.

Ach nein, die wilden Thiere
Und Würm verzehren mich nicht,
Ich hab mein Gott und Vater,
Erhält mich wunderlich.

Und als elf Tag herumme warn,
Der Kaiſer den Thurn aufſchloß,
Da ſaß die Katharina
Und blüht wie eine Ros.

Der Kaiſer ſprach: Katharina,
Wer hat dich dann es ernährt,
Daß dich es die wilden Thiere
Und Würm nicht haben verzehrt?

Ach nein du ſtolzer Kaiſer,
Die Würmlein verzehren mich nicht;
Ich hab mein Jeſum Chriſtum
Mein Bräutigam viel zu lieb.

Der Kaiſer und der König
Die hielten ein heimlichen Rath
Und ließen der Sanct Katharina
Wol hauen ein großes Rad.

Und als das Rad nun fertig war,
Da war es noch nicht genug,
Da mußten noch ſieben und ſiebzig
Dreiſchneidige Meſſer dazu.

Und als nun alles fertig war,
Katharina fiel auf ihre Knie
Und bat ihren Herrn Jeſum Chriſtum
Um einen Donnerſchlag.

Da kam ein großes Wetter,
Ein ungeſtümer Wind,
Schlug ſo viel tauſend Menſchen,
So mancher Mutter ihr Kind.

Und wer dies Lied wol ſingen kann,
Der ſing es des Tags einmal,
Dem wird ſeine arme Seele
Bei Gott nicht gehen verlorn.

Die Auswanderer.

Lindenfels.

Jetzt iſt die Zeit und Stunde da,
Jetzt ziehn wir nach Amerika;
Die Wagen ſtehn ſchon vor der Thür,
Mit Weib und Kindern ziehen wir.

Alle die mit uns anverwandt
Geben uns zum letzten Mal die Hand.
Ihr Brüder, weinet nicht ſo ſehr,
Wir ſehn uns nun und nimmermehr.

Und wenn das Schiff im Meere ſchwimmt,
So werden Lieder angeſtimmt.
Wir fürchten keinen Waſſerfall
Und denken: Gott iſt überall.

Drum wendet euren trüben Blick,
Wir hoffen auf ein beſſres Glück.
Denn tauſend Seelen geht es gut:
Dies tröſtet uns und macht uns Muth.

Und als wir kamen vor Baltimore,
Da ſtreckten wir die Hände empor
Und riefen: auf Victoria,
Jetzt ſind wir in Amerika!

Der Tannenbaum.

Auf der Neunkircher Höhe.

O Tannenbaum, o Tannenbaum,
Du edler, grüner Zweig,
Du grünest ja im Winter,
Im Sommer allzugleich.

Wol heute oder morgen
Da bleib ich noch bei dir,
Wann aber kommt der dritte Tag
Da scheid ich ganz von dir.

Wann kommst du aber wieder,
Herzallerliebster mein?
Wanns schneiet rothe Rosen
Und regnet kühlen Wein.

Es schneiet keine Rosen
Und regnet auch kein kühlen Wein,
So kommst du auch nicht wieder,
Herzallerliebster mein.

Wenn ich auch wiedrum käme,
Was würd es helfen dich?
Ich habe dich geliebet,
Aber heirathen thu ich dich nicht.

In meines Vaters Gärtchen
Legt ich mich nieder und schlief,
Da träumet mir ein Träumelein:
Es regnet über mich.

Ein Haus ließ ich mir bauen
Von Rosen und Thymian,
Von Buchsbaum ausstaffiret,
Von Rosen und Thymian.

Als ich das Haus erbauet hatt,
Beschert mir Gott was nein,
Ein Bürschchen von achtzehn Jahren,
Das soll mein eigen sein.

Des Müllers Töchterlein.

In Lindenfels und auf der Neunkircher Höhe.

Unser Müller thut mal sehen,
Was in seiner Mühle geschehen.
Die Mühle die thut so stille stehn,
Als ob Niemand darinnen wär.

Die Mutter steht wol in der Kammer
Und schlägt ihre beiden Hände zusammen:
Wir hatten nur ein einziges Töchterlein,
Doch bald wird sie des Todes sein.

Durch das Wasser bin ich gegangen,
Ach das Rad hat mich gefangen.
Ihr sollt mit mir zu Grabe gehn,
Wie es thut einer Braut anstehn.

Dort oben in dem Himmelsgarten
Da thut mein Bräutgam mich erwarten.
Da oben bei Gott in der Ewigkeit
Da steht mein Brautbett schon bereit.

Die Mordwirthin.

Auf der Neunkircher Höhe.

Es warn einmal zwei Bauernsöhn,
Die wollten mit einander gehn
Wol ins Soldatenleben.

Sie blieben aus eine lange Zeit,
Sie machten auch eine große Beut
An Silber und an Golde.

Sie kamen an Frau Wirthin Haus.
Frau Wirthin schaut zum Fenster naus
Mit ihren schwarzbraunen Augen.

Frau Wirthin, hat sie die Gewalt,
Zwei Reiter über Nacht zu behalt,
Zwei Reiter zu logiren?

Ach wenn ich die Gewalt nicht hätt,
Was wär mir dann meine Wirthschaft nütz,
Zwei Reiter zu logiren?

Sie deckten einen schneeweißen Tisch
Und trugen auf gebratenen Fisch
Und eine Kann mit Weine.

Frau Wirthin, trag sie uns nur auf,
Wir haben noch Silber und rothes Gold
Und englische Ducaten.

Und als die Mitternacht anbrach,
Die Frau zu ihrem Manne sprach:
Laß uns den Reiter erwürgen.

Laß Reiter ſein, was Reiter ſein,
Bleib du im Bette liegen;
Es bleibt uns nicht verſchwiegen.

Die Frau doch in dem Hemd aufſprang,
Nahm Oel und machts im Pfännchen warm
Und goß es dem Reiter in Halſe.

Sie kriegt ihn an ihrer ſchneeweißen Hand
Und trug ihn in den Keller in Sand:
Hier lieg und bleib verſchwiegen.

Und als der andre Morgen anbrach,
Der Reiter zu der Wirthin ſprach:
Wo iſt der andre Reiter?

Der Reiter der iſt nicht mehr hie,
Der iſt geritten in aller Früh;
Der Reiter iſt ſchon weiter.

Der Reiter kann ſo weit nicht ſein,
Im Stall da ſteht ſein Röſſelein
Mit Sattel und mit Zeuge.

Habt ihr dem Reiter was zu Leid gethan.
So habt ihrs eurem Sohn gethan,
Der aus dem Krieg iſt kommen.

Die Frau wol in den Brunnen ſprang,
Der Mann ſich in der Scheuer erhang.
Sind das nicht Mordthaten,
Die ſie begangen haben? —

Treu und Falſch.

Auf der Reunkircher Höhe.

Bedenk mirs nicht, daß ich dich meide,
Da du ſo falſch und ich ſo treu.
Soll dann mein Herze Schiffbruch leiden,
So reiſt das Band der Lieb entzwei.
Drum ſprich mich frei von aller Pflicht;
Bedenk mirs nicht, verdenk mirs nicht!

Wer wird ein ſolches Heeze lieben,
Das allenthalben naſchen geht?
So mit betrübten Augen ſehen,
Wies jedem nur zu Dienſte ſteht?
Und was nach fremdem Athem riecht,
Das lieb ich nicht, das lieb ich nicht.

Ich will nicht mehr die Gaß betreten,
Allwo du gegenwärtig biſt;
Will auch in jener Kirch nicht beten,
Allwo du gegenwärtig biſt;
Ja wo ich dich werd ſehen ſtehn,
Werd ich fortgehn und dich nicht ſehn.

Hab ich dich nicht recht treu geliebet
Als ein aufrichtig treuer Freund?
Hab keine Falſchheit ausgeübet
Und habts recht treu mit dir gemeint.
Jetzt aber werd ich ſo veracht,
Für meine Treuheit ausgelacht.

Die Leineweber.

Reunkircher Höhe.

Die Leineweber haben eine ſaubere Zunft,
Haeum ditſcharum —
Mitfaſten halten ſie Zuſammenkunft,
Harum ditſchaeum —
Aſchegraue, dunkelblaue, — mir ein Viertel,
dir ein Viertel —
Fein oder grob, Geld gibts doch, aſchegraue,
dunkelblaue.

Die Leineweber ſchlachten alle Jahr zwei Schwein,
Haeum ditſchaeum —
Das eine iſt geſtohlen, das andre iſt nicht fein,
Harum ditſchaeum —
Aſchegraue, dunkelblaue, — mir ein Viertel,
dir ein Viertel —
Fein oder grob, Geld gibts doch, aſchegraue,
dunkelblaue.

Die Leineweber nehmen keinen Lehrjungen an,
Haeum ditſcharum —
Der nicht ſechs Wochen lang hungern kann,
Haeum ditſchaeum —
Aſchegraue, dunkelblaue, — mir ein Viertel,
dir ein Viertel —
Fein oder grob, Geld gibts doch, aſchegraue,
dunkelblaue.

Die Leineweber haben auch ein Schifflein klein,
Haeum ditſcharum —
Da fahren ſie die Mücken und die Flöhe drein,
Harum ditſcharum —
Aſchegraue, dunkelblaue, — mir ein Viertel,
die ein Viertel —
Fein oder grob, Geld gibts doch, aſchegraue,
dunkelblaue.

Die Leinenweber machen eine zarte Muſik,
Harum ditſcharum —
Als führen zwanzig Müllerwagen über die Brück.
Harum ditſcharum —

Aſchegraue, dunkelblaue, — mir ein Viertel,
dir ein Viertel —
Fein oder grob, Geld gibts doch, aſchegraue,
dunkelblaue.

Alte Liebe roſtet nicht.

Mündlich aus Reutſch im Odenwald.

Ach was thut mir mein Herzche ſo weh,
Weil ich es bei meinem Schätzchen in Ungnad' ſteh',
In Ungnad ſteh' das kränket mich ſo ſehr,
Ich ſoll mein Schatz verlaſſen, und das thut weh.

Peterſilie, du grünes Kraut,
Was hab ich meinem Schätzchen ſo Vieles vertraut,
So vieles vertraut das ſag' ich ihm ja nicht;
Die alte Liebe roſtet nicht!

Kurzer Beſcheid.

Von der Neunkircher Höhe.

Schön Schätzchen, wackres Mädchen, mach mir die Thür auf!
Es friert mich an mein Füßchen; ich halt's nicht mehr aus!"

„Friert dich es an deim Füßchen, zieh' Strümpfelchen an,
Und warte ein Weilchen, bis ich auf machen kann!""

„„Dauert dir es zu lange, ſo geh' wied'r nach Haus,
Doch bleibe mein Schätzchen, auf morgen nicht aus!""

„Läßt du mich nicht eine, ſo geh' ich nach Haus,
Und bleibe für morgen und immer ganz aus."

Schäferleben.

Aus König im Odenwald.

Ob ich gleich ein Schäfer bin,
Führ ich doch ein ſtolzen Sinn.
Führ ich doch ein ſolches Leben,
Das mit lauter Luſt umgeben,
Wechsle meinen Schäferſtab
Nicht mit Kron und Scepter ab.

Morgens wenn ich früh aufſteh
Und zu meiner Heerde geh,
Ruf ich mit vergnügtem Schalle
Meine Schäflein aus dem Stalle
Auf die grüne Wieſe hin,
Wo ich ſtets alleine bin.

Meinen Hund das treue Thier
Hab ich Tag und Nacht bei mir.
Ob ich ſchlafe oder wache,
So bewacht er meine Schafe
Und vertreibt mir alles Leid
Bis zur ſpäten Abendzeit.

Wenn ich hungrig und durſtig bin,
Treib ich zu dem Waſſer hin,
Da ich meine Schäflein waſche;
Lang aus meiner Schäfertaſche
Butter, Käs und Brot herfür:
O wie herrlich ſchmeckt das mir!

Wird mir mal die Zeit zu lang,
Sing ich einen Waldgeſang;
Dehne mich auf meinem Stecken,
Oder ruh an grünen Hecken
Und ergreife die Schalmei,
Dieſe macht mich ſorgenfrei.

Wird es Nacht, ſo treib ich ein,
Ei was kann wol ſchöner ſein?
Dann kriech ich in meine Hütte,
Oder leg mich auf die Krippe.
Und ſo bleibt es doch dabei:
Luſtig iſt die Schäferei!

Liebeskummer.

Von der Neunkircher Höhe.

Am Sonntag am Montag in aller Frnh,
Da trug ſich eine traurige Botſchaft zu,
Dieweil ich von mein'm Schätzchen hab' Abſchied genommen,
Ich ſollte doch noch einmal zu ihr kommen!

Und als ich zu ihr gekommen bin,
Da thät ſie mir was klagen in aller Still':
Ich ſollt' ſie nicht verlaſſen in keiner Noth,
Ich ſollt' ſie treulich lieben, bis in den Tod.

„Schau an mein bleiches Angeſicht,
Schau, wie mich die Lieb' hat zugericht't;
Wollt wünſchen, s' wär' wahr, ich läg' im kühlen Grab,
So wär' ich all' mein Trauren und Weinen ab!"

„Mit Trauren muß ich ſchlafen gehn,
Mit Trauren muß ich wiederum aufſtehn;
Mit Trauren und mit Weinen verbring' ich meine Zeit,
Dieweil ich nicht kann haben, was mein Herz erfreut."

Dornen und Diſteln ſtechen ſehr,
Aber falſche Zungen noch viel mehr,
Kein Feuer iſt auf Erden, es brennt auch nicht ſo heiß,
Als verborg'ne Liebe, die Niemand nicht weiß.

Mädel ruck, ruck, ruck.

Auf der Neunkircher Höhe.

Mädel ruck ruck ruck an meiner grünen Seite,
Ich bin dir gar zu gut ich mag dich leide!
Wenn's die Leut nicht wehrn,
Sollſt mein Schätzel werd'n
Komm mit mir den grünen Haſer ſchneiden
Ich bin dir gar zu gut, ich mag dich leiden!

Schönes Mädel mein,
Sollſt mein eigen ſein!
Komm mit mir in grünen Garten,
Meine ſchönſten Blumen abzuwarten.

Wenn du mich wirſt hören,
Sollſt mein Weibchen werd'n.
Ich hab's dir längſt zugeſchworen,
Und dich für mein Schätzchen auserkoren.

Mädel glaub's ſicherlich,
Ich verlaß' dich nicht!
Komm nur her an meine linke Seite,
Du biſt gar zu ſchön, ich mag dich leide!

In dem Böhmerwald
Weht (Geht) der Wind ſo kalt,
Wo die Vöglein ſo ſchöne pfeifen.
Und die Buben nach ꝛc.

Vater zank nur nicht,
Bei'm Mädel war ich nicht;
Ich war drüben in des Nachbars Stuben,
Spielt' zum Zeitvertreib wol mit den Buben.

Wenn wir heime geh'n,
Scheint der Mond ſo ſchön,
Scheint der Mond an meines Vaters Lädchen:
„Karl! wo bleibſt du ſo lang? wol bei dem Mädchen?"

Mutter brummt nur nicht!
Das Mädel laß ich nicht.
Ich hab's ihr nun einmal zugeſchworen
Sie zu meinem Weibchen auserkoren.

Bergmannslied.

Auf der Neunkircher Höhe.

Friſch auf, friſch auf
Der Bergmann kommt;
Er hat ſein helles Licht
Schon angezündt.

Schon angezündt;
Es gibt ſein'n Schein,
Und damit ſo fahren wir
In's Bergwerk hinein.

In's Bergwerk hinein,
Wo die Bergleute ſein;
Da hauen ſie das Silber nnd Gold
Aus Felſenſtein.

Der Eine gräbt das Silber
Der Andere das Gold;
Dem ſchwarzbraunen Mädelein,
Dem ſind ſie hold.

Digitized by Google

Bergmannslied.

Mündlich aus dem Odenwald.

Glück auf, Glück auf! der Steiger kommt,
Denn er hat sein Grubenlicht
Schon angezündt.

Hat er es angezündt, so gibts ein Schein,
Und damit so fahren wir
Zu dem Bergwerk hinein.

Zu dem Bergwerk hinein, wo die Bergleut sein,
Und hauen das Silber und Gold
Aus dem Felsenstein.

Der eine haut das Silber, der andre das Gold,
Und dem schwarzbraunen Mägdelein
Sind die Bergleut hold.

Die Bergleut die sind hübsch und fein,
Und wo die Bergleut sein,
Da ist gut sein.

Die Graferin.

Auf der Neunkircher Höhe.

Es ging ein schwarzbraun Mädchen
Des Morgens früh ins Gras.
Es ging ihr alle Morgen
Ein schöner Soldat nach.

Der Soldat breit sein Mantel
Wol auf das grüne Gras
Und bat das schwarzbraune Mädchen,
Bis daß es bei ihm saß.

Was soll ich bei dir sitzen?
Ich hab ja noch kein Gras.
Ich hab ein schlimmes Mütterchen,
Die schlägt mich alle Tag.

Hast du ein schlimmes Mütterchen,
Schlägt sie dich alle Tag,
So sag, du hättst dir geschnitten
Den kleinsten Finger ab.

Soll ich meine Mutter belügen?
Das steht mir gar nicht an.
Viel lieber wollt ich sagen:
Der Soldat geht mir nach.

Ach Mutter, liebe Mutter,
Geb sie mir einen Rath:
Es geht mir alle Morgen
Ein schöner Soldat nach.

Ach Tochter, liebe Tochter,
Den Rath den geb ich dir;
Laß du den Soldat laufen,
Bleib noch drei Jahr bei mir.

Ach Mutter, liebe Mutter,
Der Rath der ist nicht gut;
Der Soldat ist mir lieber
Als all mein Hab und Gut.

Ist dir der Soldat lieber
Als all dein Hab und Gut,
So nimm zusammen deine Kleider
Und scher dich von mir fort.

Ach allerliebste Mutter,
Der Kleider sind nicht viel;
Geb sie mir tausend Thaler,
So kauf ich was ich will.

Ach Tochter, liebe Tochter,
Der Thaler sind nicht viel;
Dein Vater hat sie verrauschet
Bei Würfel- und Kartenspiel.

Hat sie mein Vater verrauschet
Bei Würfel- und Kartenspiel,
Das reut mich all mein Leben lang,
Daß ich seine Tochter bin.

Wär ich als Knab geboren,
So zög ich in das Feld.
Die Trompeter ließ ich blasen
Wol für mein eigen Geld.

Das Mühlrad.

Auf der Neunkircher Höhe.

Dort droben auf hohem Berge
Da steht ein prächtiges Haus,
Da schauen drei schöne Jungfräulein
Des Abends und Morgens heraus.

Die eine die heißet Susanna,
Die andre Bernharte allein,
Die dritte die will ich mir nehmen,
Die soll es mein eigen sein.

Dort drunten im tiefen Thale
Da treibet das Wasser das Rad,
Da mahlt man nichts als wie Liebe,
Da mahlt man früh und spat.

Das Mühlrad, das ist zerbrochen,
So hat nun die Lieb ein End,
Und wenn sich zwei Herzlieb thun scheiden,
So geben sich beide die Händ.

Scheiden, ach Scheiden, ach Scheiden,
Wer hat sich das Scheiden erdacht?
Es hat sich ein frisch junges Mädchen
Das Scheiden mit Thränen erdacht.

Der todtwunde Knabe.

Aus dem Odenwald.

Es wollt ein Mädchen früh aufstehn,
Wollt im grünen Wald spazieren gehn.

Und als sie in den Wald rein kam,
Da fand sie einen verwundeten Knabn.

Verwundet war er, ja von Blut so roth,
Und als man ihn verband, war er schon todt.

Ei soll ich denn sterben nnd bin noch so jung,
Ich bin noch so ein jung frisch Blut,
Ich weiß kaum wie das Lieben thut.

Ich bin kanm alt achtzehn Jahr.
Ich soll schon kommen auf die Todtenbar.

Sag Schätzchen, wie lang willst du um mich trauern gehn?
Bis daß alle Wasser zusammen gehn.

Alle Wasser kommen ja nimmer zusammen,
So nimmt denn mein Trauern kein End nicht mehr.

Liebeskummer.

Mündlich aus dem Odenwalde.

Schönster Schatz auf Erden,
Ich liebe dich allein.
Ich hoffe, du sollst mein werden,
Mein eigen sollst du sein.

Gibst du mir Wein zu trinken
So thu ich dir Bescheid,
Und thust du mir mal winken,
So ist mein Herz erfreut.

Alle Freud ist mir genommen
Vor lauter Traurigkeit:
Ich habe mein Schatz gesehen
In einem schneeweißen Kleid.

Und wenn ich ihn hab gesehen
Und nicht mehr sehen kann,
So thut mir mein Herz so wehe,
Es brennt wie Feuer und Flamm.

Glaub nicht der falschen Zungen,
Die dich so sehr veracht.
Die mir mein Schatz mißgönnen,
Den sag ich gute Nacht.

Ach Schätzchen, könntest du kommen
Zu mir wol an das Bett,
Dann könnte ich sicher schlafen,
Wenn ich dich in Armen hätt.

Manche Nacht hab ich gesessen
Bei dir, herztausender Schatz!
Und hab den Schlaf vergessen,
Mit Lieben zugebracht.

III. Rheinheſſen.

Die Kindesmörderin.

Mündlich aus Oppenheim am Rhein.

Es hütet ein Schäfer wol an dem Rhein,
Der hört drei kleine Kinder ſchrein;

Er hört ſie weinen und ſieht ſie nicht,
Er weiß nicht, wer ihre Mutter iſt.

Eure Mutter will heute Hochzeit halten,
Sie darf kein grünes Kränzlein tragen;

Ein grünes Kränzlein darf ſie nicht tragen,
Sie hat drei junge Kinder begraben.

Das Erſte hat ſie ins Waſſer geworfen,
Das Zweite hat ſie im Sand begraben,

Das Dritte hat ſie im Wald verſteckt,
Mit Laub und Gras wol zugedeckt.

Soll ich den Kleinen ihr Mutter ſein?
Viel lieber will ich des Teufels ſein!

Und wie die Braut das Wort ausſprach,
Der Teufel herein zur Thüre ſach.

So komm nur her, du ſchöne Braut,
Du haſt deinen Himmel in die Hölle gebaut.

Er führte ſie zu dem Fenſter hinaus;
Ihr Haar blieb hangen am Birnenbaum.

IV. Starkenburg.

Bergſtraße, in der Gegend von Darmſtadt und Frankfurt a. M.

Lied der Heſſen-Darmſtädter als dieſelben im Jahr 1813, gleich nach der Hanauer Schlacht, die Franzoſen aus Frankfurt vertrieben.

Mündlich aus Dreieichenhain bei Frankfurt a. M.

Potz hundert! Potz tauſend! was fällt mir jetzt ein?
Zu Frankfurt am Main,
Da hat es geſchoſſen,
Als wär'n es Franzoſen,
Die Stadt woll'n ſie ſtürmen,
Ja ſtürmen mit Gewalt;
So grauſam hat's knallt!

Potz hundert! Potz tauſend! was fällt mir jetzt ein?
Zu Frankfurt am Main,
Der Waldplatz thut knallen,
Als wollt' er umfallen;
Da haben die Heſſen
Parade gemacht:
Das Herz hat gelacht!

Potz hundert! Potz tauſend! was fällt mir jetzt ein?
Zu Frankfurt am Main,
Mit Hohobizzen
Und Waldhornnizzen,
Mit Trummlen und Pfeifen,
Mit aller Muſik,
Als wär' es im Krieg.

Potz hundert! Potz tauſend! was fällt mir jetzt ein?
Zu Frankfurt am Main,
Unſer Herzog ſoll leben,
Sein Kronprinz daneben!
Und alles, was heſſiſche Landsleute ſein,
Die ſchließ' ich mit ein.

Rheinweinlied.

Von Matthias Claudius*), Melodie von Joh. Andre.

Bekränzt mit Laub den lieben vollen Becher
Und trinkt ihn fröhlich leer!
In ganz Europia, ihr Herrn Zecher!
Iſt ſolch ein Wein nicht mehr!

Ihn bringt das Vaterland aus ſeiner Fülle;
Wie wär' er ſonſt ſo gut!
Wie wär' er ſonſt ſo edel und ſo ſtille,
Und doch voll Kraft und Muth!

Er kommt nicht her aus Ungarn oder Polen,
Noch wo man franzmänn'ſch ſpricht;
Da mag St. Veit, der Ritter, Wein ſich holen!
Wir holen ihn da nicht!

Er wächſt nicht überall in deutſchem Reiche;
Denn viele Berge hört!
Sind, wie die weiland Kreter, faule Bäuche,
Und nicht der Stelle werth.

*) Matthias Claudius, genannt Asmus oder der Wandsbecker Bote, geboren 1747 bei Lübeck; war 1776 zum Ober-Land-Commiſſarius, d. h. zum Mitglied einer unter Moſer's Oberleitung „zur Verbeſſerung des allgemeinen Nahrungsſtandes" gebildeten Commiſſion ernannt worden, deren Bemühungen einzig darauf gerichtet ſein ſollten „dem guten fleißigen Unterthan ſeine Abgabe leichter, ſein Leben froher, ſeinen Himmel blauer, ihn zufrieden mit ſich ſelbſt und dankbar gegen ſeinen Fürſten zu machen. Claudius redigirte die Zeitung vom Januar 1777 an. Aber an Seeluft gewöhnt, konnte er das trockenere Clima Darmſtadt's nicht ertragen, gab ſeinen Dienſt auf und trat ſchon am 22. April 1777 ſeine Rückreiſe in ſeine Heimath an.

Claudius wohnte in dem Hauſe des Baron von Friedrich auf dem Louiſenplatz (1853) Lit. J., Nr. 14. Claudius ſoll das berühmte Lied während ſeines kurzen Aufenthaltes in Darmſtadt gedichtet haben. Die Veranlaſſung habe ich oft auf folgende Weiſe in Darmſtadt erzählen hören: Die nach Griesheim führende Lindenallee ging damals bis zum ſogenannten „neuen Thore," alſo ohngefähr bis zur Mitte des jetzigen Louiſenplatzes. In einer ſehr heiteren Geſellſchaft im Gaſthauſe „zur Traube" wurde Claudius, nachdem manches Glas trefflichen Rheinweines geleert worden, von ſeinen Freunden aufgefordert, zur Ehre des Rheinweines ein Lied zu improviſiren. Er ging vor's Thor und dichtete in der Allee (der heutigen Schnurſtraße) auf- und abwandelnd, das Lied, das in allen Welttheilen geſungen wird.

Thüringen's Berge, zum Exempel, bringen
Gewächs, sieht aus wie Wein;
Ist's aber nicht; — man kann dabei nicht singen,
Dabei nicht fröhlich sein.

Im Erzgebirge dürft ihr auch nicht suchen,
Wenn ihr Wein finden wollt;
Das bringt nur Silbererz und Kobaltkuchen
Und etwas Laufegold.

Der Blocksberg ist der lange Herr Philister,
Er macht nue Wind, wie der;
Drum tanzen auch der Kukuk und sein Küster
Auf ihm die Kreuz und Quer.

Am Rhein, am Rhein, da wachsen unsee Reben;
Gesegnet sei der Rhein!
Da wachsen sie am Ufer hin und geben
Uns diesen Labewein.

So trinkt ihn denn, und laßt uns allewege
Uns freuen und fröhtich sein!
Und wüßten wir, wo Jemand traurig läge,
Wir geben ihm den Wein.

Abschied.

Mündlich aus der Bergstraße.

Wenn ich an den letzten Abend gedenk, als ich Abschied von ihr nahm;:,:
Denn die Sonn schien nicht mehr,
Ich mußt' scheiden von ihr,
Doch mein Herz blieb stets bei ihe!
Nun adje, adje, adje! nun adje, adje, adje,
Nun adje! Schatz lebe wohl! :,:

Meine Mutter hat gesagt: ich soll mir 'ne Reiche nehmen,
Die da hätt' viel Silber und Gold: :,:
Ei, viel lieber wollt' ich ewig in der Aemuth leben,
Als daß ich dich verlassen sollt'.
Nun adje ꝛc.

Großer Reichthum bringt mir keine Ehr',
Geoße Armuth keine Schand'; :,:
Ei, so wollt' ich, daß ich tausend Thaler reicher wär',
Und hätt' mein'n Schatz an der Hand!
Nun adje ꝛc.

Und wenn mein Schätztein bei mir ist,
So bin ich seelenvergnügt; :,:
Jetzt aber ist mein Schatz so weit von mir,
Da bin ich ganz betrübt!
Nun adje, adje, adje ꝛc.

St. Hubertus.

Mündlich aus dem Ruckgau.

Spring auf, spring auf, feins Hirschelein.
Spring auf auf deine Füße!
Springe auf und laufe fort
In das wunderschöne Ort;
Meine Kugel thut sich rühren.

Der Jäger in dem Busche stand,
Seine Büchse thut er laden:
Lade ein und schieße drein,
Denn es muß geschossen sein,
Meine Kugel die muß knallen.

Ach Jäger, lieber Jäger mein,
Warum hast du mich geschossen?
Denn mein junges frisches Herz
Das muß leiden bittern Schmeez,
Meine Augen stehn mir offen.

Ach Hirschlein, liebstes Hirschlein mein,
Was trägst du auf deinem Haupte?
Was ich auf meinem Haupte trage,
Das darf ich schon jemand sagen:
Jesus Christus dee am Kreuze.

Wer hat das schöne Liedlein erdacht?
Zwei junge Jägersbursche.
Auf der Straß und überall,
Wo sie nur beisammen warn,
Haben sie es ja gesungen.

Kloſterleben.

Mündlich aus der Bergſtraße und dem Odenwald. Im ehemaligen Oberamt Amöneburg beim ſogenannten Handſchlag von den Brautleuten geſungen.

Mir gefällt das Ehſtandsleben
Beſſer als das Kloſtergehn.
In das Kloſter mag ich nicht,
Ich bin ſchon zur Eh verpflicht.

Mutter, laßt euch doch erbarmen
Und verſchaff ſie mir ein Mann,
Der ſich drückt an meine Bruſt
Und zum Heirathen machet Luſt.

Des Nachts wenn ich zum Bettchen gehe
Und gedenk an all mein Noth,
Komm und lindre meine Pein:
Denn ich mag nicht mehr ledig ſein.

Ach was wird die Mutter ſprechen,
Wenn ich ſie verlaſſen muß:
Laß ſie ſprechen was ſie will,
Ich will heirathen in der Still. —

Waldvögelein.

Mündlich aus Alsbach an der Bergſtraße und Babenhauſen.

Ich ging durch einen grasgrünigen Wald,
Da hört ich die Vögelein ſingen.
Sie ſungen ſo jung, ſie ſungen ſo alt
Die kleinen Vögelein in dem Wald,
Die hört ich ſo gerne wol ſingen.

Sing zu, ſing zu Frau Nachtigall,
Sing mir von meinem Feinsliebchen,
Sing mir es ſo hübſch, ſing mir es ſo fein,
Heut Abend da will ich bei ihr ſein,
Will ſchlafen in ihren Armen.

Der Tag verging, ſchön Abend kam,
Feinsliebchen das kam gegangen,
Es klopfte ſo leiſe mit ſeinem Ring
Steh auf mein herzallerliebſtes Kind,
Ich habe ſchon lange geſtanden.

So lange geſtanden haſt du noch nicht,
Ich habe noch nicht geſchlafen,
Ich habe gedacht nur in meinem Sinn:
Wo bleibt mein herzallerliebſtes Kind?
Wo biſt du ſo lange geblieben?

Wo ich ſo lange geblieben bin,
Das darf ich dir Schätzchen wol ſagen,
Wol bei dem Biere, wol bei dem Wein,
Allwo die ſchönen Jungfern ſein,
Da bin ich auch jederzeit gerne.

Ihr Jungfern nehmt euch wol in Acht,
Traut ihr nur keinem Manne;
Sie verheißen euch viel und halten kein Theil,
Sie führen euch nur am Narrenſeil
Und laſſen euch ſtets in Schande.

Soldatenlied aus den Kriegsjahren 1813—1815.

Mündlich aus der Bergſtraße.

O du Deutſchland, ich muß marſchiren,
O du Deutſchland ich muß fort! :,:
Eine Zeit lang muß ich ſcheiden,
Eine Zeit lang muß ich meiden
:,: Mein geliebtes Vaterland! :,:

Nun adje, herzliebſter Vater,
Nun adje, ſo lebet wohl! :,:
Wollt ihr mich noch einmal ſehen,
Steigt auf jenes Berges Höhen,
Schaut herab ins tiefe Thal,
Seht ihr mich zum letztenmal.

Nun adje, herzliebſte Mutter,
Nun adje, ſo lebet wohl! :,:
Hat ſie mich zum Schmerz geboren,
Für die Feinde (aufgezogen) auserkoren:
O du grauſames (großes) Herzeleid! :,:

Nun adje, herzliebſtes Mädchen,
Nun adje, ſo lebe wohl! :,:
Liebſter Schatz thu nicht verzagen,
Helfen wir die Feinde ſchlagen;
Liebſter Schatz verzage nicht,
Du bleibſt doch mein ſanftes Licht!

Nun adje, herzliebſter Bruder,
Nun adje, ſo lebe wohl! :,:
Weil wir jetzo müſſen ſcheiden,
Für das Vaterland zu ſtreiten,
Und muß gehen vor den Feind:
Darum manches Mädchen weint!

Nun adje, herzliebſte Schweſter,
Nun adje, ſo lebe wohl! :,:
Liebſte Schweſter ich muß ſagen,
Ich mögt bald vor Gram verzagen;
Weil du mich ſo ſehr geliebt,
Drum bin ich ſo ganz betrübt!

Die Trompeten hört man (thun ſchon) blaſen
Draußen auf der (dort auf jener) grünen Heid! :,:
O wie lieblich thun ſie blaſen! —
Vater und Mutter zu verlaſſen:
O du grauſames Herzeleid! :,:

Große Kugeln hört man ſauſen,
Aber kleine (und der kleinen) noch viel mehr. :,:
O ſo bitten wir Gott im Himmel, :,:
Wenn's nur einmal Friede wär'! :,:

Der Deſerteur.

Mündlich aus dem Odenwald und der Bergſtraße.

Nun adjes, jetzt reiſ' ich fort,
Und wol in ein anderes Ort;
Dieweil ich aber weggereiſet bin, :,:
So ging mir's ſchlimm!

Und als ich an die Grenze kam,
Hielten mich die Bauern an;
:,: Sie führten mich zu dem Richter hin, :,:
Ob ich Beurlaubter bin?

Hört, ihr Herrn insgemein,
Ich will euch gehorſam ſein;
Ihr müßt mir aber eine Bitte gewähren :,:
Daß ich nicht darf ſterb'n.

„Deine Bitte könn'n wir nicht gewähren,
Mache dich bereit zum Sterb'n;
Haſt du aber ein Feinsliebchen allhier, :,:
So nimm Abſchied von ihr!"

Als ich zu der Herzallerliebſten kam,
So fing ſie zu weinen an.
Schönſter Schatz, weine nicht ſo ſehr,
Du betrübeſt mich ja noch viel mehr,
Weine nicht ſo ſehr!

Wenn ich nun geſtorben bin,
Wo begräbt man mich denn hin?
In ein Grab von Marmelſtein,
D'rauf ein Kreuz von Helfierbein.
Jetztund ſchlaf' ich ein!

Wer hat denn dies ſchöne Lied erdacht?
Zwei Grenadiere auf der Wacht;
Und zu Darmſtadt wol in der Stadt
Wo mein Schatz gelegen hat.
Jetztund gute Nacht!

Das goldene Ringlein.

Aus der Bergſtraße.

Bald gras ich am Neckar,
Bald gras ich am Rhein,
Bald hab ich ein Schätzel,
Bald bin ich allein.

Was hat mich mein Grasen,
Wann die Sichel nicht ſchneidt?
Was hat mich mein Schätzel,
Wenns bei mir nicht bleibt?

Und ſoll ich dann grasen
Am Neckar, am Rhein,
So werf ich mein ſchönes
Goldringlein hinein.

Es fließet im Neckar,
Es fließet im Rhein,
Soll ſchwimmen hinunter
Ins tiefe Meer nein.

Und ſchwimmt es das Ringlein,
So frißt es ein Fiſch,
Das Fiſchlein ſoll kommen
Aufs Königs ſein Tiſch.

Der König thät fragen,
Wems Ringlein ſoll ſein,
Da thät mein Schatz ſagen:
Das Ringlein gehört mein,

Mein Schätzlein thät ſpringen
Bergauf und bergein,
Thät mir wiedrum bringen
Das Goldringlein fein.

Kannſt graſen am Neckar,
Kannſt graſen am Rhein,
Wirf du mir nur immer
Dein Ringlein hinein!

Der Jäger.

Mündlich aus Offenthal bei Frankfurt a. M.

Es jug ein Jäger Wild und Schwein
Bei Tag und Nacht, bei Mondenſchein.
Allemal, allemal ſo ſo ſo
Allemal bei der Nacht.

Er jug ſie durch einen grünen Strauch,
Da ſprang ein ſchwarzbrauns Mädchen heraus.

Schwarzbrauns Mädchen, lauf nur nicht!
Meine Hunde die halten dich.

Deine Hunde die halten mich nicht,
Sie wiſſen meine hohe Sprünge nicht.

Er warf ein Ringlein vor ihren Fuß:
Ich weiß wol, daß ich ſterben muß.

Und ſterb ich heut, ſo bin ich todt,
Befehl ich mich dem lieben Gott.

Es wuchs ein Blümlein auf ihrem Grab;
Es brachs ein junger Jäger ab.

Er ſteckt ſichs auf ſein Federhut
Und trugs fürs Kaiſers, Königs Gut.

Die Nonne.

Mündlich aus Dreieichenhain bei Darmſtadt.

Ich ſtand auf hohem Berge,
Schaut in das tiefe Thal,
Da kam ein Schiff geſchwommen,
Darin drei Grafen warn.

Der jüngſte von den Grafen,
Der in dem Schiffiein ſaß,
Der gab mir Wein zu trinken,
Kühlen Wein aus ſeinem Glas.

Was gibts mir Wein zu trinken,
Kühlen Wein aus deinem Glas?
Ich thu aus lauter Liebe
Und Treue thu ich das.

Ich weiß von keiner Liebe,
Weiß auch von keiner Treu.
Ins Kloſter muß ich ziehen,
Dem Kloſter bleiben treu.

Willſt du ins Kloſter ziehen,
Willſt werden eine Nonn,
So will ich das Land ausreiten
Bis ich vors Kloſter komm.

Des Nachts dem Ritter träumte
So angſtvoll und ſo ſchwer,
Als wenn ſein trautes Liebchen
Ins Kloſter gangen wär.

Der Graf zu ſeinem Reitknecht ſprach:
Sattl mir und dir ein Pferd,
Wir wollen das Land ausreiten,
Der Weg iſt reitens werth.

Und als ſie vor das Kloſter kamn,
Ganz leiſe klopft er an:
Wo iſt die jüngſte Nonne,
Die letzt iſt kommen an?

Es iſt noch keine ankommen
Und kommt auch keine heraus.
Dann wolln wir das Kloſter anſtecken,
Daß ſie muß kommen heraus.

Wollt ihr das Kloſter anſtecken,
Das liebe Gotteshaus,
Wir wolln euch lieber geben,
Die jüngſte Nonne heraus.

Da kam die Nonne gegangen
In einem ſchneeweißen Kleid,
Die Haare warn ihr geſchnitten,
Zur Nonne war ſie bereit.

Sie hieß ihn auch willkommen,
Willkommen im fremden Land:
Wie ſeid ihr hier her gekommen,
Wer hat euch hier her geſandt?

Sie gab ihm auch zu trinken
Aus ihrem Becherlein.
Das dauerte keine Viertelſtunde,
Sprang ihm das Herz entzwei.

Mit ſeinen Sporn und Nägeln
Macht ſie das Gräbelein.
Mit ihren zarten Händen
Legt ſie ihn ſelber nein.

Mit ihrer hellen Stimme
Sang ſie den Lobgeſang;
Mit ihren zarten Händen
Zog ſie den Glockenſtrang.

Die Jüdin.

Mündlich aus Frankfurt.

Es war ein ſtolze Jüdin,
Ein wunderſchönes Weib,
Die hatt ein ſchöne Tochter,
Ihr Haar war ſchön geflochten,
Zum Tanze wollt ſie gehn.

Ach Tochter, liebſte Tochter!
Das thu mir aber nicht;
Es wär ja eine Schande
Vorm ganzen jüdiſchen Lande,
Wenn du zum Tanze gehſt.

Die Mutter kehrt den Rücken;
Zur Thür ſprang ſie hinaus,
Sprang wol über die Straßen,
Wo Herrn und Schreiber ſaſſen,
Dem Schreiber ſprang ſie zu.

Ach Schreiber, liebſter Schreiber!
Wie thut mein Herz ſo weh!
Läg ich nur eine Weile
Wol an deiner Seite,
Bis es mir beſſer wär.

„Ach Jüdin, liebſte Jüdin!
Das kann fürwahr nicht ſein:
Wenn du dich ließeſt taufen,
Suſanna ſollſt du heißen,
Meine Herzallerliebſte zu ſein.“

Ach Schreiber, liebſter Schreiber!
Schreib meiner Mutter nen Brief;
Schreib mich und dich zuſammen
In Gottes heil'gen Namen,
Daß ich eine Chriſtin ſei.

Der treue Knabe.

Mündlich bei Dreieichenhain.

Es war einmal ein feiner Knab,
Der liebt ſein Schätzchen ſieben Jahr,
Wol ſieben Jahr und noch viel mehr,
Die Liebe nahm kein End nicht mehr.

Er reiſt wol in ein fremdes Land,
Unterdeſſen ward ſein Schätzchen krank,
Ja krank, ja krank bis in den Tod,
Drei Tag, drei Nacht redt ſie kein Wort.

Sobald der Knab die Botſchaft kriegt,
Daß ſein Herzliebchen krank da liegt,
Verließ er gleich ſein Hab und Gut,
Wollt ſehn, was ſein Herzliebchen thut.

Guten Tag, guten Tag, Herzliebchen mein,
Was machſt du hier im Bett allein?
Dank dir Gott, dank dir Gott, mein feiner Knab,
Es heißt bald fort mit mir ins Grab.

Nicht ſo, nicht ſo, Herliebſte mein,
Die Lieb und Treu muß länger ſein.
Er nahm ſie ſanft in ſeinen Arm,
Sie war ſchon kalt und nicht mehr warm.

Geſchwind, geſchwind bringt mir ein Licht,
Sonſt ſtirbt mein Schatz, daß es Niemand ſieht.
Er rief und ſchrie aus heller Stimm:
Jetzt iſt mein Freud und Alles hin.

Er ließ ſich machen ein ſchwarzes Kleid,
Das trug er in großem Herzeleid
Wol ſieben Jahr und noch viel mehr;
Sein Trauern nahm kein End nicht mehr. —

Digitized by Google

Straßburg.

Mündlich aus der Bergſtraße.

O Straßburg, o Straßburg,
Du wunderſchöne Stadt,
Darinnen liegt begraben
So mancher Soldat

So mancher, ſo ſchöner,
So braver Soldat,
Der ſeinen Vater und Mutter
Verlaſſen hat.

Verlaſſen, verlaſſen,
Es kann nicht anders ſein,
Zu Straßburg, ja zu Straßburg
Soldaten müſſen ſein.

Der Vater, die Mutter,
Die gingen vors Hauptmanns Haus:
Herr Hauptmann, liebſter Herr Hauptmann,
Gebt mir meinen Sohn heraus.

Euren Sohn kann ich nicht geben
Um noch ſo vieles Geld,
Euer Sohn und der muß ſterben
Im weiten, breiten Feld.

Im weiten, im breiten,
Allvorwärts vor dem Feind,
Wo manches ſchöne Mädelein
Um ihren Liebſten weint.

Sie weinet, ſie trauret,
Sie klaget gar ſo ſehr:
Ade, mein taufig Schätzelein,
Wir ſehn uns nimmermehr. —

Müllertücke.

Mündlich aus Dreieichenhain.

Es wollt ein Müller ſpazieren gehn,
Wol in den Wald ſpazieren gehn,
Wol in den Wald ſpazieren.

Und als er in den Wald rein kam,
Drei Räuber ihm entgegen kamn,
Drei Räuber und drei Mörder.

Guten Morgen, mein liebes Müllerlein,
Haſt du kein ſchönes Weibelein,
Wir wollens dir theuer bezahlen.

Der Erſte der zog den Beutel raus,
Er zog dreihundert Thaler raus
Dem Müller für ſein Weibchen.

Der Müller dacht in ſeinem Sinn:
Das iſt kein Geld für Weib und Kind,
Mein Weibchen iſt mir lieber.

Der Zweite zog ſeinen Beutel raus,
Er zog ſechshundert Thaler raus
Dem Müller für ſein Weibchen.

Der Müller dacht in ſeinem Sinn:
Das iſt kein Geld für Weib und Kind,
Mein Weibchen iſt mir lieber.

Der Dritte zog den Beutel raus,
Er zog neunhundert Thaler raus
Dem Müller für ſein Weibchen.

Der Müller dacht in ſeinem Sinn:
Das iſt ſchon Geld für Weib und Kind,
Ich will ſie fahren laſſen.

Und als er nun nach Hauſe kam,
Sein Weibchen ihm entgegen kam,
Gar freundlich that ſie lachen.

Guten Morgen, mein liebes Weibelein,
Geſchwind ſollſt du im Walde ſein,
Dein Vater liegt im Sterben.

Geſchwind ging ſie ins Kämmerlein,
Zog an ihr ſchwarzbraun Kleidelein,
Ihren Vater zu betrauern.

Und als ſie in den Wald rein kam,
Drei Räuber ihr entgegen kamn,
Drei Räuber und drei Mörder.

Guten Morgen, mein liebes Weibelein,
Iſt ſie dem Müller ſein Weibchen,
Das wir ſo theuer bezahlen?

Sie faßten ſie bei der ſchneeweißen Hand
Und führten ſie untern Eichenbaum,
Darunter ſollte ſie ſterben.

Ach Gott, das hat mein Mann gethan,
Der ſoll kein Glück an mir mehr han
Im Himmel und auf Erden.

Ach wenn das doch mein Bruder wüßt,
Der jetzo bei dem Jäger iſt,
Der ſollte ſie alle zerſchießen.

Kaum hatte ſie das Wort geſagt,
Da kam ihr Bruder von der Jagd,
Der that ſie alle zerſchießen.

Er faßt ſie bei der ſchneeweißen Hand,
Er führt ſie in ihr Vaterland:
Hierinnen ſollſt du wohnen!

Und als drei Tag herummer warn,
Der Jäger den Müller zu Gaſt thäten laden,
Zu Gaſt war der geladen.

Willkommen, willkommen, liebs Schwägerlein!
Wo bleibet denn mein Schweſterlein
Mit ihrem Kindlein kleine?

Es iſt ja heut ſchon der dritte Tag,
Daß man ſie auf den Kirchhof trug
Mit ihrem Kindlein kleine.

Er hatte das Wort kaum ausgeſagt,
Sein Weibchen ihm entgegen trat
Mit ihrem Kindlein kleine.

Du Müller, du Mahler, du Mörder, du Dieb,
Du haſt mein Schweſter zu den Mördern geführt,
Gar bald ſollſt du mir ſterben!

Es wär eine Schande.

Mündlich aus Dreieichenhain.

Mein Schatz iſt mir lieber als Rosmarin,
Es iſt mir für tauſend Duraten nicht feil.

Tauſend Daraten iſt auch ein ſchön Geld;
Mein Schatz iſt mir lieber als all die Welt.

Ich wollt wünſchen, es wäre heut noch wahr,
Wir beide wir ſtünden wol vor dem Altar.

Und wenns unſre Eltern nicht haben wollen,
Daß wir uns beide heirathen ſollen,

Und unſer Heirathen ging wieder zurück,
So wärs eine Schande für mich und für dich.

Die junge Schnur und die alte Schwieger.

Mündlich aus der Gegend von Darmſtadt.

Willſt du meinen Sohn denn haben?
Sprach die alte Schwieger.
Ja ich will ihn haben, ja ich muß ihn haben,
Sprach die junge gleich wieder.

Wo werdet ihr denn Hochzeit halten?
Sprach die alte Schwieger.
Hier in dem Haus, ſchmeißn euch heraus,
Sprach die junge gleich wieder.

Wo werdet ihr denn 's Bett hernehmen?
Sprach die alte Schwieger.
Sechs alte Strohſäck machen auch ein Bett,
Sprach die junge gleich wieder.

Wo werdet ihr denn Brot hernehmen?
Sprach die alte Schwieger.
In dem Bäckerladen da iſt Brod zu haben
Sprach die junge gleich wieder.

Wo werdet ihr denn Fleiſch hernehmen?
Sprach die alte Schwieger.
In dem Fleiſcherladen da iſt Fleiſch zu haben,
Sprach die junge gleich wieder.

Wo werdet ihr denn Bier hernehmen?
Sprach die alte Schwieger.
Wo der Kegel hangt iſt der Bierſchank,
Sprach die junge gleich wieder.

Wo werdet ihr denn Wein hernehmen?
Sprach die alte Schwieger.
Wo der Kranz hangt iſt der Weinſchank,
Sprach die junge gleich wieder.

Wo werdet ihr denn Geld hernehmen?
Sprach die alte Schwieger.
In dem Säckel wirds ſchon ſtecken,
Sprach die junge gleich wieder.

Wo werdt ihr denn eur Haus hernehmen?
Sprach die alte Schwieger.
Jagen wir euch heraus, haben wir gleich ein Haus,
Sprach die junge gleich wieder.

Ei ſo möcht ich mich erhängen,
Sprach die alte Schwieger.
Hier habt ihr 'n Strick, wünſch euch viel Glück,
Sprach die junge gleich wieder.

Digitized by Google

Die arme Seele.

Mündlich aus der Bergſtraße.

Es ſangen drei Engel einen ſüßen Geſang,
Sie ſangen, daß es Gott im Himmel erklang.

Und als der Herr Jeſus ging den Oelberg hinauf,
Da weckt er ſeine zwölf Jüngerlein auf.

Steht, ſteht auf, betet alle mit mir,
Meine Zeiten und Stunden ſind gekommen herfür.

Und als der Jeſus zu Tiſche ſaß,
Mit ſeinen zwölf Jüngern das Abendmahl aß,

Judas der Verräther ſaß auch dabei,
Der wollt des Herrn Jeſus ſein Verräther ſein.

Er verrieth ihn hinunter bis in den Tod,
Bis daß der Herr Jeſus ſein Leben beſchloß.

Und als er nun kam vor die himmliſche Thür,
Da ſtund auch ein armer, armer Sünder dafür.

Ach Sünder, ach Sünder, was weinſt du ſo ſehr?
Wenn ich euch anſchaue, ſo wein ich vielmehr.

Ach Sünder, ach Sünder, was haſt du für Noth?
Ich hab übertreten die zehen Gebot,

Haſt du übertreten die zehen Gebot,
Knie nieder, knie nieder und bete zu Gott,

Und bete zu Gott wol mit allem Fleiß,
So werden dir all deine Kleider ſchneeweiß.

Bet immer, bet immer, bet allezeit,
So wird dir Gott ſchenken die himmliſche Freud.

Die himmliſche Freud und die ſelige Stadt,
Die immer und ewig kein End nicht hat.

Im Himmel, im Himmel ſind der Freuden ſo viel,
Da ſitzen die Engel und halten ihr Spiel.

Sie ſangen dem Herrn einen Lobgeſang,
Daß es mit Freuden im Himmel erklang.

Die ungetreue Braut.

Mündlich aus Dreieichenhain.

Ein Mädchen von achtzehn Jahren
Hatte ſchon zwei Burſche lieb, ja lieb,
Hatte ſchon zwei Burſche lieb.

Der Erſte das war ein Schiffer,
Der Zweite eines Kaufmanns Sohn.

Und ſie thät die Mutter fragen,
Welchen ſie ſich nehmen ſollt?

Laß du den Schiffer fahren,
Nimm dir den Kaufmannsſohn.

Und als vier Wochen herumme warn,
Da fing die Hochzeit an,

Da kam ein Herr geritten,
Er ſetzt ſich oben an.

Wer ſoll dem Herrn aufwarten?
Wer ſoll ſein Diener ſein.

Ich brauch jetzt keinen Diener,
Ich tanz jetzt mit der Braut.

Und als ſie dreimal herumme warn,
Zum Fenſter flogen ſie naus.

Da unten unter dem Fenſter
Da ſteht ein Feigenbaum,

Da hat er ſie zerriſſen
Mit lauter Feuer und Flamm.

Sechstes Buch.

Geographische Bilder.

Flächeninhalt des Großherzogthums Heſſen nach der neueren Kreiseintheilung (1854).

Von Dr. Hügel, Geh. Oberſteuerrath *).

Provinzen:

I. Starkenburg.

Kreiſe:

	Geogr. Q.-M.
1) Darmſtadt	5,4.
2) Bensheim	4,2.
3) Dieburg	8,7.
4) Erbach	6,2.
5) Großgerau	8,7.
6) Heppenheim	4,7.
7) Lindenfels	6,7.
8) Neuſtadt	3,5.
9) Offenbach	6,2.
10) Wimpfen	0,5.
	54,8.

II. Oberheſſen.

Kreiſe:

	Geogr. Q.-M.
11) Gießen	7,3.
12) Alsfeld	10,1.
13) Biedenkopf	11,0.
14) Büdingen	4,4.
15) Friedberg	6,5.
16) Grünberg	4,4.
17) Lauterbach	9,8.
18) Nidda	7,8.
19) Schotten	5,9.
20) Vilbel	3,3.
21) Vöhl	2,4.
	72,9.

III. Rheinheſſen.

Kreiſe:

	Geogr. Q.-M.
22) Mainz	3,7.
23) Alzei	5,7.
24) Bingen	3,6.
25) Oppenheim	5,8.
26) Worms	6,2.
	25,0.

I.	Provinz Starkenburg	54,8.
II.	„ Oberheſſen	72,9.
III.	„ Rheinheſſen	25,0.
	Großherzogthum Heſſen	152,7 Geogr. Q.-M.

Ueberſicht der Bevölkerung des Großherzogthums Heſſen nach der Zählung im Dezember 1852 **).

Nr. der Kreiſe	Städte und Zahl der Landgemeinden.	Geſammte Zahl der Einwohner.	Darunter befinden ſich: Evangel.	Kathol.	Juden.	Diſſentirende.
	I. Provinz Starkenburg.					
1)	Reſidenzſt. Darmſtadt mit Beſſungen	30,465	26,603	3,072	633	157
	19 Dörfer ꝛc.	23,808	22,779	183	846	—
	Zuſammen Kreis Darmſtadt	54,273	49,382	3,255	1,479	157

*) Aus dem Notizblatt des Vereins für Erdkunde und verwandte Wiſſenſchaften zu Darmſtadt. 1855.

**) Aus dem Notizblatt des Vereins für Erdkunde.

Nr. der Kreise	Städte und Zahl der Landgemeinden.	Gesammte Zahl der Einwohner.	Darunter befinden sich: Evangel.	Kathol.	Juden.	Dissentirende.
2)	Stadt Großgerau	2,226	2,131	30	62	3
	29 Dörfer	26,299	23,485	1,613	1,196	5
	Zusammen Kreis Großgerau	28,525	25,616	1,643	1,258	8
3)	Stadt Bensheim	5,104	284	4,730	90	—
	„ Gernsheim	3,488	188	3,197	103	—
	32 Dörfer ꝛc.	21,240	16,655	37,67	766	51
	Zusammen Kreis Bensheim	29,832	17,128	11,694	959	51
4)	Stadt Heppenheim	4,344	194	4,050	100	—
	15 Dörfer ꝛc.	19,683	5,005	14,223	454	1
	Zusammen Kreis Heppenheim	24,720	5,199	18,273	554	1
5)	Stadt Lindenfels	985	644	340	1	—
	„ Hirschhorn	1,966	111	1,814	41	—
	„ Neckarsteinach	1,450	1,082	312	56	—
	100 Dörfer ꝛc.	32,177	19,335	12,197	642	3
	Zusammen Kreis Lindenfels	36,578	21,172	14,663	740	3
6)	Stadt Wimpfen	2,737	2,458	238	38	3
	4 Dörfer ꝛc.	1,309	1,283	26	—	—
	Zusammen Kreis Wimpfen	4,046	3,741	264	38	3
7)	Stadt Offenbach	13,087	8,731	2,330	1,067	959
	„ Dreieichenhain	965	898	37	30	—
	„ Seligenstadt	3,208	81	2,938	189	—
	„ Steinheim	1,327	104	1,136	60	—
	29 Dörfer ꝛc.	29,695	13,090	15 615	949	5
	Zusammen Kreis Offenbach	48,282	22,904	22,119	2,295	964
8)	Stadt Dieburg	3,680	303	3,233	144	—
	„ Babenhausen	1,965	1,837	54	74	—
	„ Hering	515	328	187	—	—
	„ Reinheim	1,491	1,440	6	45	—
	65 Dörfer ꝛc.	44,984	30,861	11,684	1,421	18
	Zusammen Kreis Dieburg	51,635	34,769	15,164	1,684	18
9)	Stadt Neustadt	944	792	67	85	—
	Flecken Höchst	1,449	1,269	18	126	—
	„ König	1,731	1,621	30	80	—
	„ Vielbrunn	1,105	893	204	—	8
	38 Dörfer ꝛc.	12,771	11,035	1,573	163	—
	Zusammen Kreis Neustadt	18,000	15,610	1,892	490	8

Nr. der Kreise	Städte und Zahl der Landgemeinden.	Gesammte Zahl der Einwohner.	Darunter befinden sich: Evangel.	Kathol.	Juden.	Dissentirende.
10)	Stadt Erbach	2,325	2,185	140	—	—
	„ Beerfelden	3,003	2,782	45	176	—
	„ Michelstadt	3,414	3,080	120	214	—
	43 Dörfer ꝛc.	15,110	14,171	929	10	—
	Zusammen Kreis Erbach	23,852	22,218	1,234	400	—
	Ganze Provinz	319050	217739	90,201	9,877	1,213
	Darunter 24 Städte	92,974	60,039	28,355	3,450	1,130
	374 Dörfer ꝛc.	226076	157700	61,846	6,447	83
	II. Provinz Oberhessen.					
1)	Stadt Gießen	9,049	8,272	483	288	6
	„ Allendorf a. d. L.	1,338	1,269	1	68	—
	„ Großenlinden	1,251	1,204	4	43	—
	„ Königsberg	457	445	1	—	11
	„ Lich	2,444	2,355	20	69	—
	„ Stauffenberg	621	621	—	—	—
	43 Dörfer ꝛc.	30,209	29,170	44	965	30
	Zusammen Kreis Gießen	45,369	43,336	553	1,433	47
2)	Stadt Grünberg	2,456	2,453	3	—	—
	38 Dörfer	17,388	17,104	13	249	22
	Zusammen Kreis Grünberg	19,844	19,557	16	249	22
3)	Stadt Alsfeld	4,228	4,133	16	79	—
	„ Grebenau	810	626	4	186	—
	„ Homberg a. d. O.	1,735	1,665	6	61	3
	„ Romrod	1,110	1,007	2	101	—
	68 Dörfer ꝛc.	26,610	25,811	48	726	25
	Zusammen Kreis Alsfeld	34,499	33,242	76	1,153	28
4)	Stadt Lauterbach	3,525	3,509	15	1	—
	„ Herbstein	1,919	10	1909	—	—
	„ Schlitz	2,861	2,857	4	—	—
	66 Dörfer ꝛc.	22,085	21,913	108	64	—
	Zusammen Kreis Lauterbach	30,390	28,289	2,036	65	—
5)	Stadt Biedenkopf	3,015	3,003	12	—	—
	„ Battenberg	1,376	1,250	39	87	—
	„ Breidenstein	393	392	1	87	—
	„ Hatzfeld	1,138	1,138	—	—	—
	79 Dörfer ꝛc.	29,564	29,008	40	504	12
	Zusammen Kreis Biedenkopf	35,486	34,791	92	591	12

Nr. der Kreise	Städte und Zahl der Landgemeinden.	Gesammte Zahl der Einwohner.	Darunter befinden sich: Evangel.	Katbol.	Juden.	Dissentirende.
6)	Marktfleck Vöhl	788	651	1	136	—
	„ Altenlotheim	538	508	—	30	—
	„ Eimelrod	431	402	1	28	—
	„ Niederorke	151	151	—	—	—
	„ Thalitter	386	386	—	—	—
	15 Dörfer ꝛc.	3,803	3,595	3	205	—
	Zusammen Kreis Vöhl	6,097	5,693	5	399	—
7)	Stadt Vilbel	2,823	2,210	481	115	17
	25 Dörfer ꝛc.	19,935	14,841	3,736	1,355	3
	Zusammen Kreis Vilbel	22,758	17,051	4,217	1,470	20
8)	Stadt Friedberg	5,242	4,261	610	371	—
	„ Assenheim	970	845	45	80	—
	„ Münzenberg	909	785	3	121	—
	„ Oberrosbach	1,233	1,201	8	24	—
	„ Staden	555	438	17	100	—
	39 Dörfer ꝛc.	30,301	21,644	7,709	948	—
	Zusammen Kreis Friedberg	39,210	29,174	8,392	1,644	—
9)	Stadt Büdingen	2,921	2,804	19	91	7
	„ Wenings	993	902	2	89	—
	39 Dörfer ꝛc.	15,846	14,188	75	733	50
	Zusammen Kreis Büdingen	18,960	17,894	96	913	57
10)	Stadt Nidda	1,920	1,841	20	57	2
	„ Hungen	1,199	1,102	8	89	—
	„ Lisberg	493	493	—	—	—
	„ Ortenberg	1,065	969	11	80	5
	66 Dörfer ꝛc.	30,832	30,011	62	757	2
	Zusammen Kreis Nidda	35,509	34,416	101	983	9
11)	Stadt Schotten	2,413	2,302	9	102	—
	„ Laubach	2,068	1,950	10	108	—
	36 Dörfer ꝛc.	17,014	16,710	43	261	—
	Zusammen Kreis Schotten	21,495	20,962	62	471	—
	Ganze Provinz	309617	284405	15,646	9,371	195
	Darunter 37 Städte	66,830	60,410	3,765	2,604	51
	514 Dörfer ꝛc.	242787	223995	11,881	6,767	144

Nr. der Kreise	Städte und Zahl der Landgemeinden	Gesammte Zahl der Einwohner.	Darunter befinden sich: Evangel.	Kathol.	Juden.	Dissentirende.
	III. Provinz Rheinhessen.					
1)	Stadt Mainz	36,741	5,317	28,823	2,125	476
	„ Castel	3,360	225	3,022	113	—
	21 Dörfer	24,191	2,512	21,039	622	18
	Zusammen Kreis Mainz	64,292	8,054	52,884	2,860	494
2)	Stadt Bingen	5,383	335	4,585	463	—
	„ Gaualgesheim	2,082	104	1,927	51	—
	24 Dörfer	22,342	9,932	11,277	598	535
	Zusammen Kreis Bingen	29,807	10,371	17,789	1,112	535
3)	Stadt Alzei	5,382	3,311	1,665	319	87
	Marktfleck Flonheim	1,766	1,364	275	127	—
	„ Odernheim	1,861	1,418	268	71	104
	45 Dörfer	28,465	19,781	7,581	1,007	96
	Zusammen Kreis Alzei	37,474	25,874	9,789	1,524	287
4)	Stadt Worms	9,690	5,908	2,555	871	356
	„ Pfeddersheim	2,063	1,606	367	75	15
	41 Dörfer	38,380	24,295	12,022	1,269	794
	Zusammen Kreis Worms	50,133	31,809	14,944	2,215	1,165
5)	Stadt Oppenheim	3,218	1 456	1,489	204	69
	Marktfleck Wörrstadt	2,027	1,575	358	93	1
	42 Dörfer ꝛc.	38,696	22,300	14,698	1,458	240
	Zusammen Kreis Oppenheim	43,941	25,331	16,545	1,755	310
	Ganze Provinz	225647	101439	111951	9,466	2,791
	Darunter 11 Städte	73,573	22,619	45,334	4,512	1,108
	173 Dörfer	152674	78,820	66,617	4,954	1,683
	Ganzes Großherzogthum	854314	603583	217798	28,734	4,199
	Darunter 72 Städte	233377	143068	77,454	10,566	2,289
	1061 Dörfer ꝛc.	620937	460515	140344	18,168	1,910

Allgemeine geographische Verhältnisse des Großherzogthums Hessen.

Gebirge und Gewässer.

Von Dr. Fr. Voltz *).

Das ganze Großherzogthum Hessen wird von drei Theilen gebildet, welche ihrer geographischen Lage nach zwischen dem 25° 33′ und 27° 20′ östlicher Länge und dem

*) Aus: „Uebersicht der geologischen Verhältnisse des Großherzogthums Hessen von Fr. Voltz. Mainz 1852."

49° 13′ und 51° 20′ nördlicher Breite liegen und ihrer Größe nach ganz verſchieden ſind. Es hat nämlich :

Oberheſſen	74	Quadratmeilen,
Starkenburg	54	„
Rheinheſſen	25	„
zuſammen alſo	153	Quadratmeilen Flächeninhalt.

Die Provinzen Starkenburg und Rheinheſſen bilden ein Ganzes, welches nur durch den Rheinſtrom getrennt iſt. Die Grenzen dieſer beiden Provinzen ſind : gegen Norden das Gebiet des Herzogthums Naſſau, der freien Stadt Frankfurt und des Kurfürſtenthums Heſſen ; gegen Oſten : Baiern und Baden ; gegen Süden : Baden, und gegen Weſten : Rheinbaiern und Rheinpreußen. Zu der Provinz Starkenburg gehören drei von Würtemberg und Baden umſchloſſene, in ſüdöſtlicher Richtung liegende Parzellen mit der Stadt Wimpfen.

Der nördliche Theil des Großherzogthums, die Provinz Oberheſſen, zerfällt in mehrere Theile, welche ſowohl unter ſich, als auch von dem Haupttheile getrennt ſind. Die Grenzen des Haupttheiles ſind gegen Norden : Preußen und Kurheſſen ; gegen Oſten : Kurheſſen ; gegen Süden : daſſelbe und Frankfurt ; gegen Weſten : Heſſen-Homburg, Naſſau und Preußen. Die Provinz läuft nach Norden hin in einen ſchmalen Streifen aus, welcher das Hinterland genannt wird und der wiederum von der noch nördlicheren Herrſchaft Itter durch preußiſches, kurheſſiſches und waldeckiſches Gebiet getrennt iſt. Dieſe beſteht aus drei verſchiedenen Theilen, deren größter von kurheſſiſchem und waldeckiſchem, die Gemarkung Höringhauſen, ſowie das nordweſtlich davon liegende Kirchſpiel Eimelrod ganz von waldeckiſchem Gebiet umſchloſſen ſind.

In der Nähe von Frankfurt liegen mehrere Dörfer, Vilbel, Niederurſel, Steinbach, Rödelheim und ein Walddiſtrikt, theils von kurheſſiſchem, theils von dieſem, naſſauiſchem und heſſen-homburgiſchem Gebiete umgeben. In der Wetterau liegen als kurheſſiſche und naſſauiſche Enclave die Aemter Dorheim und Reichelsheim und im Vogelsberg der kurheſſiſche Bezirk Ruhlkirchen.

Gebirge.

Zwei Gebirge, deren höchſter Punkt eine Höhe von 3131 Fuß erreicht, gehören faſt ausſchließlich dem Großherzogthume an, nämlich der Odenwald in dem ſüdlichen und der Vogelsberg in dem nördlichen Theile. Außer dieſen berühren das Land mehr oder weniger die Hard, der Taunus und die weſtphäliſchen Gebirge.

1) Odenwald.

Zwiſchen Rhein, Main und Neckar gelegen, nimmt dieſes Gebirg einen Flächenraum von ungefähr 45 Quadratmeilen ein. Es macht faſt die Hälfte der Provinz Starkenburg und zwar ihren ſüdlichen und öſtlichen Theil aus und iſt ihr einziges Gebirg.

Der Theil des Odenwaldes, welcher Heſſen angehört, hat eine Längenausdehnung von etwa 14 Stunden, und zwar erſtreckt er ſich von Süden nach Norden. Die größte Breitenausdehnung dieſes Theiles mag ungefähr 10 Stunden betragen. Er beſteht aus vier Gebirgszügen die ſämmtlich von Süden nach Norden parallel laufen und in enger Verbindung mit einander ſtehen.

Der weſtlichſte dieſer Gebirgszüge begrenzt die Rheinebene nnd zieht ſich der Bergſtraße entlang hin. Seine vorzüglichſten Höhen ſind der Melibokus 2079 Fuß und der Frankenſtein 1589 Fuß.

Die zweite Gebirgsreihe iſt in ihrem nördlichſten Theile ſehr verzweigt, zieht ſich aber in ihrem Hauptſtreichen doch parallel mit der erſten und zwar etwa von Waldmichelbach bis Reinheim, welche beide Orte für Heſſen als ihre äußerſten Endpunkte angeſehen werden können. Sie enthält die bedeutendſten Höhen des Odenwaldes,

nämlich den Hardberg bei Waldmichelbach 2381 Fuß, die Neunkirchener Höhe 2362 und die Tromm 2216 Fuß.

Längs des linken Mümlingufers zieht sich von dem vorigen der dritte Gebirgszug, der durch die Beerfelder Höhe mit dem östlich daran gelegenen in enger Verbindung steht und sich bis Obernburg am Main erstreckt. Die höchsten Kuppen dieses Zuges sind: der Morsberg (bei Oberkainsbach, gegen 2000 Fuß) der Otzberg 1477, der Breuberg 1227 Fuß.

Die vierte und östlichste Bergreihe des Odenwaldes ist die bedeutendste und zieht sich im Norden an dem rechten Mümlingufer, im Süden zu beiden Seiten des Gammelsbaches hin. Dieser Zug enthält die Sensbacher Höhe 2219 Fuß, den Würzberg 2163 Fuß, Eulbach 2046 Fuß, Beerfelden 1594 Fuß. Dieser Theil des Odenwaldes steht durch die vom Würzberge aus nach Süden sich verzweigende sogenannte Hohetrasse mit dem Katzenbuckel bei Eberbach, dem höchsten Berge des Odenwaldes, in Verbindung. Er wird von der Sensbacher Höhe nur durch das Thal des Itterbachs getrennt.

Abfall. Der westliche Theil des Odenwaldes hat den stärksten Abfall, während die östlich gelegenen Gebirgezüge weniger steile Gehänge zeigen. Die höchsten Kuppen finden sich im Süden und es verflacht sich das Gebirg in der Richtung von Süden nach Norden, also nach der Mainebene hin mehr und mehr, so daß das am nördlichen Ende gelegene Darmstadt nur noch eine Seehöhe von 589 Fuß hat.

Bergformen. Langgezogene, durch tief eingeschnittene Thäler getrennte Gebirgsrücken sind für den Odenwald charakteristisch. Doch finden sich auch hin und wieder ziemlich schroff ansteigende Berge mit sehr malerischen Felspartieen.

Thäler. Die Richtung der Thäler ist derjenigen der Hauptgebirgszüge entsprechend. Die beiden Hauptthäler, nach welchen die Flüsse des Odenwaldes größtentheils ihren Lauf nehmen, nämlich des Mains und Neckars, können als Querthäler angesehen werden, während die übrigen kleine Längenthäler sind. Das Thal des Mains berührt den hessischen Odenwald gar nicht, während das des Neckars auf einer kurzen Strecke zwischen Eberbach und Neckargemünd die Grenze gegen Baden ausmacht. Das Neckarthal ist gerade an dieser Stelle sehr schön und sucht unter den übrigen Thälern Deutschlands seines Gleichen. Von den beiden Hauptwasserscheiden des Odenwaldes, dem Gebirge der Neunkirchener Höhe und dem Sandsteingebirge von Hamelbach und Beerfelden aus bemerkt man den Zug der Thäler in der Richtung von Süden nach Norden und umgekehrt. In ersterer ziehen sich die Thäler der Modau und Gerspreng mit einer Menge kleiner Seitenthäler deren Hauptrichtung dieselbe ist, und die Mümling mit ihren vielen kurzen Querthälern auf beiden Seiten. Das Mümlingthal ist wohl das schönste des ganzen Odenwaldes.

Nach Süden gerichtet ist das schöne und häufig besuchte Birkenauer Thal, das sich von Lindenfels bis Weinheim erstreckt. Ferner ziehen die Thäler des Ulven-, Finken- und Euterbachs in dieser Richtung.

Von den kleineren Seitenthälern sind noch das Schönberger, Hochstätter, und Balkhäuser Thal zu nennen.

2) Der Vogelsberg.

Der Vogelsberg nimmt fast den ganzen östlichen Theil der Provinz Oberhessen ein. Er ist das höchste Gebirg des ganzen Landes, indem seine bedeutendste Höhe, der Taufstein, 3131 Fuß hoch ist. In seiner größten Ausdehnung von Süd-West nach Nord-Ost hat er eine Länge von etwa 16 und eine Breite von 10 Stunden. Er schließt sich gegen Süden eng an die Rhön an.

Der Habitus des ganzen Gebirges ist von dem des Odenwaldes ganz und gar verschieden. Von einer zu einer Hauptgruppe vereinigten Anzahl von Höhen laufen radial nach allen Richtungen hin einzelne Höhenzüge aus, welche mit ihrer Entfernung

vom Hauptgebirgsſtocke an Breite zu- aber an Höhe abnehmen und ſich theils an die benachbarten Gebirge anſchließen, theils nach der Wetterau und der Fulda hin verflachen. Der höchſte Theil des Vogelsgebirges wird durch den Taufſtein gebildet, welcher mehr dem öſtlichen Theile des Gebirges angehört; ſüdweſtlich davon liegt der 2693 Fuß hohe Bilſtein und nordweſtlich der etwas höhere Geiſelſtein, welche zuſammen zu einer Felſengruppe vereinigt ſind. In enger Verbindung mit dieſen Höhen ſtehen noch der Siebenahorn, der Forellenteich, Ulrichſtein, der Eckmannshain und die Feldkrücker Höhe (2590 Fuß). In der Nähe der Taufſteinsgruppe befinden ſich noch der Hoherodskopf und die Herchenhainer Höhe 2963 Fuß. Auf dem öſtlichen, dem Fuldagebiete angehörenden Theile des Gebirges iſt der Röſſelberg die bedeutendſte Höhe, welche ebenfalls mit dem Taufſtein in enger Verbindung ſteht.

Gebirgsformen. Die Form der Berge des Vogelsgebirges iſt die überhaupt den Baſaltbergen eigenthümliche Kegelgeſtalt. Obwohl dieſe bei dem Ganzen auf überraſchende Weiſe hervortritt, ſo zeigt ſie ſich doch bei den einzelnen Bergen nicht ſo deutlich. Dieſe ſind mehr lang gezogen, nach ihrer Baſis zu ſich verflachende Rücken, oft mit ziemlich ſtarkem Abfall nach den Thälern zu. Man kann daher mit Recht von dem Vogelsgebirge ſagen, daß es als Ganzes genommen einen ungeheuren Kegel darſtellt, von deſſen Spitze aus Furchen nach allen Punkten ſeiner Baſis hingehen.

Thäler. Wie ſchon oben erwähnt, gibt es in dem Vogelsberge keine Hauptrichtung, welcher die Thäler folgen. Auch ſind dieſelben nicht beſonders ausgezeichnet durch pittoreske Formen, wie man ſie im Odenwalde antrifft, obwohl ſich hin und wieder recht ſchöne und maleriſche Punkte darin finden, wie in dem Thale der Nidder, zwiſchen Lißberg und Hirzenhain, dem des Seemenbachs nach Büdingen zu. —

Die bedeutendſten Thäler ſind die der Wetter, Horloff, Nidda, Nidder, des Seemenbaches, der Bracht, Schlitz, Schwalm, Ohm und Wieſeck.

3) Hinterländer Gebirge.

Unter dieſem Namen begreife ich den Theil der rheiniſch-weſtphäliſchen Gebirge, welche ausſchließlich das ſogenannte Hinterland bilden. Das ganze Gebirge zieht ſich von den Ardennen her durch die Eifel über den Rhein hin und nimmt den großen Raum zwiſchen der norddeutſchen Ebene, dem Taunus und Vogelsberge ein. Der Theil, welcher dem Großherzogthume angehört, hat eine Länge von etwa 14 und eine durchſchnittliche Breite von 3 Stunden. Die Hauptwaſſerſcheide des weſtphäliſchen Gebirges zieht ſich in einer ziemlich geraden Richtung von Siegen nach Paderborn und darüber hinaus. Der weſtliche Abfall des Gebirges gehört ganz dem Flußgebiete des Rhein, dagegen der öſtliche und ſüdöſtliche, theils dem der Weſer, theils dem des Rhein an. In dem heſſiſchen Theile trennen die bedeutenden Höhen zwiſchen Biedenkopf und Hatzfeld beide Flußgebiete.

Abfall. Im Allgemeinen iſt der Abfall des Gebirgs nach Oſten hin ziemlich ſteil; doch wird an einigen Orten die Steilheit dadurch etwas vermindert, daß das bunte Sandſteingebirge höher hinaufreigt, wodurch denn eine allmähliche Verflachung eintritt. Die einzelnen Berge haben meiſt einen ſehr bedeutenden Abfall und die oft romantiſchen Thäler ſind gewöhnlich von ſteilen Bergwänden eingeſchloſſen.

Bergformen. Langgeſtreckte, oben häufig etwas abgeplattete Bergzüge ſind für das Schiefergebirge im Allgemeinen charakteriſtiſch und geben ſeinen Thälern in Verbindung mit den ſteilen, dunkeln, oft von grotesken Felspartieen bedeckten Gehängen den eigenthümlichen Reiz, welcher manche derſelben ſo berühmt und anziehend gemacht hat.

Thäler. Unter dieſen ſind es vorzüglich zwei, welche für das Hinterland von Wichtigkeit ſind, das der Eder und das der Lahn. Die Quellen beider Flüſſe befinden ſich ganz nahe bei einander nebſt der der Sieg an dem Ederkopf, etwa 3 Stunden von der heſſiſchen Grenze entfernt in Weſtphalen. Die Eder nimmt zuerſt eine ganz nördliche Richtung, biegt aber nach einem Lauf von einigen Stunden nach Oſten um

und behält, mehrere sehr bedeutende Krümmungen abgerechnet, im Allgemeinen diese Richtung bis zu ihrer Vereinigung mit der Schwalm bei. Innerhalb der Grenzen von Hessen macht das Ederthal mehrere äußerst auffallende Krümmungen, wie namentlich zwischen Hatzfeld und Battenberg. Es trägt den allgemeinen Charakter der bedeutenderen Thäler des rheinischen oder westphälischen Gebirges vollständig an sich.

Das Lahnthal zieht, wie das Ederthal, quer von Westen nach Osten durch das Hinterland, macht indessen nicht die auffallenden Biegungen wie jenes. Zwischen beiden Thälern finden sich die größten Höhen des Hinterlandes, wie die Sackpfeife bei Hatzfeld 2680 Fuß, Hasserod bei Biedenkopf 2501 Fuß.

4) Hard.

Die Hard erstreckt sich von den Vogesen aus in nördlicher Richtung parallel mit dem Rheinstrom durch die baierische Rheinpfalz und sendet ihre nördlichsten Ausläufer bis nach Rheinhessen hin. Das Gebirg, welches sonst nicht arm ist an großartigen Naturseltenheiten, wie zumal in Rheinbaiern, zeigt sich bei uns zumeist nur als niedriges Hügelland. In dem westlichen Theile von Rheinhessen erreichen indessen einzelne Berge eine beträchtliche Höhe, wie der Eichelberg bei Fürfeld 1280 Fuß, der Warteberg bei Alzei 1140 Fuß.

Die Form des Landes ist die hügelig-wellenförmige, aus der einzelne mehr domförmige Berge, wie der Wisberg bei Gaubickelheim, oder der Kegelform noch mehr genäherte Berge, wie zumal der Eichelberg, hervorragen.

Unter den Thälern zeigt sich nur eins als Längenthal, nämlich das der Selz, welches vom Donnersberg aus von Süden nach Norden durch die fruchtbare Gegend hinzieht. Es ist fast stets offen und nur selten wird es von rebenbekränzten niedrigen Bergen etwas eingeengt. Von den übrigen kleineren Thälern erwähne ich nur noch das des Apfelbachs, welches an einigen Partieen, wie zwischen Neubamberg und Wöllstein, plötzlich den ganzen Charakter der Gegend ändert, indem man sich auf einmal aus einer fruchtbaren lachenden Gegend in eine öde, aber groteske Gebirgslandschaft versetzt sieht.

5) Taunus.

Der Taunus berührt nur auf eine Erstreckung von wenigen Stunden mit seinem nördlichsten und schmälsten Ende das Großherzogthum. Er zeigt sich hier, wie überhaupt in seinem ganzen Auftreten, als ein lang gezogenes Gebirg von ziemlich steilem Abfalle, das uns aber auf der kleinen Fläche, welche es bei uns einnimmt, nur wenig Charakteristisches zeigt.

Die bedeutendsten Höhen des Großherzogthums Hessen.

(Nach Hügel's Karte von Hessen.)

1) Hinterländer Gebirge.

1) Sackpfeife	2,680′	7) Taubhaus	2,210′
2) Hohe Warte	2,582′	8) Dünberg	2,016′
3) Hasserod	2,501′	9) Ludwigshütte	1,145′
4) Görzberg	2,385′	10) Biedenkopf (Marktplatz)	1,129′
5) Reichersberg	2,261′	11) Gladenbach	1,052′
6) Struthkopf bei Battenberg	2,219′	12) Eckelshausen (Brücke)	1,044′

2) Vogelsberg.

1) Taufstein	3,131′	7) Lauterbach (Poſt)	1,198′
2) Herchenhainer Höhe	2,963′	8) Ruppertenrod	1,180′
3) Bilstein	2,693′	9) Schellenhauſen	1,149′
4) Feldkrücker Höhe	2,590′	10) Grünberg (Markt)	1,097′
5) Auerberg	2,008′	11) Stauffenberg (Ruine)	1,082′
6) Romrod (Kirche)	1,248′	12) Alsfeld (Markt)	1,062′

3) Wetterau.

1) Schränzer bei Butzbach	1,255′	6) Büdingen (ref. Kirche)	544′
2) Ronneburg	991′	7) Nidda	534′
3) Butzbach (Markt)	803′	8) Düdelsheim	508′
4) Friedberg (Burghof)	642′	9) Heldenbergen	504′
5) Gießen (Markt)	640′	10) Lindheim (Rathhaus)	492′

4) Odenwald.

1) Hardberg	2,381′	20) Breuberg	1,227′
2) Neunkirchener Höhe	2,362′	21) Roßberg bei Zeilhard	1,206′
3) Sensbacher Höhe	2,219′	22) Starkenburg	1,191′
4) Tromm	2,216′	23) Bollwerk bei Lichtenberg	1,137′
5) Würzberg	2,163′	24) Ludwigshöhe bei Darmſtadt	974′
6) Melibokus	2,079′	25) Pfirſchberg	950′
7) Felsberg	2,063′	26) Herrenberg	870′
8) Eulbach	2,046′	27) Erbach	849′
9) Bornholz	1,964′	28) Michelſtadt (Kirche)	834′
10) Steinkopf	1,618′	29) Lengfelder Kirche	815′
11) Lindenfels (Schloß)	1,616′	30) Oberramſtadt	812′
12) Beerfelden, Urſprung der Mümling	1,594′	31) Fürth (Kirche)	773′
13) Frankenſtein	1,589′	32) König	720′
14) Otzberg	1,477′	33) Brensbach (Kirche)	696′
15) Auerbach (Thurm)	1,474′	34) Niederramſtadt (Kirche)	694′
16) Freienſtein	1,474′	35) Großbiberau	651′
17) Zeller Kopf	1,418′	36) Umſtadt (Brücke)	647′
18) Schnellerts	1,410′	37) Spachbrücken	646′
19) Tannenberg bei Seeheim	1,365′	38) Reinheim (an der Bach)	645′
		39) Darmſtadt (Stadtkirche)	589′

5) Rheinheſſen.

1) Eichelberg bei Fürfeld	1,280′	11) Nierſteiner Warte	773′
2) Warteberg bei Alzei	1,140′	12) Rochuskapelle bei Bingen	760′
3) Goldacker	1,095′	13) Alzei (Markt)	685′
4) Signal I. bei Ockenheim	1,092′	14) Oppenheim (höchſter Punkt der Hauptſtraße)	432′
5) Bei Spiesheim	1,052′	15) Niederingelheim (Kirche)	412′
6) Bei Wörrſtadt	1,014′	16) Niederolm (Kirche)	409′
7) Petersberg bei Odernheim	987′	17) Worms (Markt)	390′
8) Wörrſtadt (Rathhaus)	853′	18) Mainz (Pegel)	323′
9) Pfaffberg	812′	19) Bingen (Pegel)	309′
10) Wackernheim	801′		

Gewäſſer.

Das ganze Großherzogthum Heſſen gehört nur zweien Flußgebieten an, nämlich dem des Rheins und dem der Weſer. Bei weitem der größte Theil des Landes ſchickt ſeine Gewäſſer dem erſteren, während nur der öſtliche Theil des Vogelsbergs, ein Theil des Hinterlandes und die Herrſchaft Itter Abdachung nach der Weſer haben.

A. Stromgebiet des Rheins.

Der Rhein erreicht die Grenze des Landes oberhalb Worms und behält von da an bis Mainz ſeine frühere nördliche Hauptrichtung bei, verändert ſie aber bei letzterer Stadt, indem er ſich faſt in einem rechten Winkel gegen Weſten wendet, und verläßt endlich bei Bingen das Großherzogthum. Sein Lauf durch Heſſen mag etwa 12 Meilen lang ſein. — Das breite Rheinthal iſt auf der linken Seite von der Hard, auf der rechten von dem Odenwalde eingefaßt und dehnt ſich von Mainz aus zwiſchen Taunus und Odenwald zu einer noch größeren Ebene aus, welche erſt in größerer Ferne von den Bergen des Speſſart, der Rhön und des Vogelsberges geſchloſſen wird.

Die Hauptnebenflüſſe des Rheins auf dem von uns zu betrachtenden Gebiete ſind folgende :

1) Der Neckar.

Dieſer ergießt ſich zwar nicht innerhalb des Großherzogthums in den Rhein, aber er berührt die Grenzen des Landes und nimmt einige kleinere Flüßchen auf dieſem Wege auf. Zuerſt bildet er die öſtliche Grenze des abgelegenen Bezirkes Wimpfen, dann begrenzt er die Provinz Starkenburg auf der Strecke zwiſchen Eberbach und Neckargemünd. Bei Hirſchhorn empfängt er den von der Hirſchhorner Höhe herabkommenden Finkenbach, nachdem ſich dieſer kurz vorher mit dem Ulfenbach, welcher ſeinen Urſprung hinter Waldmichelbach nimmt, vereinigt hatte. Bei Neckarſteinach nimmt er die Steinach auf, welche, meiſt durch badiſches Gebiet fließend, faſt parallel mit dem Finkenbach läuft.

2) Die Weſchnitz.

Dieſe entſpringt bei Hamelbach, fließt anfangs nordöſtlich, wendet ſich aber bald gegen Weſten und verläßt bei Weinheim das Gebirg. Kaum in die Rheinebene eingetreten, ändert ſie abermals ihren Lauf, indem ſie ſich gegen Nordweſten wendet, und theilt ſich ſogleich in zwei Arme, die ſich bei Lorſch wieder vereinigen, worauf ihr Lauf wieder weſtlich wird. Nachdem ſie zuletzt noch einmal nordweſtliche Richtung angenommen, fließt ſie bei Biblis nach 14ſtündigem Laufe in den Rhein.

3) Die Modau.

An der Neunkirchener Höhe entſpringend, fließt die Modau zuerſt gegen Norden, bis ſie ſich bei Oberramſtadt nach Weſten biegt. Bei Eberſtadt tritt ſie in die Ebene und theilt ſich zwiſchen hier und Pfungſtadt in zwei Arme, von denen der eine bei Stockſtadt (eigentliche Modau) der andere in der Nähe von Hofheim unter dem Namen des Sandbachs in den Altrhein ſich ergießt.

4) Der Landgraben.

Er durchzieht die ſogenannte Riedgegend der Länge nach, indem er ziemlich beſtändig nordweſtliche Richtung einhält, nimmt bei Trebur den von Oſten herkommenden Schwarzbach auf und ergießt ſich bei Ginsheim in einen Arm des Rheins.

5) Der Main.

Er berührt in der Gegend von Seligenſtadt zum erſtenmale das Land, zieht ſich von da mit mannichfachen Windungen, einen Halbkreis bildend und nach einander

die Grenze zwiſchen dem Großherzogthum, Baiern, Kurheſſen und Naſſau bildend und das Frankfurter Gebiet durchfließend, bis Koſtheim, wo er ſich in den Rhein ergießt. Sein Thal verflacht ſich von Aſchaffenburg aus immer mehr und bildet zuletzt mit dem des Rheins die große Ebene, deren wir ſchon oben Erwähnung thaten.

Das Waſſer des Mains iſt, weil er in Baiern lange durch das Gebiet des bunten Sandſteins fließt, röthlich gefärbt und unterſcheidet ſich dadurch ſehr von dem des Rheins. Dieſer Unterſchied iſt ſogar noch eine gute Strecke unterhalb ſeines Einfluſſes in dem Rheine wahrzunehmen. Seine bedeutendſten Nebenflüſſe ſind :

a) Die Mümling.

Sie entſpringt zu Beerfelden und hat von da bis Neuſtadt nördliche Richtung; hier aber wendet ſie ſich gegen Nordoſten und ergießt ſich bei Obernburg in Baiern in den Main. Ihr ganzer Lauf hat etwa eine Länge von 4 Meilen, während deſſen ſie durch eins der ſchönſten und fruchtbarſten Thäler des Odenwaldes fließt.

b) Gerſprenz.

Sie entſteht durch Vereinigung mehrerer Quellbäche, von denen einer bei Oberoſtern, ein anderer an der Neunkirchener Höhe quillt. Nach Vereinigung dieſer beiden bei Bockenrod fließt ſie mit nördlicher Richtung bis Dieburg. Zwiſchen hier und Babenhauſen geht aber dieſe allmählig in eine nordöſtliche über. Sie ergießt ſich bei Stockſtadt auf bairiſchem Gebiet in den Main. Ihr ganzer Lauf beträgt ungefähr 6 Meilen.

Aus Oberheſſen iſt als Nebenfluß des Mains nur

c) Die Nidda

zu erwähnen. Sie hat ihre Quelle auf der Nordſeite des Tannſteins im ſogenannten Landgrafenborn; ſie verläßt bei Nidda den Vogelsberg, behält aber ihre urſprüngliche ſüdweſtliche Richtung noch bis Aſſenheim bei, wendet ſich dann ganz ſüdlich und fällt nach ſehr vielen Krümmungen bei Höchſt im Naſſauiſchen in den Main. In der Wetterau nimmt ſie die ebenfalls aus dem Vogelsberge kommenden Flüßchen Horloff und Wetter auf der rechten und die Nidder auf der linken Seite auf.

Dem Rhein fließt aus Oberheſſen zu :

6) Die Lahn.

Sie entſpringt am Ederkopf in Weſtphalen, fließt von hier bis Marburg öſtlich, von da bis Gießen ſüdlich, wendet ſich hier nach Südweſten und geht endlich ganz nach Weſten bis zu ihrer Mündung bei Niederlahnſtein unweit Koblenz. Sie berühre Heſſen in zwei verſchiedenen Gegenden : zuerſt fließt ſie quer durch das Hinterland und dann berührt ſie die Grenze des Landes bei Gießen und verläßt es, nachdem ſie eine kurze Strecke bei Gießen hindurchgefloſſen iſt. Ihre Hauptnebenflüſſe ſind :

Aus dem Hinterlande auf der rechten Seite die Pferf, die Salzböde und mehrere kleinere Bäche.

Aus dem Vogelsberge die Ohm, die von Ulrichſtein kommt und in der Nähe von Marburg auf ihrer linken Seite einmündet; die Lumda, aus der Gegend von Grünberg kommend und bei Lollar einmündend, und die Wieſeck, welche bei Gießen einſtrömt.

B. Stromgebiet der Weſer.

Die Weſer entſteht bekanntlich aus der Vereinigung der Werra und Fulda bei Münden. Die Letztere fließt auf der öſtlichen Seite des Vogelsberges etwa $2^1/_2$ Meilen weit durch Heſſen. Ihr fließt aus dem Vogelsberge die Schlitz zu, welche aus der

Vereinigung der Altfell und Lauterbach entsteht, sowie die Jossa. Die Schwalm, welche ebenfalls aus dem Vogelsberg kommt, vereinigt sich bei Efze in Kurhessen mit der Eder und fließt mit dieser in die Fulda. Die Eder kommt vom Ederkopf, wie die Lahn, fließt aber nordöstlich und berührt Hessen zweimal, zuerst in vielfachen Krümmungen das Hinterland und später die Herrschaft Itter durchfließend; hier nimmt sie die Itter auf. Durch das Kirchspiel Eimelrod fließt die Diemel, welche sich bei Karlshafen direkt in die Weser ergießt.

Allgemeine geognostische Verhältnisse des Großherzogthums.

Von Fr. Voltz.

Das Großherzogthum Hessen besitzt auf einem verhältnißmäßig kleinen Raume eine bedeutende Anzahl von Gebirgsbildungen. Denn mit Ausnahme der Kreide- und Juraformation sind fast alle Formationen vertreten, wenn auch manche von ihnen nur auf einen kleinen Raum beschränkt sind oder nur die Grenzen berühren. Der größte Theil des hessischen Odenwaldes gehört der sogenannten Primitivbildung, dem Granit, Gneuß, Syenit ꝛc. an, die hin und wieder von jüngeren plutonischen Gesteinen durchbrochen werden. Die älteren plutonischen Gesteine, wie Diorite, finden sich besonders im Hinterlande und in Rheinhessen, der Basalt vorzugsweise im Vogelsberge, wo derselbe eine Verbreitung hat, wie vielleicht nirgends in der Welt. — Was die neptunischen Bildungen betrifft, so findet sich das rheinische Schiefergebirge in dem ganzen Hinterlande und der Gegend nördlich von Gießen fast als die einzige Formation, auf welche sich dann in der Wetterau das Todtliegende und die Kupferschieferformation auflagern. Letztere erscheint schön entwickelt und unmittelbar auf der oberen Abtheilung des rheinischen Schiefergebirges, dem Posidonomyenschiefer ruhend, in dem nördlichsten Theile des Landes, der Herrschaft Itter. Hiernach sehen wir in großer Verbreitung zwischen Odenwald und Vogelsberg und diesen auf drei Seiten umgebend oder vielmehr von seinen vulkanischen Massen durchbrochen und stellenweise auf denkwürdige Weise verändert, die Triasgruppe, deren ältestes Glied, der bunte Sandstein, jedoch fast ausschließlich als ihr Vertreter erscheint, während der Muschelkalk und Keuper sehr wenig verbreitet sind.

Ueber der Trias fehlt, wie schon bemerkt, die ganze Jura- und Kreideformation. Auf den älteren Karten und auch noch auf der des Herrn Hauptmann Becker ist zwar zwischen Gießen und Marburg und auch auf der südlichen Seite des Vogelsbergs Quadersandstein angegeben. Indessen beruht diese Angabe auf einem Irrthume, welcher in dem zweiten Jahresbericht der Oberhessischen Gesellschaft für Natur- und Heilkunde von 1849, Seite 40, durch Herrn Professer Credner erklärt und berichtigt wurde. Man ist nämlich hierbei der Angabe von Kreuzer in seiner geognostischen Beschreibung der Umgegend von Marburg gefolgt, welcher den dort auftretenden bunten Sandstein mit diesem Namen belegt hat, wahrscheinlich ohne damit jenes Glied der Kreideformation bezeichnen zu wollen.

Der Mangel der genannten beiden Formationen wird durch das Vorhandensein einer anderen Bildung ersetzt; welche sowohl technisch wie wissenschaftlich das größte Interesse hat. Hessen besitzt nämlich eine jener großen Tertiärbildungen, welche sich uns als aus Binnenmeeren entstanden darstellen und deren Flora und Fauna, bei vielen Abweichungen von den heutigen in denselben Gegenden, den Uebergang zu der jetzigen Schöpfungsepoche zeigen. Es ist dieses das sogenannte Mainzer oder mittelrheinische Tertiärbecken, dessen Ablagerungen sich als der mittleren Tertiärepoche angehörend erwiesen haben. Es nimmt fast den ganzen Landstrich zwischen Taunus, Odenwald, Vogelsberg und den Vogesen ein, erstreckt sich häufig über die Grenze des Großherzogthums hinaus und ist endlich überlagert von den Diluvialmassen der Wetterau und des Rheinthales.

Nachfolgende Zusammenstellung der in unserem Gebiete auftretenden Gebirgsbildungen wird dazu dienen, sich bei einem Blick auf die Karte eine vorläufige allgemeine Uebersicht davon zu verschaffen.

A. Neptunische Bildungen.

	Gebirgsbildungen.	Verbreitung.
I.	Alluvium	Rheinebene.
II.	Diluvium	Gießen, Wetterau, Rhein, Bergstraße.
III.	Tertiärformation	Mainzer Becken, als Theil desselben, die Wetterau und einzelne Stellen im Vogelsberg, wie Laubach, Ettingshausen, Altenschlirf ꝛc.
IV.	Triasgruppe :	
	a) Keuper	Wimpfen, Angersbach.
	b) Muschelkalk	Michelstadt, Wimpfen, Lauterbach.
	c) Bunter Sandstein . . .	Odenwald zum Theil, Wetterau zum Theil, Itter zum Theil.
V.	Kupferschieferformation	Itter, Wetterau.
VI.	Todtliegendes	Battenberg, Wetterau, Langen, Nierstein.
VII.	Steinkohlenformation	Westlichster Theil von Rheinhessen.
VIII.	Rheinisches System :	
	a) obere Gruppe	Itter, Battenberg, Gießen.
	b) mittlere Gruppe	Gegend von Gießen.
	c) untere Gruppen	Hinterland, Butzbach.

B. Metamorphosische Bildungen.

Taunusgestein (Sericitschiefer) . . . Bingen, Friedberg.

C. Urgebirg.

Granit, Gneuß, Syenit . . . . . Odenwald.

D. Plutonische Bildungen.

I.	Porphyr	Gegend von Darmstadt, Wöllstein, Fürfeld, Siefersheim, Derheim bei Oppenheim.
II.	Grünsteine	Hinterland, Wetterau, Darmstadt, Dietzenbach, Niederwiesen, Wendelsheim, Tiefenthal, Weinheim bei Alzei.
III.	Serpentin	Frankenstein.

E. Vulkanische Bildungen.

I.	Basalt	Vogelsberg, Wetterau, Odenwald, Nierstein bei Oppenheim.
II.	Phonolith	Salzhausen, Eschenrod.
III.	Nephelinfels	Meiches im Vogelsberg.

Das Verbreitungsgebiet des Basalts in Hessen.

Von Fr. Becker *), Major im Großh. Generalquartiermeisterstabe.

Einen sehr wesentlichen Antheil an der Constituirung der zu betrachtenden Landestheile nimmt der Basalt und seine Laven einschließlich der verwandten Bildungen des Dolerits und Phonolits, sowie des Trachyts.

Im Odenwalde tritt der Basalt oft, jedoch stets in vereinzelten Partien auf, deren ausgezeichnetste der Roßberg, 928 P. F. hoch, bei Roßdorf, und der 1136 P. F. hohe Otzberg sind. Nur diese beiden Basaltberge haben eine beträchtliche kegelförmige Erhebung über das umliegende Terrain ohne große Ausdehnung; die anderen Vorkommen sind unbedeutender, wenn auch nicht in ihrer Verbreitung, doch hinsichtlich ihrer Erhebung. Diese Fundorte für Basalte sind die Stetteritz bei Gundernhausen, Firstberg bei Großbieberau, Steinbuckel bei Dippelshof, einige Kuppen in dem bunten Sandstein, welchee den Otzberg begränzt, Auerbacher Schloßberg, Gegend von Mittershausen, und im nördlichsten Odenwalde die Gegenden von Messel, Urberach, Philippseich. Am Otzberg und am Steinbuckel bei dem Dippelshofe, zeigen sich die verändernden vulkanischen Einwirkungen auf das umgebende vom Basalte durchbrochene neptunische Gestein.

Im Mainthal bei Steinheim ist noch die sich wenig über die Thalebene erhebende Doleritmasse von nicht unbeträchtlicher Verbreitung, zu bemerken, bei welcher namentlich der darin vorkommenden Opale zu gedenken ist.

Trachyt findet sich nur in zwei isolirten Partien im Gebiete des Todtliegenden, nämlich an der Thomashütte in der Sporneiche bei Messel, in ausgezeichnet prismatischer Absonderung, und am hohen Berg zwischen Dietzenbach und Heusenstamm.

Im badischen Odenwalde findet sich die Doleritmasse des 1930 P. F. hohen Katzenbuckels bei Eberbach, des höchsten Punktes des Odenwaldes, ferner der Dolerit von Neckarelz und der Basalt des Steinberges bei Weiler ohnweit Sinsheim.

Die Basalte der linken Rheinseite beschränken sich auf ein isolirtes Vorkommen bei Wachenheim und ein sehr beschränktes bei Nackenheim, beide im Gebiete des bunten Sandsteins.

Um so beträchtlicher ist das Auftreten des Basaltes auf der rechten Mainseite.

In zusammenhängender ziemlich gleichförmiger Masse und einen Flächenraum von etwa 40 Quadratmeilen einnehmend constituirt er das Gebirge des Vogelsberges, dessen höchste Punkte im Oberwalde (Feldkrücker Höhe, Herchenhainer Höhe, Ulrichsteiner Schloß, Taufstein) 2000 — 2400 P. F. hoch ansteigen. Im Inneren dieser zusammenhängenden Masse treten nur einige Tertiärbildungen auf. Ringsum auf der Grenze der Hauptmasse zeigen sich mehr oder weniger ausgedehnte Basaltmassen, deren Lage durch die Namen Ronneburg, Hardegg, Glauburg, Assenheim, Fauerbach, Friedberg, Gießen und Staufenberg auf beiden Lahnseiten, Amöneburg, Homberg an der Ohm näher bezeichnet wird. Auf der Nordostseite finden sich längs der Grenze kleine isolirte Partien im Sandstein, und auf der Südostseite hängt der Basalt des Vogelsberges mit dem des Rhöngebirges durch einen breiten Terrainstreifen in der Gegend von Schlüchtern, den Gebirgssattel zwischen Kinzig und Fulda bildend, beinahe zusammen.

Besondere Erwähnung finden hierbei die Dolerite von Wilhelmsbad, von Marköbel, von Ginheim bei Frankfurt, nördlich von Allendorf an der Lumda, nördlich von Homberg an der Ohm und bei Alsfeld; endlich die Phonolite zwischen Oberwiddersheim und Salzhausen.

Nordöstlich vom Vogelsberg fallen noch die Basaltgebilde des über 2000 P. F. hohen Knills und des Habichtswaldes östlich von Cassel, mit einer großen Anzahl zerstreuter basaltischer Kuppen im Gebiete des bunten Sandsteins, in den Bereich der Uebersichtskarte.

---

*) Fr. Becker, geognostische Skizze in den Beiträgen zur Landeskunde I. S. 97.

Während im Taunusgebirge der Basalt nur in wenigen isolirten Partien im Grauwackengebiete zwischen Wiesbaden und Idstein auftritt, bildet er auf der rechten Lahnseite den größten Theil des Gebirges des Westerwaldes, wo seine zusammenhängende Masse nur durch die Braunkohlen- und Thonablagerungen unterbrochen wird. Wie am Vogelsberge ist auch am Westerwalde die Basaltgränze durch mehrere isolirte Partien, in dem umgebenden Grauwackengebiete, begleitet.

Im Allgemeinen bestehen die höheren Theile des Basaltgebirges und insbesondere die mehr oder weniger kegelförmig sich erhebenden Theile aus säulen- oder kugelförmig abgesonderten festen Basalten. Die in sehr beträchtlicher Ausdehnung vorhandenen flacheren und niedrigeren Gebirgstheile, deren basaltische Natur durchaus nicht aus den nur isolirt auftretenden Kegelbildungen zu erkennen ist, bestehen mehr oder weniger aus porösen Laven von mannichfacher Absonderung und Structur.

Die Contactwirkungen des Basalts mit den ihn begränzenden plutonischen und neptunischen Bildungen zeigen sich vielfältig. Trümmergesteine mehrfacher Art, vulkanisirte, verbrannte, verglaste Sandsteine (Buchit) und Molasse, prismatisirter Braunkohlenthon u. s. w. sind nicht selten, und beweisen das spätere Durchbrechen dieser Gesteine durch Basalt auf das deutlichste.

Der Vogelsberg ist vielleicht die größte zusammenhängende Basaltmasse, welche sich auf der Erde findet. Außerhalb der Grenzen der Uebersichtskarte mögen von den größeren Basaltmassen und andern vulkanischen Bildungen hier genannt werden: der Kaiserstuhl im Breisgau, isolirt aus dem Rheinthal emporsteigend, das Siebengebirge, zum Theil Trachyt, das Rhöngebirge, Böhmische Mittelgebirge (Gegend von Carlsbad und Töplitz), Auvergne.

Vegetations-Verhältnisse des Großherzogthums Hessen.

Vom Garten-Director G. Schnittspahn *).

Die Anzahl sämmtlicher im Großherzogthum Hessen wild wachsenden Gewächse kann man annähernd auf 3700 Arten annehmen; sie gehören 109 Pflanzenfamilien und 705 Gattungen an. — Die geschlechtlosen Pflanzen Acotyledonen o Cryptogamen sind die zahlreicheren, sie zählen 2437 Arten in 232 Gattungen und 12 Familien. Nach der Zahl der Arten ordnen sie sich nachfolgend.

Familien.	Gattungen.	Arten.
1) Schwämme, Mycetes,	113	1626
2) Laubmoose, Musci,	47	402
3) Flechten, Lychenes,	31	192
4) Lebermoose, Hepaticae,	12	112
5) Algen, Algae,	20	75
6) Farnkräuter, Filices,	8	20
7) Schachtelhalme, Equisetaceae,	1	9
8) Armleuchter, Characeae,	1	8
9) Bärlappen, Lycopodiaceae,	1	5
10) Wurzelkeimer, Rhizospermeae,	3	3
11) Natterzungen, Ophioglosseae,	2	2
12) Traubenfarn, Osmundaceae,	1	1

Von diesen geschlechtslosen Pflanzen gehören die Schwämme größtentheils dem feuchten Waldboden an, viele leben auf faulen organischen Resten und eine sehr große Menge ernährt sich als höchst schädliche Schmarotzer auf den Blättern und

*) Vergleiche G. Schnittspahn's Flora der Gefäßpflanzen des Großherzogthums Hessen. 3te Auflage. 1853.

krautartigen Theilen höher entwickelter Pflanzen. Viele davon sind giftig, Andere werden genossen; unter den Letzteren kommen Agaricus campestris der Champignon, Morchella esculenta die Morchel, Helvella esculenta die Lorchel und Merulius Cantarellus der Pfifferling, am meisten zur Anwendung. — Die Laubmoose bewohnen gleichfalls zum größeren Theil den Wald, hohe Bergregionen, Felsen, Mauern und die Dächer alter Gebäude, auch schlechte Wiesen bergen eine Anzahl, fast gleich vorkommend sind die Lebermoose, nur lieben sie meist noch mehr einen feuchten schattigen Standort. — Die Flechten sind theils Waldbewohner, theils trifft man sie auf höheren Berggegenden, sie wuchern auf dem Boden, an den Rinden der Bäume und Sträucher auf Steinen und Felsen. Von den dem Menschen nützlichen Flechten finden wir das isländische Moos Cladonia islandica, auf den Höhen des Vogelsberges, seltner auf dem Taunus und dem Odenwalde, sowie die Farbeflechten, Lecanora parella und tartarea an Basalt- und Granitfelsen des Vogelsberges und des Odenwaldes. Die Algen und Armleuchter gehören mit wenigen Ausnahmen dem Wasser an, die Wurzelkeimer lieben sumpfig-torfigen Boden, die Schachtelhalme wachsen theils auf trocknem Boden, theils in Wälder und endlich theilweise als schädliche Unkräuter auf Wiesen und in Sümpfen. Von dieser Familie wird Equisetum hyemale von den Schreinern zum Abschleifen der Fourniere benutzt. — Die Farnkräuter, Traubenfarn, Natterzungen und Bärlappen sind Bewohner bergiger und schattiger Waldungen, theilweise auch sumpfiger Wiesen und überschwämmter Orte. Angewendet wird von diesen der Pollen des Lycopodium clavatum, unter dem Namen Hexenmehl und einige Farnwurzeln.

Die deutlich blühenden Gewächse zählen 1290 Arten in 473 Gattungen und 97 Familien, davon sind 351 Einjährige ☉, 75 Zweijährige ☉, 755 Ausdauernd und 109 Baum- und Straucharten. Die Pflanzen dieser Abtheilung, welche mit einem Samenblatt keimen (Monocotyledones Juss., Endogenae Lind., Acroblastae Rchb.) bilden bei weitem die geringere Hälfte, sie vertheilen sich in 16 Familien, zählen in 97 Gattungen 303 Arten. Nachstehende Tabelle enthält diese Abtheilung in ihrem Zahlenverhältniß.

Familien.	Gattungen.	Arten.
Gramineae, Gräser,	42	105
Cyperoideae, Halbgräser,	5	73
Orchideae, Knabenkräuter,	15	34
Liliaceae, Lilien,	8	22
Junceae, Simsen,	2	19
Fluviales. Fluthenkräuter,	3	15
Sarmentaceae, Zaunlilien,	4	7
Aroideae, Arongewächse,	4	7
Typhoideae, Kolbenarten,	2	5
Juncagineae, Halbsimsen,	2	3
Irideae, Schwerdtlilien,	1	3
Colchiaceae, Zeitlosen,	2	2
Alismaceae, Froschlöffel,	2	3
Amaryllideae, Narcissen,	2	2
Hydrocharideae, Wasserfreuden,	2	2
Butomeae, Wasserviolen,	1	1

Es erhellt aus dieser Uebersicht, daß die Gräser, Gramineae und Halbgräser bei weitem in überwiegender Menge auftreten, wie den überhaupt die Familie der Gräser nächst den zusammengesetzt blühenden Pflanzen (Compositae) die artenreichsten sind. Von den wildwachsenden Monocotyledonen sind für den Menschen von besonderer Wichtigkeit aus der Familie der Gräser die Futtergräser. Die am häufigsten auf unseren Wiesen vorkommenden besseren Arten sind: Das englische Raigras, Lolium perenne; das Geruchgras, Anthoxanthum odoratum; der Wiesenfuchsschwanz, Alopecurus

pratensis; das Lieſchgras, Phleum pratense; das Glanzgras, Baldingera colorata; das Fioringgras, Agrostis vulgaris, alba und canina; das Honiggras, Holcus lanatus; das franzöſiſche Raigras, Arrhenatherum elatius; das Wieſenrispengras, Poa pratensis; das Knaulgras, Dactylis glomerata; der Schaafſchwingel, Festuca ovina; der Wieſenſchwingel, Festuca pratensis; der hohe Schwingel, Festuca elatior; der weiche Hafer, Avena pubescens und der Goldhafer Avena flavescens. Von genannten Grasarten werden von manchen Ortſchaften, wie von Griesheim, Fehlheim ꝛc. vielfach die reifen Samen geſammelt und ein lebhafter Handel, beſonders nach Wien, Berlin und Metz betrieben. — Sonſt benutzt werden: die langen ſteifen Halmen des Steifhalms, Molinia coerulea, zum Reinigen der Pfeifenrohre, die langen zähen Blätter der Raſenſchmiele, Aira caespitosa, zum Polſtern von Stühlen ꝛc. Die graue Simſe, Juncus glaucus, in ihren Halmen zum Anbinden der Reben; die Wurzeln und Samen der Herbſtzeitloſe, Colchicum autumnale, in der Pharmacie (Radix et Semen Colchici); die jungen Schößlinge des Spargels, Asparagus officinalis, als Gemüſe und deſſen Wurzelfaſer, Radix Asparagi, in der Pharmacie; von dem Calmus, Acorus Calamus, die Wurzel, Radix Acori calami, ſowie die des gefleckten Arons, Arum maculatum, Radix aronis seu ari maculati, in den Apotheken; die Blätter des Rohr- und Igelkolbens, Typha latifolia und angustifolia und Sparganium ramosum, dienen den Böttichern unter dem Namen Lieſch zum Ausbeſſern ſchadhafter Faßdauben.

Die Claſſe der Pflanzen, welche mit 2 Samenblättern keimen (Dicotyledonen, Juss., Exogenae, Lindl., Phylloblastae, Rchb.) zerfallen in 4 Ordnungen mit 81 Familien, 376 Gattungen und 960 Arten, in den einzelnen Familien vertheilen ſie ſich nachſtehend.

A. Einhülligblühende Pflanzen, Monochlamideae.

Familien.	Gattungen.	Arten.
Polygoneae, Knötriche,	2	24
Chenopodeae, Melden,	7	21
Salicineae, Weiden,	2	17
Euphorbiaceae, Wolfsmilcharten,	2	13
Urticeae, Neßlen,	4	7
Cupuliferae, Kuppelfrüchte,	5	6
Coniferae, Zapfenbäume,	4	5
Sanguisorbeae, Wieſenknöpfe,	3	4
Santalaceae, Santelen,	1	4
Betulineae, Birken,	2	4
Callitrichineae, Waſſerſterne,	1	4
Thymelcae, Seidelen,	2	3
Amaranthaceae, Fuchsſchwänze,	1	2
Aristolochiae, Oſterluzeiarten,	2	2
Halorageae, Halorageen,	1	2
Ceratophylleae, Hornblätter,	1	2
Hippurideae, Tannenwedelen,	1	1

Aus dieſer Abtheilung treffen wir in der Anwendung: den Wachholderſtrauch, Juniperus communis, in ſeinem wohlriechenden Holze, ſeinen Blättern und Beeren, Lignum, folia et baccae Juniperi, den Lärchenbaum, Larix europaea, als Brenn- und Werkholz, ſein Harz zu Terbenthin. Die Weißtanne, Abies pectinata, als Brenn-, Bau- und Werkholz. Die Fichte, Abies excelsa, als Bau- und Werkholz; desgleichen die Kiefer, Pinus sylvestris, von der man außerdem noch das Harz, Resina alba und die Knospen, Turiones pini, in den Apotheken verwendet. Die Gattung Populus liefert in allen Arten ein leichtes, für viele bauliche Zwecke ſehr geeignetes Holz; von der Gattung Salix, Weide, verwendet man die meiſten Arten zum Flußbau, von Vielen,

beſonders von Salix vitellina, Dotterweide und viminalis, Hanfweide, benutzt man die jungen Schößlinge zu Band- und Flechtwerk. Die beiden Erlenbäume, Alnus glutinosa und incana geben ein leichtes Brenn- und Werkholz, die Birken, Betula alba und pubescens geben Brenn- und Werkholz, die jungen Reißer dienen zu Beſen, der Triebſaft kann zu Baumwein benutzt werden. Die Hagebuche, Carpinus Betulus, die Eichen, Quercus Robur und pedunculata, ſowie die Buche, Fagus sylvatica, liefern das beſte Brenn- und Werkholz, ſowie die zahme Kaſtanie, Castanea vesca, außer ihrem Holze gleich der Haſſelnuß, Corylus Avelana, genießbare Früchte geben. Die Feldulme, Ulmus campestris, liefert beſonders für den Stellmacher ein ſehr brauchbares Werkholz, der Hopfen, Humulus Lupulus, dient in ſeinen weiblichen Blüthenzäpfchen zur Bierwürze, die jungen Austriebe benutzt man häufig als Gemüſe. Das Kraut des Glaskrautes, Parietaria officinalis, ehedem officinell, dient jetzt nur noch zum Reinigen von Glaswerk. Die große Neſſel, Urtica dioica, kann zu Geſpinſten verwendet werden, das junge Kraut dient zur erſten Fütterung der Gänſe. Asarum europaeum, die Haſelwurz, liefert dem Apotheker Haſelwurzkraut, Herba Asari, ſowie der Seidelbaſt, Daphne Mezereum, ſeine Rinde, Cortex Mezerei. Von der Gattung Rumex, Ampfer, dient Rumex Acetosa und scutatus zu Gemüſen, Rumex Hydrolapatum und aquaticus, Halbergaul liefern ihre Samen zu Thee bei Ruhrkranken, ſowie außerdem noch die Wurzeln von Rumex conglomeratus, nemorosus, obtusifolius und crispus dem Pharmaceuten ihre Wurzel unter dem Namen Radix Lapati acuti abgeben. Polygonum Fagopyrum und tataricum, Buchweizen, erzeugen mehlreiche Samen für Brod und zur Maſtung geeignet; die Hirſchzunge, Polygonum Bistorta, liefert Radix Bistortae, Hirſchzungenwurzel. Die wild wachſenden Arten aus den Familien der Melden und Fuchsſchwänzen ſind faſt alle läſtige Unkräuter und endlich iſt Poterium Sanguisorba, die Becherblume, unter dem Namen Bibernelle eine beliebte Küchengewürzpflanze und gleichzeitig mit dem ihr nahe ſtehenden Sinau, Alchemilla vulgaris und dem Wieſenknopf, Sanguisorba pratensis, ein gutes Futterkraut.

B. Kronblühende Pflanzen, Corolliflorae.

Familien.	Gattungen.	Arten.
Labiatae, Lippenblüthler,	22	53
Scrophularineae, Scrophelkräuter,	13	52
Borragineae, Boretſchen,	13	22
Primulaceae, Schlüſſelblumen,	8	15
Gentianeae, Enziane,	5	12
Orobancheae, Erdwürger,	2	8
Solonaceae, Nachtſchattenarten,	6	7
Convolvulaceae, Winden,	2	6
Lentibulariae, Linſenkräuter.	2	6
Plantagineae, Wegriche,	2	6
Jasmineae, Jasminen,	3	3
Plumbagineae, Grasnelken,	1	2
Globulariae, Kugelblumen,	1	1
Verbenaceae, Eiſenkräuter,	1	1
Apocyneae, Apocynen,	1	1
Asclepiadeae, Schwalbenwurze,	1	1

Man benutzt aus dieſer Abtheilung den Samen des Sandwegerichs, Plantago arenaria, unter dem Namen Flohſamen, Semen Psyllii, das friſche Kraut des Eiſenkrautes, Verbena officinalis, unter der Benennung Herba Verbenae, Marrubium vulgare, Andorn, liefert Herba Marubii Andornkraut; die Betonie, Betonica officinalis Betonienkraut, Herbae Betonicae, die Gundelrebe Glechoma hederacea, Erdepheukraut Herba hederae terrestris. Die Blumen von Galeopsis ochroleuca gelber Hohlzahn,

liefern einen Thee unter dem Namen Flores Galeopditis. Die Gattung Mentha, Münze, kann in all ihren Arten als Thee verwendet werden, von den wilden Arten iſt es Mentha Pulegium, welche das Poleikraut Herba Pulegii, abgibt; wichtiger ſind die häufig angebauten und hier und da verwilderten Mentha viridis die grüne Münze, Mentha piperita Pfeffermünze und Mentha crispa, Krauſe Münze, welche Herba Menthae viridis, Herba Menthae crispae und Herba Menthae piperitae liefern, aus welch letzteren das Krauſemünzöl und das Pfeffermünzöl gewonnen werden. Clinopodium vulgare gibt die Wirbeldoſte Herba Clinopodi und Thymus Serpilium den Quendel, Herba Serpilli. Die gebräuchliche Schlüſſelblume, Primula officinalis, liefert in ihren Blüthen Flores Primulae, einen Thee. Von den Ehrenpreisarten, Veronica, wird das junge Kraut der Bachbunge, Veronica Beccabunga, als Salat benutzt; das Gnadenkraut, Gratiola officinalis, liefert das Purgirkraut Herba Gratiolae; Digitalis purpurea, der rothe Fingerhut, gibt ſein Kraut Herba Digitalis, die Blüthen von Verbascum Thapsus und thapsiforme geben einen bei Bruſtbeſchwerden wohlthätig wirkenden Thee, Flores Verbasci. Bei den Nachtſchattenarten kommen ſehr ſtark wirkende Medicamente vor ſo von Solanum Dulcamara, das Bitterſüßholz, Stipites Dulcamarae; von der Belladonna, Atropa Belladonna, das Kraut und die Wurzel, Herba et radix Belladonnae; vom ſchwarzen Bilſenkraut, Hyosciamus niger, das Kraut, Herba Hyosciami; vom Stechapfel, Datura Stramonium, das Kraut und der Samen, Herba et Semen Daturae. Endlich können die Beeren von Physalis Alkekengi genoſſen werden. Die Boragen liefern mehrere Medicamente von untergeordnetem Range, ſo Anchusa officinalis, das Ochſenzungenkraut Herba Buglossi, Cynoglossum officinale das Hundszungenkraut Herba Cynoglossi, wird auch zur Vertreibung der Ratten empfohlen. Pulmonaria officinalis das Lungenkraut, Herba Pulmonariae, Symphitum officinale die Schwarzwurzel oder das Beinwell, Radix Consolidae majoris, Lithospermum officinale der Steinſaamen, Semen Lithospermi und endlich benutzt man die Blätter der Borage, Borago officinalis, als Gewürz in unſeren Küchen. Von den Enzianen wird bei uns jetzt nur noch das Kraut des Tauſendguldenkrautes, Erythraea Centaureum, unter dem Namen Herba Centaureae minoris und ehedem der Fieberklee, Menyanthes trifoliata, unter dem Namen Herba Trifolii fibrini angewendet. Die Schwalbenwurzen liefern von Cynanchum Vincetoxicum eine Wurzel Radix Vincetoxici Hundswürger, welche gegen den Biß toller Hunde empfohlen wird und endlich gibt der zu den Jasminen gehörige Eſchenbaum, Fraxinus excelsior, ein gutes Brenn- und noch weit beſſeres Werkholz.

C. Kelchblühende Pflanzen, Calciflorae.

Familien.	Gattungen.	Arten.
Compositae, Zuſammengeſetzt blühende Pflanzen,	50	134
Leguminosae, Hülſenfrüchte,	18	64
Umbelliferae, Dolden,	37	55
Rosaceae, Roſen,	15	50
Stellatae, Labkräuter,	3	19
Ericeae, Heiden,	6	15
Campanulaceae, Glockenblume,	5	14
Onagrariae, Onagrarien,	5	13
Crassulaceae, Fetthennen,	2	8
Caprifoliaceae, Geißblätter,	3	7
Dipsaceae, Karden,	4	7
Valerianeae, Baldriane,	2	6
Paronychiae, Bruchkräuter,	4	6
Saxifrageae, Steinbreche,	2	5

Familien.	Gattungen.	Arten.
Ribesineae, Stachelbeeren,	1	4
Salicariae, Weiderîche,	2	3
Araliaceae, Epheue,	2	2
Portulaceae, Portulake,	2	2
Rhamneae, Faulhölzer,	1	2
Ambrosiaceae, Ambrapflanzen,	1	1
Lorantheae, Riemenblumen,	1	1
Corneae, Hartriegel,	1	1
Cucurbitaceae, Kürbiſe,	1	1
Aquifoliae, Stechpalmen,	1	1
Celastrineae, Spindelbäume,	1	1

In dieſer Abtheilung erſcheinet die Familie der zuſammengeſetzt blühenden Pflanzen, Compositae, als die zahlreichſte Pflanzenfamilie überhaupt des mittleren Deutſchlandes unter den deutlich blühenden Gewächſen.

In der Anwendung iſt von den Kelchblüthlern.

Von den Heiden: Die Beeren der Heidelbeere, Vaccinium Myrtillus, unter dem Namen Baccae Myrtillorum.

Von den Glockenblumen: Die Wurzel und das Kraut der Rapuncel, Campanula Rapunculus, zu Salat und Gemüſe.

Von den zuſammengeſetzt blühenden Pflanzen: Die Scorconere, Scorzonera hispanica, in ihrer Wurzel als Gemüſe, desgleichen die Haferwurzel, Tragopogon pratense.

Der Giftlattig, Lactuca virosa, liefert Herba lactucae virosae, Giftlattigkraut.

Der ausdauernde Lattig, Lactuca perennis, zu Salat, der Löwenzahn, Leontodon Taraxacum, als Salat und die Wurzel, Radix Taraxaci, in der Pharmacie, die wilde Cichorie, Cichorium Intybus, als Futterpflanze und Caffeeſurogat.

Der Wieſenbertram, Achillea Ptarmica, liefert die deutſche Bertramswurzel, Radix Ptarmicae, und die Schafgarbe, Achillea Millefolium, das Schafgarbenkraut, Herba Millefolii, und iſt außerdem eine gute Wieſenpflanze.

Chrysantemum Parthenium liefert das falſche Mutterkraut, Herba Parthenii und das gemeine Mutterkraut, Matricaria Chamomilla, die ſo ſehr vielfach gebrauchten Chamillenblüthen, Flores Chamomillae. Der Wohlverlei, Arnica montana, eine in allen ihren Theilen in der Medicin angewendete Pflanze, Radix, herba et flores Arnicae. Die Gattung, Artemisia, Beifuß, iſt in den Arten Artemisia vulgaris in der Wurzel, Radix Artemisiae und in Artemisia Absynthium, Wermuth im Kraute Herba Absynthii, gebräuchlich Tussilago Farfara, Huflattig, liefert Herba Farfarae und die Peſtilenzwurzel, Petasites officinalis, wurde ehedem in ihrer Wurzel, Radix Petasites, gebraucht. Serratula tinctoria, die Scharte, wurde früher als Farbepflanze benutzt und die verſchiedenen Klettenarten, Arctium, liefern die Klettenwurzel, Radix Bardanae.

Aus der Familie der Karden, Dipsaceae, gilt Succisa pratensis wegen ihrer abgebiſſenen Wurzel unter dem Namen Teufelsabbiß Radix morsus diaboli, hier und da noch als eine wichtige Pflanze. Die Baldriangewächſe, Valerianeae, liefern in Valeriana officinalis eine ſehr heilſame Wurzel, Radix Valerianae und geben in Valerianella olitoria einen ſehr bekannten Salat, Feldſalat, Rüßchenſalat oder Schmalzkraut. Von den Labkräutern, Stellatae, iſt der Waldmeiſter, Asperula odorata, als Gewürzpflanze bekannt. Unter den Geißblättern, Caprifoliaceae, ſind die Blüthen des Hollunders, Sambucus nigra, als ſchweißtreibendes Mittel unter dem Namen Flores Sambuci ſehr bekannt, man verwendet noch von dieſer Art die Beeren, ſowie die des Attichs, Sambucus Ebulus, unter dem Namen Baccae Ebuli. Aus der Familie der Miſtelen, Lorantheae, verdient die als Baumſchmarotzer häufig vorkommende Miſtel, Viscum album, wegen des ſchleimigen Saftes ihrer Beeren zu Vogelleim, Erwähnung.

Die Doldengewächse, Umbelliferae, werden vielfach angewendet, so sind Myrrhis bulbosa unter dem Namen Körbelrübe, Bunium Bulbocastanum, die Erdkastanie, Apium graveolens, der Zellerie, Pastinaca sativa, der Pastinak und die Carotte, Daucus Carotta, in ihren Wurzeln als Küchenpflanzen bekannt, in medicinischer und technischer Beziehung verdienen der Kümmel, Carum Carvi, in seinem Samen, Semen Carvi, die gemeine Biebernelle, Pimpinella Saxifraga, in ihrer Wurzel, Radix Pimpinellae, der Wasserschirling, Cicuta virosa, in seinem giftigen Kraute, Herba Cicutae virosae, der gescheckte Schierling, Conium maculatum, in seinem gleichfalls giftigen Kraute, Herba Conii maculati, die Sumpfsilge, Thyselinum palustre, in ihrer Wurzel, Radix Seleni palustris, der Haarstrang, Peucedanum officinale, in seiner Wurzel, Radix Peucedani, der Roßfenchel, Oenanthe Phellandrium, in seinem Samen, Semen Phelandrii, der Sanikel in seinem Kraute, Herba Sanicolae und die Mannstreue, Eryngium campestre, in ihree Wurzel, Radix Eryngii, Erwähnung. Von den Epheugewächsen liefert der Epheu seinen Gummi Hederae. Von den Kürbispflanzen gibt die Zaunrübe, Bryonia dioica, die Zaunrübenwurzel, Radix Bryoniae. Sämmtliche zur Familie der Johannisbeeren, Ribesineae, gehörige niedere Sträucher werden in ihren Beeren vielfach veewendet. Der zu den Portulaken, Portulaceae, geböeige gemeine Portulak, Portulaca sativa, ist als Suppen- und Salatpflanze angerühmt. Von den Nachtkerzen, Onagrariae, ist Oerothera bienuis wegen ihrer markigen Wurzel zu Salat unter dem Namen Rapondica bekannt. Von den Rosen, Rosaceae, sind die Arten der Gattungen Prunus, Pflaume und Kirsche, Rubus, Himbeere, Pyrus, Apfel und Birne, Sorbus, Eberesche, Mespilus, Mispel, Crataegus, Weißdorn, Cotoneaster, Steinmispel Amelanchier, Felsenbirne, Fragaria, Erdbeere und Rosa, Rose, wegen ihrer theils genießbaren, theils zu andern Zwecken tauglichen Früchte, sehr geschätzt, viele der stäkeren hierher gehörigen Bäume geben feines Werkholz. Die Nelkenwurz, Geum urbanum und rivale sind in der Pharmacie in ihren nelkenartig riechenden Wurzeln, Radix caryophyllata, bekannt, ebenso in neuester Zeit das Kraut der ulmblättrigen Spierstaude, Spiraea Ulmaria. Die Heckenkirsche, Prunus Radus, ist in ihrer Rinde, Cortex Pruni Padi, der Sauerkieschenbaum in seinem Haeze, Gummi Cerassi und der Schlehenstrauch in seinen Blüthen, Flores Pruni spinosae und die Hundsrose in ihrem Samen, Semen Cynosbati, gleichfalls in der Pharmacie angewendet. Was nun endlich die auf der höchsten Entwicklung dee kelchblühenden Pflanzen stehende zahlreiche Familie der Hülsenfrüchte, Leguminosae, betrifft, so bietet uns dieselbe in ihren wild wachsenden Arten zunächst eine Menge sehr nahrhafter Futterpflanzen wie den Wundklee, Anthyllis Vulneraria, sämmtliche Arten der Gattungen Trifolium, Melilotus, Medicago, Lotus, die meisten Vicia, Lathyrus, Onobrychis und Ornithopus Arten. Coronilla varia, die Buntwicke stehet im Verdacht einer Giftpflanze; der gebräuchliche Steinklee, Melilotus officinalis, liefert dem Pharmaceuten seine Blüthen, Flores Meliloti und die Hauhechel, Ononis spinosa, ihre Wurzel Hauhechelwurzel, Radix Ononidis. Das Kraut der Färberginster, Genista tinctoria, wurde früherhin als ein gelbfärbendes Farbenmaterial benutzt.

D. Stielblüthler, Thalamiflorae.

Familien.	Gattungen.	Arten.
Cruciferae, Kreuzträger,	27	58
Ranunculaceae, Ranunkeln,	14	44
Alsineae, Sandkräuter,	8	26
Caryophyllaceae, Nelken,	6	21
Geraniaceae, Storchschnäbel,	14	5
Violariae, Veilchen,	1	9
Hypericineae, Johanniskräuter,	1	8
Fumariaceae, Erdrauchgewächse,	2	7
Malvaceae, Malven,	2	6

Familien.	Gattungen.	Arten.
Papaveraceae, Mohngewächse,	2	5
Droseraceae, Sonnenthaue,	2	4
Lineae, Leingewächse,	2	4
Polygaleae, Kreuzblumen,	1	4
Acerineae, Abornarten,	1	3
Elatineae, Tannelkräuter,	1	3
Cistineae, Cistrosen,	1	3
Berberideae, Sauerdorne,	2	2
Nymphaeaceae, Wassernymphen,	2	2
Resedaceae, Reseden,	1	2
Tiliaceae, Linden,	1	2
Oxalideae, Sauerkleearten,	1	2
Balsamineae, Balsaminen,	1	1
Rutaceae, Rauten,	1	1

Aus dieser Abtheilung wird angewendet: Von den Rauten Rutaceae. Die Wurzel des Diptams, Dictamnus Fraxinella, unter dem Namen Radix Dictamni in der Pharmacie. Von den Sauerkleearten, Oxalideae, die beiden Arten der Gattung in ihren Blättern zu Kleesäure. Von den Abornarten, Acerineae, geben sämmtliche Arten ein brauchbares Tischlerholz, der Spitzahorn, Acer platanoides, enthält in seinem Triebsafte etwas Zucker. Von den Linden, Tiliaceae, geben beide Arten ein leichtes, zu Schnitzarbeiten geeignetes Holz, die Rinden geben Bast und die Blüthen, flores Tiliae, ein bei Brustbeschwerde wirksamen Thee. Von den Malven, Malvaceae, werden die Blüthen der wilden Malve, Malva sylvestris, flores Malvae, sowie die Wurzel, Kraut und Blüthen des Eibisches, Althaea officinalis als radix, herba und flores Altheae bei Brustbeschwerden angewendet. Von den Nelken findet die Wurzel und das Kraut des Seifenkrautes, Saponaria officinalis, als radix et herba Saponoriae in der Pharmacie ihre Benutzung. Von den Kreuzblumen, Polygaleae, gewinnt man von Polygala amara das bittere Kreuzblumenkraut, herba Polygalae. Die Sonnenthaue, Droseraceae, liefern in Drosera rotundifolia, das Sonnenthaukraut, herba Rorellae. Von den Veilchen, Violariae, gibt das Ackerveilchen, Viola arvensis das Freisamkraut, herba Violae arvensis. Von den Reseden, Resedaceae, benutzt man Reseda lutea unter dem Namen Wau oder Gilbkraut zum Gelbfärben. Die größere Familie der Kreuzträger, Cruciferae, liefert in ihren wildwachsenden Arten, erstens für den medicinischen Gebrauch: den weißen Senf, Sinapis alba: Semen Erucae. Der schwarze Senf, Sinapis nigra: Semen und Oleum Sinapeos nigrae. Die gemeine Winterkresse, Barbarea vulgaris: Herba Erysimi, selten angewendet. Die Brunnenkresse, Nasturtium officinale: Herba Nasturtii aquatici. Der Meerrettig, Cochlearia: Radix Cochleariae. Der Leindotter, Camelina sativa: Oleum Myagri. 2) Sonst angewendet sind: die oben schon erwähnte Brunnenkresse, Nasturtium officinale, als Salat. Die Wurzel des Meerrettigs, Cochlearia Armoracia, als Speisebeilage. Der Samen des Leindotters, Camelina sativa, zu Oel. Die Blätter des Waids, Isatis tinctoria, zum Blaufärben als Surogat und Verfälschung des Indigs. Die Familie der Erdrauchgewächse, Fumariaceae, liefert in dem gebräuchlichen Erdrauch, Fumaria officinalis, das Erdrauchkraut, herba Fumariae und in dem zwieblichen Lerchensporn, Corydalis bulbosa, die runde Hohlwurzel, Radix Aristolochiae fabaceae. Die Mohngewächse, ausgezeichnet durch ihren betäubenden Milchsaft geben in dem gemeinen Feldmohn, Papaver Rhoeas, die Klappermohnblätter, Flores Papaveris Rhoeados, als Brustmittel, und das Schöllkraut, Chelidonium majus, das herba Chelidonii. Von den Berberizensträucher, Berberideae, wird der gemeine Sauerdorn, Berberis vulgaris, in seinen säuerlichen, dabei kühlenden Beeren zum Einmachen, die Rinde zum Gerben der feinen Lederarten und der grünlichgelbe Bast bei der Mundfäule als Heilmittel verwendet. Endlich benutzt man von der Familie der Hahnenfußarten, Ranunculaceae, die Wurzel

des Christophskrautes, Actaea spicata, als radix Acteae spictae, das Kraut der Sturmhutarten, Aconitum Napellus und Cammarum unter Herba Aconiti. Das Feigenwarzenkraut, Ranunculus Ficaria, dient zu Salat und die Küchenschelle, Anemone Pulsatilla, liefert dem Pharmaceuten die Küchenschellenwurzel, Radix Pulsatillae. —

Nach den oben gegebenen Uebersichten der Dicotyledonen sind die artenreichsten Familien: die Compositae mit 134 Arten, die Leguminosae mit 64 Arten, die Cruciferae mit 58 Arten, die Umbelliferae mit 55 Arten, die Labiatae mit 53 Arten, die Scrophularineae mit 52 Arten und die Ranunculaceae mit 44 Arten. —

Das Großherzogthum Hessen, welches im Ganzen 153 □Meilen Flächeninhalt hat und zwischen dem 25° 33′ und 27° 30′ östlicher Länge und zwischen dem 49° 13′ und 51° 20′ nördlicher Breite gelegen ist, besteht aus 3 ungleich großen, von einander fast unabhängigen sogenannten Provinzen, welche durch das Vorkommen mittelhoher Gebirgen mit vielen Thälern, weiten Niederungen und Flußbecken eine große Variation der Gewächse darbietete. Wir können die größere nördlich gelegene Provinz Oberhessen für die Vegetabilien in die fast ausschließlich aus Basalt gebildete Bergregion des Hinterlandes, des Vogelsberges und theilweise des Taunus und in die Niederungsregion der Flußgebiete der Lahngegend und der Wetterau abtheilen. Die Bergregion des Vogelsberges ist theilweise mit kräftigen Laubwaldungen bedeckt und gehet dann stellenweise wieder in weite humos-torfige und theilweise versumpfte Wiesen über, der entsprechende Theil des Taunus mehr aus schieferartigen Gesteinen gebildet ist reichlich bewaldet. Die Niederungen der Flußgebiete bestehen meist aus einem kalkig-thonigen Boden und treten vielfach mineralische Quellen auf, wodurch das Erscheinen einzelner, den Marinen-Gegenden angehörigen Pflanzen sich erklärt. — Die südlich gelegene Provinz Starkenburg begreift zunächst den höheren östlichen Theil, den Odenwald auf seiner östlichen und südlichen Abdachung aus Sandstein und theils Muschelkalk, auf der westlichen und nördlichen Abdachung dagegen aus meist granitartigem Urgebirg bestehend. Gegen Norden und Westen flacht sich diese Provinz in die den Odenwald umziehende Main- und Rhein-Niederung aus: zunächst dieser beiden Flüsse ist ein reicher angeschwemmter Thonboden; mehr nach dem Gebirge hin zeigt sich eine weit ausgedehnte Sandebene. Laub- und Nadelwaldung durchsetzen diese ganze Gegend vielfach.

Die Provinz Rheinhessen, der westliche, jenseits des Rheins gelegene Theil, besteht aus jüngerem Gebirge von kalkig-thonigem Boden, sie ist in ihrer Oberfläche ganz unregelmäßig, Niederungen und flache enge Thäler wechseln beständig mit niederen Bergen ab. Der Feld und Weinbau hat fast alle Waldungen verdrängt, ausgedehnte Wiesen sind nur in der unmittelbaren Nähe des Rheins und nach der westlichen Grenze hin. Von Mainz nach Bingen hin zieht ein ausgedehntes steriles Sandland, theilweise mit Kiefernwaldung bewachsen. Rheinhessen zählt viele seltne Pflanzen, doch werden durch die stets steigende Benutzung des Bodens dem Vorkommen wildwachsender Pflanzen allenthalben Schranken gesetzt und manche Seltenheit ist bereits aus dem Dasein daselbst verschwunden. —

Die Industrie des Großherzogthums Hessen.

Nach Denninger in Mainz*).

Die Stadt Offenbach, vor dem Anschluß an Preußen zum deutschen Zollverein, in commerzieller Beziehung kaum mehr als ein Dorf, hat sich seit 1828 in industrieller Beziehung so gehoben, daß jetzt daselbst 95 größere und kleinere Fabriken in voller

*) Aus: „Rede des Abgeordneten Denninger von Mainz in der Sitzung erster Kammer Großherzoglich Hessischer Landstände am 13. November 1852."

Thätigkeit ſich befinden, durch welche 6000 Arbeiter, in Männern, Frauen und Kindern beſtehend, beſchäftigt werden. Es ſind dieſelben mit wenigen Ausnahmen ſämmtlich Großherzogliche Staatsangehörige, die zum Theil in Offenbach ſelbſt, zum Theil in deſſen näherer Umgebung wohnen. Der Lohn, welcher dieſen 6000 Menſchen vergütet wird, beträgt im Durchſchnitt wöchentlich 5 fl. per Kopf, von 2 fl. aufwärts bis zu 18 fl., folglich im Jahr 1,500,000 fl. und einſchließlich des in dieſer Stadt beſchäftigten Comptoirperſonals 60,000 fl. mehr. Wenn nun auch der Werth der zu Offenbach erzeugten Fabrikate ſchwer zu ermitteln iſt, ſo ſteht doch feſt, daß nach einer darüber angeſtellten möglichſt genauen Berechnung derſelben, inclusive 1,500,000 fl. für Tabak, zu $6^1/_2$ Million fl. per Jahr angenommen werden kann. Sämmtliche, in der Zahl von 95 zu Offenbach im Betrieb befindliche Fabriken produciren mit Ausnahme derer für Wagen- und Maſchienenbau, für Tabak, Filz- und Seidenhüte, Baumwollgewebe, Wachstuch, Bleiweiß, Seife u. ſ. w. größtentheils nur kurze Waaren. 60 Procent ſämmtlicher Erzeugniſſe gehen nach Preußen, 40 Procent derſelben nach anderen Staaten des Continents, nach England und nach Amerika; nach Oeſterreich aber davon nur ſehr wenig. Was dieſe Fabrikation überhaupt, insbeſondere aber was die kurzen Waaren, namentlich Porteſeuille-Arbeiten angeht, ſo unterliegt es keinem Zweifel, daß die Fabrikation derſelben zu Offenbach höher ſteht, und in größerem Umfange betrieben wird, als irgend an einem andern Orte, ſelbſt wie in Frankreich und England. So wird es, um für Letzteres nur ein Beiſpiel zu gebrauchen, genügen anzuführen, daß von einem auswärtigen Handlungshaus innerhalb der erſten ſechs Monate dieſes Jahres für 30,000 fl. allein von Porte-monnais zu Offenbach erkauft und bezogen worden ſind.

Die Lederfabrikation Rheinheſſens — die in der Provinz Starkenburg und Oberheſſen betriebene kommt hier nicht in Betracht, da ſie über die Grenzen dieſer Provinzen hinaus keinen Abſatz hat — nimmt, was Leiſtung und Ausdehnung angeht, unbezweifelt den höchſten Rang ein, und dürfte nicht leicht ein Land der Erde aufzufinden ſein, wo deren Erzeugniſſe nicht vorkommen. Die in beſagter Provinz erzeugten Leder dürfen zu einem Werth von $2^1/_2$ Million fl. alljährlich angenommen werden. In Betrieb befinden ſich daſelbſt 3 größere und etwa 10 kleinere Fabriken, die zuſammen 1,300 Arbeiter beſchäftigen, und ihnen einen Lohn von 300,000 fl. alljährlich vergüten. Das in Rheinheſſen erzeugte Leder zerfällt in mehrere Sorten, wobei lakirtes und gefärbtes die Mehrheit, Sohlleder aber die Minderheit bilden. Nach Preußen gehen derſelben $^4/_{10}$, nach Oeſtrreich $^1/_{10}$, nach Südeuropa, Schweden, Dänemark, Hamburg, England und Amerika $^5/_{10}$ ſämmtlicher Leder.

Die Tabaksfabrikation Heſſens nimmt unter den Induſtriezweigen dieſes Staats einen ſehr bedeutenden Rang ein. Sie findet mächtige Vertreter in allen drei Provinzen des Großherzogthums und dürfen die im Geſammtgebiet deſſelben beſtehenden Fabriken auf ungefähr dreißig angenommen werden, nicht gerechnet die große Anzahl jener Leute, welche wohl über Tauſende mit ihren Familien und einigen Arbeitern ſo zu ſagen in allen Städten und Dörfern des Großherzogthums mit Cigarrenwickeln ſich beſchäftigen, worunter nicht Wenige ſind, die über Millionen derſelben alljährlich erzeugen. Während das Großherzogthum mit die größte Schnupftabaksfabriken des Continents beſitzt, gibt es außerdem nicht Wenige, welche bis zu 50,000 fl. für Eingangszoll auf amerikaniſche Tabake alljährlich bezahlen. Die Geſammtfabrikation der hierher gehörenden Artikel umfaßt eine Quantität von ungefähr 45,000 Centner Rauchtabak, 15,000 Centner Schnupftabak und 150 Millionen Cigarren. Die erſtere Sorte zu 40 fl., die Zweite zu 60 fl. per Centner und die Cigarren 8 fl. per 1000 gerechnet, ſo erzielt dieſe einen Werth von 3,900,000 fl. alle Jahre wiederkehrend. Von Rauchtabak wird ungefähr $^1/_3$, von Schnupftabak $^2/_3$ und von Cigarren ungefähr $^2/_5$ oben angegebenen Quantums alljährlich nach Preußen abgeſetzt, was zuſammen einen Werth von 1,680,000 fl. ausmacht. Jeden heſſiſchen Patrioten wird

es mit Freuden erfüllen, zu erfahren, in welch' ganz außerordentlicher Ausdehnung dieser Fabrikationszweig in unserm Lande betrieben wird, wie viel Menschenhände, die sich auf Tausende belaufen, durch ihn beschäftigt, welche Summen, dem Ausland abgewonnen, so dem Inlande zugeführt werden.

Oberhessens Fabrikation an Leinen- und Baumwollengeweben, namentlich aber an Packtuch, hat einen sehr bedeutenden Umfang. 7—8 Fabriken, 5—600 Webstühle beschäftigend, finden sich in dieser Provinz für Erzeugung von Bettzeugen, Barchenten, Hosenzwilchen u. s. w. Für ganz ordinäre Druckkattune sind ebenfalls ungefähr 200 Webstühle beschäftigt, von welchen sämmtlichen Erzeugnissen ungefähr ein Dritttheil nach Preußen abgesetzt wird. Bei weitem wichtiger als obengenannte ist aber die Fabrikation der Packtücher und wird die jährliche Erzeugung desselben in Oberhessen auf 72,000 Stück, à 50 Ellen, geschätzt, welche 6 fl. per Stück, zusammen einen Werth von 432,000 fl. haben. Der Hauptabsatz dieses Packtuches, in der Hälfte des Gesammtquantums bestehend, befindet sich in sämmtlichen Fabrikstädten des preußischen Rheinlandes, dem Bergischen und Westphalen, der andere Theil geht nach unsrer Rheinprovinz, Frankfurt und Gegend. Würtemberg ist es, welches hauptsächlich Süddeutschland mit Packtuch versieht, während das Kurfürstenthum Hessen darin seinen Absatz mehr nach Norden, den Hanseestädten hat, welche letztere diesen Artikel exportiren. Auf der Fabrikation solcher Packtücher sind ungefähr 300 Webstühle beständig beschäftigt, während außerdem eine große Menge sogenannter Kleinbauern, den Sommer über dem Feldbau obliegend, im Winter am Webstuhl für Packtuch thätig sind. Die Garnspinnereien und noch manche andere zur Packtuchfabrikation gehörende Nebengeschäfte eingerechnet, wird die Zahl der Personen, welche in Oberhessen mit der Anfertigung von Packtüchern sich befassen, auf 4500 geschätzt.

Die Eisenfabrikation und namentlich die bezüglich Guß-, Schmiede- und Masseleisen wird im Großherzogthum Hessen und vorzüglich dessen Provinz Oberhessen in bedeutendem Umfang getrieben. In dieser Provinz befinden sich sechs Hüttenwerke und in Starkenburg deren Eins, während Rheinhessen ein solches nicht, sondern nur eine dem Herrn von Gienanth gehörige Grube hat, deren Produkt nach der diesem Herrn gehörenden Hüttenwerken in Rheinbayern verbracht und daselbst weiter verarbeitet wird. Das Quantum des alljährlich in Oberhessen und Starkenburg erzeugten Eisens beträgt, den vollen Betrieb der Werke vorausgesetzt, 57,000 Centner an Guß, 18,000 Centner an Schmied-, und 112,000 Centner an Masseleisen; demnach 187,000 Centner zusammen, die berechnet zu 6 fl., $8\frac{1}{3}$ fl. und 2 fl. 42 kr. eine Summe von 794,000 fl. ausmachen. Auf den angeführten 7 Hütten sind, die Hammerwerke nicht gerechnet, ungefähr 1000 Menschen beschäftigt, und bedarf es zur Herstellung vorbezeichneter Eisenmasse einer Holzkohlenmenge von ungefähr 7480 Wagen, jeden mit 25 Centner beladen.

Die Michelstädter Hütte ausgenommen, welche jährlich ungefähr 70,000 Centner von Roheisen erzeugt, und welche dasselbe theils auf ihr selbst zu verschiedenen Guß, theils auf zu ihr gehörenden Hammerwerken zu Schmiedeeisen verarbeitet, haben alle oberhessischen Hüttenwerke einen sehr bedeutenden Absatz nach den in Westphalen und der preußischen Rheinprovinz, wo das in Rede stehende Produkt als Holzkohleneisen besonders geschätzt und zu den mannichfaltigsten Gegenständen als Säbelklingen, Messer, Scheeren, Werkzeuge verarbeitet, nach allen Gegenden geführt wird. Außerdem geben die Gußwaaren in neuster Zeit in ansehnlichen Quantitäten nach der preußischen Provinz Sachsen, wo sie sich allgemeiner Beliebtheit erfreuen. Der Absatz nach genannten Städten und Gegenden beträgt bis jetzt alljährlich 44,000 Centner an Masseln, 9,500 Centner an verschiedenen Gußwaaren und 8000 Centner an Schmiedeeisen, zusammen ungefähr 161,500 Centner, zu dem bereits angegebenen Werth, eine Summe von 242,466 fl. bildend.

Die Heſſiſche Induſtrie im Jahre 1854 auf der allgemeinen deutſchen Induſtrieausſtellung zu München.

Von Wieck in Leipzig *).

Die drei heſſiſchen Länder nehmen in ihrer Geſammtheit in der Reihe der deutſchen Induſtrieſtaaten eine ehrenvolle Rangſtufe ein und zeigen ſich demgemäß auch ſtets mit Glanz auf den Induſtrieausſtellungen. Das Großherzogthum Heſſen ſteht in der Liſte der in München (1854) ertheilten Auszeichnungen mit ſechs großen Denkmünzen, 44 Ehrenmünzen und 37 belobenden Erwähnungen eingeſchrieben, während die Zahl, der überhaupt Beurtheilten ſich auf 152 beläuft **). Das Kurfürſtenthum Heſſen trug bei 134 Ausſtellern eine große Denkmünze, 20 Ehrenmünzen und 34 belobende Erwähnungen davon. Die Landgrafſchaft Heſſen erhielt eine Ehrenmünze und zwei belobende Erwähnungen auf nur 10 Ausſteller. Im Großherzogthum wird durch eifrige Regierungsbehörden die Induſtrie nach Möglichkeit gepflegt. Die polytechniſche Schule in Darmſtadt iſt eine vorzügliche Lehranſtalt. In mehreren Gewerb- und Fabrikzweigen ſteht das Großherzogthum oben an. Städte wie Darmſtadt, Mainz, Offenbach, Worms, Pfungſtadt geben in manchen Artikeln den Ton in Deutſchland an. Nach Maßgabe der Gruppeneintheilung und den verliehenen Auszeichnungen führen wir als tüchtige Vertreter wichtiger Induſtrien im Großherzogthum auf: J. Jordan, wegen ſeiner Verdienſte um die Ausbreitung nützlicher landwirthſchaftlicher Maſchienen aller Art;

*) „Illuſtrirte Zeitung 602. 13. Januar 1854."

**) Zur Vervollſtändigung dieſer vergleichweiſen Ueberſicht führen wir die nachfolgenden Bemerkungen des Regierungs-Raths Rößler, (Gewerbeblatt für das Großherzogthum Heſſen, Nr. 47, November 1854) an. Nach dem Verzeichniß kamen auf 137 Ausſteller (ſo viel waren es in Wirklichkeit, während der Katalog 152 Ausſteller aufführte, die ſich zwar zur Ausſtellung angemeldet, ſpäter aber nichts eingeſendet hatten) in dem Großherzogthum Heſſen 6 große Denkmünzen, 44 Ehrenmünzen und 37 belobende Erwähnungen, und zwar fallen hiervon:

	Große Denkmünzen.	Ehrenmünzen.	Belobende Erwähnung.
auf Offenbach	2	14	7
„ Mainz	1	9	8
„ Darmſtadt	1	8	12
„ Bingen	—	4	—
„ Worms	2	1	2
„ Gießen	—	2	—
„ Jugenheim	—	2	—
„ Michelſtadt	—	—	3

ſowie je 1 Ehrenmünze auf Alzey, Pfungſtadt, Beſſungen und Lorſch und je 1 belobende Erwähnung auf Heppenheim, Lauterbach, Pfungſtadt, Offnein und Steinheim. Auf die Geſammtzahl von 6798 Ausſtellern wurden von der Beurtheilungscommiſſion 287 große Denkmünzen und 1036 Ehrenmünzen erkannt. Die Anzahl der zuerkannten großen Denkmünzen beträgt 4,2 pCt. und die der Ehrenmünzen 15,2 pCt. von der Geſammtzahl der Ausſteller. Die Vertheilung dieſer Auszeichnungen auf die einzelnen Staaten nach Procenten der Ausſtellerzahl jedes Staates ergibt ſich für diejenigen Länder, welche 50 und mehr Ausſteller zählen, aus nachſtehender Ueberſicht. Es kommen nämlich auf 100 Ausſteller:

	Große Denkmünzen.	Ehrenmünzen.	Im Ganzen Medaillen.
in Baden	7,3	23,7	31
„ Bayern	2,5	10,7	13,2
„ Frankfurt a. M.	—	22,0	22,0
„ Hamburg	2,5	18,7	21,2
„ Hannover	1,8	12,6	14,4
„ Heſſen, Kurfürſtenthum	0,7	15,0	15,7
„ Heſſen, Großherzogthum	3,8	28,8	32,6
„ Naſſau	1,8	7,2	9,0
„ Oeſterreich	6,5	16,0	22,2
„ Preußen	5,0	20,0	25,0
„ Sachſen. Königreich	5,6	20,4	26,0
„ Sachſen-Koburg-Gotha	2,6	17,4	27,6
„ Würtemberg	6,6	21,0	—

W. Büchner in Pfungstadt in Ultramarinen; Michel und Morell in Mainz in Druckschwärzen; Ludwig Marx in Mainz in gebleichtem Schellack und Firnissen; Lennig und Comp. in Bingen in Leim; G. W. Hofmann in Jugenheim und Dr. Philippi ebenfalls in Sago; A. Rheinländer zu Bingen in Stärke; besonders aber auch F. B. Grodhaus in Darmstadt in Seifen (große Denkmünze); Baubel und Martenstein in Offenbach ebenfalls in Seifen; Götzenleuchter, Simons und Comp. in Isenburg, und Carl Gräff in Bingen in Schnupftabaken. Sie stehen sämmtlich in erster Reihe. In der fünften Gruppe begegnen wir Gebrüder Heim in Offenbach mit ausgezeichneten Maschinen für Buchdrucker, Buchbinder und Portefeuillearbeiter, nebst noch anderen tüchtigen Maschinenbauern in Offenbach und Darmstadt. Die berühmten Offenbacher Kutschwagen wurden in den Fabrikanten Dick und Kirschten mit der großen Denkmünze ausgezeichnet. Ueber die ausgezeichneten Modelle für den Unterricht von J. Schröder in Darmstadt haben wir bereits bei Gelegenheit seines russischen Berghaubitzenmodells ausführlich gesprochen. In der Gruppe der Musikinstrumente und derrn Beigehörungen erkennen wir mit Vergnügen eine vorzügliche Fabrikation von Violinsaiten durch P. Pirazzi und Söhne in Offenbach. Offenbach war es auch, das in seinem Ferdinand Ihm für in Bezug auf Geschmack uud Ausführung ganz vorzüglicher Wachstücher die einzige diesem Artikel verliehene große Denkmünze erwarb, während alte Wachstuchfabriken anderer Orte sich mit der Ehrenmünze begnügen mußten.

In den eigentlichen Weberwaaren steht das Großherzogthum gegen andere deutsche Länder zurück, wenn auch Michelstadt recht hübsche Fortschritte in Wollenwaaren macht. Dahingegen liefert Offenbach billige Geldbörsen in Massen für die Ausfuhr. Eigenthümlich bedeutend steht das Land aber in lakirten Ledern und Lederarbeiten da. In den Fabriken von Mayer, Michel und Deninger in Mainz, Cornelius Heyl in Worms, und Dörr und Reinhard in Worms überragt es fast alles Aehnliche. Groß steht es da in den Lederfabriken von Melas und Gernsheim in Worms, Maury und Comp. in Offenbach, Spicharz und Rollenberger in Offenbach, Wilhelm Prätorius und Comp. in Alzei. Die Mainzer feine Schuhmacherarbeit ist in weit entfernten Gegenden geschätzt. (Jos. Schuhmacher Sohn in Mainz.) In Portefeuillearbeiten hat bekanntlich Offenbach einen weitverbreiteten Ruf. (Mönch und Comp. in Offenbach.) H. Schuchardt in Darmstadt stand in Filzhüten mit den ersten Hutfabriken Deutschlands in einer Reihe. Eine besondere mainz-offenbacher Industrie ist die der Gießerei kleiner bronzirter Eisenartikel, worin sich Seebaß und Comp. in Offenbach und Krauße und Comp. in Mainz auszeichnen. Ein großes Geschäft wird in diesen kleinen Eisengußgeräthen und Nippsachen gemacht, die, wenn sie auch keinen Kunstwerth, doch in der Regel ein recht gefälliges und zierliches Aeußere haben. An diesen Artikel schließt sich die Fabrikation der hübschen galvanisch-vergoldeten Messingrahmen von G. W. Batz in Offenbach. Die Mainzer Möbel haben sich einen weiten Markt erobert und fanden auch in München Anerkennung (Wolf, Knußmann und Wilhelm Kimbel in Mainz). Mehr noch gefielen uns die Knöpfe von L. Kolbe und Comp. in Bessungen, die Goldwaaren von J. B. Schreger in Darmstadt und die Elfenbeinschnitzereien von L. Lautz in Offenbach und J. H. Friedrich in Darmstadt. Sie wetteiferten mit Wien, Nürnberg, Fürth, Frankfurt, Würtemberg. In der eilften Gruppe glänzte Darmstadt und Mainz, Felix Hochstädter dort, Franz Brazy Sohn hier in Tapeten, Wolfgang Reuter in Darmstadt in Spielkarten. Die Buntpapierfabrikation wird auch mit Erfolg betrieben, J. B. Weber in Offenbach und Gebrüder Wüst in Darmstadt. Im Kupfer- und Stahldruck ist der Name H. Felsing in Darmstadt weit über die Grenzen Deutschland's gekannt, und Jonghaus und Venator in Darmstadt leisten in Landkarten, Farbendrucken und Prägungen Bedeutendes bei sehr billigen Preisen. In Gruppe 12 endlich erfreuten uns die vollkommen gelungenen galvano-plastischen Statuetten und Reliefs von Landschaften aus dem Atelier des Kunstmeisters G. L. von Kreß in Offenbach. Dieser gedrängte Ueberblick des großherzoglich hessischen Kunst- und Gewerbfleißes in einigen hervorragenden Spitzen muß die Ueber-

zeugung nahe legen, daß wir hier es mit einem Lande zu thun haben, in dem viel Kunſtgeſchicklichkeit und Geſchäftsgewandtheit zu Hauſe ſind. Man beſchäftigt ſich dort freilich nicht hervortretend mit den ſogenannten großen Induſtrieen, aber geht um ſo ſicherer in dem fruchtbaren Felde der kleinen Induſtrie, wo Geſchmack, Erfindungsgeiſt, Geſchick eine ſchönere Ernte halten können, als in den Schranken der großen Induſtrie, wo Rieſen kämpfen.

Skizzen aus dem Hinterland.

Von Dr. L. Glaſer in Biedenkopf.

Vielen iſt das Hinterland, jener ſchmale von Süden nach Norden ziehende Theil der Großherzoglich Heſſiſchen Provinz Oberheſſen, nur dem Namen nach bekannt und es erfreut ſich gerade bei dieſen eben keiner guten Meinung. Beſonders pflegen die Bewohner der heſſiſchen Rheinprovinz und der milden Starkenburg ſich eine mit Sibirien zu vergleichende, rauhe und häßliche Landſchaft darunter vorzuſtellen. Dieſe ungünſtige Vorſtellung mag gerade viel dazu beitragen, daß diejenigen, welche die Neugierde oder ſonſt eine grauſame Nothwendigkeit dahin führt, einen um ſo günſtigeren Eindruck davon bekommen, und die geringe Zahl dieſer, von ihrem ehemaligen Vorurtheil Geheilten wird dem Berichterſtatter gewiß beipflichten, wenn er es hier verſucht, der in Rede ſtehenden Gegend ihre gebührenden Rechte zu vindiciren. —

Von Gießen führt eine noch nicht alte Straße, anfangs durch ſehr lachende Fluren, nach ungefähr 2 Stunden aber durch unfreundlichere Striche am Dünsberge vorbei gerade über den ſteilen Schneeberg, an dem ſie ſich in zahlreichen Serpanten glücklich hinabwindet, nach dem ziemlich reinlichen Städtchen Gladenbach; dann zu dem 4 Stunden nördlich gelegenen Biedenkopf, zum Voraus bemerkt, dem Centralpunkte des Hinterlandes, von wo ſie ſich zu dem letzten Städtchen des Hinterlandes, dem an der Eder gelegenen Battenberg, wendet, von wo unfern ſie in's kurheſſiſche Gebiet hinüberführt.

Die nicht zahlreichen Dörfer und Flecken des Hinterlandes bieten keinen ſonderlich freundlichen Anblick dar. Da der Boden nichts weniger als productiv, vielmehr die Striche im Lahn- und Edergrund ausgenommen, im Ganzen ſteril iſt, ſo findet ſich eigentlicher Wohlſtand nirgends allgemein, wie dieß in der kurheſſiſchen Nachbarſchaft im Amte Wetter, im Ebsdorfer Grund und weiter hinaus im Schwalmgrund der Fall iſt, und die zerſtreut liegenden Dörfer, ohnehin durch die zahlreichen Gebirgskegel iſolirt und namentlich der Ausſicht in eine weite Gegend beraubt, bieten meiſtens das Bild einer ärmlichen, öden Einſamkeit dar. Immerhin finden ſich hier und da ganz reinliche, nette Bauernhäuſer und die ſonſt ziemlich verwahrloſte Haltung der Wohnhäuſer iſt eher ein Zeichen von Armuth, als Geſchmackloſigkeit, denn die an die Wände der Bauernhäuſer gemalten Tulpen, Gänſe und Gockel zeugen von einigem, wenn auch noch ſehr unentwickeltem Kunſtſinn. In dem Eſtricht ſind die Häuſer in moſaik ähnlicher Manier mit ſteileingefügten Schieferſtücken ausgepflaſtert und dieſe wiederſtehen der Ausnutzung durch die Fußtritte weit länger, als die ſonſt gewöhnlichen Sandſteinplatten. Die Meubles und Getäfel der Bauern und Bürger ſind größtentheils maſſiv aus Eichenholz, da die Tanne unter allen Forſtbäumen am wenigſten vorkommt, die Dächer nur noch auf wenigen Bauernhütten mit Stroh bedeckt. In Biedenkopf iſt die Manier eines dreiſeitigen Giebelſtocks in der Flanke der Wohnhäuſer ſehr beliebt.

Es finden ſich im Hinterland hin und wieder alterthümliche Reſte einer glorwürdigen Vorzeit. Durch Biedenkopf fließt die ſogenannte Cottenbach (was daſſelbe ſein ſoll mit Chattenbach), an deren Urſprung, wie die Sage geht, ein Chatten-Fürſt begraben liegt. Insbeſondere iſt die Stätte zu erwähnen, wo vordem ein Jagdſchloß

Landgraf Ludwigs VIII. im ſogenannten Katzenbach geſtanden hat, wovon jetzt kaum noch Spuren zu erkennen ſind, in deſſen nächſter Nachbarſchaft aber noch die Hütten von den Nachkommen der früheren leibeigenen Bauern bewohnt werden, in deren Munde die Erzählungen von den Jagdthaten jenes Landgrafen, der jährlich 4 Wochen zu dieſem Behuf dort zubrachte, fortleben. Nächſt dieſem verdient das Schloß, dicht über Biedenkopf auf einem das Lahnthal beherrſchenden maleriſchen Kegel gelegen, Erwähnung. Es iſt in noch ziemlich erhaltenem Zuſtand und wurde vor längerer Zeit aus den von Seiner Königlichen Hoheit dem Großherzog Ludwig III. zu dergleichen Zwecken beſtimmten Mitteln in ſeinen etwas zerfallenen Ringmauern wieder ausgebeſſert. Sein Alter mag bis in den Anfang des 14. Jahrhunderts hinaufreichen, da es der Sage nach von Heinrich des Kindes Sohn, Otto, der in Marburg reſidirte, erbaut wurde, worauf Landgraf Heinrich II., der Eiſerne, der einen Theil der Herrſchaft Itter erwarb, dieſes Schloß von Zeit zu Zeit bewohnt haben ſoll. Noch jetzt ſchrecken ſich die Kinder, wenn ſie oben an den Mauern des Schloſſes ſpielen, mit dem Ruf: „Flieh', der Eiſerne Heinrich kommt!"

Ein ähnliches, doch ganz zerfallenes Schloß, befindet ſich oberhalb Haßfeld an der Eder und ein alter Wartthurm auf dem Burgberg zu Battenberg, das vordem der Sitz eigener Grafen geweſen, bis es Heinrich III., Landgraf zu Oberheſſen, an ſeine Herrſchaft brachte.

Eine viertel Stunde oberhalb Battenberg an der Eder liegt ein Dörflein, die ſogenannte Gröge, wo, einer früheren Conceſſion gemäß, eine Familie Zigeunervolk geduldet wird, welche hier mit zahlreichen Kindern und Ziegen, eine niedrige Hütte mit einem einzigen Stubenraum bewohnt, und deren alte Mütterchen, immer noch wahrſagend und Speck und Mehl bettelnd, die Ortſchaften umher beſuchen. Eine eigene Bewandniß hat es mit einer beſonderen Raçe, den ſogenannten Mäckeſen, Nachkommen und Miſchlingen der früher umhergewanderten Zigeuner, deren Gewerbe-Handel mit Fayence, Korbflechten u. dergl. iſt, die übrigens nicht den Ruf der Ehrbarkeit genießen, indem man mit dieſem Wort im Hinterlande einen verächtlichen Begriff verbindet und zu ſchimpfen pflegt. Als beſondere Rarität verdient eine uralte Frau in Battenberg, bekannt unter dem Namen Barbel (Vogelbärbchen), erwähnt zu werden. Dieſe iſt in keinem Kirchenbuche eingeſchrieben, keine Gemeinde erinnert ſich eines Anrechts auf ihre Perſon; ohne alle Angehörigen irrt ſie von Dorf zu Dorf, einen Stab in der Hand, ihre ganze Habe mit ſich ſchleppend, nämlich den Anzug, den ſie trägt, einen Vogel in einem Korb und einen kleinen garſtigen Hund neben ſich oder in ihrer Schürze. Die älteſten Perſonen erinnern ſich nicht, ſie je jugendlich geſehen zu haben und man ſchätzt ihr Alter jedenfalls über 100 Jahre. Rührend iſt ihr Auftreten auf Charfreitag jährlich, wo ſie in Geſchenken von Kleidern einmal das heilige Abendmahl genießt. Jung und Alt beobachtet ſie hierbei mit der gerührteſten Spannung und ein langer Zug Kinder folgt dieſer cymäiſchen Sybilla, wenn ſie ſich einen oder zwei Tage zuvor in Battenberg ſehen läßt.

Bekanntlich zeichnen ſich die Hinterländer Landleute durch ſehr nationale Trachten aus, was die beliebten Darſtellungen auf Porzelan und Leinwand beweiſen, die im Nordweſten Deutſchland's häufig vorkommen. Vorzugsweiſe findet ſich dieſe Originalität der Tracht beim weiblichen Geſchlecht. Im Schnitt der Mieder, im Bau der Mützen (im Hinterland: Mutſchen), beſonders aber in der Zuſammenſtellung der Farben herrſcht große Verſchiedenheit; jeder Bezirk, oft jedes Dorf hat ſeine eigne Kleidung und Farben. Ein ſehr anmuthiges Gemiſch dieſer mannichfaltigen Erſcheinungen bieten beſonders die Jahrmärkte dar, in deren Gewühl jeder Fremde gleich die Landsmannſchaften herauszufinden vermag. Eine ziemlich ſchauerliche Sitte iſt, daß ſich die Bauernweiber bei Regenwetter mit großen weißen Tüchern umhängen, die einem Leichengewande ſehr gleichen. Beſonders beim Kirchengang tragen die Weiber blendend weiße, die Wohlhabenderen zu dem mit Franzen und Garnituren beſetzte Umwürfe über den Kopf. Das männliche Geſchlecht trägt einen einfachen blauen Kittel

und runden breitkrämpigen Hut; Dreimaſter bekommt man ſeltener zu Geſicht. Eine ſehr günſtige Meinung von dem Fleiß der Landleute bekommt man, indem man die Weiber, auf ihren hohen Abſätzen bergauf und bergab wandeln ſieht, indem ſie im Gehen ſtricken.

Im Sommer unternehmen Sonntags zahlreiche Geſellſchaften in Biedenkopf, oft unter feſtlichen Aufzügen, Ausflüge auf die nahen Waldblöſen, von denen jede ihren beſonderen, zum Theil ſchönklingenden Namen hat, z. B. Schönheit, Kuhleich, Knabenrich u. a. und kehren mit der Nacht unter Clarinetten- und Paukenſchall in die Stadt zurück, wo die freudetrunkene Jugend vor dem Auseinandergehen auf dem Marktplatz erſt noch einen luſtigen Reigen aufführt. Noch vor 3 Jahren wurde ein ſogenannter Grenzgang feſtlich gefeiert, wobei die geſammte Bürgerſchaft nebſt den Beamten mehrere Tage damit zubrachten, die Grenzlinie des Weichbilds der Stadt durch Dick und Dünn zu verfolgen und unterwegs an beſtimmten Punkten Halt zu machen, um neue Grenzſteine einzuſetzen oder die alten aufzugraben, dabei aber den ermüdeten Gliedern ihre entſprechende Genugthuung zu verſchaffen. Eine ſinnreiche Erfindung machte die Vergnügungsluſt darin, Sonntags bei'm Fünfuhrläuten ſchon zu Nacht zu eſſen, worauf noch Stunden zum geſelligen Umherſchweifen übrig bleiben. Dieſer Gebrauch verurſachte ohnſtreitig die Benennung des Mußglöckleins. —

Wie ſehr dieſe Verhältniſſe geeignet ſind, in der Jugend Anhänglichkeit an die Vaterſtadt zu erwecken, beweiſt der Umſtand, daß die B'—er weibliche Jugend beſonders äußerſt ungern auswärts Dienſte ſucht. — In manchen Jahren fällt im Hinterland die Buchecknerndte ſehr ergiebig aus. Ganze Karawanen ſieht man dann aus den Gemeinden in den Wald ziehen, mit großen Leintüchern und Hämmern verſehen, mittelſt deren die Bäume geklopft und ihrer Bürde entladen werden. In ſolchen Zeiten haben dann auch die Aermeren gute Tage; mit dem Oel der ausgepreßten Buchackern (ſo heißen die Bucheckern im Hinterland) werden nämlich die verſchiedenſten Speiſen zubereitet. In allen Küchen duften die Kröpfeln, Eiſenkuchen oder Waffeln und Kropfenkuchen; die ſind, außer dem Pfannkuchen, die 3 vornehmlich vorkommenden Formen von Backwerk; Hauptbeſtandtheil iſt bei allen genannten : Kartoffel und Hafermehl.

Auch die Honorationenklaſſe ſieht ſich durch das Inſtitut der in kleinen Landſtädten gewöhnlichen Caſino's, beſonders aber in Biedenkopf durch das Beſtehen mehrerer mit gutem Wein verſehener Gaſthaltereien in den Stand geſetzt, das Leben in der Weiſe größerer Städte zu genießen und das Vorhandenſein vieler Angeſtellten, namentlich vieler jüngeren Männer, welche zum Theil zum Perſonal der Biedenkopf benachbarten Eiſenhütten gehören, beleben die Geſellſchaften recht ſehr. Fremde pflegen den beſten Eindruck von Biedenkopf mitzunehmen. — Referent nimmt hier die vielen Commis voyageurs, welche das Hinterland von Quartal zu Quartal beſuchen, zu Zeugen, — ſo wenig in dieſem Punkte die anderen Städtchen des Hinterlandes zu rühmen ſind.

Bis jetzt hat das Hinterland wenig Poſtverbindung mit dem Norden und Süden; nur zweimal geht der Arnsberger Poſtwagen nach Gießen und zweimal von da zurück. Doch ſoll dem Uebelſtande durch öftere Poſt-Chaiſen baldigſt abgeholfen, auch eine Poſtverbindung zwiſchen der weſtphäliſchen Laasphe und Marburg über Biedenkopf hergeſtellt werden.

Das Temperament des Hinterländers iſt im Ganzen eher gutmüthig, heiter, als roh und lärmend; ſeine Sprache weniger bemerklich wegen Eigenthümlichkeit des Dialekts, als auffallender grammatikaliſcher Unrichtigkeit, wovon hier nur der ſtatt des Accuſativ gebrauchte Nominativ und der ſächliche Artikel vor jedem weiblichen Eigennamen erwähnt werde. — Mit Vergnügen hört man gewiß den Geſang der Hinterländer Bauernmädchen, welcher etwas ſchrill und ungeſchmeidig lautet, doch durch ein feſtes, ſicheres Enſemble keinen unangenehmen Eindruck macht. — Daß ſich unter den Hinterländerinnen auf dem Lande viele Schönheiten finden, iſt ſchon aus den

vielen Bildern von ſolchen zu muthmaßen; doch iſt zu bedenken, daß nur Ideale dem Künſtler als Objecte zu dienen pflegen. Die vorherrſchend helle Hautfarbe und blonde Haare ſind für's Hinterland charakteriſtiſch.

Das Hinterland iſt durchgängig Gebirgsland. Die zahlreichen Schieferberge liegen dicht zuſammen und laſſen der Lahn und Eder nur ſchmale Durchgänge. Das Thal der Erſteren breitet ſich eine Stunde abwärts Biedenkopfs bis auf $^1/_2$ Stunde aus, iſt aber größtentheils nur 1000—2000 Schritte weit. In dieſen Strecken liegt fruchtbares Ackerland; in übrigen ſchmalen Thälern ſind zum Theil Wieſen, zum Theil Aecker angelegt. Die Abhänge der Berge haben einen ganz dünnen, ſteinigen Boden und ſie belohnen den Fleiß des Feldbauers nicht; — auf den Bergen iſt die Buche das herrſchende Forſtholz, darunter macht die Eiche einen weſentlichen Beſtand. Wegen des Mangels an Stroh iſt den Einwohnern die Waldſtreu beinahe unentbehrlich und doch wäre ſie dem dünnen Bergboden dringend nöthig. Auf weite Strecken hin, ſieht man faſt kein Nadelholz und erſt in neuerer Zeit werden die abgetriebenen Waldhöhen damit bepflanzt. Hätte die vorhergehenden Jahrhunderte hindurch Nadelholz darauf geſtanden, ſo müßte jetzt ein tieferer Boden vorhanden ſein. Im Ganzen genommen iſt zwar Wald im Ueberfluß da, doch größtentheils in unanſehnlichem Schlag. Für Jäger hat die Haſenjagd wenig Intereſſe, da dieſes Wild in der That hier rar iſt. Dagegen verdient dieſe Gegend wegen ihres beſondern Reichthums an Schnepfen, welche hier, beſonders in der Nachbarſchaft des höchſten Punkts (der Sackpfeife) niſten, Erwähnung. Auch Auer- und Birkhühner ſind hier nicht ſelten.

Der Viehſtand des Hinterlandes iſt nur mittelmäßig. Da die Rindviehheerden hauptſächlich im Walde getrieben werden, ſo ſind die muthwilligſten Stücke mit Schellen behängt, damit ſie ſich nicht in den waldigen Abhängen verlieren. Beſonders gut gedeihen die Ziegenheerden, für welche Thiere ein ſolches Terrain bekanntlich nicht zu ſchwierig iſt. Wegen der klippiſchen Schieferberge ſind die Kühe an den Klauen durchgängig beſchlagen.

Wenn die Lahn als tückiſches, zerſtörendes Waſſer verrufen iſt, ſo enthält ſie anderſeits zu ihrem Vortheil recht viel Fiſche, namentlich Hechte und Forellen, an welchen letzteren auch die Eder mit ihrem transparenten Waſſer ſehr reich iſt, welche ſogar zuweilen Salmen enthält, die von der Weſer heraufſteigen.

Was dem Hinterland an Fruchtbarkeit in vieler Beziehung abgeht, wird auf der andern Seite in Bezug auf Schönheit erſetzt. Reiſende habe ich ſagen hören, unter den vielen Gegenden, die ſie des Vergnügens halber beſucht hätten, wäre ihnen keines ſo reizend erſchienen, als dieſe. Von Gießen bis 2 Stunden nördlich von Gladenbach iſt ſie ohne Intereſſe; hier aber entfaltet ſich auf der Höhe von Dautphe eine dem Auge entzückende Ausſicht, den Lahnfluß entlang bis auf das in der Ferne an einem kegelförmigen Berge ruhende Biedenkopf. Noch ausgezeichneter iſt die von Battenberg aus weithin reichende Ausſicht in das Edergebiet, zu Füßen das Schlachtfeld, auf dem Karl der Große die Sachſen ſchlug.

Auffallend ſchnell entwickelt ſich das Grün der Wälder. Nach einer warmen, etwas regneriſchen Nacht ſtehen, wie durch einen Zauberſchlag, die zahlreichen Berge, die du geſtern noch braun ſahſt, im ſanften hellgrün am Horizont.

Wenn es im Hinterland etwas länger als in niederen Gegenden rauh iſt, ſo iſt doch kein Mangel an Holz; wenn der Felder nur weniger ſind, die den trefflichen Waizen und zarte Oelpflanzen tragen, wenn es an feinen Gemüſen, dem Weinſtock und ausgeſuchten Obſtſorten fehlt, — ſo verhungert darum der Hinterländer nicht und macht ihm der anmuthige Wechſel ſeiner Berge und Thäler und das Grün ſeiner Wälder ſeine Heimath doch lieb und werth. Es komme, wer von den Schrecken des Buchfinkenlandes gehört hat, im Mai, um ſelbſt zu ſehen, und er wird mit Vergnügen an dieſe arkadiengleiche Landſchaft zurück denken. —

Die Burg Friedberg.

Von Günther.

Wer freut ſich nicht, wenn er an einem ſchönen Sommermorgen im Glanze der Sonne die ſtattliche Burg Friedberg prangen ſieht! Wer freut ſich nicht, wenn er in die Burg eintritt und die alleſordnende Hand wahrnimmt!

Die ältere Geſchichte der reichsfreien Burg hat uns Mader in ſeinen „Sicheren Nachrichten von der Burg Friedberg, Lauterbach 1766" aufbewahrt. Durch ihn wiſſen wir, daß ſie ſchon i. J. 1217 einen Burggrafen Giſelbert hatte, auf welchen der Burggraf Burkard 1219 folgte. Anderwärts kommt 1223 ein Burggraf Winther vor; dann nach Mader ein Ludolph 1228; Ruprecht aus der großen anſehnlichen Ritterfamilie von Carben 1239; im J. 1250 Erwin von Cranichsberg, vulgo Cranßberg, und mit ihm eine Reihe von Burgmannen, unter denen Leo junior, ein Löw von Steinfurt, deſſen Nachkommen ſich allein von der vormaligen älteren Burgmannſchaft bis hierher erhalten haben. Dieſe Familie iſt auch die einzige, welche ihr Burgmannshaus in der Burg noch beſitzt : denn früherhin wurde die Burg nur von Burggrafen und der Burgmannſchaft bewohnt. Die Inquilinen hatten, als verpflichtet zum Schutze der Burg, eine gewiſſe Zeitlang in derſelben zu wohnen und beſaßen größtentheils ihre eigenen Häuſer in derſelben, die aber theils verſchwanden, theils in andere Hände kamen. Die Burg war reich : ihr gehörte die ganze Grafſchaft Kaichen und ein Theil der Mörler Mark, beinahe 1200 Morgen Wald. Ihre angehörigen Leute wohnten am weſtlichen Fuße des Burgbergs im Dörfchen zum Garten, jetzt Vorſtadt. Bis zum Jahre 1806 blieb ſie die freie Reichsburg, zum rheiniſchen Ritterkreiſe gehörig; dann theilte ſie das Schickſal des deutſchen Reichs. Aus ſpecieller Begünſtigung wurde drm Burggrafen, als nunmehr unter heſſiſcher Hoheit ſtehend, die Erlaubniß ertheilt, die ſtandesherrlichen Rechte ausüben zu dürfen. Durch einen beſonderen Vertrag (10. März 1817) trat der letzte Burggraf von Friedberg, Graf von Weſtphalen-Fürſtenberg, die ihm auf die Burggrafſchaft zuſtehenden Rechte an den Staat, mit lebenslänglichem Vorbehalt der Würde eines Standesherrn und eines Burggrafen, ab. Bei ſeinem im J. 1819 ohne Hinterlaſſung männlicher Erben erfolgten Tode wurde die Burg mit ihren Zubehörungen und Beſtandtheilen dem Großherzogthume gänzlich incorporirt. Sie wurde Domäne.

Da drohten mit Flammenſchrift die Todesworte : „Verkauf," „Abbruch!" Da nahte der Ruin. Die Vernichtungswuth wollte ihre Opfer. Gar manche äußere Zubehörungen wurden veräußert : auch die Möbele, Bücher, Geräthe u. ſ. w., die intereſſanteſten Erinnerungs-Zeichen, die Zeugen des Zeitalters wurden verkauft. Doch wagte ſich der „Zeitgeiſt" nicht an die Hauskapelle mit ihren Einrichtungen des katholiſchen Ritus im unteren Stocke des Schloſſes (Burggrafiat); noch beſteht ſie, wie das Jahr 1819 ſie ſah. Freilich mag wohl die Zeit während einer Reihe von 33 Jahren des Verſchluſſes das Ihrige gethan haben. Und dennoch war dieſer Verſchluß ein Glück für's Ganze. Der a. h. ſelige Großherzog Ludewig I. hatte ſich beim Anfalle der Burg an das Großherzogthum Heſſen die weitere Verfügung über deren Beſtimmung und Verwendung vorbehaltrn. Dies rettete das ganze Burggrafiat vom Verkauf. Es blieb vrrſchloſſen bis der a. h. ſelige Großherzog Ludwig II. befahl, daß das Burggrafiat dem Erbgroßherzoge, Kön. H., zum Abſteige-Lokal für ſeine im Intereſſe des Landes ſtattfindenden Reiſen nach Oberheſſen dienen ſollte.

Nunmehr war das ſchöne impoſante Ganze vom Verfall gerettet. Einfachheit vereint mit Geſchmack riefen ein Etabliſſement in's Leben, das ſtets an ſeinen hohen Begründer erinnern wird. Das Burggrafiat mit ſeinrm ſchönen Walle (Bosquet) iſt die Zierde Friedbergs und damit der ganzen Gegend, eine Oſtausſicht vom Walle aus nach der goldenen Wetterau, im Hintergrunde gekrönt mit den Bergen unſerer Schweiz (Vogelsberg) unvergleichlich. Alles um und in dem Burggrafiat verkündet ſeinen hohen Erhalter. Nur Schade, daß ſo wenig vom Vorhinigen im Inneren des

Digitized by Google

Schloſſes im Jahre 1819 erhalten werden konnte. Außer der Kapelle ſind es nur noch die 19 Porträts von Burggrafen und Burgmannen aus den mittleren und ſpäteren Zeiten, welche auf allerhöchſte Anordnung an ihrer Stelle im Saale bleiben mußten, wo ſie prangend im alterthümlichen Schmucke Zeugniß geben vom Geſchmack ihrer Zeit und von dem „Conſervatismus der jetzigen Zeit.“ Dieſe Porträts, in deren Mitte Kaiſer Joſeph ſitzend, ſind folgende: die Burggrafen Johann Carl von Bettendorf; Joh. Erwin von Greifenclau; Hermann Riedeſel zu Eiſenbach; Hans Eidel von Diede zum Fürſtenſtein; Ernſt Ludwig v. Breidenbach; Franz Heinrich Kämmerer von Worms, Frhr. v. Dalberg; die Burgmannen J. W. A. Schütz von Holzhauſen; Chriſtian Ernſt von Schrautenbach; Hugo Johann Philipp Graf Stadion; Johann Georg von Ponikau; Hermann Riedeſel; Hugo Philipp Carl Graf zu Eltz; Carl Wilhelm von Wallbrun; Joh. Friedrich Chriſtoph Frhr. Zobel von Giebelſtatt; vier Ungenannte, darunter zwei mit Harniſch, von denen Einer wahrſcheinlich ein Löw von Steinfurt.

Der Odenwald.

Herr Odenwald, dir ſchalle
Aus voller Bruſt ein Lied,
Das durch die Thäler ſchalle,
Wie wenn der Lindſchmidt *) zieht.
Hier wachſen Eich' und Eiſen:
Drum iſt das Land zu preißen.

Als unſre Ahnen kamen
Von Oſt ins deutſche Land:
Da ward nach Odin's Namen
Dies Waldgebirg genannt;
Es brachte Eich' und Eiſen,
Drum ward es ſo beheißen.

Noch ſteht des Otsberg Hehrung
Und noch der Freya Stein,
Und das iſt die Erklärung
Von Felſen und von Hain:
Daß allzeit ſich das Zarte
Hier mit dem Starken paarte.

Jetzt unter hohen Bäumen
Des Hirten Lied erſchallt,
Die Mühlenbäche ſchäumen,
Das Thal in Saaten wallt:
Doch in des Waldes Mitte
Da wohnt die alte Sitte.

An Burſchen iſt zu ſchauen
Die kecke, flinke Art,
Die ew'ge Treu an Frauen,
Die Zier an Mädchen zart;
Scharf ſchießt der Mann zur Scheibe,
Daß er bei Ehre bleibe.

Drum mag ſich wohl vergleichen
Des Landes Volk zumal,
An Zier den grünen Eichen,
An Kraft dem Eiſenſtahl.
Des Landes Eich' und Eiſen
Soll man noch heute preiſen.

Du frommer Gott, erhalte
Dies Land in deiner Huth.
Daß nimmermehr veralte
Sein altes Eiſenblut;
Laß nie von ſeinen Eichen
Den Stolz der Freiheit weichen!

Karl Heinrich Hofmann.

Der Odenwald *).

Wie grünen die Eichen ſo friſch und ſo bold.
Wie glänzet ſo freudig das ſonnige Gold,
Wie rauſchen die Quellen ſo klar und ſo rein
Hervor aus dem ahnungsdüſteren Hain!
Wie biſt Du ſo ſchön! Dein Namen allein
Ergreift ſchon das Herz mit Zaubergewalt,
Mein grüner, mein herrlicher Odenwald!

Es ſchmiegen ſich zwiſchen den buſchigen Höhn
Die Thäler dahin ſo lachend und ſchön,
Es klappern die Mühlen am ſprudelnden Bach,
Es winket des Kirchthurms mooſiges Dach,
Die hallenden Glocken rufen mir wach
Der Sehnſucht innige heiße Gewalt,
Mein grüner, mein herrlicher Odenwald!

*) Der wilde Jäger.

*) „Gedichte von C. Scriba. Dritte vermehrte und veränderte Auflage. Friedberg in der Wetterau. C. Scriba's Buchhandlung. 1852.

Und Herzen voll Treue und Augen voll Luſt,
Und Mädchen mit liebebewahrender Bruſt,
Und freier Sinn, kein zitternder Knecht,
Und feöbliche Sitte und gaſtliches Recht —
Wie trägſt du das Alles ſo blühend und echt!
Es zieht mich nach dir mit ſtiller Gewalt,
Mein grüner, mein herrlicher Odenwald!

Im zerfallenen Schloß beim Abendſchein,
Da füll' ich den Becher mit funkelndem Wein!
Es weiden die Heerden auf duftigem Hang,
Es tönet im Wald des Jägerhorns Klang,
Es ſchallt aus der Tiefe der Glocken Geſang —
Da ruf' ich hinaus mit Donnergewalt:
Hoch lebe mein herrlicher Odenwald!

Und muß ich einſt ſcheiden, ach ſcheiden von hier —
Mein ſehnendes Herz hängt ewig an dir!
Dein blühendes Thal und den düſteren Hain,
Die rauſchende Mümling — ſie lieb' ich allein;
Und ſchläft einſt mein Auge auf immerdar ein,
So ſchwebet mein Herz mit letzter Gewalt
Nach die noch, mein herrlicher Odenwald!

Carl Seriba.

Auf der Bergſtraße.

Es ſteht der Melibokus
Im milden Abendſtrahl,
Und heimathlich ergtänzen
Die Dörfer in dem Thal.

Um helle Häuſer ranket
Der dunkelgrüne Wein,
Da hängen volle Trauben
Vor jedem Fenſterlein.

Zufriedne Leute ſchauen
Und grüßen wohl heraus,
Und frohe Kinder ſcherzen
Und ſpielen vor dem Haus.

Es zieht der müde Wandrer
Auf ſeiner Straße hin;
Sie ſind ihm alle fremde,
Und keiner kennet ihn.

Jenſeits des Rheins verſinket
Der Sonne letzter Strahl,
Und leiſe Nebelſchleier
Erheben ſich im Thal.

Franz Kugler.

Sonntags am Rhein.

Des Sonntags in der Morgenſtund'
Wie wandert's ſich ſo ſchön
Am Rhein, wenn rings in weiter Rund'
Die Morgenglocken gehn!

Ein Schifflein zieht auf blauer Flut,
Da ſingt's und jubelt's drein;
Du Schifflein, gelt, das fährt ſich gut
In all' die Luſt hinein?

Vom Dorfe ballet Orgelton,
Es tönt ein frommes Lied,
Andächtig dort die Prozeſſion
Aus der Kapelle zieht.

Und ernſt in all' die Herrlichkeit
Die Burg hernieder ſchaut,
Und ſpricht von alter, guter Zeit,
Die auf den Fels gebaut.

Das Alles beut der prächt'ge Rhein
An ſeinem Rebenſtrand
Und ſpiegelt wohl im hellſten Schein
Das ganze Vaterland.

Das fromme, treue Vaterland
In ſeiner vollen Pracht,
Mit Luſt und Liedern allerhand
Vom lieben Gott bedacht.

Robert Reinick.

Der Main.

Tief in des Fichtelberges Klüften.
Mit grauen Nebeln angethan,
Umweht von nördlich kalten Lüften,
Beginnt der Main die Heldenbahn.
Er kämpft in muthigem Gefechte
Sich hin bis zu dem Vater Rhein,
Und drängt bekränzt mit Weingeflechte,
In seine Ufer sich hinein.

K. Buchner.

Hessens Höh'n.

Hessens Höh'n, Hessens Höh'n,
Zwischen Taunus und der Rhön,
Die zur Heimath ich erkieset,
Seid mir tausendmal gegrüßet
Ihr, des Hessenlandes Kern!

Hessens Höh'n, Hessens Höh'n,
Zwischen Taunus und der Rhön,
Wo die frischen Wasserquellen
Zwiefach senden ihre Wellen
Nach der Weser und dem Rhein!

Hessens Höh'n, Hessens Höh'n,
Wo der Freiheit Lüfte weh'n,
Wo in hoher Buchen Schatten
Frisch noch lebt der alten Katten
Männermuth und edle Treu'.

Hessens Höh'n, Hessens Höh'n,
Wo manch Kindlein ist zu seh'n,
In dem Aug des Himmels Bläue,
Gold das Haar und Gold die Treue,
Wie in alter, gold'ner Zeit.

Hessens Höh'n, Hessens Höh'n,
Bald werd' ich euch wiederseh'n,
Froh und bald! dann sprossen neue
Blüthen aus der alten Treue. —
Sei gegrüßt mein Heimathland!

Die Lahn *).

Nicht durch des Liedes stolzen Klang
Verherrlicht in den Nibelungen,
Nicht durch der Dichter Wettgesang,
Wie König Rhein, von Ruhm umklungen;
Nein, schlichten Wesens, schöne Lahn,
Wallst du bescheiden deine Bahn!

Doch welcher Lorbeer wäre dein,
Wenn du nach Ehre würdest dürsten!
Hat dir dein Deutschland nicht allein
Zu danken seinen Dichterfürsten,
Ihn, der zu deinem Ufer trat
Und dein Orakel sich erbat?

Und schmücken stolze Burgen nicht
Und Dome hehr auch dein Gestade,
Und ziert ein Land, selbst ein Gedicht,
Nicht reizend deines Laufes Pfade,
Ein Land, das dir sein Herz erschließt
Und reich mit Segen dich umsprießt?

Allein nach Ruhm nicht dürstest du,
Du willst behüten, nur beglücken
Und eilst dem stolzen Strome zu,
Im stillen Busen das Entzücken:
„Viel schöner, als allein zu stehn,
Ist's mit dem Großen untergehn!"

Alois Henninger.

---

*) Mit Beziehung auf Göthe's Dichtung und Wahrheit. Bd. 22. S. 132. Auf einer Fußreise durch das Lahnthal von Wetzlar nach Coblenz schleuderte Göthe, dem dieser Gedanke, wie er sagt, aus dem tiefen Grunde der Seele gleichsam befehlshaberisch hervortrat, sein schönes Taschenmesser in den Fluß, um durch den Wurf entscheiden zu lassen, ob er Maler oder Dichter werden solle. Die Entscheidung war zweideutig, wie alle Orakel; er legte dieselbe jedoch nicht zu seinen Gunsten, doch für seine Neigung zur Malerei aus, ward aber in Folge jener „Grille" dafür der größte Dichter.

Die Weſer.

Ich kenne einen deutſchen Strom,
Der iſt mir werth und lieb vor allen,
Umwölbt von ernſter Eichen Dom,
Umgrünt von kühlen Buchenhallen;
Den hat nicht, wie den großen Rhein,
Der Alpe dunkler Geiſt beſchworen,
Er ward aus friedlichem Verein
Verwandter Ströme ſtill geboren.

So taucht die Weſer kindlich auf,
Von Bergen traulich eingeſchloſſen,
Und kommt in träumeriſchem Lauf,
Durch Reben nicht, durch Korn gefloſſen;
So windet ſie mit treuem Fuß
Zum deutſchen Meere ſich hernieder,
Und ſpiegelt mit geſchwätzigem Gruß
Der Ufer ſanften Frieden wieder.

Doch hat ſie in der Zeiten Flug
Gar manche große Mär' erfahren,
Und die beſcheidene Woge trug
Viel Herrliches zu fernen Jahren:
Sie ſah in ihrer Wälder Schoos
Des Adlers Siegerflügel wanken,
Und vor urdeutſcher Arme Stoß
Der ewigen Roma Säulen ſchwanken.

Und als mit feſter Eiſenhand
Held Karl den deutſchen Scepter führte,
Da war es, wo im Weſerland
Sich manche Stimme mächtig rührte,
Da hörte man des Kreuzes Ruf
Mit hellem Klang an den Geſtaden
Und ſah der Frankenroſſe Huf
Sich in den nordiſchen Wellen baden.

So meldet ſie dir manchen Traum
Aus ihrer Vorzeit grauen Tagen,
Und ſieht dabei des Lebens Baum
Stets friſch an ihren Ufern ragen;
Es glänzen in der lichten Flut
Der Klöſter, Schlöſſer, Burgen Trümmer,
Des Mondes und der Sonnen Glut,
Der Thürme und der Segel Schimmer.

Und meerwärts durch ihr Felſenthor,
Durch immer wechſelnde Gefilde
Strömt ſie die Wellen leicht hervor
Wie dichteriſche Traumgebilde;
In ihren Tiefen klar und rein
Hörſt du es ſeltſam weh'n und rauſchen
Und kannſt bei ſtillem Abendſchein
Der Nixe Wanderlied belauſchen.

Franz Dingelſtedt.

Das Flüßchen Darm.

Will denn keiner dich fingen, du ärmſter unter den Flüſſen?
Wird der Gedank' ſelbſt arm, wenn er ſich lenket zu dir?
Und doch führeſt du Gold, der Wahrheit Gold du im Munde;
Wo du im Sande verſtummſt, rufſt du noch Weisheit uns zu. —
Dort aus dem Schooße des Bergs, in ſchattiger Buchen Umhüllung,
Springt dein reinlicher Quell munter in's Leben hinein.
Wie der geſchmeidige Aal durch Gras und Blumen dahinſchlüpft,
So durch die blühende Au ſchlängelſt du ſanft dich dahin.
Birk' und Erle beſchau'n ſich gern im Glanz deiner Wellen,
Holdes Vergißmeinnicht lächelt den flüchtigen zu.
Nachtigall flötet dein Lob, dich grüßet der Fink' und die Meiſe,
Labenden Nectartrank beut'ſt du dem jubelnden Chor.
Glückliches Kind der Natur, o möchteſt du nimmer verlaſſen
Dein ambroſiſches Thal, das dich ſo mütterlich ſchirmt!
Aber es treib't dich weiter und weiter verderbliche Neugier;
Ach, aus der Stille des Hains lockt dich die lärmende Stadt!
Frei war früher dein Lauf; doch kaum den Menſchen genahet,
Feſſeln dich Ufer und Damm, dienſt du dem Müller als Knecht.
Keuchend drehſt du nun um und um das klappernde Mühlwerk,
Peitſcheſt die Räder im Zorn, ſtürzeſt erſchrocken hinab.
Zitternd entfliehſt du den Banden und wähnſt dich geborgen im Wiesgrund,
Siehe, da hemmen auf's neu' Feſſeln den eilenden Strom.
Zwar, zum Teiche geſchwellt, erhebſt du dich breiter und ſtolzer
Stets doch fühlſt du den Zwang, ſehnſt dich zur Freiheit zurück,
Denn ſchon naht ſich der Schwarm muthwilliger Knaben zum Bad dir
Und der ruß'ge Geſell trübt dir die Woge zur Luſt.
Kaum durch enges Gegitter vermagſt du dem Lärm zu entrinnen,
Schleichſt zu den Mauern der Stadt ſtill und beſchämt dich hinab.
Ach, was haſt du begonnen, du ärmſter unter den Fluſſen!

Nun die Stadt dich empfängt, wirft du zum widrigen Schlamm.
Unflath drängt ſich zu dir; umſonſt dein Sträuben und Murren,
Unter die Gaſſen gezwängt, tritt man mit Füßen dich gar.
Trauriger Wechſel! o ſprich, was kann der Ruhm dir nun frommen
Daß ihren Namen von dir trägt eine prangende Stadt?
Seufzend rufeſt du aus: O, hätt' ich nimmer verlaſſen
Dich ambroſiſches Thal, nicht mit der Stadt dich vertauſcht!
Immer trüber und trüber umwölkt der Gram deine Stirne,
Und kein heitrer Strahl lacht aus dem Auge dir mehr,
Lebensmüd' und betäubt, ſo ſtiehlſt du dich weg aus dem Leben
Bis, mitleidig, der Sand birgt deine Täuſchung und dich.

Karl Baur.

Siebentes Buch.

Geschichte Hessens in Uebersichten

von

Heinrich Künzel.

I. Heſſen unter den Römern.

(Vor Chriſti Geburt bis 496 nach Chriſto.)

Die Chatten (Chatti), die Vorfahren der Heſſen, ſind ein hochdeutſcher, zu den Sueven gehöriger Völkerſtamm, der, wie die Frieſen an der Nordſee, vor unvordenklichen Zeiten mit ihrem großen Stammvolke, den Deutſchen (diot, thiot, thiudisk,) aus der Hochebene Aſiens in das germaniſche Land eingewandert, unverrückt auf der alten Stelle wohnen blieb, wo ſeiner zuerſt in der Geſchichte gedacht wird, während die Sueven (Schweifenden, Schwaben) in ihren Sitzen veränderlich waren.

Seitdem die Germanen mit den Römern in Berührung gekommen, haben wir auch Nachrichten von den Chatten. Der römiſche Geſchichtsſchreiber Tacitus, dem ihre Geſchichte faſt bis zum Ausgang des erſten Jahrhunderts vorlag, hat uns ihr Heldenbild *) in der Urzeit auf meiſterhafte Weiſe aufbewahrt. Der Sitz der Chatten erſtreckte ſich im Weſten gegen den Rhein, im Oſten bis an die Weſer und Werra, aber nicht darüber hinaus, lag alſo innerhalb der Stromgebiete der Fulda und Schwalm, der Eder und Lahn bis zum Rhein und Main hin. Ihr Mittelpunkt und Kern lag an der Eder (Adrana), wo ſie ſich in die bei den Römern nie genannte Fulda ergießt. Ihr Hauptort Mattium (Maden) wurde ſieben Jahre nach der Niederlage des Varus von Germanicus zerſtört und verbrannt.

Während demnach in der heutigen Provinz Oberheſſen unſers Großherzogthums die unvermiſchten Nachkommen der Chatten wohnen, haben wir in den beiden Provinzen Starkenburg (nebſt dem Odenwald) und in Rheinheſſen eine aus Chatten und Celten (dem großen Volksſtamm, auf welchem ſich in ganz Weſteuropa die romaniſchen Völker aufbauten) gemiſchte Bevölkerung, zu der auch galliſche Helvetier und Vangionen, die nachher zu den Alemannen zählten, ihre Beſtandtheile lieferten, weßhalb auch in Starkenburg und Rheinheſſen Celtiſche Alterthümer aufgefunden worden ſind. Dagegen waren die Mattiaker (Naſſauer) und die Bataver, die ſchon früh auf die Inſel des Niederrheins ausgewandert, chattiſcher Abkunft. Der Name Chatten ging ſpäter in den Namen Heſſen über; er findet ſich zuerſt als Hassii, Hessii, Hesse bei den fränkiſchen Annaliſten des achten Jahrhunderts. (Der Anlaut Ch wandelte ſich in H, wie bei Chilpericus in Hilpericus, das tt in ss.) Sie hießen, wie J. Grimm meint, Heſſen von einer Art „Kopfbinde und Gewand" (mittelh. haz, haeze), die den ganzen Volksſtamm oder den an ſeiner Spitze ſtehenden Helden oder Stammgott auszeichnete, obgleich Tacitus ein ſolches Kennzeichen nicht hervorhebt. Doch wie die Chatten ſchon im erſten Jahrhundert der chriſtlichen Zeitrechnung vor allen germaniſchen Völkerſchaften neben den Cheruskern, unter denen der größte Nationalheld Hermann, der Erretter der deutſchen Freiheit in der Teutoburger Schlacht (9 n. Chr.), auferſtanden war, von den Römern gerühmt und gefürchtet waren, ſo auch ihre Nachkommen die Heſſen, denen man deßhalb den Ehrennamen „blinde Heſſen" **) gab, weil ſie immer treu waren wie Hunde, kühn und ſtark wie Löwen, blind gegen Vorurtheile, blind gegen die

*) Die Chatten. Aus der Germania des Tacitus. S. 2.
**) Das Lied von den blinden Heſſen. Von K. Ch. Tenner. S. 343.

Gefahren im Kampf für Freiheit und Ehre, für Recht und Wahrheit, für Fürſt und Vaterland, blind in der Liebe zu den Eltern, blind wie die Göttin der Gerechtigkeit in Rechtsſachen, und blind im Gehorſam gegen das Geſetz. Der Name „blinde Heſſen“ *) ſtammt wohl daher, daß Welfe oder Eitelwelfe bei den Heſſen, Schwaben und Bayern ſeit uralten Zeiten in wechſelnder Ueberlieferung drei, ſieben oder zwölf auf einmal geborene Knäblein hießen, die, weil ſich ihre Mutter fürchtete, oder eine böſe Schwieger es veranſtaltete, heimlich an einen einſamen Ort zum Verhungern oder in das Waſſer zum Ertränken getragen werden ſollten, aber noch durch die rechtzeitige Dazwiſchenkunft des Vaters, dem man ſie für blinde Welfen (junge Hunde oder Löwen) angab, gerettet und ſpäter Stammherren berühmter Geſchlechter wurden. Deshalb war der Name urſprünglich kein Schelwort, ſondern ging von einem fürſtlichen Geſchlechte auf einen ganzen Volksſtamm, ſowohl der Heſſen wie der Schwaben über, erhielt durch den hund- oder katzenähnlichen Löwen auf den heſſiſchen Fahnen Dauer und wurde erſt mit der Zeit von neckiſchen oder höhniſchen Einzelnen und Völkern, mit denen die Heſſen in Berührung kamen, im Hinblick auf die den neugeborenen Hunden eigenthümliche Blindheit, in gutmüthigem Scherz oder boshaften Ernſt mit blind vertauſcht.

Mainz **) als die Metropole von Obergermanien (Germania superior), war der klaſſiſche Schauplatz der römiſchen Macht und Militärherrſchaft in Deutſchland. Von dieſem Mittelpunkte aus zogen wie Radien Römerſtraßen, Römercaſtelle und Römerwälle, auch auf das jenſeitige Ufer in das Innere Germaniens, über den Taunus, wo ſich den Römercaſtellen gegenüber germaniſche Ringwälle erhoben, den Main hinauf nach der Nidda, nach der Wetterau und Oberheſſen, und nach dem Odenwalde. An vielen dieſer Oertlichkeiten finden wir Ueberreſte von Bädern, bei Bilbel (villa bella) den herrlichen Moſaikboden, jetzt im Muſeum zu Darmſtadt; bei Vielbrunn im Odenwald; Sarcophage mit Sculpturen und Inſchriften, Denkmäler mit halberhabner Arbeit, Kaiſermünzen, Gegenſtände des religöſen Cultus, des militäriſchen und häuslichen Lebens, die, jetzt vorzugsweiſe aufgeſtellt in den reichhaltigen Sammlungen der Alterthumsvereine zu Mainz, Wiesbaden und Darmſtadt, von der Großartigkeit und feſtgewurzelten Verbreitung der römiſchen Macht und Bildung an der Rheingrenze und der Umgebung zeugen. Druſus gründete in den Jahren 12 bis 9 am linken Rheinufer, dem einmündenden Main gegenüber, Mainz, das wichtigſte Bollwerk der römiſchen Weltherrſchaft im europäiſchen Norden. Auf die weite Verbreitung und die Wichtigkeit des celtiſchen Stammes im heutigen Rheinheſſen deutet der Name der Stadt Mainz Moguntiacum, civitas Moguntiacensium, der am paſſendſten vom celtiſchen Gott Mogus abgeleitet wird, von dem auch der Main (Moganus) den Namen trägt. Außerdem gründete Druſus noch fünfzig weitere Caſtelle den Rhein hinauf und hinab und weiter in das Land auf der linken Rheinſeite hinein, zu denen im Großherzogthum Heſſen Worms (Augusta et civitas Vangionum), Oppenheim, Ingelheim, Bingen (Bingium) und Alzei (Alteja) gehörten. Dieſe alten Römerſtädte am Rhein hatten Gemeindeordnungen und bürgerliche Freiheit. Die drei größten Ueberreſte der römiſchen Bauwerke in Mainz ſind die Waſſerleitung von Zahlbach, der Eichelſtein und Caſtell (castrum Mattiacorum), das als Brückenkopf den Rhein beherrſchte. Das Druſusmonument oder der Eichelſtein hatte eine viereckige Baſis von 132′ Länge und Breite, auf welcher das eigentliche Denkmal in Form eines ſäulenartigen Thurmes ruhte; es beherrſchte den Höhenpunkt, auf dem heut zu Tage der Citadelle ſteht, und ſich früher das ſtehende Feldlager und die Militärſtadt der Römer (castrum, heut zu Tage Käſtrich) befand. Die Waſſerleitung von Zahlbach, die aus den Quellen zwiſchen Gonſenheim und Finthen (früher Fontheim, fons, fontana) das Trinkwaſſer nach Mainz führte, ruht auf Pfeilern mit Bogen von 70—128′ Höhe,

*) Die Heſſen. Von Jacob Grimm. S. 4.
**) Das römiſche Mainz. Von C. Dilthey. S. 71.

von denen noch 56 in Trümmern vorhanden ſind. In der Umgebung von Mainz und den Main hinauf bis nach Frankfurt (das ebenfalls römiſchen Urſprungs iſt) fanden ſich unter vielen Vieh- und fruchtreichen Dörfern angenehme Landſitze und Bäder (wie zu Bibel) römiſcher Großen. Eine doppelte römiſche Landſtraße führte von Caſtel aus links nach Wiesbaden (Aquae Mattiacae), rechts nach Hochheim, wo ſie ſich abermals theilte, links über Heddernheim (civitas Taunensium, bei Frankfurt, eine naſſauiſche Enclave, Hauptſitz des Mithrascultus), Bonamös (bona mansio) an der Saalburg vorbei nach Friedberg, rechts nach Höchſt an die Mündung der Nidda und nach Frankfurt.

Quer durch Naſſau und die heſſiſche Wetterau lief der große Pfahlgraben hin (limes Romanorum), die Reichsgränze, welche die Römer vom unteren Rhein, in der Nähe von Coblenz an (confluentia) in gewundenen Linien bis zur unteren Donau, alſo über ganz Mittel- und Süddeutſchland hinzogen, wo dann die beiden Ströme Rhein und Donau ſelbſt am Rande mit Feſtungen und Thürmen die Reichsgränze bildeten. Am kleinen Feldberg auf der nördlichen Seite vorbeiziehend, den nördlichen Abhang des großen Feldbergs berührend, von da an eine nördliche Richtung an der Capersburg vorbeinehmend, lief der Pfahlgraben durch die heſſiſche Wetterau *), und berührte die Orte Ziegenberg, Faucebach, Hochweiſel, Pohlgöns, Kirchgöns, Langgöns, Grüningen, Arnsburg, in deſſen Nähe altdeutſche Grabſtätten, ſogenannte Hünengräber ſich in Menge finden, die zum Theil aufgedeckt worden ſind. Man findet in ihnen Knochen und Aſche in Urnen, ſogenannte Donnerkeile, wie auch Gegenſtände von Bronze, Eiſen, Bernſtein und Glas. Zwei Stunden öſtlich vom Pfahlgraben hatten die Römer das Hauptfort, den Schlüſſel ihrer Taunusbefeſtigungen, die Saalburg (Artaunum, Arx Tauni, in der heutigen Landgrafſchaft Heſſen-Homburg, jetzt beinahe bloß gelegt) errichtet, deren Flankendeckung das Vorwerk Capersburg war. Dieſen Römerfeſten gegenüber hatten auch die Chatten ihre erſten kunſtreichen Feſtungsbauten verſucht, die Ringwälle, von welchen die zwei concentriſchen Felsgurten des Altkönig **), die äußere 2000 Schritte, die innere 1400 meſſend, noch jetzt ſichtbar ſind. Dieſe gekrönten oder geſchirmten Ringwallhöhen, namentlich dieſe Höhenringe des Taunus, bildeten nach dem ſichtbaren Zuſammenhang derſelben und nach der Lage der gegenüberliegenden Römercaſtelle wirklich eine ſtehende Kette germaniſcher Höhenbefeſtigungen (wie auch noch das auf dem Otzberg im heſſiſchen Odenwald liegende Ort Hering heißt); ſie waren vorzugsweiſe zur Vertheidigung der Grenze und zum ſichern Zurückzugeort nach einem Angriff beſtimmt; ſie waren Landes-, Bund- und Gränzheiligthümer, innerhalb welcher indeſſen ſchwerlich vorzugsweiſe die Götter verehrt, Opfer gebracht, Heerzeichen und Trophäen bewahrt, und Volks- und Gerichtsverſammlungen (Ding- und Malſtätten) gehalten wurden ***). Römiſche Befeſtigungen zogen über die Höhen des Odenwaldes †), wo die zweiundzwanzigſte Legion als Beſatzung lag. Die zwei daſelbſt bedeutendſten Caſtellüberreſte finden ſich zu Eulbach (156′ lang und 140′ breit) und das ſogenannte Hainehaus (etwa 258′ lang und breit, unter Hain, Heune verſtand das Volk früher rieſenhafte Menſchen) bei Vielbrunn mit Spuren eines Bades, zwiſchen beiden drei kleine Vertheidigungswerke. Von dort lief der Pfahlgraben über Mudau, Hauſen, durch das Hohenlohiſche, den Nordgau, durch das Eichſtädtiſche (als limes transdanubianus) bis nach Pförring an der Donau. Die Rieſenſäule ††) auf dem Felsberg (31′ 8″ lang, 4′ 6″ unten im Durchmeſſer breit)

*) Der große Pfahlgraben, eine römiſche Grenzbefeſtigung in der Wetterau. Von Ph. Dieffenbach. S. 101.

**) Die Befeſtigungen der Deutſchen und der Römer am Rhein und in Heſſen. Von G. von Meyer. S. 63.

***) Hünenringe und Freiſteine in Heſſen. Von G. von Meyer. S. 55.

†) Die Römer im Odenwalde. Von Fr. Knapp. S. 94.

††) Felſenmeer und Rieſenaltar auf dem Felsberg. Sage von J. W. Wolf. S. 542. Das Ballſpiel auf dem Felſenmeer. Von H. Künzel. S. 543.

iſt ein Werk römiſchen Urſprungs unter dem Kaiſer Commodus, wie auch höchſt wahrſcheinlich die 14 ſogenannten Hainſäulen von Sandſtein (13—27′ lang) bei Mainbullau.

Das heutige Großherzogthum Heſſen, namentlich aber die Rheinprovinz, war nach allem dem der klaſſiſche und langjährige Schauplatz der Römer- und Germanenkämpfe, unter denen die Chatten die Vorkämpfer am Rheine waren. In der Mitte des dritten Jahrhunderts wurden endlich die Römer von den Germanen, die zwei große Völkerbündniſſe gebildet hatten, den Bund der Allemanen und der Franken, zu denen auch die Chatten gehörten, über den Rhein gedrängt. Noch zu Anfang des fünften Jahrhunderts war Mainz der Sitz eines römiſchen dux; im Jahr 406 und 407 wurde es aber von den Alanen, Vandalen und Sueven erobert und zerſtört. Nach Attilas verheerendem Zuge wurde das obere Germania von den Franken unter König Merowig (Meroveus) 454 völlig überwältigt. Die römiſche Herrſchaft, die in Mainz 510 Jahre gedauert hatte, war nun zu Ende; das römiſche Mainz wurde eine fränkiſche Stadt, während Worms den Allemanen verblieb. Die Gränze zwiſchen den Franken und Allemanen wurde aber fortan durch große Steine bezeichnet, die, von Nierſtein in den Weinbergen aus, durch die heſſiſche Rheinprovinz bis in die Gegend von Saarbrück zogen. Die Landleute nennen ſie noch heute Hunen-, Teufels- oder Höllenſteine, auch Kunkel- oder Spindelſteine, weil ſie 12—15′ über der Erde und 4′ unter der Erde die Form eines Spinnrockens oder einer Kunkel haben. Solche Steine finden ſich bei Nierſtein, Niederſaulheim, Wörrſtadt, Armsheim, zwiſchen Uffhofen und Wendelsheim, zwiſchen Fürfeld und Laubersheim.

II. Heſſen unter den Franken, unter eignen Grafen und Herren.

(496—1039.)

Chlodwig (Ludwig 482—511), der Enkel des Merowig, der Beſieger der Römer und Allemanen (496), den alle Stämme der Franken (253 zuerſt erwähnt) durch Geiſteskraft und blutige Mittel unter ſich beugte, ward Gebieter über den größten Theil Frankreichs und Deutſchlands, der Stifter des großen Frankenreichs. Doch das Geſchlecht der Merowinger artete durch Weichlichkeit aus, und das Anſehen der auſtraſiſchen Familie der Pipiniden, unter deren erblicher Aufſicht (Hausmeierſchaft) die Verwaltung der fränkiſchen Königsgüter ſtand, wurde von Pipin von Landen an durch mehrere Geſchlechter hindurch ſo groß, daß Pipin der Kleine (749—768), deſſen Vater Karl Martel durch ſeinen Sieg bei Poitiers (732) Europa von der Herrſchaft der Araber gerettet, 749 den letzten Merowinger abſetzen, ſich mit Zuſtimmung des Papſtes zum König der Franken erklären und ſo das königliche Haus der Karolinger (von ſeinem Sohn Karl dem Großen ſo genannt) gründen konnte.

Der Name Chatten und ihr Land war allmählig im Stamm und Reiche der Franken untergegangen und erſt im achten Jahrhundert tauchte der in Heſſen umgewandelte Name zum erſtenmal wieder auf. Zwar war das Chriſtenthum ſchon im zweiten und dritten Jahrhundert durch die römiſchen Legionen an den Rhein gekommen, aber unter Pipin und Karl dem Großen wurde die weltumgeſtaltende Heilslehre in das Herz von Deutſchland, nach Heſſen und Thüringen, durch begeiſterte Sendboten getragen, namentlich aber ward der Angelſachſe Winfried *) der Verkündiger des Chriſtenthums, damit der erſte Lehrer und Wohlthäter (Bonifacius) des deutſchen Volkes (geboren 680 zu Kirton in Devonſhire), deſſen Märtyrertod zu Dockum in Friesland am 5. Juni 755 in Heſſen als eilfhundertjährige Gedächtnißfeier 1855 begangen worden iſt. Die urgermaniſche Götterdämmerung verſchwand mit dem Fällen der uralten heiligen

*) Bonifacius, der Apoſtel der Deutſchen und die Einführung des Chriſtenthums in Heſſen. Von Auguſt Neander. S. 116.

Eiche zu Geismar *), die dem Donnergott geweiht war, für immer vor dem reinen Lichte des Chriſtenthums; doch ſuchte das tiefſinnige Volk die Erinnerungen an ſeine heimiſche Götterwelt **), die mit Bäumen, Wäldern, Bergen, Felſen, Flüſſen, Quellen und Brunnen verwachſen war, in ſeinen bis zur Stunde theilweiſe erhaltenen und durch die Wiſſenſchaft geretteten Sagen zu bewahren, die bald dunkel bald heller auf den alten Cultus und den alten Glauben hindeuten, der im chriſtlichen aufging. Mit der Einpflanzung des Chriſtenthums begann in Heſſen und Thüringen die höhere Bildung, die Errichtung der Klöſter und feſten Wohnſitze, der regelmäßige Anbau des Bodens; es begann die Pflege der Wiſſenſchaft und Kunſt im Geiſte und nach der Anleitung der Kirche. Das erſte Kloſter baute Bonifacius zu Amöneburg (722), an das ſich die Klöſter zu Ohrdruf (Orthorp) in Thüringen, zu Fritzlar in Heſſen, ſpäter das Kloſter zu Fulda in Buchonien (im Buchenwalde, der damals Heſſen bedeckte) anreihten, in welchem ſein thätigſter Schüler Sturm ***) erſter Abt war. Wie Mainz in den erſten Jahrhunderten chriſtlicher Zeitrechnung der Sitz römiſcher Militärherrſchaft war, ſo wurde dieſelbe Stadt durch Bonifacius, ihren erſten Erzbiſchof (745), der Sitz des Kirchenregimentes in Deutſchland. Seine Nachfolger waren große Kirchenfürſten und Staatsmänner, wie Hatto †) (891—913), der die Schifffahrt beförderte, die Felſen im Bingerloch ſprengen und an einem Maus-Thurme im Rhein Mauth zahlen ließ, und Willegis ††) (995—1011), deſſen Beſcheidenheit (das Rad im Mainzer Wappen) noch die volksthümliche Sage gedenkt.

Wie die ſchon zu Pipins Zeiten (764) von Cancor, einem Grafen des Oberrheingaus, und ſeiner Mutter Williswinde gegründete Abtey Lauresham †††) (Lorſch) zu fürſtlichem Güterbeſitz gelangte und von Lullus, dem unmittelbaren Nachfolger des Bonifacius, das Kloſter Hersfeld (770) in Heſſen gegründet wurde, ſo erwarb ſich die Abtey in Obermühlheim (Mülinheim) durch die Schenkung Ludwig des Frommen [1]) (815), der auf der Rheininſel, Niederingelheim gegenüber, verlaſſen ſtarb (840), an Eginhard und Emma [2]) als der „Seligen Stätte" einen weitverbreiteten Ruf. Selbſt das größte Heldenlied der deutſchen Nation, die Nibelungennoth [3]), das entfernt liegende hiſtoriſche Thatſachen in dichteriſchen Zuſammenhang bringt, knüpft ſchon das heutige Heſſen an den Sitz der Burgundionen und ihres Königs Gundicar, an Worms (Borbetomagus) an, und heftet die That, welche die furchtbare Rache im Herzen Chrimhildens heran reifen ließ, die Ermordung Siegfrieds durch Hagen an eine Oertlichkeit im heſſiſchen Odenwald, an eine Quelle „jenſeits des Rheins im Waſichenwalde," welche neuere Forſchung zwiſchen Hilfertsklingen und Grasellenbach [4]) entdeckt haben will, wo auch ein „modernes" Denkmal errichtet worden iſt. Karl der Große (771—814) lichte von allen ſchönen Gegenden ſeines großen Weltreichs, deſſen Grenzen die Tiber in Italien und der Ebro in Spanien, die Elbe im Norden und die Raab im Oſten bildeten, den Rheinſtrom zumeiſt [5]). Der Sachſenkrieg ſpielt nach Oberheſſen; zwiſchen Battenfeld und Leiſa an der Eder ſchlägt er 770 die Sachſen, er verpflanzt ſie nach Sachſenhauſen; er hält 738 zu Worms ein Maifeld, gründet zu Neuhauſen bei Worms eine Schule. Auf ſeinen königlichen Kammergütern, die in Höfen (curtes regiae), wie Gernsheim, Nierſtein, Heppenheim, in Dörfern und Schlöſſern (villae),

*) Die Donnereiche bei Geismar. Von Ph. H. Welcker. S. 343.
**) Der uralte heidniſche Glaube in Heſſenland. Von Ch. von Rommel. S. 109. Vergl. das ganze vierte Buch: Heſſiſche Sagen. S. 511—560.
***) Das Kloſter zu Fulda und der Abt Sturm. Von A. Neander. S. 119.
†) Der Mäuſethurm. Von Rollhagen und Stolterfoth. S. 369.
††) Das Mainzer Wappen. Von G. Görres. S. 344.
†††) Das Kloſter Lorſch. Von A. L. Grimm. S. 121.
[1]) Ludwig des Frommen Tod. Von A. von Stolterfoth. Volkslied. S. 344.
[2]) Die wiedergefundene Tochter. Eginhard und Emma. Von F. Gruppe. S. 345.
[3]) Aus dem Nibelungenliede. Ueberſetzt von Simrock. S. 353.
[4]) Der Siegfriedsbrunnen. Sage von J. W. Wolf. S. 546.
[5]) Rheinſage. Von E. Geibel. S. 344.

und Weilern (vici) bestanden, zu denen auch die großen Reichsforsten mit königlicher Jagdgerechtigkeit, dem Wild- oder Königsbann gehörten, unter andern der Forst zu Dreieich mit einem Schlosse, und der große Föhren- (Tannen-) wald Forehahi, der die ganze Bergstraße einnahm, betrieb er Musterwirthschaften, erbaute er Pfalzen (palatia), wie er solche zu Mainz, Worms, vorzüglich aber zu Niederingelheim hatte, seinem Lieblingsaufenthalte, wie auch später das jetzige Dorf Trebur (Tribur) ein bedeutender Ort mit einer Pfalz war, wo auf einer Reichsversammlung Karl der Dicke abgesetzt wurde (887).

Die altgermanische Gauverfassung bestand darin, daß die einzelnen großen Bezirke, Gaue (pagi) genannt, deren Namen von den Bewohnern, wie der sächsische und fränkische Hessengau, oder von den Naturgränzen, namentlich von Flüssen und Bächen, wie der Wettergau und Rodgau hergenommen, oder, wenn Naturgränzen fehlten, durch große Gränzsteine, wie in Rheinhessen angezeigt wurden, ihre Grafen (comites) hatten, die, wie schon unter den Carolingern einzelne vornehme fränkische Geschlechter, durch Geburt oder Gunst, durch Erbschaft oder Kauf zu vorwiegendem Ansehen gelangt und nur durch das Gegengewicht der Kirche, durch Erzbischöfe und Bischöfe im Zügel gehalten wurden. Diese Grafen führten in ihren Gauen den Vorsitz im Krieg und im Frieden; sie zogen dem Heerbann voran und hielten an den uralten Mal- oder Gerichtsstätten nach dem Herkommen Gericht. Die Gauen waren wieder in kleinere Amtsbezirke, Centen (centum, Hunderte) getheilt, die nicht wörtlich bezeichnet wurden, deren Umfang im Gegentheil je nach Maßgabe der Dörfer und Höfe, die bald hinzukamen bald davon getrennt wurden, veränderlich war. Die Vorsteher derselben, die Centgrafen, die ihr Amt entweder wie die Gaugrafen vom König selbst oder von den Ersteren empfangen, hielten die Centgerichte ab, welche die Rügen oder Strafbestimmungen für kleinere Vergehungen aussprachen. Einzelne solcher Centen wurden auch Grafschaften (comitatus oder comiciae) genannt; so der Centbezirk von Bessungen, der Darmstadt einschloß. Die Centen zerfielen wieder in Marken oder Weiler, denen Markrichter vorstanden. Die Freien waren Besitzer des Grund und Bodens (Allod), sie trugen Waffen und erschienen im Gericht, während die Hörigen (glebae adstricti) diese Vorrechte nicht genossen, sondern auf ihren Huben (Hufen, mansus, ungefähr 30 Morgen) sitzend das Feld bebauen mußten, welches um die großen Herrenhöfe herum lag. Die beiden Gaue, innerhalb welcher der größere Theil der jetzigen Provinz Starkenburg (die frühere obere Grafschaft Katzenellenbogen) lag, waren der Oberrheingau*) (Rhingow) und der Maingau. Der Erstere erstreckte sich südlich vom Main zwischen dem Rhein und dem Odenwald, mit den östlichen Grenzörtern Darmstadt und Ernsthofen; der Maingau dehnte sich bis zum Neckar hin aus und enthielt die drei Gaue: den Blumgau, die Grafschaft Erbach, den Bachgau, zwischen der Mümling und Gersprenz, und den Rodgau, nach der Rodaubach so genannt. In der Regel stimmte die kirchliche Eintheilung in Archidiaconate und Archipresbyteriate mit den Gaudistricten überein. So waren die Sitze des Diakonats im Oberrheingau zu Großgerau und Bensheim, der des Maingaus zu Aschaffenburg, die beide dem großen Kirchsprengel des Erzbisthums Mainz zugehörten. Ein großer Theil der heutigen Provinz Oberhessen gehörte dem Oberlahngau (Loganacgowe) an und dem Niederlahngau, der von Gießen bis Diez ging, und den Gau Einrich, den Stammsitz der Grafen von Katzenellenbogen, in dem Winkel zwischen Rhein und Lahn einschloß; daran reihte sich der Wettergau (Wettereiba, die Wetterau), der, von der Wetter und Nidda durchflossen, sich westlich von Usingen bis östlich nach Laubach, wo sich bei Schotten der Vogelsberg anschließt, und bis zur Kinzig bei Gelnhausen erstreckte, und auch den Kinziggau und den Niddagau mit Frankfurt, Rödelheim und Vilbel umfaßte. Der Gau Königesfundra erstreckte sich von Wiesbaden bis Kostheim. Die nordöstliche Spitze der heutigen Provinz Oberhessen, Schlitz und Herbstein, bildete einen

*) Die alten Gauen in Hessen. Von Friedrich Rehm. S. 113.

Theil des Buchgaus, das alte Buchonia, das mit Fulda unter der Abtei gleichen Namens ſtand. Der Lobdengau mit dem Wormsgau, ſüdlich vom Oberrheingau, umfaßte einen großen Theil des heutigen Rheinheſſens, und der Wingarteiba einen Theil des ſüdöſtlichen Odenwaldes. Dieſe altgermaniſche Gauverfaſſung zerſplitterte ſich im eilften Jahrhundert. Bis dahin wurden die Gaugrafen nach ihren Taufnamen und den Gauen genannt, aber von da ab nach ihren Geſchlechtern und ihren Stammſitzen oder Schlöſſern. Ihre Macht wurde mit der Ausbildung des Lehenswesens nach und nach erblich; aus ihnen erwuchſen die großen Gaugrafengeſchlechter wie die faliſchen Conradiner, und die Dynaſten, wie das Geſchlecht der Grafen von Katzenellenbogen, die ihr Stammwappen (einen aufgerichteten widerſichtigen Löwen) und ihre Herrſchaft von dem Schloß Alt-Katzenellenbogen am Dörsbach, unweit Diez, ableiteten, einem Lehn des St. Ferrutius-Stiftes von Bleidenſtadt. Die Letzteren *) (von 1102—1479) erweiterten ihre Beſitzungen zwiſchen Rhein, Main und Neckar immer mehr und viele alte reichsfreie Dynaſtengeſchlechter, wie die Herren von Zimmern und Dieburg, die Dynaſten von Bickenbach und Tannenberg, die Herren von Dornberg, von Franckenſtein, von Wolfskehlen, von Rodenſtein, wurden ihnen allmählich lehnbar oder verkauften an ſie ihre Gerechtſamen und Güter. Graf Wilhelm I. von Katzenellenbogen befeſtigte Darmſtadt (1330), das mit Beſſungen urſprünglich ein Würzburgiſches Lehn geweſen war. Im Jahr 1403 „war bei dem Rhein, zu Darmſtadt" ein glänzendes Turnier **), wie Hans Sachs ſingt, in welchem „Neun Heſſen und ſiebenzehn Franken" fielen. Mit Landgraf Philipp ſtarb das Haus in männlicher Linie aus, und ſeine einzige Erbtochter Anna brachte die Beſitzungen an den Landgrafen Ludwig den III. von Heſſen (1479). Außer dieſen Grafen von Katzenellenbogen waren innerhalb des heutigen Großherzogthums noch folgende Grafen, Dynaſten und Herren reich begütert und mächtig. Vor allem die Grafen von Ziegenhain, von Nidda, von Gleyberg unweit Gießen, die Grafen von Battenberg und Witgenſtein, die Grafen von Rüring, die eine Gerichtsſtätte öſtlich von Friedberg beſaſſen, die Herren von Hagen-Münzenberg, deren prachtvolles Schloß längſt in Trümmern liegt, während ihr anderes Stammſchloß Arnsburg ſchon 1174 in ein Ciſterzienſer Kloſter verwandelt wurde, denen Vilbel, Butzbach, Lich gehörte, und die den Dreieichenhain als Reichslehn beſaſſen; die Grafen von Falkenſtein, von Solms, von Iſenburg, von Büdingen, von Eppſtein (Eppenſtein), von Sayn, von Kleeberg in der Wetterau, die Grafen von Schlitz, die Dynaſten von Breuberg im Odenwald, die Grafen von Erbach, die Schenken (pincernae) der Pfalzgrafen waren und ihren Urſprung von Eginhard herleiteten, die Grafen von Berbach, von Heuſenſtamm, die Herren von Eiſenbach, Romrod, von Dornberg, Boyneburg, Dalwigk, von Itter, von Hatzfeld, die Schenke von Schweinsberg und noch manche Andere. Aus dieſen hohen Geſchlechtern, deren Vorfahren Gaugrafen oder königliche Dienſtmannen (ministeriales) geweſen waren, bildete ſich der hohe Adel Heſſens, während aus andern Freien, die ſich in den Dienſt der großen Geſchlechter zur Vertheidigung ihrer Burgen begaben, und von ihnen mit Gütern belehnt wurden, der niedere Adel entſtand. Außer denjenigen Städten, welche durch die Römer gegründet, dann während der Völkerwanderung theilweiſe zerſtört und ſpäter wieder aufgebaut worden waren, entſtanden von der Zeit Heinrich I., des Finklers, an um einige Königshöfe, Pfalzen, Burgen, Klöſter, Kirchen und Zellen herum nach und nach Städte, oft durch Gräben und Wälle geſchützt, deren Bürger Waffen tragen und ſich darin üben durften. Stadt- und Marktgerechtigkeit machten ſie bald zu Mittelpunkten des bürgerlichen Verkehrs, zu Schutz- und Trutzwerken gegen den Adel, der auf ſeinen Burgen lebte. Innerhalb ihres Weichbildes wurde die Gerechtigkeit von Vögten und Schultheißen, und unter ihrem Vorſitz von 12 oder 7 Schöffen gehandhabt und zwar an beſtimmten Gerichtsſtätten, oft unter Linden. Die vielen

*) Die alten Grafen von Katzenellenbogen. Von Chr. von Rommel. S. 177.
**) Das Turnier zu Darmſtadt. 1463. Von Sebaſtian Münſter. S. 172.

alten „Weisthümer“ (so genannt, weil die Schöffen „weisen,“ d. h. den Ausspruch thun) haben uns die alten Rechtsgebräuche in Hessen erhalten, die in uralten Herrenhoheitsrechten ihre Wurzel haben. Aus den Weisthümern der oberen Grafschaft Katzenellenbogen entstand 1714 unter Ernst Ludwig das noch heute in der Provinz Starkenburg gültige Katzenellenboger Landrecht.

III. Hessen unter den Landgrafen von Thüringen.

(1039—1247.)

Von Ludwig dem Bärtigen bis auf Heinrich das Kind.

Hessen war von 1130—1247, hundert und siebenzehn Jahre lang mit Thüringen vereinigt und theilte, von diesem Lande abhängig, dessen Schicksale. Erst im Jahre 1247 wurde Hessen mit Heinrich dem Kinde, der alle Hoheitsrechte in seiner Hand vereinigte, und im Lande wohnte, eine selbstständige Landgrafschaft. Der Ahnherr der Landgrafen von Thüringen, Ludwig der Bärtige (1039—1056), wahrscheinlich ein Nachkomme Karl des Großen aus Frankreich, erwarb um das Jahr 1039 große Güter am Thüringer Wald, in deren Besitz ihn sein Verwandter, der fränkische Kaiser Konrad II. bestätigte, und erbaute sich auf einem Bergrücken des Thüringer Waldes die Schauenburg. Sein Sohn Ludwig II., von dem salisch-fränkischen Geschlechte der Salier genannt, aber nicht von seinem Sprunge *) aus dem Schlosse Giebichenstein in die Saale, erbaute auf der reizenden Bergkuppe Thüringens die prachtvolle Wartburg, die durch ihre Schicksale eine heilige Stätte wurde, und das Kloster Reinhardsbrunn, wo er seine letzten Lebensjahre als büßender Mönch verlebte. Seinen Sohn Ludwig I. (III., 1123—1140), dem durch seine Gemahlin Hedwig, der letzten Tochter der Gisonen, der Grafen von Gudensberg (Wudenesberg), das Erbe von Gudensberg oder die hessischen Stammlande, d. h. große Güter und Rechte, wie die Schirmvogtei der vornehmsten Stifter und Kloster in Hessen zugefallen waren, belehnte der Kaiser Lothar auf einer feierlichen Versammlung der Reichsfürsten zu Quedlinburg 1130 durch Ueberreichung der Fahne mit der Landgrafschaft Thüringen. Derselbe führte von nun an den Namen eines Landgrafen von Thüringen (comes provincialis). Unter seinem Sohne Ludwig II., der Eiserne genannt, (1140—1172) übten die Vasallen und der Adel auf das Volk einen harten Druck aus, den der Landgraf, zuerst vom Schmied im Walde von Ruhla durch das wiederholte Wort „Landgraf werde hart“ mit der Stimmung im Volke bekannt gemacht, mit eiserner Strenge dadurch bestrafte, daß er die widerspenstigen Vasallen, gegen die er auch später eisern blieb, in der Gegend von Freiburg an den Pflug **) spannte und den sogenannten „Adelsacker“ umpflügte. Die Blüthe des Mittelalters, gefördert durch die vermittelst der Kreuzzüge wieder hergestellte Wechselwirkung des Orients und des Occidents, brach unter der Regierung seines jüngsten Bruders, Hermann I., (1190—1216) an. Man begann im Spitzbogenstyl die wunderbaren Dome in Deutschland zu bauen, von 1235 an die St. Elisabethenkirche zu Marburg, aber 1314 noch nicht vollendet. Die St. Katharinenkirche ***) zu Oppenheim am Rhein erhob sich von 1262 an im reinsten deutschen Baustyl, die ihrem Grundrisse nach den großartigsten Kirchenbau deutscher Nation, den Cölner Dom (begonnen 1248, also 14 Jahre früher), in verjüngtem Maßstab wieder gibt. Die Wartburg ward unter ihm

*) Ludwig der Springer. Von Bruno Lindner. S. 357.

**) Ludwig der Eiserne. 1—5. Von H. Ch. Pfitz. S. 359. Ludwig des Eisernen Mauer. Von Wolfgang Müller. S. 364. Landgraf Ludwig's Auferstehung. Von Th. Oelkers. S. 365.

***) Die St. Katharinenkirche zu Oppenheim. Von F. Hubert Müller. S. 141.

und seiner Gemahlin, Sophie von Oestreich, deren Bruder Leopold als ein nicht geringerer Beschützer des Minnegesangs, denn Hermann selbst von Wolfram von Eschenbach gepriesen wurde, der Vereinigungspunkt, die heilige Stätte der vollendetsten Dichtkunst und edelsten Geselligkeit; dort ertönte aus dem Munde der größten Dichter, unter ihnen Walter von der Vogelweide und Wolfram von Eschenbach, der edelste Wettgesang im berühmten „Wartburgkriege" *). Das edle Elternpaar verlobte den eilfjährigen Sohn Ludwig, welcher den Namen des vierten Ludwig und des heiligen **) (1216—1227) erhielt, und schon im 28. Lebensjahre auf dem Wege zur Kreuzfahrt unter Friedrich II. zu Otranto in Italien starb, mit der vierjährigen Tochter des Königs Andreas II. von Ungarn, Elisabeth ***), welche in einer silbernen Wiege und mit vielen Kleinodien nach der Wartburg gebracht wurde, und durch ihren Enkel, Heinrich das Kind, die berühmte und heilige Stammmutter des hessischen Hauses wurde. Nach dem frühen Tode ihres Gemals nahm sie von 1229 ihren Wittwensitz zu Marburg an der Lahn bis zu ihrem Tode, der in ihrem 24. Lebensjahr 1231 erfolgte. Durch ihr frommes, dem Dienste des Herrn und den Werken der Barmherzigkeit geweihtes Leben wurde sie das ächte Vorbild †) des christlichen Glaubens und der christlichen Liebe. Ihrem Beichtvater Konrad von Marburg (1214—1233), dessen Andenken noch die Ketzerbach in Marburg erhält, gelang es dagegen nicht, die Inquisition in deutschen Landen einzuführen. Als Hermann II., Elisabeths Sohn (1227—1242), während dessen Minderjährigkeit, seine beiden Oheime Heinrich Raspe IV. (1242—1247) und Konrad die Regierung in Thüringen und Hessen geführt, ohne Leibeserben 1242 starb, übernahm der Erstere die Erbschaft der beiden Länder. Er trat sogar auf den Wunsch des Papstes 1246 als Gegenkaiser, deshalb auch „Pfaffenkönig" gescholten, gegen Konrad IV., Kaiser Friedrich II. Sohn, auf, besiegte den Letzteren zwar in einer blutigen Schlacht bei Frankfurt a. M., kehrte aber nach der vergeblichen Belagerung von Reutlingen und Ulm krank auf die Wartburg zurück, wo er als letzter männlicher Sprößling Ludwig des Bärtigen, im Febr. 1247 starb. Damals wurde Deutschlands weltgebietende Machtstellung zu Grabe getragen.

IV. Hessen unter eignen Landgrafen aus brabantisch-hessischem Geschlechte.

(1247—1567.)

Von Heinrich dem Kinde bis auf Philipp den Großmüthigen.

Nach Heinrich Raspe's Tode (1247) erklärten sich der Adel und die Städte in Hessen für Heinrich von Brabant ††) den Enkel der heiligen Elisabeth, deren Tochter Sophie mit Heinrich dem Großmüthigen von Brabant vermählt war, während Heinrich der Erlauchte, Markgraf von Meißen, schon zu Lebzeiten Heinrich Raspe's von Kaiser Friedrich II. auf seine Ansprüche als Sohn von Heinrich Raspe's Halbschwester Jutta hin mit der Landgrafschaft Thüringen belehnt worden war. Nach dem Tode ihres Gemahles (1248) erschien Sophie mit ihrem vierjährigen Sohne,

*) Hermann der I., Landgraf von Thüringen und Hessen. Von G. Simon. S. 126.

**) Landgraf Ludwig und der Löwe. Von Ludwig Bechstein. Ludwig des Heiligen Abschied. Von Ad. Bube. S. 365.

***) Die heilige Elisabeth in Marburg 1229—1231. Von Gustav Simon. S. 133.

†) Die heilige Elisabeth. Volkslied. S. 366. Elisabeths Rosen. Von L. Bechstein. S. 366. Der Mantel der heiligen Elisabeth. Von G. Mey. S. 367. Der heiligen Elisabeth Handschuh. Von A. Bube. S. 367. St. Elisabeth. Von J. N. Vogl. S. 368.

††) Heinrich das Kind, Enkel der heiligen Elisabeth, Stammvater des hessischen Fürstenhauses, und die Trennung Thüringens und Hessens. Von Ch. von Rommel. S. 146.

Heinrich von Brabant, wegen seiner Jugend „das Kind" genannt, in Hessen. Er wurde endlich nach einem langjährigen Erbfolgekrieg im Jahre 1263 als selbstständiger Landgraf und Fürst von Hessen anerkannt und ward so der Stammvater der beiden jetzigen hessischen Fürstenhäuser. Hessen bildete damals kein zusammenhängendes, geschlossenes Ganze, sondern war durch die Besitzungen vieler Grafen und Herren, mancher Stifter und Klöster vielfach zerstückt und zerrissen; es blieb aber von Heinrich I. an für immer von Thüringen getrennt und für sich selbstständig. Viel heiße Kämpfe hatte Heinrich I., der mit seiner frommen Mutter bis zu deren Tod (1284) gemeinschaftlich regierte, mit dem Erzbischof Werner von Mainz, mit dem Trotz des stolzen Adels, dessen Burgen er indessen brach, und mit dem Ungehorsam seiner eigenen Söhne zu bestehen. Doch gelang es ihm sein Land zu vergrößern, so namentlich 1265 durch die Stadt und das Amt Gießen, die er von dem Pfalzgrafen von Tübingen erwarb. Er theilte sein Land noch zu seinen Lebzeiten unter die zwei ältesten seiner drei Söhne und starb 1308 den 21. Dezember zu Cassel, wo er den Grund zu einem Schlosse gelegt hatte. Da sein jüngerer Sohn Johannes, der zu Cassel residirte, schon 1311 starb, so ward Otto I., sein älterer Sohn, wieder alleiniger Herr von ganz Hessen, den trotz seiner Friedensliebe die fehdelustigen Zeiten zu manchem Kampfe nöthigten. Unter seinem Sohne Heinrich II., der Eiserne genannt (1328—1377), wurde Hessen mit einigen Gebietstheilen vergrößert, so mit der Herrschaft Spangenberg, einem Theile der Herrschaft Itter, des Amtes Schmalkalden und Romrod. Er schloß mit Meißen und Thüringen (1373) eine Erbverbrüderung, durch welche die wechselseitige Erbfolge gesichert wurde. Furchtbare Verheerungen richtete damals die Pest an, so daß zu Mainz an manchem Tage hundert Menschen starben. Sein einziger Sohn Otto, der Schütz *), so genannt, weil er am Hofe des Grafen Dietrich von Cleve sich als abenteuernder Schütze auszeichnete und sich Hand und Herz der Grafentochter Elisabeth erworben hatte, wohnte bis zu seinem frühen Tode 1366 auf dem Schlosse zu Spangenberg.

Er und sein Mitregent und Nachfolger, sein Neffe Hermann I., der Gelehrte (1377—1413), hatten gewaltige Kämpfe mit dem Trotze des Adels zu bestehen, der, namentlich von Otto von Braunschweig aufgereizt, der nähere Erbansprüche als Hermann an Hessen erheben zu dürfen glaubte, sich in Rittergesellschaften zusammenschaarte, unter denen der Sternerbund **) (1371 gestiftet), dem mehr als zwei tausend Ritter, darunter 350 Inhaber von Schlössern, namentlich in der Wetterau, angehörten, der furchtbarste war. Die Fürsten fanden dagegen in der Macht der Städte und in dem Wohlstand der Bürger sichere Stützen. Die Städte bewiesen, wie auch schon ein Jahrhundert früher die am Rheine nach dem Vorgang der Städte Worms und Mainz zur Erhaltung von Recht und Frieden den rheinischen Städtebund ***) (1254—1257) geschlossen hatten, um den sich namentlich Arnold Walpod in Mainz Verdienste erworben, damals ihre Wichtigkeit für die Entwickelung der fürstlichen Landeshoheit und zeichneten sich durch ihre treue Anhänglichkeit aus; als sich aber auch diese in Trotz verwandelte, wurde auch dieser von den Fürsten gebrochen. Diese Adelsbündnisse, welche, außer dem Sternerbund, dem hessischen Landgrafen viel zu schaffen machten, und das Land arg mitnahmen, folgten rasch auf einander. Es war ein Kampf, in welchem der beute- und fehdelustige Adel, der sich den Fürsten gleichachtete, der fürstlichen Landeshoheit und dem Gesetz gegenüber für sich eine Ausnahmestellung geltend zu machen und zu befestigen suchte, ein Uebel der Zeit, das über ganz Deutschland verbreitet war, gegen welches selbst die Kaiser öfters mit mächtiger Hand einschreiten mußten. Dem Bund der alten Minne (1375) folgten 1379 der Hörnerbund,

*) Otto der Schütz. Von Karl Simrock. S. 372. Otto der Schütz. Drittes Abenteuer, der Meisterschuß. Von Gottfried Kinkel. S. 372.

**) Die Rittergesellschaften in Hessen während des vierzehnten und fünfzehnten Jahrhunderts. Nach G. Landau und Ch. von Rommel. S. 164.

***) Der rheinische Städtebund. (1254—1257.) Von Wilhelm Arnold. S. 154.

in Westphalen der Falkenbund und zu Wiesbaden der Löwenbund; dann in Westphalen und Hessen der für Paderborn so verderbliche Benglerbund. Auch die Fürsten von Hessen, Braunschweig und Paderborn gründeten 1391 die Sichelgesellschaft. Nachdem noch 1410 in Hessen und in den mainzischen Landen sich die Gesellschaft vom Luchse aufgethan, schlossen sich endlich die Adelsgesellschaften in Norddeutschland 1412 mit der Gesellschaft vom Flegel. Viel hatte Hermann mit Thüringen und Mainz zu kämpfen, zweimal wurde er in Cassel belagert, das Letztemal aber durch die Kühnheit seiner zweiten Gemahlin, Margaretha, der Tochter des Burggrafen Friedrich V. von Nürnberg, gerettet, die sich in's Lager des Landgrafen Balthasar von Thüringen wagte und diesen durch ihre Beredtsamkeit zum Abzug bewog. Er größerte Hessen durch die Hälfte der Herrschaft Lißberg und die verpfändete Stadt Bach. Sein jüngster Sohn Ludwig I. (1413—1458) verdiente sich während seiner 45jährigen Regierung den Beinamen des Friedfertigen. Nur gezwungen nahm er an den Kämpfen seiner Zeit, wie an dem Hussitenkriege, Antheil; er wurde überall als Schiedsrichter und Friedensstifter angerufen, trotzdem daß er nicht lesen und nicht schreiben konnte, während er selbst auf seine gerechten Ansprüche auf Brabant, wie auf die deutsche Kaiserkrone, die man ihm nach Albrechts II. Tode (1440) anbot, Verzicht leistete. Er war ein gottesfürchtiger Fürst, der in seiner Jugend mit dem Grafen Johann von Ziegenhain am Grabe des Erlösers zu Jerusalem gebetet, und im großen Jubeljahre 1450 als der Würdigste von allen zu Rom Anwesenden vom Papste Innocenz VII. die geweihte güldene Rose und den Ehrennamen „Friedensfürst" empfing. Dabei beschäftigte er sich bereits nach der Sitte der Zeit mit Alchemie, erwarb nach dem Absterben des letzten Grafen, seines Freundes, die wichtige Grafschaft Ziegenhain und die mit derselben verbundene Grafschaft Nidda mit dem schönsten Theile der Wetterau, baute Schlösser und beförderte im Gegensatz zu den Klöstern, die bereits entartet waren, durch die Stiftung von Häusern der Brüderschaft des gemeinen Lebens oder der Kugel- (Gogel, eine besondere Kopfbedeckung) Herren, zu denen auch der bibelkundige Gabriel Biel († 1495) aus Speier, Kugelherr in Butzbach, später zu Tübingen gehörte, die wissenschaftliche Bildung. Die Vorboten der neuen Zeit hatten schon an die Pforten Hessens geklopft; bereits hatte Johann Gutenberg *) zu Mainz 1436 die Buchdruckerkunst erfunden, und Peter Schöffer von Gernsheim **) sie vervollkommnet. Unter seinen Söhnen ward das Land getheilt. Ludwig II., der Freimüthige (1458—1471), erhielt als der ältere Niederhessen mit Cassel und Heinrich III. (1458—1483) Oberhessen mit Marburg. Ein blutiger Bruderzwist knüpfte sich an die Erbvertheilung des Landes und an den Antheil, den beide am Kampfe um die Mainzer Kurwürde nahmen, um die sich Diether von Isenburg (der nachher 1477 die Mainzer Universität stiftete, welche bis 1802 bestand,) und Adolph von Nassau stritten. Ludwig hatte sich auf die Seite Adolphs und Heinrich auf die Diethers geschlagen, wodurch Letzterer 1464 das Amt Battenberg erhielt. Die Brüder verglichen sich 1469 durch Vermittelung der Landstände und erhielten vom Kaiser Friedrich III. auf dem Reichstage zu Regensburg (1471) die Belehnung ihrer Gebiete in der Person Ludwigs für beide und die Bestätigung der wichtigen Erbverbrüderung zwischen Hessen, Sachsen und Brandenburg. Heinrich III. erwarb durch seine Verbindung mit Anna, der Erbtochter des letzten Grafen Philipp des Aelteren von Katzenellenbogen, 1479 die niedere und obere Grafschaft Katzenellenbogen ***) von denen die letztere den größten Theil der heutigen Provinz Starkenburg bildet, so daß sich das Hessenland von nun an südlich bis zum Neckar, westlich bis zum Rheine erstreckte, während die niedere Grafschaft Diez, durch salisch-fränkische Dynasten im Niederlahngau gegründet, nach 57jährigem Streite mit Beibehaltung des Titels von Philipp dem Großmüthigen an Nassau abgetreten wurde. Nach dem Tode

*) Johann Gutenberg und Peter Schöffer von Gernsheim. Von H. Künzel. S. 173. Gutenberg. Von Wilhelm Zimmermann. S. 374.

**) Das Bild zu Gernsheim. Von W. Treunert. S. 375.

***) Die alten Grafen von Katzenellenbogen. Von Ch. von Rommel. S. 177.

Ludwigs übernahm Heinrich III. als Oheim von Ludwigs beiden Söhnen Wilhelm I. (1471—1493) und Wilhelm II. (1471—1509) die vormundschaftliche Regierung von Niederhessen. Nachdem aber Wilhelm der I. oder der Aeltere auf der Rückreise von Palästina blödsinnig geworden und 1493 abgedankt, Wilhelm III., der einzig übrig gebliebene Sohn und Nachfolger Heinrich III. auf der Jagd bei Rauschenberg als leidenschaftlicher Jäger 1500 seinen Tod gefunden, vereinigte Wilhelm II., der Mittlere, wieder ganz Hessen unter seinem Scepter, das er ungetheilt seinem Sohne Philipp dem Großmüthigen vererbte. Wilhelm war ein thatkräftiger Regent, den ein enges Freundschaftsband an den Kaiser Maximilian I. knüpfte, an dessen Seite er in Flandern und Ungarn mit seinen Hessen kämpfte und Ofen einnehmen half. Dafür erhielt er auch vom Kaiser Max auf der Reichsversammlung zu Worms *) 1495 nebst seinem Vetter Hessen zu Lehen, wie er auch 1501 als alleiniger Herrscher von Hessen von allen Lehnsherren der Grafschaft Katzenellenbogen, den Kurfürsten von Mainz, Trier und Cöln, den Bischöfen von Worms und Würzburg, den Aebten von Fulda und Prüm, mit Ausnahme des Kurfürsten von der Pfalz, belehnt wurde. In der bayerischen Erbschaftsfehde gegen Rupert von der Pfalz (1504) eroberte der Landgraf mit seinen 30,000 Hessen die pfälzischen Besitzungen Umstadt und Otzberg, die erbachischen Oerter Habitzheim, Bickenbach und Schönberg, Lorsch und Lindenfels, plünderte die pfälzischen Besitzungen jenseits des Rheins, namentlich Münster bei Bingen, Nieder- und Ober-Ingelheim; nur die Feste Caub am Rhein widerstand seiner 39tägigen Belagerung. 1505 verglich man sich zu Cöln. Von allen Eroberungen wurde nur die Hälfte von Umstadt (eine Quelle des Streits 300 Jahre lang), das Schloß Bickenbach und Homburg vor der Höhe mit Hessen vereinigt. Nachdem er schon 1497 Hessen eine neue Gerichtsordnung mit seinem Vetter gegeben, errichtete er im Jahre 1500 nach dem Muster des Reichskammergerichts für ganz Hessen zu Marburg das erste Hofgericht, das nach römischem Recht seine Urtheile sprach und so demselben den Sieg über das Deutsche anbahnte. Wilhelm II. starb 1509 zu Cassel und ward zu Marburg begraben.

V. Landgraf Philipp der Großmüthige.

(13. November 1504—31. März 1567.)

Si Deus nobiscum est, quis contra nos?
Wenn Gott mit uns, wer ist gegen uns?
Philipp's Wahlspruch und Devise des hessischen Philippsordens.

Landgraf Philipp war am 13. November 1504 auf dem Schlosse zu Marburg an der Lahn geboren, und hatte noch nicht das fünfte Lebensjahr erreicht, als er schon seinen Vater, Wilhelm den Mittleren **), verlor, welcher von 1500—1509 das seit Heinrich dem Kinde (1265), dem Stammvater der hessischen Landgrafenfamilie, öfters getheilte Hessen wieder vereinigt regiert hatte. Durch diese Gesammteinigung Hessens unter Einem Landgrafen war der Grund zu dem mächtigen Einfluß gelegt worden, welchen dieser damals größte mitteldeutsche Staat, im Herzen Deutschlands, während der Reformationszeit auf die politischen und religiöskirchlichen Angelegenheiten Deutschlands, und damit der Welt, durch Philipps Schärfe des Verstandes, seine Geistes- und Charakterstärke in allen Lebenslagen, durch seine Glaubenskraft und seine Ueberzeugungstreue ausgeübt hat. Philipps Mutter, Anna von Mecklenburg, Wilhelms zweite Gemahlin, schön aber herrschsüchtig, war zwar zur Vormünderin und Regentin

*) Kaiser Maximilian zu Worms. 1495. Von C. von Rappard. S. 376.
**) Landgraf Philipp von Hessen. Aus der hessischen Reimchronik. Herausgegeben von Adrian. S. 387.

während der Minderjährigkeit ihres einzigen Sohnes letztwillig ernannt worden; eigenmächtig hatten sich aber angesehene hessische Ritter zu Regenten des Landes aufgeworfen, bis (1514) die unzufriedenen Landstände mit Unterstützung der bewaffneten Bürger zu Cassel und Marburg die Mutter wieder in ihre Rechte einsetzten, die sie nun bis zur Volljährigkeit ihres Sohnes (1518) in Verbindung mit einem ihr zugegebenen Ausschuß von Rittern und Abgeordneten der Städte ungeschmälert ausübte.

Philipp war nicht groß von Körper, aber kräftig und von früh auf durch Jagd und Waffenspiel abgehärtet; aus seinen Augen leuchtete ein außerordentliches Feuer; Milde und Ernst drückten frühe die Züge seines Gesichtes aus; seine Stirn war hoch. Kaum hatte ihn 1518 im vierzehnten Lebensjahre der Kaiser Maximilian I. für volljährig und regierungsfähig erklärt, als auch schon Deutschlands reichster und tapferster Ritter, Franz von Sickingen, Herr der Vesten Ebernburg und Nannstuhl, plündernd, sengend und brandschatzend in Hessen einfiel, und Darmstadt umlagerte*), wo mit 600 Reisigen die Blüthe der hessischen Ritterschaft lag. Nur durch einen ohne Philipps Vorwissen schimpflich abgeschlossenen Vertrag wurde die Stadt vor Sturm und Plünderung bewahrt. Philipp ließ indessen nicht mehr als 35000 Gulden in lauter Hellern an Sickingen in der Herberge zur Krone in Mainz auszahlen. Im März 1521 erschien der junge Landgraf, in stattlicher Begleitung von 600 Reisigen und vieler ergrauten Ritter, auf dem Reichstage zu Worms, wo er für sich und seine Nachkommen (7. April) die Belehnung über die Landgrafschaft und das Fürstenthum Hessen mit allen Landen und Leuten vom Kaiser empfing. In Worms**) wurde er von der Macht der evangelischen Wahrheit, wie sie Dr. Martin Luther verkündigte, tief ergriffen, sein Geist vom göttlichen Lichte erleuchtet. Das Evangelium, Gottes Wort, ward von nun an die Richtschnur seines Lebens und Regierens. Mit seiner Einsicht in Gottes Wort und Willen wuchs auch allmählich seine Glaubenskraft und Ueberzeugungstreue, der er bis zum Ende seines Lebens opferfreudig zugethan blieb. Seine entschiedene Hinneigung zum Evangelium sprach sich gegen Luther in der Herberge zu Worms in einem kräftigen Händedruck und in den Worten aus: „Habt ihr Recht, Herr Doktor, so helf' Euch Gott!" wie in dem sicheren und starken Geleite, das er dem muthigen Streiter Gottes durch ganz Hessen angedeihen ließ. Noch in demselben Jahre wurde zu Cassel die Messe zum erstenmal in deutscher Sprache gelesen. Bald darauf am 7. Mai 1523 brach er, in Verbindung mit dem Kurfürsten von Trier und Ludwig von der Pfalz, die Veste Nannstuhl, wo der trotzigste Ritter seiner Zeit, Franz von Sickingen, unter den Gebeten der Fürsten seinen ungebrochenen Geist aushauchte. Für Aufrechthaltung der gesetzlichen Ordnung im Reiche trat der Landgraf überall freudig in die Schranken. Er erkannte in dem Aufruhr der Bauern und in der Schwärmerei der Wiedertäufer zu Münster nur Verirrungen, wie sie im Gefolge jeder aufgeregten Zeit unvermeidlich auftreten. Er behandelte die Aufständischen so lange als Verirrte, bis er sie bei offener, fortdauernder Widersetzlichkeit, nach Verschmähung jeder Warnung, mit dem Tode zu bestrafen gezwungen war. „Es ist Nothdurft den allgemeinen Landfrieden zu erhalten. — — Es ist helle Wahrheit, daß man nicht Aufruhr erwecke und Empörung anrichte gegen die Obrigkeit, selbst wenn sie gefehlet hat". Das waren Philipps Worte, nach diesen festen Grundsätzen handelte er. „Das einmal Beschlossene pflegt Landgraf Philipp ohne langes Säumen mit Fleiß zu exequiren", sagte oft rühmend Dr. Martin Luther über ihn aus. In diesem Sinne dämpfte er mit seinen treuen Hessen der Bauern Aufruhr bei und um Hersfeld im Hessenland, schlug in Verbindung mit dem Kurfürsten Johann Friedrich von Sachsen die Bauern unter Th. Münzer bei Frankenhausen in Thüringen (20. Mai 1525) mit dem Schwerte nieder, und half später (24. Juni 1535) die Stadt Münster erobern und die Schwärme-

*) Franz von Sickingen vor Darmstadt. 1522. Von Ch. von Rommel. S. 188.
**) Der Reichstag zu Worms. 1521. Von Th. Schacht. Der Reichstag zu Worms. Von Fröhlich. S. 377. Die Luthersalme in Pfiffligheim bei Worms. Von F. Otte. S. 379.

reien der Wiedertäufer vernichten, Thaten, die ihm selbst Papst Clemens VII. in einem besonderen Schreiben hoch anrechnete.

Nicht eigennützige und politische Beweggründe führten den Landgrafen der evangelischen Lehre und der Wiedergeburt der christlichen Kirche zu, sondern die aus dem Evangelium, aus dem Worte Gottes geschöpfte und im Laufe der Zeit immer mehr reifende, innerlicher wurzelnde Ueberzeugung, daß „nur das Evangelium in allen geistlichen Sachen der Richter sein dürfe". Deßhalb war auch dem Reiche gegenüber sein unabläſſiges Streben während seines ganzen Lebens auf ein gesetzliches Freigeben alles deſſen gerichtet, „was vor Gott und dem Kaiser aus Gottes Wort verantwortet werden könne." Diesen gesetzlichen Standpunkt hielt sein entschiedener Geist bei allen reformatorischen Vornahmen in Kirche und Staat unverrückt bis an sein Lebensende fest. Er verließ nie den Boden der Gesetzlichkeit und des Evangeliums und wollte den auf Gottes Wort gegründeten christlichen Staat mit aufrichten helfen. Darum suchte er auch die innerhalb der neuen gereinigten Kirche streitenden Parteien, namentlich in der Abendmahlslehre, (Luther und Zwingli auf dem Religionsgespräche zu Marburg 1529 — Est, est, est!) in einer höheren Einheit zu versöhnen. Er sprach seine Ueberzeugung in den denkwürdigen Worten aus: „Daß ich der Menschen Gewissen binden sollte, das will ich, so Gott will, nicht thun. Es stehet mir auch solche Gewalt nicht zu, sondern es stehet dies bei Jedes Gewissen (an seine Mutter 1525)". Und dann „eher Leib und Leben verloren, eher Land und Leute lassen, denn von Gottes Wort weichen (zu Mainz 1525)," wie auch die Umschrift der unter ihm geschlagenen Thaler lautet: „Besser Land und Leute verlorn, als einen falschen Eid geschworn." In den Bekenntnissen, namentlich in dem Augsburger, in welchem im Geiste der Reformation, im Geiste der christlichen, religiöskirchlichen Wiedergeburt die großen Gottesgelehrten und die Fürsten ihre Ueberzeugung von der Rechtfertigung durch den Glauben an Christo, ihren christlichen Glauben freudig und todesmuthig niederlegten und bekannten, haben die evangelischen Christen nicht blos historische Denkmäler jener Zeit, sondern die unerschütterlichen Grundlagen der evangelischen Kirche, welche durch die Leiden und das Blut so vieler Märtyrer im schmalkaldischen und dreißigjährigen Kriege besiegelt und endlich als gesetzlich und staatlich anerkannt wurde, für alle Zeiten dankbar und unerschütterlich anzuerkennen, darauf festzustehen und zu verharren. In den Bekenntnissen, welche auf das Wort Gottes begründet sind, besitzt die evangelische Kirche die positive Grundlage ihrer Lehre. Denn die Verneinung und das Protestiren (auf dem Reichstage zu Speier 1529) war nur die ursprünglich zufällige Gestalt im Anfang der Kirchenreform, zuerst gegen alle Mißbräuche der Kirche, dann gegen die Kirche als usurpatorisch selbst; dann aber baute sich die verjüngte und wiedergeborne Kirche Christi auf dem Evangelium allein, als der einzigen positiven Grundlage, als der Grundfeste des evangelischen Christenthums, als der alleinigen Richtschnur zur Seligkeit, vermittelst der Bekenntnisse positiv und substanziell auf.

Die Lage Hessens war in Beziehung auf gesetzliche Vornahme der Kirchenreform viel ungünstiger als die anderer der Reform zugethanen Länder, namentlich Sachsens, das, während Hessen keinen einzigen, mehrere Bischöfe hatte. Nur der Umsicht und der Entschiedenheit Philipps hatte es die hessische Landgrafschaft zu verdanken, wenn trotz alle dem die bisherige geistliche Gerichtsbarkeit früher auf gesetzliche Weise aufgehoben wurde, als in andern Ländern. Philipp trat nicht allein als Grundherr und Haupt des Staates, sondern in allen politischen und kirchlichen Angelegenheiten stets selbstständig auf. In seinem Land gab es nach dem früheren Vorgang Gabriel Biels und Wendelin Steinbachs in Butzbach, der trefflichen Männer viele, welche dem evangelischen Glauben zufielen, unter andern Caspar Wenix und Heinrich Rockenhagen in Butzbach, Joh. Usener zu Schotten, Joh. Limburg zu Marburg, Thilemann Schnabel in Alsfeld, früher Augustinermönch, der schon vor Luther's Rückreise von Worms die evangelische Lehre von der Stadtmauer zu Alsfeld gepredigt hatte, Joh. Kirchhayn in Cassel, Heinrich Fuchs in Hersfeld, vorzüglich aber auch Philipps trefflicher Hof-

prediger Adam Kraft, sein Kanzler Joh. Feige, Balthaser Schrautenbach und der frühere Franziskanermönch Franz Lambert aus Avignon. Für den Kirchentag zu Homberg, welcher am 21. October 1526 *), in Ermangelung von Bischöfen, in Anwesenheit der hessischen Prälaten, Aebte und Vorsteher der bedeutendsten Klöster, wie der Grafen, Ritter und Abgeordneten der Städte eröffnet wurde, und in Form einer öffentlichen Disputation zwei Tage dauerte, hatte Lambert in Philipps Auftrag eine „Kirchenordnung" ausgearbeitet, welche, obgleich sie nie ins Leben eingeführt wurde, doch die Grundzüge enthält, nach welchen Philipp in ächt evangelischer Weise Wiedergeburt und Verfassung der christlichen Kirche in Hessen einzurichten gesonnen war. Nur der Guardian der Franziskaner zu Marburg, Nikolaus Ferber, hatte mit gebeugtem Haupte und niedergeschlagenen Augen Widerspruch erhoben. Die Hierarchie fiel und mit ihr der deutsche Orden und das Klosterwesen in Hessen, im Ganzen etwa 50 Klöster der Augustiner, Franziskaner, Karmeliter, Antoniter, Dominikaner, Kugelherrn, der Benediktiner, Cisterzienser, wie die Nonnenklöster mit über tausend Mönchen und Nonnen. Das Evangelium wurde der Grundpfeiler des Glaubens, die Ehelosigkeit der Priester aufgehoben, die seitherigen Einkünfte auf Geistliche und Schulen verwendet, das Abendmahl unter beiderlei Gestalt gereicht, der Gottesdienst deutsch abgehalten und geregelt, die Bilder entfernt, die Fasten aufgehoben. Gerade die Reformation brachte auch in Hessen einen unzerstörbaren Schatz von Bildungs- und Wohlthätigkeitsanstalten hervor, wodurch Deutschland das wurde, was es ist. Vor allem wurde die Universität Marburg gestiftet, aber erst 1541 vom Kaiser bestätigt, damit aus ihr „unerschrockene Bekenner Christi, und standhafte Vertheidiger der evangelischen Wahrheit hervorgingen", wie Lambert bemerkt, die Festung Ziegenhain wurde erbaut, die adeligen Fräuleinstiftungen Kaufungen und Wetter gegründet und die Hospitäler Hayna, Merxhausen, Gronau und Hofheim in der Cent Erfelden für Kranke, Gepreßte und Wahnsinnige eingerichtet.

Mit den evangelischen Fürsten, mit welchen Philipp bereits 1526 ein Bündniß zu Torgau geschlossen, unterzeichnete er den 19. April 1529 die „Protestation", die den Bekennern der evangelischen Kirche den Ehrennamen „Protestanten" gab, diese berühmte Akte, die Grundlage der evangelischen Gewissensfreiheit, das Geburtsrecht der Reformation und jedes Evangelischen Christen, eine Erklärung vor Gott und den Menschen, daß sie, die Fürsten, das angefangene Werk der Reformation auf den Grund der heiligen Schrift fortsetzen wollten, wie sie es „vor Gott und dem Kaiser verantworten könnten." Philipp war es, der in Augsburg auf dem Reichstag darauf drang, daß am 25. Juni 1530 vor Kaiser Karl V. und einer Versammlung von 200 Reichsgliedern das von Melanchton in Verbindung mit Luther abgefaßte Bekenntniß des evangelischen Glaubens, die Augsburger Confession, in deutscher Sprache öffentlich vorgelesen wurde. Dort in Augsburg war es, wo Philipp, damals im 26. Lebensjahre, dem Kaiser erklärte: „In den besten Jahren seines Alters fliehe er nicht die Freude, noch die Gunst der Großen, aber den trügerischen Gütern dieser Welt ziehe er die Gnade Gottes vor." — Gegen seinen nahen Verwandten, den vom schwäbischen Bunde vertriebenen Herzog Ulrich von Würtemberg, der sich die Liebe seiner Unterthanen durch freche Willkür verscherzt hatte, benahm sich Philipp, nachdem er ihm eine sichere Zuflucht in seinen Schlössern an der Bergstraße gewährt, so uneigennützig, daß ihm die Zeitgenossen deßhalb den Ehrennamen des Großmüthigen (Magnanimus) gaben. Philipp, freilich leider vom König von Frankreich unterstützt, schlug mit 30,000 Mann die Oestreicher bei Laufen **) am Neckar (12. Mai 1534), trieb sie aus dem Lande und den Festungen, und setzte Ulrich nicht allein wieder in sein Herzogthum, sondern auch in die Liebe seiner evangelischen Unterthanen ein. — Die evangelischen Fürsten

*) Die Synode zu Homberg und die Einführung der Reformation in Hessen. 1526. Von Ch. von Rommel. S. 192.

**) Laufen. Von Hauch. S. 379.

hatten bereits, nachdem der Reichstagsabschied die evangelische Lehre verdammt, und und die Beibehaltung der alten Lehre befohlen, zu Schmalkalden, am Fuße des Thüringerwaldes (27. Februar 1531), den Schmalkaldischen Bund „zum Schutz aller gegenwärtigen und noch zukünftig hinzutretenden Anhänger des Evangeliums" geschlossen. Philipp und der Kurfürst von Sachsen waren die Bundeshäupter. Die katholischen Stände, an deren Spitze die Herzoge Ludwig von Bayern und Heinrich von Braunschweig standen, setzten 1538 den „heiligen Bund" entgegen. Der Ausbruch des Schmalkaldischen Bundeskrieges erfolgte wegen Vertreibung des Herzogs Heinrich aus Braunschweig durch die evangelischen Bundeshäupter. Kaiser Karl V. sprach den 20. Juli 1541 über beide die Reichsacht aus. Er führte den Krieg als einen Kreuzzug gegen die evangelischen Abtrünnigen und zur Vertheidigung der alten Lehre, demnach als Glaubenskrieg; er wußte die durch Zwistigkeiten und Unentschiedenheit geschwächten evangelischen Bundeshäupter durch rasches Handeln zu besiegen. Nachdem sich dieselben in Schwaben getrennt *), der kaiserliche General Graf von Büren sich der Obergrafschaft Katzenellenbogen und Darmstadts durch List bemächtigt, nachdem mit Hülfe des Herzogs Moritz von Sachsen, des Schwiegersohns des Landgrafen, der vom Kaiser für seine Treulosigkeit am evangelischen Glauben mit dem Kurfürstenhut Sachsens später belohnt wurde, der Kurfürst Johann Friedrich den 24. April 1547 bei Mühlberg an der Elbe geschlagen und gefangen genommen worden war; sah sich der auf sich beschränkte Landgraf gezwungen, nachdem er sich auf Gnade und Ungnade ergeben, zu Halle **) am 19. Juni 1547 knieend vor dem Kaiser Abbitte zu thun.

An Philipp wurde darauf der in der Geschichte beispiellose, durch spanische Arglist ausgeführte Betrug vermittelst der Aenderung der Worte „einige Gefangenschaft" in „ewige Gefangenschaft" im Vermittlungsinstrumente am kaiserlichen Hoflager durch den Herzog Alba vollzogen. Fünf lange Jahre schmachtete der Landgraf, nachdem ihn der Kaiser durch ganz Deutschland mit sich geführt, erst zu Oudenarde, dann zu Mecheln in den Niederlanden in fester Gefangenschaft ***), aus der ihn treue Hessen zu befreien vergebens versucht hatten. Aber die ächte, alte Liebe der Hessen bewährte sich während dieser traurigen Zeit im Lande selbst. Seine edle Gemahlin Christine, eine Tochter des Herzogs Georg von Sachsen, mit ihm am 11. Dezembern 1523 vermählt, die sogar die gleichzeitige Nebenehe Philipps zur linken Hand mit der Margarethe von der Saal mit christlicher Ergebung ertragen, und ihm vier Söhne und fünf Töchter geboren hatte, starb aus Liebe zu ihm am gebrochnen Herzen während seiner Gefangenschaft. Obgleich die Festungen Cassel, Gießen und Rüsselsheim geschleift und zwei hundert Stück Kanonen weggeführt worden waren, so übergab doch der tapfere Heinze von Lüdder wenigstens die Festung Ziegenhain den Feinden nicht. Als freier Reichsfürst, sagte er, habe ihm sein Herr die Veste übergeben, nur diesem werde er sie wiedergeben. Philipp ließ ihn nach seiner Rückkehr, um sein Wort zu halten, für kurze Zeit an dem Thore der Festung an einer goldenen Kette aufhangen und beschenkte ihn dann damit †). Sein ältester Sohn Wilhelm hatte unterdessen mit vieler Weisheit und Mäßigung das gedrückte Hessenland regiert. Als des Kurfürsten Moritz evangelisches Bewußtsein endlich wieder erwacht war, trieb er den Kaiser in schnelle Flucht, und zwang ihn am 2. August 1552 zum Passauer Vertrag, welcher auch den gefangenen evangelischen Bundesfürsten endlich die Freiheit gab. Und schon 1555 gewährte der Augsburger Religionsfriede den Evangelischen nach langem erschöpfendem Kampfe auf beiden Seiten den Religionsfrieden. So erzeugt stets nur nach langem wüthenden Kampfe die Erschöpfung beider Parteien aufrichtige Sehnsucht nach Ruhe, und gewährt

*) Volkslied. 1546. S. 380.

**) Des Landgrafen Gefangennahme zu Halle. Des Landgrafen Kustodie. Der Fürstenbund. Philipps Rückkehr. Von H. Künzel. S. 381.

***) Philipps Klagelied. Ein Volkslied. S. 386.

†) In Ketten aufhangen. Von A. Kopisch. S. 386.

alsdann erſt die Bürgſchaft gegenſeitiger Duldung und ruhigen Nebeneinanderlebens. So wird es zu allen Zeiten ſein.

Philipp kehrte, grau von Sorgen, alt und mürb geworden durch die ungewohnte lange Haft, nach ſeinem geliebten Heſſenlande zurück, das den Märtyrer des evangeliſchen Glaubens jubelnd empfing. Er genoß nun nebſt ſeinem Lande der wohlverdienten Ruhe; nach langen furchtbaren Kämpfen ruhte der Friede auf ihm und ſeinem Lande. Philipp hatte an ſeinem Geiſt und Leben den unverwerflichſten Beweis von den mit der reinen und einfachen Predigt des Evangeliums unauflöslich verknüpften heilſamen Wirkungen gegeben. Er war ein entſchloſſener, gottesfürchtiger, verſtändiger, ſein Zeitalter begreifender Reichsfürſt *), der, wenn er auch nicht ſein Zeitalter beherrſchte, doch alle in denſelben liegenden ächten Keime zur Reife zu bringen ſuchte, und von ſich ohne Ruhmredigkeit ſagen durfte, daß er einen guten Kampf gekämpft, opferfreudig und treu Glauben gehalten bis zum Ende, dem ſeine Werke drei hundert Jahre bis heute im Segen in ſeinem Lande und Heſſenvolke nachgefolgt ſind. Der Schlüſſel, den er (wie er auch ſtets abgebildet) auf der Bruſt zu tragen pflegte, um auf der Jagd oder ſonſt wo ſeinen Dienern damit Zeichen zu geben, kann ſymboliſch auf ſein Verdienſt gedeutet werden, daß er dem deutſchen Volke die Schätze der heiligen Schrift und die Segnungen der chriſtlichen Religion wieder mit aufſchließen half. Er hinterließ in ſeinem am 6. April 1562 ausgefertigten Teſtamente **) ſeinen Nachkommen ein unvergängliches Denkmal fürſtlicher Staatsweisheit und ächt chriſtlicher Geſinnung, und kennzeichnete den ächten Fürſten mit den Worten: „Ein Fürſt wird erkannt an ſeiner Müntz, reinhaltung der ſtraßen und haltung ſeiner zuſagen.“ Nachdem er 49 Jahre im Segen regiert, und Donnerſtag vor Oſtern mit allen ſeinen Kindern das heilige Abendmahl genoſſen, gab er mit der Bemerkung, er fühle eine große himmliſche Freude, mit dem Ausruf: „Vater, in deine Hände befehle ich meinen Geiſt!“ im 63. Lebensjahre, den 31. März 1567 zu Caſſel, wo er auch in der St. Martinskirche begraben liegt, ſeinen Geiſt ſeinem allmächtigen Schöpfer zurück. In der Geſchichte, in ſeinem Hauſe und ſeinem Volke, in dem Bewußtſein der evangeliſchen Kirche, deren Mitgründer er war, lebt er unſterblich fort. Verbum Dei manet in aeternum. Des Herrn Wort bleibet in Ewigkeit. —

VI. Die Landgrafſchaft Heſſen-Darmſtadt.

(1567—1806.)

Von Georg I. bis Ludewig X.

1.

Landgraf Georg I., der Fromme, von Heſſen-Darmſtadt.

(1567—1596.)

Haſt du gerechte Sache, ſo ſcheue das Licht nicht.
Wahlſpruch Georg I.

Landgraf Georg, der Stammvater der Heſſen-Darmſtädtiſchen Linie, war am 10. September 1547 zu Caſſel geboren, während noch ſein Vater zu Donauwörth gegen den Kaiſer zu Felde lag. Er war das jüngſte Kind Philipps und der vierte Sohn. Fünf Jahre vor ſeinem Tode, am 6. April 1562, hatte Philipp mit lauter Stimme und heiterem Sinn ſein Teſtament gemacht, in welchem, um alle Bruderzwiſte abzuſchneiden, im Fall, daß die vier Brüder „nicht zuſammen Haushalten wollten“

*) Philipps Tod und Character. Von Ch. von Rommel. S. 197.
**) Philipps Teſtament. Von H. Künzel. S. 385. Philipps Teſtament vom 6. April 1567. S. 199.

eine Theilung Geſammtheſſens vorgeſehen war; das Erſtgeburtsrecht der Nachfolge war in Heſſen noch nicht feſtgeſtellt.

Die Theilung ging vor ſich. Georg erhielt ohngefähr den achten Theil von Heſſen, nämlich die in der oberen Grafſchaft Katzenellenbogen gelegenen Aemter Rüſſelsheim mit dem nöthigen Geſchütz, Dornberg, Lichtenberg, Reinheim, Zwingenberg, Auerbach nebſt Darmſtadt als Hauptſtadt und 5000 Gulden baar, während der älteſte Bruder Wilhelm IV., der Weiſe, faſt die Hälfte des Landes, nämlich Niederheſſen mit Caſſel, der zweite, Ludwig IV., faſt den vierten Theil, Oberheſſen mit Marburg, und Philipp II. ebenfalls den achten Theil, die Niedergrafſchaft Katzenellenbogen mit Rheinfels erhielten, allen vier Brüdern aber die Univerſität, das Hofgericht, die Hoſpitäler gemeinſam verblieben. Sie gelobten ſich kraft eines am 28. Mai 1568 von ihren Landſtänden mitunterſchriebenen Erbvertrags für ſich und ihre Nachkommen, „freundlich und brüderlich zuſammen zu halten, treu zu bleiben den Lehren des Evangeliums, die Erbfolge nur im Mannsſtamme und kraft der Erbverbindung erfolgen zu laſſen".

Als 1583 mit Philipp die Linie Rheinfels, und 1604 mit Ludwig die Linie Marburg ausſtarben, ſo erbte Georg von erſterer die Aemter Schotten, Stornfels, Homburg an der Höhe und ſpäter den dritten Theil des Amts Braubach, von letzterer erbte erſt ſein Sohn und Nachfolger Ludwig V., nach heftigen Streitigkeiten mit der Linie Caſſel, Gießen, das Buſecker Thal, Hüttenberg, Staufenberg, Stordorf, Schwarz, Alsfeld, Romrod, Homberg an der Ohm, Burggemünden, Ulrichſtein, Grebenau, Lisberg, Grünberg, Merlau, Butzbach, Rosbach.

Georg, ein munterer, bildſchöner Knabe, ward während der Gefangenſchaft ſeines Vaters und nach dem Tode ſeiner Mutter von ſeiner Schweſter Agnes, der Gemahlin des Kurfürſten Moritz, zu Dresden, Torgau, Weißenfels, Weimar und Koburg, nach der Rückkehr ſeines Vaters mit zehn Edelleuten, darunter ein franzöſiſcher Grafenſohn Dampierre, von Wilhelm Buch, einem trefflichen Lehrmeiſter, in der ſtillen Feſte Ziegenhain erzogen. Der Vater duldete keine neue Moden und Zierrathen und ließ ihm einſt die feinen Kleider ausziehen; er hoffte den jüngeren Prinzen reformirte Bisthümer zu verſchaffen, und freute ſich ſehr über ſeines Georg Klugheit, Sparſamkeit und Thätigkeit. Wie klein begann dieſer, zwanzig Jahre alt, nach ſeines Vaters Tode, in dem ihm zugefallenen Erbe, der oberen Grafſchaft Katzenellenbogen, die einſt durch die glückliche Heirath des Sohnes Ludwig des Friedſamen mit einer Erbtochter des letzten Grafen von Katzenellenbogen Heſſen zugefallen war. Darmſtadt litt noch an den Wunden, die ihm der Graf von Büren geſchlagen; das Schloß war niedergeriſſen worden, und obgleich Ludwig vor des Vaters Tod ein hölzernes Haus mit vier Zimmern daſelbſt gebaut hatte, das nachher wieder entfernt wurde, ſo mußte ihm Georg auch dafür 7000 Gulden zahlen, mußte Geräthſchaften zuerſt von ſeinen Bürgern leihen, auf Zinn ſpeiſen, bis ihm ſein Bruder Wilhelm zur Hausſteuer Silbergeſchirr verehrte. Aber Gottes Segen ruhte ſichtbar auf dem gottesfürchtigen, ſparſamen, einfach häuslichen Landgrafen, der den Seiden- und Weinbau einführte, an der Bergſtraße einen Marmorbruch, bei Oberramſtadt ein Kupferbergwerk betreiben, bei Biebesheim einen Entenfang anlegen ließ, der jährlich über tauſend wilde Enten der Hofküche abwarf, der Darmſtadt mit einem neuen Schloß nebſt Kirche, das 1715 abbrannte, mit einer neuen Kanzlei, einem Marſtall, einem Jagd- und Schlachthaus, mit einer kunſtreich eingerichteten Mühle und einem „Herrngarten", vergrößerte und verſchönerte, der den ſogenannten „großen Woog" zum Baden, Fiſchen und zum Waſſerbehälter bei Feuersgefahr herrichten, der das herrlich gelegene Schloß Lichtenberg im Odenwalde, zum Witwenſitz ſeiner Gemahlin, ſpäter die Zuflucht ſeiner Nachkommen in Peſtzeiten, umbauen, das Jagdſchloß zu Kranichſtein wie die Höfe zu Gehaborn, Sensfeld und Luſthauſen bei Biebesheim herrichten ließ. Das niedrig gelegene Ried entwäſſerte er durch den künſtlich angelegten Landgraben und ſchuf durch Abzugsgräben Moore zu Gerſtenfelder um, die in trocknen Jahren in die Rentkammer 5000 Gulden abwarfen.

Seine Sparſamkeit drückte ſich charakteriſtiſch in ſeinen Sprüchwörtern aus: „Was man mit Baſt binden kann, dazu ſoll man kein Eiſen brauchen. — Wer den Heller nicht ſo ſchätzt, als den Pfennig, (damals etwas mehr) wird langſam zum Gulden kommen," wie er zu Verſchwendern zu ſagen pflegte: „Laß gahn, laß gahn, ein kleines Gut iſt bald verthan, wann wir dann nichs mehr hahn, ſo wollen wir dann betteln gahn." Seinem älteſten Sohne verſagte er ein paar ſeidene Strümpfe als zu koſtbar, und gab ihm zur Reiſe an einen fremden Hof, damit er ihm Ehre mache, einige Thaler mit. Durch ſolche Mittel, ſtrenge Ordnung des Rechnungsweſens, durch Vermeidung jedes unnöthigen Prunkes, vermehrte er, ohne ſeine Unterthanen zu drücken, ſein Vermögen, ſammelte einen Hausſchatz von nahe einer halben Million, ohne bei ſeinem Tode, trotz der vielen Güterankäufe, einen Heller Schulden zu haben. Er half vielen Fürſten durch großartige Geldvorſchüſſe aus Verlegenheiten, wie er allein den beiden Herzogen von Würtemberg hundert tauſend Gulden geliehen hatte.

Er war ein trefflicher Familienvater, zweimal vermählt, zuerſt mit der 1587 verſtorbenen Gräfin Magdalene von Lippe, die er auch noch nach ihrem Tode zärtlich liebte und oft weinend ſagte, indem er an ſein Herz ſchlug: „Allhier liegt meiner ſeligen Frauen Herz begraben;" dann mit der Herzogin Eleonore von Würtemberg, welche ihn bis 1618 überlebte. Außer drei Töchtern blieben nur drei Söhne am Leben, darunter ſein Regierungsnachfolger Ludwig V., der Getreue, deſſen Geburt ihm verkündigt wurde, als er von der Jagd von Kranichſtein zurückkehrte und zur Erinnerung an die frohe Botſchaft ein Eichenreiß *) in den Luſtgarten pflanzte, das als kräftiger Baum und als Sinnbild ſeines blühenden Hauſes bis zum Jahr 1711 ſtand, und ein Zweig davon als kräftige Eiche noch auf dem Schloßwalle fortgrünt. Sein Sohn Philipp von Butzbach gründete keine Linie, aber ſein jüngſter, Friedrich I. von Homburg, ward der Ahnherr der Nebenlinie Heſſen-Homburg, welche vom 29. Juli 1819 an ſouverän wurde. Er wohnte den Schulprüfungen ſeiner Kinder, welche die heilige Schrift mehr als einmal durchleſen mußten, oft bei und ließ ſeinem einen Sohn den Katechismus Luthers mit Ruthen einſtreichen. Er ſelbſt war im Geiſte der damaligen Zeit ſehr fromm, verſäumte keinen Gottesdienſt, las die Bibel neunmal in der Ueberſetzung durch, ſtiftete zur Unterſtützung dürftiger Pfarrer und Schullehrer 100 Malter aus den vom Kloſter Eberbach gewonnenen Gefällen, legte in zehn Jahren dreizehn neue Landſchulen an, ließ in der Stadtſchule zu Darmſtadt die Kinder armer Leute unterrichten, kleiden und ſpeiſen, theilte zweimal wöchentlich Brod vor dem Reſidenzſchloſſe an Arme aus, machte nie kleinere Reiſen, ohne jedesmal zehn Gulden zur Vertheilung an die Armen mitzunehmen, und betrieb ſelbſt die jährliche Abrechnung der Vormundſchaftsrechnungen. „Sieh, ſagte er einſt zu einem ſeiner Amtskrüner, wenn du auf die Waiſen in deinem Amte nicht Acht haſt, daß ſie gehörig erzogen und ihre Rechnungen alle Jahre abgehört werden, und wir treten dereinſt vor Gottes Gericht, ſo werde ich alsdann zu Gott ſagen, ich habe es dieſem Mann treulich und eifrig befohlen und du wirſt alsdann für mich antworten müſſen." Der ehrende Beinamen „der Fromme," dem ihm ſeine Zeitgenoſſen gaben, war deßhalb keine leere Schmeichelei. Auch ein fleißiger Regent war er, der ſich das Regieren gewiſſenhaft angelegen ſein ließ. Mit einem Oberamtmann, dem Kanzler Kleinſchmidt, der das noch heute gültige, wenn gleich nicht geſetzlich veröffentlichte „Katzenellenbogen Landrecht" ordnete, einem Sekretär, Landſchreiber, Baumeiſter und Küchenmeiſter, einem Jägermeiſter nebſt Oberförſter, und dem geiſtlichen Superintendenten Johann Angelus, der ihn nicht aus bloßer religiöſer Unduldſamkeit, ſondern wegen der Nachtheile des betriebenen Wuchers zu harten Maßregeln gegen die Juden ſtimmte, die aus dem Lande vertrieben wurden, verſah er die ganze Verwaltung des Landes. Des Abends, nachdem er ſein Gebet auf den Knieen verrichtet, legte er ſich um 8 Uhr zu Bette

*) Landgraf Georg I. von Heſſen-Darmſtadt und der Eichenzweig. 1577. Von K. Büchner. S. 391. Das Eichenreis Landgraf Georgs I. von Heſſen. Von H. Künzel. S. 392.

und ſchlief bis 12 Uhr. Dann überlegte er, im Zimmer auf- und abſchreitend, die am andern Tage vorzunehmenden Arbeiten, ſchrieb alles, als ſpäter ſein Gedächtniß abnahm, auf einen Zettel und ſchlief wieder von 3 bis 6 Uhr. worauf er, nachdem er gebetet, mit ſeinen Räthen arbeitete. Das war der tägliche Lebenslauf eines guten Fürſten ſeiner Zeit. Nur ſein Jähzorn mehrte ſich mit zunehmenden Jahren, ob er gleich gern geiſtliche Lieder ſang und wenn ihm „der Unmuth in der Regierung ankam, den Hiob las." Schlaganfälle, wie Jähzorn verkürzten auch ſein Leben; er ſtarb plötzlich im 49. Lebensjahre den 7. Februar 1596, nachdem er ſchon früher durch ein treffliches Teſtament ſein Haus chriſtlich beſtellt hatte.

2.

Landgraf Ludwig V., der Getreue.

(1596—1626.)

Sparſam wie ſein Vater, ſuchte er mit dem ererbten Vermögen ſein Land zu erweitern und kaufte das Amt Kelſterbach mit den Dörfern Langen, Egelsbach, Mörfelden, einen Theil der Gernsheimer Gemarkung für 356,177 Gulden vom Grafen von Iſenburg; vom Grafen von Erbach das Dorf Langwaden für 20,000 fl.; einen Theil der Knoblauchsau, einer Rheininſel in der Erfelder Gemarkung und den Mönchsbruch von Kurmainz, und erbaute die ſogenannte „alte Vorſtadt" in Darmſtadt. Der Tod ſeines Oheims, des Landgrafen Ludwig IV. von Marburg, der unter der Bedingung, daß ſeine Erben der Augsburgiſchen Confeſſion unverbrüchlich treu blieben, ſein Land unter die beiden Häuſer Caſſel und Darmſtadt vertheilt, veranlaßte den langwierigen Erbfolgeſtreit, der, obgleich der Kaiſer im Verlaufe deſſelben die ganze Erbſchaft dem Landgrafen Ludwig zugeſprochen, erſt 1648 mit einer Theilung geſchlichtet wurde. Zugleich gab die Einführung der reformirtrn Lehre durch Landgraf Moritz von Caſſel die Veranlaſſung, daß das Gymnaſium in Gießen (1605) und kurz darauf die Univerſität *) zu Gießen durch die von Marburg zu Ludwig geflüchteten Profeſſoren geſtiftet wurden. Kaiſer Rudolph II. beſtätigte den 19. Mai 1607 nicht allein die Univerſität Gießen, ſondern auch das vom Landgrafen eingeführte Erſtgeburtsrecht (1608), durch welches einer weiteren Zerſtückelung des Landes vorgebeugt wurde. Philippseck und Butzbach, die als Deputate ſeinem Bruder Philipp gegeben worden waren, fielen nach deſſen Tode wieder zurück, während aus dem Deputate ſeines Bruders Friedrich, Homburg vor der Höhe, eine bleibende Seitenlinie erwuchs, deren Gebiet nach dem Tode des letzten Landgrafen Ferdinand an das Großherzogthum zurückfallen wird. Es wurde ihm oft die Ehre der Friedensvermittelung zu Theil, ſo im Jülich'ſchen Erbſchaftsſtreit, und nach dem von Fettmilch zu Frankfurt a. M. erregten Bürgeraufſtand. Noch vor Ausbruch des dreißigjährigen Kriegs unternahm er nach dem Tode ſeiner Gemahlin Magdalena, einer Tochter des Churfürſten Johann Georg von Brandenburg, eine Pilgerfahrt nach dem heiligen Grabe, auf welcher er, ohne ſein Ziel zu erreichen, Marſeille, Madrid und die Inſel Malta beſuchte, von dort aber auf den Rath des Großmeiſters über Rom, wo er dem Papſt Paul V. **) einen weltlichen Beſuch abſtattete, nach einer faſt einjährigen Abweſenheit nach der Heimath zurückkehrte. Wie man damals ſelbſt in fürſtlichen Kreiſen der Genußſucht Schranken zu ſetzen ſuchte, beweiſt die Stiftung eines fürſtlichen Mäßigkeitsvereins ***) 1601 zu Heidelberg, dem auch der Landgraf als Mitglied angehörte. Während des dreißigjährigen Krieges, der viele Drangſale ſowohl von Seiten der Glaubensgenoſſen wie

*) Geſchichte der Univerſität Gießen. Von E. L. Nebel. S. 212.
**) Landgraf Ludwig V., der Getreue, beim Papſte Paul V. zu Rom. 1619. Von Ludwig Baur. S. 206.
***) Ein fürſtlicher Mäßigkeitsverein des 17. Jahrhunderts. Aus Büchners Chronik. S. 209.

der kaiserlichen Heere über die lutherische Landgrafschaft verhängte *), hielt der Landgraf, wie überhaupt in seinem ganzen Leben, treu zum Kaiser und gewann auch manche Vortheile für sein Land.

Furchtbar hausten Christian von Braunschweig und Friedrich V. von der Pfalz in Hessen, der Graf Ernst von Mansfeld nahm selbst Darmstadt ein und den Landgrafen nebst seinem Sohne Johann auf der Flucht vom Schloßgarten nach Büttelborn gefangen **); ersterer erlangte erst nach Tilly's Sieg bei Höchst am Main (1622) seine Freiheit wieder. Doch des Landgrafen Treue bewährte sich glänzend in allen Lagen seines Lebens und er hatte ein Recht darauf, sich die Worte: „Deo et Caesari fidelis“ (Gott und dem Kaiser getreu) in sein Leichenhemd sticken zu lassen.

3.

Georg II., der Gelehrte.

(1626—1661.)

Er war fromm und gelehrt, hatte vor dem achtzehnten Lebensjahre schon die heilige Schrift dreimal deutsch, zweimal lateinisch, einmal französisch und spanisch, und während seiner 57 Lebensjahre mehr als dreißigmal durchlesen. Auch hatte er große Reisen in seiner Jugend gemacht, bis nach Spanien an den Hof Philipp IV. (1621). Von Herzen mild und friedfertig, aber auch standhaft, konnte er nur durch große Staatsklugheit seine unabhängige Stellung gegen Gustav Adolph behaupten, der auf seinem Siegeszuge durch Deutschland über Griesheim, Darmstadt unberührt lassend, nach dem Rheine zog und bei Erfelden ***) diesen Strom überschritt. Auch er, wie sein Vater, blieb seinem Kaiser treu und überwand nach seinem gottergebenen Wahlspruche: „Herr, nach Deinem Willen!“ (Secundum voluntatem tuam domine!) glücklich die furchtbaren Gräuel, die im dreißigjährigen Kriege abwechselnd von den Schweden und Franzosen, namentlich von Türenne (1644), der die Bergstraße brandschatzte und Darmstadt einnahm, aber auch von den Kaiserlichen über sein armes Land in dem Maaße gebracht wurden, daß durch Mord und Plünderung, durch Pestilenz (1629 und 1638) und Hungersnoth (1636) ganze Dörfer ausstarben †) und verschwanden, in den Kirchenbüchern oft Lücken von zehn bis fünfzehn Jahren zu finden sind und der Landgraf mit seinem Hofe 1629 eine Zeitlang auf dem Schlosse Lichtenberg im Odenwalde, und später zehn Jahre in Gießen eine Zufluchtsstätte suchen mußte. Aus jener Zeit stammt als Mahnung zum Gebet das Läuten mit den Glocken um 10 und 12 Uhr und 5 Uhr Nachmittags. Trotz alle dem gründete er nach dem Wunsche seines Vaters das Gymnasium zu Darmstadt ††), dessen erster Rector Magister Balth. Klinkerfuß war, und ließ es am 12. April 1629 durch seinen Kanzler A. Wolff von Todtenwart feierlich einweihen, gab eine verbesserte Kirchenordnung, und erwarb nach dem dreißigjährigen Kriege durch Kauf Gräfenhausen und die Hälfte von Eberstadt. Während des dreißigjährigen Krieges wüthete aber in Hessen außerdem der innere Streit um die Marburger Erbschaft, es wurden heiße Kämpfe von Seiten beider Häuser geführt. Alsfeld mit muthiger Hand vom Bürgermeister Haas für Georg vertheidigt †††), und erst am 14. April 1648 dem unnatürlichen Bruderkampf durch

*) Die Gräuel des dreißigjährigen Kriegs in Hessen. 1605—1637. Vom Metropolitan Minch zu Großgerau. S. 220.

**) Ludwig V., der Getreue. 1622. Von Ernst Pasque. S. 392.

***) Gustav Adolph am Rhein. 1631. Von Karl Wagner. S. 218.

†) Die Gräuel des dreißigjährigen Krieges in Hessen. 1605—1637. Vom Metropolitan Minch in Großgerau. S. 220.

††) Die Stiftung des Gymnasiums zu Darmstadt. Von Karl Dilthey. S. 214. Landgraf Georg II. und das Gymnasium zu Darmstadt. Von Karl Buchner. S. 396.

†††) Der Sturm auf Alsfeld. 1646. Von Karl Buchner. S. 367.

einen auch im westphälischen Frieden bestätigten Vergleich ein Ende gemacht, welcher der Landgrafschaft eine bedeutende Gebietserweiterung, nämlich die Hälfte von Itter, die Aemter Königsberg, Blankenstein, Battenberg, überhaupt das sogenannte Hinterland, dann Allendorf a. d. Lumda und die Herrschaft Eppstein zuführte. Seine sechste Tochter, die Prinzessin Anna Sophia *), dichtete geistliche Lieder und starb (1683) als Aebtissin zu Quedlinburg, seine zehnte Tochter, Philippine Auguste als Kanonissin zu Gandersheim.

4.

Ludwig VI.

(1661—1678.)

Auf seinen Reisen durch Deutschland, Schweden, Italien und Holland hatte er in letzterem Lande die Glockenspiele lieb gewonnen, weshalb er im Jahr 1671 auf dem neu aufgerichteten Thurme des Schlosses ein Glockenspiel **) von 28 Glocken durch Peter van Call aus Nymwegen und Franz Hemony von Amsterdam für 11,218 Gulden herrichten ließ. Er vergrößerte sein Land durch Ankäufe und Tausch; so kaufte er von der Familie Franckenstein um 88,000 Gulden die andere Hälfte von Eberstadt, die Dörfer Ober-, Nieder- und Schmalbeerbach, die Lehnschaft des Dorfes Horhohl und die Burg Franckenstein bei Eberstadt, von welcher noch in der Mitte des sechszehnten Jahrhunderts Darmstadt von Zeit zu Zeit auf Verlangen des Schultheißen und der Schöffen gegen eine gewisse Abgabe einen Esel ***) bezog, auf welchem die Frau, die ihren Eheherrn geschlagen, zur Strafe durch die Stadt reiten mußte. Von zwei anderen Familien tauschte er das Dorf Rodau und die Rheinau bei Ginsheim ein. Ein warmer Verehrer und Gönner der Wissenschaft und Kunst, legte er durch Sammlung der zerstreuten Bücher im Schlosse den Grund zur Hofbibliothek, die anfangs klein, 1789 schon 18,000 Bände enthielt und jetzt etwa 300,000 Bände und 4000 Manuscripte zählt. Er war auch Mitglied der fruchtbringenden Gesellschaft unter dem Namen des „Unerschrockenen" und brachte die Psalmen in deutsche Reime, wie auch seine älteste Tochter Magdalena Sibylla, Gemahlin des Herzogs Wilhelm von Würtemberg, sich als Dichterin geistlicher Lieder, wie: „Hier liegt mein Heiland in dem Garten," „Fahr hin, o Eitelkeit," „Was ist doch höher wohl zu schätzen, als ein Gemüth, das leicht vergnügt," und als Verfasserin des Gebetbuches: „Das mit Jesu gekreuzigte Herz" auszeichnete. Wie er mit Hessen-Cassel ein gemeinschaftliches Regiment gegen die Türken (1664) errichtet, so gab er auch 1673 gemeinschaftlich mit diesem verwandten Fürstenhause die Sammt-Hofgerichtsordnung, und erwarb sich überhaupt durch den Erlaß weiser Gesetze um Kirche und Staat wahre Verdienste. Freilich bedurfte auch das sittlich-religiöse Leben seiner Unterthanen, das durch die Gräuel des dreißigjährigen Krieges argen Schaden genommen, kräftiger Erweckung; denn auch in Hessen fielen dem Aberglauben des Hexenwesens †) allenthalben viele Opfer. Er gab 1667 eine neue Schulordnung, führte durch die Metropolitane öftere Kirchenconvente (1668), und eine strengere Sonntagsfeier durch Schließung der Stadtthore während des Gottesdienstes ein, erneuerte eine Verordnung (1669) gegen das sogenannte „Tabakstrinken" (Tabaks-

*) Anna Sophia von Hessen, Dichterin geistl. Lieder. Von Ch. W. Stromberger. S. 227.

**) Das Glockenspiel zu Darmstadt. 1671. Von Ernst Pasque. S. 229. — Ludwig VI. und das Glockenspiel zu Darmstadt. Von Ernst Pasque. S. 400.

***) Das Franckensteiner Eselslehen zu Bessungen. 1536. Von Helfrich Bernhard Wenck. S. 204.

†) Das Hexenwesen in Hessen. Von W. Gottl. Soldan. S. 231. Der Hexenthurm zu Lindheim. Von G. W. J. Wagner. S. 233. Die Hexe Else Schmidt, genannt die Schut-Else zu Burkhardsfelden im Busecker Thale vor Gericht 1672. Von W. G. Soldan. S. 236.

rauchen), das viele Brände verursacht hatte, gab 1668 eine neue Medicinalordnung, verbot Landeskindern Dienste außer Landes zu nehmen, begünstigte Einwanderung und Ansässigmachung, und verbot die Ausführung von Mehl und Früchten. Sein Sohn

5.

Ludwig VII., 1658 geboren, starb bei Gelegenheit der Heimführung seiner Braut plötzlich zu Gotha am 31. August 1678.

Es folgte ihm sein ältester Stiefbruder

6.

Ernst Ludwig (1678—1739), während dessen Minderjährigkeit seine geistes- und willenskräftige Mutter, Elisabethe Dorothea, die vormundschaftliche Regierung zehn Jahre lang (bis 1688) mit fester Hand führte. Das hessen-darmstädtische Reichscontingent als Bruchtheil der „oberrheinischen Kreisregimenter" nahm rühmlichen Antheil an den Feldzügen gegen die Türken und half selbst Wien (1683) entsetzen, wie auch an den langjährigen Kämpfen gegen Ludwig XIV., der durch seine Reunionskammern deutsche Landschaften und Reichsstädte, wie Straßburg, mitten im Frieden mit Frankreich vereinigt hatte. Die französische Mordbrennerei verwüstete (1688) nicht allein die Städte der Pfalz, vor allem Speier, wo selbst die ehrwürdigen Kaisergrüfte im Dome nicht verschont wurden, und das blühende Worms *), wo die Franzosen wie wahre Vandalen hausten, sondern suchte auch die obere Grafschaft Katzenellenbogen heim, namentlich die Bergstraße. Während sich der Hof nach Oberhessen flüchtete, wurde Darmstadt zweimal (1691 und 1693 durch den Marschall de Lorges) erobert und gebrandschatzt, bis endlich der Ryswicker Friede (1697) dem deutschen Reiche den Frieden gab. Auch am spanischen Successionskriege nahmen die hessen-darmstädtischen Truppen und Ernst Ludwigs Brüder, Philipp und Heinrich († 1741 zu Butzbach) Antheil; vorzüglich aber erwarb sich sein Bruder Georg, der 1705 vor Barcelona den frühen Heldentod starb, als treuer Anhänger und Verfechter der östreichischen Sache, durch die Einnahme der Felsenfeste Gibraltar (1704) unsterblichen Kriegsruhm. Ernst Ludwig hatte nicht vergebens in seiner Jugend den tonangebenden Hof Ludwig XIV. zu Versailles besucht · er führte im französischen Geschmack Mansards viele seine Mittel übersteigende Bauten auf, deren Kosten ihn und seine Nachfolger drückten; so das neue Schloß (1717) nach dem Brande des alten (1715); das große Orangeriehaus und den im französischen Geschmack Le Nôtre's angelegte Garten zu Bessungen; die Jagdschlösser Jägersburg, Wolfsgarten, Mönchsbruch und das sogenannte Griesheimer Haus; er führte die Darstellung der Opern ein und erbaute das alte Operuhaus. Aus Rücksicht gegen Frankreich wies er die kunstfertigen Hugenotten ab, gestattete aber den fleißigen Waldensern **) (1699) die sogenannten welschen Dörfer Rohrbach, Wembach, Hahn, später auch Walldorf und den alten Gundhof zu gründen. Während durch die Entdeckung der reichhaltigen Kupfergruben zu Thalitter (1710) dem Lande eine wirkliche Goldgrube eröffnet wurde, verlaborirte Ernst Ludwig mit alchemistischen ***) Experimenten große Summen. Dagegen vergrößerte er das Land durch Tausch und zahlreiche Ankäufe. So fiel das Amt Bingenheim an die Landgrafschaft zurück, wofür Homburg jährlich 14,000 Gulden Deputatgelder erhielt; er kaufte den Schönauer Hof (1687) um 9000 Gulden von Isenburg, vom Grafen Albrecht von Erbach (1714) um 221,750 Gulden, das bisher gemeinschaftliche Amt Seeheim und Tannenberg, wozu die Orte Bickenbach, Jugenheim, Seeheim,

*) Die Franzosen in Worms im Orleans'schen Raubkriege. 1688. Von G. Lange. S. 238.
**) Die Waldenser im Großherzogthum Hessen. 1688—1699. Von F. Bender. S. 242.
***) Landgraf Ernst Ludwig und die Alchemie. 1717. Von Hermann Kopp. S. 248.

Malchen, Babenhausen, Staffel, Wurzelbach, und Beedenkirchen gehörten, den Hof von Hardenau (1722) um 20,000 Gulden und für 71,750 Gulden die Oerter Ernsthofen, Aßpach, Klein-Bieberau, Horhohl und Reutsch, um 1714 den solmsischen Antheil von Butzbach. Er erhielt bei der Schlichtung des Streites über das Amt Hüttenberg zwischen Nassau-Weilburg und Hessen-Darmstadt die Dörfer Langgöns, Kirchgöns, Pohlgöns, Allendorf, Annerod und Hausen; dann 1725 die Gerichtsbarkeit und Lehnsherrlichkeit des Busecker Thals mit 9 Ortschaften, und tauschte von Cassel den vierten Theil von Umstadt, wie auch Kürnbach. Die Gerechtigkeitspflege verbesserte er durch die Einführung der Prozeßordnung (1724) und der peinlichen Gerichtsordnung (1726). Nachdem ihm schon 1722 die Würde eines oberrheinischen Kreisobersten durch Wahl zu Theil geworden war, hatte er das Glück ein Jahr vor seinem Tode (1738) sein fünfzigjähriges Regierungsjubiläum zu feiern.

7.

Ludwig VIII. (1739—1768), sein Sohn war ein großer Jagdfreund. Er vermählte sich 1717 mit der einzigen Erbtochter des letzten Grafen Johann Reinhard von Hanau, nach dessen Tode (1736) ein Erbschaftsstreit zwischen Hessen-Cassel und Hessen-Darmstadt ausbrach und erst 1771 dahin ausgetragen wurde, daß das erstere fürstliche Haus die Grafschaft Hanau-Münzenberg im Besitz behielt, dagegen die von Hessen-Darmstadt gleich anfangs besetzte Grafschaft Hanau-Lichtenberg, zu der die unter französischer Hoheit im Elsaß gelegenen Aemter Buchsweiler, Brumath, Hatten nebst Kuzzenhausen und Wörth, Staab, Offendorf, Ingweiler, Pfaffenhofen, Westhofen und Wolfisheim, die Aemter Lichtenau und Willstätt diesseits des Rheines und Lemberg gehörten, bei letzterer Landgrafschaft verblieben, und das bis dahin streitige Amt Schaafheim mit den Orten Schaafheim, Schlierbach, Spitzaltheim, Harpershausen und Dietzenbach ebenfalls an Letztere fiel. Ebenso kam Braubach am Rhein 1767, kraft eines endlichen Vergleichs mit Hessen-Cassel an Hessen-Darmstadt, das sich auch endlich mit Hessen-Homburg verglich. — Auch Ludwig VIII. hielt während des siebenjährigen Krieges treu zum Kaiserhause, in dessen Dienst er bis zur Würde eines General-Feldmarschalls emporstieg, wodurch das Land, namentlich Gießen und andere Theile Oberhessens von Freund und Feind (bis 1763) zum Schauplatz des Kampfes gemacht wurden. Die feierliche Begegnung des 74jährigen Landgrafen mit dem nach Frankfurt a. M. reisenden Joseph II. im Walde bei Heusenstamm *) und des Letzteren anerkennende Worte: „Daß der Landgraf sein bester Freund sei" war des Landgrafen „schönster Tag" (29. März 1764). Das Jagdschloß Kranichstein **), das aus jener Zeit eine Gallerie seltener Hirschgeweihe schmückt, wie die vielen Jagdschlösser in der oberen Grafschaft und in Oberhessen waren der Schauplatz seiner Parforce-Jägerei, die er mit Leidenschaft kunstgerecht ausübte. Auf dem erst genannten Jagdschlosse folgte nach der Jagd mit der Windbüchse unter der noch prangenden Ludwigsbuche oft ein Concert im Freien, oder eine Fahrt in einem mit sechs weißen Hirschen bespannten Wagen nach der Oper in Darmstadt, die des Landgrafen zweite Leidenschaft war. Graupner und Ernst Ch. Hesse († 1762) waren berühmte Musiker; Fiedler († 1765), von Löwenstern († 1754) und Konrad Seekatz († 1768) berühmte Maler. Auf einer dieser Fahrten sollte von Zigeunern ***) ein Anschlag auf des Landgrafen Leben ausgeführt werden, der aber durch die Treue eines Zigeuners vereitelt wurde. Seine Jäger belohnte der Landgraf mit Hirsch- und Saudueaten. Die Gefahr, die Schuldenlast durch eine kaiserliche Executions-Commission geordnet zu sehen, wurde durch eine Geldverwilligung der Landstände abgewandt. Verdienstlich

*) Landgraf Ludwig VIII. oder die Begegnung bei Heusenstamm. Von K. Buchner. S. 401.
**) Die Parforce-Jagden unter Ludwig VIII. Von C. Fr. Günther. S. 253. Aus dem Jagdbuche von Rautenbusch. S. 257.
***) Ludwig VIII. und die Zigeuner. Von W. O. von Horn. S. 260.

war die Erbauung eines Spinnhauſes (1742) wie eines Hauſes für die Landeswaiſen (1748). Der Landgraf verſchied *) plötzlich im 78. Lebensjahre im alten Opernhauſe, wo die Loge bis zur Erbauung des neuen Theaters vergittert blieb. Sein zweiter Sohn Georg Wilhelm, vermählt mit der Tochter des Grafen von Leiningen-Heidesheim gründete eine zahlreiche blühende Familie, die theils im „alten Palais" zu Darmſtadt, oder in deſſen Nähe auf dem beſcheidenen Landſitze Braunshardt **) ein glückliches Familienleben führte und mit vielen hohen Fürſtlichen Familien Europas in nahe verwandtſchaftliche Beziehung trat. Ludwig VIII. älteſter Sohn

8.

Ludwig IX. (1768—1790) folgte ihm in der Regierung. Da er ſchon als Erbprinz die Regierung der Hanau-Lichtenbergiſchen Lande (1736) angetreten, und den kleinen aus 34 Häuſern beſtehenden Ort Pirmaſens ***) im Amte Lemberg zu ſeiner Reſidenz erwählt hatte, ſo blieb letzteres Städtchen, auch als er regierender Landgraf geworden, ſein Lieblingsaufenthalt, während in ſpäterer Zeit ſeine geiſtvolle Gemahlin Henriette Ch. Caroline, die Tochter des Herzogs Chriſtian III. von Pfalz-Birkenfeld, die vertraute Freundin Friedrichs des Großen, die Erziehung ihrer Kinder, von denen ſich ihre Töchter Friederike Louiſe mit Friedrich Wilhelm II. König von Preußen, Wilhelmine, unter dem Namen Natalie Alexandrowna († ſchon 1776) mit dem nachmaligen Kaiſer Paul I., und Louiſe mit dem in der Geſchichte der deutſchen Cultur unſterblichen Karl Auguſt, Großherzog von Sachſen-Weimar vermählten, meiſtens am Hofe zu Darmſtadt lebte, wo Göthe's berühmter Freund, der Kriegszahlmeiſter J. H. Merk geehrt war, wo Klopſtock's Oden geſammelt wurden, wo Göthe, Herder und in früher Zeit Schiller ehrenvolle Aufnahme gefunden hatten. Im Gegenſatz zu ſeinem Vater ein enthuſiaſtiſcher Verehrer des großen Preußenkönigs, in deſſen Dienſten er als Erbprinz zu Prenzlau in der Uckermark als General bis zum Ausbruch des ſiebenjährigen Krieges ſtand, errichtete er zu Pirmaſens, das ſchon im Jahre 1789 zu einer Militärcolonie von 7000 Seelen angewachſen war, nach dem Vorbilde Friedrich Wilhelm I. von Preußen, ein Liebhaber großer Soldaten, ein Grenadierregiment, das er in ſeinen Exerrierhäuſern zu Pirmaſens und Darmſtadt (erbaut von Schuknecht) zu einer vortrefflich einexercirten Truppe erhob. Deshalb lebt auch dieſer Landgraf, der zu Pirmaſens ſtarb und in der Kirche daſelbſt begraben liegt, wo ihm der Großherzog Ludwig II. mit der Pietät eines Enkels ein Denkmal errichten ließ, noch im Munde des Volkes als der „alte Pirmaſenſer," während ſeine Gemahlin, ein Muſterbild fürſtlicher Frauen, im Herrngarten zu Darmſtadt unter einem Erdhügel begraben liegt, den Friedrich der Große mit einer Marmorurne ſchmücken ließ, die die Worte enthält: „Frau durch Geſchlecht, an Geiſt ein Mann (Foemina sexu, ingenio vir)." Aber neben ſeiner „Paſſion zum Soldatenſpiel" war er bis zu ſeinem Tode ein gerechter und fleißiger Fürſt, führte die nöthigen Erſparniſſe ein, lebte ſelbſt höchſt einfach und brachte dadurch die zerrütteten Finanzen in Ordnung, hob die den Landmann drückenden Wildbahnen auf, gab ſeine Landeskinder nicht für Geld in fremde Dienſte †), veranſtaltete eine Sammlung der Landesgeſetze, regte die Abfaſſung einer Landesgeſchichte durch B. Wenck an, hob (1771) die Tortur auf, errichtete eine Brandaſſecuranz, erbaute die Saline zu Salzhauſen, wie die erſten Chauſſeen und das Collegienhaus zu Darmſtadt. Viele dieſer wohlthätigen verjüngenden Reformen entwarf und

*) Des Landgrafen Ludwig VIII. Tod. 17. October 1768. Von H. Künzel. S. 403.
**) Die Braunshardt. Von C. Merck. S. 282.
***) Landgraf Ludwig IX. zu Pirmaſens und die Landgräfin Caroline Henriette. Von Ph. Bopp. S. 262.
†) Die Heſſen in Nordamerika während des Befreiungskrieges 1754—1786. Von Franz Löher. S. 283. Der Bäcker Chriſtoph Ludwig aus Gießen in Nord-Amerika. Von Franz Löher. S. 286.

führte von 1772 der bekannte Staatsmann Friedrich Karl von Moſer aus, der aber 1781 in Ungnade fiel und erſt durch ſeinen Nachfolger großmüthig entſchädigt wurde. Moſer rief 1777 die Landescommiſſion*) in's Leben, welcher auch der Dichter Matthias Claudius, der Wandsbecker Bote, angehörte, eine Behörde, deren Bemühen einzig darauf gerichtet ſein ſollte, „dem guten fleißigen Unterthan ſeine Abgaben leichter, ſein Leben froher, ſeinen Himmel blauer, ihn zufrieden mit ſich und dankbar gegen ſeinen Fürſten zu machen."

Ihm folgte ſein Sohn,

9.

Ludewig X. als Landgraf von 1790—1806, von da an bis 1830 als Großherzog Ludewig I.

VII. Das Großherzogthum Heſſen unter ſeinen drei erſten Großherzogen.

(1806—1856.)

1.

Ludewig I., Großherzog von Heſſen und bei Rhein.

(1806–1830.)

Ludewig I. ward am 14. Juni 1753 zu Prenzlau in der Uckermark geboren, wo ſein Vater, Ludwig IX., ein Anhänger und enthuſiaſtiſcher Verehrer Friedrich's des Großen, als preußiſcher Generallieutenant und Inhaber des Regiments Selchow ſeinen Standort hatte. Während der Vater, von Charakter heftig, aber gerade und tüchtig an Geiſt und Willen und wohlwollender Geſinnung, den größeren Theil ſeines Lebens als regierender Landgraf zu Pirmaſens, das er von einem Dorfe zu einem anſehnlichen Städtchen erhob, getrennt von ſeiner Gemahlin und ſeinen Kindern, dem Soldatenweſen lebte, hielt ſich ſeine Gemahlin, Henriette Chriſtina Karoline Louiſe, geborene Prinzeſſin von Zweibrücken-Birkenfeld, eine an Geiſt und Gemüth, an Charakter und Geſinnung ausgezeichnete Dame, in Darmſtadt auf. Sie erweckte eigentlich den Geiſt, durch welchen ſich die Glieder ihrer Familie ſeitdem auszeichneten. Durch des genialen Kriegraths J. H. Merk Vermittlung ſtand ſie mit Herder und Göthe, welche ſie die „große Landgräfin" nannten, wie auch mit Wieland in geiſtigem Verkehr, welcher Letztere in einem Briefe den Wunſch ausſprach: „nur einen Augenblick Herr des Schickſals zu ſein, um ſie zur Königin von Europa erheben zu können." Sie begrüßte zuerſt mit Begeiſterung die emporſtrebende junge deutſche Literatur, ſammelte und ließ die zerſtreuten Oden Klopſtock's drucken, und vererbte dieſe beſchützende Liebe und Anerkennung deutſcher Literatur, Kunſt und Wiſſenſchaft auf ihre Kinder, namentlich auf unſern Ludewig und deſſen Schweſter Louiſe, nachmalige Großherzogin von Weimar, Karl Auguſt's Gemahlin. Sie blieb mit Friedrich dem Großen bis zu ihrem Tode, wie mit der Kaiſerin Katharina II., in einem lebhaften vertrauten Briefwechſel, der, ihrer Beſtimmung gemäß, theilweiſe noch verſiegelt in dem Archive zu Darmſtadt aufbewahrt wird. Wie hoch ſie Friedrich der Große ſchätzte, geht daraus hervor, daß er ihr nach ihrem Tode auf ihrem im Schloßgarten zu Darmſtadt befindlichen Grabe —

*) Friedrich Carl von Moſer, Matthias Claudius und die Land-Commiſſion zu Darmſtadt. S. 277.

„dem Orte, wo ich," wie es in ihrem letzten Willen heißt, „von dem Geräusche des Hofes entzogen, meine Seele mit Gott unterhalten habe, dem ich bald für mein Leben Rechenschaft geben werde" — eine marmorne Graburne mit der bedeutungsvollen Inschrift: „Femina sexu, ingenio vir" errichten ließ, ihr, die er in einem Briefe folgendermaßen charakterisirte: „Cette princesse accomplie faisait l'ornement et l'admiration de notre siècle." J. E. Schmidt, der geistvolle hessische Geschichtschreiber, sagt über die Erziehungsweise ihrer Söhne und Töchter, die später die Throne von Preußen und Rußland zierten: „Der hohe Geist der fürstlichen Mutter war auch in Beziehung auf die Grundsätze der Erziehung dem Zeitalter vorangegangen. Ihr heller Blick hatte bereits früher das Richtige gefunden. Entfernt von aller Einseitigkeit, frei von den Fesseln beschränkender Meinungen, hatte sie selbstständig mit Weisheit erwogen, wie der Mensch und wie der Fürstensohn erzogen werden müsse, daß nicht die Sorge für das Eine verdrängt werde durch die Sorge für das Andere, nicht die Rücksicht auf das Körperliche durch die auf das Geistige, nicht die Rücksicht auf die Bildung des Herzens durch die auf die Bildung des Verstandes, nicht die Rücksicht auf den Beruf des Menschen durch die auf die Bestimmung des künftigen Regenten." Nachdem der Erbprinz auf der damals blühenden Universität Leyden studirt, auf seinen Reisen Frankreich und England kennen gelernt, trat er, veranlaßt durch die Vermählung seiner jüngeren Schwester Wilhelmine mit dem damaligen Großfürsten, späteren Kaiser Paul, im Jahre 1773 als Generalmajor in das russische Heer. An den Ufern der Donau unter dem Grafen Romanzow erkämpfte er sich seine Lorbeeren, verließ aber nach dem Tode seiner Mutter und Schwester den russischen Kriegsdienst. Er führte von nun an theils zu Darmstadt, theils auf seinem Landsitze zu Auerbach an der Bergstraße ein seinem künftigen Berufe, den Wissenschaften und Künsten geweihtes Leben, das durch den Umgang einer geistreichen und schönen Gemahlin, Louise Karoline Henriette, beglückt wurde. Sie, die Tochter seines väterlichen Oheims, des Prinzen Georg von Hessen, schenkte ihm fünf Söhne, den Großherzog Ludewig II., die Prinzen Georg, † 17. April 1856, Friedrich, Emil, † 30. April 1856 zu Baden-Baden, Gustav — † 1806 —, und eine Prinzessin Louise — 1811 als Wittwe des Prinzen von Anhalt gestorben. Im Jahre 1827 feierten sie ihre goldene Hochzeit. Zwei Jahre später starb die Großherzogin, des Augenlichts fast beraubt. Durch eigene Anschauung hatte er die Bedürfnisse des Volkes kennen gelernt und blieb auch später dieser Gewohnheit treu, indem er für Jedermann zugänglich war. Schon von 1779 an hatte er an seinem Geheimen Cabinetssecretär Schleiermacher *), der 1829 sein fünfzigjähriges Dienstjubiläum feierte, einen Diener und Freund gefunden, der ihm alle großen und schönen Ideen ausführen half. Namentlich war es Schleiermacher, welcher jungen einheimischen Gelehrten und Künstlern — wie dem großen Orientalisten Schulz und dem Chemiker J. Liebig **) — fürstliche Unterstützung zuwandte und die naturhistorischen und Kunstsammlungen, das Museum wie die Bibliothek gründen und erweitern half. Göthe pries den zweiundzwanzigjährigen Prinzen „als eine treue feste Natur, mit einer geraden tüchtigen Existenz und einer ungeheuern Imagination." So vorbereitet bestieg er am 6. April 1790 nach dem Tode seines Vaters den Thron, auf welchem er gerade vierzig Jahre, bis zum 13. August 1806 als Landgraf, von da an als der erste Großherzog von Hessen und bei Rhein saß. Die Landgrafschaft war damals ungefähr 100 Q.-M. groß und zählte gegen 300,000 Einwohner mit $1\frac{1}{2}$ Million Gulden Einkünften; er hinterließ seinem Nachfolger das Großherzogthum von Hessen und bei Rhein mit einem Flächenraum von 153 Q.-M. mit einer Bevölkerung von 811,503 Seelen. Nach dem Ausbruch der französischen Revolution nahm er am Reichskriege thätigen Antheil, mußte mit seinem Lande, das die hanau-lichtenbergischen Besitzungen jenseits des Rheins verlor, schwere Opfer bringen, erhielt aber durch den Reichsdeputationshauptschluß von 1803 Gebietsentschädigung und zwar das kurkölnische

*) E. Ch. Fr. Ad. Schleiermacher. Von K. Wagner. S. 298.
**) Justus Liebig und die Gießener Schule der Chemie. Von Hermann Kopp. S. 334.

Herzogthum Weſtphalen, wie auch verſchiedene mainziſche und pfälziſche Oberämter. Wie glücklich ſich namentlich Weſtphalen unter der heſſiſchen Regierung — vom 6. October 1802 bis 8. Juli 1816 — fühlte, davon iſt der ſprechendſte Beweis die Bitte, welche die Bewohner der ehemaligen Hauptſtadt Arnsberg in einer Adreſſe vom 19. Auguſt an den Großherzog Ludwig II. richteten: „Er möchte in Gnaden geruhen, den Bewohnern des Herzogthums Weſtphalen durch die Schenkung des Bildes ihres früheren Regenten, Großherzog Ludewig's I., auf den Rathhausſaal zu Arnsberg ein höchſt erfreuliches und ſchätzbares Andenken an deſſen glückliche Regierung huldvollſt zu gewähren.“ Der Weltſturm begann von Neuem. Das tauſendjährige deutſche Reich fiel und Kaiſer Franz II. legte, der Letzte, die Krone nieder. Um ſeinen Staat zu retten, ſchloß ſich Ludwig an den Protektor des Rheinbundes an und wurde am 13. Auguſt 1806 zum Großherzog von Heſſen und bei Rhein durch Napoleon erhoben. Die Heſſen fochten ehrenvoll unter ihrem ausgezeichneten Feldherrn, Ludewig's jüngſtem Sohne, dem Prinzen Emil *), in Preußen, Oeſtreich, Spanien **) und Rußland ***) für den franzöſiſchen Kaiſer. Ludewig war wiederum einer der Letzten, welcher ſich am 2. November 1813 vom Kaiſer Napoleon †) losſagte. Er trat dem deutſchen Bunde bei und erhielt für das Herzogthum Weſtphalen die ſchöne Rheinprovinz. Schon während der Schrecken des Krieges hatte er den Weg einer humanen Reform ſeines Landes betreten; ſo gab er 1810 Geſetze über Vergütung des Wildſchadens und hob 1811 die Leibeigenſchaft und Frohnpflicht auf. Nach eingetretenem Frieden erleichterte er fortwährend ſein Land von den auf ihm haftenden drückenden Laſten, trennte die Rechtspflege von der Verwaltung und gab eine freiſinnige Gemeindeordnung. Er hob die geiſtige und ſittliche Bildung des Volkes durch Verbeſſerung des Volksunterrichts, durch Errichtung zweier Schullehrerſeminare, Verbeſſerung der Gymnaſien, und der Kriegsſchule, Gründung von Real- und Gewerbſchulen; er verbeſſerte die Wittwenkaſſen; ein Netz ausgezeichneter Straßen fing an, ſich über das ganze Land auszubreiten; Offenbach erhielt eine Schiffbrücke; der Lauf des Rheins wurde durch einen Durchſtich am Geier verkürzt; er ließ ein bürgerliches und Strafgeſetzbuch für ſeine Lande vorbereiten. Das Miniſterium unter von Grolmann und nach ihm unter dem noch lebenden Freiherrn du Thil wirkte in ſeinem Geiſte und in ſeiner großartigen Geſinnung. Großartig war ſeine Geſinnung für Gedankenfreiheit und religiöſe Duldung. Er hörte gern die Sprache der Wahrheit; politiſch überſpannten und verirrten Jünglingen verzieh er großmüthig; in ſeiner Reſidenz fand der katholiſche Bibelüberſetzer, Leander von Eß, eine ſichere Freiſtätte; den Bau einer katholiſchen Kirche in ſeiner Reſidenz unterſtützte er reichlich; religiöſe Unduldſamkeit, von welcher Confeſſion ſie ausging, machte er unſchädlich, und niemals lieh er der Verläumdung ſein Ohr. Zu ſeinem Hofprediger erhob er den Dorfpfarrer Dr. Ernſt Zimmermann. Thätigkeit war ihm andere Natur; ſeine vielen geiſtvollen Randbemerkungen und Reſolutionen in den Regierungspapieren würden, wenn zuſammengeſtellt, ſeine großartige, klare und edle Politik und raſtloſe fürſtliche Thätigkeit zeigen. Seine erprobten Diener hielt er ſtets wie Freunde hoch in Ehren. Geiſtreiche Männer liebte er um ſich, wie ſeinen Leibarzt von Wedekind, ſeinen vertrauten Schleiermacher, den großen Componiſten und Orgelſpieler, Abbé Vogler ††), unter dem Karl M. v. Weber, Meyerbeer und andere berühmt gewordene Künſtler ihre Studien zu Darmſtadt machten. Die Univerſität Gießen erweiterte er durch Lehrer und Geldmittel; Liebig fand an ihm fortwährend einen würdigen Beſchützer, wie dies in der Verſammlung der brittiſchen Geſellſchaft der Wiſſenſchaft zu York rühmend anerkannt wurde.

*) Die Feldzüge des Prinzen Emil von Heſſen. Von Haneſſe. S. 313.
**) Die Heſſen auf der Breſche von Badajoz in Spanien. 1812. Von G. Maurer. S. 304.
***) Rückzug der Heſſen aus Rußland im Jahre 1812. Von Fr. Peppler. — Das Lied vom Prinzen Emil von Heſſen. Von H. Künzel. S. 406.
†) Die Koſacken und Franzoſen in Darmſtadt. Von F. Ritſert. S. 309. — Prince Emilius of Hessen-Darmstadt. Von R. M. Milnes. S. 407.
††) Abt Vogler und ſeine Schüler. Von H. Künzel. S. 301.

Das edelſte Kleinod aber, welches er ſeinem Volk 1820 gab, war die Verfaſſungsurkunde *), die, freiſinnig abgefaßt, auch freiſinnig gehandhabt wurde. Auf ihn konnte man, wie er ſelbſt zu ſeinen Ständen ſprach, ſtets ſicher rechnen. Einen hohen Genuß fand Ludewig auf ſeinen Spazierfahrten in den urkräftigen Buchen-, Eichen- und Tannenwäldern, welche ſich wie ein grüner Kranz um ſeine Reſidenz winden; er wies dadurch ſeine Unterthanen auf den Quellen des reinſten Naturgenuſſes hin, wie er ihnen, als großer Kenner der Muſik, nachdem er ſich durch den Verſchönerer ſeiner Hauptſtadt und ſeines Landes, den Oberbaudirector Moller, das großartige Opernhaus hatte bauen laſſen, einen Tempel der Kunſt eröffnete, in welchem die größten Schöpfungen der Ton- und Dichtkunſt oft durch die berühmteſten Künſtler zur Ausführung kamen. Er leitete ſelbſt die Muſikproben und bildete ſich ſo eine berühmte Kapelle heran **). Kein deutſches Theater leiſtete damals Bedeutenderes in der Oper, als das Seinige. — Sein großer Geiſt ſchied ſanft am 6. April 1830, 12 Uhr Nachmittags ***). Sieben und ſiebenzig Jahre hatte er gewirkt. Er nahm den Ruhm mit, bis zum letzten Augenblick auf der Höhe ſeiner Zeit geſtanden und ſie begriffen zu haben. Auch der Ruhm bleibt ihm, daß er durch ſeine Miniſter du Thil und von Hoffmann nach längeren in Berlin gepflogenen Conferenzen durch den Abſchluß des Zollvereins am 14. Februar 1828 den Grundſtein zum deutſchen Zollverein legen ließ. Ohne Schmeichelei, die dem Lebenden in der Seele verhaßt war, durfte daher ſein Staatsminiſter du Thil dem Todten nachrühmen: „daß er ſeine vieljährige Regentenlaufbahn mit dem erhebenden Bewußtſein beſchloſſen habe, der erhabenen Beſtimmung, welche ihm die göttliche Vorſehung während ſeines irdiſchen Daſeins zu Theil werden ließ, ausſchließend gelebt und ihr vollkommen Genüge geleiſtet zu haben.“ In der Fürſtengruft zu Darmſtadt ruht er unter ſeinen Vätern.

2.

Ludwig II.

(1830—1848).

Der Anfang und das Ende der Regierung dieſes vom Geiſte ächter chriſtlicher Humanität erleuchteten Landesfürſten wurde von zwei der größten politiſchen Stürme der Neuzeit vorübergehend getrübt, die ſein edles Herz bekümmerten, ihn aber deſto troſtreicher auf das hinwieſen, was Großes und Segensreiches im Leben des Staates während ſeiner achtzehnjährigen Regierung durch ihn geſchehen war. Zwar erlebte nur er, nicht aber ſeine Gemahlin Wilhelmine, geborne Prinzeſſin von Baden († 1836), die Vermählung ihrer Tochter, der jetzigen Kaiſerin Maria Alexandrowna (1841) mit dem damaligen Thronfolger, jetzigen Kaiſer Alexander II. von Rußland, dagegen aber beide die Vermählung ihrer Söhne mit Töchtern aus den Königshäuſern Bayern und Preußen. Was der Vater begonnen, deſſen Denkmal †) nicht bloß das dankbare Volk, ſondern auch der dankbare Sohn am 25. Auguſt 1844 einweihte, ſetzte der Sohn voll Pietät, im Geiſte des Vaters, nach allen Richtungen fort. Durch das mit der katholiſchen Kirche 1829 abgeſchloſſene und 1837 in Vollzug geſetzte Concordat wurden die Verhältniſſe der katholiſchen Kirche im Lande geregelt, und 1830 eine katholiſche Fakultät an der Landesuniverſität geſchaffen. Die evangeliſche Kirche erfuhr eine der Zeit angemeſſene Neugeſtaltung, (1832), ein evangeliſches Predigerſeminar

*) Das Verfaſſungswerk in Heſſen. Von P. J. Floret. S. 329.

**) Das Theater zu Darmſtadt in ſeinen Anfängen und ſeiner Entwickelung. Von Dismas Fuchs. S. 304.

***) Ludewig I., Großherzog von Heſſen. Von K. Baur. S. 410.

†) Die drei großen Feſttage zu Darmſtadt am 25., 26. und 27. Auguſt 1844. Von H. Künzel. S. 294.

wurde (1837) zu Friedberg gegründet, und die Sonntagsfeier durch eine strenge Ordnung gehoben (1841). Das höhere Schulwesen, wie das Volksschulwesen (1832) wurde umgestaltet und verbessert, die Gymnasien mit bessern Mitteln ausgestattet, die höhere Gewerbschule, und außer den drei Provinzialrealschulen, in allen größeren Städten Realschulen gegründet. Die Universität Gießen, welche 1832 ein Klinikum erhielt, wurde durch die besondere Pflege der Naturwissenschaften eine hohe Schule für die ganze gebildete Welt*). Taubstummenanstalten entstanden zu Friedberg und Bensheim, am ersteren Ort seitdem eine Blindenanstalt, die noch auf die Uebergabe an den Staat wartet. Durch die Eintheilung des Landes in Kreise (1831 und 1835), durch treffliche mit den Ständen vereinbarte Gesetze, wie das Feldstrafgesetzbuch, namentlich aber das in allen Theilen des Landes gültige Strafgesetzbuch (1841) wurde Gerechtigkeitspflege und Verwaltung gehoben und gefördert. Am landwirthschaftlichen Verein (1831) wie am Landesgewerbverein (1837), welche Zeitschriften veröffentlichen, fanden Landwirthschaft, Industrie und Handel fördernde Mittelpunkte, deren Lebensthätigkeit auf den Weltausstellungen zu London und Paris, wie auf der allgemeinen deutschen Industrieausstellung zu München**) sich***) glänzend bewährte. Das Straßenbaunetz ward im ganzen Land vollendet; durch das Rentenablösungsgesetz (1836) an der Entlassung des Grund und Bodens fortgearbeitet, das Grundeigenthum durch Anlegung neuer Hypothekenbücher (1830 und 1836) erhöht und gesichert, das Münzwesen innerhalb der Vereinsstaaten geregelt, der deutsche Zollverein immer mehr erweitert; eine neue Aera des Verkehrs durch die Erbauung und Eröffnung der Main-Neckarbahn eröffnet, das Ständehaus gebaut, die Stadtkirche erneuert, der Philippsorden mit der Devise: „Wann Gott mit uns ist, wer ist gegen uns? (Si Deus nobiscum est, quis contra nos?)" (1. Mai 1840) gestiftet, wie (26. December 1833) das silberne Kreuz für 25 treue Militärdienstjahre, das goldene Kreuz für 50 treue Militärdienstjahre (30 October 1839), die Felddienstmedaille für treuen Dienst im Kriege (14. Juni 1840) und die goldene Verdienstmedaille des Ludewigsordens für 50 treue Dienstjahre. Ludwig II. nahm seinen Sohn den Erbgroßherzog (geboren den 9. Juni 1806) einige Monate vor seinem Tode zum Mitregenten an. Ludwig verdient mit Recht der „Gütige und Milde" genannt zu werden, denn Arme zu unterstützen und Gerechtigkeit mit gnädiger Hand zu üben war seines Herzens größte Freude. Er ruht auf der Rosenhöhe bei Darmstadt neben seiner Gemahlin, in der von Letzterer im griechischen Style erbauten Kapelle, welche die Aufschrift trägt: „In der Hoffnung ewigen Zusammenseins." In spem aeterni consortii.

3.

Ludwig III., regiert vom 16. Juni 1848. Aus der Zeit der politischen Stürme, welche von der Februarrevolution in Frankreich angeregt, wie über das übrige Deutschland so auch über das engere Vaterland dahin brausten, ging bei rascher Auffassung der Verhältnisse durch den hochherzigen Sinn und den bestimmten Willen seines geliebten Regenten das Großherzogthum ungefährdet zu ruhiger wohlthätiger Entwicklung seines Staatslebens über und wandelt seitdem auf der Bahn des praktisch Erreichbaren. — Im Staatsleben und der Gesetzgebung sind wichtige und durchgreifende Verbesserungen eingetreten, unter andern durch die Gesetze über Erwerbung des Grundeigenthums, über Verjährung der persönlichen Klage und das Polizeistrafgesetz (in Kraft getreten am 1. Mai 1856). Seitdem sind die Main-Weser-Bahn und die hessische Ludwigsbahn mit ihren electrischen Telegraphen eröffnet, die Aschaffenburger und die Mainz-Bingerbahn in Angriff genommen worden. Das Land ist durch die

*) Justus Liebig und die Gießener Schule der Chemie. Von Hermann Kopp. S. 334.
**) Die Industrie-Ausstellung zu München. Von Wieck. S. 617.
***) Die Industrie in Hessen. Nach Denninger. S. 614.

Errichtung zweier Banken, der Bank für Handel und Industrie, und der Bank für Süddeutschland in die Sphäre der Politik des Credits eingetreten. Oeffentlichkeit und Mündlichkeit mit Geschworengericht in Strafsachen haben den Rechtssinn des Volkes geschärft. — Wissenschaft und Kunst genießen Pflege und Auszeichnung; das Theater, besonders die Oper leistet Vorzügliches. Die schönen Waldanlagen, die in großer Ausdehnung im Norden, Osten und Süden gleich einem großartigen Park sich um die Residenz ausbreiten und den Sinn für Naturgenuß zum Gemeingut aller Stände gemacht haben, wie die Benutzung der reizenden Gärten verdanken wir dem Großherzog. Ueberall hat im Lande seine Pietät das, was die Ahnen geschaffen, erhalten oder mit historischer Treue erneuert. — Ein scharfes und geübtes Auge sieht und prüft überall selbst; ein edler, wohlwollender, aber bestimmter Sinn sucht in rastloser Thätigkeit das Beste von Land und Leuten, Pünktlichkeit und Ordnung in allen Zweigen des öffentlichen Dienstes und auf allen Gebieten menschlicher Thätigkeit gedeihlich zu fördern und zu pflegen.

Druckfehler.

Seite 292 auf der dreizehnten Zeile von unten statt 1799 lese 1790.
„ 293 „ „ neunzehnten Zeile von unten nach „Dr. Ernst“ füge noch „Zimmermann“ hinzu.
„ 407 „ „ siebenten Zeile von unten statt Mildes lese Milnes.
„ 580 „ „ sechszehnten Zeile von unten statt Ruckgau lese Rodgau.
„ 654 „ „ sechszehnten Zeile von unten nach den Worten: „mit dem nach Frankfurt a. M. reisenden“ füge hinzu:
„Kaiser Franz der Erste und dem römischen Könige.“
Dann in derselben Zeile statt „des Letzteren“ lese „des Kaisers.“

Schriften und Abhandlungen über Heſſen (Hassiaca) ſind bis jetzt von demſelben Verfaſſer folgende erſchienen :

1) **Chronik der Feierlichkeiten,** welche auf Veranlaſſung der hohen Vermählung Seiner Hoheit des Erbgroßherzogs Ludwig mit Ihrer Königlichen Hoheit der Prinzeſſin Mathilde von Bayern in Bayern und Heſſen ſtattfanden. Nebſt kurzen Lebensumriſſen des durchlauchtigſten Hohen Paares. Darmſtadt 1834. 8°.
2) **Peter Schöffer von Gernsheim,** eine hiſtoriſche Skizze bei Gelegenheit der Errichtung des Standbildes in Gernsheim. Darmſtadt 1836. 8°.
3) **Eliſabeth.** Feſtſpiel zur Feier der hohen Vermählung Seiner Hoheit des Prinzen Carl Wilhelm Ludwig von Heſſen und bei Rhein mit Ihrer Königlichen Hoheit der Prinzeſſin Eliſabeth Marie Caroline Victoria von Preußen. Gedicht von H. Künzel. Muſik von C. Thurn, Großherzoglicher Hofkapellmuſikmeiſter. Darmſtadt 1836. 8°.
4) **Die letzte Huldigung.** Ode, geweiht dem Andenken der in den ewigen Frieden eingegangenen Allerdurchlauchtigſten Fürſtin und Frau Wilhelmine Louiſe, Großherzogin von Heſſen und bei Rhein. Darmſtadt den 30. Januar 1836. 4°.
5) **Zur hohen Verlobungsfeier** der Durchlauchtigſten Prinzeſſin Marie von Heſſen mit Seiner Kaiſerlichen Hoheit dem Thronfolger von Rußland. Eine Ode. Darmſtadt den 10. Mai 1840. 4°.
6) **Das Ludewigs-Monument** und die Feſttage zu Darmſtadt. Darmſtadt 1844. 12°. (Beſonderer Abdruck aus der Leipziger Illuſtrirten Zeitung.)
7) **Ueber das zu Bingen gefundene älteſte Chriſtusbild.** Ein Beitrag zur chriſtlichen Alterthumskunde. Darmſtadt 1847. 8°. Mit einer lithographiſchen Abbildung. (Beſonderer Abdruck aus dem Archiv für heſſiſche Geſchichte. V. 2. Nr. VIII.)
8) **Zur Geſchichte des Gaſthofs „Zur Traube" in Darmſtadt.** Ein culturhiſtoriſches Bild des deutſchen Wirthshauslebens im 18. und 19. Jahrhundert. Nach archivaliſchen Nachrichten. (Abgedruckt in dem Werke von C. F. Günther : Denkwürdiger und nützlicher heſſiſcher Antiquarius. Erſtes Buch Friedberg 1856.)
9) **Heſſiſche Liederchronik** oder Geſchichte von Heſſen und bei Rhein aus dem Munde der Dichter. Friedberg 1855. (Beſonderer Abdruck aus der Geſchichte von Heſſen.)
10) **Bildniſſe der heſſiſchen Landgrafen,** Philipps des Großmüthigen von Heſſen und Georgs I., Landgrafen von Heſſen-Darmſtadt. Nach den Originalzeichnungen der am Ludwigstage, 25. Auguſt 1853, zu Darmſtadt auf dem Platze zwiſchen dem Theater und dem Zeughauſe aufgeſtellten Statuen von Joh. Bapt. Scholl. Mit lebensgeſchichtlichen Umriſſen von H. Künzel. München, Darmſtadt und London. 1853.
11) **Der Landgraf Georg von Heſſen-Darmſtadt** im Feld und am Hofe in Spanien. 1695—1701. Nach den Urkunden dargeſtellt von H. Künzel. Im Archiv für heſſiſche Geſchichte und Alterthumskunde. VIII. Band. I. Heft. S. 65—201.
12) Im Erſcheinen begriffen :

Künzel, H., Das Leben und der Briefwechſel des Landgrafen Georg von Heſſen-Darmſtadt, des Eroberers und Vertheidigers von Gibraltar u. ſ. w.

Von demſelben Verfaſſer ſind folgende hiſtoriſche und literariſche Werke erſchienen :

1) **Drei Bücher deutſcher Proſa** in Sprach- und Stylproben von Ulphilas bis auf die Gegenwart. 3 Theile. Frankfurt 1837.
2) **Leben und Reden Sir Robert Peels.** Ein Beitrag zur Geſchichte conſtitutioneller Entwicklung und Politik Englands, während der letzten vierzig Jahre (1810 — 1850). 2 Bände. Braunſchweig 1851.
3) **Geſchichte von Heſſen,** insbeſondere des Großherzogthums Heſſen und bei Rhein, in Chronik- und Geſchichtsbildern, in Liedern, Mundarten, Sagen, Volksliedern, in geographiſchen Skizzen und einer Geſchichte Heſſens in Ueberſichten.